Die Weltbühne

Der Schaubühne XXVIII. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

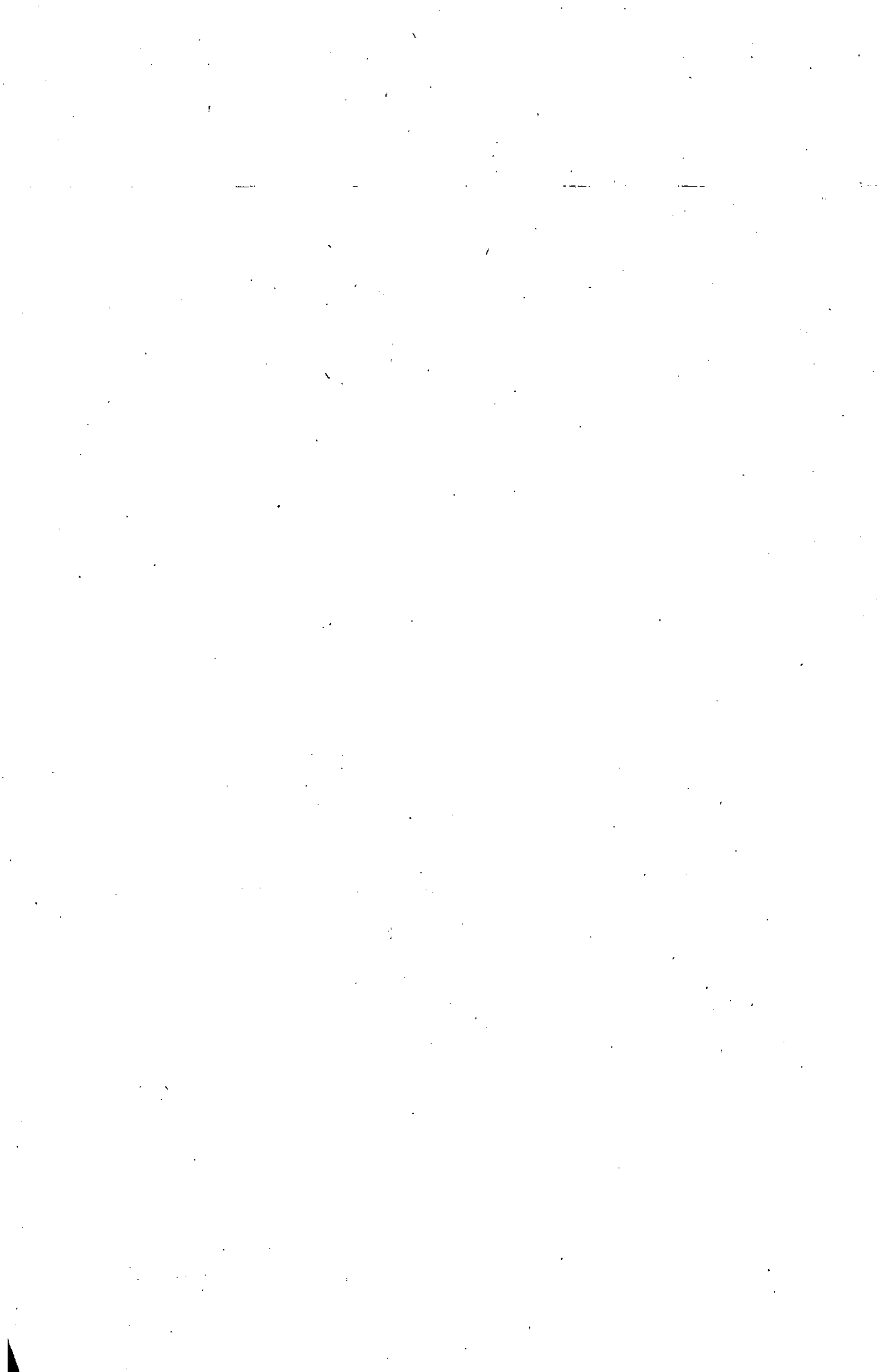
Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

28. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 3 2

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152



Register der ‚Weltbühne'

XXVIII. Jahrgang (1932), 1. Band

Autorenregister

Sachregister

Der Fall Franz Höllering von Carl v. Ossietzky

Mitte Dezember ist der Chefredakteur der ‚B. Z. am Mittag', Doktor Franz Höllering, plötzlich seines Postens enthoben worden. Der Fall ist in allen deutschen Redaktionen leidenschaftlich erörtert worden, trotzdem hat, von rechtsradikalen und sozialistischen Blättern abgesehen, nirgendwo eine Notiz darüber gestanden. Denn die Presse schreibt bekanntlich nicht über sich selbst. Höllering galt, wie kaum ein Zweiter, für die Leitung eines großen Boulevardblattes qualifiziert, dessen entscheidender Dienst sich in einer ungeheuer aufreibenden und spannenden Vormittagsstunde zusammendrängt. Als Chef der ‚B. Z.' hat Höllering eine schnelle und elegante Hand bewiesen, er hat ein in gutem Sinne aktuelles Blatt gemacht. Weshalb also diese überraschende Verstoßung?

Höllering hat bei Münzenberg angefangen. Daran hat bis vor einiger Zeit niemand Anstoß genommen. Im Gegenteil. Als Höllering in das Haus Ullstein geholt wurde, zunächst in den Bühnen-Verlag, da brauchte man einen Verbindungsmann nach links, der Beziehungen zur jungen Literatur hatte, denn damals kokettierte man noch mit dem Kulturradikalismus. Inzwischen ist die Schwenkung erfolgt, inzwischen sind auch, vor etwa vierzehn Tagen, die Richtlinien des Vorstandes an alle Redaktionen des Hauses ergangen, in denen der neue reaktionäre Kurs festgelegt wurde. Heute ist man eifrigst bemüht, alle Spuren einer republikanischen und kulturradikalen Vergangenheit zu verwischen. Heute riskiert man lieber langweilig zu sein, als den Anstoß der regierenden oder morgen vielleicht regierenden Mächte zu erregen. Vor einiger Zeit hat hier Heinz Pol seinen Abgang von der Redaktion der ‚Voß' geschildert. Der Fall Höllering bedeutet in dem Abstieg eines großen liberal-demokratischen Zeitungshauses eine weitere traurige Etappe. Ullsteins Abmarsch zur gelben Presse hat begonnen.

Es ist nach Höllerings Absetzung sofort öffentlich behauptet worden, den Anlaß dazu habe eine Beschwerde des Reichswehrministeriums beim Verlag gegeben, weil ihm die großaufgemachte Meldung über Hitlers Luftflotte nicht in den Kram gepaßt habe. Der Verlag Ullstein hat sofort heftig dementiert, und wir wollens hinnehmen, denn so grob dürfte sich das wohl nicht abgespielt haben. Es ist auch kaum anzunehmen, daß ein Herr aus dem RWM mit Helm und Schleppsäbel beim Verlag erschienen wäre, um dort Groeners Gravamina vorzubringen. Solche Fäden werden feiner gesponnen. Es ist nicht unbekannt, daß man in der Wilhelm-Straße von dem linksradikalen Chef der ‚B. Z.', der das Blatt möglichst unabhängig halten wollte, nicht entzückt war. Diese Stimmungen müssen sich allmählich auf den Verlag übertragen haben.

Im vergangenen Sommer wurde die ‚B. Z.', wie hier im einzelnen nicht rekapituliert werden soll, von dem „Reichspressechef" Zechlin mit einer sogenannten Zwangsauflage bedacht, die zwar von den Ullsteinblättern einmütig zurückgewiesen wurde, bei den Verlagsspitzen jedoch die Stellung des Chefredakteurs der ‚B. Z.' nicht gefestigt zu haben scheint, und weiter wurde ihm auch die ausführliche Berichterstattung und entschlossene Parteinahme im Weltbühnen-Prozeß unangenehm vermerkt. Der Verlag Ullstein kann über Groeners angebliche Intervention gut Dementis loslassen. Nicht dementieren kann er dagegen, daß Höllering nach dem Erscheinen jener Nummer der ‚B. Z.', in der die Nachricht über Hitlers Luftstreitkräfte enthalten war, von seiner Ablösung unterrichtet wurde. Der Verlag hätte übrigens in sein Dementi ein viel triftigeres Argument hineinbacken können. In berliner Zeitungskreisen weiß man nämlich recht gut, daß schon eine Woche vor der Abberufung Höllerings ein hervorragender Mitarbeiter der ‚Voß', Herr Doktor Reinhold, von Herrn Staatssekretär Pünder gesprächsweise erfahren hatte, daß die ‚B. Z.' jetzt endlich einen andern Chef bekomme und zwar gleich wen. Herr Reinhold war darüber äußerst bestürzt, denn niemand, und Höllering zu allerletzt, wußte davon. Aber ein hoher Beamter war schon eine Woche vor dem Krach unterrichtet. So war also die Neubesetzung der Chefredaktion in der ‚B. Z.' schon eine im Stillen beschlossene Sache, und, ob mit oder ohne Intervention aus der Bendler-Straße, — der Verlag fand die Veröffentlichung über Hitlers Luftmarine als den zum Bruch geeigneten Anlaß. Und am 17. Dezember schreibt das Zentralorgan der Nazis so triumphierend, als hätte es selbst eine Schlacht gewonnen: „RWM gegen Wehrverräter im Hause Ullstein ... Wenn sich das RWM mit Recht endlich gegen den fortgesetzten Landesverrat der berliner Asphaltliteraten zur Wehr setzt, so ist das nur zu begrüßen." Kein Vernünftiger bezweifelt, daß Ullsteins Dementi wenigstens in formaler Hinsicht wasserdicht ist. Aber vor dem nationalsozialistischen Jubel darüber ist nur zu fragen: Wer freut sich darüber? Cui bono?

Man muß hier allerdings, um die Abneigung des Verlags gegen militärpolitische Themen ganz zu verstehen, etwas Wichtiges einflechten: es schweben nämlich noch zwei Landesverratsverfahren gegen Ullsteinredakteure. Wenn diese Verfahren auch kaum jemals zu Prozessen gedeihen werden, so genügen sie doch, um eine Zeitung unter Druck zu halten. Und damit kommen wir zu einer besonders heitern Methode, Blätter mit unbequemen kritischen Anfällen zu terrorisieren. Man macht wegen irgendwelcher Bagatellen einfach eine Anzeige, die hängt dann wie ein spitzes Messer über dem Haupt der Redaktion. Sie wird, wenn sie wieder was gegen die Reichswehr hat, sich die Sache beim nächsten Mal überlegen. Das RWM versteht nun zwar nicht die Bohne von der Presse, dennoch manches von der Psyche der deutschen Zeitungsverlage. Die Mehrzahl unsrer Zeitungsverleger ahnt nicht, was für eine Macht sie repräsentiert. Bei einem Konflikt zwischen ihren Redakteuren und einer Behörde, und namentlich einer

militärischen, siegt ihre Servilität, und der Skalp des Redakteurs wird still verhandelt. Lieber Gott, man muß Beziehungen zu höhern Stellen aufrechterhalten! Außerdem wünscht man sich ein reputierliches Blatt, und Landesverrat hört sich wirklich nicht schön an, und nachdem im Weltbühnen-Prozeß nun sogar wegen Spionage verdonnert wurde, wird man künftighin alle Militärkritik lieber ganz beiseite lassen. Nicht an das allzu prunkvolle Haus in der Tiergartenstraße, an das Reichsgericht in Leipzig gehört die goldene Inschrift: Der Deutschen Presse.

Der Verlag Ullstein mag dementieren, daß Höllering dem schäumenden Acheron in der Bendler-Straße geopfert worden sei. Nicht dementieren kann er die zunehmende Laschheit aller seiner Blätter. Nicht dementieren kann er die Tendenz, die in der Wahl von Höllerings Nachfolger liegt, der dem Staatssekretär Pünder schon acht Tage vor dem Krach bekannt war. Das ist Herr Fritz Stein, Vertreter des ‚Hamburger Fremdenblatts' in Berlin, der Sohn des alten Irenäus von der ‚Frankfurter Zeitung'. Ein Journalist, der weder schreiben kann noch durch Reporterbegabung oder Einfälle glänzt. Eine Couloirexistenz, ein Pimperl Wichtig, das immer dort Posto faßt, wo sich zwei Minister unterhalten. Eine gefällige Schallplatte der Wilhelm-Straße, ohne Kenntnisse, Meinungen, Überzeugung. Ein Mann der Beziehungen, von der Gunst von Ministern, Staatssekretären und Pressedirigenten getragen.

Zugegeben, daß grade die Lage der liberal-demokratischen Presse in dieser Zeit recht prekär ist. Wirtschaftlichen Liberalismus gibt es nicht mehr, eine bürgerliche Linkspartei gibt es nicht mehr, die alte Leserschicht stirbt aus oder proletarisiert. Die Zeitungsverleger starren fasciniert auf die Erfolge der rüden, schlecht gemachten rechtsradikalen Gassenjournale mit ihren kreischenden Schlagzeilen, das hat vielen von ihnen gründlich den Kopf verdreht, und sie möchten jetzt auch so etwas Ähnliches haben. Bei Ullsteins heißt das Ideal: ein ‚Völkischer Beobachter' mit der Genehmigung des Rabbinats, von Brüning ebenso geschätzt wie von Braun und auch von den Kommunisten gern auf der Straße gekauft; ein Bastard von Goebbels und der Tante Voß. Da sich dieses bizarre Verlagsideal nicht leicht verwirklichen läßt, behilft man sich einstweilen mit einem reichlich chimärischen „innern Gleichgewicht"; man dämpft, man retuschiert, man untersagt der ‚Voß' etwa den Gebrauch des Wortes „Nazi", um die Leute „nicht unnütz zu reizen". Und bei dieser Taktik werden die Blätter immer langweiliger und ein immer schlechteres Geschäft. Denn so rächt sich dieser Zitterkurs. Die ‚Morgenpost', die früher immerhin einigen politischen Nutzen brachte, sinkt unter dem Druck von oben in hoffnungslose Vernulpung. In der ‚Vossischen Zeitung', die mit Bernhards Ausscheiden aufgehört hat, ein international beachtetes Blatt zu sein, läuft Herr Elbau schusslig herum und kämpft radikale Anwandlungen von Kollegen mit dem geflügelten Wort nieder: „Aber, meine Herren, wir sind doch kein jüdisches Blatt!" Die ‚B. Z.' hat mit Höllering Haltung und Farbigkeit verloren, und das ‚Tempo' soll nach einem Gerücht, das wir nicht kontrollieren

können, ganz eingezogen werden. Mißerfolge überall, klatschende Ohrfeigen, die die Wirklichkeit konfus gewordenen Kaufleuten verabfolgt, die sich einbilden, daß Charakterlosigkeit allein schon Pressesiege gewährleistet. Die kommunistischen und nationalsozialistischen Blätter triumphieren und drücken die Auflagen der Ullsteinblätter ständig herunter, und außerhalb Berlins beweist der pazifistische und republikanische ‚Dortmunder Generalanzeiger', daß auch für ein handfestes bürgerliches Demokratenblatt die Zeit noch nicht vorüber ist, wenn es nur den Mut der Überzeugung hat. Denn der Zeitungsleser von heute will vor allem Klarheit und Präzision und nicht Drumherumreden, keine Halbheiten sondern ganze Tatsachen. Vor allem aber nicht dieses perfide Schielen nach der andern Seite der Barrikade, wie es den Ullsteinblättern von ihrem Verlag anerzogen wird.

Welch eine Instinktlosigkeit, farblos und schlecht getarnt durch eine überpolitisierte Zeit schlüpfen zu wollen! Nicht einmal vor ihren kläglichen Abschlüssen fühlen diese angeblichen Fachleute der öffentlichen Meinung, aus welchen Gründen sie ins Hintertreffen kommen.

Dabei verfügt das Haus Ullstein über eine Reihe der vorzüglichsten redaktionellen Potenzen, mit denen sich schon aktuelle, auf die Zeit lebendig reagierende Blätter machen ließen. Aber alles ist überorganisiert, verschachtelt, der Mangel an Initiative verschanzt sich hinter einer höchst selbstbewußten Direktorial-Hierarchie. Es gibt einen Aufsichtsrat, in dem ist ausschließlich die Familie Ullstein vertreten, und es gibt einen Vorstand, in dem sind alle Sparten des Hauses vertreten — mit Ausnahme der Redaktionen. Die haben nicht mitzureden, über die wird einfach verfügt, die dürfen aufhellende Bemerkungen schreiben über die Pariastellung des geistigen Arbeiters in Rußland.

Überall in der bürgerlichen Presse versinkt heute der alte Zustand, daß der Verleger, der Herr der Produktionsmittel, im Rahmen weitgehaltener politischer Direktiven den Redakteuren die Meinungsfreiheit und individuelle Betätigung gewährt. Es geht hart auf hart. Kann ein kapitalistischer Unternehmer in seinem Namen antikapitalistische Politik machen lassen? In manchen alten Zeitungshäusern wird dieser unvermeidliche Prozeß durch eine gediegene Tradition, durch ererbte Achtung vor geistigen Leistungen wattiert; aber aufzuhalten ist er nicht. Reguliert werden kann dieser Prozeß nur durch die Intelligenz des Verlegers, der begreift, daß Redakteure, die ständig gezwungen sind, wider ihre bessere Überzeugung zu arbeiten, naturgemäß ein mattes, verdrießliches Blatt machen müssen. Diese Erleuchtung fehlt dem Verlag Ullstein ganz und gar, er ist in diesem großen Hause das einzige, was nicht auf der Höhe ist.

Der Familienkonflikt mit seinen romantischen Episoden ist beendet. Die feindlichen Verwandten, die sich gestern noch am liebsten abdolchen wollten und mit ihren Redakteuren einen muntern Partisanenkrieg gegeneinander führten, kleben wieder fest und treu zusammen. Der alte Doktor Franz Ullstein ist als müder Mann zurückgekehrt, er hat zwar seine

Prozesse gewonnen, seine Schlachten, aber nicht den Krieg. Er hat an den Zuständen, wie sie sich während des Interregums der jüngeren Herren entwickelten, nichts geändert und wird daran nichts ändern. Der eigentliche Sieger, der eigentliche Herr des Hauses, heißt heute Heinz Ullstein. Damit ist die dritte Generation endlich ans Ruder gelangt, der es von Gott in die Wiege gelegt worden ist, das zu verpuffen, was die Väter mühsam gesammelt haben. Das ist der alte Kreislauf. So ist es bei allen Dynastien, bei denen des Geldes nicht anders als bei denen des Blutes. Am Ende steht der ewige Infant, der blasierte junge Mann, ohne Achtung vor Menschen, Ideen, Arbeit, Leistung. Immer halb interessiert, halb gelangweilt, innerlich beteiligt nur an subalternem Theaterklatsch. Nur durch die Art, wie Heinz Ullstein sich während des Familienzanks unauffällig an das zentrale Schaltwerk heranintrigierte, um schließlich dort zu verbleiben, hat er bewiesen, daß doch etwas von ererbtem kapitalistischem Machttrieb in ihm steckt.

Wenn ich diese Interna eines großen Zeitungshauses hier darzulegen versuche, so handelt es sich für mich nicht um Franz und Heinz, sie mögen sich lieben oder die Augen auskratzen, mir ists gleich, und auch nicht um ein Plaidoyer für Höllering. Diese persönlichen Dinge dienen nur zur Deutlichmachung der ungeheuern Schwierigkeiten, in denen sich die deutsche Linkspresse befindet. So drohend der düstere Engel der Staatszensur im Hintergrund wacht, noch größer ist die Gefahr, daß eingeschüchterte oder willfährige Verleger von sich aus die Arbeit der Zensur vorwegnehmen und Wahrheiten unterdrücken, die den herrschenden Gewalten von heute oder morgen unbequem sein können. Die Zeitungsherren wollen, wie das nur natürlich ist, die Konjunktur, den Boom, aber dann müssen sie auch etwaige harte politische Konsequenzen tragen. Es geht nicht an, daß sie die Fahne, die sie in friedlichen Zeiten hochgehalten und ihren Lesern vorangetragen haben, wenn die Luft dick wird, in der Garderobe abgeben, um den Heldenkeller zu beziehen und dann ganz ruhig zu erklären: Eigentlich sind wir doch ein rein geschäftliches Unternehmen, und Politik geht uns praktisch nichts an! — während oberhalb der betonierten Unterstände jene Überzeugungen, die von der desertierten Presse erst richtig verbreitet worden sind, mit Kartätschen behandelt werden. Kein vernünftiger Mensch wird seiner Zeitung deswegen die Freundschaft kündigen, weil sie einmal danebenhaut, weil sie, im Berufsjargon gesprochen, einmal schief liegt, aber verlangen kann und muß er von ihr, daß sie in der Stunde der Gefahr richtig steht.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten: Warum so viel Aufwand um Höllering? Ist es nicht gleichgültig, wer Chef eines politisch kaum verpflichteten Boulevardblattes ist? Darauf habe ich zu erwidern: niemand, der nicht der Presse beruflich verbunden ist, kann die Tragweite des Falles Höllering beurteilen. Was in den großen berliner Blättern geschieht, wird richtunggebend für die ganze Provinz. Jeder Redakteur eines annoch republikanischen bürgerlichen Blattes wird sich danach fragen, ob er es noch in Zukunft wird wagen dürfen, eine Nachricht zu bringen, die Hitler unangenehm ist

und vielleicht sogar ein Stirnrunzeln hoher militärischer Stellen hervorruft. Der Verleger aber wird sich sagen: Aha, wenn die in Berlin schon so vorsichtig sind, warum soll ich mir Läuse in den Pelz setzen? Und wenn wieder einmal ein Dokument à la Boxheim gefunden oder ein neues Waffenarsenal der Fascisten entdeckt werden sollte, dann werden die Blätter zu zählen sein, die davon überhaupt Notiz nehmen werden. Das sind die unerhört weitreichenden Folgen des Falles Höllering, und deshalb ist das Verhalten des Hauses Ullstein in dieser Sache mehr als ein Irrtum deroutierter Geschäftsleute. Es ist die skandalöseste Kapitulation vor dem Nationalsozialismus, die bisher zu verzeichnen war. Es ist ein Verbrechen an der deutschen Pressefreiheit, mitten in ihrer schwersten Krise.

Mandschurei von Walter Abel

Der Völkerbund wurde gegründet, um Kriege zu verhüten. Japan führt Krieg gegen China. Was macht der Völkerbund? Schallplatten.

Das Communiqué Nr. 222 sieht „auch im Hinblick auf die geistige und künstlerische Annäherung der Völker" bereits die Ausarbeitung eines Austauschsystems von „nationalen Phonoteken" vor. Nicht auf Platten aufgenommen werden die Gespräche der Völkerbündler selbst. Bei einem Five o'clock der Eingeweihten während der Ratstagung zur Lösung des japanisch-chinesischen Konflikts sagte Briand treuherzig zu Lord Reading: „Was können wir schon von diesen Leuten und diesen Dingen wissen? . . ."

Tatsächlich wußten die Herren Ratsmitglieder vom Fernen Osten sehr wenig, aber waren sie dazu in Genf? Der Krieg, auf Genfisch: „die kriegerische Handlung", war eine glänzende Gelegenheit, der leichtgläubigen Welt eine Posse dritter Güte vorzuspielen. Drummond hatte die Regie, Briand sang die Koloraturen, der Imperialismus der Großmächte saß verschleiert in den Logen und klatschte Beifall. Die Vertreter der kleinen Staaten am Ratstisch sonnten sich im Licht der Weltgeschichte und spielten stumm die Vorsehung. Herr Drummond, der „lebenslängliche" Generaldirektor, Zensor und Ratgeber des Völkerbundes, sichtlich bewundernd, wie ihm der Denkmalssockel der historischen Figur unter den Füßen wuchs, begrüßte den Krieg als willkommene Ouvertüre zur Abrüstungskonferenz, die ihm die Gloriole des Weltfriedensengels einbringen würde. Er versprach den Chinesen goldene Berge und warnte sie, den Artikel 16 des Völkerbundspaktes in Anspruch zu nehmen.

Wer Krieg anfängt, wird diplomatisch und wirtschaftlich von allen Völkerbundsstaaten boykottiert, nötigenfalls militärisch zurechtgewiesen. Heißt es im Artikel 16, aber der allerseits verbindliche cher Sir Eric Drummond glaubte wohl selbst nie daran. Kleinen Staaten, wenn sie nicht parieren, kann man ja mal übers Maul fahren, aber Japan...

Was wollte Drummond? Er mußte vor der Abrüstungskonferenz den japanisch-chinesischen Konflikt erledigen. Er

frisierte also im Sinne des Artikels 11 den Fall einer „Kriegsdrohung" auf, glaubte, mit einer Verschiebung des Krieges eine Heldentat zu vollbringen, und gewann Briand als Vorsänger. Dem über den Umfang und die Tiefe des Konflikts restlos unorientierten Briand hatte er eingeredet, hier wäre die Gelegenheit, sich als Friedensstifter im größten Stil zu produzieren. Laval ging damals nach Amerika, Briand machte sich über die magern Resultate dieser Reise keine Illusionen. Nun glaubte auch er, aus dem Schattenwinkel, in den Laval ihn gedrängt hatte, heraustreten zu können: wieder ein großer Mann, der Asien befriedet, den Völkerbund auf ungekannte Höhe gehoben und den Weg zur Abrüstung geebnet hat.

Man gab sich mit dem Problem nicht viel ab, man hütete sich vor scharfen Worten, geschweige denn vor Taten, man verhandelte, man deklamierte, man tuschelte. Die japanischen Generäle wollten das Spiel aber nicht mitmachen. Um Drummond gefällig zu sein, dem jede, nach innen noch so faule, nach außen aber rasche und imponierende Lösung recht war, hätten sie ihre Truppen aus der Mandschurei für eine Zeit lang zurückziehen müssen. Das paßte nun ganz und gar nicht in ihrem Kram. Als die ganze Beredsamkeit Briands, als die juristische Sophistik Drummonds und Cecils im Echo des fernen Kanonendonners unterging und aus einem Konflikt zwischen den beiden asiatischen Staaten ein unheilvoller Konflikt zwischen dem Völkerbund und Japan wurde, machte man sich die Methode des Mannes zu eigen, der „es regnet" ruft, wenn ihm ins Gesicht gespuckt wird. Auf China kam es dann nicht mehr an, der Völkerbund mußte eben vor allem sein eignes „Gesicht wahren".

Während sich die Mächte am Ratstisch mit hohlen Worten überboten und die Japaner China kaltblütig ohne Narkose operierten, studierten die englischen und französischen Ministerialräte aufmerksam ihre Geheimverträge mit Japan. Es ist nur in der europäischen Presse ein Geheimnis, daß es Geheimverträge zwischen England und Japan und zwischen Frankreich und Japan gibt: man hat Japan die Ausbreitung in der Mandschurei zugestanden, falls die englischen und französischen Interessen nicht tangiert werden. (Die merkwürdige Haltung der U.S.S.R. ist ebenfalls durch einen Geheimvertrag mit Japan geklärt. Der russische Imperialismus in der Mongolei und Nord-Mandschurei ist ein Kapitel für sich.) Solange diese Geheimverträge bestehen, bleibt China eine Kolonie, von der sich Japan nach Belieben die besten Stücke nehmen kann. Es bleibt den Chinesen überlassen, sich gegen Japan zu wehren. Gegen die Geheimverträge sind sie wehrlos.

Geheimverträge sind laut Völkerbundpakt null und nichtig. Geheimverträge sind offiziell nicht möglich, sie ermöglichen nur Kriege. Diese Kriegsursache aus der Welt zu schaffen oder sie nur anzuprangern, sieht Herr Drummond keine Veranlassung; der Lebenslängliche hätte auch keinen Mut dazu. Briand und Cecil auch nicht.

Aus Mappen der Geheimdiplomatie blinkt Licht auf die abgeblendete Szenerie der genfer Posse. Dieses Licht aber ist blutig.

Oesterreich vor dem Bürgerkrieg von Ernst Fischer

Der Heimwehrputsch des Walter Pfrimer war ein Fiasko. Trotzdem ist die Heimwehr, die bereits als erledigt galt, nach dem 13. September in den alpenländischen Ländern sehr gewachsen; sie wird nun, da die Zwölf aus der Steiermark die Hochverräter einstimmig freigesprochen haben, abermals wachsen. Sie wird das Bedürfnis fühlen, in kurzer Zeit loszuschlagen. Warum auch nicht? Die Leute haben zu ihrem Staunen wahrgenommen, daß sie bei solchem Spiel nur gewinnen können; was immer geschieht, jede Aktion ist Propaganda, wenn nur überhaupt etwas geschieht. Sie haben ferner wahrgenommen, daß die Staatsgewalt teils mit ihnen paktiert, teils den Erfolg abwartet, keinesfalls aber gegen sie von der Waffe Gebrauch macht. Sie haben wahrgenommen, daß die Arbeiterschaft ihnen nirgends mit Handgranaten und Maschinengewehren entgegentritt, daß es kein großes Risiko ist, in Oesterreich zu putschen. Sie haben schließlich wahrgenommen, daß die Justiz ihnen kein Haar krümmt, daß man ungestraft gegen die Republik marschieren darf. Warum also nicht das Unternehmen wiederholen, warum also nicht, diesmal besser vorbereitet und besser organisiert, einen zweiten Heimwehrputsch wagen?

Jedermann in Oesterreich rechnet mit diesem zweiten Putsch, niemand zweifelt daran, daß er nicht ein lokales Ereignis der Steiermark sein, sondern ganz Oesterreich in den Wirbel hineinreißen wird. Aber dieser zweite Putsch ist mehr als ein relativ unblutiges Abenteuer, dieser zweite Putsch ist der Bürgerkrieg. Die Sozialdemokraten haben angekündigt, daß sich die Arbeiterschaft mit allen Mitteln zur Wehr setzen wird; das ist diesmal nicht eine parlamentarische Redensart, das ist unbedingte Entschlossenheit. Diesmal wird es weniger auf zentrale Weisungen als auf persönliche Initiative ankommen; und auf die Initiative der Arbeiter in den Industriegebieten kann man sich verlassen. Der Haß ist übergroß geworden, die Erkenntnis, daß in Oesterreich nur die Selbsthilfe gegen den Fascismus schützt, hat den Haß zu klarer Aktivität entflammt. So mißlich es ist, zu prophezeien, eines kann man heute mit aller Sicherheit voraussagen: wenn die Heimwehr losschlägt, werden Heimwehrschlösser in die Luft fliegen, Heimwehrgehöfte brennen, an hundert Orten Handgranaten und Maschinengewehre losgehn. Mit der österreichischen „Gemütlichkeit" ist es zu Ende, Oesterreich steht vor einer radikalen Entscheidung. Und so sehr Optimismus verfehlt wäre, so sehr Pessimismus geboten ist: diese Entscheidung wird nicht der Fascismus sein.

Der Pfrimerprozeß in Graz war das Signal vor der Katastrophe. Nicht, daß die Hochverräter freigesprochen wurden, eigentlich haben das alle erwartet, sondern die ganze Regie des Prozesses war ausschlaggebend. Es ist also nicht der Freispruch an sich, der die Entladung der Atmosphäre unvermeidlich macht, sondern die Konstatierung, daß ein Land nicht mehr der Republik Oesterreich angehört, daß es töricht wäre, die Steiermark heute noch für ein Gebilde der Demo-

kratie zu halten. Die Steiermark ist ein fascistisches Land; in diesem östlichsten Gebiet der Republik ist die Verfassung ein Fetzen Papier, der Fascismus eine Realität. Wirtschaftlich ist es den Herren der Alpine-Montangesellschaft, den Vasallen der steirischen Schwerindustrie, politisch dem Landeshauptmann Rintelen gelungen, in der Steiermark das zum größten Teil zu verwirklichen, was die Heimwehr für ganz Oesterreich anstrebt. Am Semmering endet Europa, beginnt das Polen Pilsudskis. Und wenn man Graz das steirische Tarnopol nennt, hat das seinen tiefen Sinn.

Doktor Anton Rintelen, „unser Toni", der „König Anton", wie ihn die Heimwehr nennt, ist neben Ignaz Seipel der beste politische Kopf der Reaktion in Oesterreich. Von Seipel unterscheidet ihn nur, daß er völlig gesinnungslos, von keiner Idee besessen und daher auf die Dauer erfolgreicher ist als der starre Prälat. Dieser weißhaarige Rundschädel mit dem roten Gesicht, in dem zwei kluge Augen ruhelos zwinkern und blinzeln, zwei Augen, die zu schielen scheinen, weil sie stets an den Menschen und Dingen vorbeisehn, dieser schlaue, habgierige und durchtriebene Mann ist mit jeder Konjunktur gegangen, hat sich mit jeder Weltanschauung verständigt. Er hat im Jahre 1918 als überzeugter Republikaner gegolten, damals, als die steirischen Klerikalen auf Führersuche gingen und von dem Rechtsanwalt Doktor Karl Rintelen, dem das Geschäft zu riskant war, an den Bruder Anton gewiesen wurden, er hat sich als einer der ersten österreichischen Politiker unumwunden zur Republik bekannt, sofort Fühlung mit den Sozialdemokraten gesucht, gleichzeitig aber konterrevolutionäre Banden ausgerüstet, mit Ungarn konspiriert, sich dreifach den Rücken gedeckt. Unter seiner Patronanz wurden tschechoslowakische Banknoten gefälscht, unter seiner Patronanz staatliche Waffenlager ausgeplündert, unter seiner Patronanz haarsträubende Inflationsgeschäfte getätigt. Es gab kaum einen Korruptionsskandal, kaum eine anrüchige Affäre in Oesterreich, bei der nicht der Namen Rintelen genannt wurde; aber wenn seine engsten Verbündeten stürzten, zog er sich geschickt aus der Angelegenheit, befestigte er seine Hausmacht. Diesem begabten Zyniker fehlt ein Gegenspieler; kein Mann der Opposition ist ihm gewachsen. Ebenso fehlen Gegenspieler, die der Alpine-Montangesellschaft gewachsen wären; dort, wo die Reaktion immer am stärksten und aggressivsten war, war die Sozialdemokratie immer am schwächsten und passivsten. So ist die Steiermark zur Einfallspforte des Fascismus geworden.

Anton Rintelen ist viel zu gescheit, vollkommen ungedeckt seine Heimwehrpolitik zu betreiben; er ist zwar Ehrenmitglied der Heimwehr, er beglückwünscht zwar die Heimwehrführer zu ihren Aktionen, aber er hält sich stets die Möglichkeit offen, den Sozialdemokraten zu sagen: „Ich bitt Sie, meine Herren, das war ja gar nicht so gemeint. Ich muß die Leute in die Hand bekommen, damit ich sie von Dummheiten abhalten kann. Ich werde selbstverständlich nichts Ungesetzliches zulassen." So war auch seine Zeugenaussage im Pfrimerprozeß ein Meisterwerk unmißverständlicher Zweideutigkeit.

Ohne sich zu dem Putsch zu bekennen, hat er sich zu dem Putsch bekannt, ohne das Letzte zu sagen, hat er alles gesagt, was zu dem Freispruch nötig war. Das Letzte: daß er den Putsch bekannt; ohne das Letzte zu sagen, hat er alles gesagt, wurde nicht zur Sprache gebracht. Der Wortlaut seiner Zeugenaussage verschleierte ihren Inhalt so gut, daß man ihn zwar erkennen, aber nicht festhalten konnte. Der Landeshauptmann hat die Wahrheit gelogen.

Die Lügen der andern waren nicht so fein, ästhetisch nicht so befriedigend. Zuerst wurden in aller Eile die Zeugen vernommen, die belastend aussagten; der letzte Tag des Beweisverfahrens gehörte nur dem Heimwehrabgeordneten Hornik und dem Landeshauptmann Rintelen. Und in der Nacht vor diesem letzten Tag wurde in Voitsberg eine Schießerei organisiert, bei der die Gendarmerie drei Menschen niederknallte.

Es war eine teuflisch gute Regie: der Landeshauptmann hatte wohlweislich Graz verlassen, um weit vom Schuß zu sein. Gendarmeriebeamte in Voitsberg, einer kleinen Stadt im weststeirischen Kohlenrevier, deren Bürgermeister ein ebenso kluger wie mutiger Sozialdemokrat ist, hatten den Auftrag, Waffen der Sozialdemokratie zu finden. Daß die Sozialdemokratie Waffen besitzt, leugnet sie nicht. In Voitsberg fand man Waffen, Handgranaten, die noch nicht gefüllt waren; man fand sie seltsamerweise in einem unversperrten Magazin des Rathauses, in einem unversperrten Kasten, offen und für jedermann greifbar. Man fand sie seltsamerweise, während der Bürgermeister in einer sozialdemokratischen Massenversammlung sprach und die Nationalsozialisten eine zweite Versammlung abhielten. Man wartete seltsamerweise so lange, bis die Versammlungen zu Ende waren, hielt so lange das Rathaus besetzt, eskortierte just, als die Massen der Versammlungsteilnehmer am Rathaus vorbeiströmten, einen jungen städtischen Angestellten mit aufgepflanztem Bajonett mitten durch die erregte Menge. Alle diese seltsamen Zufälle mußten in dem Gebiet, wo die Arbeitslosigkeit katastrophal und die Stimmung sehr überreizt ist, zu einem Zusammenstoß führen; die Gendarmerie gab Feuer, einige Tote und Verwundete blieben liegen. Unmittelbar darauf telephonierte der Landesrat Meißner, ein Bandenführer der steirischen Heimwehr, Voitsberg an, forderte, daß die Heimwehr mobilisiert und der Gendarmerie als Assistenz zur Verfügung gestellt werde; denn, so sagte der Landesrat, „wir brauchen das aus optischen Gründen, als Stimmungsmittel für den Prozeß". Das Stimmungsmittel hat gewirkt. Die Toten wurden von den Verteidigern der Angeklagten ausgeweidet. Die Handgranaten wurden den Geschwornen unter die Nase gehalten. Der Freispruch, der allerdings kaum mehr zweifelhaft schien, war nun bombensicher. Die Geschwornen grüßten die Freigesprochenen mit dem Fascistengruß.

Unmittelbar nach dem Freispruch kündigte die Heimwehr ihren nächsten Putsch an.

Man glaube nur nicht, daß angesagte Revolutionen stets unterbleiben. Die Lorbeern Pfrimers lassen Starhemberg nicht schlafen; schon die Rivalität der beiden drängt zu neuen

Aktionen. Die erste Aktion ist mißlungen, weil Pfrimer dem Starhemberg zuvorkommen wollte, weil der Rivale sich seinem Kommando nicht unterstellte, weil die Dummheit des steirischen Heimwehrführers die Klugheit des steirischen Landeshauptmanns mehr als paralysierte. Die zweite Aktion wird besser geführt sein.

Gewiß: alles muß unternommen werden, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, aber wenn die Fascisten ihn wollen, sollen sie ihn haben. Und so furchtbar er sein wird — er wird in Oesterreich nicht sehr lange dauern. Denn man darf die Heimwehr nicht mit deutschen Freikorps verwechseln; wirklich gefährlich sind nur einige Männer und einige Bataillone dieser Bewegung — die Massen der Bauern aber werden, wenn es ernst wird, sehr bald nicht mehr mittun. Und die rabiat gewordenen Spießer ebensowenig.

Sie haben mit Toten Stimmung gemacht. Die Stimmung, die sie gemacht haben, wird vielleicht in kurzer Zeit mehr Tote fordern. Aber dem zweiten Putsch wird kein dritter folgen.

Causa finita von Alfred Apfel

Am 5. November 1931 verhandelte der II. Strafsenat des Reichsgerichts über die Revision, die der Staatsanwalt gegen das George Grosz und Wieland Herzfelde freisprechende Urteil der Siegertkammer des Landgerichts III Berlin eingelegt hatte. Das Reichsgericht erließ folgendes Urteil:

Das Urteil des Landgerichts III in Berlin vom 4. Dezember 1930 wird dahin abgeändert:

Die Zeichnung Nummer 10 der im Malik Verlag erschienenen Sammelmappe „Hintergrund" und alle im Besitz des Verfassers, Druckers, Herausgebers, Verlegers oder Buchhändlers befindlichen und die öffentlich ausgelegten oder öffentlich angebotenen Exemplare der Abbildung dieser Zeichnung sowie die zu ihrer Herstellung bestimmten Platten und Formen sind unbrauchbar zu machen.

Im übrigen wird das Rechtsmittel als unbegründet verworfen.

Die Preußische Staatskasse hat die Kosten des Rechtsmittels zu tragen.

Es ist mir unverständlich, warum dies abschließende Reichsgerichtsurteil eine so gute Presse gefunden hat. Zu Jubelhymnen liegt kein Anlaß vor.

Gewiß soll nicht unterschätzt werden, daß George Grosz und Wieland Herzfelde von Strafe verschont bleiben. Man erinnert sich wohl noch an das ursprüngliche Urteil des Schöffengerichts Charlottenburg, das ihnen an Stelle einer verwirkten Gefängnisstrafe von je zwei Monaten eine Geldstrafe von zweitausend Mark auferlegte. Es soll ferner nicht unerwähnt bleiben, daß beiden die Zahlung der sehr erheblichen Kostenlast erspart bleibt. Als Aktivum kann schließlich gebucht werden, daß die Mappe „Hintergrund" vom Malikverlag weiter vertrieben werden kann, und zwar einschließlich der ursprünglich mitverfolgten Bilder Nummer 2 („Seid Untertan der Obrigkeit") und Nummer 9 („Ausschüttung des heiligen Geistes").

Aber das inzwischen zur Berühmtheit gelangte Christusbild, und das war wohl der Hauptzweck der Übung, hat endgültig aus dem Verkehr zu verschwinden. Dieses Bild, das in eindringlichster Form den Widerspruch zwischen der reinen christlichen Lehre und dem tatsächlichen Verhalten vieler ihrer Anhänger zeigt, von dem wahrhaft gläubige Christen gesagt haben, daß man es an jede Kanzel hängen müsse, ist für Deutschland, bis andre Zeiten kommen, erledigt worden.

Wem es Ernst mit der Freiheit der Kunst ist und wer einmal hinter die Kulissen der juristischen Technik blicken will, der lese den Schlußteil des Urteils vom 5. November 1931. Er lautet:

In der Hauptsache erweist sich hiernach das Rechtsmittel als unbegründet. Ihm kann jedoch der Erfolg insoweit nicht versagt werden, als im Urteil unterlassen ist, die Unbrauchbarmachung der Exemplare des Bildes 10 in dem in § 41 StGB. festgestellten Ausmaße auszusprechen. Das Berufungsgericht hat diesen Ausspruch deshalb abgelehnt, weil überhaupt keine strafbare Handlung vorliege. Diese Ansicht ist rechtsirrtümlich. § 41 StGB. enthält eine polizeiliche vorbeugende Maßregel, die nur voraussetzt, daß durch den Inhalt der Schrift, Abbildung oder Darstellung der äußere Tatbestand einer strafbaren Handlung erfüllt werde. Auch dann, wenn ein Täter wegen des Fehlens des inneren Tatbestands nicht verfolgt oder nicht bestraft werden kann, ist der Ausspruch nach § 41 StGB. zulässig (vgl. u. a. RGSt. Bd. 4 S. 88; Bd. 38 S. 100 und S. 345; aber auch RGSt, Bd. 61 S. 293). Nach § 42 kann auf die Maßnahme der Unbrauchbarmachung selbständig nur dann erkannt werden, wenn die Verfolgung oder Verurteilung einer bestimmten Person nicht ausführbar ist. Deshalb hängt die Entscheidung davon ab, ob die Verurteilung einer andern Person in Beziehung auf die Zeichnung 10 und damit eine Unbrauchbarmachung nach § 41 StGB. in einem andern Verfahren noch zu erwarten ist. Daß die nachträgliche Verurteilung einer andern Person schlechthin ausgeschlossen sei, wird sich kaum jemals mit voller Bestimmtheit sagen lassen und kann deshalb auch nicht die Voraussetzung für die Anwendung des § 42 StGB. sein. Bei der durch die Freisprechung des Künstlers und Verlegers geschaffenen Sachlage kann ohne weitere tatsächliche Erhebungen schon jetzt davon ausgegangen werden, daß mit der Möglichkeit einer Verurteilung andrer Personen, die die Nachbildungen feilgehalten und vertrieben haben, nicht zu rechnen ist. Nachdem die maßgebenden Entschließungen der Strafverfolgungsbehörde (vgl. RGSt. Bd. 32, S. 53, 55) durch den hilfsweise gestellten Antrag des Oberreichsanwalts zum Ausdruck gelangt ist, konnte deshalb das Revisionsgericht in entsprechender Anwendung des § 354 StPO. von sich aus die Unbrauchbarmachung aussprechen.

Hiernach war zu erkennen wie geschehen.

Um zum vollen Verständnis zu gelangen, müssen wir allerdings ein wenig Paragraphenstudium treiben.

Der § 41 des Strafgesetzbuchs lautet: „Wenn der Inhalt einer Schrift, Abbildung oder Darstellung, strafbar ist, so ist im Urteil auszusprechen, daß alle Exemplare .... unbrauchbar zu machen sind.“ Demgemäß hatte das freisprechende Urteil der Siegertkammer eine Unbrauchbarmachung nicht ausgesprochen, weil es keine strafbare Handlung festgestellt hatte.

Halt! sagt der Oberreichsanwalt und ihm folgend das Reichsgericht. Zweierlei sei übersehen worden. Erstens: Wenn auch das Siegerturteil den Angeklagten nach der so-

genannten subjektiven Seite hin keinen Vorwurf habe machen können, so habe es doch festgestellt, daß der sogenannte objektive äußere Tatbestand des Gotteslästerungs-Paragraphen durch das Christusbild erfüllt worden sei. Zweitens: „Auch dann, wenn ein Täter wegen des Fehlens des inneren Tatbestandes nicht verfolgt oder bestraft werden kann, ist der Ausspruch nach § 41 Strafgesetzbuch zulässig!" Um es an einem Beispiel klarzumachen: Du bist angeklagt, ein unzüchtiges Bild vertrieben zu haben. Das Gericht glaubt Dir, daß Du das Bild nicht als unzüchtig angesehen hast, obschon es das Bild als objektiv unzüchtig bezeichnet. Du wirst freigesprochen, aber das Bild soll durch das gleiche Urteil unbrauchbar gemacht werden können.

Aber es galt für das Reichsgericht noch eine Klippe zu umschiffen, um das Christusbild vernichten zu können.

Hinter dem oben zitierten § 41 folgt der § 42 des Strafgesetzbuchs, der davon handelt, wann die Unbrauchbarmachung selbständig, das heißt ohne Verurteilung des Täters, erfolgen kann. Da steht wörtlich: „Ist im Falle der §§ .... und 41 die Verfolgung oder die Verurteilung einer bestimmten Person nicht ausführbar, so kann die dafür vorgeschriebene Maßnahme selbständig erkannt werden".

Du liest natürlich mit Deinem, ach so ungesunden Menschenverstand heraus, daß dieser Paragraph doch nur Fälle betrifft, wo man keinen Angeklagten auftreiben kann; aber hier, in diesem Verfahren, wo doch Grosz und Herzfelde sich dem Richter stellten, kann doch angesichts ihres Freispruchs nicht auf Vernichtung des Bildes erkannt werden! Du irrst, und wie groß dieser Irrtum ist, erkennst Du, wenn Du Dir genau den zitierten Abschnitt des Urteils durchliest, vorausgesetzt, daß Du die dort meisterhaft angewandte Kunst der juristischen Technik überhaupt begreifst.

Ich empfehle den Verbänden der Künstler, auch noch die aus dem hier nicht abgedruckten Teil des Urteils ersichtliche Stellungnahme des Reichsanwalts zu berücksichtigen, der anscheinend alle originellen, von den üblichen Darstellungen abweichenden Christusfiguren als suspekt betrachtet. Wenn das Reichsgericht auf die hierin liegende Rüge der Art der Darstellung, der zeichnerischen Technik und des Stils des Bildes nicht weiter eingegangen ist, so braucht keineswegs angenommen zu werden, daß dies im Interesse der Freiheit der Kunst geschehen ist. Hier einzuhaken wäre nach den entsprechenden tatsächlichen Feststellungen der Siegertkammer juristisch kaum möglich gewesen.

Von Bedeutung ist noch, daß das Reichsgericht im Laufe des dreijährigen Prozesses, als es den ersten Freispruch aufhob, unzweideutig als Richtschnur für die künftige Judikatur aufgestellt hat, daß fortan unter den Begriff der „beschimpfenden Äußerungen" im Sinne des § 166 des Strafgesetzbuchs auch bildliche Darstellungen fallen, also nicht nur schriftliche und mündliche Äußerungen. Bisher wurde das Gegenteil angenommen.

So glaube ich, daß der Ausgang des Kampfes um das Christusbild im Endresultat nicht sehr erfreulich ist.

Der Untergang des Judentums von Bruno Frei

Karl Marx hat im Jahre 1844 zwei Aufsätze über die Judenfrage als Antwort auf Bruno Bauers theologisch-idealistische Tüfteleien erscheinen lassen. Vier Jahre vor dem Kommunistischen Manifest läßt Marx in einem Nebenthema die dröhnenden Motive seiner welterschütternden Symphonie erklingen. Was bedeutet die Emanzipation, die die deutschen Juden begehren? Die politische Emanzipation wurde zur „letzten Form der menschlichen Emanzipation überhaupt" erklärt, allerdings zur letzten „innerhalb der bisherigen Weltordnung". Das „Menschenrecht der Freiheit", auf das sich die Freunde der bürgerlichen Emanzipation berufen, verkennen, daß „seine praktische Nutzanwendung das Menschenrecht des Privateigentums ist." Sucht man „das Geheimnis des Juden nicht in seiner Religion sondern das Geheimnis der Religion in wirklichen Juden", dann findet man den „weltlichen Grund des Judentums" in seiner sozialen Funktion, im Handel, im Schacher. Marx untersucht nicht, wie es dazu gekommen ist. Er schreibt ja keine Geschichte des Judentums, sondern eine Analyse des Begriffs der Emanzipation. Und er kommt zu dem Ergebnis, daß „die Emanzipation vom Schacher und vom Geld, die Selbstemanzipation unsrer Zeit" wäre. „Eine Organisation der Gesellschaft, welche die Voraussetzungen des Schachers, also die Möglichkeit des Schachers aufhöbe, hätte den Juden unmöglich gemacht." Wenn in dem Augenblick — wir stehen vor 1848 — da die politische Revolution als Revolution der bürgerlichen Gesellschaft auf die Tagesordnung der Geschichte gesetzt wird, von Judenemanzipationen die Rede ist, so ist es nur richtig zu sagen: „die Juden haben sich insoweit emanzipiert, als die Christen zu Juden geworden sind", das heißt sie haben den Juden ihre spezifische Funktion, die Geldmacht, die sie in der feudalen Zeit ausschließlich inne hatten, abgenommen.

Marxens prachtvolles Geistgewitter „zur Judenfrage" schließt mit dem visionären Gedankenblitz: „Sobald es der Gesellschaft gelingt, das empirische Wesen des Judentums, den Schacher und seine Voraussetzungen aufzuheben, ist der Jude unmöglich geworden... Die gesellschaftliche Emanzipation der Juden ist die Emanzipation der Gesellschaft vom Judentum."

Seither sind siebenundachtzig Jahre vergangen. Das ist die ungefähre Lebensdauer der bürgerlichen Gesellschaft. Damals entstand sie — heute vergeht sie. Angesichts der tragikomischen Tatsache, daß die Geschicke und die Geschichte der mitteleuropäischen Menschheit wieder einmal dank des nationalsozialistischen Antisemitismus von der „Lösung der Judenfrage" abzuhängen scheint, ist das Buch Otto Hellers „Der Untergang des Judentums" (Verlag für Literatur und Politik) nicht nur ein wissenschaftlich-literarisches Ereignis sondern eine politische Tat.

Hellers Ausgangspunkt ist Marxens Begriff des Judentums. Das geschichtlich gewordene Judentum ist eine soziale

Kaste und nur als solche ist es geschichtlich geworden. Der ganze idealistische Spuk von Rasse und Religion verfliegt vor der wissenschaftlichen Untersuchung des Objekts: Judenfrage. Ein Fachmann des Nationalitätenproblems, nämlich Stalin, hat den Begriff der Nation eindeutig umrissen. Die Juden sind keine Nation, denn es fehlt ihnen dazu das wesentliche Merkmal des gemeinsamen Territoriums. Aber sie sind eine Nationalität. Wodurch haben sie sich diese durch die Jahrtausende erhalten? Durch ihren Kastencharakter, der bedingt war durch die spezifische soziale Funktion, die sie ausübten.

Heller verfolgt diese spezifische soziale Funktion, nämlich den Handel, bis in die graue Urzeit. Es mag offen bleiben, ob er da nicht zu weit geht. Heller behauptet, daß die nomadisierenden Stämme vor der Landnahme Palästinas bereits Juden — in unserm Sinne, also Handelsleute — waren und diesen Charakter während der rund tausend Jahre, die sie im Lande als Ackerbauer und Viehzüchter blieben, von der Richterzeit bis zum babylonischen Exil, beibehielten. Das konnte nach Hellers Ansicht dadurch geschehen, daß Palästina in seiner besondern geographisch-politischen Situation als doppelte Handelsstraße der antiken Welt, seine Bewohner gleichsam zwang, sich mit Handel zu beschäftigen. Der Einwand scheint hier berechtigt, daß nach dieser Theorie „Juden" auch anderswo, nämlich überall dort, wo Nomaden in einem Durchzugsland seßhaft werden, hätten „entstehen" müssen. Zugegeben, daß die Nomaden die natürlichen Träger des Urhandels sind, so ist doch eher anzunehmen, daß die israelitischen Stämme, die sich in Palästina niederließen, sich in dieser Zeit vor dem Exil nicht wesentlich von ihren Nachbarn unterschieden. Es ist wahrscheinlicher, daß das „Judentum", wie wir es mit Heller verstehen, erst durch das Exil „entstanden" ist. Die Diaspora ist die Rückentwicklung des seßhaften Volkes zum Nomadentum und damit zum Handel.

Aber gleichgültig, welche dieser Hypothesen „marxistischer" ist, entscheidend bleibt das Verdienst Hellers, eine umfassende materialistische Geschichte des Judentums skizziert zu haben. In dem Maße, als die Darstellung zeitlich weiterschreitet, gewinnt sie an Wucht und Eindringlichkeit und wird schließlich in der Erklärung der mörderischen Judenmetzeleien des Mittelalters als soziale Reaktionserscheinungen des erwachenden städtischen Handels zum Fundament einer Soziologie des Antisemitismus. Exakt verfolgt Heller alle Erscheinungen „der sozialen Verlagerung der Juden", die mit der „Entwicklung der deutschen Stadt, mit dem Erstarken des handwerklichen und kaufmännischen Bürgertums" notwendig zusammenhängen. „Die Juden waren gleichsam auf das Land hinausgeeitert worden."

Die letzte Etappe, die Verschiedenartigkeit in der Entwicklung des West- und Ostjudentums erklärt sich marxistisch-materialistisch durchaus natürlich als die Folge der Verschiedenartigkeit von Klassenreife und Klassenentwicklung in West- und Osteuropa. Die Assimilation der Juden in den kapitalistischen Staaten West- und Mitteleuropas ist nichts

andres als die von Marx prophezeite Auflösung durch Übergabe ihrer Funktion an die bürgerliche Gesellschaft. Die Juden werden überflüssig in dem Maße, als die Christen zu „Juden" werden, das heißt den Warenverkehr und den Geldhandel in eigne Hände nehmen. Nichts kann diesem Auflösungsprozeß entgegenwirken, auch nicht die Religion, denn „die Basis der jüdischen Religion ist allein die besondre soziale und ökonomische Funktion der Juden, nichts andres. Erlischt diese Funktion, so stirbt mit ihr auch ihr ideologischer Überbau, die jüdische Religion". Im Osten allerdings kann sie sich halten, aber nur deshalb, weil die osteuropäischen Völker noch in halbfeudaler Form wirtschaften. In Osteuropa ist nicht nur das mittelalterliche Ghetto erhalten, sondern auch seine Voraussetzung, die mittelalterliche Wirtschaftsweise der Grundpacht, des Kleinhandels und des Kleingewerbes.

Und damit rückt die Frage zu einer weltgeschichtlichen Entscheidung auf. Die Zeit hat sich erfüllt. Der Untergang des Judentums ist besiegelt. Denn während in Westeuropa die Grundlage seiner Erhaltung durch die Entwicklung des Kapitalismus geschwunden ist, hat der soziale Umwälzungsprozeß, der mit der Sowjetrevolution die Millionenmassen der jüdischen Kleinstädte Weißrußlands und der Ukraine ergriffen hat, die Auflösung von der andern Seite beginnen lassen. Dort hat sich der zweite Teil von Marxens Vision erfüllt: dort besteht eine „Organisation der Gesellschaft, welche die Voraussetzungen des Schachers aufgehoben" hat. Und in der Tat, damit ist die Existenz des Juden im herkömmlichen Sinne aufgehoben.

Den sensationellsten Teil des Hellerschen Buches bilden die Kapitel, die das Verhältnis der Sowjetmacht zur Judenfrage schildern. Wir sehen, wie die Sowjetregierung als zur Staatsmacht gelangter Marxismus die Frage von Anfang an als eine soziale ansah. Von den 2,6 Millionen Juden, die es nach der Volkszählung von 1926 in der Sowjetunion gab, waren rund 45 Prozent deklassiert. Was geschieht mit diesen Juden? Da sie keine Bourgeoisie vor sich haben, der sie sich assimilieren könnten, können sie sich sozial nur dem Proletariat assimilieren. Die gestellte Aufgabe lautet: Kolonisierung und Industrialisierung. Es ist ein Stück des Fünfjahrplans, und so wie die wachsende Produktion an Roheisen wird die ständig wachsende Produktion von Arbeiter- und Bauern-Juden an der Hand der Kontrollziffern auf dem Plan verglichen. Es ist eine noch nicht entschiedene Frage, ob die Kolonisierung oder die Industrialisierung den wichtigsten Teil des sozialen Umschichtungsprozesses darstellen wird. Heller besuchte alle jüdischen Kolonien, von den kleinen Vorstadtsiedlungen in der Ukraine über die jüdischen Siedlungsrayons in der Krim bis zu dem fernen „Judenstaat" am Amur: Birobidjan. Hellers Berufsstatistik der Sowjetjuden ist aufregend. Wir erfahren, wie groß der Anteil der Juden in der Roten Armee, in der Staatsverwaltung und in der Partei ist. Wesentlich dabei ist die Dynamik in den Ziffernreihen. Der relative Anteil der Juden an der Staatsverwaltung sinkt in dem Maße, als die

soziale Entwicklung der Union fortschreitet. Die Zahl der jüdischen Bergarbeiter in der Ukraine hat sich von 1926 bis 1929 nahezu verdoppelt. Am Ende des ersten Fünfjahrplans wird es bei einer jüdischen Bevölkerungszahl von 2 853 000 1 446 000 ökonomisch aktive Juden (zwischen dem 16. und 50. Lebensjahr) geben. Davon

Arbeiter 480 000 (1926 = 153 000)
Angestellte 450 000 (1926 = 241 000)
Heimindustrie 200 000 (1926 = 244 900)
Landwirtschaft 170 000 (1926 = 100 400)
Pensionäre des Staates und der wirtschaftlichen Organisationen 131 000
Nichtwerktätige 15 000
Privathandel 0
Arbeitslose 0.

Diese Ziffern sind ein Teil jenes Geschichtsprozesses, den man bei Annahme von Marxens Definition den „Untergang des Judentums" nennen kann. Der andre Teil vollzieht sich in den Großstädten des Kapitalismus. Den Millionen Juden kleinbürgerlicher Struktur zwischen Warschau und New York bleibt nichts andres übrig als Untergang durch Assimilierung an den Kapitalismus oder Untergang durch Anschluß an das Proletariat.

Während aber jener Untergang endgültig ist und nicht nur ein Untergang als Kaste, ist dieser verbunden mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit der Renaissance als Nation im Rahmen der proletarischen Völkerfamilie des Sowjetstaates.

Die Lösung der Judenfrage ist ein Nebenprodukt der Lösung der sozialen Frage.

Otto Hellers Buch braucht nicht empfohlen zu werden. Seine Akutalität brennt uns auf den Fingern. Zionismus und Antisemitismus, Religion und Rasse, Statistik und Geschichte, — Heller rollt mit Meisterhand die Frage von allen Seiten auf, kühn in der Darstellung, klar in der Sprache. Zum Schluß — Heller ist nicht nur Marxist, sondern auch Journalist — das „Protokoll einer Reise": eine Reportage über die Juden in der Sowjetunion. Die Apothese der Wirklichkeit nach der Analyse der Wissenschaft.

Notverordnung 1669

Beschwerden zu Neapolis werden gemildert

Zu Neapolis hatte sich der gemeine Mann / wegen einiger Aufflagen / eine Zeit hero sehr schwuerig erzeiget / Worvon selbiger Vice-Re der Königlichen Regentin Nachricht gegeben: Worauf selbige verordnet / daß gedachte Beschwernüsse / so viel möglich / gemiltert / und die Gemeine verschonet werden möchte. Und weil unterschiedliche abgedanckte Officirer große Gagen und Geld-Summen wegnehmen / und doch nichts darvor thaeten / so solte hinfuro solche Geldspildung / anderst erwehnten Officirern nichts mehr gezahlet und gegeben werden.

Continuatio XIX. Diarii Europaei etc. oder tägliche Geschichtserzehlung Zwanzigster Theil etc. Frankfurt am Mayn Im Jahre 1670. (Seite 578. Anno 1669 Julius.)

Vier Jahre ohne Sittenpolizei von Herbert Fuchs

Das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gehört zu den Gesetzen des Deutschen Reichs, die das stärkste Interesse wachgerufen haben. Es greift in dasjenige Gebiet unsrer Individualität, auf dem wir gegenüber staatlichen Eingriffen am empfindlichsten sind, in die Bestimmung über unsern Körper.

Trotz der Erkenntnis, welche Gefahr grade diese Krankheiten für die Gesundheit unsres Volkes bilden, war es bis zum Kriegsende nicht gelungen, eine reichsrechtliche Regelung der Bestimmungen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durchzuführen. Lediglich für weibliche Prostituierte bestanden landesrechtliche Bestimmungen, die zum Beispiel eine polizeiliche Kontrolle sowie Zwangsbehandlung bei Erkrankung zuließen. Mit der Demobilmachung des Heeres erhob sich drohend die Gefahr, daß nunmehr eine große Masse von Soldaten, die hygienisch und sanitär ungenügend versorgt gewesen sind und unter denen ein besonders hoher Prozentsatz von Geschlechtskranken zu befürchten war, das Land überfluten würde. Gleichzeitig bot die durch die Staatsumwälzung geschaffene staatsrechtliche Lage die Möglichkeit einer reichsrechtlichen Regelung der einschlägigen Verhältnisse im Verordnungswege unter Umgehung aller parlamentarischen Schwierigkeiten. Daher zögerte auch der Rat der Volksbeauftragten nicht, schon am 11. Dezember 1918 eine Verordnung zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu erlassen, die bereits die hauptsächlichsten Grundsätze des nunmehr seit vier Jahren, seit dem 1. Oktober 1927 in Geltung befindlichen Reichsgesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten enthielt. Der erste Teil dieses neuen Gesetzes behandelt die unmittelbar der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten dienenden Vorschriften; der zweite Teil bringt eine Änderung der bisherigen gesetzlichen Bestimmungen über Kuppelei und Prostitution.

*

Den Kernpunkt des ersten Teiles bildet die jedem Kranken auferlegte Pflicht, seine Geschlechtskrankheit ärztlich behandeln zu lassen. Diese Behandlungspflicht trifft nicht nur den Kranken selbst, sondern auch Eltern, Vormünder und sonstige Erziehungsberechtigte gegenüber ihren minderjährigen geschlechtskranken Pflegebefohlenen. Die Behandlung Minderbemittelter, die keinen Versicherungsanspruch haben oder denen die Behandlung durch eine Versicherung wirtschaftliche Nachteile bringen könnte, erfolgt aus öffentlichen Mitteln. Art und Dauer der Behandlung sind grundsätzlich in die Hände des Arztes gelegt. Hinter ihm steht die öffentliche Gesundheitsbehörde, die die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen zu überwachen hat. Diese Behörde kann Personen, die dringend verdächtig sind, geschlechtskrank zu sein und die Geschlechtskrankheit weiter zu verbreiten, anhalten, über ihren Gesundheitszustand ein ärztliches Zeugnis beizubringen, eventuell sich auch der Untersuchung durch einen von der Gesundheitsbehörde benannten Arzt zu unterziehen. Auch können geschlechtskranke Personen, die der weitern Verbreitung verdächtig sind, einer Heilbehandlung unterworfen und in einem Krankenhause untergebracht werden. Zur Durchführung dieser Maßnahmen darf sich die Gesundheitsbehörde, falls gütliche Einwirkung vergeblich ist, des unmittelbaren Zwanges bedienen. Anonyme Anzeigen sind grundsätzlich unbeachtet zu lassen; namentliche Anzeigen dürfen erst dann verfolgt werden, wenn eine persönliche Vernehmung des Anzeigenden Anhaltspunkte für die Richtigkeit seiner Behauptungen ergeben hat. Man hatte erwartet, daß grade aus den Reihen der Ärzteschaft zahlreiche Anzeigen erstattet werden würden. Das Gegen-

teil ist der Fall: sehr selten geht von einem Arzte eine Meldung ein; die Mitteilungen stammen fast ausschließlich aus den städtischen Beratungsstellen und den Krankenhäusern.

Eine der wichtigsten Bestimmungen des ersten Teils ist das Verbot der Laienbehandlung, die im Jahre 1869 durch die Gewerbeordnung als sogenannte Kurierfreiheit eingeführt wurde. Die Behandlung aller Leiden und Krankheiten der Geschlechtsorgane — nicht nur der spezifischen Geschlechtskrankheiten — im Deutschen Reiche wird danach nur einem approbierten Arzt gestattet. Verboten ist ferner die sogenannte Fernbehandlung sowie die Erteilung von Ratschlägen zur Selbstbehandlung. Aus Gründen des allgemeinen Volkswohls enthält das Gesetz die Durchbrechung eines wichtigen reichsrechtlichen Grundsatzes: nämlich der unbedingten ärztlichen Schweigepflicht. Der behandelnde Arzt wird verpflichtet, von einer ansteckenden Geschlechtskrankheit der Gesundheitsbehörde dann sofort Anzeige zu erstatten, wenn der Kranke sich der ärztlichen Behandlung oder Beobachtung entzieht oder durch sein Verhalten Andre besonders gefährdet. Aus dem gleichen Grunde ist der Arzt berechtigt, von der Erkrankung solchen Personen Kenntnis zu geben, die ein berechtigtes gesundheitliches Interesse an dieser Kenntnis haben, der Verlobten oder ihren Angehörigen von der geschlechtlichen Erkrankung des Bräutigams. Die Ausstellung und Anpreisung von Schutzmitteln gegen Geschlechtskrankheiten ist in dem Gesetz nur dann noch verboten, wenn sie in einer Sitte und Anstand verletzenden Weise erfolgt.

Neben den amtlichen Gesundheitsbehörden sind unter der Geltung des neuen Gesetzes bereits zahlreiche städtische Beratungsstellen ins Leben getreten, die in Berlin zumeist auch gleichzeitig mit Behandlungsstellen verbunden sind. Hier wird allen Kranken, die nicht einen freitätigen Arzt aufsuchen wollen oder können, Gelegenheit gegeben, sich kostenlos beraten und erforderlichenfalls auch behandeln zu lassen, ohne daß jemand gezwungen wird, seinen Namen zu nennen.

Von besonderer Bedeutung sind die Strafbestimmungen des neuen Gesetzes: Danach wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren derjenige bestraft, der den Beischlaf ausübt, obwohl er an einer mit Ansteckungsgefahr verbundenen Geschlechtskrankheit leidet und dies weiß oder den Umständen nach annehmen muß. Die gleiche Strafe trifft den, der weiß oder annehmen muß, daß er an einer solchen Krankheit leidet und trotzdem eine Ehe eingeht, ohne dem andern Teil vorher davon Mitteilung gemacht zu haben. Ferner werden geschlechtskranke weibliche Personen bestraft, die in Kenntnis ihrer Krankheit ein fremdes Kind stillen; Fürsorgeberechtigte eines syphilitischen Kindes, die in Kenntnis der Krankheit das Kind von einer andern Person als der Mutter stillen lassen; und endlich derjenige, der ein geschlechtskrankes Kind in Pflege gibt, ohne den Pflegeeltern von der Krankheit Mitteilung gemacht zu haben. Straflos aber bleibt eine syphilitische Person, wenn sie ein syphilitisches Kind stillt, oder jemand, der ein solches durch eine syphilitische Person stillen läßt.

*

Nur in lockerem Zusammenhange mit den bisher erwähnten Bestimmungen des Gesetzes steht der zweite Teil, der insbesondere der Reglementierung und Kasernierung der Prostitution ein Ende bereitet hat. Bis dahin bestand bekanntlich in den deutschen Ländern eine sogenannte Sittenpolizei, das heißt ein polizeiliches Kontrollsystem, auf Grund dessen die Prostituierten in Listen geführt, einer regelmäßigen ärztlichen Untersuchung unterworfen wurden und ihnen der Aufenthalt in bestimmten Stadtvierteln verboten, oft sogar das Wohnen in bestimmten Straßen vorgeschrieben war. Diese Regelung hatte vollkommen versagt, da sich besonders in den Großstädten trotz allen

Strafandrohungen nur ein ganz geringer Teil der Prostituierten der sittenpolizeilichen Kontrolle unterstellt hatte.

Die Ausübung der Gewerbsunzucht ist jetzt grundsätzlich straffrei und nur die Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit — und zwar auch durch männliche Prostituierte — wird unter Strafe gestellt. Ausdrücklich untersagt ist die Ausübung der Prostitution nur an solchen Orten, die besonders dem Aufenthalt Jugendlicher dienen. Der Betrieb eines Bordells bleibt nach wie vor strafbar, mag es auch polizeilich geduldet und kontrolliert sein. Dagegen wird die Zimmervermietung an Prostituierte über 18 Jahre nur dann noch als Kuppelei bestraft, wenn damit ein Anhalten, Anwerben oder Ausbeuten der Prostituierten verbunden ist.

*

Obwohl das neue Gesetz heute bereits vier Jahre in Kraft ist, läßt sich Genaueres oder gar Abschließendes über seine Auswirkung noch nicht sagen. Das liegt an der Besonderheit der von ihm erfaßten Krankheiten, die zahlreiche von ihnen Betroffene selbst vor Ärzten und Behörden zu verbergen suchen. Nach dem Urteil der berliner städtischen Beratungsstellen ist unter der Geltungsdauer des neuen Gesetzes die Syphilis sehr erheblich zurückgegangen, während die Trippererkrankungen eher eine Zunahme aufweisen. Gegen den Fortbestand des kriminellen Ansteckungsparagraphen, der, wie erwähnt, Gefängnis bis zu drei Jahren demjenigen androht, der den Beischlaf ausübt, obwohl er an einer mit Ansteckungsgefahr verbundenen Geschlechtskrankheit leidet und dies weiß oder den Umständen nach annehmen muß, müssen nach wie vor die schwerwiegendsten Bedenken erhoben werden. Die bisherige dreijährige Erfahrung mit dem neuen Gesetz hat den Warnern vollauf Recht gegeben. Das Hauptbedenken richtete sich gegen das ungeheure Anwendungsgebiet und den begrifflich außerordentlich weiten Rahmen dieser Strafgesetznorm. Der Gesetzgeber hatte sicherlich zu sehr an die mit augenfälligen äußeren Krankheitserscheinungen behafteten Personen und zu wenig an die gewaltig große Anzahl symptomfreier Infizierter gedacht, die nach einem kurzen schmerzlosen Primäraffekt niemals mehr unter irgendwelchen merkbaren Sekundärerscheinungen zu leiden hatten, gleichwohl aber — nach der herrschenden medizinischen Meinung — noch jahrelang Ansteckungsmöglichkeiten in sich tragen. Wie von vornherein befürchtet, wird nun auf Grund jener Sonderstrafnorm grade diese Art symptomfreier Kranker, obwohl sie am wenigsten gefährlich sind und Krankheitsstoffe gar nicht übertragen, zur Anzeige gebracht, da sie nicht wie die floriden Syphilitiker ihren Zustand ängstlich verbergen, vielmehr aus ihrer frühern Erkrankung gar kein Hehl machen. Wird auch diesen symptomfreien Kranken im Einzelfalle nur schwer nachgewiesen werden können, daß sie Kenntnis von ihrem Zustand haben, so hat sich doch dieser berüchtigte Ansteckungsparagraph — wie bekannte Juristen mit Sicherheit vorausgesagt hatten — gegenüber Zehntausenden sich gesund fühlender Menschen, denen die Willenskraft fehlt, sich jahrelang nach erfolgter Ansteckung jeglichen Geschlechtsverkehrs zu enthalten, zu einem der gefährlichsten Belästigungsmittel entwickelt, das auch — da die Verfolgung nur auf Antrag eintritt, der in gewissen Fällen sogar zurückgenommen werden kann — zu Erpressungen reichlich ausgenutzt werden dürfte.

Hoffentlich wird es gelingen, diese Sonderstrafschutznorm gegen geschlechtliche Infektion wieder zu Fall zu bringen, sobald das in Vorbereitung begriffene neue deutsche Reichsstrafgesetzbuch mit den beabsichtigten erweiterten Körperverletzungsparagraphen in Kraft getreten sein wird.

Schaufenster von Alice Ekert-Rothholz

Schaufenster sind deswegen so beliebt
weil man da so schön sieht, was es alles noch gibt.
Man ist doch neugierig — immerhin!
Ansehn kost ja nischt! —
Und so ziehn denn auch die Berliner hin
und besehn zwischen Scheinwerfern, Krach und Benzin
die Schaufenster, die Schaufenster
der schönen Stadt Berlin.

Da steht nun die Industrie hinter Glas
und schmückt auch den Laden und wartet sich was.
Kochtöpfe aus Silber, deutsche Taschen aus Wien —
Ansehn kost ja nischt!
Alle Wachsdamen heulen bereits Glyzerin...
Für wen pflanzt man bloß diese Stilleben hin?
in die Schaufenster, in die Schaufenster
der komischen Stadt Berlin.

Das Silber glänzt wie ein polierter Stern.
Und der bessere Herr spricht zu dem schlechteren Herrn:
„Vorm Krieg kauft ich auch mal sonen Silberpokal;
Kultur kostete nischt...!"
Und der schlechtere Herr spricht leis vor sich hin:
„Ihr Silberpokal ... der kann mich mal."
Vor den Schaufenstern, vor den Schaufenstern
der armen Stadt Berlin.

Links das Schaufenster zeigt fette Gänse und Mut.
Plakat: „Spart für die Weihnachtsgans! Gans schmeckt gut."
Und der kleinere Mann spricht zu dem kleinen Mann:
„Sparen is jut! — Und Jans is ooch jut."
Doch jener spricht träumerisch vor sich hin:
„Wenn ick noch lange die Jans seh... is det valleicht nich jut
für die Schaufenster, für die Schaufenster
der hungrigen Stadt Berlin..."

So schimmeln, beleuchtet von mehreren Seiten,
alle bürgerlichen Behaglichkeiten:
Konfekt. Autos. Romane. Kakteen. Perserbrücke.
Lauter nagelneue Museumsstücke:
Ansehn kost ja nischt! —
Merkt: „Die Dame trägt diese Saison Hermelin".
Aber nur in den Schaufenstern, Mensch! —
In den Schaufenstern
der frierenden Stadt Berlin.

Diese Schaufenster mit ihren schönen und nützlichen Sachen
können alles — bloß nicht Geschäfte machen.
Ansehn nützt ja nischt.
Komisch, je länger man reinsieht, um so mehr kommt man drauf:
Früher regte das an. Und heut regt uns das auf.

Das Kronprinzenpalais in Oslo von Adolf Behne

Ist der Kritiker verpflichtet, freiwillig einen Maulkorb anzulegen?

Seit längerer Zeit, nämlich seit der Munch-Ausstellung, ist unsre moderne Galerie eingeladen, die neuere deutsche Kunst in Oslo zu zeigen. Am 8. Januar wird die von Doktor Thormählen, dem ersten Assistenten Justis, besorgte Ausstellung in Oslo eröffnet werden.

Die Sammlung des Materials geschah in einiger Heimlichkeit. Als ich den Wunsch äußerte, das Material vor der Ausreise zu sehen, wurde das zunächst verweigert: das Auswärtige Amt wünsche nicht, daß die Kollektion vorher gezeigt werde. Auf Anfrage beim Auswärtigen Amt wurde mir die Besichtigung zugestanden, doch nahegelegt, nicht vor erfolgter Eröffnung in Oslo kritisch zu dem Gesehenen Stellung zu nehmen. Ein, zwei Tage darauf erschien die erste petit gesetzte Notiz in den Zeitungen: „Im Jahre 1932" werde eine deutsche Kunstausstellung in Oslo zu sehen sein. Die Angabe „im Jahre 1932" ist eine sehr korrekte Verschleierung der Tatsache, daß die Eröffnung schon in vierzehn Tagen stattfinden wird.

Da ich der Ausstellung glaubte mit einigem Mißtrauen begegnen zu müssen, suchte ich die Herren Justi und Thormählen auf, besprach mit ihnen offen meine Befürchtungen und Einwände und nahm das Versprechen mit mir, daß ich rechtzeitig zu einer Besichtigung des Materials schriftlich würde eingeladen werden. Am Montag darauf waren denn auch einige prominente Herren auf schriftliche Einladung im Kronprinzenpalais erschienen, was ich hinterher erfuhr: ich hatte nämlich keine Einladung erhalten. Als Grund wurde angegeben: da ich eine bindende Zusage, bis zur Eröffnung in Oslo unter allen Umständen zu schweigen, nicht gegeben hätte, konnte ich nicht eingeladen werden. Tatsächlich haben alle eingeladenen Herren vor Überschreiten der Schwelle eine solche Zusage unterschreiben müssen. Tatsächlich würde ich mich geweigert haben, dies zu tun. Aber man scheint einige Sorge gehabt zu haben, daß ich vielleicht doch unterschreiben und damit das Material zu Gesicht bekommen könnte.

Jedenfalls habe ich durch die Sorge des Herrn Thormählen meine Handlungsfreiheit, und ich werde sie gebrauchen.

Warum ist die ganze Sache wichtig?

Nicht so sehr der Einwohner Oslos und selbst nicht jener Künstler wegen, die auch in Oslo fehlen müssen, weil sie nun mal für das Kronprinzenpalais nicht existieren, obwohl es schon eine glatte Ungerechtigkeit ist, den besten jüngern Münchener, Johannes Scharl, zu übergehen zugunsten irgendwelcher Lokalhäuptlinge, oder Segal und Ehnsen zu übergehen, wenn man Schrimpf und Pilartz zeigt. Nein, nicht das ist die Hauptsache. Das Kronprinzenpalais hat lange Jahre

gebraucht, bis es über den „Brücke"-Kreis hinauszusehen lernte; man kann nicht verlangen, daß es schon wieder den Gesichtskreis erweitere. Es heißt warten. Der fünfundsiebzigjährige prachtvolle Adolf Hölzel existiert ja auch noch nicht für Justi.

Das Entscheidende ist, daß hier eine bestimmte einseitige Auslese amtlich als „die" deutsche Moderne mit geheimrätlicher Macht und umsichtig-geschickter Diplomatie im Auslande propagiert wird, eine deutsche Auslese, die sehr künstlich auf eine stilistische Einheitslinie des „Nordischen", des „Unwelschen" gebracht und in der nach Möglichkeit das soziale und das konstruktive Element zurückgedrängt ist.

Die moderne deutsche Kunst in Oslo bringt kein Bild von Liebermann. Ich halte das für eine glatte Unmöglichkeit. Man mag zur Erklärung viele schöne, klug zurechtgelegte Gründe anführen: die Wirkung kann nur die eines demonstrativen Affronts sein. Justi sagt: er zeige ja auch Corinth nicht. Nun, erstens wäre es sehr schön, wenn er Corinth zeigte, ich halte es sogar für eminent wichtig, ihn zu zeigen. Zweitens aber ist Corinth nicht der amtierende Präsident der berliner Akademie, der als Künstler im Auslande ungewöhnlich angesehen ist. Diesen wegzulassen, kann nur als Demonstration aufgefaßt werden.

Ich bin wohl alles eher als ein Parteigänger Liebermanns. Das dürfte bekannt genug sein. Justi mag über manche Schwierigkeiten, die ihm vom Pariser Platz aus bereitet werden, mit Recht verärgert sein. Aber wir wollen nicht zwei verschiedene amtliche Ausgaben deutscher Moderne — bloß weil zwei Geheimräte, zwei Ressorts miteinander verkracht sind.

Es ist eine Unmöglichkeit, daß die Preußische Galerie den Präsidenten der Preußischen Akademie, wenn er ein Künstler vom Range und von den Verdiensten Liebermanns ist, in einer Ausstellung moderner deutscher Kunst im Auslande ausläßt... um so unmöglicher, als ja Justi selbst, als er das Kronprinzenpalais einrichtete, Liebermann zu den „Jungen" in das neue Haus herübernahm.

Zur Erklärung sagt Justi: „Die Herren aus Oslo haben sich eine ganz bestimmte Gruppe von deutschen Künstlern erbeten". Ja, dann hätten sich die Herren aus Oslo an einen privaten Sammler oder an einen Händler wenden sollen. Aber die Staatliche Galerie ist nicht dazu da, einseitige Wünsche noch so prominenter Herren zu erfüllen, auch nicht, wenn Edvard Munch ihr Wortführer ist. Ich kann mir auch nicht recht denken, daß Munch gewünscht haben könnte, Liebermann auszulassen, denn schließlich dankt er es der Liebermannschen Sezession, daß er in Deutschland bekannt wurde. Die Galerie hätte ja auch sicher Wünsche abgelehnt, die sich nicht so nett wie die Wünsche aus Oslo mit den eignen Wünschen deckten. Edvard Munch ist uns jederzeit willkommen, aber als Schirmherrn einer deutsch-nordischen Moderne brauchen wir ihn nicht.

Wenn man aber in Oslo aus „stilistischen" Gründen nur die Nach-Liebermannsche Generation zeigen wollte, so wäre es eine noble Geste gewesen, Liebermann zu einem kurzen Vorspruch im Katalog aufzufordern, mit dem er diese Jüngern, die ja fast alle, zu seiner Freude oder nicht, Mitglieder seiner Akademie sind, in Oslo vorgestellt hätte. Das hätte in Oslo gewiß sympathisch gewirkt ... um so mehr, als das Ausland oft genug mit Erstaunen eine neue antisemitische Welle in Deutschland konstatiert und man aus dem Fehlen Liebermanns in Oslo vielleicht für uns peinliche Schlüsse ziehen könnte.

Über das Nordische noch ein offenes Wort: Es besteht hier und da bei uns eine Neigung, die Kunst der Nolde, Schmidt-Rottluff, Kirchner, Kokoschka für „deutsch" in einem besondern und höhern Sinne zu halten. Ich brauche wohl nicht immer wieder zu betonen, wie hoch ich die Kunst dieser Männer schätze. Schulze-Naumburg hat sie als degenerierte Untermenschen beschimpft, der ‚Angriff' hat sie kürzlich als Künstler des Dritten Reiches gefeiert, was wohl den Gefeierten sehr peinlich war. Aber außer dem unbekannten Autor des ‚Angriffs', dessen Begeisterung schnell zurückgepfiffen wurde, gibt es eine Gruppe von Freunden der Moderne, die, viel zu klug, um in teutonische Heilrufe auszubrechen und die Grenzen der Kunst zu sperren, doch sozusagen feine Gradunterschiede des „Deutschen" und des „Nordischen" vornehmen. Aber wir sollten in diesen Dingen doch recht vorsichtig sein und nicht die Mittel mit der Sache verwechseln. Der käme auf sehr unsichern Boden, der einen Nolde für „deutscher" halten wollte als einen Liebermann. Wen er künstlerisch mehr liebt, höherstellt: seine Sache. Aber das nationale Argument sollten wir beim Urteilen lieber aus dem Spiele lassen. Ist Hans Thoma deutscher als Hans von Marées? Und bemerken wir nicht in den Arbeiten der besten Europäer zunehmend eine letzte Verwandtschaft, die mit „Einflüssen" im banalen Sinne gar nichts mehr zu tun hat, eine geistige Einheit, die uns sehr beglücken sollte... bei dem Amerikaner Feininger, dem Spanier Picasso, dem Schweizer Klee, dem Russen Kandinsky, dem Deutschen Nolde?

Es ist das gute Recht der Wissenschaft, die spezifischen Mittel der Kunst auch auf ihre nationale Determiniertheit hin zu untersuchen; aber wir sollten uns hüten, durch falsche Schlußfolgerungen nun auch noch die Kunst in Autarkien zu zerfetzen.

Und warum warte ich mit dieser Kritik nicht bis nach der Eröffnung der Ausstellung in Oslo? Ich weiß, daß ich die Ausstellung auf keinen Fall mehr ändern kann. Aber wenn ich bemerken muß, daß trotz meines loyalen Versuchs einer Verständigung die geheimrätlichen Mittel des bureaukratischen Apparats mobil gemacht und Zusagen nicht eingehalten werden, wäre freiwillige Benutzung des amtlichen Maulkorbs würdelos.

Ein Brief von Rainer Maria Rilke

Der folgende Brief Rainer Maria Rilkes, aus Anlaß seines fünften Todestages hier zum erstenmal veröffentlicht, bezieht sich auf eine feindselige Zeitungsrezension über eine Vorlesung aus Gedichten. Seine Worte gegen die Haltung solcher Pressekritiken haben eine für ihn ungewöhnliche Schärfe. Der Brief weist auf eine Zeit zurück, als ein Dichter die Dichtung noch ernst nahm. Freilich ist Rilke überhaupt das stärkste Vorbild musischer Verantwortung, — und es zeigt die vornehme Eindringlichkeit seiner Kunstanteilnahme, wie er hier mit fast chinesisch anmutender Höflichkeit doch grade bei Gelegenheit des Zeitungsangriffs auch seine eigne Kritik an den Gedichten laut werden läßt. *Alfred Wolfenstein*

München, am 26. April 1918.

Mein lieber Herr Wolfenstein,

Sie wissen, daß die Presse nie ein Geständnis ihres Unvermögens ablegt, ohne sich zugleich wörtlich und bösartig ins Recht zu setzen. Die Notiz in der ‚M. Z.' hat mich nicht überrascht; daß sie verlogen ist, macht sie ja nur um so mehr zu einem Muster ihrer argen Art. Sie ist es, denn ich habe in meiner Nähe relativ viel Auffassung und Verständnis merken können. Eine zuverlässigere Verbindung wäre tatsächlich nur auf Grund einer gewissen Vorbereitung herzustellen; Sie unterschätzen, weil sie Ihnen natürlich ist, die außerordentliche Neuheit Ihrer Formung. Die Zuhörer, auch die geübteren, sind gewohnt, innerhalb der Dichtungen, die ihnen gebracht werden, immer wieder einen Punkt der Vereinbarung zu finden, während Ihr Gedicht ganz und gar in der Gefühls-Übersetzung bleibt und innerhalb ihrer jeden Augenblick bewegt und gewendet ist. Es setzt eine unbeschreiblich selbständige und zugleich unterworfene Aufmerksamkeit voraus, ich kann nur wiederholen, es stellt, vorgelesen, auch an mich die schwersten Anforderungen. Ganz wirksam würde es nur gegen ein Publikum, das bemüht und rein aufnehmend wäre, nicht, wie das unsre, müßig und kritisch; und dieses ideale Publikum müßte das Recht haben, sich ein Gedicht fünf-, sechsmal wiederholen zu lassen.

Bei aller dieser Schwierigkeit stehe ich überzeugt auf der Seite Ihres Gedichts, welches nur ausnahmsweise schwieriger ist, als das seine Natur und unser Mangel an Geistesgegenwärtigkeit mit sich bringt. Seine Schwierigkeit liegt dann eben in der Neuheit des Gebildes, und Sie mögen an ihr nur insoweit Schuld tragen, als Sie gewisse, eben erst durchgesetzte Formungen gleich mit dem Anspruch bringen, allgemein und gewissermaßen forensisch wirksam zu sein.

Hier darf ich vielleicht ein Bedenken aussprechen, das ich zuweilen bei Gedichten im Buche „Freundschaft" und bei einigen anderen, späteren, aufkommen fühlte, das mir aber erst jetzt mitteilbarer sich formen will. Die ungemein kühne Art, mit der Ihr Gedicht sich seiner Gegenstände bemächtigt, war in der Ausbildung noch nicht völlig abgeschlossen, als ein Entschluß zur unmittelbaren Wirkung und eine plötzliche

Wendung nach außen diese innere Beschäftigung unterbrach, um sie, sowie sie nun grade war, in die lebhafteste und uneigennützigste Anwendung zu stellen. Ich bin überzeugt, daß Sie unter allen Umständen diesen Entschluß würden gefaßt haben und daß er Ihnen in einem hohen Grade gemäß ist; nur hat der Druck unsrer Zeit diese Umkehr, wenn man so sagen darf, vielleicht um ein Weniges verfrüht und um eine Spur heftiger gemacht. In dieser Doppelheit Ihres Gedichts, welches in einem Atem ganz neu ist und ganz angewendet, uns zugewendet, an uns weggegeben sein will (vielleicht noch ehe es Ihr vollkommen Errungenes war) —, liegt jenes Mehr von Schwierigkeit, das man Ihnen genau genommen, etwa vorwerfen könnte.

Darf ich zum Schluß die Bitte hinschreiben, gelegentlich (wenn einmal eine überzählige da ist) eine Abschrift des Gedichtes „Der Tag" zu besitzen? Es würde mir Freude bereiten, es wieder und wieder zu lesen und es mir besser anzueignen. Und lassen Sie sich durch die ‚Münchner Zeitung' nichts verbittern!

Auf das Herzlichste

Ihr R. M. Rilke.

Der Floh von Peter Panter

Im Departement du Gard — ganz richtig, da, wo Nîmes liegt und der Pont du Gard: im südlichen Frankreich — da saß in einem Postbureau ein älteres Fräulein als Beamtin, die hatte eine böse Angewohnheit: sie machte ein bißchen die Briefe auf und las sie. Das wußte alle Welt. Aber wie das so in Frankreich geht: Concierge, Telephon und Post, das sind geheiligte Institutionen, und daran kann man schon rühren, aber daran darf man nicht rühren, und so tut es denn auch keiner.

Das Fräulein also las die Briefe und bereitete mit ihren Indiskretionen den Leuten manchen Kummer.

Im Departement wohnte auf einem schönen Schlosse ein kluger Graf. Grafen sind manchmal klug, in Frankreich. Und dieser Graf tat eines Tages folgendes:

Er bestellte sich einen Gerichtsvollzieher auf das Schloß und schrieb in seiner Gegenwart an einen Freund:

Lieber Freund!

Da ich weiß, daß das Postfräulein Emilie Dupont dauernd unsre Briefe öffnet und sie liest, weil sie vor lauter Neugier platzt, so sende ich Dir anliegend, um ihr einmal das Handwerk zu legen, einen lebendigen Floh.

Mit vielen schönen Grüßen

Graf Koks

Und diesen Brief verschloß er in Gegenwart des Gerichtsvollziehers. Er legte aber keinen Floh hinein.

Als der Brief ankam, war einer drin.

Berlin und Prag von Bernhard Citron

Seit Friedrich Naumanns aus der Kriegsatmosphäre heraus geborenes Buch „Mitteleuropa" erschienen ist, hat diese Frage viele Abwandlungen erfahren. Ein preußisch-österreichisches Mitteleuropa kann es nicht mehr geben. Die Führung in einem Staatenblock, der sich aus den ehemaligen Gliedern der habsburgischen Monarchie und dem Deutschen Reich zusammensetzt, würde heute oder in einer nahen Zukunft Deutschland und der Tschechoslowakei zufallen. Von dieser allein aber dürfte die Initiative zu einem derartigen Bunde ausgehen. Bemerkenswert sind die Interviews, die in den Weihnachtstagen der Außenminister der tschechoslowakischen Republik Benesch und der ungarische Ministerpräsident Karolyi Pressevertretern gewährt haben. Ungarn, dessen zeitweilige Annäherung an Italien vielleicht militärische aber niemals finanzielle Vorteile gebracht hat, sucht eine Stütze bei der Tschechoslowakei, einem der wenigen politisch und finanziell gefestigten Staatswesen im Herzen Europas. In Oesterreich macht sich eine starke Bewegung gegen die direkte Anlehnung an Deutschland, die in den mißglückten Zollunionsplänen ihren Ausdruck fand, geltend. Sieht man ab von Rumänien, Jugoslawien, Italien und Polen, die nicht als Nachfolgestaaten sondern als Annektionisten österreich-ungarischen Gebiets zu betrachten sind, so bleiben als eigentliche Erben des habsburgischen Territoriums Oesterreich, Ungarn und die Tschechoslowakei.

Die militärischen Machtmittel Oesterreichs und Ungarns sind durch die Friedensverträge starken Beschränkungen unterworfen worden; die Tschechoslowakei hat dagegen ein stehendes Heer und allgemeine Wehrpflicht mit einer Ausbildungszeit von anderthalb Jahren. Die große und wegen der Löhnungen billige tschechische Armee stellt einen Machtfaktor dar, der an sich schon ausreichen würde, um das Schwergewicht einer österreichisch-tschechischen Union nach Prag zu verlegen. Dazu kommt, daß die tschechische Wirtschaft zwar nicht von der allgemeinen Krise verschont blieb, sich aber im großen und ganzen widerstandsfähiger erwiesen hat als die andrer europäischer Staaten. Wenn das offiziöse Regierungsorgan, die ‚Prager Presse', kürzlich erklären konnte, das trotz der auch in der Tschechoslowakei herrschenden Not und Arbeitslosigkeit jeder Bürger die Gewißheit habe, daß die Republik ihn niemals verhungern lasse, dann begreift man die politische Stabilität dieser aus verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzten jungen Nation. Selbst die deutschen Nationalsozialisten der Tschechoslowakei stehen bei weitem nicht so feindlich der tschechischen wie unsrer Hitlerianer der deutschen Republik gegenüber.

Da den Schlüssel zur wirtschaftlichen Existenzkrise in fast allen Ländern die Auslandsverschuldung liefert, muß auch sie bei der Beurteilung der Lage des tschechischen Wirtschaftsgebiets vor allem in Betracht gezogen werden. Bei den politischen Zahlungen handelt es sich wie bei uns um Reparationsleistungen. Die Aufbringung dieser verhältnismäßig geringen

Summe, „Befreiungsabgabe" genannt, wird wohl auch künftig der prager Regierung keine allzu großen Schwierigkeiten bereiten. Ganz unbedeutend ist die kurzfristige Auslandsverschuldung der tschechischen Banken. So ist die Tschechoslowakei neben Frankreich eines der wenigen Länder, für die es ein passives Stillhaltungsproblem nicht gibt. Nach dem Zusammenbruch der Oesterreichischen Creditanstalt setzte auch ein Run auf die Schalter der tschechischen Banken ein, die Auslandsguthaben wurden bis zu einem Bruchteil abgezogen. Einzelne Banken konnten dieser Bewegung nur infolge großzügiger Staatssubventionen standhalten.

In einem Punkte unterschieden sich die tschechischen Kreditinstitute wesentlich von den deutschen; diese haben letzthin stets nur die Hilfe des Reiches in Anspruch genommen, jene haben ihrerseits auch den Staat unterstützen können. Die Sparkassen, zu denen sich ein Teil der verängstigten Bankeinleger während der Krise dieses Sommers geflüchtet hat, konnten erst kürzlich dem Finanzminister einen erheblichen Kredit zur Verfügung stellen. Das Gefühl der ständigen Unsicherheit, das zu einer völligen Verödung des wirtschaftlichen Lebens führen muß, herrscht an der Moldau nicht.

Man ist sich in Prag dessen bewußt, daß ein erheblicher Teil der vom Staat bereitwillig gewährten Subventionen heute als verloren zu betrachten ist, aber Staat und Wirtschaft sind nicht so auf Gedeih und Verderb aneinander gekettet wie in Deutschland. Trotz der starken industriellen Entfaltung, die nach dem Kriege einsetzte und am besten in dem Anwachsen der Stadtbevölkerung zum Ausdruck kommt, ist keine übermäßige Expansionspolitik, von Einzelfällen abgesehen, getrieben worden. Vor allem haben nicht die Banken, wie dies in Deutschland nur zu oft geschehen ist, der Industrie Kredite aufgedrängt: so waren keine Mittel für überflüssige Investitionen vorhanden. Die großen Unternehmungen legten keinen Wert auf Verwaltungspaläste. Im Zentralgebäude der größten und angesehensten Bank, der Zivnostenska Banka, befinden sich offene Geschäftsläden. Unsern Großbankdirektoren wäre sicher ein Juwel aus ihrer Krone gefallen, wenn sie Räume an einen Schneider oder Uhrmacher vermietet hätten.

Der Lebensstandard des großen und kleinen Mannes war in der Tschechoslowakei auch in guten Zeiten eng zugeschnitten. Man kennt dort keine „Wirtschaftsführer", sondern nur Kaufleute. Der Lebensindex ist nach den Ziffern vom Oktober 1931 im Verhältnis zur Vorkriegszeit von 100 auf 97 zurückgegangen, während er in Deutschland auf 133 gestiegen ist. Dieses sparsame, fleißige und vielleicht etwas engstirnige Volk ist in der Notzeit geschaffen für die Hegemonie unter wirtschaftlich und politisch geschwächten Nachbarn. Frankreich, dessen östliches Abbild die Tschechoslowakei in vieler Beziehung darstellt, wird die Annäherung der habsburgischen Nachfolgestaaten unter tschechischer Führung begünstigen. Wenn sich auch Mancher die Wiedervereinigung Oesterreich-Ungarns anders vorgestellt hat, so wäre vom deutschen Standpunkt aus die wirtschaftliche Stärkung unsrer östlichen Absatzgebiete durch französisches Kapital auch dann zu be-

grüßen, wenn dahinter politische Pläne der Franzosen stecken. Die deutsche Politik sollte sich allmählich daran gewöhnen, mit diesem Faktor zu rechnen. Die mitteleuropäische Zollunion ist kein phantastischer Zukunftstraum mehr, sondern nach dem Scheitern des verfehlt angelegten deutsch-österreichischen Pakts wohl die einzige Gelegenheit, aktive deutsche Außenpolitik zu treiben. Auch die glühendsten Anschlußfreunde müssen sich sagen, daß aus politischen und wirtschaftlichen Gründen der Weg nach Wien über Prag führt.

Das Lied von der Gleichgültigkeit

von Theobald Tiger

Eine Hur steht unter der Laterne,
des abends um halb neun.
Und sie sieht am Himmel Mond und Sterne —
was kann denn da schon sein?
Sie wartet auf die Kunden,
sie wartet auf den Mann,
und hat sie den gefunden,
fängt das Theater an.
Ja, glauben Sie, daß das sie überrasche?
Und sie wackelt mit der Tasche — mit der Tasche,
mit der Tasche,
mit der Tasche —
Na, womit denn sonst.

Und es gehen mit der Frau Studenten,
und auch Herr Zahnarzt Schmidt.
Redakteure, Superintendenten,
die nimmt sie alle mit.
Der eine will die Rute,
der andre will sie bläun.
Sie steht auf die Minute
an der Ecke um halbneun.
Und sie klebt am Strumpf mit Spucke eine Masche...
und sie wackelt mit der Tasche — mit der Tasche,
mit der Tasche,
mit der Tasche —
Na, womit denn sonst.

Und es ziehn mit Fahnen und Standarten
viel Trupps die Straßen lang.
Und sie singen Lieder aller Arten
in dröhnendem Gesang.
Da kommen sie mit Musike,
sie sieht sich das so an.
Von wegen Politike...
sie weiß doch: Mann ist Mann.
Und sie sagt: „Ach, laßt mich doch in Ruhe —"
und sie wackelt mit der Tasche — mit der Tasche —
mit der Tasche —
mit der Tasche...
Und sie tut strichen gehn.
Diese Gleichgültigkeit,
diese Gleichgültigkeit —
die kann man schließlich verstehn.

Bemerkungen

Hitler erobert Rumänien

Im alten Hermannstadt, dem heutigen Sibiu in Siebenbürgen, fand Mitte Dezember ein seltsamer Verbrüderungsakt statt. Auf dem Kongreß der ultranationalistischen rumänischen Studentenschaft, die unter der Leitung des Antisemitenführers Cuza steht, trat eine Delegation von Hitler-Studenten aus Deutschland auf, um den rumänischen Commilitonen die brüderlichen Grüße des großen Adolf zu übermitteln. Ein Herr Karl Motz begrüßte die rumänischen Fascisten im Namen Hitlers, und der Vorsitzende des Kongresses, Herr Tanasescu, hieß wiederum die lieben deutschen Gäste willkommen. Es war ein Bild holder Eintracht, als die Exponenten der rumänischen Bojaren und des deutschen Industriekapitals da beisammensaßen und einander Treue gelobten im Kampfe gegen das größte Übel der Gegenwart: die Juden, die grade in Rumänien, wo sie zum großen Teil Proletarier sind, ein besonders schädliches Element darstellen.

„Nehmt euch an unserm Adolf ein Beispiel", rief Karl Motz den rumänischen Kulturträgern zu, und mit dem gewohnten Takt, der die deutsche Politik so oft auszeichnet, trank er bei einem Bankett auf die „künftigen Regierungen in Rumänien und Deutschland, an deren Spitze die Professoren Cuza und Hitler stehen werden".

Die Vorsehung schenkt jeder Nation die Jugend, die sie verdient. Sollte die antisemitische rumänische Studentenschaft tatsächlich die Meinung der rumänischen Jugend vertreten, dann wären alle Befürchtungen berechtigt, die aufrichtige Freunde dieses begabten Volkes über seine weitere Entwicklung hegen könnten. Viel eher kann man allerdings annehmen, daß die Studenten beiderlei Couleurs einfach nicht wissen, was sie tun. Denn außer einem bornierten Judenhaß kann man selbst bei bestem Willen nicht entdecken, was die deutschen und rumänischen Fascisten verbinden soll. Man kann doch nicht gut annehmen, daß Hitler für die Parole Cuzas eintritt: Verteidigung der Friedensverträge bis zum äußersten, oder daß sich Cuza den heldenhaften Kampf Hitlers gegen Frankreich zum Lebensziel gesetzt hätte.

Oder sollte die Einigung einfach nur die siebenbürger Deutschen betreffen, die Hitler großmütig opfern will, wie er schon vorher die südtiroler Deutschen geopfert hat? Dann ist der Preis — unter uns gesagt — zu hoch: denn Judenpogrome können von den Cuzaleuten ohne jede Gegenleistung geliefert werden.

K. L. Reiner

Erlebnis mit Arthur v. Gwinner

Beim Tode des frühern Generaldirektors der Deutschen Bank war die Tagespresse erfüllt mit anerkennenden Nachrufen. Mir, der ich vor dem Kriege mit Herrn von Gwinner mehrfach auf gesellschaftlichem Boden zusammengetroffen war, fällt ein Erlebnis ein, das ich während des Krieges mit ihm hatte und das mir charakteristisch scheint für die Verwüstungen, die die Kriegspsychose auch bei den Prominentesten angerichtet hat.

Anfang Januar 1918 bat mich nach der Pressekonferenz Major von Olbert als Vertreter des Kriegspresseamts um eine Rücksprache. Er überreichte mir einen Brief mit meiner Namensunterschrift in Maschinenschrift: „Den hat Herr von Gwinner dem Oberkommando in den Marken zugeschickt, um ein Vorgehen gegen Sie zu veranlassen. Was meinen Sie dazu?"

Ich warf einen Blick auf das mir völlig unbekannte Schriftstück und erklärte kurz: „Elende Fälschung".

Herr von Olbert lächelte: „Das habe ich mir gleich gedacht. Des-

halb habe ich mich direkt an Sie gewandt und überlasse Ihnen den Brief."

Worum handelte es sich? Irgendein Angestellter der Deutschen Bank hatte in Sachen der Weihnachtsgratifikation auf Herrn von Gwinner einen erpresserischen Druck auszuüben versucht und zu diesem Zweck meinen Namen mißbraucht. Der Brief schloß folgendermaßen:

„Sollte die Auszahlung der Gratifikation seitens der Direktion in böswilliger, kaltherziger Absicht bis Freitag (21. 12. 17.) nicht durchgeführt und ein entsprechender Bescheid an die Herren Stundenarbeiter nicht ergangen sein, so muß ich zu meinem größten Bedauern Ihrerseits in der ‚Welt am Montag' über den ungerechten, typischen Fall Stellung nehmen und in allgemeinverständlicher Weise eingehender besprechen. Hochachtungsvoll gez. von Gerlach, Redakteur und Schriftsteller.

NB. Wenn ich diesen Brief nicht eingeschrieben Ihnen zugehen lasse, so geschieht es lediglich nur deswegen, weil ich annehmen muß, daß Sie als Ehrenmann eine gerechtfertigte ‚Notstandssache' nicht unterschlagen werden. D. O."

Die Herren vom Kriegspresseamt, die mir wahrhaftig nicht gewogen waren, hatten sofort die Fälschung erkannt und dementsprechend gehandelt. Daß Herr von Gwinner, der mich persönlich kannte, die Fälschung nicht erkannt haben sollte, würde auf die Einseitigkeit der Intelligenz des damals einflußreichsten deutschen Finanzmannes schließen lassen. Daß er sich nicht an mich um Aufklärung wandte, sondern mich bei dem allmächtigen Generalkommando denunzierte, veranlaßte mich zu einem Brief an ihn. Darin äußerte ich mein Befremden über die Art seines Vorgehens.

In seiner etwas bekniffenen Antwort vom 27. Februar 1918 suchte er sein Verhalten damit zu rechtfertigen, daß ich mich eine Reihe von Jahren vorher auf der Generalversammlung der Deutschen Bank „für einen Unwürdigen eingesetzt hätte".

Lange vor dem Kriege hatte ich nämlich als Aktionär der Deutschen Bank für einen nach meiner Kenntnis der Dinge zu Unrecht — wegen seiner gewerkschaftlichen Betätigung — gemaßregelten Bankbeamten das Wort ergriffen.

Das hatte mir der Bankherr nicht vergessen. Weil ich mich einst eines der Angestellten seiner Bank nach seiner Meinung unbegründetermaßen angenommen hatte, traute er mir zu, daß ich der Verfasser eines im Carlchen-Mießnick-Stil gehaltenen grobschlächtigen Erpresserbriefs sei. Und er, der sich über die möglichen Folgen seiner Handlungsweise durchaus klar sein mußte, versuchte, mich einer Militärbehörde zu überliefern, die damals die Gewalt hatte, ohne jede Untersuchung jedermann einzusperren. Schutzhaft!

Daß die Aktion mißlang, war nicht das Verdienst des Herrn von Gwinner.

Hellmut v. Gerlach

Indien im Roman

Die Nachrichtendienste überschlagen sich. Das Übermaß unzusammenhängender Teilmeldungen macht jede Anschauung

zunichte. Je mehr die Zeitungen über eine Sache schreiben, desto undeutlicher werden unsre Begriffe davon.

Nicht viel anders gehts mit den berichtenden und betrachtenden Büchern. Eine unabsehbare Fülle von „Rechenschaften" über Rußland, über Amerika erscheint. Aber immer verschwommener, immer schillernder wird das vielfach übereinanderkomponierte Bild, das der Durchschnittsleser sich von der Wirklichkeit dieser Länder machen kann. Schließlich wirkt da ein Roman von Sinclair Lewis oder Gladkow gradezu erlösend. Er gibt wenigstens ein geschlossenes Bild, an das man sich vorläufig halten, das man ergänzen, mit den ungeordneten Tatsachenmassen anreichern kann.

So bekommt die Romandichtung einen neuen, informatorischen Sinn, den die sogenannte Reportage-Dichtung nie haben konnte: Sie durchdringt und klärt den Wust allzu tüchtiger Tatsachenberichte.

In diesem Sinne ist die Verdeutschung des Buches „A passage to India" von E. M. Forster („Indien" — Paul Neff Verlag) als verdienstlich anzusehen. Es ergänzt unser wirres, täglich mit Sensationen gefüttertes Wissen aufs beste. Nebenbei ist es ein ansprechender, wenn auch nicht grade überwältigender psychologischer Roman. Forster hat eine gewisse monotone Art pessimistischer Menschenbetrachtung.

In den letzten Jahren hatten wir schon einmal ein ganz ähnliches Bucherlebnis: Thomas Raucat enthüllte in dem entzückenden, dichterisch viel wertvollern Roman „Die ehrenwerte Landpartie" das lebendige Alltagsbild Japans auf überraschende Art. Unsre Vorstellungen, schwankend zwischen Lafcadio Hearns süßlicher Anhimmelung und dem dumpfen Eindruck eines wildgewordenen gelben Imperiums, wurden nachhaltig aufgehellt. Es zeigte sich der enge bureaukratische, pedantische, erstaunlich „unpoetische" Charakter eines Landes.

Ähnliches erlebt man nun bei diesem Roman. Durch Roy und Andre wissen wir, wie schnell die ökonomische Entwicklung in Indien vorangeht. Inzwischen wird aber die romantische Figur Gandhis, der sich nur zögernd ökonomischen Notwendigkeiten anpaßt, nicht nur weiter gefeiert und abgebildet, sondern auch zu Round table-Konferenzen geladen. Wirkliche Kenner Indiens versichern uns indessen, der Mahatma sei nahezu bedeutungslos geworden, wenn er überhaupt je eine historische Rolle gespielt habe.

Sein Name fällt in Forsters Roman nicht. Überhaupt werden politische Namen und Fakten nur selten erwähnt. Dafür lernen wir die Realitäten des Alltagslebens in einer kleinern Stadt gründlich kennen. Besonders beobachten wir die Entwicklung einer bürgerlichen, gebildeten Schicht in steter offener oder heimlicher Reibung gegen die englischen Positionen. Dieser Vorgang scheint nun außerordentlich wichtig zu sein. Dabei handelt es sich nicht nur um macht- oder handelspolitische, sondern vielfach um ausgesprochen weltanschauliche, ja gesellschaftliche Fragen. Die Restbestände der vielen, übereinander gelagerten alten Kulturen begünstigen jede Art von Unklarheit.

Diese werdende indische Bourgeoisie, Hindus wie Mohammedaner, sucht sich gegen den englischen Elan, gegen den englischen Lebensstil zu behaupten, indem sie ihn umgeht, sich in ihn einzudrängen oder einzuschleichen bemüht. Es kommt zu seltsamen Kompromissen. Jede Art von Anpassung wird versucht. Nur die klare, glatte Ablehnung und Absonderung ist unbeliebt.

An einer ziemlich alltäglichen Geschichte, einem etwas lächerlichen Beleidigungsprozeß, wird diese Situation hinreichend deutlich entwickelt. Mit erschreckender Hilflosigkeit starren alle diese indischen Anwälte, Ärzte, Kaufleute auf das englische Vorbild. Auch wo sie im Recht sind, — ja sogar, wo sie Recht bekommen, fühlen sie sich noch unterlegen.

Ihr Selbstbewußtsein reicht nur zu Gesten und Worten. Alsbald sind sie zu neuer Unterwerfung bereit.

Grade diese Haltung wurde mir von Indienkennern und von Indern selber als sehr bezeichnend und gut beobachtet bestätigt. Man lernt aus dieser Lektüre Vieles, was nicht in den Zeitungen steht. Vor allem aber, daß die englische Herrschaft von der unklaren, gespaltenen und unentschlossenen jungindischen Intelligenz offenbar herzlich wenig zu fürchten hat.

Axel Eggebrecht

Ronny mit Vor- und Nachwort

Das Kino war lang und schmal und bis auf den letzten Platz besetzt. Man gab einen Stummfilm aus dem dritten Jahrhundert vor Christus, „Rasputins Liebesabenteuer", aber kurz vorm letzten Akt hatte der Vorführer Maschinendefekt, und nun saß das Publikum dreiviertel Stunden ohne Ungeduld, horchte auf ein lungenkrankes Grammophon und wartete auf den Schluß. Gegen Zehn erschien Rasputin, ein hohläugiger Herr mit viel Frisur um den Kopf, wieder auf der Leinwand, ließ sich Balalaika vorspielen und trank in zügelloser Weise aus einer Glaskaraffe. Da packte mich eine sehr dicke Frau, die neben mir saß, am Arm, schüttelte mich mehrmals heftig und keuchte mit tränenerstickter Stimme: „Der Wein ist vergiftet, der Wein ist vergiftet!" Dies nach dreiviertelstündiger Wartezeit. Ich fühlte, nicht ohne Beschämung, daß mich Rasputins Wein kalt ließ. Woraus zu lernen ist, daß Filmkritiker nicht ins Kino gehören.

Verdrängen wir die dicke Dame ins Unterbewußtsein und betrachten wir, als sei nichts ihresgleichen auf der Welt, das neue Ufa-Lustspiel „Ronny" mit kritischen Maßstäben, so bemerken wir zunächst, daß das Fürstentum Perusa eine beträchtliche Staatsanleihe beim benachbarten Flausenthurm gemacht hat. Fritsch läuft die Chevalier-Treppe herauf und herunter, und als die Kleinbahn mit dem Viehwagen vorfuhr, werden wohl auch dem Wohlmeinendsten Reminiszenzen gekommen sein. Eine kleine Angestellte fährt in der Fürstenkarosse zum Schloß — da sind bei der Ufa offenbar zwei Drehbücher durcheinander geraten. Fast vor jeder Szene möchte man den Hut ziehen, nicht eben aus Ehrfurcht, sondern weil man sie als alten Bekannten wiedererkennt. Die Autoren Schünzel und Preßburger zeigen an einigen Stellen, daß sie nicht gänzlich ohne Einfälle sind ... ist es ihnen nicht peinlich, so hemmungslos auf andrer Leute Kosten zu leben? Es handelt sich hier einmal nicht um Zugeständnisse an Publikumsgeschmack und Kasse sondern einfach um Trägheit. Man könnte dieselbe Operette mit originellen Gags spicken, ohne daß es der dicken Dame auf den beiden Klappsitzen unangenehm auffiele.

Wie üblich erscheint das Militär als eine Art männlicher Girltruppe, Konkurrenz des weiblichen Geschlechts, das ebenfalls großzügig mobilisiert ist; Landwehr und Landsturm hat man aufgeboten: ganze Horden junger Mädchen, streng auf Busen gearbeitet, zeigen die Beine. Selbst die marmornen Reifrockfiguren im Park ziehen sich vorübergehend nackt aus — der Natur wird Gewalt angetan, auf daß sie offenbar werde. Willy Fritsch, der Fürst, findet sich gelangweilt und ironisch mit Spielzeugsoldaten und Zeremoniell ab; denn wir Republikaner wünschen zwar einen Monarchen zu sehen, aber die Monarchie soll ihm nicht gefallen. Auch treibt er Musik und Liebe. Das söhnt den bolschewistisch verhetzten Teil des zahlenden Publikums aus. Fritsch ist auch im Frack nicht zu vornehm. Der kleine Angestellte auf dem Thron — neudeutsche Ideale! Käthe von Nagy ist ebenso schön wie fleißig-bemüht; das erstere soll man, das zweite sollte man nicht merken. Regisseur und Autor benutzen jede

Gelegenheit zu choreographischen Apropos. Sie sind lästig, wie Amateurphotographen auf Landpartien, die alle Augenblicke den Gang des Programms unterbrechen, um langwierige Gruppen zu stellen. Bitte recht freundlich. Das verschönt den Alltag. „So ein Werkeltag ist ufalos", singt der Diener Anton; denn der Werktag gehört nicht ins Kino. Findet die dicke Dame auch.

Was die andre Weihnachtspremiere der Ufa, den Yorck-Film, anlangt, so hat man sich diesmal nicht damit begnügt, die Außenfassade des Kinos stilgerecht zu verkleiden. Der Ausstattungschef Rudi Feld hat den großzügigen Gedanken gehabt, ganz Deutschland mit einer stimmungsvollen, an Tauroggen gemahnenden Schneedecke zu überziehen. Was allerdings viele Filmfreunde veranlaßt, eilends zu Außenaufnahmen ins Gebirge zu fahren. Erholung tut not. Der Unterzeichnete wenigstens . . . geht Ihnen das auch so: ich sehe überall Max Adalbert. In allen Kinos, in allen Vorankündigungen, auf allen Programmzetteln, überall Adalbert, mit und ohne Perrücke. Das muß an mir liegen. Nervenüberreizung, weiße Mäuse. Ab in den Schnee. A happy new year. Über Yorck später. *Rudolf Arnheim*

Truppe 1931

Ein Angestellter wird von Nationalismus und Individualismus zur internationalen Klassengemeinschaft mit dem revolutionären Proletariat bekehrt. Die dramatisch-dialektischen Stationen seines Weges ergeben Schlag auf Schlag die scharf rythmisierte temperamentvoll-bewegliche Szenenfolge einer Revue. Sie heißt „Die Mausefalle" und wird im Kleinen Theater, Unter den Linden, von einem Bühnenkollektiv mit soviel Geist, Witz, Begeisterung und Können aufgeführt, daß man ihr mit tausend Händen Beifall klatschen möchte. Die Mitglieder dieser Truppe 1931 müssen Namen für Namen genannt werden, in der Reihenfolge, wie sie auf dem Programmzettel für Text, Musik und Darstellung einstehen: Bönsch, Czempin, Luisrose Fournes, Ingeborg Franke, Hahn, Charlotte Jacoby, Lex, Meyer-Hanno, Nerlinger, Popp, Ruschin, Steffi Spira, Trepte, Wangenheim, Wolpe.

Auf dem Programmzettel heißt es: „Die Truppe 1931 sieht ihre Aufgabe darin, Wirklichkeit in ihren Zusammenhängen zu erfassen und darzustellen. Daher sind Zitat und Reportage wesentliche Elemente dieser Revue." Man weiß, wie langweilig-lehrhaft solche Dinge im Namen der revolutionären Tendenz zumeist geboten werden und ist um so freudiger überrascht, echtes Theater, phantasievolles, springlebendiges Spiel zu sehen. Ein Spiel mit offenen Karten, ohne jeden faulen illusionistischen Zauber, mit einem Mindestmaß, fast mit einem Nichts an szenischem Aufwand am Bühnenbild, Kostüm und Maske. Aber grade dieser Verzicht auf alles Beiwerk bringt das Wesentliche der Bühne, das Wort, zur konzentriertesten Wirkung und ermöglicht es, seinen szenischen Rahmen auf immer wieder neue Stationen der Handlung blitzschnell, mit einem Handgriff sozusagen, umzuschalten. Die Bühne ist offen, ein Phantasiefeld, frei wie ein Sportplatz oder wie eine Kinoleinwand. Der Sinn, der am Schicksal des Angestellten Fleißig demonstriert werden soll, hat einen Spielraum von unbegrenzten Möglichkeiten, um sich je nach Bedarf in einer Figur, einer statistischen Zeichentabelle oder in einer vorgelesenen Zeitungsnachricht zu verkörpern und auszuwirken. Dem gleichen Schauspieler im gleichen Kostüm wird, je nach Bedarf, während der gleichen Szene mal diese, mal jene Rolle zugeworfen: fix wie ein Fangball. Es genügt ein Wort und man weiß: jetzt springt er als Arzt ein, jetzt wieder ist er Polizist oder Empfangschef einer Schuhfabrik oder Räsonneur, der beiseite steht und die Handlung glossiert. Es geht zu wie beim

Fußball: der eben noch Stürmer war, gehört jetzt zur Deckung oder umgekehrt. Auch Kinder spielen so. Ihre Spielsachen und Spielkameraden können das Verschiedenste vorstellen. Es genügt, wenn man ihnen den betreffenden Namen anhängt. Die Truppe 1931 ist endlich neues, weil ganz altes Theater. Unverblümtes Komödiantenspiel und eben deshalb zündend geladen von den Energien und Spannungen unsrer Wirklichkeit. Die von jedem überflüssigen Ballast befreite szenische Montage bleibt immer auf dem Sprung zu neuen und wieder neuen Momenten und Verknüpfungen. Das persönliche Schicksal des Angestellten Fleißig wird in seiner komplizierten Verstrikkung mit einem ganzen Wirtschafts- und Gesellschaftssystem sichtbar. Es steht als Typus vor uns, mit einer bunten Vielheit von Gestalten verschiedenster gesellschaftlicher, historischer und ideologischer Funktionen verwoben.

Diese ganze dramatisch-dialektische Mobilmachung wechselvoller scharf umrissener Typen, Gedanken und Geschehnisse ist eine kritische Auseinandersetzung mit dem Wahlspruch: Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit. Das Goethe-Zitat bleibt in breiter Überschrift während der ganzen Spieldauer zu sehen. Zunächst mit dem Bild des Dichterfürsten in der Mitte. Aber das olympische Profil wird sehr bald durch ein neues Sinnbildnis verdeckt. Nun vereinigt der ungekrönte Schuhkönig Taba (alias Bata) allen Glanz der Persönlichkeit in sich. Das klassisch-humanistische Geistesideal weicht vor dem Unternehmer. „Wirtschaft ist Schicksal." Kapitalismus, Industrie und Rationalisierung, kurz und gut: Geschäft über alles. Die freie persönliche Menschenwürde Herrn Fleißigs geht zum Teufel. Verbraucht, abgebaut, an Leib und Seele verprügelt und erniedrigt, scheint ihm nur noch das Betteln oder der Selbstmord übrig zu bleiben. Doch er findet bessere Einscht, neue Kraft und Zielsetzung in der Gemeinschaft mit dem Proletariat. Taba wird entthront, seine spießige Visage verschwindet hinter einem neuen Sinnbildnis. Ein russischer Arbeiter lacht uns an, der sich als Persönlichkeit von besonderen Graden ausgezeichnet hat: durch seine besonders tüchtigen Werkleistungen in der Sowjetfabrik. Er steht im Vordergrund der Aktualität, ohne das Geistige zu verneinen: denn auch Goethe ist nun wieder sichtbar. Goethe und der Fabrikarbeiter in gleicher Front! Von der dialektischen Feinheit dieser Demonstration könnte mancher vulgärmarxistische Kulturpolitiker lernen.

Es dauert eine Weile, bis Fleißig so weit ist, diesen Sinnwandel des Goethe-Zitats zu begreifen und zu bejahen. Manches, was ihm auf dem Weg zur Läuterung widerfährt, bringt dramatischen Tempoverlust, ist zu breit geraten. Aber solche vereinzelten Konstruktionsfehler haben nichts neben dem Reichtum an Ideen und an künstlerischem Temperament zu sagen, der in dieser Revue lebt. Hoffentlich wird man von der Truppe 1931 noch mehr dergleichen sehen und hören!

Ernst Kállai

Tu felix Austria

Schober: „Und bei uns ist die Lage hoffnungslos, aber nicht ernst."
(Aus einer alten Anekdote)

Eines Tages sollte in Wien Revolution sein. Aber es regnete. Und da wurde die Revolution auf das nächste schöne Wetter verschoben.

*

Und als die tobende Volksmenge den Justizpalast anzündete, war es auch sonst ein heißer Tag. Also machten trotz der Toten und Verwundeten die Eisverkäufer ein unvorhergesehen gutes Geschäft. „Hallo, rasch ein Vanilleeis! — Nieder, nieder mit der Regierung!"

*

Auch ein Revolutionslied gab es in diesen stürmischen Tagen: Eine wiener Marseillaise. Sie gab der Hauptsorge Ausdruck, wer denn eigentlich die Straßen säubern würde, wenn der Umsturz aus allen Knechten Herren gemacht haben wird.

„Wer wird denn die Straßen dann kehren?
Wer wird denn die Straßen dann kehren?
Die noblichten Herrn, mit dem goldenen Stern,
Die werden halt die Straßen dann kehrn.
Ja, die noblichten Herrn, mit dem goldenen Stern,
Die werden halt die Straßen dann kehrn."

Das Capua der Geister revoltiert. Den noblichten Herrn bleibt eben nichts erspart.

*

Als alle Staaten einander den Krieg erklärten, war ich bei Oskar S. „Meld dich zum Militär", sagte der Vater zu ihm, „meld dich freiwillig, so ein Weltkrieg ist nicht alle Tag."

*

Während des Krieges wurde das Wort „Tachinieren" geprägt. Das hieß beim Militär so viel wie die Zeit totschlagen, gleichgültig womit, ein doltsches deutsches far niente. Nach dem Krieg wurde das Wort vergessen, der Begriff blieb. Im Grunde ist jeder Oesterreicher ein Tachinierer, der sein Leben nach abgelaufenen Dienstjahren rechnet, seine Geburt mit begonnener Pensionierung. Und nirgends wird so viel tachiniert wie grade im Staatsdienst.

Ein oberösterreichischer Gemeinderat beschloß, den Dorfbock zu besteuern. Ein Schilling sollte für jedes Decken an die Gemeindekasse abgeführt werden. Als zum ersten Mal nach dieser Notverordnung ein Bauer mit einer Ziege zur Gemeindebockbäuerin kam, war der Bock absolut lustlos. „Teifel, Teifel," sagte die Bäuerin ärgerlich, „seit er im Staatsdienst is, will er auch nix mehr arbeiten."

*

Man freut sich über alles, über die geringsten Kleinigkeiten, sogar über schöne Aborte. Einmal begegnete mir unsre junge Hausmeisterstochter auf der Treppe: „Habens schon gesehn, Herr Norbert, unser Abort ist frisch gestrichen. Ich bin heut den ganzen Tag drauf gesessen und hab gepfiffen."

*

Zehn Jahre nach Kriegsschluß traf ich Oskar S. wieder. „Ich war im Kriege Fähnrich. Schade, daß es kein Militär mehr gibt, ich wär heute schon beim Generalstab." — „Wieso?" — „Blöder Hund, wie du mich kennst, hätt ich doch bestimmt ein Verhältnis mit der Kaiserin Zita."

*

In unsrer Zinskaserne begegnete mir am Gang öfter ein kleines Mädchen, vielleicht dreieinhalb bis vier Jahre alt, das aber schon sehr kokett um sich blickte. Eines Abends, als sie wieder einmal bei mir vorbeiwischte, drehte sie sich vor der Stiege noch einmal und rief verschämt, aber nicht ohne Stolz: „Gfallt dir mein Hintern?"

*

Ein paar charmante Wortprägungen:

Daß ein Motorrad mit Beiwagen **„Pupperlhutschen"** heißt, ist nicht neu. Weniger bekannt ist vielleicht der Name „Leckmiamarschkapperl" für die Baskenmütze. Die winzigen Sterne der Plejaden heißen sinnvoll „Brunzerlbuben".

Norbert Schiller

Auslandsdeutsche

Der Weg der Macht ist bezeichnet durch Friedrich von Hohenstaufen und Friedrich von Preußen, durch Nietzsche und Bismarck. Sein Bezirk ist nicht gebunden an geographische Grenzen, denn es gibt die Deutschen des Auslandes, Shakespeares und Cervantes.

Franz Schauwecker
im Lokal-Anzeiger
vom 1. Januar

Ecco!

Wenn man die entlegensten Apennintäler mit dem Autobus durchrumpelt und immer nur Italienisch um sich hört, vergißt man alle Vorsicht.

In der Gegend von Chiavari sagte ich zu meinem deutschen Begleiter, als unter andern ein biederer alter Herr eingestiegen war: „Der könnte ebensogut ein sächsischer Oberlehrer sein."

Worauf zu unserm Entsetzen der alte Herr den Mund öffnete und diese Worte sprach: „Ich danke Ihn', mein Herr — also säh'ch doch eechendlich ooch e bißchen idaljänsch aus!"

Es war wirklich ein sächsischer Professor, und er fühlte sich nicht im mindesten getroffen, sondern im Gegenteil als Sachse wie als leidenschaftlicher Italienfreund angenehm berührt.

Nun sagen Sie selbst: Gibt es ein Klischee, dem nicht die Tendenz innewohnt, sich selbsttätig immer wieder zum Original zu erheben?

Aber das Leben ist genau so unerschöpflich wie ein erfolgreicher Romanschriftsteller arm an Einfällen ist.

Zwischen Sestri und Trigoso — wieder im Autobus — zieht ein, natürlich blonder, Herr die Verfassung der Deutschen Republik aus der Tasche und versenkt sich eifrig in die Druckschrift.

Endlich einmal ein deutscher Republikaner! denke ich — na ja, im Ausland gibt es so was vielleicht doch. Immerhin, daß er da grade diese Drucksache bei sich führt — alle Achtung! Der Herr interessiert mich. Als er nach einiger Zeit aufsieht, spreche ich ihn an, und was stellt sich heraus?

Er ist, der blonde Herr, durchaus ein Italiener. Er kann etwas Deutsch, übt fleißig weiter und hat sich zu diesem Zweck unter andern Drucksachen die Deutsche Verfassung kommen lassen.

Wir geraten in eine aufschlußreiche Unterhaltung. Er ist gut unterrichtet — sogar über Italien — denn er hält auch eine deutsche Zeitung.

Er macht mir Komplimente über unsre Verfassung, was mich einigermaßen aus der meinigen bringt.

Denn natürlich — ich müßte ja kein Deutscher sein — habe ich unsre Verfassung nie gelesen.

Der Italiener ist ein offener Kopf.

„Wenn das alles so durchgeführt wird, wie es dasteht" — sagt er und sieht mich dabei auf eine ich möchte sagen hintergründig verschmitzte Art an — „dann, mein Herr, möchte ich jederzeit in Deutschland leben."

Bedurfte es eines deutlicheren Beweises für seine Informiertheit als jenen hintergründigen Blick?

Wir verabschiedeten uns mit schätzungsweise siebzehn Komplimenten.

Als ich mich von meiner Beschämung erholt hatte, beschloß

ich, mir den Text der Deutschen Verfassung lieber doch nicht anzuschaffen.

Denn wozu soll man sich unnütz ärgern?

Peter Scher

Marcellus in Form

Aus einer Anzeige des Verlages Gustav Richter, Leipzig, im ‚Buchhändler-Börsenblatt':

Marcellus, Hermann: Schnucki in Form. Schwank in 1 Aufz.

Marcellus, Hermann: Brüder in Ketten. Die Tragödie dt. Volksgenossen im Osten in 3 Aufz.

Liebe Weltbühne!

Ein bekannter englischer Finanzmann befand sich auf einer Kontinentreise. Während eines Ausflugs mit einer größern Reisegesellschaft kam die Rede auf die nicht immer einwandfreien Methoden der Banken, und man bezweifelte, daß die Bankiers einen sehr entwickelten Sinn für das fair play hätten.

„Wieso, meine Herren," mischte sich unser Finanzmann ins Gespräch. „Gestatten Sie mir, Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen, die, wie ich hoffe, Sie von dem Gegenteil überzeugen wird. Die Geschichte spielt in der londoner City. Zwei Bankiers, selfmademen, die es zu einen erfolgreichen Geschäft gebracht haben, bemerken, daß ein Junge, der bei ihnen angestellt ist, von Zeit zu Zeit Briefmarken stiehlt. Der eine Bankier will das Vergehen des Jungen bei der Polizei zur Anzeige bringen. ‚Seien Sie nachsichtig,' sagt der andre, ‚Bedenken Sie, daß auch wir selbst mit Geringem angefangen haben.' Meine Herren, würden Sie das nicht als fair play bezeichnen?"

„Optimismus"

Auch das schneidigste Komplott
(Stets für Vaterland und Gott)
Wird zum überholten Trott.

Auch der stramme Redeschwall
Leiert sich allmählich all.

Man ist das ja so gewöhnt,
Daß es von Paraden dröhnt,
Und der National-Extrakt
Ist in Hosen eingesackt.

Es wird kalt — und überall
Kriecht man still in seinen Stall.

Nur der Hunger, stumm — gefroren,
Bleibt an diese Welt verloren;
Eine Millionenmasse
Trägt die Fratze seiner Rasse.

Doch man mache sich für morgen
Diesbezüglich keine Sorgen:

Mit dem ersten
Frischen Schnee
Knallt es wieder:
Heil!
Juchhe!

Margarethe Voss

Hinweise der Redaktion

Berlin

Adolf Behne beginnt am Donnerstag: Führungen durch das Deutsche Museum und die Nationalgalerie. Karten durch die Humboldt-Hochschule.

Rote Studentengruppe. Sonntag 11.00. Mozartsaal, Nollendorfplatz. Matinee: Alin, Ernst Busch, Hans Deppe, Blandine Ebinger, Hanns Eisler, Paul Graetz, Trude Hesterberg, Kate Kühl, Lotte Lenja, Hans Rodenberg, Agnes Straub, Rosa Valetti, Helene Weigel, Kurt Weill.

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte, Schadowstr. 8, Deutsche Gesellschaft. Dienstag (12. Jan.). Felix Stössinger, Die Sozialdemokratie in der deutschen Politik. Anschließend kontradiktorische Diskussion (für jedermann).

Bücher

R. N. Coudenhove-Kalergi: Gebote des Lebens. Paneuropa-Verlag, Wien.
Hermann Wendel: Französische Menschen. Ernst Rowohlt, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Königsberg 19.35: Wird die Menschheit dümmer oder klüger? Axel Eggebrecht. — **Mittwoch.** Königsberg 21.40: Er ist an allem schuld von Leo Tolstoi. — Stuttgart 21.45: Räuberhauptmann Cocosch von Otto Rombach. — **Donnerstag.** Breslau 18.05: Vom dichterischen Schaffen, Gerhart Gleißberg. — Langenberg 18.10: Abbau von innen, Erik Reger. — Königsberg 21.30: Josef Bunzl liest aus Travens Regierung. — Mühlacker 21.45: Alfred Polgar oder Die aphoristische Form in der modernen Literatur, Hermann Kempf. — 22.00: Alfred Polgar liest. — **Freitag.** Berlin 15.20: Lebensschicksale hervorragender Frauen, M. M. Gehrke. — Breslau 21.20: Schattenseite von Alfons Paquet — **Sonnabend.** Langenberg 18.40: Ein unterbliebener Sterbefall, F. C. Weiskopf.

Antworten

Untersuchungsrichter des Reichsgerichts beim Landgericht III, Berlin. Wir haben am 30. Dezember 1931 folgenden Brief an Sie gerichtet: „Sie lassen uns unter dem 28. Dezember 1931 das nachfolgende Schreiben zugehen: ‚Die Aushändigung der vier Exemplare ‚Die Weltbühne', die am 28. Dezember an Herrn R. Scheringer gesandt sind, ist nicht genehmigt. Auf Anordnung gez. Haserick, Justizsekretär.' Uns ist nicht bekannt, daß wir am 28. Dezember vier Exemplare der ‚Weltbühne' an Richard Scheringer gesandt haben, es dürfte sich wohl um jene vier Hefte handeln, die wir am 24. Dezember hier abgehen ließen. Sollte diese Voraussetzung zutreffen, so nehmen wir zur Kenntnis, daß unsre Bemerkungen in der Nummer 50 des vergangenen Jahres berechtigt sind, daß Sie also Leutnant Scheringer möglichst von jeder Verbindung mit der Außenwelt abschneiden. Wir stellen fest, daß alles getan wird, Scheringer die Unterstützung, die er durch die Presse erhält, nicht wissen zu lassen. Auf einen bloßen Verdacht hin wird hier ein Mensch nur seiner Gesinnung wegen in der Zwangsisolation gehalten. Das hat nichts mehr mit Untersuchungshaft zu tun, das ist einfach eine unbefugte Vorwegnahme der Bestrafung nach einem Urteil, das noch gar nicht ausgesprochen worden ist. Wort für Wort dessen, was wir hier in der Nummer 50 zu dem Fall geäußert haben, wird durch Ihr rigoroses Verhalten bestätigt. Wir können nicht umhin, Ihnen für diese Bestätigung unsrer Ansichten unsern Dank auszusprechen. Leider vermissen wir die Rücksendung der betreffenden Hefte. Da die Exemplare für Scheringer und nicht für Sie, Ihre Beamten oder gar Ihre Akten bestimmt waren, so ersuchen wir Sie hiermit, uns die Hefte in dem beigefügten, mit einer 15-Pfennig-Marke freigemachten Umschlag umgehend zurückzusenden. Hochachtungsvoll gez. Unterschrift."

Rolf Nürnberg. Sie senden uns zu dem Artikel von Walter Mehring „Kleiner Seitenhieb" (1931, Nr. 51) diese Berichtigung: „Es ist unwahr, daß ich es ‚vom Sport- zum Theaterkritiker gebracht' habe. Wahr ist, daß ich meine journalistische Tätigkeit sowohl innerhalb als auch außerhalb des ‚12-Uhr-Blattes' als Theaterkritiker begonnen und erst Jahre später die Leitung des Sportteils im ‚12-Uhr-Blatt' übernommen habe. Es ist unwahr, daß ich im ‚12-Uhr-Blatt' eine ‚pekuniär einflußreiche Position' einnehme. Wahr ist, daß zwischen mir und dem ‚12-Uhr-Blatt' außer meinem Gehaltsverhältnis, finanzielle Beziehungen irgendwelcher Art, sei es direkt, sei es durch Mittelspersonen, nicht bestehen. Es ist unwahr, daß, als ich neben Karl Kraus im Theater saß, auf mythischem Wege der Name des Übersetzers Hopp vom Hirn des Herrn Kraus in das meine gedrungen sei. Wahr ist, daß ich Monate vorher dem künstlerischen Leiter der Volksbühne, Herrn Karl-Heinz Martin, auf dessen Anfrage den Namen Hopp als den des besten Übersetzers der ‚Großherzogin von Gerolstein' genannt habe." Wir haben Walter Mehring Ihre Zeilen zur Gegenäußerung vorgelegt. Walter Mehring erklärt sich für desinteressiert.

Völkischer Beobachter. Du schreibst am 16. Dezember: „Auf der ‚Weltbühne' des Herrn Ossietzky wird zurzeit eine Haupt- und Staatsaktion gespielt. Der Titel des Stückes heißt: ‚Landesverrat', sein Hauptinhalt ist eine Verächtlichmachung des deutschen Soldaten. Die Aufführung selbst ist eben beim retardierenden Moment (Moabit) oder beim Moment der letzten Spannung angelangt. Bald nach der Peripetie müssen aber bei einer richtigen ‚Haupt- und Staatsaktion', die schon Goethe als blutrünstig verabscheut, Hinrichtungen, mindestens in contumaciam, stattfinden." Wenn wir bitten dürften, etwas deutlicher!

Mediziner. In dem Bericht über die XXII. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie zu Frankfurt a. M. (erschienen im Zentralblatt für Gynäkologie, 1931, Nummer 37, Seite 2784) steht zu lesen: „H. H. Schmid (Reichenberg) vermißt, daß in den berechtigten Fragen der Volksvermehrung die Ärzte mit gutem Beispiel vorangehen. Er stellt daher den Antrag: Die Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie erwartet von jedem ihrer erbgesunden, noch im entsprechenden Alter stehenden und mit einer gesunden Frau verheirateten Mitglieder, daß es der übrigen Bevölkerung mit gutem Beispiel vorangehen und im eignen Familienkreise mit mindestens drei Kindern zur Erhaltung des deutschen Volkes beitragen möge." Woraus zu lernen ist, daß sich das deutsche Volk in zwei Teile gruppiert: in die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und in die „übrige Bevölkerung". Was diese drei Kinder anstellen sollen, das hat sich der zeugungseifrige Doktor wohl noch nicht überlegt. Früher hieß es immer, der Kaiser brauche Soldaten. An die Stelle dieser Devise scheint das Motto getreten zu sein: der Staat braucht Arbeitslose. Oder welchen andern Sinn sollte es haben, wenn jedes Ehepaar, angespornt durch das Beispiel der Ärzte, mindestens drei Kinder zur Welt zu bringen hat?

Eifriger Leser. Sie fragen an, ob es aufdringlich wäre, wenn Sie einem unsrer Mitarbeiter Fragen zu seinen Aufsätzen vorlegten und ihn um Antwort bäten. Keineswegs, er wird es gern tun. Nur, bitte, legen Sie ihm Rückporto bei. Es kommt nicht nur Ihr Brief an, es kommen jeden Tag welche; oft mit Manuskripten, die zurückgeschickt werden sollen. Denken Sie, was das im Jahr kostet.

Internationale Hilfs-Vereinigung. Seit fünfzehn Jahren sitzen Tom Mooney und Warren Billings unschuldig im amerikanischen Zuchthaus. Der Beweis, daß ihre Verurteilung zu Unrecht erfolgt ist, wurde bereits mehrfach erbracht. Trotzdem hält man die Beiden noch immer fest. Sie haben über den Fall eine Broschüre veröffentlicht, die man bei Ihnen (in Berlin SW 68, Wilhelmstraße 135) für zehn Pfennige kaufen kann. Ihre Lektüre sei auch gewissen deutschen Stellen empfohlen, die bestimmt dazu beitragen könnten, den Beiden, die jenes Bombenattentat gar nicht begangen haben, zu ihrer Freiheit zu verhelfen.

Marxistische Arbeiterschule. Die Vorlesungen des ersten Quartals haben begonnen. Die Kurse sind erheblich erweitert worden. Wer Näheres wissen will, wende sich an euer Schulbureau, Berlin O 27, Schicklerstraße 6, III (Kupfergraben 29 95).

Notverordnungsempfänger. Neulich fragten wir einmal einen unsrer Mitarbeiter, wen er denn für den aussichtsreichsten Nachfolger Hindenburgs halte. Er antwortete: „Ich habe gehört, durch die nächste Notverordnung werde der betreffende Absatz der Reichsverfassung dahin geändert, daß jeweils nach Ablauf der sieben Jahre der rangälteste General Reichspräsident wird." Und so wird es ja auch kommen.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Eiserne Front von Carl v. Ossietzky

Ein neues Schlagwort soll jetzt, nach Beendigung des weihnachtlichen Burgfriedens, seine Wirkung erweisen. Die „Eiserne Front" der Republikaner formiert sich. Die SPD, das Reichsbanner, Gewerkschaften verschiedener Richtung, republikanische Bünde, sie alle wollen sich zur Abwehr des Fascismus zusammenschließen. Die Front ist lang, daran ist kein Zweifel, wie tief sie geht, welches ihre ideellen Reserven sind, das läßt sich noch nicht leicht abschätzen. Einige Abschnitte der Front, dort wo Arbeiter stehen, verdienen wohl wirklich eisern genannt zu werden, andre sind aus biegsamerem Stoff gemacht und einige nicht besser als Pfannkuchenteig. Auf Ausdauer, auf Nachschub kommt alles an. Die Politik steht in einer Epoche von Materialschlachten.

Es ist nicht leicht, zu einer Bewegung kritisch Stellung zu nehmen, der jedes gute Glück zu wünschen ist. Der Einzelne, der zur Aktivität gegen den Fascismus gewillt ist, darf nicht entmutigt werden. Aber grade weil der einzelne Combattant so hoch einzuschätzen ist, deshalb muß deutlich ausgesprochen werden, daß das Schwächste an der Eisernen Front die Kommandohöhen sind.

Herr Karl Höltermann, der neue Generalstabschef des Reichsbanners, gehört zu jenen Sozialdemokraten, die, pessimistisch geworden, den Glauben an das Proletariat als Klasse verloren haben. Es ist zu einfach, diese Haltung als Gesinnungslosigkeit zu denunzieren. Die Führerschicht, unter ganz andern Verhältnissen gebildet und gereift, steht müde und weise vor einem Wirtschaftswirrwarr, der die gewohnten Klassengrenzen verwischt und die erlernte Marxfibel scheinbar ad absurdum führt. Herr Hilferding zum Beispiel konstatiert allgemeine Körperschwäche des Kapitalismus, folgert daraus aber nicht etwa die Notwendigkeit, den Patienten baldigst abzusägen, sondern fordert vielmehr die Arbeiter auf, ihn hochzupäppeln, damit sie wieder mehr verdienen. Hilferding ist gewiß ein Mann von starkem theoretischem Fundament und Befähigung zu weitem weltpolitischem Blick, aber so, ohne Ziel und ohne Feuer, gleicht er allzu sehr einem hochgebauten Leuchtturm, auf dem nur eine kleine Stearinkerze steht. Der Glaube an die geschichtsbildende Kraft des Proletariats ist dahin, die eigne Mutlosigkeit der Führerkaste wird auf die ganze Klasse projiziert.

Herr Höltermann setzt also nicht auf die Arbeiterschaft sondern auf das bürgerliche Republikanertum, das gewiß noch vorhanden ist, aber auch nur zahlenmäßig nicht über die Bedeutung einer Hilfstruppe hinauslangt. Die einigende Formel Höltermanns aber ist ein sozial angehauchter Patriotismus, die Auftakelung des berühmten „Frontkämpfergeistes" als Linksparole, jetzt, nachdem nicht einmal mehr der wohltätig still gewordene Herr Treviranus damit Staat zu machen versucht. Zu

diesem Programm aber gehört die Brüskierung von Pazifisten und Antimilitaristen, die ein so vaterländisch gestelltes Bild naturgemäß trüben.

Der neue Reichsbanner-Duce glaubt nicht an den Demos, aber er hat trotzdem seine Götter. Die heißen Hindenburg, Brüning, Groener, Dietrich. An diesen Vorbildern soll die republikanische Renaissance sich bilden. Das ist Höltermanns verhängnisvoller Irrtum. Denn Hitler ist nicht mit politischer Ideologie zu schlagen sondern mit der sozialen Realität. Das ist nur möglich durch sozialen Kampf, in dem der Fascismus gezwungen wird, seine Arbeiterfeindlichkeit und seine kapitalistische Hörigkeit zu entlarven. An diesem Punkt aber werden nicht nur Höltermanns bürgerliche Hilfsvölker streiken sondern mehr noch jene hohen Amtsstellen, unter deren Patronat er seine Aufgebote gern stellen möchte.

Eine republikanische Renaissance mit dem Segen der Reichsbureaukratie war in bessern Zeiten schon eine innere Unwahrhaftigkeit, aber immerhin äußerlich möglich. Inzwischen ist die Wilhelm-Straße gründlich von reaktionären Elementen durchsetzt worden; linksgerichtete Beamte haben inzwischen den Mantel nach dem Winde gekehrt, und auch mit manchen sozusagen Treugebliebenen ist es nicht weit her, wie mit Herrn Doktor Zechlin, der sich vor ein paar Tagen in einem Prozeß mit viel unfreiwilliger Komik produzierte. Herr Zechlin ist nach seiner eignen Aussage zwar Sozialdemokrat aber nicht antifascistisch und dazu „ein loyaler alter Beamter, auch noch aus der Kaiserzeit." Es ist das Amt des Herrn Zechlin, dem Herrn Reichspräsidenten jeden Vormittag eine Viertel- bis eine Halbestunde Vortrag zu halten, besonders über die ausländische Presse. Mit berechtigtem Berufsstolz erklärt Herr Zechlin: „Ich maße mir an, daß der Herr Reichspräsident durch meine Vorträge zu den gründlichst orientierten Staatsmännern gehört." Toi, toi, Herr Pressechef! Etwas wird der Herr Reichspräsident doch wohl aus eignem beisteuern. Aber so sieht die hohe Bureaukratie aus, auf die Höltermann seine Kirche bauen will. Ihre Loyalität stammt noch aus der Kaiserzeit. Was nicht bestritten wird.

*

Die Reichsregierung möchte Hindenburgs Amtszeit verlängern, um über die Unannehmlichkeiten eines Wahlkampfes hinwegzukommen. Die Unsicherheit der Parteien kommt diesem Wunsch entgegen. Die bürgerlichen Mittelparteien haben keinen zugkräftigen Namen; Groener, der sich selbst geschickt in den Mittelpunkt schob, ist für jeden Mann der Linken undiskutierbar. Es ist auch abwegig, anzunehmen, Sozialdemokraten und Kommunisten wären auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Die Aufstellung Thälmanns aber würde automatisch die Wahl des Kandidaten der Rechten herbeiführen. Wilhelm Sollmann gibt dem ausgesprochenen Übelbefinden der Sozialdemokratie melodisch Ausdruck: „Wir halten es für selbstverständlich, daß ein solcher Versuch gemacht werden muß, wenn der Reichspräsident sich bereit erklärt, einem solchen Rufe der Volksvertretung Folge zu leisten" Sollmann

übersieht, daß es sich nicht um die Person des Reichspräsidenten allein handelt, die Prolongation der Amtszeit Hindenburgs bedeutet ein verdoppeltes Bekenntnis zu Brüning. Denn der Name Hindenburg ist die mythische Säule, auf der das System Brüning ruht. Das Provisorium mit den „kleinern Übeln" geht weiter. Ein Prinzip gibt es überhaupt nicht mehr, nur noch das „kleinere Übel". Ein von uns sonst hochgeschätzter Demokrat geht jetzt um, und propagiert die Kandidatur des Exkronprinzen. Auf Grund der Theorie vom „kleinern Übel".

Die Regierung hat sich auch an Adolf Hitler gewandt, um ihn in das Kompromiß einzubeziehen. Gegen die Verhandlung mit der extremen Rechtsopposition wäre nichts einzuwenden, wenn man auch die große Partei der Linksopposition zur Besprechung eingeladen hätte. Warum also nicht auch Thälmann?

Wie diese Verhandlungen der Regierung mit Hitler auch auslaufen mögen, stärker als je wird sie von nun ab im Schatten des Nationalsozialismus stehen. Hitler ist, wenn er Gefälligkeiten erweist, nicht billig. Und selbst wenn man mit ihm diesmal nicht zu Rand kommt, wird er durch erhöhten Druck von außen desto kräftiger seine Unentbehrlichkeit beweisen. Es verdient festgehalten zu werden, daß in diesem Zusammenhang Herr Groener als Vermittler genannt worden ist. Erst das Frühstück bei Schleicher, und nun fungiert der Minister der Exekutive, der Garant für die Verfassung, für Sicherheit und Ordnung als ehrlicher Makler für die Verständigung mit dem Führer der staatsfeindlichen Partei.

Der Weg des deutschen Fascismus ist nicht der des offnen Aufruhrs. Die Selbstabdankung der Demokratie hat ihm die ersten Triumphe ermöglicht, die von Brüning jetzt vollendet werden. Was braucht Hitler legal zu werden, Brüning selbst ist es, der ihn legalisiert. Was will eine eiserne Front gegen dies System der Abmachungen hinter gepolsterten Türen ausrichten? Was bedeuten Massenaufmärsche gegen diese trockene Fascisierung? Was das national getönte Republikanertum Höltermanns gegen die frostige Kalkulation der Regierenden? Wollte das Reichsbanner sich wirklich einmal den Luxus leisten, praktische republikanische Politik zu treiben, so müßte es zunächst einmal verlangen, daß Herr Groener aus dem Innenministerium verschwindet. Bei dieser Personalunion zwischen Innenministerium und Reichswehr wird die Republik stückweise an die Generale verhandelt. Aber das hieße natürlich Stellungnahme gegen das System Brüning überhaupt und gegen alle Leute, mit denen es Höltermann nicht verderben will. So wird sich das ganze Unternehmen in dekorativen Protesten verpulvern.

Es ist eine Illusion, den Fascismus „abwehren" zu wollen. Man muß ihn auf seinem eignen sozialen Terrain angreifen. Wenn die Parteien der Arbeiterklasse das endlich begriffen haben, erst dann werden wieder proletarische Kräfte in Deutschland entstehen, die Geschichte machen, anstatt sie zu bremsen.

Gewerkschaftlicher und politischer Streik

von K. L. Gerstorff

Die neue Notverordnung ist in Kraft. Die Streikversuche von kommunistischer Seite sind kläglich zusammengebrochen. Und das ist kein Zufall. Die Kommunisten haben in den vergangenen Monaten an manchen Stellen Streiks anzuzetteln versucht, die von vornherein zur völligen Aussichtslosigkeit verurteilt waren, weil die entscheidende Voraussetzung einer starken Bewegung für den Streik im Betrieb fehlte. Dadurch haben sich die Kommunisten immer stärker von den Betriebsarbeitern isoliert, sind sie immer mehr zu einer Erwerbslosenpartei geworden. Mit ihrer ultralinken Streiktaktik haben sie die Aktionsbereitschaft der Arbeiter keineswegs verstärkt; im Gegenteil, die reformistische Gewerkschaftsbureaukratie versucht nunmehr mit dem höhnischen Hinweis auf die Mißerfolge der Streikbewegungen den Arbeitern einzureden, daß man überhaupt nicht streiken könne.

Das ist grundverkehrt. Doch muß vorerst betont werden, daß die Organisierung von Streiks zurzeit nicht nur durch die ultralinke Taktik der Kommunisten erschwert wird, sondern in weit stärkrem Umfange durch die Führung der freien Gewerkschaften. Es ist selbstverständlich, daß heute ein großer wirtschaftlicher Streik in kurzer Zeit in den politischen Kampf umschlagen und das kapitalistische System in seinen Grundfesten bedrohen würde. Und davor hat die Führung der Gewerkschaften eine gewaltige Angst, ebenso wie sie beim Beginn des imperialistischen Krieges und in seinem Verlauf vor jeder Aktion Angst hatte. Heute wie damals das gleiche Bild. Ein bezeichnender Beleg. Im ‚Vorwärts' vom 31. Dezember nimmt Leipart zum Reparationsproblem Stellung. Hier bekennt sich der Vorsitzende der freien Gewerkschaften vollkommen eindeutig zur Kriegspolitik der deutschen Sozialdemokratie vom 4. August:

> „Wie es Bebel vorausgesagt hat, sind Hunderttausende und Aberhunderttausende überzeugte Anhänger der deutschen Arbeiterbewegung in die Schützengräben der deutschen West- und Ostfront gezogen, um unser Land, das sie zur Heimat aller Deutschen machen wollten, zu verteidigen... in dieser Zeit lärmender Propaganda für künftige nationale Leistungen scheint es mir notwendig, auf schweigend vollbrachte nationale Leistungen hinzuweisen, auf die Taten der unvergessenen Toten in unsern Reihen, die für das von uns erträumte und gewollte Deutschland fielen, das sie zu einem freien und großen Volksstaat machen wollten."

Diese Burgfriedenspolitik vom 4. August 1914 sucht Leipart für die heutige politische Situation wieder herzustellen:

> „Dieser Zwang, unter dem unser Volk, und besonders die deutsche Arbeiterklasse seit über einem Jahrzehnt steht, sind die Reparationen, die heute, nachdem die zerstörten Gebiete im Westen längst wiederhergestellt sind, auch des Scheins einer sachlichen Berechtigung entbehren, während ihre moralische Begründung in der angeblichen Alleinschuld Deutschlands am Kriege niemals von der Deutschen Arbeiterschaft anerkannt worden ist."

Die deutschen Arbeiter sollen also nach Leipart in einer Zeit unter dem Zwang der Reparationen gestanden haben, wo

die deutschen Kapitalisten nach ihrem eignen Eingeständnis keine Reparationen gezahlt haben. Und was ist die Aufgabe der deutschen Arbeiterklasse?

„Sie hat seit elf Jahren die Annullierung der Reparationen und interalliierten Kriegsschulden gefordert. Sie muß heute erklären, daß die Reparationen zuerst fallen müssen... Die Lösung des Reparationsproblems im Sinne der wirtschaftlichen Vernunft würde das Signal sein zur Wiederkehr des Vertrauens in eine friedliche wirtschaftliche und politische Entwicklung nicht nur Europas, sondern der Welt."

Hier wird also ganz deutlich gesagt: Beseitigung der Reparationen ist Voraussetzung für die Beseitigung der gesamten Krise. Die zehn Millionen Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten sind also nach der Ansicht dieser Gewerkschaftler auch nur durch die Reparationszahlungen entstanden. Hier wird die deutsche Arbeiterschaft über die wirklichen Ursachen der Krise bewußt getäuscht. Aber es kommt noch besser:

„Diese befreiende politische Tat (die Lösung des Reparationsproblems) wäre zugleich der Anfang vom Ende des Nationalsozialismus, denn diese Bewegung lebt von der Agitation gegen die Fortdauer einer widersinnigen Machtpolitik, die in den Reparationen ihren krassesten Ausdruck findet."

Nach Leipart hat also der Fascismus keine Funktion für das Monopolkapital. Er schwebt für ihn klassenmäßig in der Luft. Und Leipart glaubt, wenn man eine Einheitsfront im Reparationsproblem herstelle, wenn man sich nationalistischer zeige als die Nazis, dann grabe man ihnen das Wasser ab.

Das Gegenteil ist der Fall. Die nationalistische Verseuchung, die Wiederherstellung der Burgfriedenspolitik vom 4. August, die Reparationseinheitsfront von Hitler bis Leipart, die ideologische Verkleisterung der deutschen Arbeiterklasse erleichtern dem Fascismus den Weg. Man wird mit ihm nicht fertig, wenn man seine nationalistischen Phrasen zum Teil übernimmt.

Der Kampf gegen den Fascismus muß gleichzeitig als Kampf gegen die Notverordnung geführt werden. Er muß sich also in erster Reihe gegen den Lohnraub richten. Das wagt die Sozialdemokratie nicht, das wagt die Führung der freien Gewerkschaften nicht, weil sie weiß, daß dieser Kampf in den revolutionären umschlagen muß. Aber weil sie spürt, daß sie damit die Arbeiterklasse immer passiver macht, wächst die passive, die mutlose, die hoffnungslose Strömung auch innerhalb der Sozialdemokratie, der Gewerkschaften und ihrer Führung immer mehr. Man fragt sich vielfach nicht mehr: Wird der Fascismus siegen? sondern man fragt: Was wird er tun, wenn er zur Macht gelangt? Wird er die parlamentarischen Spielregeln innehalten, wird er legal bleiben, wird er sich mit einer Koalitionsregierung begnügen, wird er nur einzelne Ministerien besetzen, wird er die Sozialdemokratie und die freien Gewerkschaften bestehen lassen? Es kann nicht früh genug, es kann nicht scharf genug gegen diese Kapitulationsströmung Front gemacht werden. Und wenn einzelne Reformisten glauben, bei „Wohlverhalten" gegenüber dem Fascismus werde er die gegnerischen Arbeiterorganisationen tole-

rieren, so wird es nach dem Siege des Fascismus ein entsetzliches Aufwachen aus diesen Illusionen geben. Einzelne Arbeiterführer können und werden zu den Fascisten überlaufen, die Arbeiterorganisationen aber wird das Dritte Reich nicht übernehmen.

Die Konterrevolution ist hier marxistischer als der Reformismus. Sie hat Lenin besser verstanden. Ebenso wie es eine reformistische Illusion ist, zu glauben, daß man den bürgerlichen Staat einfach übernehmen kann, wo doch im Gegenteil die sozialistische Revolution den bürgerlichen Staat zerschlagen muß, um auf seinen Trümmern die proletarische Diktatur zu errichten, ebenso wenig kann die Konterrevolution die Organisationen der Arbeiterschaft einfach übernehmen und umbilden. Sie muß sie zerschlagen und auf ihren Trümmern Zwangsorganisationen aufbauen, für die Italien Beispiel ist.

Von der Politik des 4. August über die Tolerierung der ersten Regierung Brüning und die Tolerierung des neuen Lohnraubs führt eine klare Linie bis zur offenen Tolerierung einer Regierung Hitler, bis zur Übernahme national-fascistischer Ideologien in immer größerem Umfange. Gegen die ultralinke Politik der Kommunistischen Partei, gegen den Reformismus und Nationalismus in der Führung der Gewerkschaften müssen also die Streiks heute organisiert werden. Dazu ist ein radikaler Kurswechsel in den Gewerkschaften notwendig. Die Voraussetzungen dafür sind nicht ungünstig, weil die Millionenmassen der Gewerkschaftsmitglieder absolut unzufrieden mit ihrer reformistischen Führung sind und ihr spontaner Aktivitätsdrang nur darum noch nicht einen organisierten Ausdruck gefunden hat, weil die Kommunisten an den aussichtslosesten Punkten Streiks unternommen haben.

Bei der riesigen Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit ist der gewerkschaftliche Kampf, der sich nur gegen einen Unternehmer oder eine Gruppe von Unternehmern richtet und sich nur auf einen Betrieb oder einen Teil eines Industriezweiges beschränkt, in den meisten Fällen aussichtslos. Doch das, was die Gewerkschaften auf dem Gebiet des gewerkschaftlichen Lohnkampfes verloren haben, haben sie auf politischem Gebiet gewonnen. Das ganze kapitalistische System ist so zermürbt und in seinen Grundfesten so erschüttert, daß es einer entschlossenen Massenaktion, die vor den Konsequenzen nicht zurückschreckt, schwer standhalten kann. Diese Tatsache muß von den Gewerkschaften planmäßig und konsequent ausgewertet werden. Sie müssen systematisch den Kampf der Arbeitermassen gegen Lohnraub und Abbau der sozialen Rechte und Unterstützungen über den engen gewerkschaftlichen Rahmen hinausführen und ihn zu einem politischen machen.

Die entscheidende Frage ist: Wie leitet man die gewerkschaftlichen Kämpfe in politische Massenaktionen über?

Die schematische Losung „politische Massenstreiks" genügt hier nicht. Es kommt vielmehr darauf an, aus den jeweils gegebenen konkreten Anlässen heraus politische Massenaktionen zu entwickeln. Ein solcher Anlaß bestand im August 1931, wo bei konsequenter Führung des Kampfes der

über ganz Deutschland ausgedehnte Streik der 350 000 Gemeindearbeiter zur Abwehr des Lohnabbaus und der Angriffe auf das Tarifrecht einen unwiderstehlichen politischen Druck auf die Regierung und die herrschende Klasse hätte ausüben können, der sie zum Nachgeben gezwungen hätte.

Ein solcher Kampf ist gleichzeitig geeignet, nicht nur direkte Ziele (Abwehr des Lohnabbaus und der Angriffe auf das Tarifrecht) zu erreichen, sondern darüber hinaus die Beseitigung der arbeiterfeindlichen Notverordnung, Einführung der gesetzlichen 40-Stundenwoche mit vollem Lohnausgleich und ähnliche politische Forderungen des Proletariats durchzusetzen. Gleiche Situationen waren vorhanden beim berliner Metallarbeiterstreik, Oktober 1930, beim Konflikt im Ruhrbergbau Januar und Anfang November 1931. Derartige Situationen werden sich bei der heutigen Lage immer häufiger wiederholen. Es kommt darauf an, solche Gelegenheiten auszunützen und jetzt schon die Arbeiterklasse und die Gewerkschaften darauf vorzubereiten.

Die passive Taktik der Gewerkschaftsführung, die den immer brutalern Lohnabbau nur mit Protesten, aber nicht mit Aktionen bekämpft, die ultralinke Taktik der Kommunistischen Partei haben bisher entscheidende Streikaktionen verhindert. Es gilt, an zentralen Stellen, wenn der Wille der Belegschaft vorhanden ist, kraftvoll vorzustoßen; an den Stellen, wo der wirtschaftliche Streik in den politischen umschlägt. Wird hier einmal Bresche gelegt, gelingt hier die Aktion der Arbeiterschaft, dann wird sich der Kampf auf verbreiterter Basis weiterführen lassen.

Kriegsrakete „im Dienste der Menschheit"

von Helene Stöcker

Die Kanone wandert ins Museum. In der Tat, es erfüllt sich endlich, was Victor Hugo schon vor einem Jahrhundert verlangt hat. Aber offenbar nur, um einem noch grauenvolleren Zerstörungsmittel zu weichen: der Kriegsrakete. Ihr erster englischer Erfinder, Sir William Congreve, wünschte schon vor einem Jahrhundert deren bis dahin nur für harmlose Feuerwerkskunst benutzte Kraft „in den Dienst der Menschheit" zu stellen, wie er es treffend ausdrückte. Damit meinte er — für rückständige Geister und naive Gemüter ausdrücklich erläutert —: ihre Fähigkeit solle zur Vernichtung Tausender von „feindlichen" Menschenleben ausgebildet werden. Schon in den Kämpfen Englands gegen Kopenhagen, gegen Frankreich vor einem Jahrhundert wurde sie verwendet. Aber heute sind wir weit darüber hinausgelangt. Was menschliche Zerstörungskunst heute zu leisten vermag, dem gegenüber ist die Rakete von vor hundert Jahren ein harmloses Spielzeug. So erzählt uns voll sachkundigem Stolz Farain Edwards, die Kriegsrakete sei die „neueste Spitzenleistung auf dem Gebiete der modernen Kriegstechnik, welche vermutlich die ganze Kriegstechnik revolutionieren" werde.

Aber hören wir von ihm, welche beglückenden Zukunftsaussichten sich uns eröffnen: „Eine kriegführende Macht wird in die Lage versetzt werden, viele Tausend Kilometer weit liegende Städte zu bombardieren. Jeder Infanterist wird in einen Reise-Artilleristen umgewandelt werden, wird die Schlacht über die Frontlinie bis zu den Wohnstätten der Nichtkämpfer und Zivilisten in den Hauptstädten der Welt vortragen können." Haben wir doch inzwischen — welcher Fortschritt! — einen flüssigen Brennstoff erfunden. Die Raketen können mit dessen Hilfe auf Flugkontrolle eingestellt werden. Man kann ihren Flug beschleunigen oder verlangsamen. Ihre Treffsicherheit ist mindestens gleich der Treffsicherheit der Artillerie. Wir besitzen schon eine Treffsicherheit über 1,5 Kilometer, und man glaubt in Zukunft — nach den Plänen von Max Valier — den Weg zum Beispiel von Europa nach Amerika in etwa rund hundert Minuten zurücklegen zu können. Diese Kriegsrakete der Zukunft werde mit chemischer Masse geladen sein, mit flüssigem Feuer, mit Schrapnells oder rauchverbreitenden Chemikalien. Und die Kampftruppen in einem Kriege vermögen ein Inferno zu verbreiten, das tausende und abertausende Tode in sich schließt. Und zu gleicher Zeit starren die Einwohner irgend einer tausende von Kilometern vom Schlachtfeld entfernten Stadt angsterfüllt in den Himmel und erwarten abwehrbereit (wie soll diese ‚Abwehr' erfolgen?) die erste Rakete, die Tod und Verderben auch in ihrer Stadt verbreiten wird."

Zu all diesen uns von Farain Edwards in Aussicht gestellten Herrlichkeiten kommt aber noch ein Moment, das nicht zu unterschätzen ist und das sich unser Gewährsmann bis zum Schluß — last not least — aufspart. Diese Kriegsrakete hat dazu noch einen außerordentlichen Vorzug: „Sie verursacht nämlich nicht annähernd so hohe Produktionskosten wie schwere Artillerie (Geschosse, Kanonen, Ausrüstung) — es können daher in einem kommenden Kriege (welche Annehmlichkeit!) ungeheure Mengen verwendet werden!"

Die Sorge also, daß etwa die vom Kriege wirtschaftlich erschöpften Völker auf diesen offenbar höchsten Sinn und Zweck der Menschheit: sich mit den jeweils raffiniertesten Mitteln der Technik ums Leben zu bringen, aus Mangel an Mitteln verzichten müßten, ist hiermit behoben. Wir atmen auf.

Man wird uns also herrlichen Zeiten entgegenführen. Dessen sind wir nun gewiß. Diese höllische Zukunftsperspektive wurde vor ziemlich langer Zeit schon in der ‚Germania', dem Organ der heutigen Regierung, vor uns ausgebreitet. Aufgepaßt: Mordmöglichkeiten auch für finanziell weniger leistungsfähige Staaten!

Mit diesen Problemen beschäftigt sich „pflichtgemäß" jede Regierung, wird man mir erwidern. Ich bestreite das nicht. Aber ich frage: warum erscheint es allen Regierungen — mit einer Ausnahme: der bösen „bolschewistischen" — soviel dringender und wünschenswerter, das Elend von Millionen Hungernden und Verzweifelten durch deren gegenseitige Vernichtung — vermittels der Kriegsrakete zum Beispiel — aus

der Welt zu schaffen, als durch Maßnahmen, die das Elend vermindern und allen ein menschenwürdiges Auskommen sichern? Sonderbare Welt! Man erinnert sich an Andersens Märchen von dem zersprungenen Spiegel des Teufels, dessen Splitter alle, denen sie ins Auge und damit ins Herz gedrungen sind, vollkommen unempfindlich für Leid und Not ihrer Mitmenschen machen. (Übrigens: wenn es denn zu dem „erdbebengleichen Einsturz ganzer Stadtteile" kommt, werden dann am Ende nicht auch die bombensicheren Unterstände in Mitleidenschaft gezogen, die in weiser Voraussicht heute schon, wie man las, in aller Stille unter der Reichskanzlei und Gebäuden offizieller oder finanzkräftiger Persönlichkeiten errichtet worden sein sollen?)

Ja, warum muß man an die Erfüllung so beschämend selbstverständlicher Forderungen wie die, daß das menschliche Leben zu schützen und die willkürliche Vernichtung als ein sinnloser Mord und Selbstmord, als moral insanity zu bekämpfen ist, heute überhaupt noch seine Zeit und Kraft verwenden? Nur ein Narr wartet auf Antwort.

Kurellas Mussolini-Buch von Rudolf Leonhard

Alfred Kurella, der dazu nicht nur durch eine profunde Kenntnis Italiens, sondern auch durch eine ganz genaue Kenntnis Deutschlands und Rußlands legitimiert ist, hat ein Buch veröffentlicht, und zwar im Neuen Deutschen Verlage, das er „Mussolini ohne Maske" betitelt. Das ist ein ausgezeichnetes Buch, weil es in klarer Übersicht eine Fülle von Tatsachen darlegt und mit temperamentvoller Genauigkeit verwickelte Situationen eindeutig schildert. Es ist sogar großartig, was alles Kurella, trotz den für sein Unternehmen selbstverständlichen Schwierigkeiten, gesehen hat; und was er gesehen hat, gibt er großartig wieder.

Es ist also nicht nur Pedanterie, sondern die Genauigkeit, auf die sein Buch ein Recht hat, wenn gegen einige Partien des Buches — es sind in der Tat ganz wenige nur — ein Einwand erhoben wird, der allerdings um so wichtiger nicht für das Buch, sondern für unsre gesamte Politik ist, als er nicht nur Kurella, sondern uns alle trifft.

Fragwürdig in hohem Grade nämlich ist sein Buch nur dann, aber eben doch dann, wenn es nicht schildert, sondern prophezeit. Kurella hat in Italien natürlich nichts von der Arbeit und von der Organisation der Emigration gesehn; er kann also auch das merkwürdige und doch natürliche Phänomen nicht in Rechnung stellen, daß das Faktum der Emigration erheblich radikalisiert, daß also heute — und vielleicht nur für die Dauer der Emigration — die italienische Sozialdemokratie, ja die italienische Demokratie von den entsprechenden deutschen, französischen, englischen Formationen ganz verschieden sind. Kurella hat nur einige Fascisten und viele aktive und passive Genossen gesehn und gesprochen. Für ihn steht es fest, daß in nächster Zeit in Italien die endgültige proletarische Revolution ausbrechen wird. Keine der vielen Tatsachen, die er so lebhaft und so genau berichtet, schließt andre Möglichkeiten aus. Kurella prophezeit einfach,

wie irgend ein Prophet, nicht einmal als Marxist (denn er untersucht nur die Klassenlage, nicht aber die Klassenkräfte), sondern als Hegelianer — und selbst Hegels Regel, die ja nicht eine mathematische oder physikalische Formel, sondern ein Prinzip sein soll, endet doch mit der Synthese. Kurella prophezeit, weil er Hegelianer — vielleicht wider Willen — ist, und weil er, wie, ach wir alle, gern glaubt, was er will. In jedem Sinne „will": was er glauben will, und was er nahe wünscht. Gefährlich über alles Maß wird die Verwirrung, wenn er das mehrmals geschilderte Gefühl im italienischen Volke, nur ein Krieg könne der unlösbaren Situation ein Ende machen, in ein Vorstadium der Revolution — „Krieg" ohne weiteres und ohne jeden Anlaß gleich „Bürgerkrieg" setzend — umeskamotiert und von der fascistischen Kriegspropaganda so ablöst, daß er nicht mal darauf kommt, die könne es mißbrauchen. Hier wird wieder der Hegelianismus unfreiwillig konservativ, und in diesen wenigen Sätzen, die nicht marxistisch, sondern abersinnig sind, verschwindet die Klarheit, die sonst ein Vorzug seines wichtigen Buches ist.

Das wäre eine einzelne Entgleisung, wenn eben nicht wir alle immer denselben Fehler machten; wenigstens weiß ich, ich will vorsichtig sein, von mir und meinen nahen Freunden, daß wir ihn machen. Jeder von uns kennt ein paar tausend Menschen; aber wir rechnen immer nur, und nicht nur in richtiger Kenntnis von der mangelnden Aktivität dieser Tausende, mit einem Bruchteil dieser Menge. Wir lassen von dieser Rechnung nicht ab, obwohl wir doch 1918 und in den nächsten Jahren schmerzhaft erleben mußten, wie sehr wir uns verrechnet hatten. Eine der Lähmungen unsrer Arbeit ist, daß wir immer nur für Leute schreiben, die ja schon wissen, was wir ihnen entwickeln, nur für Menschen und vor Menschen publizieren, die unsrer Sache längst gewonnen sind. Weniger fühlbar, aber um so gefährlicher ist der Umstand, daß wir fast nur mit Menschen verkehren, die auf demselben Boden stehen wie wir selbst. Wir wirken nur auf — und nur mit Genossen und Gesinnungsgenossen. Außer ihnen kennen wir nur noch Personifikationen des Feindes, ein paar schlagwortmäßige Generäle und großgesichtige Industrielle, und einen Haufen Leute, die zwar nicht neutral sind, denn das gibt es nicht, die wir aber sich einreden lassen, daß sie neutral sind. Wir streiten über Hundertprozentigkeit oder Siebzigprozentigkeit des Marxismus und über die richtige Gewerkschaftstaktik, und übersehen völlig, daß es auch die Hirsch-Dunckerschen und, wenig erschüttert leider, die Christlichen Gewerkschaften noch immer gibt. Auch wir erliegen ganz der Suggestion der russischen Revolution: für die es, in einem Staate, der sich als bürgerlicher noch nicht hatte konstituieren können, nur mehr oder weniger revolutionäre Parteien, aber keinen eigentlichen Gegner mehr — vielmehr: noch keinen eigentlichen Gegner gab. Wir arbeiten im Kreise herum, der immer mehr ein circulus vitiosus zu werden droht.

Wir vergessen, wie Kurella, die freilich völlig unbegreifliche Tatsache, daß es die Sozialdemokratie noch immer gibt.

Wer weiter liest, wird erschossen!

von Axel Eggebrecht

Noch kurze Zeit Geduld: Wer dann in Deutschland noch von geistiger Freiheit spricht, der hält Leichenreden. Denn schon liegt er kläglich im Sterben, der vielgeliebte Held, der freie Geist. Eigentlich gibt es ihn schon gar nicht mehr — machen wir uns doch nichts vor. Und bei allem gerührten Gedenken an den nahezu Verblichenen müssen wir zugeben, daß er selber an seinem Ende schuld ist. Er wartet in Frieden ab, ob er an Entkräftung eingehen oder ob man seinen Kopf auf legale Weise rollen lassen wird.

Wir wissen, daß die Notverordnung jede Maßnahme jeder Regierung gegen alle Art von geistiger Arbeit erlaubt. Wir wissen, daß alle Schreibenden, Redakteure, Setzer, Drucker und Botenjungen unter verschärfte Aufsicht gestellt sind. Wir wissen, was die Filmzensur treibt. Wir wissen, daß am Rundfunk seit Monaten die seltsame Operation der sukzessiven Kastration vollzogen wird. Wir wissen von ungezählten Fällen der Bedrückung, der Vergewaltigung, der Einschränkung. Ach — wir wissen ja überhaupt alles, nicht wahr?

Entschuldigen Sie die Pedanterie. Das eben ist es ja. Darum handelt sichs. Wir sind dabei, uns selber aufzugeben. Es gibt fast keinen gemeinsamen Lebenswillen der Geistigen mehr. Wir sind gelangweilt durch das — wie man nun schon überall hört und liest — veraltete, liberalistische Ideal der geistigen Freiheit. Unsre Verbände quälen sich selbst bei bösartigsten Vorkommnissen kaum noch mal eine lendenlahme Erklärung ab, wie das Beispiel des Schriftsteller-Schutzverbandes zeigt. Es ist vorbei. Man legt die Hände in den Schoß und wartet auf Hitler.

Das Verrückte, das Perverse dabei ist, daß immer noch, bei allem muntern Gerede über die Diktatur, die Wenigsten sehen, wie sehr sie schon Wirklichkeit geworden ist. Immer davon reden — nie drauf achten, wie sie eigentlich gemacht wird. Deshalb erlaube ich mir als Musterbeispiel darzubieten: Verbot und Beschlagnahme des ‚Illustrierten Arbeiterkalenders'.

Dieser Abreißkalender erscheint seit neun Jahren jeden Herbst im kommunistischen Verlage Carl Hoym Nachfolger. Und alle Jahre wieder folgt, ein paar Tage nach dem Erscheinen, das Verbot. Nur zwei Jahrgänge hat der Verlag freibekommen können, darunter den vorletzten. Der hatte dann freilich eine Auflage von 100 000.

In jeder Buchhandlung kann man völkische, militärische, nationale, religiöse, naturschwärmerische und was weiß ich sonst noch für Kalender bekommen. Die sind natürlich alle ohne Interesse für Staatsanwälte und Amtsrichter. So was haben sie selber zu Hause hängen. Aber dieser verdammte Kommunismus, den man jeden Tag im Jahre auffrischen, von der Wand ablesen kann — nein, das geht zu weit. Da wird eingegriffen. Nun ist es in frühern Jahren, bis zur Einführung der segensreichen Notverordnungen, gar nicht so leicht gewesen,

triftige Gründe für diese Verbote auszuknobeln. Dieser Kalender ist nämlich alles andre als eine platte Parteimache, als ein bloßes Propagandastückchen. Natürlich verleugnet er auf keiner Seite seinen Zweck: In der Stube, in der Wohnküche des kommunistischen Arbeiters zu hängen, damit er an ihm die Tage abzähle, die ihn der Erfüllung seiner Hoffnungen näher bringen. Im Übrigen handelt es sich um ein ungemein sorgfältig gearbeitetes, lebendiges, mit großen Kenntnissen zusammengestelltes Werk. Jeder dieser Kalender ist eigentlich ein kleines Kompendium des revolutionären Sozialismus. Die Bilder sind vortrefflich ausgewählt.

Peter Panter hat an dieser Stelle vor etwa einem Jahr einen dieser Kalender besprochen. Und wie dieser, so sind sie alle: Wirkungsvoll und inhaltsreich.

Viele Monate Schufterei. Druck, Korrektur. Die ersten Exemplare gehen hinaus. Drei, vier fünf Tage vergehen. Dann kommt so ein Brief:

„128 G. 2609/31.

Beschluß!

In dem Verfahren gegen die unbekannten Verbreiter der Druckschrift ‚Illustrierter Arbeiterkalender 1932'

wegen Vorbereitung zum Hochverrat

wird die Druckschrift: ‚Illustrierter Arbeiterkalender 1932' — verantwortlich für den Inhalt: August Creutzburg, Berlin; Gesamtredaktion: Grau; Verlag: Carl Hoym Nachfl., Hamburg-Berlin; Drukker: R. Boll, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin NW, gemäß §§ 41, 73, 81 Ziffer 2, 86 StGB., 4 Ziffer 1 Reichsgesetzes zum Schutze der Republik vom 25. März 1930 RGBl. I, S. 91, — 27 Reichsgesetzes über die Presse vom 7. Mai 1874 RGBl. S. 65, 94 ff. StPO. beschlagnahmt, weil sie der Einziehung unterliegt. Der Verdacht einer strafbaren Handlung ergibt sich aus Seite 26, 54, 55 (Bild), 95 (Bild mit Text), 104, 177 (Bild mit Text), 205 (Bild mit Text), 206, 216, 237 (Bild mit Text), 242.

Berlin NW 40, den 22. 10. 1931. Alt-Moabit 11.

Das Amtsgericht Berlin-Mitte, Abt. 128. gez. von Noel, Amtsger.-Rat."

Der biedere Laie wird sich zunächst wundern über die freilich unwiderlegliche Begründung: Der Kalender wird beschlagnahmt, weil er der Einziehung unterliegt. Auch die Anziehung eines 57 Jahre alten Pressegesetzes zum Verbot eines Abreißkalenders wird ihn befremden.

Das sind aber nur kleine Schönheitsfehler. Die ganze Zauberkraft dieses Dokuments kann man nämlich nur verstehen, wenn man jede einzelne angeführte Seite und jedes beanstandete Bild nachprüft. Und das eben ist ja durch die flinke Beschlagnahme (aus Gründen der Einziehung) vorläufig unmöglich.

Als anstößig sind da zunächst einmal alle Stellen angeführt, die Ausdrücke wie „Zerschlagung der Staatsmaschine, Eroberung der Macht, bewaffneter Aufstand" enthalten. Es handelt sich dabei um Zitate aus Marx und Lenin. Offenbar sind unsre Gerichte zurzeit mit einer durchgreifenden Reinigung marxistischer Schriften beschäftigt.

Das sind natürlich keine juristischen Begründungen mehr. Das ist simple Willkür. Eigentlich sollte es noch sozialdemokratische Funktionäre und vielleicht sogar Zeitungen ge-

ben, die sich schamerfüllt an die freiheitlichen wilhelminischen Zeiten erinnern, in denen dergleichen alle Tage gedruckt werden durfte ...

Das alles ist aber noch harmlos gegen die Gründe, die für die Beanstandungen von Bildern in diesem Kalender aufgeführt werden. Zeichnungen, die Figuren des hamburger Aufstandes von 1923 oder auch der pariser Kommune zum Gegenstand haben, sind nicht erlaubt. Auch eine Aufnahme bewaffneter, offenbar russischer Arbeiter in Marschkolonne ist staatsgefährdend — wobei zu bemerken ist, daß dergleichen in den verschiedensten Publikationen bürgerlicher Verlage fortwährend ungestört verbreitet wird. In einer kürzlich erschienenen Biographie Hitlers in Photos wird die Nazi-Bewaffnung vor dem münchner Putsch in allen Einzelheiten gezeigt. Das ist natürlich ganz was andres.

Aber keine noch so ausschweifende Phantasie wird erraten können, worum es sich bei den beiden verbotenen Bildern auf den Seiten 95 und 237 handelt: Um die Reproduktion einer Käthe-Kollwitz-Radierung; und um das Photo eines lesenden Knaben.

Die Werke der Käthe Kollwitz hängen in staatlichen Sammlungen. Den berühmten Zyklus „Bauernkrieg" kann jeder Mensch in jeder Buch- oder Kunsthandlung erwerben. Hier aber ist das wunderbare Bild des Verzweiflungszuges, über dem Hände, Fahnen und Sensen gegen den fahlen Himmel geschwenkt werden, verboten. Vielleicht wegen der Unterschrift: „Ausgebeutete Bauern, kämpft unter der Fahne der Revolution". Aber die sagt ja doch nur in dürren Worten, was jeder Betrachter sowieso aufs stärkste empfindet. Ein deutscher Richter braucht freilich nicht zu wissen, daß Aussprechen manchmal auch Abschwächen bedeutet.

Das letzte der verbotenen Bilder aber, diese Seite 237, sie könnte einmal klassisch werden in einer Geschichte der geistigen Bevormundung. Da sitzt ein Proletarierjunge im Wollsweater und liest, mit einem Finger folgt er den Zeilen eines dicken Buches, das vor ihm liegt. Das sieht ganz brav und harmlos aus. Wahrscheinlich ein Band Heldensagen oder ein Abenteuerschmöker? Nein, die Unterschrift des Bildes verrät den Verworfenen: „Ohne revolutionäre Theorie keine revolutionäre Praxis". Der Lausejunge liest offenbar ein verbotenes Buch. Die Abbildung einer derartigen Handlung ist selbstverständlich ebenfalls zu verbieten.

Wahrscheinlich hat sich der Herr Amtsgerichtsrat für einen Augenblick ins bereits perfekte Dritte Reich geträumt. Dort wird ja die hitlersche Parole gelten: Grübeln und denken ist jüdisch, der Deutsche glaubt und handelt. Der Führer selbst hat in der Vorrede seiner vorhin erwähnten Bildbiographie das Lesen als unerheblich bezeichnet.

Wir nähern uns offenbar der Zeit, in der die gute alte Arbeiterparole: Wissen ist Macht an sich den Tatbestand des Hochverrats bilden wird. Zu lange haben wir gezögert. Zu gleichgültig haben wir zugesehen. Nun ist es zu spät. Der Geist wird verboten. Wer weiter liest, wird erschossen!

Fräulein Nietzsche von Ignaz Wrobel

Vom Wesen des Tragischen

Zwei Hamburgerinnen kamen einst aus dem Thalja-Theater,
nach einer Aufführung von „Kabale und Liebe".
Da blieb die eine auf der Treppe stehn, überdachte den
Inhalt des Stücks und sprach: „Gott! Was Missvers-tändnisse —!"

„Kenn Sie Nietzschken?" fragt einer in der Komödie „Sozialaristokraten" von Arno Holz. Es gibt Namen, die werden durch Hinzufügung eines einzigen Buchstabens komisch. Es ist wie die Möglichkeit einer magischen Rache; mit dem Namen Goethe kann man dergleichen nicht machen.

Neulich stand hier einmal ein Nadelstichlein gegen Elisabeth Förster-Nietzsche... nein, nicht einmal gegen sie, sondern gegen das wahnwitzige Urheberrecht, das die Rechte des Geistes wie einen Käseladen vererbt. Mögen die Erben eines großen Schriftstellers Tantiemen schlucken; solange es ein Erbrecht gibt, ist das natürlich. Daß aber die meist inferioren Erben das Recht haben sollen, über hinterlassne ungedruckte Manuskripte des Erblassers frei zu verfügen, sie zu veröffentlichen oder nicht, und — was am schlimmsten ist — sie zu verfälschen: das ist ein unerträglicher Gedanke. Wonach werden sie ihre Entschließungen einrichten? Nach Familien-Interessen, was in den meisten Fällen etwa dem Gedankengang entsprechen wird: „Es darf doch nicht an die Öffentlichkeit kommen, daß Max mit Truden ein Verhältnis gehabt hat"? Von den politischen Überzeugungen dieser Kreise schon gar nicht zu reden. Und so bekommen wir in literarischen Nachlässen meist die Meinung von Onkel Oskar zu hören. Es ist, wie wenn Christiane Vulpius darüber zu entscheiden gehabt hätte, was von Goethe gedruckt werden sollte und was nicht.

Was hat das Nietzsche-Archiv mit Nietzsche getrieben! Das Archiv und seine Leute sind schuld daran, daß die Weltmeinung Nietzsche für einen der deutschen Kriegsanstifter gehalten hat, zu welcher Auslegung allerdings die Verschwommenheit seiner Diktion beigetragen hat. Dieses Archiv ist ein Unglück.

Man schrieb mir von dort, meine Sätze über Frau Förster-Nietzsche seien durch Tatsachen widerlegbar; dem Brief waren einige Drucksachen und einige mäßig stilisierte Beschimpfungen angefügt. Ich habe beides ad acta gelegt. Daß Frau Förster-Nietzsche Briefe und Manuskripte ihres Bruders vergeblich mehreren Universitäten angeboten hat, beweist nichts gegen das, was sie später mit diesen Skripturen getrieben hat. Was hat sie getrieben —?

Man lese das in den beiden Nietzsche-Publikationen E. F. Podachs nach: „Nietzsches Zusammenbruch" (erschienen bei Niels Kampmann in Heidelberg) und „Gestalten um Nietzsche" (erschienen bei Erich Lichtenstein in Weimar).

Von zwei Dingen soll hier kaum gesprochen werden.

Nicht von dem tiefen Gegensatz, der zwischen Nietzsche und seiner Schwester bestand und bestanden haben muß: viele, viele Briefstellen zeigen ihn auf. Die Frau hat den Kranken sicherlich aufopfernd gepflegt; in Briefen an Freunde schreibt

jeder einmal harte Worte über seine Familie ... das geht die Öffentlichkeit zunächst nichts an. Ernster wird das schon, wenn eben dieselbe Schwester, über die der Bruder gestöhnt, geschimpft und gejammert hat, sich als seine geistige Testamentsvollstreckerin aufspielt. Und noch ernster wird es, wenn sich die Frau des Rauschebarts Bernhard Förster, eines Radauantisemiten, der die Urwälder Südamerikas durchbrüllen wollte, aber nur Pleite machte — wenn sie sich anmaßt, ihren Bruder im Sinne muffiger Familientradition zu monopolisieren, wie sie es jahrzehntelang beinah ungestraft hat tun können. Sie hat aus guten Gründen den Gegensatz zwischen sich und dem Bruder verhüllt; sie mußte es tun.

Sie hat, zweitens, versucht, die wahrscheinliche Ursache der Krankheit Nietzsches, die Peter Gast oft beim Namen genannt hat, zu verhüllen; das mag verständlich sein. Damals galt Syphilis noch als eine Schande, man sprach nicht gern davon, hatte sie infolgedessen häufiger als heute ... die Tricks der ehemaligen Archivleiterin waren armselig, Spirochäten der Tugend wimmelten durch die heiligen Hallen, und es war recht kindisch. Die Herren Gegner, die ihren geistigen Wassermann an dem großen Toten ausprobierten, waren auch nicht erquicklicher — gehen wir über diesen Streit der verschieden gefärbten Bürger zu wichtigerem über.

Unerträglich bleiben die grauenvollen Predigttexte der Schwester, die dem Werk Nietzsches voranprangten, das herzinnige und neckisch-heroische Geschwafel einer im Irrgarten der Philosophie herumtaumelnden Dame. Schwesternliebe —? Erzählt doch nichts! Wie ganz anders klingt das, wenn zum Beispiel die Mutter spricht. Die begriff ihren Sohn zwar auch nicht, doch wie elementar und rührend ist sie!

Nietzsche hat einmal geschrieben:

> Du liefst zu rasch:
> jetzt erst, wo du müde bist,
> holt dein Glück dich ein —

Die Mutter, die dies aus der Handschrift entzifferte, setzte hinzu: „Ja, er ist zu rasch gelaufen in seinem ganzen Leben, das liebe, liebe Kind!" — Ich habe etwas Ähnliches mit der Mutter von Toulouse-Lautrec erlebt. Mütter brauchen nicht studiert zu haben, um ihr Kind zu verstehen. Sie lieben.

Viele Nietzsche-Forscher klagen darüber, daß das Archiv es ihnen nicht leicht gemacht habe. Sie bekommen nicht alles zu sehn — vielleicht schon deshalb nicht, weil gar nicht mehr alles da ist. Fräulein Nietzsche, wie die ehemalige Leiterin in den alten Briefen genannt wird, hat aus ihrem Bruder mit Gewalt das machen wollen, was sie an ihm begriff — und viel war das nicht. Schaden genug hat sie durch schiefe Auswahl, durch einseitige Heranziehung von Mitarbeitern und durch Züchtung einer Schar verzückter Adepten angerichtet. Sie gibt auch zu, Teile des „Ecce homo" vernichtet zu haben, sie erschienen ihr krankhaft. Und so gesund wie der Urwaldteut Bernhard Förster aus Bayrisch-Walhall waren sie ja wohl nicht. Doch wer hat sie danach gefragt? Wir wollen nicht die Werke Lieschen Försters, sondern die Werke Friedrich Nietzsches lesen. Ich kann mir denken, daß eine Schwester

gewisse Schriften ihres Bruders für dreißig Jahre in den Schrein legt ... was aber bedeutet ihre dreiste Kritik? Dieses Urheberrecht ist eine Schande.

Nun trägt Fräulein Nietzsche die Schuld nicht allein.

Seid mißtrauisch, wenn sich um einen Künstler weibliche und männliche alte Jungfern scharen! „Wir schaffen erst die Luft, in der das Werk des Künstlers ..." ich weiß schon. Theodor Fontane hat einmal gesagt: Mir sind Erzähler von Gespenstergeschichten sehr suspekt, die erst die Lampen herunterschrauben und die Tür verschließen, damit kein mit Apfelsinensalat eintretendes Dienstmädchen die Pointe verdirbt — und er hat sehr recht gehabt. Aufgeblähtes Mittelmaß braucht sein Bayreuth; ein Großer kann auf einem offenen Markt wohl deplaciert wirken, aber auf die Verstehenden wirkt er überall. Nur Schwächlinge tun esoterisch. Seid mißtrauisch! Denn es kristallisiert sich ja um einen Kern stets was? Das ihm Wesensverwandte. Eine Bach-Gemeinde von tobsüchtigen und augenverdrehenden Narren ist nicht denkbar. Schon um George qualmt und schwärmt es verdächtig; was sich um das Nietzsche-Archiv gruppiert hat, ist eine Bitternis.

Podach zeigt sehr gut, was Peter Gast für Nietzsche gewesen ist. Er war ihm ein Freund, der sich seiner zweiten Rolle stets bewußt gewesen ist. Nun liebte Nietzsche die Draperie; zum Teil war er selbst eine. Ein merkwürdiges Parfum weht da herüber.

Peter Gast hieß gar nicht Peter Gast; er hieß, so leid es mir tut, Köselitz. Warum soll einer nicht Köselitz heißen? Daß er aber auch ein Köselitz gewesen ist, zeigt seine Kriegshaltung. Der Mann ist im Jahre 1918 gestorben, hat also die große Zeit, wo die Franzosen ohne den Faust im Tornister den Krieg gewonnen haben, noch miterlebt. Der Dreck, den Gast damals unter Musik setzte; seine Briefe, aus denen die Kriegsbegeisterung eines nicht eingezogenen Mannes über fünfundvierzig schäumt, quillt und mit Verlaub zu sagen herausbricht —: also für Nietzsche spricht ein solcher Freund kaum. Aber Nietzsche wollte keinen Köselitz sehn, sondern nur einen Peter Gast; so wie Stefan George von seinem ersten Mäcen Karl August Klein ums Verrecken nicht anders als von „Carl August" spricht. Nehmen Sie klassisch — das hebt Ihnen.

Was nun vor allem aus diesen beiden sehr lehrreichen Büchern Podachs hervorgeht, ist die Aufblähung aller Ereignisse und Menschen, auf die Nietzsche traf. Fast alles hat in diesem Leben einen fetten Anilinglanz; vieles ist um drei Nummern zu groß, es schlappt um den Philosophen herum ... und wenn man genauer hinsieht, war es alles halb so schlimm. Nietzsche hat Freunde gehabt, die seinem Flug nicht zu folgen vermochten, doch sahen sie, in welcher Weise er flog. „Der Philister", sagt Hebbel, „hat manchmal recht, aber nie in den Gründen."

Zerwürfnisse und Freundschaften, Auseinander und Zueinander ... sie sind von Nietzsche stets behandelt worden wie kleine Weltgeburten und größere Weltuntergänge. Das meiste wurde überwertig aufgefaßt, maßlos überhitzt, bis zur klaren

Lüge. Von der verlognen Unklarheit ganz zu schweigen. Man lese etwa jene bekannte Vita, die Nietzsche an Brandes geschickt hat:

„Vita. Ich bin am 15. Oktober 1844 geboren, auf dem Schlachtfelde von Lützen. Der erste Name, den ich hörte, war der Gustav Adolfs. Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Niezky); es scheint, daß der Typus gut erhalten ist, trotz dreier deutscher ‚Mütter'. Im Auslande gelte ich gewöhnlich als Pole; noch diesen Winter einzeichnete mich die Fremdenliste Nizzas comme Polonais. Man sagt mir, daß mein Kopf auf Bildern Matejkos vorkomme. Meine Großmutter gehörte zu dem Schiller-Goetheschen Kreise Weimars; ihr Bruder wurde der Nachfolger Herders in der Stellung des Superintendenten Weimars.

...Von Ostern 1869—1879 war ich in Basel; ich hatte nötig, mein deutsches Heimatrecht aufzugeben, da ich als Offizier (reitender Artillerist) zu oft einberufen und in meinen akademischen Funktionen gestört worden wäre. Ich verstehe mich nichtsdestoweniger auf zwei Waffen: Säbel und Kanonen — und vielleicht noch auf eine dritte... Auch bin ich, meinen Instinkten nach, ein tapferes Tier, selbst ein militärisches."

Dazu Erwin Rohde am 10. April 1890:

„Seltsam ist, daß er (Brandes) als Personalnotizen z. T. Sachen bringt, die an Nietzsches kranke Einbildungen unmittelbar vor dem Ausbruch des Übels erinnern: so die Sage von den ‚polnischen Edelleuten' (die dann protestantische Pastoren werden!), die eigentümliche Wichtigkeit, die der Artilleriedienst angeblich in Nietzsches Leben gehabt haben soll (woran ja tatsächlich gar nichts ist: er wurde nach einem gefährlichen Sturz mit dem Pferde als Invalide entlassen, und damit war es aus)."

Gegen das geblähte Pathos der Vita gehalten, ist solche Briefstelle gradezu erfrischend. Der Berliner Nikolai vermochte gegen den Werther nichts, aber es gibt Darsteller ihres eignen Lebens, denen der Zuruf gut täte, der einst von der Galerie des berliner Schauspielhauses einer Lady Macbeth entgegenscholl, als sie unvorsichtig mit einer Kerze umging: „Macbethn, Sie drippen ja!" Nietzsche drippte.

Für diese Erkenntnis leistet ein Heft der Süddeutschen Monatshefte, die ich nur mit äußerster Überwindung zitiere, gute Dienste. Josef Hofmiller, einst ein guter Europäer, heute ein guter Bayer, bringt reichliches und authentisches Material. So wenn er erzählt, wie Brandes einmal an Nietzsche vier Adressen gab: Strindberg, die Witwe Bizets, die Fürstin Tenischeff, den Fürsten Urussow. Darauf Nietzsche:

„Ich habe meine Leser überall, in Wien, in St. Petersburg, in Kopenhagen und Stockholm, in Paris, in New York." In jeder Stadt einer, zusammen sechs, fügt Hofmiller mit Recht hinzu.

Schon manche Freunde Nietzsches haben ihn gut erkannt, sehr gut Erwin Rohde. Wieviel Ressentiment da im Spiel gewesen ist, mögen andre untersuchen, und es ist Ressentiment im Spiel gewesen. Was aber geschieht auf der Welt ohne das! Für Rohde war Nietzsche eine Art Mahnung an ein Leben, das Rohde ersehnt hat, aber zu leben nie gewagt hatte,

vielleicht hätte er es auch gar nicht können, und darum blendet manchmal ein Strahl Haß auf; es gibt solche Freundschaften.

Rohde über ‚Jenseits von Gut und Böse': „Dabei ist mir die ewige Ankündigung ungeheurer Dinge, haarsträubender Kühnheiten der Gedanken, die dann, zu langweiliger Enttäuschung des Lesers, gar nicht kommen — das ist mir unsagbar widerwärtig." Und später: „Alles rinnt einem wie Sand durch die Finger." So ist es.

Rohde stand mit dieser Beurteilung nicht allein. Man beschimpfe solche Kritiker nicht, etwa dadurch, daß man sie als Spießer abtut — sie waren es nicht.

Auch Karl Hillebrand war keiner. Dieser Hillebrand, der einst in Paris Sekretär Heinrich Heines gewesen war, schreibt am 16. September 1883 über den Zarathustra:

> „Ich schrieb ihm (Nietzsche) sofort ein paar Zeilen nach Rom, wo er sich grade aufhielt, und dachte, sein Büchlein mit auf die Reise zu nehmen; aber meine Frau hatte es, in ihrer Weise, versteckt, weil sie fürchtete, es möchte mich aufregen. Das tats nun gar nicht. Ich finde wirklich Bewundernswertes, gradezu Großes darin; aber die Form läßt keine rechte Freude aufkommen. Ich hasse das Aposteltum und die Apostelsprache; und gar diese Religion, als der Weisheit letzter Spruch, bedarf der Einfachheit, Nüchternheit, Ruhe im Ausdruck."

Der falsche Klang auf der Orgel des Philosophen ist gut herausgehört; es gibt auch Klangreichtum aus Schwäche.

Fräulein Nietzsche hat den Bruder verniedlicht — es rächte sich bitter.

Einige Analphabeten der Nazis, die wohl deshalb unter die hitlerschen Schriftgelehrten aufgenommen worden sind, weil sie einmal einem politischen Gegner mit dem Telephonbuch auf den Kopf gehauen haben, nehmen Nietzsche heute als den ihren in Anspruch. Wer kann ihn nicht in Anspruch nehmen! Sage mir, was du brauchst, und ich will dir dafür ein Nietzsche-Zitat besorgen. Bei Schopenhauer kann man das nicht ganz so leicht; man kann es gar nicht. Bei Nietzsche ...

Für Deutschland und gegen Deutschland; für den Frieden und gegen den Frieden; für die Literatur und gegen die Literatur — was Sie wollen. Wir wollen aber gar nicht.

Podach hat das große Verdienst, trotz den Verneblungsversuchen des Archivs die Gestalt Nietzsches klar hervortreten zu lassen. Und je klarer sie hervortritt, um so klarer wird:

Ein großer Schriftsteller mit großen literarischen Lastern. Ein schwacher Mensch. Ein verlogener Wahrheitssucher: ein Freund der Wahrheit und ein Schwippschwager der Lüge. Ein Jahrhundertkerl, der in seiner etwas kokett betonten Einsamkeit gewaltige Prophezeiungen niedergeschrieben hat. Aber grade das, um dessentwillen er heute so tausendfältig zitiert wird, grade das kann ich nicht finden, dieses eine nicht: Kraft nicht.

Kraft —? Er prahlt mit der Kraft, er protzt mit ihr, er stellt den Gipsabguß eines Biceps ins Schaufenster. Geh nicht in den Laden; das Aushängeschild ist seine ganze Ware, mehr hat er nicht. Es ist einmal davon die Rede gewesen,

daß jener Satz: „Wenn du zum Weibe gehst . . ." auch so aufgefaßt werden könnte, daß der Frauenbezwinger einen Wagen zieht, auf dem peitschenschwingend die Frau, eine Frau seines Lebens, steht . . . dieser Nietzsche wäre, tausend Grade tiefer, ein treuer Kunde der Salons gewesen, in denen ältere Bankdirektoren von stellungslos gewordenen Nähmädchen für gutes Geld ungeheure Prügel beziehen. Er hat aus der Sehnsucht nach der Peitsche eine Weltanschauung gemacht.

Er war für die Entfaltung von Kraft sehr empfindlich, aber er hatte keine, der flotte Manische. Ein berauschtes Gehirn. Kein trunknes Herz. In einem Teil seines Wesens auch er: Fräulein Nietzsche.

*

Unterdrückte Stellen und verbrannte Briefe; verloren gegangne Karten und nicht mehr auffindbare Zettel . . . und das alles, weil das Urheberrecht die Verfügung über Chaotisches Tante Minchen anheimgibt. Die Unterschrift, mit der die Mutter Nietzsches die Urheberrechte auf die Tochter übertragen hat, ist ihr, wie geschrieben steht, „blutsauer" geworden. Dann war da noch der Doktor Langbehn, ein Schweißfuß und Nebelkönig, der drauf und dran war, sich der Person und der Werke Nietzsches zu bemächtigen . . . um ein Haar ist das vorübergegangen. Solchen Zufällen sind die posthumen Werke Geistiger ausgesetzt.

Frau Förster-Nietzsche aber versinkt im Dunst ihrer billigen Opferschalen. Wenn ihr Mißwirken zur Folge haben sollte, daß es keinem braven Familienvater und keiner Tante Minchen mehr möglich sein wird, wie heute noch im Falle Oskar Panizza, ungedruckte Handschriften für immer zu unterdrücken —: dann ist ihr Leben nicht umsonst gewesen, und wir dürfen der alten Dame herzlichst danken.

Betrübliche Filme von Rudolf Arnheim

In einer der stimmungsvollen Schilderungen, die von den Pressebureaus der Filmgesellschaften als captatio benevolentiae in die Zeitungen lanciert werden, noch bevor der Kritiker sein herzloses Wort spricht, war zu lesen, daß der Schauspieler Werner Krauß sich wegen des Films „Yorck" habe graue Haare wachsen lassen. Wir haben einige Ursache, diesem Beispiel zu folgen. Zwar besteht kein Grund, den Kunstwert eines Films deshalb besonders sorgfältig zu prüfen, weil er zur Spitzenproduktion einer großen Gesellschaft gehört; denn es kümmert uns wenig, wen die Industrie als Flügelmann präsentiert. Die Avantgarde ist uns zumeist wichtiger als die Garde. Ein unbeachteter und unrentabler Film, den eine kleine Außenseiterfirma für hunderttausend Mark hergestellt hat, kann uns bemerkenswerter scheinen als eine ganze Jahreslieferung der Pommerschen Meierei. Aber selbst wenn man sich von dieser künstlichen Rangordnung fernhält, die durch glanzvolle Ausstattung und Galapremiere die Maßstäbe fälscht, noch ehe sie angelegt werden, muß man berücksichtigen, welche Macht über das Publikum ein solcher Film einfach dadurch hat, daß eine große Firma ihn in ihren großen Theatern herausbringt. Einem

Ufa-Film beispielsweise ist, ganz gleich ob er schlecht oder gut, publikumswirksam oder -unwirksam ist, eine bestimmte, hohe Besucherzahl ziemlich sicher garantiert. Und deshalb ist er wichtig.

Das Thema des Yorck-Films ist mit ungewöhnlichem Geschick ausgesucht. Am geschichtlichen Beispiel wird gezeigt, wie man Verträge brechen und der Regierung ungehorsam und trotzdem ein echter deutscher Mann sein kann. Wer sich über den preußischen Pflichtbegriff zu informieren wünscht, fällt von einem Erstaunen ins andre. Tausend Meter lang wird mit Nachdruck verkündet, daß der Soldat nur zu gehorchen, nicht zu denken habe, aber siehe, sobald es ernst wird, gehorcht der Soldat nicht mehr und verfällt in die semitisch-destruktive Untugend, selbst zu denken. Die Maxime, daß man sich den Entschlüssen der Gemeinschaft, der man dient, unterzuordnen habe, solange man es mit seinem Gewissen vereinbaren kann, ist keine preußische Erfindung sondern selbstverständliche Voraussetzung jeder Kollektivarbeit. Darauf hinzuweisen ist wichtig, weil der beste Propagandatrick der Rechtsradikalen darin besteht, immer wieder zu behaupten, die menschlichen Grundtugenden würden nur in ihren Reihen gepflegt.

Yorck also singt jedem, der noch reichsbannerische Skrupel in sich hegt, das Hohelied der Illegalität. Er kündigt seinem König, weil er das Leben von ein paar tausend Menschen nicht unnütz aufs Spiel setzen will. Ein ketzerisch-pazifistisches Motiv: nicht dann zu kämpfen, wenn der König ruft und alle, alle kommen, sondern nur dann, wenn es einen vernünftigen Sinn hat. Glücklicherweise scheint es Yorck sinnvoll, gegen statt, wie bisher, für Frankreich zu kämpfen, denn hätte ihn politischer Weitblick davon überzeugt, daß der eine Krieg genau so unheilvoll und zwecklos sei wie der andre, so hätte er folgerichtig Säbel und Uniform für immer ablegen und fürderhin mit Grete Mosheim auf dem Lande leben müssen — was manchem von uns erstrebenswert scheinen mag, aber für die Ufa keinen passenden Filmstoff abgegeben hätte.

Hugenberg darf darauf rechnen, daß die Kinobesucher sich nicht auf solche abwegigen Überlegungen einlassen werden. Sie werden von der Leinwand ablesen, daß es zweckmäßig ist, aus privater Initiative gegen Frankreich zu mobilisieren, wenn die Regierung sich zu lange damit befaßt, mit dem Erbfeind diplomatische Papiere auszutauschen. Von vornherein ist allerdings nicht ausgemacht, daß Preußen gegen Frankreich im Recht und daß das unblutige Verfahren der Diplomaten verkehrt ist; deshalb vereinigen sich Autor, Regisseur und Maskenbildner in dem Bestreben, die yorckischen Soldaten, im Gegensatz zu ihren Feinden, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Was der Vernunft des Zuschauers bewiesen werden müßte, wird seinem Auge durch eine Schiebung plausibel gemacht: durch tendenziöse Auswahl der Physiognomien und Gebärden.

Die Franzosen werden als unehrlich, weichlich und verspielt geschildert, und das gibt dem Produktionsleiter eine

willkommene Gelegenheit, den sonst allzu ernsthaften Kriegsfilm durch fünfzig Meter Balletteusenbeine und eine prunkvolle Polonaise zu würzen. Bei den Yorckischen hingegen wird nur der Barlach im Menschen gezeigt, und das macht sie unlebendig und leicht komisch. Denn ebenso wie, auf viel höherem Niveau, Ernst Barlachs Bildhauerei daran krankt, daß sie den Menschen auf ein einseitiges, beschränktes, unzureichendes Formschema bringt und also ihrem Gegenstand nicht gerecht wird, so ergibt es keine Soldaten von Fleisch und Blut, wenn die Schauspieler wie der steinerne Komtur den Atelierboden stampfen, unaufhörlich düster blicken und mit zusammengepreßten Lippen schweigen. Diese kümmerliche Stilisierung führt nicht nur zu einer gefährlichen Verfälschung des deutschen wie des französischen Volkscharakters, sie vermittelt auch über den besondern Fall hinaus ein knotiges, amusisches Korporalsweltbild. Denn indem durchgängig Leichtigkeit, Behendigkeit, Liebe zu Tanz und Musik, Schönheit, Witzigkeit und Geist mit Unehrlichkeit, Durchtriebenheit und Unernst gepaart werden, hingegen derbe Handgreiflichkeit, rustikale Anspruchslosigkeit und wortkarge Ungewandtheit mit Ehrlichkeit, Treue, Tatkraft und Geradheit, wird in sehr übler Weise an die antikulturellen, der Brachialgewalt zuneigenden Instinkte des Massenpublikums appelliert. Der Proletarier muß lernen, daß geistige Verfeinerung, gegen die er eine gefühlsmäßige Abneigung hat, nicht mit Geistreichelei identisch und mehr wert als ein massiver Bizeps ist. Ein nationalistischer Film wie „Yorck" hemmt diese Erkenntnis, teils weil man den Proletarier auf die Seite der Landsknechte zu ziehen wünscht, teils weil Herr Hugenberg und die zahlreichen ehemaligen Offiziere, die seinen babelsberger Musentempel befehligen, von Natur amusisch und ungeistig sind und infolgedessen das Prinzip: „Wo man singt, da rauche ruhig Pfeife" für urstämmigdeutsch statt für unmanierlich halten.

Auf dieselbe Weise wird für die Faustkämpfer gegen die Männer der Feder Stimmung gemacht. Schwergewicht gegen Federgewicht — Boxerbegriffe! Der intrigante Kanzler Hardenberg und der charakterlose König, den man künstlich noch unsympathischer macht, indem man verschweigt, daß er durch die französische Besatzung in Berlin gehemmt war, — diese beiden repräsentieren, gegenüber der Kriegspartei, die Diplomatie, also die fortschrittlichere Methode, internationale Fragen zu regeln. Der gerissene, unzuverlässige Federfuchser hält auf unterschriebene Verträge; der Ehrenmann hingegen zerreißt jedes Papier, das er in die Finger bekommt. Diese Propaganda gegen Geist, Fortschritt und Humanität wendet sich wiederum sehr geschickt an das Massenpublikum. Das Ressentiment der Volksschüler gegen die Bildung der herrschenden Klasse, die Undurchsichtigkeit einer diplomatischen Verhandlung gegenüber der drastischen, malerischen Aktion eines Sturmangriffs oder einer Parade wird zu politischer Verhetzung und Verdummung benutzt.

Über die künstlerische Form des Films ist wenig zu sagen. Man hat großartige Schauspieler aufgeboten, aber auch ihnen

gelingt es kaum, durch Mienenspiel und Stimmklang zu ersetzen, was die Autoren schuldig bleiben. Man kann einen solchen Film entweder ganz auf das Wort stellen oder durch geschickte filmische Episoden charakterisieren. Beide Methoden stehen den Herren Ucicky und Hans Müller offenbar nicht zur Verfügung. Der Text ist nicht nur dürftig sondern auch völlig unsicher und uneinheitlich im Ton. Rudolf Forster als König, der aus den paar Abfällen trotzdem eine herrliche Figur zusammenbaut, muß sich mit einem kindischen Sternheim-Deutsch behelfen. Werner Krauß spricht die Scherl-Epigramme, die man ihm für die hochpolitischen Szenen in die Rolle geschrieben hat, notgedrungen mit Schillerscher Feierlichkeit. Seine schöne, klare Sprache entlarvt das kümmerliche Papierdeutsch besonders schonungslos. Daneben hat er für mehr familiäre Situationen, wenn er ein Kind aufs Knie oder mit den Leutnants eine Molle hebt, einen Umgangston. Aber Wilhelm Tell kann nicht plötzlich: „Na, Jungs" sagen und gemütlich die Konsonanten verschlucken. Die Aufgabe war für die Schauspieler unlösbar. Ungetrübt schön nur Grete Mosheim in einem gestammelten Angstmonolog und ein paar schlicht gesprochenen Szenen, die vom Drehbuch aus ganz leer sind. Selbst wo nichts ist, hat diese Schauspielerin ihr Recht noch nicht verloren.

*

Für jeden, der Josef von Sternbergs Filme liebt, muß es ein fast tragisches Erlebnis sein, seinen neuesten Marlene-Dietrich-Film „X 27" („Dishonoured") zu sehen. Es ist, als wenn man einen Menschen, den man gesund gekannt hat, in Wahnsinn verfallen sieht: alle gefährlichen Elemente seines Charakters, die bisher zurückgedrängt, von andern ausbalanziert waren, gewinnen plötzlich unheimliche Macht, ergreifen Besitz, und nur noch hier und da spürt man gespenstische Reste des einstigen Wertes. Man darf hoffen, daß Sternberg uns nicht endgültig verloren ist sondern daß „Dishonorued", dieser reichlich unangenehme Film, nur ein gelegentliches Ausgleiten bedeutet. Aber der Schreck sitzt.

Sternbergs ganze Begabung ruht in den Nerven und im Verstande. Sein meisterliches Gefühl für die Bildsprache und die Schönheit des gestaltenden Lichts betätigt sich immer nur an der Oberfläche des Geschehens. Es ist ein kluges, virtuoses Spiel mit den Dingen. Sternberg gehört zu den drei oder vier Menschen auf der Welt, die sich die neue Kunstform des Films bis zur Vollendung dienstbar gemacht haben. Auch diesmal beobachtet man wieder mit atemloser Bewunderung, wie er die Handlung zu raffen, im Fluge anzudeuten versteht, wie er eine Schlacht hinskizziert und dann andrerseits Szenen, auf die es ihm ankommt, mit der gelassenen Breite der Wirklichkeit ausspielt. Prachtvoll trifft er das unruhige Geflimmer eines Maskenfestes, das Dunkel einer Gefängniszelle, zeichnet er in nebligen, abgestuften Grauflächen ein Flugzeug im Morgenlicht. Wieder ist das Manuskript ohne die geringste leere Stelle: jeden Augenblick führt die Handlung dem Schauspieler die Hand. Aber dies Überwuchern der Oberfläche mit Kleinzeug, das

Neugier und Schaulust anregt, wird stellenweise zur Manier; so wenn er das Arbeitszimmer des Geheimpolizisten kindisch mit chemischen Retorten und riesigen Wandkarten überhäuft oder wenn die Schauspieler nervös an allerlei Püppchen herumfingern. Weil die spielerische Lust an der Erfindung, nicht der ehrliche Drang, ein Stück Wirklichkeit optisch zu gestalten, die Atelierarbeit diktiert, deshalb wird allzu leicht die Grenze überschritten, wo das Mittel sich selbständig macht.

Hollywood ist eine Kolonie entwurzelter Menschen. Keinem Ding auf der Welt gehört ihr Herz, jedem gehört ihr Auge. Fern von allem, worum die Menschen kämpfen, leben sie auf den Golfplätzen des Paradieses. Aber in Paradiesen gedeihen keine Künstler. Sie kennen das Elend aus den abgezehrten Gesichtern der Filmkomparsen, sie kennen die malerischen Konturen zerbröckelnder Mauern und den Glanz einer nassen Straße zur Nachtzeit. Ihnen dienen die herrlichsten Photographen der Welt. Die zaubern ihnen den Rauch der Geschütze ins Atelier, den Dunst einer Hafenkneipe, das Jammern eines einsamen Tieres in der Wüste. Aber es ist alles nicht wahr, alles nicht notwendig. Es müßte nicht sein, wenn der Produktionsleiter nicht Wert darauf legte. Diese Menschen spielen Schöpfung, so wie sie Golf spielen. Sie machen es fast ebenso geschickt wie Gottvater, sie bezaubern uns, aber plötzlich wird uns eiskalt, und wir haben etwas gemerkt.

Was kümmert Josef von Sternberg die österreichische Spionage während des Weltkrieges? Ihn interessiert das Spiel mit den Leidenschaften, die mondäne Kühle im Kampf um Leben und Tod, der Glanz der Frauenhaare und Uniformen, das optische Bonmot. Die schöne Spionin bittet den jungen Offizier, fünf Minuten bevor sie erschossen wird, um einen Spiegel. Er zieht seinen Säbel und hält ihn ihr vors Gesicht. Er will ihr mit dem schwarzen Tuch die Augen verbinden; sie nimmt es ihm aus der Hand und wischt ihm die Tränen ab. Wie geschickt sind diese Motive aus der Handlung heraus erfunden, wie gut wären sie, wenn sie nicht so außerordentlich widerwärtig und geschmacklos wären! Hier verrät sich Sternberg. Hier verrät er, daß der Tod und die Liebe ihn nicht interessieren sondern nur ihr funkelndes Lichtbild. Und die Frau, die seine Göttin geworden ist, weil sie in Vollendung vor aller Augen führt, was sein eignes, eigenstes Wesen ist, die Kühle, die marmorne Indolenz, das Jenseits von Gut und Böse, die gelassene Frivolität — diese Frau, die sein Werk und sein Werkzeug ist, versagt, sobald er versagt. Noch niemals war sie so monoton und so künstlich. Sie kullert mit den Augen, sie simuliert ein Bauernmädchen, sie schüttelt die Mähne, wenn sie Beethoven spielt, sie schreitet unbewegten Gesichts über Leichen, ein wandelnder Frigidaire auf zwei berühmten Beinen, die dem Zuschauer so lange entgegengereckt werden, bis er sich wie ein Voyeur vorkommt und Übelsein verspürt.

Ein labiler Mensch wie Sternberg müßte in einer Gemeinschaft leben, die ihm ein intensives Verhältnis zur Wirklichkeit aufzwänge. Lebte er in Rußland, er würde die herrlichsten Filme der Welt machen. Aber leider lebt er in Hollywood.

Zürich von Hans Reimann

Regula und ihr Bruder Felix sollen 312 hingerichtet worden sein, ihre Häupter, statt sie rollen zu lassen, in die Hand genommen und vom Flusse Lindomac einen Berg hinauf getragen haben, und Exuperantius schloß sich, einem on dit zufolge, diesem heroischen Beispiel an, weshalb wir heutigentags auf dem Staatssiegel der Stadt Zürich drei Heilige erblicken mit den dazugehörigen Köpfen vor der Brust. Zum Gedenken an die Geschwister ward eine Kapelle errichtet und hernach eine Kirche, die bereits im dreizehnten Jahrhundert einen Kreuzgang aufwies, ein Juwel romanischer Architektur. Aus der Kirche entstand das Großmünster mit Glockentürmen, die Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihre jetzige Gestalt erhielten, einschließlich des lustig proportionierten, genießerisch dahokkenden, wie von Wackerle für Brauns Marionettentheater entworfenen Charlemagne mit einem harmlosen Schwert auf den Knien. Wer eine Kamera bei sich führt, versäume nicht, die zahlreichen, vom strengsten Ornament bis zur tollsten Karikatur sich steigernden Plastiken der Kapitäle im Kreuzgang zu knipsen. Da gibt es die Salome als Varieténummer und eine versteinerte Parodie auf Samson und Delila. Und gleich nebenan die Handelsabteilung einer Töchterschule. Und im Münster ein Taufbecken vom Jahre 1598. Und dem Münster gegenüber das ebenfalls knipsenswerte Haus zum Loch. Das eigentlich zum Löchli heißen müßte, weil, wenn man das „li" abschaffte, die ganze Schweiz nackig dastünde. Eine Leiter ist ein Leiterli, und was bei uns schlechthin „Ludewich" betitelt wird, ist ein „Hürlimann", und eine Firma inseriert Berner Rippli und Wienerli und Frankfurterli und Schweinswürstli, und in einem hygienischen Tütli befinden sich Nußknackerli. Und wie allerwärts, wo die Mundart allzu schelmisch um die Ohren flattert, wird der Fremdling dazu verführt, den Charakter der Eingeborenen zu verschelmeln und zu verappetitlichen.

Aber man lausche etwas schärfer in diese Sprache hinein, die keine Sprache ist sondern eine aus dem Alemannischen geborene Mundart. Ein böser Mensch hat das Gerücht ausgesprengt, Schweizerisch sei eine Halskrankheit. Er meinte die harten, knochigen Wörter mit dem gegurgelten ch. Abgesehen vom ch finde ich die Vokalisation der Schweizer ebenso kniffflig und verkniffen wie ihren Sinn und Geschmack. Und mag sie gern. Schon, weil sie den Philologen in mir nicht zur Ruhe kommen lassen. Vermittels der Firmenschilder wird gratis Sprachunterricht erteilt. Links steht „Holz und Fourniere", rechts steht die Übersetzung: Bois et placages. Im Café Huguenin werden folgende Getränke verabreicht: Café crême avant 14½ heures ... —,80, après 14½ heures ... 1.—, après 14½ heures les samedis, dimanches et jours de fête ... 1.25; Café Hag crême avant 14½ heures ... 1.—, après 14½ heures ... 1.50; Café parisien 1.25; Café filtre ... 2.—; Café turque ... 2.—; Café quick à la glace Vanille .. 2.50. Und wenn man bezahlt, bekommt man auf einen 20-Franken-Schein niemals und unter keinen Umständen einen 10-Franken-Schein heraus sondern zwei gewaltige 5-Franken-Stücke mit dem Zwingli.

Im Baur au Lac wagen sich die Spatzen bis auf den Tisch. Innerhalb einer zu sechzig Minuten gerechneten Stunde erblickt man mehr teure Wagen als in Paris binnen vier Wochen. Es ist laut und geräuschvoll und turbulent, aber um zwölf muß man im Bett liegen, denn die Viertelmillionen-Stadt verzichtet auf jegliches Nachtleben. Im Café Sihlporte gastierte eine ausgezeichnete Kapelle; kurz vor elf war das Konzert zu Ende; nach dem letzten Ton verließen die Zuhörer panikartig das Lokal, und eine Minute nach elf saß ich einsam und verlassen und wußte mit meinem Kummer nicht, wohin. Und wie herrlich ist die Stadt bei Nacht! Schwäne und Tauben am Limmat-Kai schlummern den Schlaf des Gerechten; das unterhalb des Lindenhofs stationierte Schulschiff, ein wahrhaft groteskes Rudiment aus jenen Tagen, da die Schweiz mit Englands Marine wetteiferte um den schlüpfrigen Lorbeer Neptuns, schaukelt besinnlich in den Wellen; die Tonhalle, tagsüber ein unbenutztes Objekt für Brisanzwirkungen, tut so, als sei sie monumental; aus dem Seidenhaus Grieder locken verwunschene Köstlichkeiten; die Blumenläden Kramer und Marsano ruhen sich aus; das Münster, das angestrahlte, plakatiert sich selbst; und dort, wo eben noch die fremde Kapelle musizierte und das Sechserläuten als Draufgabe spendete, ragen die Hochhäuser, als ständen sie in Hamburg: der Schmidhof, der Handelshof, das Bakohaus und das Kaufhaus Epa, das täglich bis 18 000 Franken Umsatz hat und an Samstagen mehr als 20 000 trotz frühen Geschäftsschlusses.

Bitte? Nicht möglich! Ein Herr mit Monokel? Das war entweder ein Grieche oder ein versprengter Deutscher. Hier haben wir andre Eigentümlichkeiten, und das Monokel fällt unter die Rubrik „Humor des Auslands". Wir haben dafür die Mundharmonika und das Schießgewehr. Die Mundharmonika, von der Firma Hohner in Trossingen (Württemberg) geliefert, wird dem freien Kinde der Schweiz sozusagen in den Mutterleib beigegeben. Mundharmonizierend gelangt es zur Welt, benutzt bis zum Laufenlernen die Einloch-Harmonika, bis zur Schule die Zweiloch-Harmonika und wird alsdann Mitglied eines Mundharmonika-Orchesters. Hohner hat anno 1928 rund 25 Millionen Mundharmonikas hergestellt. Dreiviertel seiner Produktion wandert nach der Schweiz und nach Kanada. Bitte werden Sie, geehrter Leser, Abonnent der Zeitschrift ‚Hohner-Klänge', die Ihnen als Gegengewicht zur ‚Weltbühne' dienen mag. Neben der Mundharmonika wird auch die Ziehharmonika (meist von Silvestrini oder von den Gebrüder Giustozzi) vereinsweise gebändigt, und das ist wohl das Überwältigendste, das Grandioseste an Wirkung: einen Klub von hundert und mehr Mann ein derartiges, immerhin durchschnittlich fünfhundert Mark kostendes Instrument meistern zu hören. Das Schießgewehr hingegen beweist das starke Vertrauen, das der auf den Autos mit CH (Confoederatio Helvetica) abgekürzte Staat in seine Bürger setzt. Die Axt im Haus erspart den Zimmermann und das Schießgewehr Herrn Seldte. Im zürcher Hauptbahnhof, der die Sperre nicht kennt, stehn die Flinten als Handgepäck wie in München die Regenschirme,

und alljährlich im September steigt das Knabenschießen, wo keineswegs in Befolgung der Tell-Sage jeweils ein Eidgenosse senior auf einen Eidgenossen junior schießt sondern die Schulkinder ihre Patronen in Richtung Uetli verpulvern, das mitunter seewärts abgezirkt wird, weil die Amateursoldaten in friedlichen Gefilden herumknallen. Im übrigen sollte man das Uetli nicht per Bahn erklimmen. Es führt da ein Pfad hinauf, der die Bezeichnung „märchenhaft" verdient: der Linderweg, von Heuried aus einundeinviertel Stunde (und nach Regenwetter das Zehnfache). Dann krabbelt man über die Serie angenehm miteinander verbundener Kämme und saust zurück mit der Sihltalbahn, nicht ohne vorher unter Nummer 143 angefragt zu haben, ob und wann ein Zügli startet. Droben auf dem Uetli begibt sich etwas Nettes: eine Freiluftschule mit blutjungen Lehrerinnen und mit erholungsbedürftigen Schwestern jenseits der 60 sammelt nach dem Motto: „Jeder einmal auf dem Uetli" immer wieder andre Buben und Mädchen. Vom Aussichtsturm wird man gewahr, daß einerseits die Stadt am See, andrerseits der See in der Stadt liegt, und daß beide sozusagen eine Hochehe miteinander eingegangen sind. Der See ist Meter für Meter umsiedelt und mit gewerblichem Fleiß verziert. Drüben protzt der ebenso vornehme wie langweilige Dolder, das Paradies für stellungslose Millionäre mit Golfbetrieb, und das ewige Surren in der Luft läßt auf den idyllisch gelegenen Flugplatz schließen. Sooft der Zeppelin erscheint, heben die Einheimischen kaum ihren Blick: das kommt davon, wenn man sich nicht rar macht.

Paradiesisch locken um den Kern der Stadt gelagerte Siedlungen mit den üppigsten Blumengärten Europas. Statt auf Politik werfen sich die Schweizer auf deren Gegenteil, auf Sauberkeit, und in Emmenthal, der Zentrale des prominenten Käses, kann man adrette Misthaufen bewundern, die mit Flechtwerk umgürtet sind. Das graubündner Fleisch, höher als in 1200 m geboren, wird hauchdünn geschnitten und lufttrocken verzehrt. Im Corso-Restaurant probiere man Mistkratzerli und in der Paradies-Bar die diversen Frappées, ohne sich durch das mehrfach plakatierte Geschrei „Wähen" abschrecken zu lassen, die in Obstwähen und Käsewähen zerfallen. Gnägi jedoch ist identisch mit Eisbein. Das feinste Café ist Neumann (ohne Musik), das zweitfeinste das Odeon. Kellnerinnen werden Serviertochter oder Saaltochter gerufen, und schulentlassene Fräuleins, die für ein Geschäft die Botengänge besorgen, sind Postkinder. Man kann echte amerikanische und englische Schallplatten kaufen; die Marke „Grammophon" segelt als „Polydor", und „Electrola" hat sich in „His masters voice" verwandelt, woraus hervorgeht, daß Kapital eine internationale Sache ist. In der englischen Kirche (St. Andrew's Church) amtiert ein Prediger, der mit unglaublicher Nonchalance die Verbindung mit Tschihses (Jesus) aufrecht erhält, mehr Kabarett als Ritus. Ruhigster Winkel der Stadt mit lieblichem Rundblick und einem Jeanne d'Arc-Brunnen ist der Lindenhof; im Museum wimmelts von Böcklin, Hodler, Segantini und Welti; die Briefkästen wirken, als seien

sie ausschließlich für getrennte Liebespaare angebracht, denn sie rutschen vor Diskretion in die Wände; im verborgenen, schwer zu erspähenden Belvoir-Park träumen die erlesensten Baumgruppen und räkelt sich die süßeste Plastik; Samstags neunzehn Uhr dröhnen die Kirchenglocken, daß sich Dortmund, wo auch nicht übel geläutet wird, dahinter verkrauchen muß, aber ich finde es wunderschön, weil ich ein musikalischer Dissident bin; zur Wonne sämtlicher Herrenfahrer bietet Zürich mustergültige Parkplätze; selbst der reiche Mann verzehrt tagaus, tagein seine Rösti mit Kaffee; die Ruderer auf dem See arbeiten kreuzweise; manchmal erhebt der Rigi (regina montium) seine Krone; mit dem scharmantesten Bürger Zürichs, dem Doktor Korrodi von der Züri-Zitig, im „Kropf" beim bestgepflegten Bier zu plaudern, ist nicht jedermann beschieden; von den Plakatwänden leuchtet frisch-fröhliches Kunstgewerbe (Ernst); eine Hochzeitskutsche rattert durch die Straßen, und ihre Schimmel tragen Kopfputz wie bei der Paula Busch; den Chauffeuren zehn Prozent Trinkgeld zu stiften, ist Brauch; wer Glück hat, begegnet auf der Dolder-Seite unten am See der seltsamsten Karawane: Säuglinge und Hemdenmätze werden in Riesenkörben offiziell spazieren gefahren; zum Jodeln benötigt man einen Stimmbruch, den d'Moserbuebe sogar den Herrschaften in Philadelphia vorgeführt haben; sowas Buntes wie den Franziskaner (Stüssihofstatt) hab ich noch nicht erlebt; aber in der Brunnengasse gehts gegenüber dem Haus zum Brotkorb ein wenig bunter zu; der spruchgezierte Erker an der Gabelung Lindau-Kai und Niederdorfstraße ist längerer Betrachtung würdig; links ab verirrst du dich an Zürichs St. Pauli und labst dich an Lacrimae Christi statt an Köhm; der Palast, darinnen das Reformhaus Egli untergebracht ist, ruft Erinnerungen wach an den Zwinger in Dresden; am Bauschänzli sind es immer die gleichen Angler, die hier ihre Leidenschaft abreagieren; die Gedeckte Brücke brauchst du nicht zu photographieren, denn anständiger als auf den vorhandenen Ansichtskarten gelingt dirs kaum; C. Böckli vom „Nebelspalter" (Rorschach) grenzt zuweilen an Rudolf Wilke; und Gottfried Keller?

Hast du genügend über die Drahtseilbahn gestaunt, die da in der Nähe des Hauptbahnhofs rump und stump mitten durch ein gewöhnliches Mietshaus wackelt — hast du das italienische Viertel (gleichfalls in Bahnhofsnähe) genießerisch durchschlendert — hast du zum zwanzigsten Mal deine Augen in die Auslagen der Bahnhofstraße grasen geschickt — hast du dich von den naiven Beleuchtungseffekten in den Kinos erholt — dann frage dich zurecht nach dem „Goldenen Winkel", nach der alten Zunftstraße nebst ihren reichhaltigen Antiquitäten-Läden, nach dem Rindermarkt und seinen Blumen-Erkerlis, nach der Chorgasse, nach der obern Kirchgasse und nach dem „Thaleck" am Zeltweg. Und falls dir dies zu viel Scherereien macht, du fauler Tropf, dann kauf das bei Orell Füssli erschienene Büchlein über Keller, eingeleitet vom Doktor Korrodi und mit fünfundsiebzig Abbildungen. Und schließlich darfst du sogar in Kellers Schriften schmökern. Es wird dir ein Gewinn fürs ohnehin immer schaler werdende Leben sein.

Bausparkassen

I

Das System von F. R. Böcklin

„Leute ohne jedes Vermögen, Leute, die den Offenbarungseid geleistet haben, oder gegen die Haftbefehl erlassen ist, können heute Bausparkassen gründen und haben Bausparkassen gegründet..." So wetterte die größte deutsche Bausparkasse, die „Gemeinschaft der Freunde", gegen die unangenehme Konkurrenz der „zinslosen" Kassen, und der Geheime Regierungsrat Ponfick äußerte, daß von den ihm bekannten 210 Unternehmen 180 betrügerisch oder dilettantisch arbeiteten, und nur sechs seien überhaupt empfehlenswert.

Der ungeheure Zulauf, den die Bausparkassen nach dem Kriege in Deutschland aufzuweisen haben, erklärt sich in der Hauptsache daher, daß hier mit einer bis ins Kleinste geschickt ausgearbeiteten Methode auf Kundenfang ausgegangen wurde. Ein besonderes Kapitel bilden die Bestimmungen über die sogenannte Wartezeit. Hier heißt es: „Die Mindestwartezeit beträgt 3, 6, 8 oder 10 Monate — je nach Tarif —, sofern der Sparer in dieser Zeit 10, 15 oder 20 Prozent eingezahlt hat". Das sieht so aus, als brauche jeder Einleger sich nur diese „Mindestwartezeit" zu gedulden, wenn er die daran geknüpften Bedingungen erfüllt. Nun haben ja auch einige Sparer ihr Geld bekommen, aber das war im Anfang, denn es ist klar, daß man zuerst, wo ja die Einnahmen noch reichlich fließen, gut zuteilen kann. Daß die Vertreter mit allen Mitteln versuchen, die Opfer zum Abschluß des Vertrages zu überreden, versteht sich am Rande. Und es ist ja auch in hohem Maße gelungen, diesen das Geschäft mundgerecht zu machen. Wenn nur Einer von ihnen sich hingesetzt und unter Berücksichtigung der versprochenen „Mindestwartezeiten" und „Festzusagen" ein kleines Rechenexempel aufgemacht hätte, das Resultat wäre so ausgefallen, daß er den Vertreter hinauskomplimentiert hätte.

Nehmen wir der Einfachheit halber eine Durchschnittssparsumme von zehntausend Mark an, die jedem Sparer nach sechs Monaten ausgezahlt werden soll. Hat er nun wirklich zwanzig Prozent vorausgezahlt und die sechs Monate lang je zwanzig Mark an Beiträgen abgeliefert, so stehen also für ihn 2120 Mark zur Verfügung. Verwaltungskosten sind hier ganz unberücksichtigt gelassen worden. Die restlichen 7880 Mark müssen doch nun durch — in unserm Fall vier — andre Sparer aufgebracht werden, die natürlich ebenfalls nach sechs Monaten „zugeteilt" werden wollen. Sie sollen in unserm Beispiel einmal ein Vierteljahr später eingetreten sein. Am Schluß des ersten Halbjahres ergibt sich dann folgendes Bild:

Leistung des ersten Sparers	2 120 M.
Leistung der vier späteren Sparer (je 2000 M. und drei Monate Beiträge à 20 M.)	8 240 M.
Einnahmen	10 360 M.
Auszahlung an den ersten Sparer	10 000 M.
Vortrag	360 M.

Um am Ende des dritten Vierteljahres den Vieren ihr Geld auszahlen zu können, braucht die Kasse 40 000 Mark. An Einnahmen stehen ihr zur Verfügung die 360 Mark des Vortrags und die Tilgungsbeiträge des ersten Sparers in Höhe von 180 Mark, da er auf Grund des Vertrages nach der Zuteilung 60 Mark im Monat zurückzuzahlen hat, und die Beiträge der Vier in Höhe von 240 Mark. Das macht zusammen 780 Mark, also fehlen 39 220 Mark, zu deren Aufbringung, immer nach unserm Beispiel, zwanzig neue Sparer gewonnen werden müßten. Der Zugang, der erforderlich wäre, läßt sich dann leicht errechnen:

1. Vierteljahr	.	1 Sparer
2. Vierteljahr	.	4 Sparer
3. Vierteljahr	.	20 Sparer
4. Vierteljahr	.	96 Sparer
5. Vierteljahr	.	462 Sparer
6. Vierteljahr	.	2 218 Sparer
7. Vierteljahr	.	10 651 Sparer
8. Vierteljahr	.	51 149 Sparer.

Daß ein solches System, wie es tatsächlich bei vielen inzwischen verkrachten Bausparkassen zur Anwendung gelangen sollte, unweigerlich zum Ruin führen muß, ist klar. Dabei ist ganz unberücksichtigt geblieben, daß Jene, die gleich größere Summen einzahlen können, in der Ausnahme sind und daß die meisten Sparer mit Monatsraten von nur fünf oder zehn Mark trotzdem die Auszahlung des Darlehens nach sechs Monaten erhofften. Und wieviele sind zwischendurch abgesprungen, da sie bei der allgemeinen Wirtschaftslage die Beträge einfach nicht mehr aufbringen konnten!

Die allein bei dieser Methode verdienten, sind die Direktoren und die Vertreter. Manche von ihnen liefen mit dem Vertrag in der Tasche von einer Kasse zur andern, und wer die höchste Provision zahlte, der bekam den Geworbenen.

Das neue Bausparkassengesetz wird in seinen Auswirkungen zwar dafür sorgen, daß viele der Kassen verschwinden und die meisten verkümmern werden, denn sie müssen sich den tatsächlichen Verhältnissen anpassen. Und wo keine Versprechungen mehr sind, da kommen auch keine neuen Einleger. Aber Millionenbeträge sind diesem Geschäftsgebaren bereits geopfert worden, ein paar leitende Herren haben die Profite geschluckt, und wenn einmal keine dieser Kassen weiter kann, dann wird sich erst errechnen lassen, was für einen Schaden sie angerichtet haben.

II

Die Praxis von Bernhard Citron

Der gesunde Kern des Bausparwesens ist die Kombination des Spar- und Abzahlungssystems, das die Sparer gegenseitig finanzieren, um so Eigenheime für breite Bevölkerungsschichten zu schaffen. Dieser Gedanke ist in Deutschland heillos diskreditiert worden, weil ein großer Teil der deutschen Bausparkassen das Vertrauen, das ihnen entgegengebracht wurde, in schändlichster Weise mißbraucht hat. Die Reichsaufsicht trat aber erst in dem Augenblick in Kraft, als bereits viele Kassen vollkommen zahlungsunfähig geworden waren. In dem

ersten von sachverständiger Seite verfaßten Artikel werden die unwahrhaftigen Versprechungen, die den Bausparern vielfach gemacht worden sind, ad absurdum geführt. Wenn man jedem Bausparer innerhalb einer halbjährigen Frist zu seinem Heim verhelfen wollte, müßte man unter Berechnung eines bestimmten Normalkapitals und gewisser Anzahlungs- und Amortisationsbedingungen im Laufe von zwei Jahren fünfzigtausend Sparer werben. Natürlich sind derartige Bedingungen niemals eingehalten worden, sonst hätte keine Bausparkasse länger als ein Jahr existieren können. In der Praxis hat man die Wartezeit beim Anwachsen der Bausparverträge langsam heraufgesetzt. Dabei ergab es sich, daß die ersten zehn Bausparer bereits nach wenigen Monaten in ihrem eignen Hause saßen, die nächstfolgenden sich mehrere Jahre gedulden mußten und der Rest seine Ersparnisse in den Schornstein — aber nicht in den eignen — schreiben kann. Einige Bausparkassen, deren Geschäftsbetrieb das Reichsaufsichtsamt geschlossen hat, bedienten sich dabei eines sehr einfachen Betrugsmanövers. Die Vorstandsmitglieder figurierten selbst als die ersten Bausparer, die sich vom Geld der Dummen, die sie oder ihre Agenten einzufangen wußten, schöne Siedlungshäuser bauten. Derartige Schwindeleien sind vermutlich in zahlreichen Fällen vorgekommen. Der Sachverständige Beckerath berechnet als durchschnittliche Wartezeit acht bis zehn Jahre. Sehr interessant ist der Plan, der von einer in Hamburg ansässigen Bausparkasse dem Reichsaufsichtsamt zur Genehmigung vorgelegt worden ist. Der Gedanke dieses Vorschlages ist die Schaffung eines gerechten Ausgleiches zwischen dem Bausparer, der eine frühe Zuteilung erhält, und jenem, der jahrelang warten muß. Das wird dadurch erreicht, daß der Tilgungsbeitrag nach der Zuteilung etwa neunzig Prozent höher ist als zuvor. Die Last des Sparens soll gegen die Last des Wartens abgewogen werden. So lange man für den spätern Erwerb des Hauses spart, erhält man Zinsen, die in der Ermäßigung des Sparbeitrages zum Ausdruck kommen; wenn man aber das Haus bezogen hat, so muß man Zinsen zahlen, die in den erhöhten Tilgungsbeiträgen enthalten sind. Je länger man sparen oder tilgen muß, desto billiger ist der Einzeltarif. Da dieser Plan vom Reichsaufsichtsamt möglicherweise als Muster gewählt wird, sei er hier auszugsweise wiedergegeben.

Darlehnssumme in Mark	Einmalige Unkosten bei		Abwicklungszeit 12 Jahre		Abwicklungszeit 17 Jahre	
	Eintritt	Zuteilung	Sparen	Tilgen	Sparen	Tilgen
1000,—	15,—	5,—	5,50	10,50	4,—	7,50
3000,—	45,—	15,—	16,50	31,50	12,—	22,50
5000,—	75,—	25,—	27,50	52,50	20,—	37,50
10 000,—	150,—	50,—	55,—	105,—	40,—	75,—

Zweifellos wird das Aufsichtsamt noch im Besitz zahlreicher andrer Vorschläge sein. Wesentlich ist nur, daß endlich ein solides System dekretiert wird. Denn das „Gesetz über die Beaufsichtigung der privaten Versicherungsunternehmungen und Bausparkassen vom 6. Juni 1931" gibt nur ganz allgemeine Richtlinien. Über die Wartezeit heißt es nur: „Der Geschäftsplan hat den Zweck und die Einrichtung der Bau-

sparkasse und den Bezirk des beaufsichtigten Geschäftsbetriebs anzugeben, sowie die Staffeln unter Hervorhebung der längsten und kürzesten Wartezeit vollständig anzugeben." Das Reichsaufsichtsamt sieht sich einer schwierigen Aufgabe gegenüber, wenn es neben den umfangreichen Prüfungen, die sich mindestens ein Jahr hinziehen werden, noch die unbedingt notwendigen Ausführungsbestimmungen zum Bausparkassengesetz in Vorschlag bringen soll.

Man gewinnt den Eindruck, daß der Beirat für das Bausparwesen beim Reichsaufsichtsamt seine Aufgabe bitter ernst nimmt; um so erstaunlicher muß es anmuten, daß die Liga deutscher Bausparkassen die Beschlüsse des Beirats zu entwerten sucht, indem einem Teil der gegenwärtigen Beiratsmitglieder ungenügende Sachkenntnis zum Vorwurf gemacht wird. Ebenso wie in das Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung ist auch in den Beirat für Bausparkassen ein sachverständiger Journalist berufen worden. Gegen diesen durchaus objektiven Handelsredakteur, Robert Hafferberg von den ‚Münchener Neuesten Nachrichten', wendet sich die Opposition der Bausparkassen in erster Linie. Bemerkenswert ist vor allem die Tatsache, daß der Präsident der Liga deutscher Bausparkassen, Finanzminister a. D. Südekum, bisher stets behauptet hat, er sei Anhänger einer wirksamen Kontrolle durch die Organe des Staates und der Bausparer. Wie die Bausparer-Korrespondenz Ploetz, die wohl als offiziös bezeichnet werden kann, mitteilt, hat die Liga Deutscher Bausparkassen „bei dem Reichswirtschaftsminister einen Antrag auf Ergänzung des Beirats bei dem Reichsaufsichtsamt eingereicht. Das Gesuch wird damit begründet, daß zahlreiche in der Beiratsliste aufgeführte Persönlichkeiten bisher in wenig oder gar keiner Beziehung zur praktischen Ausübung des Bauspargedankens standen, so daß die Mitarbeit dieser zum Beispiel aus der Lebensversicherung und dem Hypothekenbankwesen kommenden Persönlichkeiten die Förderung der Aufsichtstätigkeit seitens des Reichsaufsichtsamtes nicht gewährleisten. Es wird die Erweiterung der Beiratsliste auf die vom Gesetzgeber vorgesehene Zahl von 25 Mitgliedern vorgeschlagen". Ausgeübt haben den Bauspargedanken nur Direktoren der Kassen selbst. Wenn aber diesen im Beirat ein maßgebender Platz eingeräumt würde, so wäre die ganze Aufsicht fast illusorisch. Daß die Förderung der Aufsichtstätigkeit jetzt nicht gewährleistet sei, kann Herr Südekum wohl nur aus dem Verbot von zwölf Kassen herleiten, die allerdings von dem Propagandaleiter der Liga, Doktor August Voelker, vertreten wurden. Wenn infolge einer Ergänzung des Beirats nach dem Vorschlage des Liga-Vertreters die jetzt verbotenen Kassen genehmigt worden wären, dann müßte man allerdings von einer Sabotage des Bauspargedankens sprechen. Bei der sozialdemokratischen Partei ist Südekum, der in ständiger Fehde mit der gewerkschaftlichen „Gehag", Gemeinnützige Spar- und Bau-A.-G., liegt, außerordentlich schlecht angeschrieben. Es wäre endlich Zeit für die Partei, einen Mann, der ihrem Prestige schon bei dem Verkauf des deutschen Zündholz-Monopols sehr geschadet hat,

abzuschütteln, zumal die SPD zu diesem frühern Finanzminister längst keine innere Fühlung mehr hat.

Das zunehmende Mißtrauen hat die Leitung zahlreicher Bausparkassen schon vor geraumer Zeit auf den Gedanken gebracht, die Sparer durch Vortäuschung einer gar nicht vorhandenen treuhänderischen Verwaltung in Sicherheit zu wiegen. Einzelne Bausparkassen haben sich bei hiesigen Großbanken Sonderkonten für die eingehenden Sparbeträge eingerichtet. Ihren Sparern gegenüber haben sie nun behauptet, daß es sich dabei um „Sperrkonten" handelt, die kein Verwaltungsmitglied ohne die Zustimmung der Sparer angreifen kann. Die Banken sahen sich genötigt, energisch gegen die Behauptung Stellung zu nehmen, daß Sperrkonten eingerichtet worden sind; gleichzeitig wurde mitgeteilt, daß es bei den vorhandenen Sonderkonten kein beschränktes Verfügungsrecht gibt und auch im Falle des Konkurses der betreffenden Bausparkasse das Sonderkonto in die Masse geht. Einige Kassen — so auch die der Liga Deutscher Bausparkassen angehörigen — sind dazu übergegangen, eigne Treuhandgesellschaften zu schaffen, um dort die Bausparbeträge sicherzustellen. An sich ist der Treuhandgedanke gesund; ob allerdings Treuhandgesellschaften, die den betreffenden Bausparkassen selbst gehören, immer die geeigneten Kontrollorgane sind, muß dahingestellt bleiben.

Zu den Sünden der Bausparkassen gehören auch die von Vorstandsmitgliedern auf Kosten der Sparer vorgenommenen Terrainspekulationen. Die Bausparkassen stehen im allgemeinen auf dem durchaus berechtigten Standpunkt, daß man den Grundstücksankauf nicht dem Sparer allein überlassen kann, da sonst vollkommen unbeleihbare Objekte erworben werden könnten. Nun haben aber in manchen Fällen die Bausparkassen Grundstücke angekauft, die den Direktoren hohe Provisionen brachten, während der Sparer einen viel zu hohen Preis zu zahlen hatte. Die enge Verbindung zwischen Bausparkasse und Terrainspekulation hat auch zu dem in diesen Tagen erfolgten Zusammenbruch der „Ehag" in Hamburg geführt.

In der gegenwärtigen Lage wird die Weiterführung des Geschäftsbetriebes nur einer geringen Zahl von Bausparkassen ermöglicht werden können. Für die Sparer muß gerettet werden, was zu retten ist. Andrerseits darf aber auch nicht öffentliches Geld in Kassen hineingesteckt werden, die nicht bereits die Kontrolle des Reichsaufsichtsamts passiert haben. So muß zum Beispiel energisch gegen die Versuche Stellung genommen werden, für die württembergische „Gemeinschaft der Freunde" von Preußen Subventionen herauszuschlagen. Wir sind gewiß nicht partikularistisch gesinnt, aber wir können durchaus nicht einsehen, warum der reichste deutsche Freistaat, Württemberg, nicht selbst für seine Kasse einspringen kann. Die vom preußischen Wohlfahrtsministerium zu zahlende Unterstützung soll angeblich dazu dienen, die 10-Millionen-Anleihe der Gemeinschaft der Freunde zu verbilligen. Da es als ganz ausgeschlossen angesehen werden muß, daß

diese Bausparkasse eine solche Anleihe erhält, muß man befürchten, daß entweder Preußen die ganze Summe vorstreckt oder für die Rückzahlung garantiert. Wollte man versuchen, die einzelnen Löcher bei den Bausparkassen zuzustopfen, dann würden viele hundert Millionen zu diesem Zweck benötigt werden. Man kann daher nur hoffen, daß vom Reichsaufsichtsamt weiter rasche Arbeit geleistet wird, und daß man das Bausparwesen, soweit es noch gesund ist, auf juristisch und materiell befestigtem Fundament wiederaufbaut.

Europa von Theobald Tiger

Am Rhein, da wächst ein süffiger Wein —
der darf aber nicht nach England hinein —
Buy British!
In Wien gibt es herrliche Torten und Kuchen,
die haben in Schweden nichts zu suchen —
Köp svenska varor!
In Italien verfaulen die Apfelsinen —
laßt die deutsche Landwirtschaft verdienen!
Deutsche, kauft deutsche Zitronen!
Und auf jedem Quadratkilometer Raum
träumt einer seinen völkischen Traum.
Und leise flüstert der Wind durch die Bäume...
Räume sind Schäume.

Da liegt Europa. Wie sieht es aus?
Wie ein bunt angestrichnes Irrenhaus.
Die Nationen schuften auf Rekord:
Export! Export!
Die andern! Die andern sollen kaufen!
Die andern sollen die Weine saufen!
Die andern sollen die Schiffe heuern!
Die andern sollen die Kohlen verfeuern!
Wir?
Zollhaus, Grenzpfahl und Einfuhrschein:
wir lassen nicht das geringste herein.
Wir nicht. Wir haben ein Ideal:
Wir hungern. Aber streng national.

Fahnen und Hymnen an allen Ecken.
Europa? Europa soll doch verrecken!
Und wenn alles der Pleite entgegentreibt:
daß nur die Nation erhalten bleibt!
Menschen braucht es nicht mehr zu geben.
England! Polen! Italien muß leben!
Der Staat frißt uns auf. Ein Gespenst. Ein Begriff.
Der Staat, das ist ein Ding mitm Pfiff.
Das Ding ragt auf bis zu den Sternen —
von dem kann noch die Kirche was lernen.
Jeder soll kaufen. Niemand kann kaufen.
Es rauchen die völkischen Scheiterhaufen.
Es lodern die völkischen Opferfeuer:
Der Sinn des Lebens ist die Steuer!
Der Himmel sei unser Konkursverwalter!
Die Neuzeit tanzt als Mittelalter.

Die Nation ist das achte Sakrament —!
Gott segne diesen Kontinent.

Bemerkungen

Berliner Polizeigefängnis

Ein großer Organismus ist das berliner Polizeipräsidium. Beamte, die schon mehr als zehn Jahre dort tätig sind, finden sich in dem Gewirr von Bureauabteilungen nicht zurecht. Die alte Stadtvogtei dient als Polizeigefängnis. Unauffällig ist es mit dem Polizeipräsidium verbunden. Durch lichte Korridore, gut eingerichtete Bureauräume gelangt man über Treppen in einen der Gemeinschaftsräume. Raum Nummer 4. Ein gewölbeartiger Saal, nur mit schmalen Oberfenstern ausgestattet, die das Licht spärlich hineinlassen. Die Luft, obgleich der Raum unbelegt, ist dumpf. Inmitten des Raumes der Abort, nur durch eine dürftige, spanische Wand gegen die Sicht verstellt. Holzpritschen, auf die abends Matratzen gelegt werden, dienen als Schlafgelegenheit. Kein Schrank, kein Tisch befindet sich hier.

Dann geht es eine halbe Treppe tiefer über die Einfahrt zu andern Räumen. Der Saal 1 wird aufgeschlossen. Der Raum ist noch dunkler als der erste, die Luft schlecht. Einige Polizeigefangene liegen auf den Bänken (keine Holzpritschen), die quer aneinandergestellt als Schlafstätte dienen. Zur Nacht gibt es nur eine Decke. Ein junger Mensch steht an einer Säule. Verhungerte Gesichter, Menschen, die durch Not und Pein mit den Gesetzen in Konflikt gerieten. Kein Wort wird gesprochen. Die Meisten liegen ermattet auf den hölzernen Bänken. Der Saal ist denkbar unfreundlich. Er soll nur ein Warteraum sein, aber oft genung dient er als Schlafraum. Er ist unbrauchbar zum Aufenthalt für Menschen, auch für Menschen, die gemeinhin Verbrecher genannt werden. Die andern Räume sind etwas freundlicher, zumindest sind Pritschen vorhanden. In allen diesen Räumen aber die gleiche, dumpfe, muffige Luft. Kein Sonnenstrahl verirrt sich dorthin. Und hier werden auch oft genug politische Gefangene eingeliefert, die zwei, auch drei Tage in solchen Räumen verbleiben. Kriminelle und politische Gefangene kommen zusammen. Das läßt sich nicht vermeiden, wie mir der Direktor des Polizeigefängnisses sagt. Gewiß kann sich der politische Gefangene selbst verpflegen, aber die meisten haben ja kein Geld dazu. Rauchzeug gibt es nur Dienstags und Freitags zu kaufen. „Die Beamten sind doch keine Boten", bemerkt entrüstet der Vorsteher, als man ihn darauf hinweist, daß ein politischer Gefangener, der am Sonnabend eingeliefert wird, immerhin drei Tage warten muß, bis er sich Rauchzeug kaufen kann. Und was bedeutet im Gefängnis eine Zigarette!

*

Wie ich von der Küche zu den Abstellräumen gehe, sehe ich eine Anzahl Polizeigefangener Kartoffeln schälen. Am obern Ende sitzt... ein Kind. Ein pausbäckiger Junge. Ich frage: Ist er auch ein Polizeigefange-

ner? Verlegenheit. Der Junge wird gefragt. Und siehe da, es stellt sich heraus, daß er fünfzehn Jahre alt ist und wegen Paßvergehens seit nahezu drei Monaten im Polizeigefängnis sitzt. Er hat nicht gestohlen. Er hat kein Haus in Brand gesteckt. Auch niemanden betrogen oder Schaden zugefügt. Ich bitte, es richtig zu verstehen. Sein Verbrechen ist kein Verbrechen. Der Junge ist Pole, zumindest will ihm das die deutsche Behörde nachweisen. Und da ist er über die Grenze gekommen, ohne zu wissen, daß nach der Paßbekanntmachung aus dem Jahre 1924 jede Person über vierzehn Jahre verpflichtet ist, einen Paß bei sich zu tragen. Den hatte er nicht. Und da ist er eines Tages aufgegriffen worden. Damals begriff er wohl nicht warum. Heute weiß er, daß er wegen Paßvergehens im Polizeigefängnis sitzt.

Die Polizeibehörde behauptet, er sei Pole. Und hat das auch dem polnischen Konsulat mitgeteilt. Die Polen aber bestreiten es. Die Nachforschungen sind noch nicht beendet. Man sucht die Eltern. Und während die Bureaukratie ihren schwerfälligen Apparat in Bewegung setzt, um nach dem Willen der Polizeibehörde den Jungen über die Grenze zu schicken, nach dem Willen der Polen ihn in Deutschland zu belassen, sitzt dieses fünfzehnjährige Kind innerhalb all der schiffbrüchigen Existenzen sage und schreibe den dritten Monat.

Der Herr Dezernent wußte gar nicht, daß der Junge noch immer im Gefängnis sitzt. Er sei zuerst in Polizeifürsorge gewesen, aber er war zu unbequem. Er hatte sich nicht gut benommen, und da hat man ihn einfach ins Gefängnis gesteckt. Einen jungen Menschen, ein Kind, wegen Paßvergehens! Kann ein Hirn sich einen solchen Irrsinn ausdenken? Und es gibt Menschen, die sich nicht schämen, das mit ihrem Namen zu decken, das Fräulein von der Polizeifürsorge — wo er nun wohl wieder ist — und der Herr Regierungsrat vom Fremdenamt. Nur um einer Unbequemlichkeit halber!

Ist das das einzige Kind, das wegen Paßvergehens hinter Gefängnismauern gesperrt ist?

Kurt Großmann

Geschichte in Bildern

Es ist überall dasselbe, nur in den Nuancen unterscheidet sich das historische Geschehen in dem einen Lande von dem des andern; Nuancen, bedingt durch das verschiedenartige Temperament von Land und Leuten.

Dies der stärkste Eindruck, den man bei der Betrachtung zweier Photobücher gewinnt: „20 Jahre Weltgeschichte in 700 Bildern" (Transmare-Verlag, Berlin) und „Wehrlos hinter der Front" (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.).

Friedrich Sieburg, der zu jenem die Einleitung schrieb, ist sich der Grenzen bewußt, die der Wirkung von Dokumenten auf Leser, Hörer oder Betrachter gezogen sind. Er weiß, daß eine verderbliche Idee nicht dadurch auszurotten ist, daß ihre Folgen aufgezeigt werden. Er weiß, daß nur eine andre Idee sie wird vernichten können. Der H. Th. B. signierende Vorredner des andern Buches dagegen glaubt, daß die

von ihm gesammelten Photographien aus dem Hinterland die neue Generation vor die Entscheidung stellen könnten, „ob sie die Segnungen eines wirklichen Friedens oder den Jammer eines neuen Krieges kennenlernen will". Die Kriegsbegeisterung sitzt zu tief, als daß sie durch noch so eindringliche Demonstrierung des von ihr angerichteten Unheils entwurzelt werden könnte.

Mit dieser Einschränkung angesehn, sind beide Bücher wertvoll, weil sie unser Wissen um die Geschehnisse durch Dokumente bereichern, an denen sich nicht drehen und deuteln läßt. „Wehrlos hinter der Front" zeigt die grausigen Wunden, die Krieg und Inflation Denen schlugen, die machtlos das Geschehen über sich ergehen lassen mußten. Gute, sehr deutliche Photographien, mit schlagkräftigen Unterschriften versehn: eine saubere Arbeit, die dem Letzten leider ausweicht. Es war noch schlimmer als es hier gezeigt wird. Der bewußte und aus den angegebenen Gründen auch zu verteidigende Verzicht auf „Kriegsgreuel" und „Kriegsverbrechen" hat den Redaktor verführt, solche Vorkommnisse auch dann beiseite zu lassen, wenn sie durchaus einer Regierung zur Last zu legen und nicht nur aus der Psyche von Einzelpersonen zu verstehen sind.

Die beiden Verfasser des andren Werkes, Sándor Márai und László Dormándi, haben sich eine solche Einschränkung nicht auferlegt, und es ist gut so. Denn hier rollt nun ein Film ab, der fast lückenlos die letzten zwanzig Jahre des Erdgeschehens umfaßt und mit der nicht zu bestechenden Linse Falten und Fältchen dieses Irrsinns, genannt Weltgeschichte, abtastet. Überraschend, wie manchmal die Photographie ein Ereignis, einen Menschen, uns anscheinend gut bekannt, in ein ganz andres Licht stellt. Grotesk die Reihe „Hitler spricht": die Linse entlarvt den Aufwand, und es bleibt ein ärmlicher Schmierenkomödiant, dessen verbogene Seele sich aus jeder Geste, aus jeder Miene offeriert.

Vorkriegszeit, drohender Krieg, Zusammenbruch, „Friede", stürzende Throne, an deren Stelle die „Wirtschaftsführer" andre errichten, neue Staatsformen, Reste, die wie Fossilien aus alter Zeit wirken: das alles stellt das scharfe Auge des Objektivs vor uns hin, nichts beschönigend, nichts verzerrend, und doch dem Objekt einen bestimmten, eben seinen Sinn verleihend. Abgesehen von einigen Fällen, wo eine, wahrscheinlich aus Billigkeitsgründen, schlechte Reproduktion leichte Maskenhaftigkeit zeitigte, sind diese Bilder lebendiger als manche Schilderung. Und man hat dabei noch das sichere Gefühl: So war es und nicht anders.

Walther Karsch

Allez hopp!

Friedrich Holländers neue Revue, die sich und uns über vielerlei lustig macht, hat einen angenehmen Conférencier, Herrn

von Schipinsky. In seiner Gemütlichkeit und guten Laune liegen die Nummern der Revue watteweich gebettet. Und ein wahres Vergnügen bereitet dieser Conférencier durch die schlechten Berufseigenschaften, die er nicht hat. Er ist nicht suffisant, er quatscht nicht, er tut nicht überlegen, sein Antlitz ist nicht mit zerlassener Ironie, die sich in den Mundwinkeln staut, gefettet, und er verschmäht es, durch Frechheiten gegen das Publikum sich bei diesem einzuschmeicheln. Kurz, er hat allen Takt seiner nebensächlichen Aufgabe.

Hedi Schoop tritt auf als spanische Tänzerin, die weder Tänzerin ist noch Spanierin und diesen Tatbestand gesangstextlich ohne Rückhalt einbekennt. Derlei Verspottung des Variétés ist schon oft vorgeulkt worden, aber selten noch in so wirkungsvoller Dreieinigkeit von Temperament, Drolligkeit und Grazie, mit so lebhaftem körperlichem Witz und so saftig im Parodistischen. Es ist das Nette an Holländers Truppe, daß da keiner seine Bagatellaufgabe bagatellisiert, jeder den Spaß, den er zu machen hat, ernst nimmt. Humor auf der Bühne ist auch eine Arbeit und nicht die leichteste. Nur wenn er so geübt und präzisiert ist wie im Tingel-Tangel, kommt dieser Eindruck der Leichtigkeit und Mühelosigkeit zustande, der alles wie eine übermütige Augenblicks-Improvisation erscheinen läßt. Also, zumindest 101 Prozent ihres Willens zur Wirkung und des Tempos, das sie in sich hat, wendet die zarte Hedi Schoop an Grandanutta, die spanische Tänzerin.

Annemarie Haase ist Meisterin vieler Arten und Spielarten gelassener Vulgarität. Das Lächerliche folgt ihr auf den leisesten Wink; und sie winkt nicht nur leise. Mit wenigen scharfen Strichen gelingen ihr Karikaturen, deren Witz so trocken ist, daß kein Auge es dabei bleibt.

Hermann Schaufuß gibt als Bauchredners Puppe ein artistisches Glanzstück. Den Bauchredner hiezu mimt der sehr angenehme und sichere Schauspieler Kurt Daehn, wobei seine Lippen den Text der Puppe lautlos mitbilden. Aber das tut kein Bauchredner. Dessen Trick ist es vielmehr, daß er den Mund gar nicht bewegt, also scheinbar ohne zu sprechen spricht, daß man ihm zu gleicher Zeit reden zuhören und schweigen zusehen kann.

Das Beste des guten Abends: Ellen Schwanneke als Mädchen auf dem Drahtseil. Sie singt ein Lied vom armen Artistenkind. Mit vollendeter Zartheit des Ausdrucks, über Rührendes mit so leichtem Schwebeschritt hinübergleitend wie über ihr vorgetäuschtes Drahtseil (und eben deshalb sehr rührend), voll Delikatesse und Bescheidenheit im Gebrauch der Vortragsmittel, die Stimmung machen (und eben deshalb diese voll erzeugend).

Es gibt auch ein paar schwache Stücke im Programm, ein ganz schwaches: der gezüchtigte Militärfilm, und, leider, auch Philosophie: drei Affen, die sich, von Hermann Schaufuß bedeutsam kommentiert, vor der Welt verschließen. Recht haben sie ja, aber immerhin. Doch die sogenannte ernste Nummer gehört nun einmal zum Frohsinn des Kabaretts; ohne sie wäre es, was ein Tingel wäre ohne Tangel.

Alfred Polgar

Rosig

In Vers und Prosa hat man auch diesen Silvester gefeiert. Reime und Sprache hatten das Goethejahr noch vor sich. Die Stimmung war nicht musisch, man fühlt sich wie vor 1914. Aber am Silvester 1913 war die Stimmung gar nicht so übel. Da sah man beispielsweise auf der Titelseite der Illustrierten einen hübschen jungen Mann mit zwei Damen, sie halten je ein kleines Schwein in den Armen und unter ihnen steht das Gedicht:

1914

Neujahr — Prosit! Mit lustigen Schnörkelchen
Die Zahl eines neuen Jahres sich fügt!
Möge es sein wie unsere drei Ferkelchen:
Rosig, gesund und quietschvergnügt!

Leider blieb es damit beim bloßen Vater dieses Gedankens. Nunmehr sieht man schwarz, oder braun. Vielleicht aber gibt es eine prophetische Gerechtigkeit, und es kommt wiederum das Unerwartete, das Entgegengesetzte. Glück, sagt ein größerer Dichter, ist der voreilige Vorteil eines nahen Verlustes; prophezeien wir voreilig Verlust, damit wieder Glück folgt.

Ein kleines Schwein war auch diesmal zu sehn, nicht nur im Bilde; ein Mann trug es durch die Wirklichkeit der berliner Straße, und wer es berührte, sollte Glück haben; es brachte viel Geld ein. Auch beim Anblick eines andern Silvester-Tiers konnte man nachdenklich werden:

In einem exotischen Restaurant, wo die charlottenburger Kellnerinnen über Kasak und türkischer Bauschhose ihre berliner Schürze trugen, ließ man einen in der Küche bereit gehaltenen lebenden Hammel frei herumlaufen; man hatte ihm seinen voraussichtlichen Todestag, 2. Januar 1932, aufs Fell gemalt, und die Gäste blickten zwischen dem Hammel auf der Speisekarte und dem Hammel im Leben hin und her. Auch das Schlachttier blickte indessen auf sie. 1932 leuchtete rot in seinem Fell. Und am Boden lag wieder ein illustriertes Blatt mit einem Gedicht auf der Titelseite; darin hielt man es mit allen Farben, außer mit der einen:

Ha, wieviel graues, wieviel schwarzes
Hat uns das alte Jahr gezollt!
Enthält im Kern des braunen Quarzes
Das neue auch so wenig Gold?
Bald hebt sich aus der braunen Erde
Das Grün, Weiß schmilzt, und Blau erloht:
O, daß das neue Jährchen werde
Recht rosig, aber nicht zu rot.

Alfred Wolfenstein

Menagerie

Formen zum Gießen v. N.S.D.-A.P.-, S.A.- und S.S.-Männer, Standarten- und Fahnenträger usw. (Braunschweiger Tagung treffend aufzustellen) sowie Bleisoldat., Indianer, Tiere usw. Unterhaltend f. die ganze Familie. Verlangen Sie sofort Katalog kostenlos.

‚Völkischer Beobachter'

Steigerung

Auch im Westen Berlins gibt es eine Krise. In einem Café am Fehrbelliner Platz war ich unfreiwilliger Ohrenzeuge eines Gesprächs zwischen zwei Damen, denen man die bessern Tage ansah: „Und denken Sie sich, weil meine Schwester das Zimmer nicht länger leerstehen lassen konnte, hat sie es an einen Juden abgegeben!" — „Das ist noch gar nichts: Seit dem Ersten habe ich an eine Dame vermietet!"

Ernst Behrendt

Wahre Geschichte

Ein höherer polnischer Konsularbeamter ist in einer deutschen Klinik zweimal auf Leben und Tod operiert worden und liegt mit vierzig Grad Fieber.

In dieser Situation besucht ihn der diensttuende Arzt und sagt folgendes:

„Guten Tag, Herr Korfanty, wie gehts Ihnen, Herr Pilsudski? Es ist doch eigentlich fabelhaft, wie wir Sie hier behandeln! Glauben Sie nicht, daß, wenn ich beispielsweise in einer Klinik in Warschau läge, man mir gehacktes Glas ins Essen täte?"

Überschrift: Am deutschen Wesen.

Guter Zuspruch

Sie, Herr Kollege, tun mir leid:
Sie haben in den linken Kreisen
Nicht viel Erfolge aufzuweisen.
Wär es für Sie nicht an der Zeit,
An Hitler sich heranzuschmeißen?

Links bleiben Sie Ihr Lebenlang
Doch immer nur ein Lückenbüßer.
Rechts wären Sie nicht der und dieser,
Da hätten Sie Gewicht und Rang!
Sehn Sie doch Ewers an und Kyser . .

Jetzt ist zum Absprung der Moment!
Noch stehn die Dinge auf der Kippe.
Hat Hitler Deutschland an der Strippe
Und ist er richtig Präsident,
Rennt alles an die Futterkrippe!

Ich sehe Sie schon obenauf
Und einen Heldenvätersegen
Auf deutsche Bühnenbretter legen,
Daß jeder sagt: Der Joseph Lauff
War ein Rot-Front-Agent dagegen!

Die Chancen sind doch wirklich gut
Und stehen unter guten Sternen.
Wenn die Talentspur Sie entfernen,
Fehlt nur das deutschbewußte Blut:
Doch das läßt sich ja leicht erlernen!

Hans Bauer

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Dienstag 20.30. Reichswirtschaftsrat, Bellevuestr. 15: Ein Querschnitt durch Sowjetrußland, Fritz Schirokauer. In der Diskussion: Theodor Dan, Alfons Goldschmidt.

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte, Schadowstr. 8, Deutsche Gesellschaft. Dienstag 20.00: Die Sozialdemokratie in der deutschen Politik, Felix Stössinger. Kontradiktorische Diskussion.

Hamburg-Altona

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag (19) 20.00. Volksheim, Eichenstr. 61: Ueber den historischen Materialismus.

Rundfunk

Dienstag. Mühlacker 16.00: Schiller und Mannheim, Heinz Dietrich Kenter. — Leipzig 19.00: Forum der jungen Generation. — Berlin 21.10: Also sprach Zarathustra, Tondichtung von Richard Strauß. — Mittwoch. Berlin 17.10: Rudolf Kayser liest. — Langenberg 18.10: Erinnerungen an Rilke, Alfred Wolfenstein. — München 19.30: Der Weiberkrieg, nach Aristophanes. — Berlin 20.30: Michael Kramer von Gerhart Hauptmann. — Langenberg 20.50 Der grüne Kakadu von Arthur Schnitzler. — Leipzig 21.10: Wehe dem, der lügt von Grillparzer. — Donnerstag. Breslau 19.05: Religiöse Spannungen in der Arbeiterschaft, Hans Hartmann. — Berlin 19.10: Georg Heym, Leo Menter. — Königsberg 21.00: Peter Squenz von Andreas Gryphius. — Freitag. Breslau 17.20: Johannes R. Becher liest. — Berlin 18.10 Heinz Liepmann liest. — Mühlacker 19.30: In tyrannos (Schillers Räuber). — Berlin 20.30: Querschnitt durch Freund Hein von Emil Strauß, Hermann Kasack und Edlef Köppen. — Leipzig 21.30: Straßenrondo von Arno Schirokauer. — Sonnabend. Breslau 17.20: Für Georg Heym. — Berlin 18.35: Der politische Publizist, Kurt Hiller.

Antworten

Dr. Hans Wollenberg. Die in Nr. 52 erschienene Schilderung der Filmwirtschaft hat peinliches Aufsehen bei allen erregt, die auf die Industrie nicht gern etwas kommen lassen. Dazu gehört auch die von Ihnen geleitete ‚Lichtbildbühne'. Wie machen Sie Ihrem Kummer Luft? A. Kraszna-Krausz, der Verfasser unsres Aufsatzes, ist der Herausgeber der besten deutschen Filmzeitschrift ‚Filmtechnik/Filmkunst' (Verlag Wilhelm Knapp, Halle), die grade weil sie ohne Konzessionen und im guten Sinne exklusiv arbeitet, nicht leicht zu halten ist. Worauf Ihre ‚Lichtbildbühne': „Und wenn der sehr geschätzte Verlag Knapp, der von Halle (Saale) aus das berliner Terrain wohl nicht ganz richtig übersieht, einmal wissen möchte, wo die Fehlerquellen seiner filmverlegerischen Arbeit zu suchen sind, so empfehlen wir ihm angelegentlichst die Lektüre der letzten Weltbühnen-Ausgabe, in der er einige Ausführungen seines berliner Exponenten finden wird, die . . ." Allerlei faire und unfaire Methoden der Polemik hätten Sie zur Verfügung gehabt. Aber einen Kollegen bei seinem Verlag zu denunzieren, das ist ja wohl das Unappetitlichste, was man machen kann. Wir gratulieren.

Student. Die außerordentlichen Erhöhungen der Studiengebühren treffen in erster Linie natürlich die mittellosen Studenten. Und es sieht auch so aus, als verfolge man damit den Zweck, die Arbeiterstudenten und die radikalisierten Studenten aus den ehemaligen Mittelschichten auf diese Weise von den Hochschulen zu entfernen. Hinzukommt, daß das Disziplinarverfahren vereinfacht werden soll, was darauf hinauslaufen wird, daß die geringste Widersetzlichkeit sofort mit Relegation bestraft werden kann. Es muß uns daran liegen, die Hochschulen nicht den nationalistischen Studenten zu überlassen, und deshalb bittet die Rote Studentengruppe, ihre Mitglieder bei der Arbeitssuche zu unterstützen. Wer Nachhilfestunden, Übersetzungen oder ähnliche Arbeiten zu vergeben hat, schreibe an die Rote Studentengruppe, Walter Plitt, Berlin C 2, Burgstr. 30.

Käte Kollwitz. Sie teilen zur Kritik Peter Panters über das Mutterbuch von Frau Louise Diel mit: „Das Erscheinen des Buches von Frau Diel wurde im Börsenblatt des Buchhandels mit den Worten angekündigt, daß die Bildbeigaben von Käthe Kollwitz eigens für dieses Werk geschaffen worden seien. Diese Behauptung entspricht durchaus nicht den Tatsachen. Wahr ist vielmehr, daß Frau Diel vor einiger Zeit an die Künstlerin mit dem Auftrage herangetreten ist, für einen privaten Geschenkzweck eine Zeichnung ihres Kindes zu machen. Von einer Veröffentlichung dieser Zeichnung war dabei gar keine Rede. Die Wiedergaben in dem Buche der Frau Diel sind hinter dem Rücken von Frau Kollwitz gegen ihren Willen vorgenommen worden. Frau Kollwitz hat hiervon erst erfahren, als das Buch bereits erschienen war. Der Verleger dürfte die Zeichnung(en) in dem guten Glauben gebracht haben, daß Frau Diel im Besitz der Veröffentlichungs-Rechte sei."

Westdeutscher Rundfunk. Dieser Tage sandtet ihr eine Stunde: „Der junge Goethe tanzt. Musik von 1760." Anno 1760 war Goethe elf Jahre. Ein wildes Kind.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Um Hindenburg von Carl v. Ossietzky

Die Auseinandersetzung über die Verlängerung von Hindenburgs Amtszeit führt zu Erscheinungen, wie sie sonst kaum in der hohen Politik wohl aber in den innern Kämpfen provinzieller Sparvereine zuhause sind. Diese Tricks, mit denen die Gegner sich gegenseitig mattzusetzen suchen, sind bemitleidenswert, ihre Intrigen stammen aus der unbegabtesten Schmiere. Die Ränkeschmiede tuscheln durch Lautsprecher, sie schleichen auf dreifachen Holzsohlen polternd durch die Kulissen, und die Tränke, die sie sich kredenzen, tragen die sichtbare Aufschrift „Gift". Selten haben sich Kabalen vor so viel Öffentlichkeit abgespielt.

Brüning ließ also zunächst erklären, der Reichspräsident wünsche die Verlängerung seiner Amtszeit nur auf parlamentarischem Wege und nicht die Volkswahl. Damit sollte die Nationale Opposition überrumpelt und Hitler zugleich als der Mann der Loyalität, des Burgfriedens, als der Verteidiger der Hindenburglinie empfohlen werden. Der Coup mißlang mit Pauken und Trompeten. Der rauhbeinige Adolf denkt gar nicht daran, sich zum Vergnügen von Brünings linker Gefolgschaft demokratische Reizwäsche anzuziehen. Es stellte sich denn auch bald heraus, daß die N.S.D.A.P. nur aus taktischen Gründen in die von Groener vermittelten Verhandlungen gegangen war. Wenigstens behauptete das Blatt der Christlichen Gewerkschaften, die Nationalsozialisten hätten die Verhandlungen überhaupt nicht ernst genommen, sondern nur mitgespielt, um Brüning desto besser in die Zange nehmen zu können. Heute erklären die fascistischen Oberhäupter, sie würden wohl für Hindenburg votieren, aber Brüning müsse fort; nie wieder Brüning. Und Frick, eine der angenehmsten Figuren aus der nationalsozialistischen Mythologie, lehnt sogar Hindenburg ab und propagiert eine eigne Nazikandidatur. So ist alles wieder hübsch vernebelt, die Fascisten haben die bessern Trümpfe in der Hand, Brüning ist mit seinem Plan ganz unten durch, und ein Herr aus der Umgebung des Reichspräsidenten soll sogar als Sühneprinz bei Hitler erschienen sein.

Von republikanischer Seite wird dem Reichskanzler sein Versuch, den großen Adolf ins Geschäft zu ziehen, wenig verübelt, eher als staatsmännische Leistung angekreidet und sein Scheitern kaum vermerkt. Was für Unglück muß wohl noch geschehen, um das Axiom von Brünings Unfehlbarkeit zu erschüttern? Die guten Leute sollten sich deshalb nicht weiter entrüsten, wenn jetzt kolportiert wird, der Botschafter einer fremden Macht habe Brüning den Ratschlag gegeben, sich Hitlers Beihilfe zu versichern, um für die schwierige Zeit der Konferenzen im Rücken gedeckt zu sein. Seitdem offenkundig ist, daß die Reichsregierung sich nur in Hörigkeit von Hitler wohlbefindet, eine Einladung nach der andern an ihn richtet, einen Backenstreich nach dem andern mit Lächeln quittiert, seitdem kann es nicht wunder nehmen, daß ein wachsamer ausländi-

scher Beobachter einen solchen Rat erteilt. Nach dem ‚Vorwärts' soll es der Italiener gewesen sein, Orsini-Baroni, aber auch François-Poncet denkt und wirkt nicht anders.

So ergibt sich das groteske Bild, daß die Linke diesmal hinter dem alten Marschall aufmarschiert, den sie vor sieben Jahren als ein Petrefakt aus der Kaiserzeit verhöhnte. Dabei ist auf die Bonität der Kandidatur Hindenburg nicht viel zu geben, wenn etwa Hitler selbst als Gegenkandidat auftreten sollte. Denn die Hindenburgwähler von 1925 sind lange zum Fascismus übergelaufen. Die verwirrten Mittelschichten, die damals den „Retter" Hindenburg emportrugen, haben inzwischen nicht nur den Kopf verloren, sondern auch ihre Zechinen, und ihre Desperation ist entsprechend gewachsen.

Die Sozialdemokratie fügt sich still und gottergeben; sie fordert nur, daß Brüning sich auf keine „Bedingungen" Hitlers einläßt. Als ob es darauf ankäme! Als ob die Gefahr nicht darin läge, daß Hitler durch einen solchen Pakt offizieller Teilhaber wird! Was spielen hier Stipulationen eine Rolle, hinter dem Nationalfascismus steht eine organisierte Totschlägerarmee von 300 000 Mann! Es läßt sich noch nicht absehen, ob die sozialdemokratische Mitgliedschaft die mit nationalsozialistischem Öl gesalbte Kandidatur Hindenburg als „kleineres Übel" hinnimmt; schon vor sieben Jahren haben Kerntruppen der Partei gemeutert, als sie die fromme alte Rosenkranzjungfer Wilhelm Marx „als kleineres Übel" wählen sollten. Denn damals war Herr von Hindenburg noch das größere. Natürlich hat die kommunistische Zentrale sofort in der allerunmöglichsten Weise reagiert: sie hat ohne die Befragung irgend einer Parteiinstanz augenblicklich Thälmann nominiert und damit alle Diskussionen über gemeinsames Vorgehen kurzerhand abgeschnitten. Wird dieser törichte Entschluß nicht schnell rückgängig gemacht, so ist der Sieg des Fascismus oder die Wahl Hindenburgs mit fascistischer Hilfe, was ziemlich dasselbe ist, gesichert.

Die kommunistische Zentrale wird sich wahrscheinlich einbilden, ganz besonders schlagfertig gehandelt zu haben, in Wahrheit hat sie die Arbeiterklasse nur tiefer gespalten. Thälmann ist für Sozialdemokraten ebenso wenig tragbar wie etwa Severing für Kommunisten, um nur ein Beispiel zu nennen. Arbeiterkandidat kann kein Parteihaupt sein, keiner, der in den tausend Handgemengen des Bruderkrieges abgestempelt ist, sondern nur eine Persönlichkeit, die in beiden Lagern genügend geachtet wird. Die K.P.D. setzt ihre lärmende Untätigkeit fort und verhindert damit ernsthafte Aktionen ebenso wie die S.P.D. mit ihrem Opportunismus. Von sachkundiger Seite wird versichert, daß es heute in Deutschland nicht weniger als siebzehn kommunistische Gruppen gibt. Das ist der Humor davon.

Das ist eine ziemlich tragische, ja hoffnungslose Situation. Deutschland sucht nicht einen Staatspräsidenten, der doch nur ein oberster Beauftragter, ein Instrument des Gesetzes von beschränker Vollmacht ist. Deutschland sucht einen Diktator, einen Unterdrücker; nicht einen Mann, sondern einen Kürassierstiefel. Fünfzig Millionen Lakaien suchen eine Peitsche.

Lausanne von Hanns-Erich Kaminski

Was braucht das deutsche Volk? Erleichterung und Hoffnung. Was braucht die deutsche Regierung? Einen Erfolg. Die Konferenz von Ouchy aber beginnt unter Voraussetzungen, die eine Enttäuschung für das Volk und einen Mißerfolg der Regierung unvermeidlich machen. Es ist erschütternd!

Daß Deutschland jetzt keine Reparationen und nicht einmal seine privaten Auslandsschulden bezahlen kann, wird von niemand in der Welt bestritten. Die Regierung hätte diese Einsicht mit gutem Grund als einen Sieg der Außenpolitik feiern können, die seit dem Zusammenbruch des passiven Widerstands an der Ruhr im großen und ganzen alle Kabinette durchgeführt haben. Statt dessen hält sie den Augenblick für gekommen, die Erfüllungspolitik aufzugeben und den Youngplan endgültig zu zerreißen.

Selbstverständlich gibt es keinen Deutschen, der nicht wünscht, daß ein für allemal Schluß mit den Reparationen gemacht wird. Wir müssen sie ja alle aufbringen, gleichgültig, ob wir der nationalen, der schwarzen, der grünen, der roten oder der eisernen Front angehören. Die Einheitsfront aller Deutschen, auch wenn sie aus Oesterreich stammen oder sich als Russen fühlen, besteht also, wenigstens in der Reparationsfrage, und der Versuch, sie noch dadurch zu demonstrieren, daß man Hitler nach Berlin berief und ihn bat, in aller Eile für die Amtsverlängerung des Reichspräsidenten zu stimmen, war ganz überflüssig. Wir sind auch so ein einig Volk von Brüdern und von dem Willen beseelt, nicht zu zahlen. Hitler oder Thälmann könnten ebensogut wie Brüning an den Genfer See fahren; auch sie würden sich dort gewiß des ausgezeichneten Arguments bedienen, daß die Reparationen bisher ausschließlich aus Anleihen bezahlt sind, daß sie den internationalen Zahlungsverkehr nur in Verwirrung gebracht haben und daß sie aufhören müssen, damit die Weltwirtschaft wieder normal funktionieren kann.

Unglücklicherweise genügt es in der Politik nicht, daß man recht hat und über gute Argumente verfügt. Für Hugenberg ist die Sache freilich sehr einfach. Wir verbünden uns eben mit Nordamerika, Italien und andern weißen Völkern gegen Frankreich und die übrigen Neger, und dann können wir uns bald Briey und Longwy, das Baltikum und noch ein paar andre Gebiete angliedern. Aber was will eigentlich die Regierung Brüning, die ja wohl die Behauptung der ‚Times', sie bestehe aus gemäßigten Nationalsozialisten, mit Entrüstung zurückweisen wird? Glaubt Brüning im Ernst, er werde in Berlin ein jahrelanges Moratorium für die Privatschulden, in Ouchy den Verzicht auf alle politischen Zahlungen, in Genf die deutsche Rüstungsgleichheit und hinterher in Paris womöglich noch eine Anleihe erreichen?

Mehr als je ist Deutschland diesmal gezwungen, seinen guten Willen zu beweisen, mehr als je ist seine einzige Waffe diesmal der Appell an die Vernunft seiner Verhandlungspartner. Würde die Reichsregierung etwa einseitig erklären, daß

sie den Youngplan als ungültig betrachtet, so würden höchstwahrscheinlich nicht nur die der Reichsbank gegebenen Kredite zurückgezogen werden, sondern es würde auch das Stillhaltekonsortium für die Privatschulden abbröckeln, und was dann aus dem noch vorhandenen Rest des deutschen Wirtschaftslebens werden müßte, mag sich jeder vorstellen.

Im Parlament der Vereinigten Staaten hat der amerikanische Staatssekretär den Brief Hindenburgs an Hoover verlesen, der unmittelbar zur Verkündung des einjährigen Moratoriums für alle politischen Zahlungen führte. Der Brief ist schließlich auch in Deutschland veröffentlicht worden, aber leider ziemlich unbeachtet geblieben. Man hätte ihn öffentlich anschlagen sollen! Er ist ein gradezu ergreifendes Dokument, vergleichbar nur den Noten, in denen 1918 die letzte kaiserliche Regierung Wilson um die Anwendung seiner vierzehn Punkte bat. Hindenburg schildert die wahre Lage Deutschlands, und von seinen nüchternen Worten werden alle kraftmeierischen Deklamationen wie Spreu in den Wind geblasen. Und dieser Brief wurde vor dem 13. Juli geschrieben!

Trotzdem wird das deutsche Volk durch lauter starke Gesten, die doch nur Lufthiebe sind, irregeführt, und wieder einmal begleitet es seine Delegierten mit einem fatalen Optimismus und einer vollendeten Unkenntnis über das Erreichbare.

Zunächst lasen wir, die Reichsregierung würde unter keinen Umständen Lausanne oder seinen Vorort Ouchy als Konferenzort akzeptieren; nur Bern, Zürich oder der Haag kämen in Frage. Vermutlich spielte dabei der alte diplomatische Aberglaube von der Atmosphäre eine Rolle. Aber dann stimmte England der Wahl von Lausanne zu, und damit war die Sache erledigt. Später tauchte die Idee von der Front der europäischen Schuldner gegen Amerika auf, doch da sich nur Mussolini und ein paar englische Zeitungen zur Teilnahme meldeten, wurde auch dieser Plan bald wieder aufgegeben. Noch später wurde eine Statistik veröffentlicht, aus der hervorging, daß Deutschland schon mehr an Frankreich gezahlt habe als der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete gekostet hätte. Frankreich antwortete mit einer Gegenstatistik, die bei uns nicht veröffentlicht wurde, und übrigens sollen die Reparationen auch gar nicht nur dem Wiederaufbau der zerstörten Gebiete dienen. Gleichviel, die Stimmung für die Konferenz mußte vorbereitet werden, wenn auch nur in Deutschland.

Und dann kamen die Pressestimmen. Es war wie im Krieg. Tag für Tag erhielt der deutsche Leser die Meinungen der britischen Liberalen und der französischen Radikalsozialisten vorgesetzt, die in ihren Ländern zur Opposition gehören, während die Zeitungen, die den Regierungen nahestehen, als Hetzblätter abgetan werden. Daß Lloyd George, der Führer der englischen Liberalen, erklärt hatte, so wie die Dinge in den Vereinigten Staaten lägen, halte er die Beendigung der Reparationszahlungen vorläufig für unmöglich, daß Herriot, der vor kurzem wieder einstimmig zum Führer der Radikalsozialisten gewählt wurde, geschrieben hatte, Frankreich könne ohne politische Kompensationen nicht auf den Youngplan verzichten,

diese und ähnliche Kleinigkeiten erfuhren wir nicht oder höchstens ganz nebenbei.

Die Welt ist leider noch nicht reif für die Beseitigung der finanziellen Kriegsfolgen. Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, so hat ihn das Echo auf die Äußerung Brünings geliefert, Deutschland werde nicht mehr zahlen. Diese Äußerung soll der Reichskanzler gegenüber dem englischen Botschafter getan haben. Sie ist nicht dementiert worden, und man darf vielleicht noch sagen, daß es eine merkwürdige diplomatische Methode ist, derartig weittragende Erklärungen abzugeben, wenn man nicht wünscht, daß sie bekannt und diskutiert werden. Aber ob der Reichskanzler diese Worte nun gesprochen hat oder ob sie mißverstanden oder falsch weitergegeben sind, ihr Widerhall ist in jedem Fall sehr aufschlußreich. Kaum ein Politiker, kaum eine Zeitung in den Ländern, auf die es ankommt, hat sie gebilligt, und nicht zuletzt hat sich gegen sie der ‚Daily Telegraph' gewandt, der dem britischen Außenamt nahesteht. Die einzigen, die sich den deutschen Standpunkt zu eigen gemacht haben, sind die new yorker Bankiers, deren Politik im amerikanischen Kongreß soeben erst eine klare Niederlage erlitten hat.

Tatsächlich ist die Entscheidung über die Konferenz von Ouchy, schon bevor sie einberufen wurde, gefallen, und zwar zunächst im amerikanischen Kongreß und dann in den englisch-französischen Verhandlungen.

In Washington hat Hoover mit Ach und Krach Indemnität für die Erklärung seines Moratoriums erhalten. Jeden Verzicht auf die Zahlungen der ehemaligen Alliierten hat der Kongreß dagegen abgelehnt. Begründet aber hat er diesen Standpunkt nicht nur, wie früher mit der Behauptung, die Europäer würden das Geld, das sie nicht mehr an Amerika zu zahlen brauchten, doch nur für Rüstungen verwenden, sondern mit einer noch viel zugkräftigeren Parole, die zweifellos schon der Vorbereitung für die kommenden Präsidentschaftswahlen dienen soll. „Die europäischen Länder", so ungefähr sagten die meisten Redner, „können nicht gleichzeitig ihre politischen und ihre Privatschulden bezahlen. Gläubiger für die privaten Schulden sind die Bankiers, die allzu leichtsinnig ihr Geld angelegt haben, Gläubiger für die politischen Schulden aber ist der Staat. Die Frage ist also, ob die Bankiers oder der Staat zu ihrem Geld kommen sollen. Bekommen es die Bankiers, so fehlt es dem Staat, und das amerikanische Volk muß höhere Steuern zahlen. Also sollen die Bankiers, die sowieso an der Krise schuld sind, sehen, was aus ihren Forderungen wird, die politischen Zahlungen müssen jedenfalls geleistet werden."

Die Reparationsgläubiger, die ja alle Schuldner Amerikas sind, müssen demgemäß weiter politische Zahlungen an die Vereinigten Staaten leisten, und es ist vollkommen ausgeschlossen, daß sie unter diesen Umständen auf die politischen Zahlungen verzichten, die sie von Deutschland zu bekommen haben. Die deutsche Propaganda gegen die Reparationen müßte folgerichtig ihren Hebel in Amerika ansetzen und sich dort gegen die interalliierten Schulden wenden!

Nun können sich die Schuldner der Vereinigten Staaten freilich zahlungsunfähig erklären. Aber einmal haben Frankreich und auch England wenig Neigung, Deutschland zuliebe ihren Bankrott anzumelden. Zum andern sind die Vereinigten Staaten allenfalls bereit, ihre Zahlungsunfähigkeit für eine gewisse Zeit anzuerkennen, mit andern Worten: ihnen ein Moratorium zuzubilligen. Und damit haben die Reparationsgläubiger die Möglichkeit, ihrerseits auch Deutschland ein Moratorium zu gewähren — aber eben nur ein Moratorium!

Erst in zweiter Linie kommt dazu der Wille Frankreichs, wenigstens an der Theorie des Youngplans festzuhalten. Denn Frankreich hat von Deutschland mehr zu bekommen als es an Amerika zu zahlen hat, und es ist keine französische Regierung denkbar, die auf diesen Überschuß ohne politische Gegengaben verzichten könnte. Die Unterstützung des deutschen Standpunkts durch England aber ist nur ein alter Wunschtraum der Wilhelm-Straße. England, in dessen Parlament die franzosenfreundlichen Konservativen eine ungeheure Mehrheit haben, will und kann nicht einen Konflikt mit Frankreich und Amerika riskieren, durch dessen Folgen das Pfund in die schlimmste Gefahr geraten würde. In Wirklichkeit hat sich England auch bereits damit abgefunden, daß das Prinzip der Reparationen vorläufig unangetastet bleibt. Auch der englische Sachverständige Layton hat sich zwar gegen ein Moratorium und für eine definitive Lösung ausgesprochen, aber nicht etwa für eine Streichung sondern lediglich für eine Herabsetzung der politischen Zahlungen.

Aus allen diesen Gründen wird sich Brüning, wenn er in Ouchy die endgültige Aufhebung der Reparationen fordert, derselben geschlossenen Abwehrfront gegenübersehen wie vor kurzem erst in der Frage der Zollunion. Die Frage, ob man im Tiefpunkt der Krise die Zahlungsfähigkeit Deutschlands feststellen kann oder ob die Reparationszahlungen die Hauptschuld an der Krise tragen, wird sicher noch einmal in zahlreichen Reden gestellt — und nicht beantwortet werden. Doch das wichtigste Ergebnis ist bereits entschieden: Deutschland erhält ein Moratorium. Verhandeln wird man lediglich darüber, ob es zwei, drei oder fünf Jahre dauern soll.

Man kann freilich sagen: der deutsche Standpunkt ist gut und richtig und die Regierung muß ihn verfechten, auch wenn sie die Gewißheit hat, ihn nicht durchzusetzen. Aber ist es auch gut und richtig, daß Deutschland sich nach der Niederlage der Zollunion bewußt von neuem isoliert, unmittelbar vor der Abrüstungskonferenz?

Das Schlimmste jedoch ist, daß die Reichsregierung den Eindruck hervorruft, sie habe sich das Programm Hitlers und Hugenbergs zu eigen gemacht. Im Ausland hat sie dadurch ihre Position geschwächt. Im Innern dagegen wird sie als Besiegter erscheinen, wenn sie jetzt nicht die Aufhebung aller Tributlasten erreicht.

Konferenzen enden immer mit Kompromissen, und man kann sie dann, je nach Bedarf, als Erfolg oder Mißerfolg ausgeben. Wie schwierig es im übrigen ist, Gläubiger auch nur

zum zeitweiligen Verzicht auf Zahlungen zu bewegen, beweisen die berliner Verhandlungen mit den ausländischen Privatbankiers über die Verlängerung des Stillhaltekonsortiums. Diese Herren, die ja erheblich mehr Handlungsfreiheit als alle Staatsmänner besitzen und denen in ihren Interviews keine Lösung großzügig genug ist, brauchen Wochen, um das Moratorium für die deutschen Privatschulden für die verhältnismäßig kurze Zeit eines Jahres zu verlängern. Warum wird das deutsche Volk eigentlich nicht über die Langwierigkeit dieser Verhandlungen unterrichtet?

Die Reichsregierung hätte mit Recht darauf hinweisen können, daß schon die Abhaltung einer neuen Reparationskonferenz einen Erfolg bedeutet. Sie hätte weiter erklären können, welch gewaltigen Fortschritt die Bereitschaft der Gläubigerstaaten zu einer Verlängerung des Hoover-Moratoriums darstellt. Wenn sie dann ein zehnjähriges Moratorium gefordert und ein fünfjähriges oder auch nur ein dreijähriges nach Hause gebracht hätte, so wäre das im ganzen Land als ausgezeichnetes Ergebnis betrachtet worden. Denn auch ohne besondern Hinweis der Regierung hätte jedermann begriffen, daß der Youngplan zu existieren aufgehört hat, wenn er erst einmal außer Kraft gesetzt ist, und daß nach Jahren die Reparationsfrage völlig anders aussehen wird, sofern man dann überhaupt noch von ihr sprechen wird.

Die Reichsregierung hat es vorgezogen, unerfüllbare Hoffnungen zu erwecken und womöglich die ganze Konferenz zum Scheitern zu bringen. Wenn das deutsche Volk jetzt durch die Enttäuschung, die unvermeidlich ist, einer neuen Nervenprobe unterworfen wird und wenn die wahren Sieger von Ouchy die Nationalsozialisten sein werden, so wird sich die Regierung das selber zuzuschreiben haben. Manchmal allerdings hat man den Eindruck, die gesamte Politik Brünings sei nur eine letztwillige Verfügung zugunsten Hitlers. In Berlin hat er ihn mit der Toga bekleidet, mit der man auf dem Forum auftreten darf, und in Ouchy wird er ihm das Stichwort liefern, mit dem der legale Revolutionär dann die Rostra besteigen kann.

Heilmann sucht Zeugen von K. L. Gerstorff

Bei den Massen der sozialdemokratischen und der freigewerkschaftlichen Arbeiter gärt es immer mehr. Der Bankrott des Reformismus läßt sich immer weniger verheimlichen. Durch die Politik, die Brüningregierung zu tolerieren, suchte man sich vor dem „größern Übel" zu retten. In der Zeit der Tolerierungspolitik haben wir das außerordentlich starke Wachsen der Nazis auf der einen Seite, den ständigen Wahlverlust der Sozialdemokratie auf der andern Seite. Das wird den sozialdemokratischen Arbeitern immer deutlicher; und den linken Sozialdemokraten, die glaubten, noch immer innerhalb der Partei arbeiten zu können, zeigen die immer stärkern nationalistischen Züge der Führerschaft, daß die Spitzenführung der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften so verbürgerlicht ist, daß man selbst Hitler tolerieren will, wenn er nur die „parlamentarischen Spielregeln" innehält.

Daß innerhalb der Sozialdemokratie die Linken in letzter Zeit stärker rebellieren, geht auch daraus hervor, daß der Vorsitzende der sozialdemokratischen preußischen Landtagsfraktion, Heilmann, in der

letzten Nummer seiner Zeitschrift ‚Das Freie Wort' vom 10. Januar mit schärfstem Geschütz gegen diese Linken vorgeht. Diese Linken haben eine Zeitschrift ‚Marxistische Tribüne'. Sie werden in einer Glosse von Heilmann, der er die schöne Überschrift „Parteiverleumder" gegeben hat, heruntergerissen, und Heilmann schreibt dort: „Doch wenn ich mich gegen alle persönlichen Verleumdungen verteidigen wollte, auch gegen die von solchen Leuten, die aus mir unerklärlichen Gründen ein Parteimitgliedsbuch besitzen, käme ich schon seit Jahren zu keiner vernünftigen Arbeit." Heilmann aber begnügt sich nicht mit dieser Bannbulle gegen die Linken, die noch in der Partei sind. Er hat ja die positive Aufgabe, die Tolerierungspolitik zu begründen, und da ihr völliges Debakel nicht mehr verheimlicht werden kann, sucht er seine Schwurzeugen außerhalb der Sozialdemokratie und findet sie in den Broschüren von Trotzki, in einem Aufsatz von Rosenfeld und in einem Aufsatz von mir, der in der Nummer 52 vom 29. Dezember der ‚Weltbühne' publiziert wurde unter dem Titel: „Illusionen über Hitler". In diesem Aufsatz ist Stellung genommen worden gegen ultralinke kommunistische Parolen, die Brüning einfach mit Hitler gleichsetzen, und ist auseinandergesetzt worden, daß der Terror der Nazis, wenn sie einmal an der Macht sind, ungleich blutiger sein wird als in Italien. Die Konsequenz ist: man muß gegen den Fascismus kämpfen, bevor er an die Macht kommt, weil hinterher, nach der Zerschlagung der gesamten Arbeiterorganisationen, die Bedingungen weit ungünstiger sind; und es ist dann — und nicht nur in diesem Artikel allein — auseinandergesetzt worden, daß der entscheidende Kampf gegen Hitler zugleich gegen Lohnraub, gegen die Notverordnung, gegen Tolerierung der Zerschlagung des Tarifrechts geht.

Es bedarf einiger Fälscherkunststückchen, den klaren Sinn dieses meines Aufsatzes zu verdunkeln, so daß er zur Begründung der Tolerierungspolitik hergezogen werden kann. Herr Heilmann zitiert folgenden Passus aus meinem Aufsatz:

„Man muß in immer breitere Arbeiterkreise die Erkenntnis tragen, daß sie dem Kampf mit dem Fascismus nicht aus dem Wege gehen können. Immer weitere Kreise müssen mit dem Gedanken erfüllt werden, daß die Abwehr gegen den drohenden Fascismus vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten vorbereitet werden muß. Sind die Fascisten einmal an der Macht, haben sie erst einmal den Vorsprung gewonnen, so wird die Arbeiterschaft den Kampf nur mit viel schwerern Opfern führen können, so wird der Fascismus sich durch ein Blutmeer an der Macht zu halten suchen, so wird die Entwicklung leicht für längere Zeiträume verschüttet werden können.

Von der Entwicklung bei uns wird es abhängen, ob in der ganzen Welt der Fascismus siegen und ob damit in der ganzen Welt die finsterste Reaktion herrschen wird... Die Arbeiterschaft muß dafür sorgen, daß die drohende Machtergreifung des Fascismus verhindert wird."

Nach den Worten: „verschüttet werden können" hatte ich geschrieben: „Der Weltkapitalismus ist im Abstieg, der deutsche Kapitalismus ist zur Zeit sein schwächstes Glied, die Weltgeschichte wird ihr Zentrum in nächster Zeit in Deutschland haben." Herr Heilmann hat nicht einmal angegeben, daß er diesen Satz weggelassen hat.

Nach den Worten: „Reaktion herrschen wird" hatte ich geschrieben: „... oder ob die Ketten des Kapitalismus an ihrem entscheidenden Gliede durchbrochen werden. Bisher marschierte der Fascismus noch schneller als die Sammlung der Linken."

Nachdem Herr Heilmann diese entscheidenden Sätze weggelassen hat, versucht er in die Sätze, die er zitiert, das hineinzuinterpretieren, was er zur Begründung seiner sozialdemokratischen Tolerierungspolitik braucht. Wenn der Niedergang des Kapitalismus nicht analysiert wird und nicht gesagt wird, daß der deutsche Kapitalismus im

Niedergang das schwächste Glied ist, wenn überhaupt von der proletarischen Revolution nicht gesprochen wird, wenn, mit andern Worten, man so hoffnungslos parlamentarisch-kretinistisch ist, wie es Herr Heilmann in diesen Sätzen zu sein vorgibt, dann folgt aus der Feststellung, daß Hitler schlimmer ist als Brüning, daß man Brüning toleriert. Denn — so argumentiert Herr Heilmann — wenn man Brüning stürzt, so hat Brüning mit Hitler eine parlamentarische Majorität, die man wiederum nur parlamentarisch bekämpfen kann, und so würde statt des kleinern Übels Brüning ein größeres Übel entstehen. Für Trotzki, für Rosenfeld, für mich stand und steht aber die Frage anders. Die Regierung Brüning ist nicht die Regierung Hitler. Die Regierung Brüning ist noch nicht eine fascistische Regierung. Aber sie ist eine Regierung, die dem Fascismus den Weg bereitet, die ihm den Weg bereitet durch den immer stärkern Abbau des Parlaments und der noch übrig gebliebenen Reste der Demokratie auf der einen Seite, durch den Lohnraub, durch den Bruch des Tarifrechts, durch die Aufhebung des Kollektivvertrages auf der andern Seite. Der sozialdemokratische Abgeordnete Aufhäuser hat diese Funktion der Regierung Brüning selbst ausdrücklich zugegeben. Der Kampf gegen den Fascismus kann nur gleichzeitig als Kampf gegen Brüning geführt werden.

Als die Sozialdemokraten die erste Brüningregierung tolerierten, machten sie gleichzeitig eine Versammlungscampagne gegen den Fascismus: die Nazis nahmen zu, die Sozialdemokraten nahmen ab. Heute, gleichzeitig mit der Tolerierung der Notverordnung, versuchen sie eine „Eiserne Front" zu organisieren. Aber durch die Tolerierung der Notverordnung und durch die damit Hand in Hand gehende immer stärkere Aushöhlung der Gewerkschaften nützen sie der Ausbreitung des Fascismus zehn mal mehr, als sie ihr durch die Eiserne Front schaden. Herr Heilmann gibt vor, das nicht zu begreifen. Er darf es nicht begreifen. Jeder wirkliche Stoß gegen den Fascismus ist heute ein Stoß gegen das Zentrum des kapitalistischen Systems, ist ein Stoß in der Richtung der proletarischen Revolution. Sie haßt der Kleinbürger Heilmann, wie seinerzeit Ebert, wie die Sünde. Sozialismus als Festtagsrede, warum nicht. Sozialismus als Forderung der heutigen Stunde, als Forderung, die sich bewußt ist, daß heute, nachdem die letzten demokratischen Fratzen von allen bürgerlichen Parteien fallen, der kapitalistischen Diktatur die Diktatur des Proletariats gegenübergestellt werden muß, ist für Herrn Heilmann eine unvorstellbare Angelegenheit. Daher fälscht er die Sätze aus meinem Aufsatz, daher fälscht er den Sinn der Ausführungen Rosenfelds und Trotzkis.

Er zitiert folgenden Satz Trotzkis: „Auf die Straße gehen mit der Parole ‚Nieder die Regierung Brüning-Braun', wenn nach dem Kräfteverhältnis nur die Regierung Hugenberg-Hitler diese ablösen kann, ist reinstes Abenteurertum." Trotzki aber hatte im unmittelbaren Anschluß an diesen Satz geschrieben: „Die gleiche Parole bekommt jedoch einen ganz andern Sinn, wenn sie die Einleitung zum unmittelbaren Kampf des Proletariats um die Macht ist." Diesen Satz hat Herr Heilmann „vergessen", wie er vergessen hat, daß Trotzki seine Broschüre gegen den Fascismus geschrieben hat mit dem Ziel, die rote Einheitsfront des Proletariats herzustellen, die Voraussetzung für den Sieg über Brüning und Hitler ist.

Herrn Heilmann genügt seine eigne Begründung der sozialdemokratischen Tolerierungspolitik nicht mehr; uns auch nicht. Herr Heilmann braucht Schwurzeugen, und wenn er keine findet, so fälscht er solange, wie es geht. Um das Bild noch zu vervollständigen, sei bemerkt, daß die ‚Rote Fahne' Heilmanns „Feststellung" zustimmend übernimmt. Wenn es gegen die Verwirklichung der roten Einheitsfront geht, reichen sich Heilmann und die ‚Rote Fahne' die Hände.

Hitler in Paris von Johannes Bückler

Das ist der Titel eines Leitartikels von Léon Daudet in der ‚Action française' vom 19. Dezember. Daudet stellt darin einige Betrachtungen an, die uns, da sie von einem wüsten Nationalisten stammen, nicht sonderlich tangieren. Die Tatsachen aber, die ihnen zugrunde liegen, sind doch außerordentlich interessant und verdienen hier aufgezeichnet zu werden.

Daudet zitiert den Schriftsteller Henri Danjou, der in ‚Voilà', einer illustrierten französischen Wochenschrift am 12. Dezember also berichtet:

„Ich habe soeben ein hier völlig unbekanntes Deutschland besucht. Ein Deutschland, das in demselben Paris lebt, das nichts mehr vom Krieg wissen will. Ich habe einen Rundgang durch Hitlerdeutschland gemacht, das gewiß nicht ganz Deutschland repräsentiert, aber das als Feind mitten in unsrer Stadt lebt. Ich habe Albert Koerber besucht, den treuen Freund Hitlers und Korrespondenten des ‚Völkischen Beobachters'. In ihm sehen gutinformierte Leute den Nachfolger des Herrn von Hoesch auf der deutschen Botschaft in Paris, wenn Hitler erst Diktator ist. Im vorigen Jahr bewohnte er noch eine einsame Villa in Saint-Cloud, weit ab von bewohnten Gegenden. Jetzt sitzt er in einem Häuschen in Rueil — ausgerechnet in der ‚Allee der Göttinnen'! Eine kleine, einsame, dunkle Straße, ringsherum unbebautes Terrain, wohl versteckt. Er dirigiert von hier aus: greift Frankreich vom eignen Land aus an, als korrekter, aber entschiedener Feind. Er verläßt sein Haus nie: seine Adjutanten arbeiten für ihn an tausend pariser Informationsquellen. Dank ihm weiß Deutschland, daß wir kriegslustig und unerbittlich sind. Als sein Adjutant uns empfing, hielt er eine drohende Dogge am Halsband fest. Albert Koerber grunzte wenig begeistert, als man ihm sagte, daß ein Franzose ihn sehen wollte. Ich bestand aber darauf. Ich wurde in ein kleines Arbeitszimmer geführt, das über und über mit Hakenkreuzfahnen besät war. Der ehemalige Pastor Koerber und zukünftige Botschafter Hitlers trug im Knopfloch das breite Band des Eisernen Kreuzes. Vielleicht hat er geglaubt, daß ich ihm ans Leben wollte; denn während der ganzen Unterhaltung hielt er eine riesige dänische Dogge fest am Halsband zwischen uns, während der Vertrauensmann, der uns eingeführt hatte, die ganze Zeit mit einer Hand in der Tasche an der Tür stand und jede meiner Bewegungen und die meines Photographen überwachte. Ich sprach von seiner demnächstigen Ernennung: er dementierte nicht...

‚Das wird sich in zwei Monaten zeigen!...'

Ich wollte von ihm wissen, wie Hitler sich die Machtergreifung vorstellt.

‚Er wird nicht mit Brüning zusammengehn. Er wird auch nicht mit Hugenberg gemeinsam arbeiten. Er wird die Macht allein ergreifen, wenn seine Stunde gekommen ist...'

Seine Hand streichelte den ‚Napoleon' von Bainville, der als heller Fleck auf dem Tische lag.

‚Wir werden uns wiedersehn!...'

Von da bin ich zum Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband gegangen, der in Paris eine Anzahl Mitglieder hat, von denen er in der ganzen Welt vierhunderttausend zählt. Der D.H.V. besitzt in Joinville ein Schloß, eine Schule, einen großen Park, in dem sich jeden Sonnabend und Sonntag das junge, exaltierte Deutschland trifft, um sich in sportlichen und andern Übungen und im Glauben zu stärken. Auch da taucht der Schatten Hitlers auf. Direktor Voelker vom D.H.V. hat mir stolz gesagt:

‚Ich bin kein Hitlermann, aber Nationalist. Aber Hitler ist nötig für Deutschland wie Mussolini für Italien nötig war. Wir erkennen keine Kriegsschuld an. Wir wollen nicht sechzig Jahre lang für einen Krieg bestraft werden, dessen Ursache wir nicht waren. Wir wollen den Frieden, ihr denkt nur an Krieg. Wenn ihr eure Reparationen wollt, müßt ihr sie euch in Berlin holen!...'

Sind das nur zufällige Begegnungen, flüchtige Eindrücke? Ich finde sie überwältigend!..."

An diesen Bericht Danjous knüpft Daudet einige Liebenswürdigkeiten und übertriebene Forderungen an die Adresse des Quai d'Orsay und der pariser Polizeipräfektur, sowie grobe Verdächtigungen Deutschlands, die wir bei ihm gewohnt sind und die wir nicht ernst nehmen. Es bleibt aber die Neuigkeit der Hitlerkolonie in Paris.

Ich möchte hinzufügen, daß der Vertreter Hitlers in Paris, Herr Koerber, sich durchaus nicht so versteckt hält, wie der Berichterstatter des ‚Voilà' es aus Sensationsgründen gern möchte. Fünf Tage nach Erscheinen des aufsehenerregenden Artikels — am 17. Dezember — fand in der „Ecole de la Paix" der verdienstvollen Leiterin der ‚Europe Nouvelle', Louise Weiß, ein Diskussionsabend statt, bei dem eigentlich der verflossene französische Botschafter in Berlin, Herr Pierre de Margerie, den Vorsitz führen sollte. Er war im letzten Augenblick daran verhindert. Ich hatte Gelegenheit, an dieser Versammlung teilzunehmen. Graf Wladimir d'Ormesson hielt in einem bombenvollen Saal einen einleitenden Vortrag „Hitler und Brüning", der außerordentlich interessant und für Franzosen sehr instruktiv gewesen ist. In der Diskussion sprach zunächst ein Vertreter Hugenbergs, Herr von Heimburg, so geschickt, so taktvoll und maßvoll, wie es nie in Hugenbergblättern erlaubt ist. Dann nahm das Wort Herr Albert Koerber. Mit einer unerhörten Demagogie versuchte er den Franzosen zu erzählen, daß seine Partei und besonders der „Meister" nie etwas andres gewollt hätten als „Friede, Gerechtigkeit, gleiches Recht für alle Völker" etc., etc. Kurz und gut, der radikalste Pazifist kann nicht mehr friedfertige Worte im Mund führen als der „zukünftige Botschafter" Hitlers. Leider fand der nun folgende Redner, Vertreter der ‚Germania' und der ‚Kölnischen Volkszeitung', Graf Podewiels, es nicht für nötig, Herrn Koerber zurechtzuweisen. Das tat erst — soweit es Frankreich angeht — der junge Radikalsozialist Jacques Kayser, dessen Name mit

denen von Pierre Cot und Bergery in den nächsten Jahren in der französischen Politik eine Rolle spielen wird, und — soweit es Deutschland angeht — der zufällig im Saal anwesende deutsche Anwalt und politische Schriftsteller Bruno Weil. Weil sprach unter sehr starkem Beifall von dem immerhin noch vorhandenen republikanischen Willen in Deutschland, von der intakten Gewerkschaftsfront und kennzeichnete Koerbers Verlogenheit an dem einen Beispiel: „Wie kann ein Nationalsozialist es wagen, hier in Frankreich von einem ‚gleichen Recht für alle Völker' zu sprechen, wenn seine Partei im eignen Land nicht einmal gleiches Recht für alle Volksgenossen haben will?" Es sei selbstverständlich, daß kein Mensch einen Krieg „wolle", aber gewisse Parteien trieben eine Politik, die dahin führen müsse. „Nur Verrückte können einen Krieg wollen."

Wie gesagt, der rednerische Erfolg Weils war groß. Und das war sehr gut so. Es trifft auch sicher zu, daß die breite Masse keinen Krieg will. Aber da ist erstens die private Rüstungsindustrie aller Länder, die bestimmt nicht verrückt ist. Und dann hat es zum Beispiel mal einen Bismarck gegeben, von dem keiner behaupten wird, daß er verrückt war. Aber es wird auch kaum einer bestreiten wollen, daß er zum mindesten zwei Kriege „gewollt" hat ...

Zoologie von Theobald Tiger

Ein Borvaselinchen lief, von Gott gesandt,
durch deutsches Land.

Es glänzte fettig-hell im Sonnenscheine
und rührte emsig seine kleinen Beine.

Doch gestern morgen in der Abendstunde,
verschwand es still in Adolf Hitlers Munde.

Dieweil der Junge alle Welt befehdet,
hat er sich nämlich einen Wolf geredet.

Jetzt aber geht es schon bedeutend glatter.
Es kritzeln emsig die Berichterstatter.

Und einer lauscht, und er notiert:
„Der Tschörmen redet wie geschmiert"

Da hat er recht. Uns bleibt nur dies Problem:
Geschmiert?
Von wem?

Die Furcht der Intellektuellen vor dem Sozialismus

von Béla Balázs

I

Ein Teil des „gebildeten Mittelstandes" ist mit seiner Weltanschauung in Unordnung geraten und durch Widersprüche und Gewissenskrisen vollkommen gelähmt. Es ist eine große Not und ein großer Schaden. Und es ist ganz besonders unsre Angelegenheit, denn es betrifft unsre Kollegen, Freunde, Bekannten.

Gemeint sind jene linksbürgerlichen Intellektuellen, die den Kapitalismus bereits offen ablehnen und auch vom Reformismus der Sozialdemokratie nichts halten. Aber! ...

Sie sind alle mit einer radikalen Umwälzung zum Sozialismus „eigentlich prinzipiell" einverstanden. Aber ...

Aber tatsächlich können sie die Konsequenzen aus diesem angeblichen Einverständnis nicht ziehen, weil sie hundert Bedenken, Sorgen und Hemmungen haben. Daher ihre Unsicherheiten und Widersprüche. Undeutlich und passiv zweifeln sie zwischen zwei deutlichen und kämpfenden Lagern. Mit geistiger und moralischer Gewissenhaftigkeit entschuldigen sie ihre Unentschiedenheit. Sie sagen: „Es wäre nicht so einfach" und machen gelegentlich unklare Theorien, um ihre Widersprüche zu verdecken. Doch sie fühlen sich nicht wohl dabei.

Allerdings gibt es noch bürgerliche Intellektuelle genug, die sich wohl fühlen. Deren Weltanschauung ist standhaft und unproblematisch geblieben. Es sind die ganz cynischen oder die ganz blöden oder die Bildungsmumien aus dem vergangenen Jahrhundert. Nicht um diese geht es hier, sondern um die links Abbröckelnden, um die Ehrlichen und Lebendigen, die sich quälen, weil sie etwas wissen und es doch nicht wahr haben wollen, nämlich: daß ihr Platz in der Reihe des revolutionären Proletariats ist. So geht es heute schon einer sehr breiten Schicht. Sie ist geistig und moralisch wertvoll und zu wichtigen Aufgaben berufen. Wenn sie trotzdem vollkommen bedeutungslos und ohne Einwirkung durch das Sieb der Geschichte fällt, so liegt das zum großen Teil an ihrer ideologischen Unklarheit.

Von dieser Unklarheit soll hier gesprochen werden: von der ideologischen Krise der linksbürgerlichen Intellektuellen. Also nicht von ihrer wirtschaftlichen Krise, wiewohl die beiden ursächlich zusammenhängen. Denn es gehört mit zur Ideologie der Intellektuellen, diese Zusammenhänge zu leugnen. Wirtschaftliche Analysen würden ihnen daher nichts beweisen. Wenn man sie fragt, so sind es immer ideelle Gründe — etwa moralische —, aus denen sie den Kapitalismus ablehnen, und ebenso aus ideellen Gründen — natürlich moralischen — zögern sie, die Konsequenz ihrer Ablehnung zu ziehen, die einzige Konsequenz: sich vorbehaltlos in die Kampffront des revolutionären Proletariats zu stellen.

Um ganz genau zu sein: wer sind diese Intellektuellen? Es sind die Träger der bürgerlichen Bildung. Der Begriff deckt sich also nicht ganz genau mit dem des geistigen Arbeiters. Denn es gibt geistige Arbeiter, etwa Schalterbeamte und Spezialfachleute, die keine Intellektuellen sind. Auch gibt es Intellektuelle, die keine geistigen Arbeiter, weil überhaupt keine Arbeiter sind. Die Hauptrolle spielen aber jene, die die bürgerliche Ideologie vielfach berufsmäßig — als Denker, Dichter, Künstler, Lehrer, Journalisten — produzieren und gestalten.

Bezeichnend ist für diese linken Intellektuellen, daß sie den Sozialismus als ökonomische Ordnung, als Gesellschaftsordnung begrüßen. Nur vor seiner Ideologie, heißt es, haben sie Angst. Vor allem wehren sie sich gegen die proletarische Ideologie des Klassen-

kampfes und der Revolution, die zum Sozialismus führen soll. Sie sind, wenn man sie fragt, absolut für einen gerechten sozialen Ausgleich, sie wollen gar keine wirtschaftliche Sonderstellung, zumal sie froh sind, wenn sie überhaupt eine Stellung bekommen. Nur um „die Kulturwerte" ist ihnen bange. Je näher der soziale Umsturz kommt, um so mehr. Je dringender sie vor die Entscheidung gestellt werden, um so gereizter wird ihr ideologischer Gegenangriff. (Siehe Werfel, Döblin, Hiller.) Merkwürdigerweise fühlen sie sich in ihrer moralischen Existenz bedroht und verbocken sich. Gewiß, sie wollen schon. Aber sie möchten nicht. Ja... aber!

Wir legen hier eine kleine Sammlung dieser „Aber" an. Wir beginnen bei den Bedenken des rechten Flügels der „prinzipiell Einverstandenen" und wollen sie ordentlich numerieren bis zu den Zweifeln, die auch noch für die ganz Linken bestehen. Wir wollen sehen, ob sich nicht vernünftige und beruhigende Antworten finden lassen. Nur die nächstliegenden kommen dabei in Betracht, ohne wissenschaftlich weit auszuholen. Wir berufen uns auch auf keine Parteithesen. Wir sprechen diesmal hier ganz unter uns.

Der freundliche Leser wird gebeten, sich seinen eignen Fall auszusuchen.

*

I. Etliche sind besorgt um die Sonderstellung und Sonderbewertung der geistigen Arbeit, weil diese in der sozialistischen Gesellschaft der Handarbeit gleichgesetzt werden soll.

Gewiß, in einer sozialistischen Gesellschaft gilt der geistige Arbeiter als Facharbeiter und nicht mehr als die andern qualifizierten Arbeiter. Einen Standesunterschied, einen gesellschaftlichen, wird es zwischen ihnen nicht geben. Wenn aber solche Unterschiede überhaupt nicht mehr existieren werden, so wird das ja keine Degradation bedeuten. Stufen gibt es nur, wo es eine Stufenleiter gibt. Und wenn die Bildung kein Monopol einer herrschenden Klasse mehr sein wird, nach welchem Zeichen sollte denn da die Absonderung einer geistigen Schicht überhaupt geschehen?

Die Perspektive der sozialistischen Gesellschaft zeigt überhaupt eine Aufhebung des krassen Unterschieds zwischen geistiger und physischer Arbeit. Denn die Betriebsarbeiter als Führer und Kontrolleure öffentlicher wirtschaftlicher, politischer und administrativer Organisationen, sind ja zugleich geistige Arbeiter. So ist es bereits in der Sowjetunion. Auch wird der kulturelle Unterschied zwischen Stadt und Land mit der Agrarindustrie der „Brotfabriken" aufhören.

Die geistige Arbeit wird als Arbeitsgattung kein Sonderprestige genießen. Um so mehr die persönliche, geistige Leistung. Denn je durchorganisierter, einheitlicher, planmäßiger eine Gesellschaft ist, um so größere Bedeutung bekommen naturgemäß in ihr Plan und Leitung. Also der Geist.

Auf die Bedeutung für die Allgemeinheit wird es dabei ankommen. Alleingänger werden sicherlich nicht hoch im Kurs stehen. Ob das ein großer Verlust sein wird, darüber wollen wir später sprechen. Aber stehen sie denn jetzt so hoch im Kurs? Bei wem? Vornehmlich bei einander. Wie überhaupt das Prestige der Geistigkeit eine der grotesken Lügen und Illusionen der bürgerlichen Ideologie ist. Weil nämlich die Produzenten dieser Ideologie es sich selber einreden. Sie singen sich selber in Schlaf. Sagt denn: wann und wo hat die Geistigkeit besonderes Ansehen genossen? Einzelne sind aus verschiedenen Gründen berühmt geworden. Dann hatte ihr Ruhm Ansehen. Aber doch nie ihr Stand oder gar die Geistigkeit im allgemeinen. Jedenfalls ist die Geschichte des Geistes eine Geschichte der Demütigungen ihrer besten Vertreter. Haben sich nicht die Intellektuellen vorsichtshalber als Rückversicherung auch die Ersatzideologie von der poetischen Armut und der Hoffnung auf die Nachwelt geschaffen, falls das Prestige des Geistes nicht funktionieren sollte?

Wo ist denn die gesellschaftliche Sonderstellung, die Ihr zu verlieren habt? Wo habt Ihr je als Stand den Vortritt gehabt vor Adel, Bureaukratie, Militär, Finanz- und Industriekapitänen? Lieber von diesen gnädig auf die Schulter geklopft als den Arbeitern die Hand gereicht? Es ist doch nicht etwa die gemeinsame Bildung, die Euch an diese Banausen von Geldplebejern bindet? Bestenfalls noch an ihre Frauen, die viel Zeit zum Lesen haben. Oder ist es vielleicht die hohe Ehre, daß diese Herren der Wirtschaft und Wirklichkeit doch noch einen Unterschied zwischen Euch und den Proleten machen? Diesen Vorzug teilt Ihr mit der gesamten Amüsier-Suite der Bourgeoisie, die Huren mit inbegriffen. Aber auch mit Polizei und Militär, solange Ihr geneigt seid, die Waffen Eures Geistes kapitalistischen Interessen zur Verfügung zu stellen.

Freilich werden nicht alle einfach umsteigen können. Zumal etwa Schriftsteller ja nicht bloß Passagiere des geistigen Zuges sind, sondern zugleich die Lokomotive und Geleise. Je ausgeprägter sie sind, um so wahrscheinlicher, daß sie in jener ganz andern Umwelt trotz derselben Begabung substanzlos und unwesentlich werden. Das ist es auch zumeist, wovor sie bewußt oder unbewußt Angst haben. Aber spricht das gegen die zu erwartende Bedeutung der geistigen Produktion überhaupt? Eine Erfahrung haben wir schon jedenfalls. In der Sowjetunion werden Schriftsteller, Künstler, geistig hervorragende Persönlichkeiten mit einer Wärme und Begeisterung gefeiert, wie das in den bürgerlichen Kulturstaaten ganz unvorstellbar wäre. Zur Volkstümlichkeit gehört eben vor allem Volk.

II. Die Angst vor der Vulgarisierung des Geistes. Diese alte Bildungsideologie geht noch immer um: die Anschauung, daß es zum Wert und zur Würde des Geistes gehört, aristokratisch isoliert und einsam zu sein. Nach dieser Anschauung ist „unverstanden" ein Adelsprädikat und Ideen, die sehr populär werden, sind notwendigerweise flach. Massenkultur könne also nur oberflächlich sein.

Das war die Anschauung, die geistige Haltung der gesamten großen bürgerlichen Dichtung in den Zeiten seiner Überreife und beginnenden Decadence. (Defoe, Fielding, Dickens, Balzac kannten sie noch nicht.) Sie gab die Weihe den letzten Stunden der tragischen Helden: das große Pathos des heroischen Alleinbleibens. Sie gab den breiten Schlußakkord den klassischen, bürgerlichen Romanen: die Resignation der schicksalhaften Einsamkeit. In dieser Dichtung spiegelte sich auf höchster Stufe bereits der Todeskeim der bürgerlichen Gesellschaft: ihre Atomisierung. Mit diesem Individualismus begann zugleich der Verfall der bürgerlichen Kultur. Denn Kultur ist doch geistige Gemeinschaft. Das, was sich summiert, was sich durch Generationen weiter entwickeln kann, weil es eine überpersönliche Kontinuität hat. Einsamkeit ist das Gegenteil von Kultur. Was also ist an ihr so sonderlich wertvoll, daß man an ihr festhalten möchte?

Es ist gewiß die größte menschliche Not, aus der hier die Dichter eine Tugend gemacht haben. Und sie haben damit vernichtende Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft geübt. Denn wie unmenschlich muß eine Klasse sein, in der der Mensch nur als Einsamer sich vollenden kann. Wie seelenlos muß sie sein, wenn in ihrer Dichtung Seele gleichbedeutend wird mit Einsamkeit. Wie geistlos muß die Klasse sein, in der unverstanden zu sein eine Qualität bedeuten kann. Und wie muß der Geist dieser Klasse auf den Hund gekommen sein, wenn sie den Sinn selbst für dieses letzte Qualitätszeichen bereits verloren hat. Wie es nämlich heute der Fall ist.

In den Zeiten der George, Rilke, der Rudolf Kassner steigerte sich diese Isolation der Geistigkeit zu einer bewußten Abgrenzung gegen die stupide bürgerliche Umwelt, zu einer sektiererischen Opposition, die absichtlich eine Geheimsprache führte. Diese Flucht in die „hängenden Gärten" war bereits eine Art Auflehnung gegen die bür-

gerliche Wirklichkeit. Sie war eine negative Rebellion. Wie auch die Bohême, entfernte sie sich selber aus der Gesellschaft, gegen die sie nicht anzukämpfen wußte. Begreiflich in einer Zeit, in der die Intellektuellen sich noch in keine positive Kampffront einreihen konnten. Aber heute?

Also: der Wert einer aristokratischen Geistigkeit besteht nur im Unwert einer Gesellschaft, die solche Isolation notwendig macht. In einer klassenlosen sozialistischen Gesellschaft braucht das Niveau der Geistigkeit mit seiner Verbreitung nicht zu sinken, denn der Geist der Masse wird dann von derselben Art sein. Das größere Wasser schlägt die größern Wellen.

III. Sehr allgemein ist die Sorge um „die Innerlichkeit der Seele". Viele befürchten, daß die sozialistische Gesellschaft eine restlose Mechanisierung und Versachlichung des menschlichen Lebens bringen wird.

Mechanisierung und Versachlichung des Lebens sind typische Erscheinungen der kapitalistischen Entwicklung. Es ist jene „Verdinglichung", die Marx als eine Erscheinungsform der Ausbeutung, als einen Fluch der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet. Daß nämlich der Arbeiter zu einem unpersönlichen Maschinenteil wird wie irgend ein Hebel und daß aus jeder menschlichen Beziehung eine „sachliche" Funktionsbeziehung wird, in dem vollkommen abstrakten Gesellschaftsbetrieb. Wer nur eine Ahnung von der sozialistischen Theorie hat, der weiß, daß Marx grade diesen Fetischismus enthüllt hat, daß das revolutionäre Proletariat grade gegen diese unmenschliche Versachlichung kämpft, wenn es für die sozialistische Gesellschaft kämpft.

Im übrigen gehen in der bürgerlichen Entwicklung sachliche Mechanisierung und reine Innerlichkeit Hand in Hand. Beide sind nämlich Zerfallsprodukte ein und desselben Auflösungsprozesses. Wenn die Wirklichkeit geistlos wird, so wird der Geist gleichzeitig wirklichkeitslos. Aus einem seelenlosen Leben flüchtet die Seele in gegenstandslose Träume und verdunstet. Also ist es ein Widersinn, die reine „musikalische" Innerlichkeit vor der mechanisierten Sachlichkeit schützen zu wollen. Denn es sind bloß zwei Erscheinungsformen desselben Prozesses.

Fortsetzung folgt

Kleine Orestie von Arnold Zweig

Der Täter

Diese Zeit ist der Erkenntnis nicht günstig, darüber braucht man nicht zu streiten. Und so bemerkt man nicht, was sich eigentlich in den schauderhaften Einzelfällen abspielt, die im Gerichtssaal das finden, was man heute Sühne nennt. Es mag schwer sein, klar zu machen, warum ich mich hier noch über ein endgültig abgeurteiltes Verbrechen ergehe; vielleicht liest man mich trotzdem zuende. In technischen Zeiten wird man entschuldbar finden und in so kriegerischen wie den unsren, wenn ein Mann nervös wird, weil die gerichtlich zugelassene Wissenschaft mit Zündnadelgewehren schießt, während ihr längst ein Arsenal schwerer Maschinengewehre zur Verfügung steht.

Dem jungen Thielecke wird zehn Jahre lang der Vater vorenthalten. Von wem? Von der Mutter. Es ist unvorsichtig, einem Kinde vorzureden: dein Vater ist tot. Das Kind (und der Wilde, der Indianer zum Beispiel) denken in Formen der magischen Geistesstufe, auf der das Wort tötet oder lebendig macht. Wer das Wort ausspricht, der tut die Tat; wer

sagt: „Dein Vater ist tot," der tötet ihn. Die Mutter also, eine noch junge Frau. Da sind die männlichen Freunde nicht weit. Das Kind Thielecke setzt den verheimlichten Vater einem von der Mutter ermordeten gleich, denn er ist ja nicht da; die Männer, die der Mutter nahe sind, nehmen in der Phantasie des phantastischen Kindes die Form von Mittätern an; phantastisch aber ist jedes Kind. Die Phantasie, göttliche Gabe, aus der alle Kunst lebt, ist eins der Haupterkenntnisorgane der Kinder und somit der Menschheit. Selbst wenn dem jungen Thielecke alles Griechische meilenfern läge, findet man hier die Voraussetzung einer Orest-Tat gegeben, dargestellt und wahrgeträumt von jenem genialen Psychologenvolke, das ja nicht nur den Mythos vom Oedipus erdacht hat. Da ist Agamemnon, Klytemnästra und Aegisthos. Wann wird Orest erstehen? Aber er ist schon da. Der Name Kalistros und die Erziehung in Wickersdorf stoßen den jungen Menschen in gleicher Weise auf das Hellenische hin. Da es aber der Welt des verheimlichten Vaters angehört und auch der der Mutter, verfällt es dem Protest gegen beide, es wird durch das Indianische ersetzt, das der magischen Stufe angehört: aus Orest wird zunächst einmal Sujamani. Ein Junge ist es, der diese Verdrängungen, diesen Aufruhr, diesen Protest erleidet. Da er ein literarischer Junge wird, bleibt er nicht bei Karl May und Winnetou stehen, er baut vielmehr diese indianische Ersatz- und Tiefenwelt „wissenschaftlich" aus. Dann wird er selber Vater — der ermordete Vater ersteht in ihm wieder. Seine junge Frau ersetzt ihm die Schwestern, die er im Mythos hat, bald als Elektra, bald als Chrysotemis, denn in der wachen Welt bleibt er der Sohn. Und wann geschieht die Tat, und wie? Das Gebrodel falsch gehemmter, falsch enthemmter Triebe bricht los, als ihn die Mutter, auch ihn, entmannen will, indem sie ihm einen Dolch entwindet. Da er sie immer den „Vormund" nennt, ist nun auch Klytemnästra und Aeghist in eine Person aufgeschmolzen, und der Schlußstein: er ermordet sie im Bade, wie Agamemnon im Bade ermordet wurde, mit zahllosen Dolchstichen, statt mit zahllosen Beilhieben, und wie Agamemnon in ein Netz geschnürt und weggeschleppt wurde, treibt es ihn, den getöteten Körper einzuschnüren und wegzuschleppen. Aus der ganz und gar ungeformten Kernschicht seines verwahrlosten Wesens aber bricht jene verhängnisvolle Antwort herauf, die man nur in Verse zu setzen braucht, damit sie antike Unbefangenheit und Stärke erhalte:

> Nicht konnte ich sie doch, oh ihr Richter,
> Daliegen lassen wie eine gebrühte Sau.

Pylades rettet den Freund nicht

Diese Dinge dem Unterbewußtsein zu entheben, war eigentlich nicht meine Sache. Der arme Mensch, der zu einem Totschläger wurde, war umgeben von falschen Literaten, sehr strengen Catonen. Ja, wenn das nicht so ungebildet wäre. Wenn diese Bedauernswerten nicht vor allen Dingen selber aus einem Bündel Neurosen bestünden und im Leben ebenso schüchtern und gehemmt wären wie losgelassen am Schreibtisch, hätten sie den Grundkern einer Muttermordsituation her-

ausschälen, dem Opfer einer Zwangsneurose eine leichtere Strafe erkämpfen können. Aber dazu ist Pylades eben unfähig. Man braucht gar nicht tief zu graben, um die Genese eines solchen Schreibmenschen mit all ihren Wurzeln auszuheben. Gesetzt den Fall, ein schwieriger Vater verträte den Geist, noch dazu den der hebräischen Literatur, den biblischen also, den göttlichen, und mache Angst, eine zum Nachbilden in deutscher Sprache begabte Mutter übernähme Rang und Rolle der Muttersprache. Dann wird ein kleiner zarter Junge tief beeindruckt vor der ungeheuren Bücherwand sitzen und von Vater- und Mutterseite her in den Hohlweg der Literatur getrieben werden. Hohlweg? Sackgasse; weil ihm die Frage, ob er eigentlich begabt ist und wozu, vor diesem Nachahmungsverhängnis gar nicht gestellt werden kann. Da ihm nichts Mächtigeres ersteht als der Vater, bleibt seine Bildungsmöglichkeit, die Entwicklung literarischer Urteilskraft ganz und gar stecken in dem gewiß mittlern Niveau der Zeit zwischen 1905 und dem Weltkrieg, wie er sie später in den Jahrgängen der ‚Neuen Rundschau' nachlesen kann. Nichts Ähnliches darf den Vater überleben, überschatten, fortsetzen oder gar beerben; darauf steht der Tod, die literarische Hinrichtung. Von den Freunden des Vaters nehmen die Verstorbenen, etwa Moritz Heimann, den Rang kanonischer Heiliger an; die kümmerliche Sprachkraft des Kindes, aufgesogen von ungeklärten Komplexen, bevor sie noch Worte aufs Papier treibt, bleibt der Mutter hörig. Da sie in der paradoxen Lagerung seiner Voraussetzungen als Verdeutscherin des Vaters Deutschheit verkörpert, stützt er seine nur zu durchsichtigen Verneinungen heute schreibender Juden durch die Bejahung von Nichtjuden, die einfacher schreiben als zum Beispiel unsereiner. Das Ganze hat einen Bildungsfirnis, den reaktionären Haß auf alles Vorwärtsdrängende, wie es sich gehört, den Hang zur Bildung einer Sekte, in der die fressenden Angstkomplexe überhöht werden: Pylades rettet die Literatur. Armes Kind, du verbrennst dir an ihr nur die Finger. Dort nämlich, wo wir sie hintreiben, ist sie heiß, stößt sie ins Ungeformte vor, bricht sie Tabus, wird sie zum Muntwalt des Verdrängten und der Verleugneten. Lachend sehn wir zu, wie hier und dort ein kleines Lehrerchen irgendwelche Fehler mit roter Tinte anstreicht. Den berufenen Kritiker nämlich erkennt man an andern Dingen: an seiner Klarsicht, die Aufgaben der Kunstformen betreffend, die Gesetze des Epischen, die Grundrolle der Dichtung im Seelenhaushalt der Menschen überhaupt; an seinem Wissen um den Kontrapunkt von Personen, Schicksalen, Grundmotiven im Roman, um die Schwächen und Stärken von Dichtern und Gestaltern eben, die man erst einmal muß sehen können, ehe man sie öffentlich beredet.

Odysseus Freud

Um zur Sache selbst zurückzukehren: die Mythologie der Griechen hat, wie uns alle Pauker belehrten, allgemein menschliche Gültigkeit — wie sehr, wie tief und wie durchbohrend

freilich weiß man erst seit den wissenschaftlichen Expeditionen in den Hades, die der einsame Siegmund Freud angestellt hat. Nur um auf seine mächtige Gestalt wieder einmal hinzuweisen, wende ich mich für einen Augenblick von meiner Arbeit weg. Im Psychoanalytischen Verlag ist eben ein Band Theoretischer Schriften erschienen, die Gedankenarbeit jener fünfzehn Jahre zusammenfassend, die zwischen den Arbeiten der Mannesjahre und den herrlichen letzten des greisen Meisters stehen. Dies sind, in zwanzig Jahren nehme man mich beim Wort, Naturbeschreibungen der Menschenseele, jener wilden, erhabenen und grausigen Unterwelt, die wir alle in uns tragen. Ununterbrochen gehen von ihr die Taten der Menschen aus, von ihr nicht allein bestimmt, aber immer mitbestimmt und überwiegend von ihr bestimmt bei Primitiven, Kindern und jenen Neurotikern, von denen man oben zwei flüchtige Skizzen las. Es ist unmöglich, auch nur aufzuzählen, was die zukünftige Psychologie — für uns die gegenwärtige — diesem Band von 400 Seiten entnehmen wird. Die Beschreibung des Narzißmus, der Verdrängung, die große Darlegung des Unbewußten — dies nur als Beispiele; die 70 Seiten ‚Jenseits des Lustprinzips", die 110 Seiten „Massenpsychologie und Ich-Analyse", und jene Schrift „Das Ich und das Es", ohne die man nicht weiß, wer man ist. Längst ward ja klar, wer heute als mißverstandenster Denker der Welt gelten darf, wer in dieser Beziehung, und nicht nur in dieser, den Friedrich Nietzsche unsrer Jugendjahre abgelöst hat. Ja, Siegmund Freud, hier spricht er als der Denker; aus dem naturforschenden Arzte hat er sich zwanghaft, unlustig, fast mit Widerwillen dazu entwickelt. Daher er als Schriftsteller des Denkens die Schmucklosigkeit selbst ist — und ein Meister. Denn die Wortkargheit, die ihn überall dazu treibt, Satz für Satz mit Bedeutung vollzupressen, einen auf den anderen zu mauern, die herrliche Dichte und Folgerichtigkeit seiner Theorie aus ihnen erstehen zu lassen wie einen Quaderbau aus gewichtigen Steinen; das hat heute nicht seinesgleichen. Die Wahrheit ist das Kennzeichen ihrer selbst und des Falschen, prägt Spinoza seinen Grundbeitrag zum Problem der Evidenz. Noch nie, so lange die Menschheit über sich nachdenkt, hat eine wissenschaftliche Lehre das Innere des Menschen so in sich zusammenhängend ausgedeutet wie die Freudsche, im Menschen gleichsam einen organisierten Raum aufhellend. Tief ins Irrationale hinein macht sie die Gesetze von Ursache und Folge geltend, benennt eine begrenzte Anzahl von Prinzipien, eines aus dem anderen durch Beobachtung entwickelt, und dies nicht etwa in kontemplativer Schau, sondern am lebendigen Objekt festgestellt, am realen Menschen, der durch diese Erkenntnisse verändert ward, erleichtert, geheilt. Der Leser dieser Studien, Bemerkungen und Aufsätze muß den Eindruck haben, daß diese Naturerforschung der menschlichen Seele, diese dynamische Kraft, mit der Schicht für Schicht ihres Aufbaues abgetastet wird, nicht einen erdachten Menschen betrifft, sondern den wirklichen, den von heute und immer. Und wenn gar dieser Denker den Widerstand der Welt gegen

seine Lehre als zum System dieser Triebe gehörig aufdeckt, gilt der Satz des Spinoza wiederum, nur einmal umgekehrt: das Falsche bestätigt die Wahrheit und seine eigne Irrigkeit. So mögen sich also die Geisteswissenschaftler von 1931 angegrault von diesen apollinischen Berichten über die Urgründe des Dionysischen abwenden; es ist zu lange her, daß sie die Gründe ihrer Meinungen erlebten. Dieser Band Theoretische Schriften aber heißt nur darum nicht philosophische, weil der Mann dieses Wort nicht liebt, der heute vor drei Kontinenten die Herme des europäischen Denkens darstellt. Mit 75 Jahren noch herrlich umkämpft, darf er die Gewißheit hegen, daß die Leistung seines Lebens die Grundlagen unsrer Welt mit einer gesünderen Kanalisation versehen werden, einer adäquateren Erkenntnis der Menschennatur, dank jener Reinigung der Leidenschaften, die das befreiende Wort der Analyse neben das gestaltende der Dichtung reiht.

Cyniker? von Peter Panter

Auf meinem Nachttisch haben viele Bücher gelegen, in denen waren Schilderungen von Zeitungsredaktionen zu finden. Da ging es hoch her. Dideldumdei, bin nicht dabei, aber dies wäre zu sagen:

Die geschilderten zigarettenrauchenden und schnapstrinkenden Redakteure sind gar große Cyniker. Sie scheinen ihren Beruf nicht ernst zu nehmen. Sie hauen ihren Umbruch hin; sie streichen und sie schmieren, und was sie zu vermelden haben, ist ihnen, wie unser Feldwebel zu sagen pflegte, reißpipeneengal.

Ja, sollen denn Redakteure eine Zeitung wie einen Gottesdienst celebrieren? Sind wir nicht, wenn wir klug sind, im Beruf allesamt Cyniker? Kann man einen Alltagsberuf, der in den meisten Fällen keine Berufung ist, anders ausüben als: aus dem Handgelenk, mit der Zigarette im Mundwinkel, routiniert, halb gleichgültig, halb interessiert ... ist das nicht überall so? Es ist überall so.

Wie wird denn operiert? Wie wird denn eingekauft? Wie werden denn Fahrpläne gemacht? Feierlich? Nur Dummköpfe sind im Beruf feierlich. Wer auch nur ein wenig Verstand hat, weiß, daß die Welt nicht von Heiligen bevölkert ist, und daß, wie Ludwig Marcuse in seiner Heine-Biographie so gut sagt, nur Heilige oder pekuniär unabhängige Menschen ganz kompromißlos leben können. Wodurch es sich denn vielleicht erklärt, daß sich mancher wohlhabende Literat als Heiliger aufspielt.

Daß Redakteure Cyniker sind, unterscheidet sie nicht von andern Leuten. Ach, wenn sie nur Cyniker wären ...! Im Grunde zeigt diese Kritik, daß der Kritiker die Zeitung überschätzt: er sieht in ihr die vom Himmel geflatterte Botschaft, die ihm Befehl und Gesetz ist — und nun ist er enttäuscht. Wie! Die himmlischen Heerscharen glauben nicht ganz und gar an das, was sie durch die Posaune blasen? Diese Cyniker!

Ganz abgesehen davon, daß der cynische Journalist immer noch angenehmer ist als der feierliche Zeitungsfachmann, der sich für das Zentrum der Welt hält, scheint mir eine solche Kritik nicht etwa unerlaubt — Berufsreligionen habe ich nie mitgemacht. Aber schief ist sie, diese Kritik.

Was ist denn der Redakteur? Ein Angestellter. Traurig genug, daß ers immer nur zu fühlen bekommt, es aber nicht recht wahr haben will. Wer macht die Zeitung? Der Herr Cyniker? Ach, du lieber Gott. Er macht nur den Umbruch.

Die Zeitung wird vom Verleger gemacht. Den sollte man kritisieren — nicht durchaus und durchum mit Betonklötzern bewerfen, aber einmal schildern, wie er ist. In seiner ewig schielenden Angst, die er für Witterung hält; in seiner Beeinflußbarkeit; in der Verflechtung seiner geschäftlichen Interessen mit denen andrer Leute ... ich höre immer: Korruption. In Deutschland wird nicht bestochen. In Deutschland wird beeinflußt. Und was in der Zeitung steht, ist nicht halb so wichtig wie das, was nicht drin steht.

Daß aber die Abfassung der Nachrichten über Feuersbrünste und Erdbeben von fettigen Witzen begleitet wird, ist noch lange nicht das schlimmste an der Zeitung. Diese Redaktionsschilderungen sind so alt wie die Zolaschen Romane; wir kennen das. Ich vermisse etwas andres. Nämlich ein Postulat.

Die Zeitung sollte geistigen Leuten gehören, die sich geschäftliche Mitarbeiter halten. Das Umgekehrte dürfte nicht ganz das richtige sein.

John Maynard von Bernhard Citron

Wegen seines Kampfes gegen den Versailler Vertrag ist John Maynard Keynes, der englische Linksliberale und Finanztheoretiker, ein beliebtes Aushängeschild für den deutschen Nationalismus geworden. Ihm selbst ist das Problem des Goldstandards gewiß wichtiger als die deutsche Kriegsschuldenfrage. Über beide Themen sprach Keynes kürzlich im hamburger Überseeklub vor einem Parkett von Politikern, Diplomaten und Wirtschaftsführern. Doktor Carl Melchior, der die Versammlung leitete, erklärte nach der Rede des englischen Gastes, daß er von dessen Goldtheorie nicht überzeugt worden sei und ihm eine Stellungnahme zum Reparationsproblem als deutschem Delegierten nicht gestattet ist. Was Keynes von den Kriegsschulden gesagt hat, paßt allerdings nicht ganz in das Klischee, das man sich seit dreizehn Jahren von dem Vorkämpfer der Kriegsschuldenstreichung in Deutschland macht. Wohl kann der folgende Satz John Maynards in allen deutschen Blättern gedruckt werden:

> Kein verantwortlicher Mensch in England wünscht heute die Fortsetzung der Reparations- und Kriegsschuldenzahlungen in irgend einer Gestalt oder Form. Mein Land — alle Parteien und alle Interessengruppen eingeschlossen — tritt uneingeschränkt für völlige Aufhebung ein.

Aber dies ist nur eine grundsätzliche Haltung, der ganz andre praktische Schlüsse folgen:

Ist es besser, die ganze Angelegenheit (Reparationsschulden) ohne weitere Abmachung zu widerrufen oder durch Übereinkunft zu einer Regelung zu kommen, selbst auf Kosten eines bescheidenen Kriegsschuldenrestes? In mancher Stimmung ist man sehr der ersten Alternative zugeneigt. Wenn ich Deutscher wäre, so würde ich wohl recht häufig der ersten Stimmung sein. Es mag aber nichts desto weniger sein, daß diese Stimmung eher der Schwäche als der Kraft entspringt, und daß es doch der Weg ruhiger Klugheit ist, eine freiwillige Regelung zu sichern.

Als Keynes diese Sätze sprach, hatte Brüning bereits die ausländischen Mächte von dem deutschen Verlangen nach vorbehaltloser Kriegsschulden-Streichung und der Ablehnung jeder Kompromißformel in Kenntnis gesetzt. Die Öffentlichkeit erhielt die Nachricht erst später, sonst hätte der höfliche Herr Keynes gewiß nicht der Reichsregierung Schwäche vorgeworfen, die einer Augenblicksstimmung entspringend den „Weg ruhiger Klugheit" verlassen hat. Drei Lösungen der Reparationsfrage erblickt Keynes: 1. den Versuch, ein endgültiges Abkommen zu erzwingen und dabei das Scheitern der Lausanner Konferenz zu riskieren. (So handelt die Reichsregierung.) 2. Aufschub der Endregelung um zwei oder drei Jahre, während in der Zwischenzeit ein Moratorium erlassen wird. (Dies ist der Standpunkt Frankreichs.) 3. Kurze Vertagung, bis sich die Lage etwas geklärt hat, das soll Ende dieses Jahres sein. (Diesen Vorschlag befürwortet Keynes, während er die beiden andern ablehnt.)

Keynes Anschauung läßt sich ganz einfach analysieren: die plötzliche Zerreißung der Verträge könnte im gegenwärtigen Augenblick für Deutschland, dessen private Schulden viel drückender als die politischen sind, die bösesten Folgen haben. Die Verzögerung der Reparationskonferenz um einige Jahre würde die deutsche Wirtschaft ständig unter dem Druck völlig unübersehbarer Zahlungsverpflichtungen halten. Auch könnte sich Deutschland im Jahre 1934 oder 1935 grade am Anfang einer Konjunktur oder auch nur in einer Scheinblüte befinden, die dann ein falsches Bild von der Leistungsfähigkeit des Reiches geben würde. Warum ist aber Keynes für Vertagung bis zum Dezember? Er beteuert, daß er von der sogenannten deutschen Erfüllungspolitik keine hohe Meinung gehabt habe, aber:

Da diese Politik so viele Jahre hindurch und so beständig verfolgt worden ist, würde es da nicht bedauerlich sein, die Früchte jetzt, wo sie zu reifen beginnen, nicht zu ernten, jetzt, wo Deutschlands Ausdauer und Beharrlichkeit es vielleicht in die Lage bringen, den Lohn eines Abkommens zu ernten, dessen Bedingungen noch vor einem Jahre mit enthusiastischem Triumph begrüßt worden wären?

Aus dieser Meinung eines vorurteilslosen Deutschenfreundes geht hervor, daß der Reichskanzler seine diplomatischen Fähigkeiten so stark in der innern Politik einsetzen muß, daß sie in der Behandlung des Auslandes zuweilen versagen.

In vielen Punkten mißversteht John Maynard Keynes die deutsche Politik vollständig. So ist er der Meinung, daß die

Deflationspolitik, die in Deutschland teils zwangsläufig teils absichtsvoll getrieben worden ist, nur eine notwendige „Demonstration" gewesen sei. Diese Unterstellung ist abwegig. Die Schrecken der Inflation von 1923 sind unvergessen. Bis vor einem Jahre hätte kein deutscher Staatsmann mit dem Gedanken einer Inflation spielen dürfen. Auch heute noch stehen den Wünschen verschuldeter Wirtschaftskreise die Interessen weiter Sparerschichten gegenüber, auf die jede Regierung Rücksicht nehmen muß. Aber Keynes kann sich nun einmal den deutschen Standpunkt nur vorstellen als eine Demonstration vor dem Auslande, denn die von ihm verfochtene Abkehr vom Goldstandard soll ja den Völkern Erlösung von goldenen Fesseln bringen. Seit Jahren bekämpft der berühmte „fellow of king's college" in Cambridge die Vormacht des Goldes. Kurz nach Beendigung der deutschen Inflation, als auch England sich anschickte, zum Goldstandard zurückzukehren, begann Keynes seinen Feldzug. Man begriff seine Theorie um so weniger, als zu jener Zeit auch unter der Herrschaft des Goldes keine typischen Deflationserscheinungen sichtbar wurden. An Stelle der Noten- war die Kreditinflation getreten. Im Herbst 1930 veröffentlichte Keynes sein fundamentales Werk „A treatise on money", das soeben in einer ausgezeichneten Übersetzung unter dem Titel „Vom Gelde" bei Duncker & Humblot, München, erschienen ist. 1930 horchte die Welt schon auf, die Leiden der Depression wurden von Tag zu Tag größer, und die Sirenengesänge der Goldlosigkeit fanden willig Gehör. Im vierten Buche dieses Werkes werden die Wege gezeigt, auf denen die Diskrepanz zwischen Auslandsbilanz und Auslandsanleihen beseitigt wird. Unter der Zuchtrute des Goldstandards wird das gelbe Metall ausgeführt, während gleichzeitig im Lande eine Erhöhung der Zinssätze und damit Sinken der Preise und Verkleinerung der Anlagen eintritt. Ohne Goldstandard wirkt sich der gleiche Vorgang in einem Absinken des intervalutarischen Kurses aus. Dadurch wird dann die Kauftätigkeit nicht gelähmt sondern im Gegenteil angeregt. Man könnte also sagen, daß sich im ersten Falle die Dynamik des Goldes, im zweiten die Dynamik des Preisniveaus bewährt hat. Auf die Hochhaltung der Preise und auf die Anregung der Investitionen kommt es Keynes an; denn er ist auch Hauptvertreter der „Verschwendungstheorie". Die Quintessenz seiner wissenschaftlichen Begründung über Sparen und Investieren dürfte der Satz sein:

> Kurz, die Vermehrung oder Verminderung des Kapitals hängt von der Höhe der Investitionen und nicht von der Höhe der Ersparnis ab.

Man sieht, daß die währungspolitischen und nationalökonomischen Grundsätze hier deutliche Berührungspunkte haben.

In dem Vorwort zur deutschen Ausgabe darf Keynes den Triumph feiern, daß England und mit ihm eine große Reihe andrer Staaten die Abkehr vom Goldstandard vollzogen haben. Er betrachtet die Aufgabe des Goldes als Zeichen der Stärke. London wird wieder Kapitalzentrum, wenngleich vorerst nur eines Teiles der Welt, werden:

Es erscheint mir jetzt als eine Möglichkeit der nahen Zukunft, daß die Länder der Welt in zwei Gruppen zerfallen werden: die einen werden für eine Zeitlang weiter an der starren Goldwährung festhalten, während die andern auf irgend eine Form der Preisstabilität abzielen werden, unter Wahrung einer bestimmten, wenn auch unstarren Relation zum Golde.

In seinem hamburger Vortrag bezeichnete er die Länder, die Großbritannien noch folgen werden, nämlich Deutschland, Südafrika, die zentraleuropäischen Länder und Holland. Bisher schied sich die Welt in zwei Gruppen, die Gläubigerländer, die das Gold anziehen, und goldlose Schuldnerstaaten, die unter dem Deflationsdruck leiden müssen:

Die Abkehr der zweiten Gruppe vom Gold bedeutet den Anfang eines Prozesses in Richtung auf Wiederherstellung des wirtschaftlichen Gleichgewichts.

Weiter meint er, werde der Augenblick kommen, da die laufende Freisetzung des Goldes in Südafrika und Indien den Aktivsaldo der Goldländer übertreffen werde. Ist dies nicht ein circulus vitiosus? Dann wird vermutlich das Britische Imperium, das nun plötzlich vom goldärmsten zum goldreichsten Wirtschaftsgebiet geworden ist, den Goldstandard wiederaufrichten. Eine Mächteverschiebung würde eintreten, aber keine wirkliche Trennung der Welt vom Golde. Immer deutlicher fühlt man, daß auch dieser fanatische Bekämpfer des Goldes schließlich keinen andern Weg aus dem Dilemma weiß, als das Gold der andern selbst an sich zu ziehen. Er schlägt — wieder im Vorwort des Buches — eine neue internationale Währung vor, deren Kern „ein Warenbündel ist, das aus den wichtigsten, für die Mitglieder der neuen Währungsunion hauptsächlich in Betracht kommenden Welthandelsgütern bestehen würde". Aber nach außen soll auch diese Währungsunion am Goldstandard festhalten, mit dem alleinigen Unterschied, daß Goldeinfuhr- und Goldausfuhrpunkte weiter auseinander gelegt werden müßten. Warum dies eine revolutionäre Tat sein soll, begreift kein nüchtern denkender Mensch. Warum — wie Keynes in Hamburg pathetisch ausrief — die Abkehr Englands vom Goldstandard ein Segen für die ganze Welt bedeutet, dürfte erst recht unverständlich sein. In Großbritannien sind die Nominalpreise bei verschlechterter Währung stabil geblieben, folglich hat dort die Abkehr vom Goldstandard einen tatsächlichen Preisverfall gebracht. Wenn England glaubt, bei seinem Export zusetzen zu können, so ist dies seine Sache, obwohl dieses Valutadumping Errichtung von Zollschranken und Einfuhrkontingente in andern Ländern zur Folge hat. Aber Deutschland kann sich weder Verschleuderung seiner Waren nach englischem Vorbild noch die Heraufsetzung der Nominalpreise nach altem Inflationsmuster leisten. Unsre Volkswirtschaft verträgt keine weitern Erschütterungen, sie kann nicht heute diesen, morgen jenen neuen Halt finden. Warum soll experimentiert und eine neue Währung gesucht werden, die in einem bestimmten Verhältnis zum Golde steht, wenn der Goldstandard schließlich doch die festeste Stütze ist, an der wir uns aufrichten können und die England nur solange verschmäht, als sie ihm nicht erreichbar scheint.

Der Kümmerer von Erich Kästner

Der Kümmerer ist zwar ein Mann,
doch seine Männlichkeit hält sich in Grenzen.
Er nimmt sich zwar der Frauen an,
doch andre Männer ziehn die Konsequenzen.

Der Kümmerer ist ein Subjekt,
das Frauen, wenn es sein muß, zwar bedichtet,
hingegen auf den Endeffekt
von vornherein und überhaupt verzichtet.

Er dient den Frauen ohne Lohn.
Er liebt die Frau en gros, er liebt summarisch.
Er liebt die Liebe mehr als die Person.
Er liebt, mit einem Worte, vegetarisch!

Er wiehert nicht. Er wird nicht wild.
Er hilft beim Einkauf, denn er ist ein Kenner.
Sein Blick macht aus der Frau ein Bild.
Die andren Blicke werfen andre Männer.

Wenn eine Dame Angst vor Dieben hat
und wenn ihr Mann Hals über Kopf verreiste,
bezieht er dessen Lagerstatt.
Er spielt den Hausherrn. Aber nur im Geiste.

Er stellvertritt die Bräutigams.
Er ist der Double für die Kleinigkeiten.
Und zu Beginn des Hauptprogramms
wird er gebeten, eiligst zu entschreiten.

Die Kümmerer sind nicht ganz neu.
Auch von von Goethe wird uns das bekräftigt.
Sein Clärchen war dem Egmont treu.
Doch der war meist mit Heldentum beschäftigt.

So kam Herr Brackenburg ins Haus,
vertrieb die Zeit und half beim Wäschelegen.
Am Abend warf sie ihn hinaus.
Wer Goethes Werke kennt, der weiß, weswegen.

Auch mit dem Werther war das so.
Sie alle kennen ihn durch seine Leiden.
Er war ein Kümmrer comme il faut
und half der Lotte, Stullen schneiden.

Die Kümmerer sind sehr begehrt,
weil sie bescheiden sind und nichts begehren.
Sie wollen keinen Gegenwert.
Sie wollen nichts als da sein und verehren.

Sie heben Euch auf einen Sockel,
Der Euch zum Denkmal macht und förmlich weiht.
Dann blicken sie durch ihr Monokel
und wundern sich, daß Ihr unnahbar seid.

Dann knien sie hin und beten an.
Ihr gähnt und haltet Euch mit Mühe munter.
Zum Glück kommt dann und wann ein Mann
und holt Euch von dem Sockel runter!

Bemerkungen

Warum gerade Breslau?

Wir haben fünf Kunstakademien in Preußen. Drei sollen jetzt stillgelegt werden: Kassel, Königsberg, Breslau. Es bleiben dann Berlin und Düsseldorf.

Durch die Schließung Breslaus würden etwa 160 000 Mark erspart werden. Lohnt es wegen dieser Summe ausgerechnet die lebendigste unsrer Akademien zu schließen, ausgerechnet jene, an der unter Oskar Moll Johannes Molzahn, Georg Muche, Oskar Schlemmer auf einer sehr gesunden Basis gemeinsam wirken? Ob es nicht Mittel und Wege gibt, 160 000 Mark im Etat der preußischen Akademien einzusparen, ohne die in Breslau begonnene Arbeit abzubrechen? Ganz bestimmt gibt es solche Möglichkeiten; die Situation könnte sogar im Sinne einer Intensivierung der Leistung ausgenutzt werden. Hindernisse machen nur die heiligen Grenzen der Ressorts. Für die breslauer Kunstschulen (außer der Akademie, Kunstgewerbeschule und Baugewerksschule) sind zuständig: das Kultusministerium, das Handelsministerium und die Stadt. Bleibt jedes Ressort in seinen vier Pfählen, so wird der Schließung der Akademie in absehbarer Zeit auch das Ende der andern Schulen folgen. Einigen sich die Ressorts auf eine systematische Zusammenarbeit, so können die 160 000 Mark gespart und die Leistungen zugleich verbessert werden. Solche Pläne hat schon Pölzig verfolgt, als er Direktor in Breslau war, und jetzt hat Rading detaillierte Programme eines Schulaufbaues vorgelegt, der die gewünschten Ersparnisse bringen würde.

Es gibt aber auch noch einen andern Weg. Berlin (Akademie und Staatliche Kunstschule zusammen) hat etwa achtzig Lehrkräfte. Breslau und Königsberg zusammen haben etwa dreißig. Wäre es unmöglich, durch Verzicht auf einige Klassen in Berlin und Düsseldorf die gänzliche Schließung der beiden Akademien im Osten zu vermeiden? Berlin und Düsseldorf können zur Not am ehesten auch ohne Akademie existieren, sehr viel eher jedenfalls als Breslau und Königsberg, für die die Existenz der Akademie eine absolute Voraussetzung des künstlerischen Lebens ist. Am Rhein sind viele leistungsfähige Schulen nahe beieinander, von Berlin gar nicht zu reden. Aber im Osten sieht es anders aus. „Nimmt man uns die Akademie", schrieb mir aus Königsberg eine Künstlerin, „dann sollte man uns lieber gleich in den Sarg legen." Wir wollen uns in bessern Zeiten über die Funktion der Akademien kritisch unterhalten. In diesem Moment müssen wir uns gegen ihre Schließung wenden, besonders gegen die Schließung beider Akademien im Osten — und ganz besonders gegen die Schließung der zukunftsvollsten: der breslauer.

Adolf Behne

Strafvollzug

Es gibt auch weiße Raben. Der Strafanstaltsdirektor Fritz Kleist in Celle ist einer.

Man lese seine „Jugend hinter Gittern"; man bewundere den Mut dieses Mannes, der zu sagen wagt, daß das Elend der obdachlosen Jugend Deutschlands genau so groß wie das der russischen ist — und man spende, wenn man kann und wo man kann, an die Städtische Sparkasse Celle auf das Konto A. 2362 für die Strafanstalt Celle.

Hier ist die Garantie gegeben, daß das Geld vernünftig verwandt wird.

Ignaz Wrobel

Viel zu viel und viel zu wenig Lärm

Hat sie wirklich niemand beschrieben, die Situation der Schweiz während des Weltkrieges? „Dieses Grausen, dieses Herzklopfen auf der einen Seite — und die strenge Abgesperrtheit auf der andern..." Vielleicht gibt es darüber doch ein Buch, vielleicht ein schweizerisches? Jedenfalls ist es heute, dreizehn Jahre nach Kriegsende, ähnlich wie im Kriege: kaum hat man die letzte deutsche Grenzstation hinter sich, fällt erst einmal der Druck, der im Vaterland auf jedem von uns mehr oder weniger lastet, herunter.

Wenig Engländer aber haben ihr country verlassen. Es gilt allgemein als schieberhaft, ins Ausland zu reisen, und man bleibt besser zu Hause. Auch von dem unendlichen Deutschenzustrom in die Schweiz ist vorerst wenig zu merken. Ein paar überzeugte Luganesen und Asconauten, die bereits vor fünf, sechs Jahren ihre Ruhe haben wollten und sich mehr oder weniger bescheiden im Tessin angesiedelt haben, und die paar Trikotagenindustriellen aus Süddeutschland oder Chemnitz, die ihre jahrelangen Geschäftsverbindungen mit der Schweiz ausnützten und sich zumeist um Luzern herum niedergelassen haben, sie alle machen noch lange keine deutsche Invasion, von der bei uns gemunkelt wird. Eine deutsche Invasion besteht hier vorerst einmal in deutschen Filmen. Von Adalbert über Krauß bis Wallburg ist alles da, was in Berlin in den letzten Wochen über die Leinwand gegangen ist. Aber neben diesen Hauptfilmen laufen hier immer noch eine Reihe Beifilme, und da gibt es allerhand zu sehen, was bei uns verboten ist oder aus irgend einem Grunde den Weg zu uns nicht findet. Neben wunderbaren, neuen amerikanischen Trickfilmen zum Beispiel die Fox-Wochenschau, die immer ganz besonders klug zusammengestellte Bilder zeigt. Erst ein paar allgemein interessierende Aufnahmen: Empfang pariser Kinder im Elysée, irgend eine technische Neuheit, dann Großaufnahme und in verschiedenen Phasen: eine neue und von zehntausend Personen besuchte Friedenskundgebung in Paris. Man sieht und hört die einzelnen Redner

sprechen, man sieht und hört die Friedensbegeisterten applaudieren, besonders als der Trocaderoskandal gegeißelt wird. Endlich spricht der kriegsblinde Abgeordnete Thébault. Er endet seine ausdrucksvolle und eindrucksvolle Rede: „Je vous dis un mot, un simple mot, un petit mot, un humble mot... Paix".

Unmittelbar auf diese Friedenskundgebung in Paris folgen, kommentarlos, Bilder vom mandschurischen Kriegsschauplatz: Angriffe der Japaner, Manöver vor dem Kaiser von Japan. Trommelfeuer, sterbende Soldaten, Rauch, Tankgeschwader, Zerstörung und Tod. Und dann, nach Friedensversammlung und Trommelfeuer, erscheint ER.

Er, Wilhelm II., ehemaliger deutscher Kaiser, zur Zeit Holland, Schloß Doorn.

„Dieser Film ist kein politischer Film, er verfolgt keinerlei Tendenz", sagt die geduldige Leinwand. „Er will nur das Leben des Exkaisers in Doorn zeigen. Das Publikum ist gebeten, sich jeder Demonstration zu enthalten."

Da also ist er. Eitel und selbstbewußt wie immer. Vielleicht hat er Geld gebraucht und deshalb dem Drängen der Filmgesellschaft nachgegeben? Aber er hat zur Bedingung gemacht, daß „er und sein Film" niemals in Deutschland vorgeführt wird.

Vielleicht kam dieser Wunsch aus jenen vernunftlosen Bezirken, wo nur noch dunkle Ahnungen regieren und eine solche ihm sagte: ich könnte die restlichen Sympathien mir gewogener Untertanen ganz verlieren, sähen sie mich so nah: in Kleidern nackt.

Mit kleinen Schritten geht er, mit Ledergamaschen bewehrt, durch seinen herrlichen Park, zum Teich. Dazu erzählt uns der Erklärer des Films in exaktem Französisch: „Sie sehen hier den ehemaligen Kaiser, wie er in strammer Haltung und immer noch von seinem Gottesgnadentum überzeugt, seiner täglichen Beschäftigung nachgeht. Er füttert die Fische und Enten. Kein andrer als er darf den Tieren Futter reichen." Nur er allein — welch ein Symbol!

Dann geht es weiter, zum Holzplatz. „Er wird heute nicht wie sonst Holzblöcke zersägen, heute schichtet er nur die gestern zersägten Holzklötze auf." Und dann nimmt Majestät mit der rechten Hand Klotz auf Klotz aus einem bequem in Reichhöhe stehenden Karren und schmettert sie mit schönem Schwung in irgend welche Ferne. „Sie sehen hier deutlich, wie der linke Arm verkrüppelt zur Seite hängt", sagt der Erklärer.

Genug der körperlichen Arbeit. Vor dem Schloß empfängt S.M. nunmehr eine selig lächelnde Deputation, die aussieht wie ein Gesangverein aus Hinterpommern. Ist es wohl auch. Majestät raucht eine Zigarette. „Stärkern Tabakkonsum hat ihm der Arzt untersagt", bemerkt der Erklärer. Schließlich gesellt sich Frau Hermine zu dem Gatten. Freundlich schmeichelnd, dick, betulich. Und ihre zwei nicht grade schönen Töchter umhüpfen Väterchen „wie seine eignen Kinder". Immerhin, diese drei Damen lächeln — Väterchen dagegen, unentwegt tierisch ernst aussehend, steigt würdevoll ins wartende Auto und entschwindet grüßend unsern Blicken.

Strafe muß sein! Wir in Deutschland dürfen das nicht

sehen. Soviel Lärm um einen Eierkuchen, sagt der Franzose...

Und dann, andern Tags: Howard Hughes Thrilling... multi million dollars film. „Hell's angels." „Engel der Hölle!" der gewaltigste, packendste und teuerste Tonfilm in sechzehn Akten. 25 Millionen Herstellungskosten. 50 Prozent deutsch und englisch gesprochen. Der deutsche Heldenkampf in den Lüften. Ein Drama zwischen drei Freunden, einem Deutschen und zwei Engländern. In Deutschland, Frankreich und Holland verboten.

Im Kino viele junge Leute, wenig Frauen. Die Tonfilmapparatur spielt vom „kleinen Gardeoffizier" über den Song der Dreigroschenoper und „der kleinen Konditorei" alle Schlager, die unser an bettelnde Hofsänger und Harmonikaspieler gewöhntes Ohr so sehr gut kennt...

Der Film, von dem ich nicht weiß, in welcher Valuta er 25 Millionen gekostet hat, ist ein anscheinend erst später nachsynchronisierter, stummer Film, dessen Handlung teilweise unerträglich larmoyant und kindisch primitiv konstruiert ist. Eine englische Lady von einer Haarfarbe, für die man das Wort himmelblond erfinden müßte, umgirrt, umzirkt eine ganze Kompagnie gutmütiger und lüsterner englischer Offiziere. Die Engländer sind alle Engel, die Deutschen — die Zeppelinbesatzung, die Fliegeroffiziere um den Fliegerkönig von Richthofen — sind lauter Hunnen. Diese Hunnen werden, deutsch sprechend, von englischen Schauspielern gemimt, und bis auf kleine Anglizismen, nicht einmal schlecht gemimt. Karikaturen gewiß, aber abzüglich der Karikatur bleibt ein Wahrheitsrest zu tragen peinlich. Dieser Film kann — bei Gott — nicht in Deutschland gezeigt werden. Der Herr Friedensfreund Howard Hughes waren da scheinbar etwas einseitig friedensfreundlich.

Was kann dieser Film nützen? Er appelliert zwar an das Friedensbedürfnis der Massen, aber er zeigt die Ohnmacht des Einzelnen der Gesamtheit gegenüber, die aus falsch verstandener Ideologie lieber stirbt, lieber sich verkrüppeln läßt, als den Schimpf der „Feigheit" auf sich nimmt oder dagegen protestiert, sich freiwillig totschlagen zu lassen.

In diesem Film werden die großartigsten Fliegeraufnahmen gezeigt, die ich je gesehen habe. „Wings" war nichts dagegen. Ein Zeppelin stürzt brennend zusammen wie ein Mecanokastenbauwerk. Der Unterschied zwischen deutscher und britischer Kriegführung ist eklatant: die Deutschen, verbissen, verknurrt, ihrer Mission bewußt, kämpfen in der Luft und auf der Erde mit Todesverachtung; die Engländer, eigentlich nur der Not gehorchend, von Mord und Tod bald angewidert, bekommen allmählich so etwas wie Sportbegeisterung und freuen sich kindlich über jeden abgeschossenen deutschen Flieger. Mitten im Maschinengewehr-

feuer der Flugstaffel treiben sie allerhand Allotria miteinander.

Das schweizer Publikum sah diesem großartig photographierten Monumentalfilm höchst skeptisch zu. Und als eins der auserkorenen Opfer nach dem andern als abgeworfener Ballast durch die Falltür des Zeppelinluftschiffes ins Bodenlose versank, als uns Deutschen ein kalter Schauer den Rücken herunterkroch, ob solcher scheußlich realistischer englischer Phantasie, da begann man im Publikum mehr oder weniger laut zu lachen.

Nein, man will keine Kriegs- und Friedensfilme mehr. Man will Ruhe oder — neuen Mord und Totschlag. Überall gibt es viel zu viel, viel zu wenig Lärm um dies Désastre.

Lisa Matthias

Peinliche Einladung

Diese Geschichte ist Lady Astor, der bekannten konservativen Abgeordneten passiert.

Ihre Versammlungen wurden auf den Werften von Southampton veranstaltet. Nach Schluß solcher Meetings hatte sie die Gewohnheit, sich von Matrosen zur Hausagitation begleiten zu lassen. Eines Tages kommt sie mit einem strammen Matrosen zu einer Hafenarbeiterwohnung und läutet an der Tür.

„Ist deine Mutter zuhause?" fragt Lady Astor das kleine Mädchen, das ihr öffnet.

„Nein", antwortet die Kleine, „sie ist ausgegangen. Aber sie hat hinterlassen, daß das Zimmer bereit steht. Sie mögen sich bedienen und beim Fortgehen einen Shilling auf den Kamin legen."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Montag Spichernsäle, Spichernstr. 3. 20.00: Weltabrüstung oder Krieg. Es sprechen Marcelle Capy, Siegfried Kawerau, Otto Lehmann-Rußbüldt, Otto Reinemann, Toni Sender und Superintendent Ungnad.

Akademische Vereinigung zum Studium sowjetrussischer Probleme. Dienstag 20.15. Musiker-Festsäle, Kaiser-Wilhelm-Str. 31: Die Volksgesundheit im Fünfjahresplan, Max Hodann.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten und Gesellschaft für politische Theorie. Freitag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz, Kommandantenstr. 84: Oeffentliche Diskussion: Trotzkis Kritik am deutschen Kommunismus, Dr. Schwengler von der Linken Opposition der KPD (Bolschewiki-Leninisten). Vorsitz: Kurt Hiller.

Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft. Freitag 20.00. Breitkopf-Saal, Steglitzer Str. 35 Erhöhung und Erniedrigung der Frau, Karen Horney.

Internationale Arbeiter-Hilfe. Gruppe Geistesarbeiter. Montag (25.) Palais des Zentrums, Rosenthaler Str. 36, am Hackeschen Markt. 20.00: Das Programm der N. S. D. A. P. Referent: Nettelbeck. In der Diskussion: Wieland Herzfelde, Franz Leschnitzer, Peter Maslowski, Resch.

Galerie Neumann-Nierendorf, Königin-Augusta-Str. 22. Ausstellung Alfred Dupré-Köln.

Zürich

Weltbühnenleser. Montag (25.) 20.30. Roter Saal (von Karl dem Großen: Marx und Freud, Fritz Brupbacher.

Bücher

André Gide: Oedipus. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Rundfunk

Dienstag. Hamburg 11.00: Ernst Johannsen liest. — Berlin 17.50: Bücher über die Abrüstung, Walter Hagemann. — 19.30: Erich Ebermayer liest. — Königswusterhausen 19.30: Kann sich Deutschland wirtschaftlich unabhängig machen? M. J. Bonn und R. G. Quaatz. — Hamburg 19.30: Robert Neumann liest. — 20.00: Paul Hindemith spielt. — Berlin 20.00: Wilhelm Furtwängler dirigiert. — Leipzig 21.45: Eine Stadt wird geboren, Arno Schirokauer. — Berlin 22.00: Das Ende des britischen Freihandels, Hörbericht von Actualis. — **Mittwoch.** Langenberg 18.00: Robert Neumann liest. — Königsberg 18.25: Wird die Menschheit dümmer oder klüger? Axel Eggebrecht. — Berlin 18.55: Von der Französischen Revolution bis zum Wiener Kongreß, Valeriu Marcu. — **Donnerstag.** Langenberg 18.05: Der politische Publizist, Kurt Hiller. — **Freitag.** Berlin 17.40: Gerhart Pohl liest aus Vormarsch ins 20. Jahrhundert. — Breslau 20.15: Klassische Fragmente: Schillers Demetrius und Kleists Robert Guiskard. — Leipzig 21.15: Meister des Feuilletons: Heinrich von Kleist. — **Sonnabend.** Leipzig 19.30: Nikisch-Gedenkfeier.

Antworten

Jan Bargenhusen. Sie schreiben uns: „Liebe Weltbühne, ich lese da eben in deiner Nummer 2 unter ‚Antworten' in Sachen Doktor Hans Wollenberg den Satz: „... aber einen Kollegen bei seinem Verlag zu denunzieren, das ist ja wohl das Unappetitlichste, was man machen kann.' Schön und gut und richtig. Trotzdem wundere ich mich etwas über das Maß deiner gewiß gerechtfertigten Entrüstung. Ich wundere mich deshalb, weil ich in den letzten Monaten habe einsehen müssen, daß das Denunzieren hier so des Landes Brauch ist. Hier meine Erfahrungen, soweit sie auch die ‚Weltbühne' interessieren. (Wenn C. v. O. diesen Brief veröffentlichen will, so muß er allerdings den Weltbühnen-Lesern zum bessern Verständnis der Dinge mitteilen, daß ich nicht nur im Grün-Front-Jägerhütchen durch die Agrarpolitik streife, sondern im Hauptberuf die zivile Melone des Handelsredakteurs zur berliner Börse trage.) Also: vor einigen Monaten, Ende August 1931, habe ich da einmal in der ‚Weltbühne' über die ‚Schwarze Front' geschrieben. In dem Artikel war ganz beiläufig eine gewisse Bank erwähnt. Einige Zeit später, Anfang Oktober, erscheint in der pazifistischen ‚Chronik der Menschheit' eine offensichtlich von dieser Bank veranlaßte sehr eingehende Erwiderung. Der Verfasser weist mit großem Aufwand an Worten und Bilanzziffern nach, daß jene Bank Ende 1930 nicht illiquide war, was ich auch niemals behauptet hatte; ich hatte lediglich (August 1931!) gesagt: Die Einlagen der Bank seien nicht liquide angelegt. Interessant an dem Artikel meines Kritikers, der sicherlich ‚vom Bau' ist, aber den allgemein unbekannten Namen Markowski trägt, sind folgende Einzelheiten: erstens, daß er mich bei meinem Verlag zu denunzieren versuchte, zweitens, daß er ziemlich deutlich weitere Angriffe gegen meine engern Kollegen, die Handelsredakteure meines Blattes, ankündigte, und drittens, daß er, völlig unmotiviert, eine ‚warme Lanze' für Herrn Flick einlegte. Wobei er aber seine unbestreitbare Kenntnis in Bilanzdingen völlig beiseite ließ und den ‚Fall' Flick, der ja eben doch ein ‚Fall' Stahltrust ist, in eine Angelegenheit Charlottenhütte zu verharmlosen suchte. Von diesem Angriff in der ‚Chronik der Menschheit' bekam weder mein Chefredakteur noch ich selbst etwas zu sehen. Dafür gingen leitenden Herren meines Verlags drei Exemplare jenes Heftes zu, sauber mit Blau- und Rotstift angestrichen... Kurze Zeit später erfolgte auch der angekündigte Angriff gegen drei oder vier meiner Kollegen von der Handelsredaktion. An der ganzen Geschichte ärgerte mich besonders das Eine: die verlogene Art, wie jener große Unbekannte Markowski die Angelegenheit Flick — Stahlverein behandelt hatte. Eine Polemik, ein Hin und Her zwischen Bargenhusen und Markowski, ‚Weltbühne' und ‚Chronik der Menschheit', schien mir wenig geeignet, den Sachverhalt aufzuhellen. Deshalb versuchte ich, den Fall Markowski-Flick derart zu klären, daß ich in meinem nächsten Weltbühnen-Artikel, in Nummer 48 (‚Einer muß geschlachtet werden', so hat ihn Eure Redaktion überschrieben) einmal kräftig auf den Busch klopfte. Ich schrieb da etwas von ‚korrupten Elementen in der deutschen Handelsjournalistik', die ‚wider besseres Wissen Schönfärberei betreiben'. Dieser Satz, der manche meiner Kollegen verständlicherweise befremdet hat — die allgemeine Wendung war ja sicher nicht geschickt gewählt — bezog sich also nur auf einen Einzigen: auf Markowski. Leider ist er noch nicht aus seinem Busch herausgekrochen, obwohl er aus den folgenden Sätzen des Artikels, in denen von der Charlottenhütte und dem Stahlverein ausführlicher die Rede war, deutlich hätte entnehmen können, auf wen ich gezielt hatte. Aber Folgendes hat sich ereignet: wieder einmal wurde einer der leitenden Herren des Verlags, bei dem

ich als Redakteur arbeite, telephonisch auf den ‚neuen Bargenhusen-Artikel' aufmerksam gemacht. Der Anrufende war ein Kollege, ein Redakteur — nennen wir ihn Herrn A. —, der bei einem Börsen-Fachblatt (keiner politischen Tageszeitung also) leitend tätig ist. Vorher hatte sich Folgendes abgespielt: Der Leiter des berliner Pressebureaus eines dem Stahlverein nahestehenden schwerindustriellen Konzerns hatte seinerseits Herrn A. angerufen und ihn auf den Weltbühnen-Artikel aufmerksam gemacht — doch wohl deswegen, weil er annahm, daß sich Herr A. für diese Publikation, in der von ‚korrupten Elementen' und ‚bewußter Schönfärberei' die Rede war, besonders interessieren müsse. Herr A. war sehr aufgebracht und erklärte, er wolle die Standesorganisation gegen jenen Bargenhusen mobilisieren. Bei ruhigerer Überlegung hat er aber darauf verzichtet. Es gibt ja da ein Sprichwort von der Jacke, die man anzieht, wenn sie einem paßt; Herr A. in dieser Jacke hätte aber, das merkte er wohl selbst, eine zu schlechte Figur gemacht. Dafür hat aber sein Informator, der Leiter der schwerindustriellen Pressestelle, die Aufmerksamkeit der Handelsredakteur-Vereinigung auf die — den Interessen des Berufsstandes angeblich abträglichen — Äußerungen meines Artikels gelenkt; Herr A. blieb so im Hintergrund. Nicht lange! denn kurze Zeit danach brachte Rabold in der ‚Welt am Montag' eine Glosse, in der meine kritische Äußerung über gewisse Elemente in der Handelsjournalistik, die gegen jenen Markowski gerichtet war, zitiert wurde, — ausgerechnet in dem Sinne, um die Position des Herrn A. zu stützen, der mittlerweile einen hitzigen Streit mit der Handelsredakteur-Vereinigung begonnen hat (einen Streit, bei dem der Verdacht eine große Rolle spielt, daß Herr A. die seiner Zeit von Markowski angekündigten Angriffe gegen meine engern Kollegen veranlaßt habe). Und kaum war jene Nummer der ‚Welt am Montag' auf der Straße, da klingelte Herr A. schon wieder bei einem Herrn der Verlagsleitung meiner Zeitung an, um ihn auf dieses Bargenhusen-Zitat aufmerksam zu machen. Emil Rabold, dem ich von dieser etwas merkwürdigen Auswertung seiner Glossen erzählte, war darüber nicht wenig verwundert. Ob nun endlich das denunziatorische Spiel, bei dem augenscheinlich nicht nur Einer geschlachtet werden soll, sein Ende findet? Ich will es hoffen. Aber vorher hätte ich doch gar zu gerne gewußt, wer nun eigentlich jener Markowski ist..."

Scheringer-Komitee. Das Verfahren gegen Scheringer hat das Interesse der Öffentlichkeit einmal wieder auf den Begriff des literarischen Hochverrats gelenkt. Aus diesem Anlaß veranstaltet ihr in der nächsten Woche je eine Schriftsteller- und eine Juristen-Konferenz. Es sprechen: Alfred Apfel, Herbert Blank, Lion Feuchtwanger, Gerhard Obuch, Arthur Samter und Frank Thieß. Ort: „Wilhelmshof", Anhalter Straße 12, Saal 3. Die Konferenz für die Schriftsteller findet am Mittwoch 20 Uhr, die für die Juristen am Donnerstag 20 Uhr statt. Angesichts der reichsgerichtlichen Rechtsprechung kann der Besuch nur empfohlen werden.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Die Komödianten vom 13. Juli

von Bernhard Citron

Ein halbes Jahr nach der Schalterschließung der Danatbank beginnen wir zu ermessen, wie groß die Folgen jener verhängnisvollen Julitage für die deutsche Wirtschaft und die ganze Nation gewesen sind. Die Stillhalteverhandlungen beweisen, daß am 13. Juli nicht nur das Schicksal der deutschen Großbanken sondern das Schicksal des Reiches auf Jahre hinaus entschieden wurde. Die gleiche Rolle wie in den vergangenen dreizehn Jahren die Reparationen, werden nunmehr die Stillhaltekredite spielen. Es zeigt sich, daß die freiwillig übernommenen Tribute viel schwerer tragbar sind als die aufgezwungenen. Solange es Kriegsschulden gibt, wird man nach der Kriegsschuld forschen, solange das Wirtschaftsleben durch die ans Ausland zurückzuzahlenden Bankschulden belastet ist, wird man auch hier immer wieder die Schuldfrage aufwerfen. Nach sechs Monaten ist der Bericht des Treuhänders für die Danatbank noch immer nicht veröffentlicht, nach sechs Monaten ist nicht entschieden, ob die Danatbank liquidiert, fusioniert oder als Industriebank weitergeführt werden soll. Dabei ist auch die Frage, welche Bankleiter in Amt und Würden bleiben können und welche in der Versenkung verschwinden müssen, von Bedeutung. Es ist nicht erstaunlich, daß sich alle Verantwortlichen vom 13. Juli gegen Angriffe, die in der Öffentlichkeit gegen sie gerichtet werden, zur Wehr setzen müssen. Schließlich geht es um die Ehre und in vielen Fällen auch um den Direktorenposten jedes Einzelnen.

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch hatte, was an sich erstaunlich ist, Jacob Goldschmidt die beste Presse. Man kannte ihn als liebenswürdigen, stets hilfsbereiten Menschen. In seiner Glanzzeit war er der Heros der Bankwelt, der sich um eine fast philosophische Begründung seiner Geschäftsprinzipien bemühte. Journalisten behandelte er zuvorkommend, fast kollegial, was ihm besonders hoch angerechnet wurde, da er seinen Berufskollegen gegenüber sich ganz anders aufspielte. Wenn er an der Börse erschien, dann pflegte er von dem erhöhten Platz seiner Bank eine Ansprache an die Umstehenden zu halten, die viele Börsenbesucher anlockte. Man hing an seinen Lippen, und wenn er am Tage der Herausgabe des Geschäftsberichts an der Börse erschien, dann konnte er die Gratulationscour seiner zahlreichen Getreuen abnehmen. Aber Jacob Goldschmidt vermochte sich mit der gleichen Würde, mit der er den gewaltigen Beherrscher der Bankwelt spielte, auch in die Rolle des besiegten Feldherrn hineinfinden. Als er am 13. Juli, dem Morgen nach der verlorenen Schlacht, die Pressevertreter empfing, verblüffte er durch seine Aufrichtigkeit, durch das Eingeständnis eigner Fehler und hatte auf diese Weise die Sympathien der öffentlichen Meinung zurückgewonnen.

So erklärt es sich, daß man damals mit der Darmstädter und Nationalbank Mitleid empfand, während sich der Zorn der

Wirtschaftskritik vor allem auf die Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft entlud. Der bekannte Finanzschriftsteller Alfred Lansburgh schrieb am 18. Juli in seinen „Briefen eines Bankdirektors an seinen Sohn": „Der Stoß, den die DD-Bank in der kritischen Nacht gegen ihre größte Konkurrentin geführt hat, muß moralisch um so mehr verurteilt werden, als grade diese Bank — im Gegensatz zu allen andern — schon vorher erheblich dazu beigetragen hat, daß die Schwierigkeiten der Danatbank unterstrichen und in Kreisen bekannt wurden, die sie bis dahin nicht sonderlich ernst genommen hatten; und als grade diese Bank obendrein die unbestrittene und einzige Nutznießerin jener Schwierigkeiten ist." Ein so heftiger Angriff von seiten eines vorsichtigen, durchaus bankenfreundlichen Publizisten mußte größtes Aufsehen erregen. Man erzählte auch, daß Reichskanzler Brüning, der seit dem 13. Juli sehr schlecht auf die Banken zu sprechen war, Herrn Wassermann nicht mehr empfange. Legenden bildeten sich über die Widersacher Goldschmidt und Wassermann, die den Führer der Deutschen Bank zweifellos in ein schiefes Licht rückten. Es war das gute Recht der Deutschen Bank, wie die Dinge auch lagen, sich gegen die Angriffe zur Wehr zu setzen. Aber die Zeit schien im Herbst noch nicht reif für den Gegenschlag zu sein. Erst als allmählich immer mehr aus dem Untersuchungsbericht über die Darmstädter und Nationalbank in die Öffentlichkeit drang, konnte man mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß der Deutschen Bank Gerechtigkeit widerfahren würde. Die Öffentlichkeit sieht jetzt, daß die Verhältnisse bei der Danatbank so zerrüttet waren, daß die Banken sich mit einer Solidarhaftung für das bedrohte Institut selbst ruiniert hätten. So hat sich die Stimmung gewandelt, man ist einer neuen Darstellung um so zugänglicher geworden, je mehr die Angelegenheit aus der Tageschronik in die geschichtliche Betrachtung gerückt ist.

Diese Darstellung, die eine Entlastung Wassermanns während der kritischen Tage enthält, hat jetzt Doktor Hans E. Priester, der bekannte Geldmarkt-Spezialist des ‚Berliner Tageblatts', gegeben. Der Titel der Broschüre heißt: „Das Geheimnis des 13. Juli — Ein Tatsachenbericht von der Bankenkrise". Wie der Titel so ist der Inhalt: eine Mischung aus Kriminalroman und Zeitungsreportage. Unmöglich, von Priester nicht gefesselt zu sein. Für einen modernen Kriminalroman sind aber einige Stellen zu unwirklich. Für die Verfilmung eignet sich das Buch ausgezeichnet. Aber auch dann müßten einzelne Stellen etwas realistischer gestaltet werden. Da wird zum Beispiel in der Broschüre erzählt: „Tatsächlich sei am Sonnabend früh ein Kassenbote der Reichsbank (bei der Dresdner Bank) erschienen und habe die ersten Wechsel über zusammen 10 Millionen Mark an der Kasse präsentiert. Er habe dort erklärt, er sei schon bei der Danatbank gewesen, sie habe aber die ihr präsentierten Wechsel zurückgehen lassen." Das soll Herbert Gutmann am nächsten Tage um 3 Uhr morgens dem Vizepräsidenten der Reichsbank Dreyse mitgeteilt haben. In der Phantasie der Beteiligten, die den Verfasser der Broschüre informiert haben, müssen die Vorgänge so roman-

hafte Formen angenommen haben, daß sich ihre Erzählungen für einen realistischen Film nicht immer eignen. Und für einen Tatsachenbericht? Die Änderungen, die bereits jetzt vorgenommen werden sollen, dienen allerdings nicht der Vorbereitung des Filmmanuskripts, sondern der Vermeidung eines Verbots. Da Priester die Deutsche Bank verteidigen wollte, ohne der Danatbank allzu wehe zu tun, suchte er als Sündenbock die Reichsbank. Mit Luther ist aber nicht zu spaßen. So wird sich der Verfasser bei der zweiten Auflage und der Übersetzung in andre Sprachen zu Milderungen bequemen müssen.

Hochdramatisch wird die Nachtsitzung vom 11. Juli geschildert. „Luther hatte sich in eine starke Erregung hineingeredet. Heftig gestikulierend stand er da, in der Hand seine Bibel, das Reichsbankgesetz." Das trifft nach der Darstellung von unbefangener Seite schon äußerlich nicht zu. Doktor Luther hat nicht gestanden sondern gesessen, er gestikulierte nicht und hatte das Reichsbankgesetz wohl vor sich auf dem Tisch liegen, aber er hielt es nicht „wie die Bibel in der Hand". Auch die sachliche Darstellung der Lutherschen Thesen klingt in mancher Beziehung unwahrscheinlich. Gewiß hat sich Luther in den entscheidenden Besprechungen darauf berufen, daß es schließlich noch ein Reichsbankgesetz gibt, an das er gebunden sei, und daß die Zentralnotenbank auf jeden Fall intakt bleiben müsse. Aber hatte nicht die Reichsbank Goldschmidt und Bodenheimer — dies dürfte in einer Unterredung mit Reichsbankdirektor Friedrich der Fall gewesen sein — aufgefordert, Wechsel auf die Debitoren der Danatbank zu ziehen? Die Reichsbank erklärte sich bereit zu diskontieren, was überhaupt nur diskontfähig sei. Aber Goldschmidt und Bodenheimer erwiderten: „sie wissen nicht, worüber sie noch verfügen können". Es ist ganz unerklärlich, welche Scheu die Danatbank davor hatte, der Reichsbank Wechsel zur Diskontierung einzureichen. Auch Priester berichtet von einer im Juni stattgefundenen Besprechung zwischen Jacob Goldschmidt und Nathan von der Dresdner Bank. Goldschmidt meinte, daß man den Reichsbankpräsidenten Luther zwar fragen könne, ob er sich verpflichte, jederzeit Geld zur Diskontierung von Wechseln zu geben. Aber Goldschmidt hielt diesen Versuch für so aussichtslos, daß er viel lieber gemeinsam mit der Dresdner Bank die Zahlungseinstellung androhen wollte. Die Abzüge bei der Danatbank hatten damals noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht, das Inland berannte erst in den Julitagen die Schalter. Wie soll man sich dieses gefährliche Spiel mit der Schalterschließung und die merkwürdiger Weise von Goldschmidt selbst bei verschiedenen Gelegenheiten getanen Äußerungen, daß die Lage sehr heikel sei, anders erklären als mit einer unglaublichen Selbstüberschätzung. Der Leiter der Danatbank dachte, wenn er, der König unter den Bankdirektoren, das Wort „Insolvent" in den Mund nehme, dann werden dem Reichskanzler und der Reichsbank die Knie schlottern. Er überschätzte bei weitem die Autorität, die er in der Jägerstraße genoß. Doktor Priester glaubt noch heute, daß Goldschmidts Figur in der Reichsbankleitung mit einer Gloriole umgeben war. Dem Reichsbankdirektorium war ein

Mann wie Goldschmidt stets verdächtig, er paßte nicht in die bureaukratische Atmosphäre dieses Hauses. Daher wirkte die Demaskierung auch gar nicht so sensationell, wie Jacob Goldschmidt sich das vorgestellt hatte. Im Mai fand nach der Priesterschen Darstellung eine Unterredung Wassermann-Goldschmidt statt, in deren Verlauf Oscar Wassermann seinem „Freunde" Goldschmidt klarmachte, daß man die Abziehungen aus dem Auslande noch aushalten könne, während es bei einem Run der Inlandskundschaft erst wirklich kritisch werden würde. „Immerhin hat Wassermann schon damals eine Liquiditätssteigerung der Banken für notwendig gehalten, und Goldschmidt entsprechend informiert. Goldschmidt schlug, wie sich später herausgestellt hat, diese Warnungen in den Wind, Wassermann dagegen handelte entsprechend". Ohne Zweifel ist die Deutsche Bank vorsichtiger und stets liquider gewesen als die Danatbank. Wäre es umgekehrt, dann hätte eben nicht die Danat- sondern die Deutsche Bank pleite gemacht. Aber im Mai ließ sich wohl nicht mehr viel ändern. Gewiß war der Rat des Herrn Wassermann sehr gut gemeint, aber Goldschmidt hätte darauf nur in der Redeweise seiner Vorfahren antworten können: „Mit Ratschlägen bin ich versehen". Schließlich blieb der Darmstädter Bank nichts andres übrig, als Kredite aufzunehmen, wo sie nur konnte. Es diente nicht grade zur Erhöhung ihres Prestiges; aber Priester, der dieses Verhalten scharf kritisiert, sollte immerhin überlegen, daß zu jener Zeit die Deutsche Bank doch nur Ratschläge aber keine nennenswerten Kredite gegeben hat. Den andern Ausweg, den Wechselkredit der Reichsbank in größtem Umfange in Anspruch zu nehmen, hielt Goldschmidt — wie bereits erwähnt — von vornherein für ungangbar. Wassermann wird mit Recht gegen den Vorwurf geschützt, daß er durch seine Äußerung über die Danatbank gelegentlich der Bildung des Garantiesyndikats dieser den Todesstoß versetzt habe. Wenn aber Wassermann voraussetzen durfte, daß die Lage der Danatbank allgemein bekannt war, dann ist auch der Vorwurf gegen Goldschmidt nicht berechtigt, daß er seinen Kollegen nicht reinen Wein einschenke, und damit „sein Sturz die Position der andern Banken in besorgniserregender Weise tangiert" habe. Menschenfreundliche Selbstmörder, die sich mit Gas vergiften wollen, heften an die Tür einen Zettel: „Vorsicht! Explosionsgefahr". Die Banken, die in guten Zeiten kein Solidaritätsgefühl bewiesen haben, zeigten es in schlechten auch nicht. Wenn eine von ihnen sich wirklich zum Schutz der andern aufraffte, so geschah es lediglich zur Vermeidung unmittelbarer eigner Gefahren. Nichts ist doch bezeichnender für die egozentrische Haltung, als daß Jacob Goldschmidt am Sonntag, dem 12. Juli, zehn Stunden in seinem Bureau in der Behrenstraße wie auf Kohlen sitzend auf den Anruf Wassermanns wartete, und man schließlich sogar vergaß, ihn zu der Sitzung in der Reichskanzlei einzuladen, die für das Schicksal der Danatbank entscheidend war. Brüning äußerte sich über die Dresdner Bank bei dieser Gelegenheit ähnlich wie seinerzeit Wassermann über die Danatbank. Warum war die Handlungsweise des Kanzlers so viel schlimmer als die des Herrn Wasser-

mann? War es jetzt nicht endlich Zeit, daß der verantwortliche Leiter der Reichspolitik das Kind beim rechten Namen nannte? Die Minister hatten in diesen Tagen überhaupt den Eindruck, als befänden sie sich in einem Tollhaus. Die Bankiers wußten überhaupt nicht, was sie wollten. Sie lehnten den Vorschlag des Kanzlers ab, auf dem Notverordnungswege alle Kreditinstitute, die sich in Liquiditätsschwierigkeiten befänden, zu schützen und die Gehälter der leitenden Angestellten gegebenenfalls abzubauen. Die Banken fühlten sich durch eine solche Regelung diffamiert.

Wie trefflich wird die Geistesverwirrung unsrer Wirtschaftsführer gekennzeichnet durch die von Priester wiedergegebene Erklärung des Direktors Frisch von der Dresdner Bank: „Bei dem Waffenstillstand" — so sagte er — „habe er einem französischen General gegenüber gesessen, aber selbst damals seien ihm nicht derartige diffamierende Angebote gemacht worden." Kann man sich in irgendeinem andern Lande der Welt vorstellen, daß ein Bankdirektor, der ohne Hilfe des Reiches morgen bankrott ist, den höchsten Beamten dieses Reiches mit dem Landesfeind vergleicht? Die Hybris hat schon größere Regenten gestürzt als die der Behrenstraße.

Hitler und Schleicher

In der ‚Berliner Volkszeitung' vom 21. Januar sind über die Vorgeschichte der Bemühungen um eine neue Kandidatur Hindenburg interessante Mitteilungen zu lesen, die eine Wiedergabe der Meinung maßgeblicher nationalsozialistischer Kreise sein sollen. Danach hat General von Schleicher schon Ende Dezember mit General von Epp verhandelt. Dabei habe Schleicher auf eigne Verantwortung Vorschläge gemacht, die nicht nur die Wiederwahl Hindenburgs sondern auch ein „Aufrüstungskabinett" sichern sollten. Dieses Kabinett sollte so aussehen: Reichskanzler: Groener, Vizekanzler und Inneres: Frick, Reichswehr: Schleicher, Wirtschaft: Hugenberg, Finanzen: Schacht, Äußeres: Brüning. Von diesen Vereinbarungen soll Herr von Schleicher seinem Chef nichts gesagt haben, so daß Groener glauben mußte, die Nazis seien plötzlich regierungsfromm geworden, und erst später beim Kanzler platzte die Bombe, als Hitler plötzlich für seine Zustimmung die Umbildung des Kabinetts forderte. So entwickelte sich der Wirrwarr, in dem die Besprechungen schließlich versackten.

Das Reichswehrministerium hat ebenso energisch wie ungeschickt dementiert. Bisher wurde immer die Lesart aufrechterhalten, Groener habe als Reichsinnenminister die Verhandlungen geführt, das Dementi spricht jedoch von den „beteiligten Stellen des Reichswehrministeriums". Früher hieß es, die Besprechungen Schleicher-Hitler gingen nur um technische Dinge, während jetzt zugestanden wird, das Thema sei „die Verlängerung der Amtszeit des Herrn Reichspräsidenten durch verfassungsänderndes Gesetz" gewesen. Die Behauptungen über die angebliche Rolle des Herrn von Schleicher nennt das Dementi „unsinnige und böswillige Erfindungen". Diese Entrüstung trifft daneben. Unsinnig sind nicht nur die Gerüchte, unsinnig waren diese Verhandlungen selbst, war die Hoffnung, Hitler mit ein paar Konzessionen zum Partner machen zu können. Man darf sich deshalb nachher nicht wundern, wenn die tollsten Versionen darüber in Umlauf kommen. Und grade eine so offene und unkomplizierte Soldatennatur wie Herr von Schleicher eignet sich am wenigsten zu delikaten diplomatischen Missionen oder zum Gesprächspartner mit Leuten, deren germanische Blondheit die ausgekochteste punische Tücke deckt.

Abrüstungs-Konferenz von Securius

Buchstäblich sieht „alle Welt" der genfer Abrüstungskonferenz wie einem lange angekündigten Theaterstück entgegen, wo das Spiel Ernst bedeutet. Es stellt sich daher auch die Erregung ein, die jedem Schauspiel vorausgeht. Eine Wette darauf, daß die Konferenz wenigstens so normal verläuft, wie alle Schöpfungen des Völkerbundes, das heißt, daß nichts Entscheidendes dabei herauskommt, wäre riskant. Allzuviel Explosionsstoff ist seit 1925 angehäuft, seitdem sie „vorbereitet" wurde. Beim Schluß der „Vorbereitung", Ende 1930, entstand ein Riß in der „Einigung", der fugenlos gekittet sein müßte, noch ehe die endgültige Konferenz zusammentritt. Dieser Riß steckt im Artikel 53 des Konventionsentwurfs der fünf Jahre. Er heißt in der von chinesischer Höflichkeit gesalbten Sprache Genfs so:

> Die vorliegende Konvention beeinträchtigt nicht die Bestimmungen früherer Verträge, in denen einzelne der Hohen Vertragschließenden Parteien eine Begrenzung ihrer Land-, See- und Luftrüstungen angenommen und somit ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten in dieser Hinsicht festgesetzt haben.

Das heißt in der Sprache gewöhnlicher Menschen, daß die Zentralstaaten Europas (Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Bulgarien) die ihnen auferlegten Rüstungsbeschränkungen weiter einzuhalten haben, während die bisher rüstungsfreien Staaten sich Beschränkungen auferlegen, die in den vorhergehenden Artikeln des Konventionsentwurfs festgelegt sind. Es ist nicht nötig, diese Beschränkungen im Einzelnen zu prüfen, da sie alle von der Art sind, wie sie schon die Flottenabrüstungskonferenzen in Washington, Genf, London vortäuschten. Das heißt, man schafft die Riesenpanzer mehr und mehr ab. Aber das dadurch freiwerdende Geld steckt man in U-Boote, Schnellkreuzer, vor allem in Flugzeugmutterschiffe. Das bedeutet Aufrüstung und nicht Abrüstung. Als im Mittelalter benachbarte Städte in den Feuerbereich der neuaufgekommenen Donnerbüchsen von der nächsten Stadt aus gerieten, entstanden die Städtebünde. Der Völkerbund entsteht, weil der Luftkrieg genau denselben Zustand für Europa bis zu einer Linie, etwa Riga—Odessa, schafft. Die Kosten des Krieges werden auch dann größer als der Ertrag, selbst wenn man vollkommen siegt, vollkommen kann man aber beim Charakter der modernen Kriegstechnik nicht mehr siegen. Daher die Resignation aller denkenden Militärs, wie sie in dem Sammelwerk der Interparlamentarischen Union zum Ausdruck kommt: „Wie würde ein neuer Krieg aussehen?" (Orell Füßli, Zürich.) Eine Reihe von deutschen, englischen, französischen und schwedischen Offizieren haben darin „kriegsverräterische Propaganda" gegen die Armeen aller Länder getrieben, und zwar so überzeugend, daß es viele Jahre Gefängnis wenn nicht Schlimmeres im Dritten Reich setzen müßte.

Von deutscher Seite sind es nicht etwa die Generale v. Deimling und v. Schönaich sondern die Generale v. Metzsch, v. Montgelas, v. Haeften. Auch aus den Werken v. Seeckts,

des Obersten K. v. Oertzen und des Majors Soldan kann man eine Blütenlese über das ethische Gesicht und die politische Bedeutung der modernen Kriegstechnik zusammenstellen.

*

Dieser Riß des Konventionsentwurfs geht aber durch alles, was Abrüstung und Abrüstungskonferenz angeht. Man beachte, daß diese Konferenz sich noch immer in ihrem embryonalen Stadium befindet. Ihre Frühzeit fällt in den Krieg hinein. Wilson versprach mit dem Völkerbund die Abschaffung der Heere in einem Ausmaß, das sich in der Phantasie der Völker in nichts von den später als utopisch bespöttelten russischen Vorschlägen von 1927 unterschied. Wilson versuchte sogar, den jetzigen geheimen Sinn des Krieges, der gar nicht mehr die „Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln" ist (wie das vielleicht noch bis zum russisch-japanischen Krieg gelten konnte), sondern der das Geschäft am Krieg selbst ist, den Lebensnerv abzutöten, indem er im Artikel 21 seines Völkerbundsentwurfes vom 16. Juli 1918 das Verbot jeder privaten Rüstungsindustrie vorsah.

Dieser ahnungslose Präsident des größten Industrielandes der Welt wird sich die Augen im Jenseits reiben, wenn ihm von dem diensthabenden Friedensengel der Konventionsentwurf vorgelegt wird. Darin steht von der Rüstungsindustrie überhaupt nichts mehr. Zwar spricht der Artikel 8 des Völkerbundsstatuts noch von den „schlimmen Folgen" der privaten Rüstungsindustrie. Die vorbereitende Abrüstungskommission ist aber in fünfjähriger Beratung mit diesen „schlimmen Folgen" nicht anders fertig geworden, als indem sie sie nach dem Muster der Parlamente an andre Kommissionen verwies, die über den so verderblichen internationalen Waffenhandel, dessen Opfer China mehr und mehr wird, soviel Papier bedruckten, daß der Papierberg sich neben dem Waffenberg sehen lassen kann. Es gibt aber dadurch nicht eine einzige Handgranate weniger.

Das gleiche Taschenspielerkunststück, nämlich ein Ding einfach hinwegzuzaubern, beging die Abrüstungsvorbereitung mit dem mysteriösen „Potentiel de guerre". Auch hier hatte der Artikel 8 als neuzeitliche Forderung gegenseitige Auskünfte über die „auf Kriegszwecke einstellbaren Industrien" verlangt. Das „Militärjahrbuch" des Völkerbundes hatte zwar im Anhang Unterlagen für eine solche Auskunft nicht nur über Heere und Flotten, sondern auch über die Fähigkeit gegeben, Heere und Flotten am laufenden Band zu produzieren. Aber auch hierüber geht der Konventionsentwurf zur Tagesordnung über, obgleich die Tabellen über die Streitkräfte, das heißt über die Soldaten, sogar die „täglichen" Durchschnittsbestände zu ermitteln suchen. Über das Verschwinden des „Potentiel de guerre" mag sich ebenfalls Wilson im Jenseits den Kopf zerbrechen.

*

Die Abrüstungskonferenz ist also ein Torso. Denn über zwei der wichtigsten Punkte des Artikels 8 wird man sagen: „Haben wir in der Schule (der Vorbereitung) nicht gehabt".

Sie enthält in dem Artikel 53 des Konventionsentwurfs, der die Ungleichheit von Besiegten und Siegern bestehen läßt, einen Erisapfel, auf dem nicht steht „Der Schönsten" sondern „Dem Stärksten".

Möglich jedoch, daß dieser Zankapfel schon hinter den Kulissen denaturiert worden ist. Die Möwen kreischten es bereits im Sommer über den Genfer See, daß die Deutschen den „Rüstungsausgleich", wenn auch nicht ganz, so doch mit Dingen in der Tasche hätten, die die französische Gruppe als zuverlässigste „Sicherheit" ansieht, nämlich militärische Mittel, während die Deutschen sich bisher mehr mit der „Sicherheit" durch den Völkerbundspakt begnügen mußten.

Dieser Zustand des Unterschieds zwischen rüstungsfreien und rüstungsbeschränkten Staaten ist natürlich auf die Dauer nicht haltbar. Weder militärisch noch „völkerrechtlich". Deshalb ist auch, so obenhin betrachtet, nichts so selbstverständlich als der von Deutschland geforderte „Rüstungsausgleich". Ebenso selbstverständlich ist es aber auch, daß es die Frage von Tod und Leben für Europa bedeutet, ob dieser Rüstungsausgleich durch Aufrüstung der rüstungsbeschränkten oder durch Abrüstung der rüstungsfreien Staaten zustande kommt. Denn die von Weiterblickenden schon vor dem Kriege ausgesprochene Wahrheit „Sicherheit durch Abrüstung", also das Gegenteil von „Willst Du den Frieden, so rüste zum Krieg!" wird dadurch nicht unwahr, daß auch der deutsche Reichswehrminister sie sich in seinem amerikanischen Weihnachts-Interview zu eigen machte. Warum drohen dann aber seine Leute mit der autonomen Aufrüstung Deutschlands, wenn der Rüstungsausgleich nicht zustande kommt?

Darin stoßen die beiden Thesen aufeinander: Die deutsche sagt: „Wie könnt Ihr uns eine unsrer Größe entsprechende Wehrmacht verweigern, da Ihr selbst in der ‚nationalen Verteidigung' die ‚Sicherheit' sucht?" Die französische These sagt: „Ihr Deutschen seid durch Aufnahme in den Völkerbund und durch den Kelloggpakt mehr als durch jedes Euch mögliche Heer gesichert. Benehmt Euch nur recht zuverlässig, dann rüsten wir auch ab."

Beide Thesen sind richtig — aber welche erobert Europa?

*

Geschieht nicht ein Wunder, so wird also die Abrüstungskonferenz die Hauptsache nicht bringen, nämlich die Abrüstung. Die Deutschen hätten es allerdings in der Hand, ein solches Wunder heraufzuzaubern, indem sie wie die schöne Porzia im „Kaufmann von Venedig" den Versailler Vertrag wörtlich nehmen, und auf „Abrüstung auf den gleichen Stand" dringen, eventuell unter Klagandrohung beim Haager Weltgerichtshof. Vor dem Tribunal der öffentlichen Weltmeinung hätte die deutsche Politik diese Klage schon gewonnen, ehe sie angestrengt wäre.

Die Deutschen würden durch eine solche Klage gleichzeitig das andre Weltproblem der Reparationen auf Kriegsschulden ins Rollen bringen. Denn trotzdem seit Jahren alle

großen und kleinen Politiker und Ökonomisten immer wiederholt haben, daß Reparation und Abrüstung so miteinander verwachsen sind, wie siamesische Zwillinge, wird grade in den beiden Ländern, die am meisten daran interessiert sind, am wenigsten von diesem Zusammenhang gesprochen, nämlich in Deutschland und Frankreich. Der Grund der Hemmung liegt darin, daß man sich nicht zu helfen weiß, oder die so einfache Lösung scheut.

Die Lösung ist in einem Kopfrechenexempel gegeben.

Die vier Kriegsjahre kosteten mit Kriegsfolgen rund 1037 Milliarden Mark (davon 700 Milliarden unmittelbare Kosten), jedes Jahr also rund 250 Milliarden Mark.

Die heutigen Rüstungen kosten (nach Hoover „nearly" 5000 Millionen Dollars jährlich) jährlich rund 20 Milliarden Mark.

Hierzu treten verschleierte Militärbudgets, Pensionen, strategische Bahnen, Rüstungsindustrieanlagen, die außerdem noch 15 bis 20 Milliarden Reichsmark jährlich betragen, die wir aber nur mit 5 Milliarden einsetzen wollen.

Das ergibt zusammen also 25 Milliarden; an Rüstungsaufwand jährlich somit den zehnten Teil dessen, was ein Kriegsjahr gekostet hat.

Wenn nun die deutsche Politik unter dem Beifall der Welt den Rüstungsstand der andern Weltmächte auf den Rüstungsstand Deutschlands herbeiführt, wenn man weiter für den Rüstungsstand Deutschlands das Budget von 1925 mit rund 500 Millionen Mark ansetzt, die damals seine „Sicherheit" so erfolgreich garantiert haben, daß es an Machtgeltung — allerdings durch Stresemanns Verständigungspolitik — sogar gewonnen hat, so wollen wir für die übrigen sechs Weltmächte: Amerika, Frankreich, England, Sowjetunion, Japan, Italien, durchschnittlich denselben Betrag ansetzen (da dann gleiche Bewaffnung), also sechsmal 500 gleich 3000, zusammen 3500 Millionen Mark. Wir wollen aber in Anbetracht der Kolonialländer, wozu auch die Sowjetunion gehört, die Gesamtsumme von 3500 Millionen aufrunden auf 5 Milliarden, wozu noch Einiges für die andern Staaten treten mag.

Beträgt der Rüstungsaufwand der Welt bisher jährlich 25 Milliarden, kann er jedoch durch einen Schritt auf den Stand von etwa 5 Milliarden gesenkt werden, so werden den Völkern jährlich bis 20 Milliarden unproduktiver Ausgaben erspart. Natürlich kann dieser Schritt nicht von einem Tag zum andern geschehen, aber in ein bis zwei Jahren.

Nun beträgt der Reparations- und Schuldendienst der sechs Mächte, einschließlich Deutschlands, natürlich ausgenommen die Sowjetunion, rund 15 bis 17 Milliarden Mark, also annähernd die Summe der Ersparnis, wenn man die Rüstungen auf den Stand setzen würde, den nach dem Versailler Vertrag die Deutschen verlangen können, der auch den Erfordernissen des Artikels 8 auf Abrüstung entspricht, das heißt „Garantie nationaler Sicherheit und Erzwingung internationaler Verpflichtungen." Man braucht also nur die ersparten Rüstungen gegen die Schuldenzinsen aufzurechnen.

Werden erst einmal die praktischen Konsequenzen aus dem Kelloggpakt gezogen, den alle Weltmächte besiegelt haben, dann wäre auch bald die noch übrig bleibende Rüstung — auch die der Flotten — bis auf einige Polizeitruppen gegen politische Banditen und gegen Seeräuberei überflüssig.

Durch einen solchen Schritt der Staaten würden allerdings zwei Weltmächte schwer geschädigt, die gar kein „geographisches Vaterland" erkennen lassen, die aber allein den Nutzen aus den Rüstungen und dem Gewaltsystem ziehen. Das sind die internationale Rüstungsindustrie und die Hochfinanz. Um im Jargon des Nationalsozialismus zu sprechen: es wird dadurch nur dem „raffenden" Kapital, dem unproduktiven Rüstungskapital und dem Finanzkapital, die Blutquelle verstopft, das „schaffende" Kapital aber, das Produktionskapital bekäme sogar wieder freie Hand. Es ist aber zu wetten, daß grade die Nationalsozialisten die grimmigsten Gegner solcher Absichten sein würden. Und Herr Brüning —?

*

Die größte Gefahr läge in dem anscheinend schon ernsthaft vorbereiteten „Rüstungsausgleich" durch Aufrüstung, daß die rüstungsfreien Staaten zwar ihre Budgets etwas vermindern, aber den Zentralstaaten wesentliche Konzessionen machen. Diese Gefahr wäre scheinbar kleiner als eine andre Gefahr, von der noch nichts deutlich sichtbar ist, die aber drohender im Hintergrund steht als die allermeisten ahnen. Das ist nämlich die Möglichkeit, daß Deutschland erklärt: „Wenn ihr nicht abrüstet oder einen wesentlichen Rüstungsausgleich gewährt, dann haben wir das moralische Recht aufzurüsten, indem wir durch Austritt aus dem Völkerbund sozusagen den Versailler Vertrag kündigen. Ob wir auch die materielle Macht dazu besitzen, wird sich zeigen." Deutschland hat die beste Trumpfkarte zu jedem Spiel in der Hand.

Da die Erde sich weiter drehen wird, so werden wir, wenn der Flieder blüht, schon deutlich sehen, wo die deutsche Politik hin will. Wo sie hinkommt, ist eine andre Frage.

Brest oder Mein Vaterland ist Pilsudski

von Lorenz Pomeranus

Das erste Stadium des brester Prozesses ist zu Ende. Zehn führende polnische Parlamentarier sind, „unter Berücksichtigung ihrer frühern Verdienste um das Vaterland", zu Gefängnis und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt worden. Der von ihnen im Sommer 1931 aus sechs Parteien der Linken und des Zentrums, hinter denen die überwiegende Mehrzahl der Bauern und der Arbeiterschaft steht, gebildete Wahlblock „Centrolew" wurde als revolutionär und hochverräterisch in Acht und Bann getan. Es hängt von der Laune des mürrischen Diktators und von dem Anstandsgefühl oder dem unbekümmerten Zynismus seiner Paladine ab, ob die Angeklagten in der zweiten und dritten Instanz freigesprochen werden. Denn die Unbefangenheit oder vielmehr die Unabhängigkeit des polnischen Gerichts ist heute nur noch

ein Phantom. Selbst das votum separatum eines der drei Richter, der sich für die Freisprechung einsetzte, durfte nicht veröffentlicht werden. In den Regierungskonventikeln erwägt man zum Zwecke eines vermeintlich moralischen Effekts eine Amnestie, die in erster Linie die brester Angeklagten betreffen würde.

Persönliche Ressentiments Pilsudskis, der Wunsch, innenpolitische Kalamitäten zu verschleiern, und rücksichtsloser Wahlterror haben den Prozeß ins Rollen gebracht; was dabei aufgerollt wurde, konnte der Öffentlichkeit schließlich nicht vorenthalten werden. Aus dem Gerichtsverfahren der Diktatur wurde ein Prozeß gegen die Diktatur, der Staatsanwalt zum advocatus diaboli, zum Verteidiger des Regimes, während die Verteidigung sich schützend vor die Verfassung stellte. Obwohl eine Reihe eklatanter Tatsachen nur angedeutet werden durfte, erschien die Diktatur in gespensterhaft giftiger Beleuchtung vor den Gerichtsschranken.

Mit beneidenswerter Offenheit wurde festgestellt, daß alle legalen Wege, die Regierung von Pilsudskis Gnaden zu stürzen, verschlossen seien und daß somit jeder propagandistische, parlamentarische oder außerparlamentarische Versuch zur Änderung des Regierungssystems, beileibe nicht der Staatsordnung, als Hochverrat geahndet werde. Also gibt es in Polen außer dem Regierungsblock und wohl der Mehrzahl der bürgerlichen jüdischen Minorität, die allezeit bereit ist, eine mimikryhafte Politik zu treiben, lauter revolutionäre Parteien.

Die Pilsudski-Diktatur ist eine halbe, eine verschämte Diktatur. Sie hat den Sejm und die demokratischen Institutionen beibehalten, um sie nach Bedarf zu vergewaltigen. Ohne falsche Scham aber bekennt sie durch den Staatsanwalt: „Wer wie wir in der Revolution siegt, den trifft keine Strafe. Nur mißlungene Auflehnung ist Verbrechen. Vae victis!"

Für Pilsudski ist das polnische Volk, wie er sich selbst ausdrückte, ein Idiotenvolk. Die schlimmsten Idioten sind die unruhigsten: die Sozialisten. So wurde die P.P.S., die Polnische Sozialistische Partei, in der Pilsudski einst groß geworden ist, zur Hauptangeklagten. Ein Unstern scheint über ihr zu schweben. Sie hatte den jetzigen Herrschern die Präzedenzfälle geliefert, indem sie sich selbst des Zuchthauses als eines Instrumentes im politischen Kampf gegen die Kommunisten bedient hatte. Sie hatte die Öffentlichkeit an die überfüllten Gefängnisse gewöhnt, ohne zu bedenken, daß sie selbst bei einem Systemwechsel die Insassen würde liefern müssen. Sie hatte mit der Eisenbahnergewerkschaft zusammen den Sieg Pilsudskis entschieden, als er im Mai 1926 die Regierung Witos stürzen wollte. Sie hatte seinen Umsturz legalisiert, indem sie ihn zum Staatspräsidenten wählte. Die Führer der P.P.S. hätten aber ganz genau wissen müssen, daß sie von ihm weder für sich selbst noch für die von ihnen vertretene Arbeiterklasse etwas zu erwarten hatten. Noch kurz vor dem Maiumsturz erteilte Pilsudski zwei sozialistischen Abgeordneten eine höhnisch-hochmütige Abfuhr, als sie ihm ein vertrauliches Angebot machten. Als die P.P.S. all ihre unbegründeten Hoffnungen

vernichtet sah, ging sie mit den verschlagenen Reaktionären, den Großbauernführern Witos und Kiernik ein Bündnis ein, das sie zwar nicht ins gleiche Paradies führen konnte, wohl aber in die gleiche Hölle gebracht hat. Hätte die Diktatur sich selbst nicht so erschreckend bloßgestellt, es wäre ihr bestimmt weit besser gelungen, die P.P.S. zu kompromittieren.

Gewiß kann man an der Taktik der polnischen Sozialisten keine Freude haben. Aber immerhin setzten sie sich am energischsten für die Wahrung der kümmerlichen Reste demokratischer Freiheiten ein. Die höchste Wut der Anklage war gegen „Hersch vel Hermann Liebermann, das Herz der P.P.S. und des Centrolew" gerichtet. Liebermann, dem Pilsudski persönlich und bei der Bildung seiner Legionen im Kriege viel verdankte, hatte sich erdreistet, im Staatsgerichtshof den Diktator mittelbar der rechtswidrigen Aneignung von öffentlichen Geldern zur Finanzierung des Wahlkampfes zu beschuldigen und die Kontrolle über Pilsudskis Heeresbudget zu verlangen. Liebermann war es vor allem, an den Pilsudski dachte, als er in einer seiner Reden die Verteidiger der „Konstitution-Prostitution", die besch... Abgeordneten, von seinen Soldaten zur Hebung der öffentlichen Moral verprügeln zu lassen drohte. Das Versprechen wurde gehalten, und die Moral sank noch tiefer.

Zu einem Symbol beinahe wurde die Aktion, als Liebermann, dieser nicht immer glücklich inspirierte, aber ehrliche und mutige und sehr, sehr patriotische Demokrat, in den Kasematten von Brest dem rächenden Arm Pilsudskis, dem Oberst Kostek-Biernacki gegenüberstand. Wer ist dieser Offizier? Als Gendarm in den Legionen erwarb er sich dank seiner Vorliebe, mit den Gefangenen eigenhändig kurzen Prozeß zu machen, den Beinamen „Wjeschatel", der Henker. Er fiel in Ungnade, als er in einem Anfall von krankhaftem Mißtrauen und Blutrausch einen Geheimkurier von Pilsudski aufknüpfte. Im neuen Staat tauchte Kostek dann überall dort auf, wo es nach Blut roch. Als während des krakauer Arbeiteraufstandes 1923 bekannt wurde, daß Kostek aus eigner Machtvollkommenheit sich zwischen den Kämpfenden herumtrieb, erfaßte ein Grauen die Arbeiter und selbst die Offiziere. „Dunkler Satan" wurde sein zweiter Beiname nach Krakau. Bis 1931 betätigte er sich in der Heeres-Gendarmerie; in Ansehung seiner besondern Qualitäten wurden ihm die brester Gefangenen anvertraut, und er führte das blutige Intermezzo mit der vollendeten Regiekunst eines Sadisten durch. Nach der Entlassung der Gefangenen konnte man in den noblen warschauer Nachtrestaurants einen gebückten Offizier mit tiefliegenden, mystisch aufflackernden Augen und galligem Teint sehen, der mit trunkenen Tränen seinen Freunden anvertraute: „Ich habe kein Vaterland mehr, mein Vaterland ist Pilsudski!" Das war Kostek. Gleichzeitig erschien von ihm eine literarisch nicht einmal wertlose Novellensammlung unter dem Titel „Der Sieger Teufel", in der sich Kostek zum Primat des Bösen und aller dunklen menschlichen Mächte bekannte.

Als er im Sejm angegriffen wurde, veranstaltete Frau Marschall Pilsudski einen Tee ihm zu Ehren, und es blieb in den

Wilnaer amtlichen Kreisen nicht unbekannt, daß bei diesem Tee Kosteks Ernennung zum Wojwoden von Nowogrodek entschieden wurde. Der Ministerpräsident Prystor wurde dagegen aus Anstands- und Taktgefühl bei Pilsudski vorstellig, aber der Diktator meinte gelassen: dieser Mann müßte für seine Pflichterfüllung eine Genugtuung bekommen.

Der brester Prozeß lieferte ein geschichtlich-juristisches Repetitorium über die jüngste Historie Polens. Das System enthüllte sich restlos als eine absurde Mischung von Autokratie, Polizeistaat, Heldenverehrung und Militärcliquenwirtschaft. Aus dem Belvedere-Schloß, wo der vergrämte Heros einsam haust, strahlt das Gnadenlicht über das ganze System. In den Ministerien, in der Verwaltung amtieren des Marschalls treue Soldaten. Sie selbst werden von den Vertrauensmännern der II. Abteilung des Generalstabes, einer Art Nebenregierung, und von der Polizei-Defensive überwacht. In den Polizeirevieren herrscht die Hölle, auf dem Dorfe der Gendarm, die gedungenen Terroristen dürfen ihre Honorare gerichtlich einklagen.

Als Pilsudski seine verschämte Diktatur etablierte, gab er vor, das unreife Volk erziehen zu müssen. Das Volk ist nie reif, sagt bei Goethe der Herzog Alba, Prototyp aller Diktatoren. Die Pilsudski-Diktatur hat in Polen keine der schweren aktuellen Fragen zur Lösung gebracht. Sie brachte nur das Monopol auf die Machtanwendung und auf die Korruption und die Verwilderung des politischen Lebens. Polen hat sein Brest; andre offene oder verschleierte Diktaturen haben auch ihre Bresthaftigkeit: man kann nicht dauernd ein Volk erniedrigen, um das Prestige der Regierung zu heben.

Offener Brief um Nietzsche von Hans Flesch (Rom)

Sehr geehrter Herr Wrobel! Verehrter Herr Tucholsky!

Wenn ich mich der Hoffnung hingebe, Sie würden meinen Gegenäußerungen gegen Ihren Artikel „Fräulein Nietzsche" im vorletzten Heft der ‚Weltbühne' Raum und Gehör schenken, so geschieht es in der Erwägung, daß Sie einem Mitarbeiter der ‚Weltbühne', dessen nicht allzuerfahrene Stimme über Hoffmannsthal Ihnen einmal genehm erschien, auch dann nicht die Rede verweigern, wenn sie sich Ihnen im Fall Nietzsche als ungenehm erweist. Ich spreche zu dem Thema, weil ich der Ansicht bin, es sei der Sache zuträglicher, daß ich an dieser Stelle meiner Meinung maßvollen Ausdruck verleihe, als daß kreischende Schreihälse in freier Horde und volltönende Brummbässe in kompakten Carré zum Rachechor antreten, was ohnehin nicht zu vermeiden sein wird. Immerhin habe ich dann jenen Unbedingt-Gekränkten den Atem — pfui Teufel! — vor dem Mund weggefangen, ihnen gewissermaßen den oratorischen Wind aus den Segeln genommen.

Ich spreche hier, weil ich mich trotz krassen Outsidertums in kulturpolitischen Dingen doch vielfach legitimiert fühle, legitimiert durch meine langjährige Beschäftigung mit dem Problem Nietzsche, durch meine andauernde Abwesenheit aus Deutschland, die mich für derartige deutsche Probleme hellhöriger gemacht hat als die Eingeborenen, schließlich durch meine innige Vertrautheit mit dem „Mittelmeer", ohne das, nebenbei, Nietzsche immer nur philologisch zu verstehen ist. Und so sei es mir gestattet, Ihnen zu sagen, daß ich Ihren Aufsatz für ebenso geistreich wie blasphemisch, für ebenso witzig wie verderblich halte.

Sie vermengen vor allem ein paar Dinge: die Frage des nach Ihrer und vieler andrer, so der Marxisten Meinung zu Unrecht fortbestehenden Urheberrechts, die spezielle Frage der Mißhandlung Nietzsches durch seine Erbin Elisabeth Förster-Nietzsche und Sie springen am Schluß kühn entschlossen Nietzsche persönlich — wie man bei uns in Wien sagen würde: mit dem nackten Hintern — ins Gesicht.

Zur Frage des Urheberrechts geben Sie selbst zu, daß sie solange offen bleiben müsse, als es innerhalb unsres Wirtschaftssystems noch ein Erbrecht gäbe. Was Ihrer Ansicht nach aber unbedingt zu verhüten sei, sei der Mißbrauch, der von unbefugten und keinesfalls dem Erblasser ebenbürtigen Erben mit nachgelassenen Schriften getrieben werde. Ich glaube, daß diese Verfügungsberechtigung über den Nachlaß, solange der Begriff des geistigen Eigentums und seiner Übertragungsmöglichkeiten eben besteht, den Erben nicht entzogen, ja nicht einmal unter irgend eine Kontrolle gestellt werden kann — denn wie stellen Sie sich eine derartige Eigentumsbeschränkung vor? Sie würde böswilligen Erben einen nur noch größern Anreiz bieten, möglichst rasch und radikal alle jene Nachlaßteile verschwinden zu lassen, von denen sie einen persönlichen Schaden erwarten. Das mit dem „Verhältnis zwischen Max und Trude" ist schon richtig, stimmt aber nun grade bei Nietzsche gar nicht.

Und so wenden wir uns gleich, heil zum tausendsten Male, der so beliebten Frage nach dem Mißbrauch, der Verniedlichung, „Verbürgerlichung" von Nietzsches Werk durch das Nietzsche-Archiv, beziehungsweise durch seine Schwester zu. Ich habe vor zwei Jahren das Archiv besucht, ich habe mit Frau Förster-Nietzsche mehrere Stunden unter vier Augen gesprochen, war weder pro noch kontra eingenommen, jedenfalls durch meine „berlinische" Herkunft und meine Mitarbeit an radikalen Zeitschriften, so auch an der ‚Weltbühne' keineswegs gut angeschrieben — ich hatte nur den bescheidenen Wunsch, Dinge der Literatur und Tradition einmal mit eignen Augen zu sehen und zu erleben.

Es ist sicherlich im Archiv nicht alles so, wie es sein soll. Es ist um einen toten Corpus eine allzu pompöse Hülle geschlagen. Wir hassen nach gewissen Urgesetzen der Historie grade das vor dem unsern letzte Zeitalter, und dieser Haß färbt ab — wir sehen Nietzsche zwischen Sezessionstüren hin-

gestellt, hingelagert bei Schlangen und Orchideen, und wir sind mißtrauisch: a priori polemisch. Ich bemerke übrigens, daß jede Polemik, jeder Angriff, auch der letzte von Doktor Wurzbach in der ‚Vossischen Zeitung' bis heute als Resultat niemals Klarheit gebracht, sondern stets nur neuen Staub aufgewirbelt hat. Mir wurde in dem Sezessionsarchiv also alles gezeigt, was da ist. Ich habe die persönliche, vollkommen persönliche Überzeugung gewonnen, daß nicht mehr da ist als gezeigt wird, und nichts beiseite geschafft oder vernichtet ist. Ich habe Frau Förster-Nietzsche als eine alte Dame kennen gelernt, von der ein Strahl der charmanten Liebenswürdigkeit der Achtziger-Jahre und ein leiser Glanz der Nähe großer Dinge ausgeht, als einen klugen, etwas zu hitzigen Kopf, ein Temperament, ein Phänomen. Was an Menschen um sie ist, ist teils belanglos, teils übel. Sie selbst ist verehrungswürdig. Ich kann mir nicht helfen, mich erfüllt es nicht mit dem negativen Gefühl: „Herrgott, was für eine unverschämte Verniedlichung!", wenn sie von Friedrich Nietzsche mit „Der liebe Fritz" spricht, sondern eher mit den Schauern der Zeitlosigkeit, wie wir sie etwa empfänden, wenn da einer herkäme und sagte: „Und so habe ich ihn also nie wieder gesehn, den Hölder —"

Daß sie bemüht ist, Nietzsches Krankheit nicht als tertiäre Syphilis gelten zu lassen, ist verständlich — bei einiger Toleranz für den moralisch Andersgläubigen. Ich empfehle Ihnen hier zur Lektüre Harald Landrys ausgezeichnetes Nietzsche-Buch, erschienen im Volksverband der Bücherfreunde. Landry kommt zu erstaunlichen und neuen Resultaten, er sieht nämlich in der letzten Krankheit Nietzsches nichts als eine gigantische Flucht ins physische Leid, wie es Nietzsche schon bei andern Gelegenheiten gelungen ist, die Realität dem Wirken seines Willens unterzuordnen. Jedenfalls wird man wohl nie in dieser Beziehung völlige Klarheit haben; was auch gleichgültig ist, so gleichgültig, daß meines Erachtens nach jeder, der in einem solchen Zusammenhang das Wort „Bürger" als absprechendes Werturteil gebraucht, wie Sie es tun, selbst zum „Bürger" wird, auch vor denjenigen, die darin keinen Wert und Unwert sehen. Nietzsches Gesundheit oder Krankheit ist mit andern als den vermufften Maßstäben des gestorbenen Revolutions-Expressionismus zu messen.

Hier aber verlieren Sie sich in die sonderbarsten Hyperbeln. Wenn Nietzsche — und Sie zitieren zwar einerseits ein paar Gegenstimmen unter seinen Freunden als typisch und zugleich als befreiend frisch-materialistisch nach all der „überspannten" Nietzsche-Ideologie — wenn Nietzsche aber andre, vielleicht postume Freunde hatte, die ihn verhimmelten und ihn in aufdringlicher Weise zum beweihräucherten Popanz machten, wofür Sie die Belege schuldig bleiben — Rohde, Hillebrand, Overbeck haben ihn ja nach Ihrer Meinung mit Recht abgelehnt, während ihn doch die Schwester mißverstanden und geschändet hat — so sei er jedenfalls für alles mitschuldig, was jetzt und vor zehn und zwanzig Jahren, besonders vor siebzehn Jahren in seinem Namen geschah. Alle Esoterik zum Teufel — „Nur Schwächlinge sind esoterisch."

Glaube ich einfach nicht. Soll ich zitieren? Nicht nur Stefan George, der wirklich alles andre als ein Schwächling ist, auch Goethe, dessen Worte zu Eckermann und Riemer in seiner romantischen Zeit eine einzige esoterische Lehre darstellen, auch Plato, der so esoterisch war, daß nur ein närrischer König an ihm Gefallen finden konnte — von dem heutzutage modisch ganz zu Unrecht unterschätzten Wagner zu schweigen. Die Frage der Verbreitung über einen gewissen Kreis hinaus ist eine Frage des Temperaments des Zuverbreitenden, des Zufallerfolges — vielleicht auch der materiellen Verhältnisse. Das geht nun aber nicht, daß man auf der einen Seite die Abgeschlossenheit und ungeheure Einsamkeit — „ich bin allein, absurd allein", schreibt Nietzsche einmal — zum Kriterium verdächtiger Geister macht, auf der andern Seite mit beifälligem Spott die Äußerungen Hofmillers zitiert, der mit der ganzen Unvoreingenommenheit eines münchner Forschers Nietzsches geringe Leserschaft — „in jeder Stadt einer, im ganzen sechs" — mit den Maßstäben der Großauflagen deutscher Kriegsbücher mißt. Entweder ist Verkanntheit eine absichtliche Pose, dann ist sie kein Unheil, oder sie ist verdient, dann ist sie nicht absichtlich sondern das Stigma des Genies — lächerlich ist sie bei Nietzsche keineswegs.

Und so gehts nun munter weiter in den Werturteilen über Deutschlands ersten modernen Geist. Ich verstehe Sie nicht, Herr Wrobel — haben Sie niemals Nietzsches Briefwechsel gelesen? Kennen Sie alle seine Arbeiten? Auch die würdigste und tiefste seiner Biographien, Bertrams Nietzsche-Buch? Wenn ja — wie können Sie dann nicht sehen, daß Nietzsche ein einziges und ewiges Buch geschrieben hat — sein Leben? Mitten in der lächerlichen und überheblichen Zeit des Cancans und des ersten elektrischen Glühbirnenrausches das ergreifende Buch des letzten Individualisten, des letzten Idealisten quand même, des letzten Religionsstifters? Glauben Sie wirklich, es sei möglich, Nietzsches Einsamkeitsmartyrium mit den Worten „kokett betonte Einsamkeit" abzutun, seine ungemein weise, intuitive Stellung zu allem Weiblichen mit einem blasphemisch imputierten Sado-Masochismus, welche Theorie sich auf eine notabene apokryphe Scherz-Ansichtspostkarte stützt, seinen Wahnsinn mit dem herzhaften Epitheton zu belegen: „Nietzsche, der flotte Manische"? Oh, warum machen Sie es unsern gemeinsamen Feinden im Lager der hakengekreuzigten Dummheit so leicht? Darf man das?

Man darf nicht. Man darf nicht, weil, wenn es irgendwo heilige Werte gibt, das Leben heilig-leidender Menschen auch den geistreichsten Wortspielereien, den klügsten Analysen unangreifbar bleiben muß. Ist nicht in der ‚Weltbühne' erst unlängst von Walther Karsch Werfel der Vorwurf gemacht worden, er schütte, wenn er von unerfreulichen persönlichen Nebenerscheinungen auf den ganzen Bolschewismus schließe, das Kind mit dem Bade aus? Was dem Aufbau der neuen Wirtschaftsordnung, der Glückseligkeit für alle durch Leidvermeidung recht ist, das muß auch dem letzten Heros des sterben-

den Europa, der die individuelle Leidüberwindung durch Leidbejahung lehrte und lebte, billig sein.

Denn es ist nicht wahr, daß man aus Nietzsche alles herauslesen kann. Nietzsche kann nur absichtlich mißverstanden werden. Weder können ihn brutale Kriegshetzer noch die Nationalsozialisten für sich in Anspruch nehmen, ohne ihm Gewalt anzutun. Auch das Evangelium, auch Goethe sind mißbraucht worden. Von dem professionellen Mißbrauch Dantes leben in Italien ganze Generationen. Nietzsche hat sich gewandelt, nicht einmal das: er ist gewandert und darum kann er uns an jeder Station unsres Lebens, sofern sie von dem Schnellzug der guten Gedanken berührt wird, den Trost eines frischen Glases Wasser, die Aussicht auf ein neues Stück Welt spenden. Es ist immer dasselbe, was wir durch seine Augen sehen; nur die Bahn unsres Lebens macht Kurven.

Glauben Sie nicht, es wäre wichtig, in Nietzsche den wahren Helden des Geistes zu zeigen und ihn allen falschen Radauhelden des Mauls entgegenzuhalten? Gibt es Gotteslästerung? Sollen wir nicht lieber Halbgötter zu Götter zu erhöhen versuchen und unsern Witz an den Lästerungswürdigen erproben? Es gibt Gotteslästerung.

Als die Antike sich zum Sterben anschickte, da hat sie es wenigstens noch über sich gebracht, ihre Kaiser zu „Divi" zu erheben. Unsre Zeit beweist ihre Armut im Herzen dadurch, daß sie auch die ungekrönten und verlassenen Kaiser des Geistes als kleine Lehmfiguren neben die Straßenlachen stellt, so daß jeder Vorübergehende aus einem andern Bezirk der Welt sie für die Nasenpopel einer Kultur mit Stockschnupfen halten kann. Wenn nun einer in Gotha oder Weimar oder Kyritz aufsteht und Ihnen sein „Berliner Schnauze!" entgegenschleudert — was wollen Sie antworten? Sie müssen schweigen, denn jene hören nur den witzig und leise schnarrenden Feldwebelunterton Ihrer Diktion und spüren nicht das, was Sie treibt, und nicht das, was Sie wollen. Und wenn man schreiben darf: „Nietzsche drippte" — dann zeichne ich mir das nächste Mal, wenn ich schlecht gelaunt bin, einen christlichen Heiland im Frack und Rumba tanzend mit Kreide an meine Haustüre und entziehe mich der Verantwortung mit der Mitteilung: „Der Herrgott spürts nicht, wenn ich über ihn lache."

Nein. Ich fürchte, Sie werden mich nicht verstehen. Ich Sie nicht, Sie mich nicht und leider auch nicht Nietzsche. „Kein Laut, kein Wort der Liebe erreicht mich mehr", schrieb Nietzsche an seine Schwester — soll es ihm auch noch als reiner Geist der Lüfte nicht anders ergehen? Und wenn wir schon bei Nietzsches Briefen sind — lesen Sie, ich bitte Sie, verehrter Herr Tucholsky, Nietzsches Brief an seine Schwester vom 20. Mai 1885, wo er ganz genau zu all dem Stellung nimmt, was Sie und auch ich hier auf dem Herzen hatten, vor allem zu der Frage der Mißdeutung durch nahe und fernere Verwandte — lesen Sie aber auch seinen Satz über die Lou Andreas-Salomé, die Sie sicher auch nicht leiden mögen: „Dieser Art Mensch, der die Ehrfurcht fehlt, muß man aus dem Wege gehen."

Kampf um Kolbenau von Gerhart Pohl

Diese Szene ist einem gleichnamigen Drama aus der deutschen Revolution von Gerhart Pohl entnommen, das am 27. Januar im Komödienhaus von der Spielgemeinschaft Berliner Schauspieler, unter der Regie von Fritz Staudte, zur Aufführung gebracht wird.

(Die vordere Tür wird um einen schmalen Spalt geöffnet. Ein Gesicht lugt ins Zimmer. Danach wird die Tür ganz geöffnet und der Schütze Kabierske schleicht leise herein. Er bleibt in der Nähe der Tür stehen und mustert den Raum. Kabierske ist ein etwa fünfundzwanzigjähriger Bauernbursche mit stumpfsinnigem Gesichtsausdruck, untersetzt und vierschrötig. Er trägt eine schmutzige feldgraue Uniform mit Wickelgamaschen und wirkt verwahrlost. Er spricht gebrochen deutsch, das sogenannte „Wasserpolnisch".)

Kabierske (ruft halblaut durch die geöffnete Tür): Komm sich mal her, Kammrad Klapper! Aber dalli! Komm sich gleich. *(Als niemand kommt, geht er allein durch den Raum und mustert mit kindlicher Neugier Möbel, Teppiche, Gardinen, Bilder etcetera.)*

Kabierske (während der Musterung für sich, mit ehrfürchtigem Staunen): Pierunna! Is sich das aber scheener Kontor! ... O mui Bosche! Noch scheener wie bei uns zu Hause der Biero von Herrn Landrat ... Aoch! Wie fier den Kaiser Wilhelm oder Firschtlichkeit, Exellenzen! ... Und lauter scheene, gutte, teure Sachen! *(Er faßt einzelne Sachen vorsichtig an):* Alles von blankes Silber und Dukat!

(In diesem Augenblick sieht er den silbernen Zigarrenbehälter Plüneckes. Er öffnet ihn, schnalzt mit der Zunge, sieht sich verstohlen um und greift nach einer Zigarre. Da tritt der Gefreite Klapper ein. Er ist älter und größer als Kabierske, trägt eine gutsitzende, aber verbrauchte feldgraue Uniform und gepflegte Ledergamaschen. Er ist rasiert, trägt eine Blume im Knopfloch und hat eine lässige Haltung. Er ist der Typus einer verbummelten Großstadtexistenz ohne Beruf und Bindung.)

Klapper: Du klaust Zigarren? Du hinterfurziger Doofkopp!

Kabierske (läßt erschreckt die Zigarre fallen. Dann lacht er Klapper blöde an. Demütig-verschlagen): Na weißte, Kammrad! Ich wollte fier dich auch eine holn, von die Zigarrn, scheene, gutte, hier.

Klapper (ist an den Rauchtisch getreten, nimmt den Kasten und riecht an den Zigarren): Echt Habanna, Sticker acht Jroschen, wenn det langt! Die Pinkel vastehn det Leben, mein lieber Schwan! *(Er rafft die sechs Zigarren, die in dem Kasten sind, zusammen, als ob das selbstverständlich wäre.)*

Kabierske (hält die Hand auf): Na weißte! Du alles alleine? *(verschlagen)* Kammrad, du gibst mir auch eins, und ich halt die Fresse! Bei Maria und Josef!

Klapper: Sonst hau ich dir auch in Klumpen, du Sauhund! *(Er wirft ihm eine Zigarre vor die Füße und verstaut die andern mit liebevoller Sorgfalt in der Brusttasche.)*

Kabierske (hebt grinsend die Zigarre auf und steckt sie weg).

Klapper (lümmelt sich in einen Klubsessel): Junge, Junge, mir is mulmig um 'n Deckel! Die Schose stinkt ...

Kabierske (treuherzig): Wieso stinkt?

Klapper (wütend): Du bist det mickrigste Aas, det ich jemals vorn'n Zinken jekriecht hab. Die Sache mit der Hartwig stinkt, wo unser oller Schnicker vorhin jenäselt hat, der Dreckskerl! *(Er rülpst)* Det Beste is, ma läßt seine Finger wej, von den Topp! Da vabrieht ma sich besser nich dran!

Kabierske: Na weißte, Kammrad! Solches hoches, strenges Befehl — wir missen schont ausfiehrn!

Klapper: Wat jehn mir der ihre höchsten Befehle an. Mir is die Frau nich zu nahe heranjetreten. Hätt' ick mir ooch mit'n paar Maulschellen höflichst verbeten. Wat heeßt hier *(karikierend)* Staatsfeindin — die habn woll'n Knall wech! *(karikierend)* Vaterlandsverräterin — Die Frau hat doch ooch ihre Ideale! Junge, wenn ick Zaster hätte! *(Er macht die Bewegung des Zahlens)* Ick melde jehorsamst: keene Stunde länger bei de Laubfrösche.

Kabierske (verschlagen): Na ja, eben! Und du kriegst doch jetzt welche. Hat der Herr Oberleutnant gesagt. Wir kriegen viele Gelder. Zehntausend echte deutsche Marken. Ich fimftausend Marken und du fimftausend Marken! O mui Bosche, Kammrad. Finftausend Marken is sich Gelder vieles genug. Pierunna! Ich hab noch nie nich fimftausend Marken auf ein' Häufel gesehn!

Klapper (ist aufgesprungen. Mehr für sich. Hysterisch — erregt): Mensch, jetzt jeht mich erst 'n Seifensieder off in mein Döskopp. Fünftausend Emm hier *(er öffnet und schließt den Handteller)* — und ick bin'n freier Mann! Und denn wej mit de dreckijen Klamotten hier. *(Er zupft verächtlich an der Uniform):* an'n Scheißhausnagel mit se, wo se längst hinjehörn. Wat heeßt hier Vaterland — det nenn ick ne jlatte Rechnung: Een Schlach vorn Dez der ollen Sau und icke bin selbständij. Mensch, weeßte, wat ick denn tu? Ick koof mer for det Jeld ne Kneipe in Pankow, wo ick zuhause bin. Det heeßt ne solide Existenz endlich ooch vor mir. Und wer det hat, Junge, der is heutjen Tags ooch — 'n anständjer Mensch!

Die Furcht der Intellektuellen vor dem Sozialismus

von Béla Balázs

II

Grade gegen den Zustand der Dualität lehnt sich die klassenbewußte Arbeiterschaft auf, die doch am meisten darunter zu leiden hat. Sie will in der sozialistischen Gesellschaft eine menschenwürdige Lösung schaffen. Grade weil sie sich gegen die unmenschliche Mechanisierung ihrer gesamten Lebenskraft auflehnt, gegen eine geistlose Wirklichkeit, grade darum hat sie auch keinen Sinn für die andre Seite desselben Prozesses, für den wirklichkeitslosen Geist.

Die falsche Angst vor der Mechanisierung des Lebens macht so verstockte Intellektuelle wie etwa Franz Werfel zu Maschinenstürmern. Sie träumen sich in ihrer dampfgeheizten und elektrisch beleuchteten Wohnung in irgend ein vorindustrielles Paradies zurück. Sie werfen Amerikanismus und Bolschewismus in einen Topf, weil das russische Proletariat nicht gewillt ist, auch weiterhin in unzivilisierter, tierischer Primitivität zu leben.

Aber die Industrialisierung ist ein unaufhaltsamer und auch notwendiger Prozeß, und es fragt sich nur, ob er sich für oder gegen das Proletariat auswirkt. Die Maschine in der sozialistischen Gesellschaft wird dazu da sein, den Menschen genügend Zeit und Kraftüberschuß zu lassen für ihre persönliche Kultur. Jawohl, eben auch für ihre „Innerlichkeit". Was ist denn Seele? Der vierstündige Arbeitstag.

Es ist tatsächlich eine Schicksalsfrage der gesamten Kultur, ob der Mensch die Technik oder die Technik den Menschen sich zu eigen machen wird. Grade vor dieser großen kulturellen Gefahr ist der Sozialismus die einzige Rettung.

Wenn diese Intellektuellen etwa die sowjetrussische Literatur läsen, dann müßten sie merken, wie unvergleichlich differenzierter, sensibler, gefühlsbeschwingter, poetischer diese Erzählungen

im allgemeinen geschrieben sind als die entsprechende junge deutsche Literatur. Der sachliche Stil ist jedenfalls in Jungdeutschland Mode geworden. In Rußland nicht! Oder ist es ihnen noch nicht aufgefallen, daß die russischen Filme, diese bösen politischen Tendenzfilme, neben andern neuen Werten zum ersten Mal eine artistische Feinheit der Photographie, eine malerische Bildgestaltung offenbart haben, neben der die amerikanischen und deutschen Filme ... nun eben sehr sachlich wirken?

IV. Die Angst vor einem Niedergang der „Bildung" in der sozialistischen Gesellschaft.

Da wollen wir erst einmal fragen: was ist Bildung? Ein bestimmtes Wissen und ein bestimmtes Verständnis. Ein bestimmtes. Denn nicht jedes Wissen und auch nicht jedes Verständnis verleiht Bildung. Es gibt ganz ungebildete Fachleute mit enormen Spezialkenntnissen. Sie werden mit der wachsenden Spezialisierung der Wissenschaften immer häufiger. Ebenso ist es mit dem spezifischen Verständnis und dem „Gefühl für etwas". In jeder Zeit gab es für die gebildeten Klassen ein bestimmtes, gleichsam repräsentatives Wissen, das Bildung bedeutete. Es gab Zeiten im Mittelalter, wo der theologisch Geschulte als gebildet galt. Später gab es die „humanistische" Bildung. Die Kenntnis der Antike war Grundlage und Inhalt der Bildung. Für unsre Eltern kam nur eine ästhetische Bildung in Frage. Wer in der schönen Literatur nicht bewandert war, wer an einem Bild nicht von weitem den Maler erkannte, der war ungebildet, mochte er auch sonst ein großer Gelehrter gewesen sein.

Bildung verlieh nämlich in jeder Zeit nur jenes Wissen, das ein Weltbild zu vermitteln vermochte und aus dem man Konsequenzen zu einer Lebenshaltung ziehen konnte. Für die bürgerliche Gesellschaft gab es eine Wissenschaft von der Bedeutung solcher Totalität nicht mehr. Die Kunst gab ihr noch den letzten Weltanschauungsersatz durch ein unbestimmtes Weltgefühl. Das war eigentlich gar keine Bildung mehr, weil sie nur zu passiven „Erlebnissen", aber zu keiner aktiven Beherrschung des Lebens mehr befähigte. Aber seitdem die einheitlichen ästhetischen Normen auch in die Brüche gingen, besitzt die Bourgeoisie überhaupt kein Wissen mehr, das eine konsequente Lebenshaltung vermitteln könnte. Da hilft kein Lernen. Denn was soll sie lernen, um gebildet zu sein? Wenn ein junger Mann heute mit dieser Frage zu Euch kommt, was wollt Ihr ihm raten? Soll er Naturwissenschaften und Technik lernen? Er kann ein großer Gelehrter werden, aber wird er „gebildet"? Soll er Philosophie, Kunst und Literaturgeschichte studieren? Gibt das heute Weltanschauung und Lebensstil? Gibt es ihm Halt und tiefere Beziehung zu den Wirklichkeiten der heutigen Welt? Es leben noch viele mit einer Vorkriegsbildung, aber es gibt keine gültige bürgerliche Bildung mehr.

Und doch gibt es heute eine repräsentative Wissenschaft, die ein Weltbild und eine Weltanschauung zu vermitteln vermag, eine Wissenschaft, die die Beziehungen und Gesetze der heutigen Gesamtwirklichkeit darstellt, deutet und wertet, eine Wissenschaft, aus der man Konsequenzen für das Urteilen und Handeln, für die gesamte Lebenshaltung ziehen kann. Es ist nicht die Wissenschaft der Bourgeoisie. Es ist der historische Materialismus, der Marxismus. Es ist die Wissenschaft des klassenbewußten und politisch geschulten Proletariats. Es ist die Grundlage der proletarischen Bildung, die es heute bereits gibt. Hier soll noch bemerkt werden, daß Intellektuelle es für ein verächtliches Zeichen der Unbildung ansehen, wenn einer falsch, weil aus zweiter Hand, zitiert, daß aber dieselben Intellektuellen sich nicht genieren, über Marx zu reden, den sie niemals richtig gelesen haben.

V. Ein großer Teil der linken, sogar revolutionär gesinnten Intellektuellen lehnt den Marxismus als Weltanschauung ab. Und zwar mit folgenden typischen Begründungen:

a) weil er „einen ungeistigen Materialismus predigt, der eine Herabsetzung des Menschen bedeute" (Döblin);

b) weil er nur auf „die bloße Ökonomie" bedacht sei, in der das „Menschliche verloren ginge" (Döblin);

c) weil die Ideologienlehre, die Lehre vom geistigen „Überbau", angeblich jedes klassenmäßig bedingte Denken, mithin jedes Denken, als falsch und als Illusion ansehe. Hierzu kommt noch die der bürgerlichen Soziologie sehr willkommene Theorie des jungen frankfurter Ordinarius Karl Mannheim. Sein Dreh lautet: Die marxistische Ideologielehre ist richtig. Mithin ist der Marxismus auch „nur" eine Ideologie. Also hat sie auch keinen Anspruch auf absoluten Wahrheitswert.

Einen vom Hörensagen gekannten, mißverstandenen oder bewußt verfälschten, einen versimpelten „Vulgärmarxismus" stellen sie als Schreckgespenster vor sich und vor andre hin. Denn diesen „ungeistigen" Materialismus hat Marx nie gelehrt.

Döblin, zum Beispiel, in seinem Führer für ideologische Wegsucher (Wissen und Verändern) erkennt zwar die ökonomische Grundlage und den Klassenkampf an, meint aber: „Er wäre kein mechanischer Prozeß, in den die Menschen ganz passiv hereingeraten, ohne mit dem Denken und Fühlen sich beteiligen oder eingreifen zu können."

Wann und wo hat denn Marx das behauptet? Wohl lehrt er das Primat des Seins vor dem Bewußtsein, das Döblin ja auch anerkennt, aber Marx stellt die Beziehung zwischen dem materiellen Sein und dem geistigen Bewußtsein als einen dialektischen Prozeß dar, in dem eines auf das andre immerfort rückwirkt und dadurch überhaupt erst Entwicklung und Geschichte, dadurch erst das Werden in Gang kommt. Gewiß wird es vom materiellen Sein angekurbelt. Aber kaum erscheint das Bewußtsein in irgend einer Form, so greift der Geist ein und formt auch seinerseits die materielle Basis. Die Theorie, heißt es, wird zur materiellen Gewalt, wenn sie die Massen ergreift. Und solche Zweiheit existiert für Marx überhaupt nicht, wenn er sagt, die eigentliche Produktivkraft wäre das klassenbewußte Proletariat.

Bekanntlich schreibt doch der Marxismus dem Klassenbewußtsein eine entscheidende historische Rolle zu. Worin besteht denn dieses Bewußtsein, wenn nicht im Denken und Fühlen? Daß Gedanken und Gefühle von Umständen bestimmt werden, bedeutet ja nicht, daß sie ohne Einwirkung auf diese Umstände sind. Wenn die proletarisch-revolutionäre Bewegung sie für belanglos hielte, würde sie sich ja nicht bemühen, sie zu beeinflussen. Man würde doch kein so großes Gewicht auf Aufklärung, Propaganda und Agitation legen. Eine „Herabsetzung des Menschen?" Ein vielzitierter Satz von Marx: „Radikal sein heißt die Dinge an der Wurzel fassen. Die Wurzel aller Dinge aber ist der Mensch."

Wenn die Marxisten nur dem materiell-ökonomischen Prozeß eine Bedeutung zuschrieben, dann würden sie doch zum passiven Abwarten raten, bis dieser Prozeß von selbst, mechanisch, zu einer andern Gesellschaftsordnung führt. Gewisse sozialdemokratische Marxisten tun dies auch. Marx selbst aber lehrte Revolution. Also nicht, sich resigniert auf den materiellen Prozeß verlassen, sondern die entscheidende Initiative des Klassenbewußtseins, des Geistes.

Döblin warnt seinen jungen Intellekutellen vor Marx, auch weil dieser: „die Ökonomie isoliert hat aus der Gesellschaft und der menschlichen Gesamtwirklichkeit"... „Und in eine bloß ökonomische läßt sich keine menschliche hineinkopieren." Wenn dieser Student sich nicht hindern ließe, Marx selber zu studieren, so müßte er bald merken, daß es bei Marx keine bloß ökonomische Situation ohne ideologische Ausstrahlung, also ohne entsprechende Kultur und Moral-

begriffe gibt. Und in einer künftigen sozialistischen Gesellschaft soll doch die Ökonomie wie der gesunde Magen nicht mehr zu spüren sein. Dann wird das Materielle, wiewohl ebenso Basis des Bewußtseins wie vordem, keine spürbare Schwere mehr haben. Der von den ökonomischen Kämpfen erlöste Mensch beginnt dann erst seine „Freiheit", seine eigentliche, nämlich seine geistige Geschichte. So lehrt Marx.

Dieselben intellektuellen Zweifler werfen den Bolschewiken auch theoretisches Doktrinärtum vor. Wahr ist jedenfalls, daß noch nie so sehr die Theorie, also der Gedanke, regiert hat wie in den marxistisch regierten Sowjetrepubliken. Was ist denn der Fünfjahrsplan? Was ist denn planmäßiger Aufbau überhaupt, wenn nicht Herrschaft des Bewußtseins, des Geistes? Gewiß, dieser Geist ist sich bewußt, aus ganz bestimmten ökonomischen Bedingungen entstanden zu sein. Nun aber ist dieser Geist dabei, eine neue ökonomische Basis zu schaffen, die ihn wieder neu schaffen soll.

Wenn Marx das Hegelsche System auch umgekehrt und vom Kopf auf die Füße gestellt hat, so war er doch immerhin Hegelianer; Lenin forderte von jedem kommunistischen Intellektuellen das Studium Hegels. Er selbst hat eingehende Interpretationen zu Hegels Logik geschrieben. Könnt Ihr Euch vorstellen, daß auch nur einer von den „idealistischen" bürgerlichen Staatsmännern auch nur eine Seite dieses Buches kapieren würde? Hingegen ist es eine marxistische Prophezeiung, daß „das Proletariat die Erbschaft der deutschen klassischen Philosophie übernehmen wird".

Was nun die Lehre von der Ideologie, vom geistigen Überbau betrifft, so lehrt zwar Marx, daß jedes Denken und Fühlen klassenmäßig bedingt ist, aber nicht, daß es deshalb in jedem Fall unbedingt falsch sein muß. Es kommt darauf an, ob es im Interesse der Klasse ist, die Wirklichkeit erkennen zu lassen oder sie zu verdecken. Letzteres ist Interesse der herrschenden Klasse. Darum ist ihre Ideologie Illusion und nicht nur darum, weil sie klassenmäßig bedingt ist. Hingegen ist es das materielle Interesse des Proletariats, die Dinge und Verhältnisse so aufzuzeigen, wie sie in Wirklichkeit sind. Darum ist seine Ideologie wirklichkeitsgültig, wiewohl sie auch klassenmäßig bedingt ist. Dies ist auch eine Antwort auf die Mannheimsche Theorie.

Der Marxismus lehrt also nicht, daß es überhaupt keine Wahrheiten gibt, nur daß nicht jede Klasse immer die Möglichkeit hat, sie zu erkennen und zu verkünden. Denn oft liegt es nicht in ihrem Interesse und oft hat sie nicht den notwendigen Blick für die Erkenntnis.

Die bürgerliche Lehre von den „ewigen, menschlichen Werten und Ideen" ist die gefährlichste reaktionäre Ideologie. Denn sie setzt die Abstraktion eines „ewigen Menschen" voraus, den es nur in einer unabänderlichen Umwelt, einer immer gleichbleibenden Gesellschaftsordnung geben könnte. Ein Wunschtraum der herrschenden Klasse. Mit der Verschiebung der ökonomischen Verhältnisse verschiebt sich auch die Ideologie. Aber nicht sofort. Sie hinkt immer etwas nach. Weil sich die neue materielle Basis nur allmählich im bereits zur Weltanschauung geformten, geistigen Überbau auswirkt. Zu allererst in den untern Schichten der Ideologie, die mit dem ökonomischen Boden unmittelbar verwachsen sind. Jede Ideologie hat aber eine obere Etage der „hohen Ideen", die mit diesem Boden nicht so unmittelbar und auf den ersten Blick offenbar, verbunden sind. Diese „sublimierten" Ideen scheinen nun wie die Fixsterne unbeweglich zu stehen und sind darum besonders dazu geeignet, daß man an ihnen festhaltend, gleichsam den obersten Zipfel der Ideologie erfassend, die gesamte historische Bewegung aufzuhalten versucht.

Fortsetzung folgt

Der französische Film von Rudolf Arnheim

Bei allen, die das Kino mehr mit dem Verstande als mit den Sinnen lieben, haben die französischen Filme eine ganz große Nummer. Denn sie sind mit aufdringlicher Deutlichkeit anders gemacht als die Filme der Durchschnittsindustrie. Daß in Charles Dreyers „Johanna von Orléans" Außenseiterisches gewagt wurde, merkten auch Leute mit kurzem Gesicht und langer Leitung. Hier demonstrierte sich das Prinzip der Großaufnahme in Großaufnahme, ein wichtiges Formmittel wurde in ärgerlicher Manier überdosiert, und zugleich zeigten die Oberammergau-Bärte der Inquisitoren eine verdächtige Gepflegtheit, die gut zu der säuberlich getünchten Zuckerhutarchitektur paßte. Seltsame Lebensferne, Freude an der polierten, geistreich erklügelten Form. Ein Einzelfall?

In Jean Renoirs „Nana" spielte die groteske Catherine Heßling, ebenso begabt wie exzentrisch, ausgerechnet eine Zolafigur. Der betreßte Kammerherr Werner Krauß mußte auf dem Teppich Männchen machen wie ein Hund, und ein junger Liebhaber beging mit einer Schneiderschere Selbstmord. Obwohl kein Grund vorlag, diesen Todesfall lustig zu nehmen. Der Regisseur machte sich aus der Tragödie einen Atelierjux, brachte den Zuschauer mit viel Kunst zum Schaudern und rief dann „April, April". Renoirs „Mädchen mit den Schwefelhölzchen" war die hysterische Persiflage eines stillen Andersen-Märchens, eine pervertierte Cocteauparodie. Peinlicher Übermut, gespeist von einer Unzahl geschickter Bildeinfälle. Viel Gefühl für die Reize der Filmtechnik, keinerlei natürliche Verbundenheit mit dem Gegenstand der Darstellung. Weil der leitende Instinkt für das von der Sache Geforderte fehlte, fiel man von einem Ton in den andern und verletzte Stil und Geschmack. Es duftete süß und gefährlich nach Montmartre.

In der Groteske ging alles gut. In René Clairs „Entr'acte" wirkte der mit Trauerkränzen dekorierte Sprengwagen, der im Eilzugstempo vor dem Beileidsgefolge hertobte, bezaubernd witzig, denn hier war man allem Irdischen so fern, daß der Tod zu einem schrulligen Knochenmann wurde, mit dem ein Spielchen wohl erlaubt war. Im „Florentinerhut" machte Clair aus der Quadrille einen Hexentanz, führte er mit den Kostümen der neunziger Jahre einen gespenstischen Mummenschanz auf. In den zierlichen Operetten „Sous les Toits de Paris" und „Le Million" durfte und mußte ein Galanteriewarenlager aufgeschlagen werden. Jungenhafte Laune betätigte sich glücklich und beglückend am Spielzeug. Man freute sich, daß einer Dummheiten machte, und verlangte nicht, daß es zugleich Klugheiten seien.

Im „David Golder" destillierte der Regisseur Julien Duvivier aus Leid und Grausamkeit ein stimulierendes Parfüm für die galante Welt. Der Schauspieler Harry Baur und ein Foxterrier waren die einzigen lebendigen Wesen in diesem hochtragischen Modesalon. Landschaftsprospekte, Schafherden, Autos, mißratene Damen der Gesellschaft und Fabrikbureaus waren von Elisabeth Arden aufgemöbelt. Runzellos wie Valen-

tinos Wange bot sich die Erdoberfläche den entzückten Augen der Kinobesucher. Die Kamera warf schiefe Blicke, wo grade Ansichten passender gewesen wären, und ein entmenschtes Eheweib legte über fünfzehn Runden einen sensationellen Erpressungskampf am Sterbebette hin, bis sie durch technischen k. o. außer Betrieb gesetzt wurde. Mit allen Registern der Kino-Orgel wurde auf den Nerven der Zuschauer herumgetrommelt, und doch konnte man an jedem Bild beweisen, daß hier Routine und Extravaganz, bestenfalls Vergnügen an der handwerklichen Technik das Geschehen lenkte, keinesfalls aber Mitgefühl für die Schicksale der handelnden Personen.

So steht es mit dem französischen Film. Anregend, witzig, geistreich, erfinderisch im Technischen, Frivolität ohne Tiefe, kokettes Spiel mit den Gestaltungsmitteln; unverbindlich im Gedanklichen, Stilistischen, Geschmacklichen. Nicht jedermanns Sache, wenn man von der einen, prächtigen Ausnahme, Jaques Feyder, absieht.

Dieser Tage zeigte René Clair seinen neuen Film „A nous la liberté" („Es lebe die Freiheit"). Wer wollte die Schönheiten dieser Arbeit leugnen! Mehr als eine Szene durchleuchtet das Röntgenlicht schelmischer Weisheit: Eine Sekunde der Unaufmerksamkeit stürzt die höchste Ordnung der Fließarbeit in höchste Unordnung; wie ein geheimnisvoll süßes Echo klingt das Lied des Mädchens noch aus dem leeren Fenster in das Ohr des Liebhabers, während sie schon die Treppe heruntergeht; der monotone Sprechgesang im Engagementsbureau der Fabrik: „Dites votre nom et votre age!"; der trottlige Festredner vor dem leeren Fabrikhof; die vergnüglich faulenzenden Arbeiter in der automatischen Fabrik. Echte Genieblitze — und doch wird man des Films nicht recht froh. Blitze ergeben kein gutes Licht.

Da ist zunächst, was das Politische anlangt, diese spätbürgerliche Romantik: Arbeiter und Generaldirektor entfliehen, brüderlich eingehakt, der Fabrik, um als Landstreicher auf den Chausseen zu singen. Solche Flucht läßt wenig Verwandtes in uns anklingen; zumal wir uns gar nicht so sehr nach Freiheit sehnen sondern, als Untergebene eines Staatsgebildes, das uns nicht benötigt, das uns nicht gefällt und dem wir nicht gefallen, nach einer vernünftigen Bindung, nach zweckvoller Einordnung in eine nützliche Gemeinschaft. Landstreicher? Wir sind uns schon jetzt zu landstreicherisch, zu funktionslos. — Und weiter: es gibt empfindliche Menschen, die Zuchthausszenen unter keinen Umständen komisch finden und die nicht darüber lachen, daß sich einer in seiner Zelle aufknüpft, selbst wenn das Gitter aus der Mauerfassung rutscht und dem Lebensmüden auf den Schädel bumst.

Darüber hinaus gibt es eine Reihe von künstlerischen Einwänden. Es ist René Clair nicht gelungen, einen einheitlichen Stil zu finden. Chaplins Filme spielen auf einer Exzentrikbühne, wo ein Schlag mit dem Gummiknüppel nicht wehtut und die Liebe nicht heiß macht. Ein Puppenspiel ohne peinliche Erdenreste und nur deshalb genußreich. Clair hat keine solche geschlossene Vision. Seine herrlichen Schauspieler sind gänz-

lich von dieser Welt, sie stehen auf derbem Boden, und dennoch tritt plötzlich der Generaldirektor, ein programmatisches Lied schmetternd, in die Gruppe seiner Berater. Eine stabile Fabrik steht da, und sie wird nicht märchenhafter dadurch, daß sie in jener mondänen Variante des Bauhausstils erbaut ist, die für Kosmetikläden und intime Bars bevorzugt wird. Sie wirkt nur geschmacklos und widersinnig. Und die sehr realen Kontrolluhren werden nicht überirdisch, weil bei jeder Zeigerdrehung ein lieblich melodisches Klingeln ertönt. Auch die Hammerschläge der arbeitenden Zuchthäusler erklingen als mozartisches Glockenspiel. Und die ruckenden Zahlenbänder in einem sonst gar nicht parodistischen Bureau wirken als kümmerliche Attrappe. Clair tastet herum, er hat keine Übersicht, er kittet Einfälle, er ist wie ein Maler, der links unten nicht mehr weiß, was er rechts oben gemalt hat. Seine Figuren ordnen sich plötzlich zu operettenhaft symmetrischen Chören, aber gleich darauf lassen sies wieder sein und benehmen sich zwanglos alltäglich. Launisch wie sie ist er in der Behandlung des Tons. Lautlos marschieren die Zuchthäusler, und im nächsten Augenblick trampeln sie fürs Ohr ebenso laut wie fürs Auge. Die Schauspieler unterbrechen ohne Grund ihr Plaudern und machen sich dem Publikum minutenlang durch bloße Mimik verständlich. Plötzlich beginnt ein totes Ding zu singen, eine Blume, aber das bleibt ein einmaliges Kuriosum — stilistisch durch nichts gestützt. Musik und Gesang tönt mal ins Bild, mal aus dem Bild; niemals weiß man, ob die Schauspieler mithören oder ob nur Begleitung für den Zuschauer tönt. Das ist nicht souveränes Spiel mit den Mitteln sondern unmittelbar beunruhigende Konfusion.

Clair hat kein Gefühl dafür, daß das pointierte Gegeneinandersetzen von Situationen nur dann schlagkräftig ist, wenn diese Situationen vollen Wirklichkeitsgehalt haben. Er verbiegt die Welt, bis sie zu seinem Einfall paßt, weil er dem Einfall näher ist als der Welt. Die Parallele zwischen Zuchthaus und Fabrik überspitzt und schwächt er, indem er die Fabrikarbeiter von einem Unteroffizier anschnauzen, im Takt marschieren, am laufenden Band frühstücken läßt. Wenn nach der fingierten Festrede ein zufälliges Beifallklatschen aus dem Nebenzimmer ertönt, so wirkt das nicht sehr komisch, weil die grotesk aufeinanderprallenden Situationen in sich keine ausreichende eigne Kausalität haben sondern ad hoc konstruiert sind. Clair konstruiert. Er läßt die fertigen Grammophone in einem deckenlosen Raum stehen, damit die Kamera elegant, ohne Zwischenschnitt, zu der Freilichtszene der tanzenden Arbeiter herüberschwenken kann. Er läßt, wie in den ältesten Filmen, seine Personen unaufhörlich aus dem Nichts auftreten. Ein ungeschickter Gott schiebt sie zur gleichen Zeit auf den gleichen Schauplatz. Das Motiv mit dem rinnenden Blut ist aufdringlich gedoubelt. Der Fabrikhof hockt eng neben der Straße, in der das Mädchen wohnt, nur weil den Regisseur der Zwischenraum nicht interessiert. Aber diese Nonchalance rächt sich an allen Ecken und Enden, schlägt ihm seine Effekte tot.

Statt den Vorgang durch Einfälle zu verdeutlichen, begräbt er die Handlung unter einem Sturzregen von Gags, verfängt er sich in Nebenmotiven, spinnt er überflüssige Hetzjagden aus, verdoppelt er die Motivierungen. Das Grundmotiv: Flucht des Reichen in die Freiheit, überrundet und zersprengt er durch das Erpressermotiv, das den Generaldirektor zwingt, sein Eigentum im Stich zu lassen und vor der Polizei auszurücken. Und obendrein fegt aus eines unbekannten Gottes Windmaschine noch Sturm dazwischen. So gibt René Clair, um am Schluß seines Films reinen Tisch zu bekommen, aus drei dicken Schläuchen zugleich Wasser, und grade deshalb bleibt mancher Zuschauer ziemlich trocken. Wunderbar sind die Gesetze des Theaters.

René Clair, witzig und begabt wie wenige, müßte lernen, daß ein Künstler kein Landstreicher sein soll. Sondern ein Arbeiter. Nicht grade einer am laufenden Band, wie die Kollegen aus der Friedrichstraße, aber immerhin ein Arbeiter. Es lebe die Freiheit. Nur mache sie sich ihr Leben nicht zu leicht.

Die Mutter von Alfred Polgar

Ein Lehrspiel von Brecht, nach einem Drama von Stark und Weisenborn, nach einem Roman von Gorki. Musik von Eisler. Darsteller: die Gruppe junger Schauspieler.

Für die Unabweislichkeit und Notwendigkeit des Kommunismus wird der Beweis auf das Exempel erbracht. Programmatische Absicht: vom Zuschauer „Entscheidungen zu erzwingen". Doch ist es mehr so, daß die Entscheidungen auf der Szene gefällt werden, und dem Zuschauer überlassen bleibt, sie zu akzeptieren oder nicht.

Unbedingt stellt sich die Wirkung ein, daß jene Hörer, welche ganz der Meinung sind, die von der Bühne herab propagiert wird, zu dieser eisenfest in ihnen verankerten Meinung herumgekriegt werden. Sie werden von der Überzeugung, die sie haben, überzeugt, und zum Bekenntnis, auf das sie eingeschworen sind, hingerissen.

Das Stück macht anschaulich, wie eine apolitische Mutter, die nur Mutter ist, politisiert wird, fast bis zu dem Punkt, wo sie aufhört, Mutter zu sein. Man kann aber auch sagen: bis zu dem Punkt, wo sie in größerem, allgemeinerem, menschlich weiterem Sinn Mutter wird. Bei Gorki tut und leidet Pelagea Wlassowa, was sie tut und leidet, um des Sohnes willen, sie bleibt in ihrer privat-mütterlichen Ideologie befangen. Bei Brecht sprengt sie diese, streift das Private ab, ent-puppt sich. Sie erkennt höhere Zwecke und wächst mit ihnen. Dieser Entwicklungsprozeß, den der Dichter ihr macht, wird auf der Szene kleinen Teils dargestellt, großen Teils erzählt. Die sogenannte Handlung zuckt nur noch hie und da wie lebendig: im epischen Theater gerinnt nämlich die dramatische Aktion zu einem Bericht über diese, der Zuschauer wird weniger durch Vorgänge erschüttert, als über sie unterrichtet, die Ereignisse werden ihm geschenkt, aber ein geistiges Dabeisein ihm hinterher ermöglicht. Die Spieler, mechanisiert, spielen nicht viel.

Sie befinden sich im Zustand gefrorener Bewegung, die nur gelegentlich und stückweise auftaut. In ihrer gezwungen-starren Haltung und Gruppierung erinnern sie zuweilen an Figuren früher Malerei (denen Spruchbänder aus dem Mund flattern). Oft wenden sie sich, die Täuschungen des Spiels durchbrechend, in direkter Rede an den Zuschauer, ihn ohne umständliche Faxen an ihren Gedankengängen teilnehmen lassend. Entscheidende Schlußfolgerungen werden musikalisch gezogen, Nutzanwendungen ebenfalls meist gesungen. Hier bewährt sich Brechts Kunst einfacher, starker Formulierungen; sie nehmen, Durchmesser von Gedankenkreisen, einen kürzesten sprachlichen Weg, der in seiner Gradheit schöner ist, als der schönste dichterische Umweg, die Peripherie herum. Zur Geschichte, die ihm erzählt wird, bekommt der Zuschauer gebrauchsfertig auch die Moral der Geschichte. Diese ist nur der möglichst einfach, breitflächig zugeschnittene Sockel für jene. Fraglich bleibt, ob nicht das indirekte Verfahren: — Geschehnisse, Tatbestände, Erlebnisinhalte zu geben, so eindringlich zu geben, daß der Hörer gar nicht anders kann, als selbst die richtigen Schlüsse aus dem Geschauten zu ziehen —, ob dieses Verfahren nicht das wirksamere ist. Brechts Theorie verwirft das Theater, das sich an das Gefühl im Zuschauer wendet, aber er verschmäht nicht die Hilfe der Musik, die gar nichts andres tut, gar nichts andres tun kann, als Gefühl wecken. Was hat ihr obstinates Trommeln, ihr Drohen, Klagen, Aufpulvern und Verheißen mit der Ratio zu tun, auf die allein es dem epischen Theater, theorie-gemäß, ankommt? Es vermittelt dem Zuschauer Kenntnis und Erkenntnis auf kaltem Wege, nicht ohne ihm durch Klavier, Trompete, Posaune und Schlagwerk einzuheizen.

Helene Weigel ist die Mutter. Anfangs nur Stimme, ganz sachliche, nüchterne, aufsagende Stimme, an der ein Mindestmaß von Individuum hängt. Nicht Pelagea Wlassowa redet, es redet durch sie, aus ihr. Später nimmt sie die phonetische Maske ab, Sprache und Spiel werden lockerer, der Mensch fällt aus der Rolle des Automaten in seine natürliche Gangart, produziert Geist, Schlauheit, auch eine Art trockener Leidenschaft. In der ausgezeichneten Szene mit den Weibern, die Kupfernes zur Erzeugung von Munition abliefern, zeigt sich Frau Weigel als überlegene Dialektikerin; da hat ihre Kunst Luft bekommen, bessere als die Preßluft des epischen Theaters, und atmet frei, vom Stil erlöst. Merkwürdig, daß Mutter Weigel, je weiter das Spiel fortschreitet, also je mehr sie altert, desto jünger wird (Verjüngung durch Idee?). Bis fast an die Grenze des Neckischen kommt sie da.

Ernst Busch, hell, scharf, selbstverständlich wie immer, glänzend bei Blick und Stimme, ganz in C-Dur, von jener unbeirrbaren innern Heiterkeit, die ein Wille, der frei von Furcht und Zweifel ist, als Nebengewinn abwirft. Jung-Siegfried in der KPD.

Der Schauspieler Gerhard Bienert spielt ungeniertes, saftiges Theater. Den Zuschauern zur Erquickung. Wenn er auf der Bühne ist, entfernt sich das Epische mit eingeklemmter Theorie.

Schnipsel von Peter Panter

Jakubowski war ein blutiger Laie.

*

Prophezeien? Prophezeien kann ungestraft jeder. Es genügt schon, daß mans tut. Zu stimmen braucht nachher nichts, denn es blättert ja keiner zurück. Die Prophezeiung ist, genau wie das geschäftliche Urteil über Kunstwerke, ein Wechsel, der auf die Zukunft gezogen ist. Es fragt sich, wer zieht. „Aber Rothschild hat doch gar nicht unterschrieben!" sagt jener in der Anekdote, wo einer einen solchen Wechsel unterbringen will. „Eine Unterschrift wollen Sie bei Rothschild auch noch?" erwidert der andre. In Erfüllung gehen sollen Prophezeiungen auch noch?

Man sage in seherischem Tonfall dummes Zeug, und man wird eines gewissen Erfolges nicht entraten.

*

KPD. „Schade, daß Sie nicht in der Partei sind — dann könnte man Sie jetzt ausschließen!"

*

Man achte immer auf Qualität. Ein Sarg zum Beispiel muß fürs Leben halten.

*

Du mußt über einen Menschen nichts Böses sagen. Du kannst es ihm antun — das nimmt er nicht so übel. Aber sage es ihm nicht. Er ist in erster Linie eitel, und dann erst schmerzempfindlich.

*

„Muß denn immer gleich von Liebe die Rede sein?" — Ja.

*

Nichts verächtlicher, als wenn Literaten Literaten Literaten nennen.

*

„In unsrer Zeit..." sagen die Leute, und sind sehr stolz darauf. Das klingt oft wie: „Bei uns in Tuntenhausen..." Es gibt Kleinstädter, und es gibt Kleinzeitler. Das Wort „heute" wird zu oft gebraucht.

*

Wenn wir einen Menschen, der sich unbeobachtet glaubt, langsam und mühselig-genußvoll in der Nase bohren sehn, so versetzt uns dieser Anblick in eine kribblige, eigentümliche Wut. Man möchte ihm auf die Finger hauen, diesem unerzogenen Rüpel ... nun hör doch schon endlich auf ... na, Gottseidank!

Selber popeln macht fett.

*

Bei einem französischen Theaterautor, A. Achaume, steht eine herrliche Szene vom Wahnwitz der Maschinenherrschaft.

Ein Mann empfängt einen andern. „Bitte, nehmen Sie Platz! Was führt Sie her?" Und bevor der andre zu Worte kommen kann, sagt der erste: „Einen Augenblick mal!" und telephoniert. Und telephoniert und telephoniert...

Das habe ich auch geschrieben. Aber die Pointe wäre mir nie eingefallen:

Der Besuch steht auf und schickt sich an, zu gehn. „Aber bitte," sagt der Mann mit dem Hörer in der Hand. „Einen Augenblick doch nur..."

„Nein", sagt der Fremde. „Wissen Sie was? Ich rufe Sie an."

Die unleidliche Gewohnheit, Besuchern etwas vorzutelephonieren, ist selten witziger glossiert worden.

*

Er war eitel wie ein Chirurg, rechthaberisch wie ein Jurist und gutmütig wie ein Scharfrichter nach der Hinrichtung.

*

Es gibt Schriftsteller, die können sich viel vorstellen. Aber daß sie einmal nicht dabei sind, das können sie sich nicht vorstellen. In vielen Läden der Literatur herrscht heute großer Rumor, die Chefs nehmen das Inventar auf und blasen den Staub von den alten Stücken. „Frollein, da müssen doch noch ein paar nationale Sachen am Lager sein ..." Das Fräulein kramt sie hervor; wenn man sie etwas abputzt, sind sie noch wie neu, und bald wird — keine Sorge, ihr Lieben! — frische Ware hereinkommen. „Wir haben das nämlich immer geführt." Nur nicht isoliert bleiben! Ein guter Bankier geht jeden Tag zur Börse, das ist das halbe Leben.

Kerle wie Mussolini oder der Gefreite Hitler leben nicht so sehr von ihrer eignen Stärke wie von der Charakterlosigkeit ihrer Gegner.

Um mich herum verspüre ich ein leises Wandern. Sie rüsten zur Reise ins Dritte Reich.

*

Frank Thiessens Geschreibe ist wie Musik: der Hörer darf sich alles mögliche dabei denken, ist imstande, nachher gebildet darüber zu sprechen, und es verpflichtet zu gar nichts.

*

Wenn man sich entmaterialisieren könnte —: ich wollte wohl einmal Hitlern als Gespenst erscheinen. Aber in welcher Gestalt? Das beste wird sein: als Briefmarke. Es gäbe da manche Möglichkeiten.

Friseur beim Plaudern von Erich Kästner

Sie haben sich wohl gestern selbst rasiert?
Das sieht man gleich. Zwei wunderbare Schnitte.
Die Oberlippe etwas straffer, bitte!
Ob Morawetzky den Prozeß verliert?

Ich glaube fest, daß ers gewesen ist.
Warum führ er denn sonst sofort auf Reisen?
Es ist nur schwierig, es ihm nachzuweisen.
Wenn ich noch jung wär, würde ich Jurist.

In London hat man jetzt etwas entdeckt,
das spritzt man dem Verbrecher in den Magen.
Drauf schläft er ein. Und muß die Wahrheit sagen.
Na, der wird staunen, wenn man ihn dann weckt!

'n Tag, Herr Burdach. Nehmen Sie doch Platz.
Ja, ja, der Fortschritt. Wahrheit mittels Spritze!
Vor zwanzig Jahren waren das noch Witze.
Und heute kann es jeder Hosenmatz.

Künstliche Nahrung stellt man auch schon her.
In ein paar Jahren fressen wir Tabletten,
als wärens Sauerkraut und Koteletten.
Ja, ja, der Fortschritt. Kölnisch? Bitte sehr.

Selbst das Rasieren fällt dann gänzlich weg.
Sie streichen mit ner Salbe auf und nieder.
Der Bart verschwindet. Und kommt niemals wieder.
Friseur zu werden, hat dann keinen Zweck.

Noch etwas Puder? Dann sind wir parterre.
Fortschritt ist schön. Oft kann mans gar nicht fassen.
Ich werd mich kurz vorher begraben lassen.
So ist das Leben. Nun der nächste Herr!

Lytton Strachey von Carl v. Ossietzky

Aus London kommt die Nachricht, daß Giles Lytton Strachey gestorben ist. Am 1. März wäre er zweiundfünfzig Jahre alt geworden. Sein Ruhmestitel beruht auf den drei seit 1918 erschienenen Büchern „Eminent Victorians", „Queen Victoria", „Elizabeth and Essex". Was die offizelle Wissenschaft von ihm denkt, ob sie ihn seriös nimmt oder als „Belletristen" verwirft, soll uns hier nicht kümmern. Die Wahrheit ist, daß er durch seine Darstellungskunst, seine Sprachkraft und seine originelle Art, eine Menschenexistenz zu sehen, unzähligen Lesern eine ebenso angenehme wie noble Unterhaltung bereitet hat.

Harold Nicolson hat vor ein paar Jahren in einem Vortrag, wenn ich mich nicht irre, in Frankfurt, behauptet, die englische Nachkriegsliteratur wäre die bedeutendste in ganz Europa. Vielleicht ist das eine Übertreibung, aber gewiß ist die englische Literatur die überraschendste. Sie hat die Zimperlichkeit der Väter überwunden und sich fessellos einer nicht mehr bürgerlich durchtränkten Gegenwart überlassen. Neben ihren interessanten Romanciers steht gleichwertig Lytton Strachey, der Historiker. In seinem Äußern ein hagerer, leidend aussehender Mann mit Bart und Brille, eine saloppe Mischung von Oberlehrer und Bohémien. In seinem Werk der Kurzweiligste seines durchweg recht trostlosen Faches, aber durchaus kein Anekdotenerzähler sondern ein feinnerviger Gestalter, manchmal ein Psychologe mit dem sechsten Sinn, immer ein höflicher Skeptiker, und das vor allem gegen die Möglichkeiten der eignen Wissenschaft. Wo soll man Anker werfen in dieser Welt schnell dahingleitender Erscheinungen? „Wenig kann das Glück uns geben: denn ein Traum ist alles Leben, und die Träume selbst ein Traum", so dichtete Calderon seine Resignation in einer faulenden morschen Feudalzeit, und diese Verse stehen wie ein unsichtbares Motto über allem, was Giles Lytton Strachy geschrieben hat, dessen Ausgang mit dem Sinken einer Weltmacht, mit der Auflösung eines traditionellen Lebensstils zusammenfällt.

Ein so denkender Schriftsteller kann nicht einem bestimmten System verfallen, kann nicht dickleibige Bände schreiben, um eine Spekulation zu erhärten. Lytton Strachey ist ein Meister der Monographie geworden, der Studie, des Essays. Eine Einzelfigur, eine knappe Phase der Entwicklung mit allem nur denkbaren Leben erfüllen, das konnte er. Hier entstanden auf ihre Art vollendete Schöpfungen, denen niemand

das Ringen um Material, Nachtwachen und Transpiration anmerkt. Lytton Strachey beherrschte seine Quellen, auf welche die Fachkritik den entscheidenden Wert legt, gewiß glänzend, aber seine Wirkung rührt von einigen allgemeinen Einsichten her, die viel stärker sind als Analyse auf idealistisch oder materialistisch. Lytton Strachey glaubte an die Unveränderlichkeit des Menschen: die Kleider wechseln, nicht ihr Inhalt an Fleisch und Geist. Es gibt Schriftsteller, die sich höchst aktuell vorkommen und deren Gegenwartsbild aus Ritterromanen plagiiert scheint, und es gibt Schilderer der Vergangenheit, deren Menschen sich so bewegen, als hätten sie alle spätern Kommentare über sich gelesen. Bei Lytton Strachey agieren wir selbst, um Jahrzehnte oder Jahrhunderte zurückgeschoben, ohne Telephon und Auto, ohne einige naturwissenschaftliche Erkenntnisse; manche Dinge, die uns quälen, werden nicht in der Sprechstunde des Individualpsychologen gelassen, der Henker schlägt mit dem Kopf das Geheimnis herunter. Vieles ist primitiver, aber wir erkennen uns selbst in den fremden Kleidern. So gelingen Lytton Strachey am besten die schwierigen, die vergrillten Charaktere, die etwas wurmstichigen Seelen, nicht weil man früher komplizierter war als heute oder umgekehrt, sondern weil der „Normalmensch" immer ein Phantasieprodukt gewesen ist. Wenn Lytton Strachey zum Beispiel das anständige bürgerliche Mittelmaß der viktorianischen Gesellschaft zeichnet, so erhält dieses Bild einen ironischen Schnörkel, indem der Historiker das, was diese Zeit nicht sehen wollte, leger und gar nicht anklagend, gleichsam in einem Appendix niederlegt.

Lytton Strachey hinterläßt nur ein paar Bücher, aber es ist eine Reihe unvergeßlicher Gesichter darin. Der lange, qualvolle Todeskampf Philipps II., ein erhabenes und närrisches Grecobild; der undurchsichtige und gefährliche Francis Bacon; der junge Essex in das Ankleidezimmer seiner Königin eindringend; die zu ewiger Virginität verurteilte Elisabeth selbst; die Queen Victoria mit ihren Ministern; der große Carlyle als moralischer Poltron entlarvt, der einige private Peinlichkeiten hinterläßt; und endlich der General Gordon, diese Fahne des britischen Imperialismus, im Zelt von Khartum zwischen Bibel und Schnaps phantasierend — das bedeutet allein eine Galerie von Menschen und Szenen, um die jeder Dichter von heute diesen Historiker beneiden kann. Diese Bücher sind durch die ganze Welt gegangen, sie werden wohl auch in Deutschland, wo sie Hans Reisigers Übersetzungskunst eingeführt hat, noch lange ihre Leser finden.

Bemerkungen

Historisches

Vor einiger Zeit habe ich hier das schöne Denkmal am deutschen Eck, in Koblenz geschildert; der selige Kaiser Wilhelm der Erste ist dort zu Stein zusammengehauen, und ich hatte mir erlaubt, solches einen gefrorenen Mist zu nennen. Darob große Entrüstung bei den Kleinbürgern des Nationalismus. Es hagelte Proteste, ich spannte keinen Regenschirm auf, und soweit gut. Da sind übrigens manche Gruppen der jungen Nationalisten vernünftiger: die können wenigstens Barlach von jenem wilhelminischen Kram unterscheiden. Und diese, aber nur diese, fühlen, daß Wilhelm ein unglückseliges Mischding gewesen ist, wenn man genauer hinsieht, eigentlich gar nichts. Ein Mensch ohne Schicksal.

Nun war in diesem Aufsatz vom Deutschen Eck ferner beschrieben, wie die kleinen koblenzer Schuljungen dem Fremden für fünfzig Pfennig das Denkmal erklären, daß die Grammatik nur so wackelt. Die Zeit bleibt nicht stehn, die Industrie modernisiert sich, und wie ich höre, erklären sie in Koblenz jetzt nicht nur das Denkmal, sondern noch etwas ganz andres.

Früher hatten sie mich gefragt: „Soll ich Ihnen mal das Denkmal erklären?" — Jetzt fragen sie den Besucher: „Soll ich Ihnen mal das Unglück zeigen?" Und damit meinen sie die schreckliche Brückenkatastrophe, die so vielen Menschen das Leben gekostet hat, damals, als sie die Befreiung des Rheinlands von der Schwerindustrie, Vergebung, von der welschen Schmach feierten.

Und also sprechen jetzt die Knäblein am deutschen Eck, wörtlich:

„Das kleine Häuschen, wo die Pappeln stehn, was Sie da sehn, das ist das Bootshaus, dort brach die Brücke zusammen. Bald verwandelte sich das Bootshaus in ein Lazarett und Totenhaus. Und Hindenburg hat zur Beerdigung einen Kranz geschickt und jedem Verwandten ein paar hundert Mark, und Hindenburg hat gesagt, wär ich nicht gekommen, wäre das ganze Unglück nicht passiert. Fertig!" (Fertig wird mitgesprochen.)

„Woher weißt du denn das?" fragte der Fremde den koblenzer Knaben. „Das hat mich mein Vater gelernt", sprach jener.

Geschichte entsteht oft auf wunderbaren Wegen.

Ignaz Wrobel

Wilhelm der Dritte erscheint in Moabit

Man weiß, wie sehr in Moabit Beleidigungsprozesse verpuffen können. Sie finden in einem kleinen Raum statt. Es wird nichts irgendwo erwähnt. Ein Mensch sucht sein Recht. Aber niemand erfährt von seiner Rehabilitierung.

Der Prozeß Hitler gegen Stennes wurde so aufgezogen, als hätte man ein Interesse daran, Hitler als künftigen Monarchen zu zeigen!

Früher wurden Schulkinder zum Spalierbilden befohlen. Jetzt befiehlt man Journalisten, es zu tun. Niemand darf in den Saal, so wird angeordnet. Statt daß nun vorher etwa fünfzig Pressevertreter in aller Ruhe im Saal gesessen hätten, wenn Hitler hereinkam, wie das sonst üblich ist, waren sie nun gezwungen, Spalier für Hitler zu bilden, es ergab sich dadurch der Zustand, daß Jedermann im Gerichtsgebäude den Eindruck von etwas Außerordentlichem hatte, zu der Gruppe trat und ebenfalls Spalier bildete. Stennes mußte gleichfalls draußen warten. Nur Hitler wurde erlaubt, mit Gefolge den Saal früher zu betreten, wie es der Majestät zukommt. Die Journalisten, das Spalier, mußten ihm nachher in der würdelosesten Weise nachdrängen. Es war genau so, wie man es machen muß, um eine Stimmung des Besondern, der Sensation entstehen zu lassen.

Nicht ein Kommunist, nicht ein Sozialist, sondern der Chauffeur einer Rechtszeitung, der diesen künstlich aufgezogenen Betrieb sah, sagte: „Die machen ja den Jungen gewaltsam verrückt."

Nebeneinander auf der Anklagebank saßen drei mehr als schwarze Leute, Lippert, Redakteur vom Angriff, Hitler und Rechtsanwalt Frank II, alle drei von einer Schwärze, die kein Rassebuch aufhellen kann.

Nach den Einleitungsworten des Vorsitzenden erklärte Rechtsanwalt Frank: „Die Worte des Herrn Vorsitzenden waren nationalsympathisch," ein Wort, von dem man das innigste Verlangen hegt, daß es in die deutsche Sprache eingehen möge wie Belange und verrecke.

Der Amtsgerichtsrat, wie es seines Amtes ist, um einen Vergleich bemüht, riet Hitler: „Sie spielen doch eine große Rolle im politischen Leben, denken Sie doch an die Worte eines Dichters, eines deutschen Dichters, des Dichters Gerhart Hauptmann: ‚Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz'."

Das, um Stennes mit Hitler zu versöhnen! War es Ironie? Nahm der Richter an, daß der Name Gerhart Hauptmanns den Anwesenden bekannt sei? „Ich bin ein fanatischer Anhänger der Gesetzlichkeit," sagte Rechtsanwalt Frank II im weitern Verlauf der minutenkurzen Verhandlung, aber Hitler bietet als Beklagter an, einen Eid zu leisten, beweist damit eine abgründige, primitive Unkenntnis der Gesetze.

Doch Hitler hat keinen Vergleich und keine Gesetzeskenntnis nötig, der Freispruch ist ihm

von vornherein sicher. Der Prozeß drehte sich um einen Artikel im ‚Völkischen Beobachter', durch den Stennes als Polizeispitzel bezeichnet wurde. Die Klage von Stennes, vertreten durch Rechtsanwalt Becker, wandte sich an die falsche Adresse. Sie hätte Binz, den Hauptschriftleiter des ‚Völkischen Beobachters' treffen müssen. Dieser, so meinte der Kläger, war nicht auffindbar, deshalb habe er sich an Hitler gehalten. Hitler erklärte, nichts mit dem Artikel zu tun zu haben. Darauf wurde Hitler entlassen.

Man hat gesagt, daß Wilhelm II. nicht umsonst zu Reinhardts Zeiten lebte. War schon zu Wilhelms Zeiten die Regie alles, so übertrifft ihn Wilhelm III. noch bei weitem. Preußische Gerichtsbehörden ließen sich willig dieser Regie vorspannen.

Gabriele Tergit

Zweimal Bauen im Film

Gesehen in der Kamera als Sondervorführung der Degeto (Deutsche Gesellschaft für Ton und Bild). Es muß gleich gesagt werden, daß die Kapriolen des Trickfilms von Max Fleischmann entschieden unterhaltsamer und geistvoller waren als die lehrhafte Ausführlichkeit der Baureportage von Wilfried Basse. Das Herrlichste in der Groteske war das tolle Treiben sich gegensätzlich bewegender, frei schwebender eiserner Balken, auf denen zwei Ulktiere in schwindelnder Höhe klappernd herummarschierten und kletterten. Eine witzige, in ihren phantastischen räumlichen Wirkungen überwältigende Equilibristik. Auf dieses heitere Bauspiel folgte der Ernst der Wirklichkeit. Man sah den Abbruch und Aufbau wirklicher Häuser, von Basse schönstens photographierte Wirklichkeitsausschnitte, die jedoch ohne Zug, Rhythmus und Geschlossenheit aneinandergereiht waren. Nicht optisch gestaltet sondern begrifflich summiert. Nicht einmal Reportage sondern nur noch Registratur. Erläuterndes, überreichliches Bildermaterial zu einem Vortrag über Bautechnik. Die sachliche Klarheit der Photographie von Basse ist ein ausgezeichnetes Anschauungsmittel, aber zu temperamentlos, um die Dynamik des Lebens einzufangen. Dieser Mangel mag ein Vorzug sein bei dem Baufilm, der seiner ganzen Anlage und Durchführung nach den Eindruck erweckt, als sei er im Auftrag eines Bauunternehmens oder Bauherrn entstanden. Filme dieser Art mögen am rechten Ort sehr nützlich sein. Aber es führt zu Mißverständnissen, wenn ein solcher Film an einer Stelle gezeigt wird, die mit Recht als Schutzmarke für den guten künstlerischen Film bekannt ist. Zudem wurde der Film von sehr anerkennenden Worten Arnheims eingeführt, dessen Veröffentlichungen, vor allem sein neues Buch, doch ebenfalls entschieden gezeichnet sind durch den klaren Blick für den Film als Kunst. Ein weiterer mißdeutender Regiefehler war die

Begleitmusik, die immerzu in dramatisch-konvulsiven Tonmalereien wühlte, trotzdem der Film so gleichmütig-neutral wie irgend möglich, seinen Dienst an der Wirklichkeit versah. So geht es nicht. Grade weil der Film so verhängnisvoll überwuchert ist von billigen Scheinwerten und geschäftsüblichen Kompromissen, kann die Front der wahren Filmkunst nicht streng genug abgegrenzt werden gegen Konfektion — aber auch gegen Anschauungsunterricht, und sei es auch nur, wie im gegebenen Fall, eine Reportage, um die solche reinliche Scheidung gewahrt bleiben soll. Die beiden frühern Filme von Basse „Baumblüte in Werder" und „Markt am Wittenberg-Platz", die man wiedersah, haben wenigstens den Vorzug, daß ihre bedeutend geringere Länge im richtigen Verhältnis zur Ergiebigkeit des Motivs steht und daß sie in sinnfälliger Abrundung des Geschehens mit dem Schluß auch zur organischen Geschlossenheit reifen. Das ist schon eher Kunst, wenn auch ebenfalls dicht an der Grenze, bei der die Gestaltung aufhört und nur die Reproduktion bleibt.

Ernst Kállai

Auswurf

1821 § 366[7] StGB. Ausspucken kann „Werfen mit Unrat" sein. — OLG. Jena 22. Mai 31, 2 S 161/31.

Der Angeklagte hat einen großen Fladen menschlichen Auswurfs auf die überdachten, zur Haustür führenden Stufen des Hauses seines Nachbarn gespuckt. Darin kann eine Übertretung nach § 366 Nr. 7 StGB. liegen. § 366 Nr. 7 schützt, indem er abstrakte Gefährdungshandlungen bedroht, nicht nur Menschen selbst, sondern auch menschliche Wohnungen und damit die in ihnen befindlichen Gegenstände gegen Beschädigungen und Verunreinigungen. Als Unrat sind daher solche Stoffe anzusehen, die ihrer Natur nach geeignet sind, solche Beschädigungen oder Verunreinigungen, sei es bei Menschen oder bei Sachen, zu verursachen, wenn sie geworfen werden (vgl. RgSt. 21, 317). Das trifft auf menschlichen Auswurf zweifellos zu. Auch ein Werfen ist anzunehmen. Allerdings wird der Begriff „Werfen" im engeren Sinne auf ein „Werfen mit der Hand" beschränkt. Der Begriff des Werfens wird aber auch in einem weiteren Sinne verwendet und damit jede körperliche Tätigkeit bezeichnet, durch welche einem Gegenstand eine Eigenbewegung verliehen wird, die ihn durch die Luft an einen anderen Ort bringt, im Gegensatz zu Legen und Schieben. In welcher Weise die körperliche Kraft entfaltet wird, ist gleichgültig. Auch ein Spucken ist Werfen in diesem Sinne. Bei der Entscheidung der Frage, in welchem Sinne der Begriff des Werfens im § 366 Nr. 7 StGB. auszulegen ist, ist vom Zweck des Gesetzes auszugehen. Es will Menschen und Sachen vor Schäden und Verunreinigung schützen, die sie durch Auftreffen von Unrat erleiden könnten. Für diese Gefährdung ist es aber gleichgültig, ob die Bewegung durch die Hand oder mit einem andern Körperteil ausgelöst ist. Der Begriff des Werfens ist deshalb hier in dem weiteren Sinne, wie er oben dargelegt ist, zu verstehen.

‚Höchstrichterliche Rechtsprechung' Nr. 21 vom 1. November 1931.

Priesters Geheimnis

Aber man glaubte, einen klugen Schachzug im Hinblick auf die Reparationsverhandlungen zu tun (wobei man vergaß, daß man nicht Skat spielte — sondern Hazard).

H. E. Priester: Das Geheimnis des 13. Juli

Bildung

Er las aus einer zeitgenössischen Nummer der berliner Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen, der heutigen ‚Vossischen Zeitung', die wenigen Sätze vor, die ganz nebenbei den Tod Napoleons auf der Insel Elba meldeten.

‚B. Z. am Mittag'
16. 1. 1932

Das kleinere Übel

Die neue Amtsvertreterversammlung Rostock wählte mit den Stimmen der Bürgerlichen und der Sozialdemokraten den bisherigen deutschnationalen Amtshauptmann Ihlefeldt wiederum zum Amtshauptmann. Für den Amtsausschuß sind nur Nationalsozialisten gewählt worden.

Zeitungsnotiz

Freundliches Angebot

Die kommunistische Presse befaßt sich seit Tagen mit der Heirat Dr. Goebbels und behauptete, daß die jung vermählte Frau Goebbels eine geb. Friedländer und jüdischer Abstammung sei und aus der jüdischen Hochfinanz komme. (!!) Diese Meldung ist von A bis Z erlogen. Frau Dr. Goebbels ist eine geb. Ritschel und selbstverständlich rein arischer Abstammung. Wer daran zweifelt, dem steht es frei, sich davon durch Augenscheinnahme zu überzeugen.

‚Völkischer Beobachter'

Liebe Weltbühne!

Sprechzimmer eines Arztes in einem stahlhelmbegeisterten Dörfchen bei Großenhain (Sachsen).

Ein Hauptmann a. D., geistiger Leiter des Ortes, bringt seinen Knaben an. Der Knabe sinkt auf den Diwan, und der Arzt stellt nach kurzer Untersuchung „körperliche Schwäche und Nervosität" fest.

Dann schreibt er was auf und fragt nach dem Vornamen des erbarmungswürdigen Geschöpfes.

Der Vater antwortet für den Sohn: „Rachebald heesdr."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Scheringer-Komitee. Mittwoch 20.00. Spichernsäle, Spichernstr. 3. Oeffentliche Kundgebung: Heraus mit Scheringer! Es sprechen: Axel Eggebrecht, Lion Feuchtwanger, Ernst Glaeser, Gerhard Obuch, Ludwig Renn, Bruno v. Salomon, Alexander Stenbock-Fermor, Frank Thieß, Oberleutnant a. D. Hans Wendt, Friedrich Wolf. Fritz Genschow liest aus Scheringers Schriften.

Porza. Freitag 20.15. Deutschlandhaus, Reichskanzlerplatz: Rainer Maria Rilke-Gedächtnisabend. Es sprechen: André Germain und Alfred Wolfenstein. Mary Schneider-Braillard liest.

Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft. Sonnabend 20.00. Breitkopf-Saal, Steglitzer Straße 35: Kindheitskonflikte und Homosexualität, Felix Boehm.

Hamburg-Altona

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag (2.) 20.00. Volksheim, Eichenstr. 61: Über den historischen Materialismus. Referent: Ein Mitglied der Bolschewiki-Leninisten.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 18.25: Manfred Sturmann liest. — 19.30: Wie kann man lachen in diesen Tagen, Stefan Grossmann und Max Pallenberg. — Königswusterhausen 20.15: Sozialismus und Eigentumsbegriff, Eduard Heimann und Rudolf Hilferding. — **Mittwoch.** Berlin 20.30: Napoleon oder Die hundert Tage von Christian Dietrich Grabbe. — **Donnerstag.** Berlin 15.20: Lebensschicksale hervorragender Frauen, M. M. Gehrke. — München 15.40: Zwei Kurzgeschichten von Anton Schnack — Langenberg 18.00: Lyrisches Selbstporträt von Max Herrmann-Neisse. — **Freitag.** Berlin 17.30: Hermann Bang zum 20. Todestag. — **Sonnabend.** Berlin 18.30: Die Erzählung der Woche, Ernst Weiss.

Antworten

Untersuchungsrichter des Reichsgerichts beim Landgericht III, Berlin. Man wird es kaum glauben, aber es ist wahr: Sie haben vor ein paar Tagen die Voruntersuchung gegen Scheringer abgeschlossen und die Akten dem Oberreichsanwalt zur weitern Entscheidung übergeben. Es hat also etwas genutzt, wenn hier und an andrer Stelle Ihnen von Zeit zu Zeit klargemacht wurde, daß Ihr merkwürdiges Verhalten in dieser Angelegenheit nicht unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich geht. Wir sind nach wie vor und besonders seit uns der Verteidiger Obuch neulich auf der Schriftsteller-Konferenz des Scheringer-Komitees so ausgezeichnet sachlich unterrichtet hat, der Ansicht, daß Sie unter den kleinlichsten Vorwänden den Abschluß der Voruntersuchung Monat um Monat herausgeschoben haben, obwohl Ihr Vorgänger in der Bearbeitung des Falles bereits Ende September die Zusicherung gab, daß in „einigen Tagen" alles erledigt sein werde. Auch wenn Sie jetzt endlich dem Drängen der Öffentlichkeit nachgegeben haben, bleibt der Vorwurf gegen Sie bestehen, daß Sie Scheringer ständig schikaniert haben. In den ganzen Monaten haben Sie nicht ein neues Argument zu den bisherigen hinzufügen können. Wie also soll man Ihr Verhalten deuten? Das mit dem „Fluchtverdacht" und der „Verdunkelungsgefahr" ist doch reichlich dunkel. Die Gesetze, Herr Landgerichtsrat Zimmer, schreiben Ihnen eine Beschleunigung der Untersuchung vor. Daß Sie dieser Vorschrift, sagen wir: nur sehr lasch nachgekommen sind, mußte jeder annehmen, der Obuch sprechen hörte. Und dieser Überzeugung sind nicht nur wir und andre Blätter der Linken, aus der äußersten rechten Ecke gab es und gibt es Zustimmungserklärungen in Fülle. Unbeschadet der politischen Überzeugung des einzelnen, unbeschadet vor allen Dingen der Beurteilung der politischen Tätigkeit Scheringers durch den einzelnen hat sich im Scheringer-Komitee ein Kreis von Menschen zusammengefunden, der entschlossen ist, die endgültige Erledigung des Falles Scheringer mit allen Mitteln vorwärtszutreiben. Ihre Abschließung der Untersuchung war die erste Etappe. Es wird weitergehen. Beim Oberreichsanwalt wird es liegen, daß sich der Fall nicht doch noch zu einem Justizskandal auswächst, bei dem eventuell angesichts Ihrer Untersuchungsmethoden die Frage auftauchen könnte, wie weit Sie eine Schuld an der Hinauszögerung trifft.

Erik Jan Hanussen. Die erste Nummer Ihres Wochenblättchens, nach deren Lektüre man nicht eben heller sieht als vorher, enthält — neben einer etwas kümmerlich geratenen Anrempelung Walter Mehrings — auch eine delphische Spalte: „Was bringt die nächste Woche", die mit dem Satz beginnt: „In Lausanne kommt es zu einem ‚Krach' zwischen England und Frankreich". Bei dieser Prophezeiung war nach irdischem Ermessen nicht das leiseste Risiko, aber der Mensch sieht hell, und Gott lenkt. Die Konferenz ist geplatzt. Und wenn Sie platzen!

Erich W. Abraham. Sie schreiben: „Jan Bargenhusen hat in der ‚Weltbühne' mehrfach, zuletzt in Nr. 3, einen gewissen Markowski scharf kritisiert, und zwar wegen eines Artikels in der ‚Chronik der Menschheit', der sich unter anderm mit dem Kapitel Stahlverein-Flick befaßte. Bargenhusen hat offenbar diesen Artikel gemeint, als er von bewußter Schönfärberei und von korrupten Elementen in der Handelsjournalistik sprach. Diese Kritik hätte mich persönlich durchaus nicht interessiert, wenn nicht aus Bargenhusens Worten hervorgegangen wäre, daß er mit seiner Kritik auf mich zielt. In seiner letzten Zuschrift an die ‚Weltbühne' läßt Bargenhusen ziemlich klar durchblicken, daß ich seiner Meinung nach mit jenem Markowski, gegen den er kämpft, identisch sei. Ich halte die Ausführungen Bargenhusens vom 19. November (in dem Artikel über den Stahlverein), soweit sie auf meine Person zu beziehen sind, für so beleidigend, daß ich glaube, jederzeit einen Beleidigungsprozeß gegen Bargenhusen zu gewinnen. Wenn ich die Angelegenheit trotzdem ohne Prozeß erledigt wissen möchte, so liegt das einmal daran, daß ich die Beschäftigung mit derartigen Prozessen — auch für den Sieger — nicht für produktiv halte, zum andern aber daran, daß sich Bargenhusen bei seinen Kombinationen allzu offensichtlich irrt. Ich hoffe, Bargenhusen wird seinen Irrtum und das von ihm begangene Unrecht sofort einsehen, wenn ich heute die strikte Erklärung abgebe, daß ich nicht mit Markowski identisch bin, daß ich überhaupt noch nie einen Artikel oder eine Notiz für die ‚Chronik der Menschheit' geschrieben und auch sonst nicht die geringsten Beziehungen zu diesem Blatt habe. Den Artikel in Sachen Stahlverein — Flick — Bargenhusen habe ich auch nicht dem Verlag des Blattes, dem Bargenhusen angehört, in der Absicht einer Denunziation zugeschikt oder zuschicken können — da ich ihn selbst erst einige Zeit nach seinem Erscheinen zu Gesicht bekommen habe. Da mir alle Schliche der journalistischen Kriegsführung bekannt sind, gehe ich sogar soweit, zu behaupten, daß auch nicht der geringste indirekte Zusammenhang zwischen jenem Artikel des Herrn Markowski und mir bestehen kann." Hierzu schreibt uns Jan Bargenhusen: „Nach dieser sehr entschiedenen und denkbar weitgehenden Erklärung sind wohl alle Zweifel aus der Welt geschafft; ich habe nun keinen Anlaß mehr zur Annahme, daß sich der (von mir als ‚Herr A.' vorgestellte) Erich W. Abraham hinter dem Pseudonym Markowski verborgen hat. Herrn Markowski wollte ich treffen, und nicht Abraham, dessen Stellungnahme zur Frage Flick-Stahlverein ich im einzelnen nicht kenne, so daß sie für mich auch nicht den Gegenstand einer Kritik bilden kann. Ich bedaure, daß Abraham sich von meiner früher gegen die journalistischen Freunde des Stahlvereins geäußerten Kritik getroffen fühlen konnte."

Teutobold. Im Deutschen Volkstum des Herrn Stapel steht unter der Überschrift „Ihre Sache" über den ‚Weltbühnen'-Prozeß: „Die Tatsache ist: Zwei Pazifisten werden wegen Landesverrats und militärischer Spionage angeklagt. Alsbald finden sich vier prominente jüdische Anwälte, um die Angeklagten zu verteidigen. Der logische Schluß lautet?" Der logische Schluß lautet, daß der Doktor Stapel ein unfairer Kämpfer ist. Die beiden Angeklagten sind keine Juden. Das verschweigt er seinen Lesern. Denn der Deutsche hat zwei wahre Leidenschaften: das Bier und den Antisemitismus.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Das Hindenburg-Syndikat von Carl v. Ossietzky

Nachdem die Versuche, die Wiederwahl des Reichspräsidenten von Hindenburg auf parlamentarischem Wege zu sichern, gescheitert sind, bildet sich jetzt für die Volkswahl ein überparteiliches Syndikat, an dessen Spitze der berliner Oberbürgermeister Sahm steht, nachdem der tüchtige Propagandist Eckener schon vorher das Stichwort gegeben hat. Mit dieser Kandidatur Hindenburg, die in der Linkspresse als einziger Ausweg begrüßt wird, setzen die Republikaner die Kette ihrer Fehlhandlungen und Irrtümer entscheidend fort. Eine spätere Zeit wird über dies Kapitel die traurige Überschrift setzen: die Deutsche Republik in ihrer tiefsten Erniedrigung.

Was erwarten die Herren Republikaner, die „eisernen" und die aus weicherm Material gemachten, von einer zweiten Präsidentschaft Hindenburgs? Festen Kurs, Dauer, Stetigkeit — eben alles das, was die Linke aus eigner Kraft nicht mehr geben kann. Und aus diesem Grunde setzt sie alles auf einen einzelnen Mann in einem patriarchalischen Alter, wenn auch von selten glücklicher Konstitution. Welch eine Abdikationsstimmung bei einer Demokratie, die es lange aufgegeben hat, ihre Position zu verteidigen, die sich schutzsuchend hinter einem Dreiundachtzigjährigen verkriecht und den anstürmenden Gegnern beschwörend zuruft: „Tut uns nichts! ER ist ja so ehrwürdig!"

Es ist gewiß keine Schande, im Verlauf einer Entwicklung Personen und Dinge anders einschätzen zu lernen. Aber nicht die Merkzeichen des Regimes Hindenburgs haben sich geändert, sondern die Demokraten von einst. Es ist ein katastrophales Bild, wie diejenigen Blätter, die Hindenburg vor sieben Jahren als das trojanische Pferd verspotteten, in dem die militaristische und monarchistische Reaktion in die Stadt einzieht, heute als den letzten großen Defensor der Verfassung feiern und ihm die Bürgerkrone aufs Haupt setzen. Das ist nicht mehr Politik, sondern Byzantinismus und schlechtweg zum Kotzen.

Dabei ist nicht einmal sicher, ob diese Opfer an Charakter und Intellekt auch den gewünschten Erfolg zeitigen. Prophezeien ist eine mißliche Sache, aber noch ist der Zustrom ins fascistische Lager im Wachsen, denn noch sind die politischen und ökonomischen Bedingungen dafür reichlich vorhanden. Da die Nationalsozialisten die Verlängerung der Amtszeit Hindenburgs durch das Parlament konterkariert haben, so ist ziemlich sicher anzunehmen, daß sie für die Volkswahl von vornherein das Auftreten mit einem eignen Kandidaten im Auge hatten. Deshalb ist aber auch der Rückzug der Linken auf die innenpolitische Hindenburglinie ein grober taktischer Fehler. Die Verlängerung der präsidialen Amtsdauer durch den Reichstag wäre nur eine technische Angelegenheit gewesen, die niemand erhitzt hätte. Die Wahl durch das Volk dagegen muß grade mitten in der heutigen Zuspitzung zu einer

harten prinzipiellen Auseinandersetzung führen. Wer als Demokrat oder Sozialist für Hindenburg votiert, der muß sich darüber klar sein, daß er damit auch für Brüning und Groener votiert, für die Notverordnungen, für den Lohndruck, für die Eskamotierung der Pressefreiheit, für eine verfehlte Außenpolitik, die sich von den Überbleibseln der Stresemannzeit gänzlich emanzipiert hat. Es besteht kein Zweifel, daß der Fascismus, wenn er sich entschließt, in den Wahlkampf zu gehen, das mit den schärfsten Parolen tun wird. Was bedeutet demgegenüber eine Kompromiß-Kandidatur, die sich auf keine wirklichen organisierten Kräfte stützt, sondern lediglich von einem ad hoc zusammengestellten Kuratorium getragen wird? Herr Eckener wird die Kandidatur Hindenburg mit dem besten unentzündbaren Helium füllen müssen, um sie so sicher wie seine Zeppeline durch alle sechsunddreißig Winde zu tragen.

Die republikanischen Parteien, die sich so oft über den Umfang ihrer Macht und die Wirkung ihrer Mittel getäuscht haben, sollten sich ernsthaft fragen, ob sie die Kandidatur Hindenburgs auch wirklich durchbringen werden. Sie werden nur säuseln können, während ihre fascistischen Gegner wettern. Hinzu kommt die Kandidatur Thälmann, die, ohne eigne Chance, doch viele Mißvergnügte auffangen wird. Erringt aber Hindenburg seinen Sieg nicht auf den ersten Anhieb, so ist nicht anzunehmen, daß er sich den Wechselfällen eines zweiten Wahlgangs aussetzen wird. Er wird sich wahrscheinlich mißbraucht fühlen und verärgert resignieren. Dann aber bleibt dem Syndikat nichts übrig als eine verlegene Improvisation; es wird sich irgend einen farblosen Notablen aus der rechten Mitte holen müssen, auf den sich doch unmöglich alle großen Eigenschaften übertragen lassen, die sonst Hindenburg zugeschrieben werden. Vielleicht wird auch Minister Groener selbst sich erweichen lassen — das wäre jedoch verlorenes Spiel, und als nächstes Reichsoberhaupt blühte uns Frick oder Epp oder Adolphus Rex höchstselbst.

Die Schichten, die vor sieben Jahren Hindenburg als Retter und Wundertäter auf den Präsidentensitz erhoben, sind inzwischen lange zum Fascismus übergelaufen. Sie haben den sozialen Boden unter den Füßen verloren. Daß heute wieder hübsch stramm nach bester Tradition gegen links regiert wird, bemerken sie nicht, denn das ist noch kein Ersatz für die schwindenden Subsistenzmittel. Außerdem haben es ihnen die nationalsozialistischen Agitatoren gehörig eingepaukt, daß zwischen Hindenburg und Otto Braun kein Unterschied mehr besteht, und daß der Sieger von Tannenberg völlig in dem „System" aufgegangen ist, das er zerschmettern sollte. Das verzweifelte Kleinbürgertum weiß jetzt, daß ihm nicht mehr mit einer glorreichen Gestalt aus der vaterländischen Legende zu helfen ist. Was es jetzt braucht und ersehnt, das ist ein frischer, handfester Bonapartismus, der die stark eingeschrumpften irdischen Güter neu zur Aufteilung stellt.

Die gewandten Werbefachleute, die sich um die Nominierung Hindenburgs bemühen, berauschen sich zunächst einmal

an dem eignen Lärm. Ein volkstümlicher, ein spontaner Wunsch nach einer neuen Präsidentschaft Hindenburg kann kaum festgestellt werden. In dem bayrischen Komitee, das unabhängig von Herrn Sahm an die Öffentlichkeit getreten ist, sitzen lauter Honorationen aus Politik, Verwaltung und Industrie zusammen. Die öffentliche Einflußlosigkeit solcher Gebilde ist mehr als einmal eklatant geworden. Als Wilhelm II. sich von Franz Skarbina die Ovation malen ließ, die ihm nach den Hottentottenwahlen von 1907 vor dem Schlosse dargebracht wurde, sagte er stirnrunzelnd zu dem Künstler: „Mehr Volk!" Mit dem gleichen Recht könnte der Reichspräsident das heute zu denen sagen, die ihn in ein Unternehmen treiben wollen, dessen Ausgang noch zweifelhaft erscheinen muß.

Die Frage ist die, ob Mitglieder und Wähler der Sozialdemokratischen Partei wirklich für Hindenburg an die Wahlurne gehen werden. So vergeßlich sind die Massen nicht wie ihre Führer, so leicht nicht zum Umschwenken bereit. Schon vor sieben Jahren haben sich zahlreiche Bezirke geweigert, für den katholischen Reaktionär Wilhelm Marx zu stimmen, und damals war noch die große Zeit der Koalitionen. Das hat sich gründlich geändert; es liegt jetzt durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß die organisierten Sozialisten, wenn es schon nicht zur offenen Revolte langt, sich doch durch Passivität für das rächen, was ihnen ihre zentrale Leitung eingebrockt hat. Die eilfertige Nominierung Thälmanns macht ihnen die Entscheidung nicht leichter, denn sie sehen darin mit Recht eine Demonstration gegen ihre Partei, einen zielsicher geführten Schlag gegen alle weitern Diskussionen über die Rote Einheit. Ein gemeinsamer sozialistischer Kandidat würde auf die Massen elektrisierend gewirkt haben. Dazu haben sich die Parteien nicht aufschwingen können. Der Effekt wird sein, daß Millionen verbittert zu Hause bleiben werden, weil sie die ihnen von den Führern aufgenötigte Alternative: Hindenburg oder Hitler? nicht anerkennen können, weil der Wahlgang damit seinen Sinn für sie verloren hat. Die gleiche Unfähigkeit bei Sozialdemokratie und Kommunistischer Partei erleichtert den Sieg des Fascismus.

In dieser Stunde sind die Verhandlungen über die Präsidentenfrage noch nicht abgeschlossen, und da unsre Politiker sich keine weitere Fähigkeit bewahrt haben, als die zu überraschen, so sind trotzdem noch neue Merkwürdigkeiten zu erwarten. Aber es bleibt Konventikelsache, und die lebendige Schwungkraft des demokratischen Staates, das Volk, hat nichts damit zu schaffen. Für die Deutsche Republik gilt heute ganz und gar, was der fränkische Chronist über die letzten Merowinger sagte: „Der König war zufrieden mit dem bloßen Namen eines Königs und hatte nichts, als daß er mit herabhängendem Haar auf dem Thron saß." Sollte sich aber der Fascismus endlich doch zum Verzicht auf selbständiges Vorgehen entschließen — tant pis. Dann wird Hindenburg eben sein Kandidat sein, dann wird Hitler die Rechnung aufstellen.

Wirtschaftsprozesse von Bernhard Citron

In diesen Tagen gelangen drei Prozesse, die ein bezeichnendes Licht auf die Zustände im deutschen Wirtschaftsleben werfen, zur Verhandlung. Zur Aburteilung stehen Katzenellenbogen und Genossen, die Bankiers Marcus und Schreiber, sowie Oppenheimer und Gutherz. Wenn man die Schnelligkeit, mit der die Schultheiß-Affäre vor den Strafrichter kommt, mit jenem Schneckentempo vergleicht, in dem die Fayag-Untersuchung vor sich ging, so gewinnt man den Eindruck, daß die Gerichte gegen Wirtschaftsverbrechen nunmehr mit Schärfe und Schnelligkeit vorgehen wollen. Man stelle sich vor, daß etwa im Jahre 1934 ein gewisser Ludwig Katzenellenbogen der Bilanz- und Prospektfälschung angeklagt wäre. Die Zeitungen würden in ihren Archiven blättern, und die Leser erinnerten sich dunkel: „Ja, Schultheiß, das war doch vor zwei, drei Jahren ein großer Skandal." Die Zusammenhänge würden inzwischen vergessen sein, die Rolle, die einige Großbankdirektoren bei dieser Gelegenheit gespielt haben, würde höchstens in den Zwischenszenen zur Aufführung gelangen. Selbst wenn man annimmt, daß die Gerichte objektiv genug sind, in ihrer Urteilsfindung keinen Unterschied zwischen Fällen von aktueller Bedeutung und solchen, über die bereits Gras gewachsen ist, zu machen, so verliert sich doch in zwei Jahren die abschreckende Wirkung der Strafverfolgung und Bestrafung. Was hier von Katzenellenbogen und seinen Kollegen zu sagen ist, gilt in noch viel hervorragenderem Maße von den Bankiers, die der Depotunterschlagung angeklagt sind. Die Devisenschiebungen des Bankiers Oppenheimer werden 1934 überhaupt nur noch der Geschichte angehören. Wahrscheinlich sind dann die Devisenverordnungen durch ganz andre gesetzliche Bestimmungen ersetzt worden. Im Jahre 1934 werden auch Verbrechen begangen werden, nur werden sie wieder auf andern Gebieten liegen. Man würde also mit einer so späten Bestrafung keine abschreckende Wirkung mehr erzielen können. So darf mit Fug behauptet werden, daß ganz besonders im Wirtschaftsprozeß schnelle Justiz wichtiger ist als strenge. Aber eine Gefahr besteht heute wie nach zwei Jahren, daß die ganze Schuld auf wenige Sündenböcke gelegt wird und die ebenfalls Schuldigen straflos ausgehen. Wirtschaftliche und politische Strafprozesse bergen immer die Gefahr der Zweckjustiz in sich. Im Falle Schultheiß wäre es viel bequemer, Katzenellenbogen und seine engsten Mitarbeiter als die allein Verantwortlichen hinzustellen und den Kreis der Schuldigen nicht so weit auszudehnen, daß wichtige Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens diskreditiert werden. In jedem der drei zur Verhandlung stehenden Fälle soll ein Exempel statuiert werden. Man entschließt sich jetzt leichter zu solchen Verfahren, da wir im wirtschaftlichen Belagerungszustand leben.

Der Grundsatz der exemplarischen Bestrafung dient gewiß dem Staatsinteresse, jedoch nicht immer der Gerechtigkeit. Es konnte weder der Reichsbank, noch dem Bankenkommissar, noch dem Staatsanwalt unbekannt sein, daß zahlreiche Firmen

ähnliche Verstöße gegen die Devisenverordnungen begangen haben wie Curt Oppenheimer. Man greift einen heraus, um die übrigen zu warnen. Ist es nicht dazu bereits zu spät? Am 12. November wurde die Verordnung in Kraft gesetzt, nach der einem Ausländer Wertpapiere nur gegen Gutschrift auf ein Sperrkonto, nicht aber gegen Barzahlung abgenommen werden dürfen. Vom 12. November bis zum 22. Januar mußte man warten, bis die erste Verhaftung auf Grund dieser Verordnung vorgenommen wurde. Zwei Monate sind vergangen, in denen das Reich um erhebliche Devisenbeträge geschädigt worden ist. Eine solche Verzögerung kann manchmal die Wirkung eines Wirtschaftsprozesses ebenso abschwächen, wie eine zwei Jahre währende Voruntersuchung.

System Reemtsma von T. H. Tetens

Im karlsruher Erpresserprozeß Reemtsma-Levita wurde der Kaufmann Sally Harry Levita wegen Erpressung zu anderthalb Jahren Gefängnis und der Verleger Johannes Pfeifer wegen versuchter Erpressung zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Das war der erste größere Zigarettenprozeß, der die Möglichkeit gegeben hätte, neben einem kleinen Erpresser auch das System Reemtsma auf die Anklagebank zu bringen. Das drohende Unheil wurde geschickt abgewendet, aber es sieht so aus, als ob jene Sonne, die bisher nur über Mazedonien lachte, nun auch in Deutschland etliches an den Tag bringen wird.

Geschäftstüchtige Leute mit der richtigen Witterung schreiben Broschüren „Steuerskandale im Reemtsmakonzern", „Weißbuch der deutschen Zigarettenindustrie", alles Alarmnachrichten, die schlechte Gewissen in Aufregung bringen. Der Bevollmächtigte Reemtsmas, ein badischer Professor, erhält für den Ankauf der Manuskripte die Weisung, nicht Reemtsma sondern ein „interessiertes Konsortium" vorzuschieben. Nachdem Levita und Schweck erfahren, wer der Käufer ist, wird Reemtsmas Gewissensqual in immer höherm Maße ausgebeutet, bis er sich endlich zur Anzeige wegen Erpressung entschließt.

Auf der Anklagebank sitzen: 1. Der Kaufmann Sally Harry Levita. 2. Der Verleger Johannes Pfeifer vom Zentrumsblatt ‚Badischer Volksfreund'. Es fehlen: 1. Der Kaufmann Willi Schweck, angeklagt wegen Erpressung, zur Zeit flüchtig im Ausland. 2. Der Revisor Hans Schulte, angeblicher Doktor, vom Reichsfinanzministerium bestellter Treuhänder und amtlich vereidigter Buchprüfer, nicht angeklagt (wegen Erpressung, aktiver und passiver Bestechung), zur Zeit flüchtig im Ausland. 3. Der Finanzmann Levinson-Levin, nicht angeklagt (wegen aktiver Bestechung), zur Zeit im Ausland. 4. Der große Unbekannte, den das Reichsfinanzministerium als „Bestechungszentrale" bezeichnet, seltsamerweise „nicht eruierbar und auffindbar". 5. Der Zigarettenfabrikant Borg, nicht angeklagt (wegen aktiver Bestechung), als Zeuge geladen, aber nicht erschienen. 6. Herr Philipp Reemtsma vom Reemtsma-

Zigarettenkonzern, nicht angeklagt (wegen aktiver Bestechung). 7. Doktor Flügler, Regierungsrat a. D., Syndikus des Verbandes der deutschen Zigarettenindustrie, dringend verdächtig der aktiven Bestechung. 8. Beamte des Reichsfinanzministeriums, dringend verdächtig, die Vergehen des „Doktor" Schulte begünstigt zu haben und einer nicht einwandfreien Amtsführung und unzulässigen Förderung von Sonderinteressen.

Der Prozeß wurde vom 16. bis 19. Dezember 1931 in Karlsruhe verhandelt. Die Anklage wurde vertreten von dem Ersten Staatsanwalt Weiß, von dem nicht feststeht, ob seine Harmlosigkeit angeboren oder höhern Orts anbefohlen ist. Den Vorsitz führte Amtsgerichtsdirektor Straub, Mitglied der Zentrumspartei, deren Politur durch die Affären in der Zigarettenindustrie erheblich angekratzt ist. Den übrigen Rahmen geben zwei Verteidiger, die die Hintergründe des Prozesses nicht kennen konnten, auf der Pressebank zwanzig Berichterstatter, als Zeugen die Fabrikanten Reemtsma und Bergmann, der Direktor Heldern von Reemtsma, Rechtsanwalt Möhring, Bevollmächtigter Reemtsmas, der in Verträgen Schlingen für den Erpresserparagraphen legt, Ministerialrat Schröder vom Reichsfinanzministerium, ein Kassierer von Batschari und endlich ich selbst, dessen Zeugenaussage aber „nicht zur Sache" gehörte. Über der ganzen Verhandlung liegt eine Atmosphäre süddeutscher Gemütlichkeit; Aufsehen erregen nur sechsstellige Ziffern, und dann beherrscht ein starker Eindruck Richtertisch, Pressebank und Saaldiener, ein Eindruck, dem ein Journalist in der Pause beredten Ausdruck verlieh: „Herrschafte, hier ischt noch Geld zu verdiene!"

Nach dem Beweisergebnis wurden gezahlt an:

Schweck, Schweigegeld	200 000 M.
Levita, Schweigegeld	112 000 M.
„Konto Bey", Paris, Bestechungssumme . .	200 000 M.
„Dr." Schulte, für eine Sanierungsschiebung	150 000 M.
‚Große Glocke' Hamburg, Schweigegeld . .	30 000 M.
„Bestechungszentrale"	150 000 M.
Verleger Johannes Müller, Schweigegeld . .	25 000 M.
An nicht genannte Batschari-Direktoren mit drei bis sechs Wochen Tätigkeit, „Abfindungen" . . . . . von	30—100 000 M.

Das sind die wenigen Einzelfälle, die in diesem Prozeß nur nebenbei gestreift wurden. Was wirklich gezahlt wurde, geht hoch in die Millionen. Der Treuhänder Schulte hatte 1924 keinen Heller in der Tasche, heute sitzt er als vielfacher Millionär flüchtig in Paris.

Auf die Frage des Vorsitzenden, warum die ‚Große Glocke' 30 000 Mark Schweigegeld erhielt, erklärte der Direktor Heldern: „Wir nahmen Rücksicht auf die Empfindlichkeit unsrer Damen, denen die Veröffentlichungen grade in Hamburg peinlich waren". Reemtsma behauptete, in allen Fällen zahlen zu müssen, da das deutsche Gesetz „keinen wirksamen Rechtsschutz biete" gegen irreparable Schäden durch Verleumdungen. Darum hat man, nach Aussage Helderns, „auch in andern Fällen, um rein kalkulationstechnisch die Wirkung der Reklameausgaben nicht in Gefahr zu bringen, Summen ausgestellt, die schädliche oder unwahre Veröffentlichungen

verhindern konnten". Eine eigenartige Kalkulation, mit Bestechungs- und Schweigegelderetat! Aber nicht nur für die eigne Reputation wurde gesorgt, auch für die des Reichsfinanzministeriums. Denn dieses „hielt es für nötig", gegen Levita eine Anzeige zu erstatten, weil er gegen Ministerialrat Schröder den Vorwurf der passiven Bestechung erhoben hatte. Auf Intervention des Generaldirektors Carl Bergmann wird Levita dringend angeraten, sich mit dem berliner Staatsanwalt zwecks Abgabe einer Ehrenerklärung für das Ministerium ins Benehmen zu setzen. Levita erscheint beim Staatsanwalt, dieser telephoniert mit Schröder — und die Sache wird schnell perfekt. Levita gibt vor vier hohen Beamten des Ministeriums eine Ehrenerklärung ab, und die Strafanzeige wird zurückgezogen. Staatsanwälte als Friedensvermittler, Erpresser als Ehrenretter der höchsten deutschen Amtsstellen!

Das Dunkel über die „Sanierung" Batschari, bei der das Reich fünfzehn Millionen Steuergelder einbüßte, ist im Prozeß nicht geklärt worden. Reemtsma war zwar der Überzeugung, „wer Batschari anfaßt, faßt Dreck an", trotzdem langte er kräftig zu und kaufte ohne Wissen des Hauptgläubigers, nämlich des Reichsfinanzministeriums, die völlig wertlosen Batschari-Aktien für 2,4 Millionen. In dieser Angelegenheit sind sowohl von Ministerialrat Schröder als auch von Reemtsma Aussagen unter Eid zu Tatsachen und Vorgängen gemacht worden, die wir anders sehen und beurteilen müssen. Schröder hat ferner folgende Aussagen unter Eid gemacht: 1. Ihm sind keine Klagen über Unkorrektheiten des Buchprüfers Schulte bekannt geworden. 2. Das Reich habe keine Mark Verlust durch Schultes Tätigkeit erlitten. 3. Die Zigarettenbetriebe seien nicht gezwungen worden, Schulte als Buchprüfer hinzuzuziehen. 4. Durch Schultes Tätigkeit sind keine lebensfähigen Betriebe zum Erliegen gekommen. 5. Die zahlreichen Tabaksteuergesetze und -verordnungen kamen nicht durch Einfluß und zugunsten bestimmter Interessenten der Zigarettenindustrie zustande. 6. Von den Vorbereitungen respektive bevorstehenden Änderungen der Tabaksteuergesetze wurden niemals bestimmte Interessenten vorher in Kenntnis gesetzt.

Wir sind in der Lage, durch Belege und Zeugenbenennung das genaue Gegenteil dessen nachzuweisen.

Der Prozeß war überhaupt reich an Seltsamkeiten. Für Levita war eine Steuerstrafe von 850 Mark belastend, bei Reemtsma spielte eine solche von 500 000 Mark für Zollschiebung keine Rolle. Den Zeugen Reemtsma, Heldern und Schröder schüttelte der Staatsanwalt in den Pausen die Hand und führte sehr angeregte Unterhaltungen, etwa wie ein tüchtiger Anwalt mit seinem guten Klienten. Daß mich der Staatsanwalt in plötzlicher Aufwallung wegen meiner Weltbühnenartikel ohne Beweis und ungerügt als Verleumder diffamierte, sei nur nebenbei vermerkt. Der Verteidigung erging es noch schlimmer, ihr wurde das Recht des Kreuzverhörs sanft entwunden. Fast bei jeder Frage an Ministerialrat Schröder legte sich der Vorsitzende dazwischen: „Herr Ver-

teidiger, die Frage möchte ich formulieren, ich habe sie mir hier schon notiert". Als sich aber herausstellte, daß der Verteidiger wesentlich mehr Fragen an den Zeugen Schröder hatte, als der Vorsitzende „schon notiert" haben konnte, zeigte die süddeutsche Gemütlichkeit plötzlich ihre Kehrseite. Bei der Frage: „Was dem Zeugen über Verfehlungen und Verfahren gegen Zollbeamte beim Hauptzollamt Altona, die Reemtsma betreffen, bekannt sei", schnellt der Vorsitzende plötzlich auf, antwortet erst für den Zeugen und geht dann über zur Attacke: „Untreue kommt auch in andern Berufen vor; wir haben in letzter Zeit genug gelesen, ich brauche wohl nicht deutlicher zu werden!" Nein, das brauchte er nicht, denn nach dieser Anspielung auf den Anwaltstand und den fortwährenden Eingriffen des Vorsitzenden brach der Verteidiger das Kreuzverhör ab, und fünfzehn delikate Fragen warten auf den nächsten Prozeß.

*

Der karlsruher Prozeß ist nur ein Zwischenspiel in dem noch nicht bereinigten Zigarettenpanama. Hier müßte eine durch gegensätzliche Interessen kontrollierte parlamentarische Untersuchungskommission Klarheit schaffen und vor allem auch die Bücher und Steuerakten der beteiligten Firmen, Beamten und Schieber gründlich prüfen. Solche Prozesse gehören vor großstädtische Gerichte, um die Vertraulichkeiten der Kleinstadt und die dadurch bedingte Gefährdung einer objektiven Prozeßführung auszuschalten.

Kollegen

Der Oberbürgermeister von Duisburg, Jarres, an ‚Das Andere Deutschland':

„Ich erhalte die von Ihnen verbreitete Flugschrift ‚Wer war Schlageter?'

Das Pamphlet ist das Niederträchtigste, was jemals eine Schmierhand hingesudelt hat.

Als am 26. Mai 1923 Albert Leo Schlageter unter den Kugeln der Franzosen auf der Golzheimer Heide geendet hatte, trat der französische Offizier, der das Exekutivkommando hatte, an die Leiche heran und senkte tief ergriffen den Degen vor der sterblichen Hülle des Mannes, der hundert Male sein Leben für sein Vaterland in die Schanze geschlagen hatte und als ein Held für sein Volk gestorben war. So ehrte ritterlich der Feind den Feind. Wenn der feige Geselle, der ohne Veranlassung und ohne seinen Namen zu nennen, heute das Andenken Schlageters zu beschmutzen-versucht, ein Deutscher ist — ich kann es nicht glauben —, so hätte er verdient, daß ihm die Knochen im Leibe zerschlagen werden."

*

Der Oberpräsident der Provinz Hannover, Sozialdemokrat Noske:

„Mit Recht erschlagen wie ein räudiger Hund würde der deutsche Staatsmann, der sich mit einer neuen Untersuchung der deutschen Rüstung abfinden wollte."

Hegel von Béla Menczer

On ne saurait trop bafouer l'impudence de cet accouplage.
Montaigne

Dem neuen Praeceptor Germaniae, der vor einem Säculum im Herbst eines Jahres, das in Polen, in Italien und in Süddeutschland den Weltgeist am Werke sah, von der Cholera dahingerafft wurde, ist an seinem Geburtstag eine beschämende Huldigung zuteil geworden. In Berlin erschien der Senator Giovanni Gentile, abgebauter Minister des Fascio, mit dem sehr sichtbaren Sohlenabdruck des Duce, diesem Abzeichen der Philosophenwürde im heutigen Italien, und trug über Hegel vor. Zu Hegels Zeiten lud die berliner Universität aus Italien Giacomo Leopardi ein, den Dichter des heroischen Pessimismus, den Verkünder des ewig Tragischen in einem Jahrhundert der Verflachung. Anders ist heute Berlin und anders ist Italien. Und daß es so zu seinem Nachteil geändert ist, daran trägt zweifellos der jetzt Gefeierte unwillkürlich Mitschuld. Wenn auch die Größe der geistesgeschichtlichen Erscheinung verbietet, ihn so zu behandeln wie jene Zeitgenossen es getan haben, gegen die Karl Marx polemisiert, nämlich als „todten Hund", ist es doch nötig, das Maß dieser Mitschuld an einem solchen geistigen Verfall klar zu machen, den Anteil Hegels an all dem, was seit seiner Zeit östlich vom Rhein sich entwickelt hat. Selten wurde von einem Denker das Werden einer Welt stärker beeinflußt als die Entfaltung des politisch noch ungeformten Europa im neunzehnten Jahrhundert von Hegel. Manches an seinem Werke ist bei den Meisten vergessen. Einige seiner Bücher werden außerhalb der Zunft kaum noch geöffnet. Aber seine Geschichtsphilosophie, der lebendigste Teil seines Gedankensystems, wirkt nach, und an keiner der zeitgenössischen Theorien innerhalb des deutschen Kulturkreises ist sie unbeteiligt; wozu in gewissem Sinne auch das moderne Italien gehört, dessen Entwicklung zum Nationalstaat mit der deutschen Entwicklung parallel lief, unter dem Einfluß von verwandten Ideologien zum Teil deutscher Prägung.

Die Geschichtsphilosophie Hegels blieb lebendig, eben indem sie Geschichtsphilosophie war. Der Historismus, die historische Betrachtungsweise sind die Resultate der großen Wende, die die europäische Menschheit am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gemacht hat. Man kehrte, nach dem Versuch einer Gemeinschaftsgründung auf Grund des rationellen, von konkreten Lebenslagen, von historischen und schicksalsmäßigen Bedingtheiten abstrahierenden Ethos zu dem episch-tragischen Weltgefühl zurück, von dem abstrakten Menschen Rousseaus zu dem historischen Menschen der Romantik, von dem auf dem Wege der Kritik erkennbaren Sittengesetz Kants zu der konkreten Einzelerscheinung des menschlichen Verhaltens in der Geschichte. Die Inspiration, die Diversität der Formen, in denen sich die immanente Schöpfungsidee auf Erden zeigt, die Verschiedenheit der Phänomene, all diese Wirklichkeiten hat die Romantik nach der nivellierenden

Revolution der kritisch-rationell postulierten Gleichheit entdeckt.

Nach dem ethisch-rationellen Tatwillen kam das episch-tragische Weltgefühl. Der Versuch der Regelung und Ordnung führte zum Chaos; eine Epoche, die sich als Ende und Ziel der Menschheitsentwicklung aufgefaßt hatte, entpuppte sich als Ausgangspunkt und Anfang. Das Gesetz der rationellen Staatsmoral wollte das neue Reich, das neue, römische Europa schaffen, die Erweckung des Vitalen, des Ursprünglichen war die Folge. Nicht das neue Rom hat gesiegt mit seinem Cäsar Napoleon sondern das Nationalgefühl einstiger Barbaren. Das grandiose Spektakel eines Weltgeschehens, in dem auch der Mächtigste nur Werkzeug eines nicht vorauszusehenden Vorganges wurde, brachte den deutschen Denker zu seiner Geschichtsphilosophie, die den bewußten Willen nur dem unsichtbaren Weltgeist zuschreibt und jede menschliche Handlung relativiert, alles Vergängliche nur als Gleichnis betrachtend.

Es ist selbstverständlich, daß aus dieser Erkenntnis der Endlichkeit alles Menschlichen auch jene Mutlosigkeit zum Handeln folgen kann, jene passive, kontemplative Haltung, die Marx den Jung-Hegelianern vorwarf und deren Auswirkung im unpolitischen Charakter des nachhegelianischen Deutschen zu erblicken ist. Der Vorwurf ist berechtigt, wenn er nicht Hegel selbst trifft. Schätzen wir den Philosophen, der, in der Zeit der Angst, der religio, auf die Vernunft vertrauend gegen die Unkenntnis das Haupt erhebt, dann können wir ebensowenig die Achtung einem Denker versagen, der in einer Zeit der Ratio, des unbegrenzten Aufklärungsoptimismus die Endlichkeit und Vergänglichkeit, in einer nüchternen Epoche die Leidenschaft des Weltgeistes, in einer Periode selbstsicherer Geklärtheit des Willens die Verhülltheit, das Geheimnis der weltlenkenden Kraft verkündet hat. Zweifellos ist ein Überbleibsel von Protestantismus in dieser Geisteshaltung bei Hegel. Der Protestant war jener Kulturtypus der Weltgeschichte, der sich am bewußtesten als Werkzeug der über die Welt waltenden Gnade bekannt hat. Die lutherisch-protestantische Wurzel der deutschen Philosophie ist gewiß einer der Gründe des hegelischen Fatalismus, doch nicht sein einziger Grund. Der Glaube an das zielbewußte Werk des unsichtbaren Willens, der Glaube an die unerkennbare Entwicklung zum reinsten irdischen Ausdruck der allen menschlichen Dingen zugrunde liegenden Schöpfungsidee, war auch in andern Ländern der Glaube der hegelischen Zeit. Das kontemplative Staunen vor einer Evolution, die andre Kräfte in Bewegung setzte, als sie ursprünglich beabsichtigt hatte, wurde damals zur typischen Haltung. Wie der Goethesche Zauberlehrling stand das geistige Europa vor den unvoraussehbaren Folgen des eignen Wirkens.

Die Agnostik dieser historischen Stimmung konnte — anderswo als in Deutschland — auch aktivierend wirken und sich sogar zu einer heroischen Religion der revolutionären Tat entwickeln. Die Romantik im Westen unterschied sich von der deutschen Romantik ebenso wie die westliche Reformation sich von der deutschen unterschied.

*

Ist es Hegels Schuld, daß die deutsche Romantik so anders verlief, daß die deutsche Märzrevolution viel unentschiedener und historisch gebundener abrollte als der Februar in Paris und die andern Revolutionen von Achtundvierzig, deren Ausgang übrigens nicht weniger unglücklich war? Die politisch aktive deutsche Intelligenz gibt Hegel schuld, nicht nur am unglücklichen Achtundvierzig, sondern auch an dem Übel, woran die spätere deutsche Politik krankte und krankt.

Worin liegt diese Schuld? In der Verkündung eines Fatalismus, so wird behauptet, in der Heruntersetzung des Menschen zum Instrument der tätigen Schöpfungsidee. Sicher trifft diese Meinung einen Teil der Wahrheit, aber doch nur einen Teil, da die Haltung des Menschen, der sich als Instrument betrachtet, auch zu der größten Entschlossenheit, zum unbedenklichsten Heroismus führen kann. Islamische und kalvinische Geschichte sind Beispiele dafür.

Ein noch tiefer liegender Punkt hegelschen Denkens ist es, den wir heute vor allem revidieren müssen: die Bedeutung, die dem Bewußtsein und der Erkenntnis im hegelschen System zukommt. Hegel meinte, die Bewußtwerdung der Grundtendenz einer Geschichtsperiode sei von entscheidender Wirkung. Wenn er sich durch die Einführung einer konkreten, historischen Betrachtungsweise ins philosophische Denken vom Rationalismus emanzipierte, so blieb er Rationalist, was die Wertung des Bewußtseins anbetrifft. Das Gesetz des Geschehens wird dem Menschen auf dem Wege der Kritik bewußt, und nach dem Siege der Erkenntnis von der Grundtendenz wirken die andern treibenden Kräfte, wie historische, psychologische, biologische, nicht mehr. Dem Rationalismus und Kant noch sehr nahe, unterscheidet Hegel radikal den bewußten Menschen von dem unbewußten. Der französische Denker Auguste Comte, der wie er von der Romantik kam, hoffte auch auf das Bewußtsein, erwartete aber doch nicht alles von der Erkenntnis. Comte wollte die Erkenntnis oder vielmehr die Einzelerkenntnisse iatrisch, nach der Art des Arztes verwenden, die Wissenschaft der Einzeltatsachen, der biologischen, historischen, psychologischen Bedingtheiten des Menschen, als Hilfsmittel in der Gesellschaftsbildung, in der Politik betrachtend. Comte blieb Analytiker und Rationalist, weil die Vernunft und Kritik ihm als die gangbarsten Wege erschienen in einer Zeit, wo der Offenbarungsglaube verschwunden war. Hegel, der Denker protestantischer Prägung, hat den Rationalismus in manchem überwunden — wo er aber Analytiker und Rationalist blieb, da faßte er die aus der Analyse gewonnene Erkenntnis als Offenbarung auf.

Diese Vermischung hat sich gerächt. Alle Hegelianer — und in irgend einer Form ist jeder Deutsche Hegelianer — kranken daran. Die Folge Hegels ist jene große revolutionäre Partei, die heute unter der Rache der unterdrückten Vitalität, des unberücksichtigten Instinkts zu leiden hat, da sie ihre Revolution als den Endsieg des Bewußtseins vorstellte und den Willen zur Befreiung nicht vom vitalen, aktiven Menschen sondern von dem erkennenden erwartete, befangen in der noch

rousseauischen Illusion der von Natur gleichen, von Abkunft und Erbschaft unbelasteten Menschen, die für Kritik und Abstraktion im gleichen Maße zugänglich gedacht sind. Die Folge Hegels ist eine Demokratie, die ihre Verwirklichung in der Synthese aller bestehenden Gegensätze sieht und sich die nivellierte Verflachung aller Dinge zum Ziel setzt. Die Folge Hegels ist eine Reaktion, die das Wilde, das Barbarische, das Üble bewußt bejaht, da auch dies alles zur Weltharmonie gehöre. Unbewußt ist man in Deutschland Hegelianer, ob man rechts, links oder in der Mitte steht.

Und dennoch sind die Freibriefe, die Rechte, Linke und Mitte von Hegel holen, stark entstellt. Mißbrauch mit dem Gedanken Hegels treibt ein jeder, der die drei Dinge verleugnet, die für ihn die Welt regieren: Geist, Leidenschaft und Idee. Der die Welt lenkende Geist führt den Menschen durch Leidenschaft zur Idee, dies ist die Quintessenz der hegelschen Geschichtsphilosophie. Die nur Nüchternen, die die Leidenschaft beseitigen wollen und eine solche Beseitigung Zivilisation nennen, wie die nur Leidenschaftlichen, die Geist durch Instinkt und ungezügelte Emotion ersetzen, alle, die unter Idee ihr Selbst, ihre Nation oder ihre Klasse verstehen, sind schlechte Hegelianer.

*

Hegelsche Erbschaft findet man in Deutschland rechts, links und in der Mitte. Und nicht nur in Deutschland. Der russische Hegelianer Bakunin predigte die Zerstörung, weil jede Tat, sei sie übel oder gut, die Entwicklung der menschlichen Dinge zum vollkommenen Ausdruck der Weltidee fördere. Der „italienische Hegel" Gioberti, neben Mazzini der wichtigste Erzieher des neuen Italiens, leitete die Forderung des Nationalstaates aus einem welthistorischen Primat ab, einem Primat, das wegen ihrer Verdienste um die gesamte Menschheit der Italianität nach Gioberti in derselben Weise zukommt wie nach Hegel und schon nach Fichte dem Deutschtum.

Der Hegelianismus machte also nicht an der deutschen Sprachgrenze Halt. Die Wertung des Staates als Mittel in der Hand des unsichtbaren Willens, die Wertung der Nation als Erfüllerin einer von diesem Willen anvertrauten Mission kam jedem Staate und jeder Nation gelegen, die im neunzehnten Jahrhundert ihre Machtentfaltung erlebten oder erstrebten.

Der hegelsche Messianismus ist zum wesentlichen Zug von hauptsächlich drei Erscheinungen der Zeit geworden: des preußisch-deutschen Imperialismus, des östlichen Sozialismus und des Fascismus. Ein gemeinsamer Begriff des Fortschritts und der synthetischen Integrierung verbindet diese historischen Phänomene. Alle drei behaupten ihren Herrschaftsanspruch im Namen der „objektiven Notwendigkeit". Ein mechanistisch zwangsläufiger Ablauf des Geschehens war und ist ihre gemeinsame Vorstellung. Nationen und Klassen verlangen ihre Macht in ihrer Eigenschaft als Trägerinnen der Entwicklung und simplifizieren die Grundtendenz der Zeit in ihrem Sinne auf These, Antithese und Synthese. Alle antizipieren die

Synthese, und es ist ihnen nicht möglich, den Gedanken einer Koexistenz entgegengesetzter Kräfte zu ertragen. Doch Hegel selbst ist wie an vielen seiner Folgen, so besonders an dieser simplistischen Vergröberung kaum schuld. Was er lehrte, war nicht der Ausgleich, nicht die Nivellierung. Was er lehrte, war Pathos und Eros des Handelns. Wenn er in der Geschichte jeder Erscheinung, jedem Staat und jeder Nation einen konkreten, aus dem Gesetz der Weltharmonie folgenden Sinn zuschrieb und so zur Bejahung der Macht gelangte, war er doch nicht geneigt, vor dem Staat die kritische Haltung des Philosophen aufzugeben. Nur der Tod in der furchtbaren Epidemie von 1831 hat den Ausbruch seines Konfliktes mit Preußen verhindert. Jede Zeit ist, wie die seine war, Anfang und Ende zugleich, und er war sich der Komplexheit jeder Epoche in ihrer Vielfalt bewußt. Die Paradoxie der Zeit von rationalistischer Revolution, napoleonischem Imperium und nationaler Erweckung vermochte sein mühsames Gedankenwerk nicht aufzulösen.

Leicht wollte er es indessen der denkenden Menschheit nicht machen. Eine in ihren materiellen Bedürfnissen durch Technik vollauf befriedigte Menschheit ist nicht das, was er für die Vollkommenheit, für den vollkommenen Ausdruck der Menschheitsidee hielt. Die in ihrer Machtgier vollauf befriedigte Nation ist nicht seine Nation, er hat die Nation nur als Glied der universellen Menschheit gebilligt, als Trägerin einer Mission um die Gesamtmenschheit. Und keinem Denker war es klarer, daß alle Gegensätze des Gedankens eine letzte Auseinandersetzung brauchen, hätte dies auch die Vernichtung zur Folge. Ist Hegel Verführer zu einer kontemplativen Haltung, die, auf die inhaltliche Kritik verzichtend, jede historische Erscheinung als Ausdruck der Weltharmonie billigt? Ist Hegel Verführer zu jenem, von Schopenhauer auf alle Zeit gebrandmarkten Philosophieren, das aus Angst um den Bestand offizieller Werte gefährliche und grausame Wahrheiten verschleiert? Ist der Hegelschüler als solcher weltfremd wie viele Deutsche der jüngsten Vergangenheit oder gar sophistisch und unwürdig wie Herr Gentile? Vielleicht ja, aber Hegel ist auch Verleiter zu unbedingter Problematik, Führer, der jeder Haltung einen universellen Sinn, den Sinn der Entscheidung gibt.

Herr Gentile ist aus seiner Schule, aber auch Benedetto Croce, der merkwürdigerweise nicht auf der Hegeltagung zugegen war, kühner und edler Feind des Fascismus, und ebenso Kritiker eines Sozialismus, der sich als zwangläufig eintretende Synthese vorstellt, eines Sozialismus der Sättigung und der Regelung, der der Freiheit und der Entscheidung keinen Raum läßt. Hegel ist Führer zum Sinne konkreter historischer Situationen, Führer zur Wirklichkeit. Es fragt sich aber: Ist Aktion möglich in seiner Wirklichkeit? Welche Aktion ist im Licht des totalen Bewußtseins der Wirklichkeit möglich, das jede Tat schon im voraus relativ wertet? Ein Konflikt des Bewußtseins und der Vitalität ist aus Hegel entstanden, und in diesem Konflikt, in diesem Dilemma leben wir heute. Zwei große Europäer des Jahrhunderts, das uns von Hegel trennt,

haben dieses Dilemma vor Augen gestellt: Nietzsche als Denker und André Gide als Dichter.

Findet die durch Erkenntnis ernüchterte Menschheit den Weg zu der Leidenschaft zurück, die doch grade nach Hegel der Grundrhythmus der Welt und des Geschehens ist? Von dem im voraus berechneten mechanistischen Fortschritt zum Sinne des Schicksals, des Unberechenbaren, dessen Gutes und Übles sich in eine Harmonie einfügt? Zu der Harmonie des ewigen Kampfes, zu der Freiheit, die nach Hegels Ausspruch nicht „ruhendes Wesen ist sondern Tätigkeit!"

Pfiff im Orgelklang von Ignaz Wrobel

> Man ist am unehrlichsten gegen seinen Gott: er darf nicht sündigen. *Nietzsche*

Redakteure und Zeitschriften-Herausgeber haben gern das „letzte Wort", das hat so etwas Überlegenes. Das ist eine dumme Sitte. Denn Anstellungsverträge mit Verlagen begründen keine geistige Superiorität; das glauben nur die meisten Zeitungsredakteure, und dieses Spiel soll hier nicht gespielt werden. Wäre Hans Flesch Redakteur und ich sein Mitarbeiter, dann „führte" er mich „ab", doch will ich ihn gar nicht abführen.

Weil er nicht abzuführen ist. Unser beider Auffassungen tun nur dar, wie Friedrich Nietzsche auf zwei verschieden gebaute Menschen wirkt, auf einen dicken, und, wie ich vermute, auf einen hagern. Ich für mein Teil bin dick, was mit dieser Frage viel mehr zu tun hat, als man glauben sollte. Kretzschmer, der Verfasser von „Körperbau und Charakter", hat es uns gelehrt.

Die Diskussion nach der Melodie fortzuspinnen „Er kämpft gegen etwas an, was ich nicht behauptet habe"; „Herr Flesch scheint nicht zu wissen..." — es liegt kein Anlaß vor, den Leser damit zu langweilen. Daß ich einmal Josef Hofmiller werde verteidigen müssen, ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, aber hier muß ichs tun. Hofmiller habe Nietzsches geringe Leserschaft mit den Maßstäben der Großauflagen deutscher Kriegsbücher gemessen? Nietzsche, Nietzsche hat mit einer Leserschaft geprotzt, die er nicht hatte, so die Bedeutsamkeit seines Werkes durchaus auf seine Verbreitung stellend, und Hofmiller hat dieses Geprahl auf das richtige Maß zurückgeführt.

Was die Hakenkreuzler angeht, so haben sie ihren Nietzsche bereits; warte nur balde, und ich werde zu hören bekommen, daß ich den großen Mann nicht begriffen hätte, weil mir der Sinn fürs Heldische fehle. Er fehlt mir mitnichten. Was ich aber in stärkstem Maße besitze, ist ein Mißtrauen gegen falsche Helden, und Nietzsche halte ich für einen geheimen Schwächling. Er heroisiert, so wie einer masturbiert. Und Flesch hat richtig empfunden, daß man ihn nun bald gegen seine Anhänger in Schutz nehmen muß — wohin ist dieses Werk gerutscht! Sähe er das, schaudernd wendete er sich ab. Er ist mein guter Feind, er hat sehr schlechte Freunde. Und ich habe bisher stets geglaubt, ein gutes Gefühl für das zu be-

sitzen, was sich der Satire entzieht, ich fühle Rangunterschiede auf das deutlichste, und ich weiß, in wie ungünstiger Position sich diese Polemik gegen Nietzsche vollzieht: ich schieße von unten nach oben. Und doch sagt mir mein Empfinden, daß diese Pfeile ihn noch erreichen.

Ich hätte an Nietzsche eine Gotteslästerung begangen, sagt Flesch.

Erst baut ihr euch ein Ding auf ein Postament, dann betet ihr es an, dann seid ihr stolz, daß ihr anbeten dürft, und verachtet die, die es nicht anbeten, und über ein kleines: so seid auch ihr Zeloten und bigotte Atheisten und Pfaffenknechte, auch ihr. Ich liebe Hamsun auf das höchste, sein Werk begleitet mich durch mein Leben — aber eine Hamsun-Lästerung ist mir nicht vorstellbar. Ein Mann, der an Hamsun vorbeigeht und ihn für einen Weiberromancier erklärt, ich möchte ihn nicht zum Freund haben. Eine Frau, die über Hamsun achselzuckend zur Mode übergeht, ich könnte sie nicht lange lieben. Aber lästern? Lästert, es trifft ihn gar nicht.

Hier aber muß etwas getroffen haben, und hier hat etwas getroffen. Muß ich als tausendster dartun, daß dieser Nietzsche ein Jahrhundertkerl gewesen ist, ein großer Schriftsteller, niemals ein Philosoph, einer der geistreichsten Deutschen, ein großer Prophet aus einer kleinen Zeit? Seine Zeit ... Er hat aus ihr hervorgeragt, sagt Flesch. Aber es wäre eine Beleidigung, ihn mit den Maßstäben seiner Zeit zu messen, um Leipzig wirkt jeder Hügel wie ein Berg, aber höher wird er davon auch nicht.

Je öfter ich Nietzsche lese und die um ihn, um so stärker wird mein Gefühl, das jeder schelten darf: hier ist etwas nicht in Ordnung. Hier wird geprahlt. Hier wird etwas vorgetäuscht, das so nicht da ist. So gefährlich ist sein Weg nicht gewesen, so hoch hinauf hat er nicht geführt, so neu ist das nicht, so wild ist das alles nicht. Franz Blei hat einmal die Adepten Stefan Georges „schwärmerische Privatdozenten" genannt — dieses Wort trifft auf bestimmte Stellen in Nietzsches Werk gleichfalls zu. Ein lyrischer Humanist, unter anderm; oft mehr, aber ein schwacher, lyrischer Humanist.

*

Die Gegner schieden unversöhnt.

Auf der einen Seite die Nietzsche-Leute, einen ondulierten Blitz im Wappen. Achselzucken, Gepust durch die Nase, Verachtung, ab durch die Mitte: „Er versteht es eben nicht."

Auf der andern Seite einer, der sich des Größenunterschiedes wohl bewußt ist; einer, der Ehrfurcht hat, aber nur, wo er sie empfindet, und hier empfindet er sie nur teilweise, und mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen. Einer, dem zum Beispiel Schiller nicht viel zu sagen hat, aber nie, niemals wagte er einen Hieb: denn Schiller ist echt, bis ins Theatralische hinein diamantenecht.

Nietzsche steht; Herr Wrobel wird ihn heute nicht entthronen. In zweihundert Jahren werden wir uns wieder sprechen.

Über das schandbare Urheberrecht aber wird vorher noch einiges zu sagen sein.

Die Furcht der Intellektuellen vor dem Sozialismus

von Béla Balázs

III

VI. Die Sorge um die Individualität, um die Werte der Persönlichkeit. Die Angst vor einer „innern Uniformierung".

Eine sozialistische Gesellschaft wird wohl den Individualismus hindern, aber nicht die Persönlichkeit. Eines hat nämlich nichts mit dem andern zu tun. Im Gegenteil. Der Individualismus ist Absicht und Programm und meist ein Ersatz für naturgewachsene Persönlichkeit, die es nicht nötig hat, jeder Bindung auszuweichen, um sich eine Eigenart wahren zu können.

Je enger der unmittelbare Lebensraum einer Person ist, um so mehr wird die Eigenart ihrer Persönlichkeit abgewürgt. In der bürgerlichen Familie kann sie sich bekanntlich am wenigsten Geltung verschaffen. In der Clique, in der Sekte, im Stand, in einer ausgeprägten, noch fest umrissenen Klasse ist die Persönlichkeit noch bis ins kleinste gebunden durch die Sitten und Lebensformen der engen Gemeinschaft. In dem ungeheuren Organismus einer klassenlosen, einheitlichen Gesellschaft wird die Person natürlich auch gebunden sein, aber dieses Band ist dann gleichsam auf die äußerste Peripherie geschoben. In dem denkbar größten Lebensraum muß die Persönlichkeit auch die größtmögliche Freiheit haben. Die konservativen Moralprediger der Bourgeoisie haben ja auch die größten Bedenken gegen die „zügellose Freiheit" der kommunistischen Moral.

Bekanntlich war der Individualismus vor der Renaissance keine allgemeine Weltanschauung. War da ein auffallender Mangel an Persönlichkeiten? Und die besondern Werte einer individualistischen Kultur, wo sind sie? Gereichte es etwa der mittelalterlichen und antiken Kunst zum Nachteil, daß sie gar nicht individualistisch war und daß nicht vor allem die Originalität angestrebt wurde? Hingegen in der bürgerlichen Kunst, wo Bedeutung und Wert ohne Originalität gar nicht denkbar sind, wo jeder Künstler und Dichter, der was auf sich hält, die Welt und sein Handwerk von neuem entdecken muß, da gibt es keine „Vollender". Lauter Beginner. Lauter Anfänger also. Wenn auch in einem tragisch-vornehmen Sinn.

In einer geistig homogenen Gesellschaft ist die Bindung der Persönlichkeit von wesentlich andrer Art als in einer individualistischen. Denn es ist das eigne Gesetz, das bindet. Beispiel: jene typische Erscheinung der bürgerlichen Gesellschaft: die Opposition der Jugend gegen die Alten. Es ist die Auflehnung der vitalen Triebkraft gegen die von außen vorgeschriebene Bahn. In Rußland ist dieser zwangsläufige Generationsgegensatz schon jetzt unbekannt. Denn das Bewußtsein der bolschewistischen Jugend wird von demselben lebendigen geistigen Strom geweckt und geformt, von dem es mitgerissen wird.

VII. Die Sorge um die Freiheit der Wissenschaft und der Kunst.

Soweit es so etwas Ähnliches heute in der bürgerlichen Gesellschaft gibt, kommt das von der bereits unsicher gewordenen, von der sich auflösenden bürgerlichen Ideologie. Die Buntheit, in der sich diese Freiheit äußert, kommt von den Leichenflecken. Aber noch in ihrem Zerfall weiß sich die bürgerliche Gesellschaft auch ideologisch zu wehren. Ich will gar nicht von der Zensur, der Notverordnung etcetera sprechen und nicht von den Hunderten, die wegen Preßvergehens in Gefängnissen sitzen. Üben denn nicht die bürgerlichen Verlage, Theater- und Filmgesellschaften schon Zensur bei ihrer Auswahl? Kein Gesetz braucht das Denken zu verbieten, solange das Kapital die Bedingungen der Publizität in der Hand hat.

In Rußland ist man heute noch in dem Übergangszustand eines ideologischen Bürgerkrieges, also gibt es dort noch eine strenge Zen-

sur. Aber es ist noch etwas andres, sich einem Geist zu fügen, mit dem man im Grunde einverstanden ist, als dem Profit der andern.

VIII. Daß es bloß eine Tendenzkunst geben wird, gegen die die Intellektuellen einen Widerwillen haben.

Es wurde schon sehr oft bewiesen, daß jede Kunst eine zumindest latente Tendenz hat, daß das immer und ausnahmslos so gewesen und anders gar nicht möglich ist. Wenn jedes Bewußtsein Ideologie ist, so muß doch jede seiner Erscheinungsformen notwendigerweise die Tendenz der Ideologie irgendwo enthalten. Dann fällt sie nur auf, wenn sie der eignen Tendenz zuwiderläuft. Jedoch in Zeiten des offenen ideologischen Kampfes ist es klar, daß die Kunst auch als Waffe verwendet, daß die blanke Tendenz gleichsam aus ihrer Einkleidung gezückt wird. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß jene, die die Tendenz nicht entkräften können, ihren Ausdruck als Kunst entwerten möchten. Man wehrt sich meist unbewußt gegen die Tendenz, wenn man die Form ablehnt.

Niemand behauptet, die Kampfkunst mit der offenen Tendenz wäre das ästhetische Ideal. Sie ist eine notwendige Zeiterscheinung während des ideologischen Klassenkampfes und wird einmal in einer klassenlosen Gesellschaft keine Funktion mehr haben. Es war doch schon auffallend, daß die bei uns gastierenden, sowjet-russischen Schauspieltruppen mit viel weniger dick aufgetragener Tendenz gespielt haben als etwa die Piscator-Bühne oder unsre Arbeitertheater. Die haben es eben nicht mehr so nötig, sie haben ihre Revolution schon hinter sich und für sie ist die Kunst nicht das einzige, halbwegs offene Ventil, aus dem eine niedergehaltene revolutionäre Erregung manchmal herauszischt.

IX. Das Bedenken gegen eine ausgesprochene proletarische Kultur gehört hierher. Kurt Hiller, zum Beispiel, schreibt: „Proletarische Kultur, Gipfel des Unsinns, sintemalen eine Kultur angestrebt werden muß, die keine sozialen Klassen und also keine Proletarier mehr kennt."

Niemand hält die heutige proletarische Kultur „für die feinste Blüte", die zu konservieren sei. Ein Marxist am wenigsten. Für eine Blüte nicht, hingegen für den Samen der einzig zukunftsmöglichen Kultur. Sintemalen sie heute schon trotz ihres „minderwertigen Zustandes" durch die große Überlegenheit ihrer Ideologie, durch die Vorteile ihres freiern, geistigen Standortes, weitere Ausblicke gewährt als die bürgerliche Kultur. Wer die klassenlose Kultur will — wie Hiller — muß erst ihre Bedingung, die revolutionäre, proletarische Kultur wollen.

X. Das demokratisch-moralische Bedenken gegen „Gewalt und Diktatur".

Wo fängt die Gewalt an? Erst beim Blut, das man vergießt, oder schon beim Blut, das das Kapital den ausgemergelten Proleten spucken läßt? Gibt es ein ärgeres Gewaltmittel als die Hungerpeitsche? Gibt es eine hemmungslosere Diktatur als die mit ihr ausgeübte?

Wem man das noch klarmachen muß, ist ein Dummkopf, kein Intellektueller. Wir haben also nur zu wählen, ob Gewalt und Diktatur gegen oder für das Proletariat gebraucht werden sollen? Für den Intellektuellen kann bei dieser notwendigen Wahl nur eines entscheiden: das ist die Vernunftmäßigkeit und der moralische Wert des Endzieles. Im übrigen ist die proletarische Diktatur nur Übergang zur sozialistischen Gesellschaft. Sie hört automatisch auf mit dem Verschwinden der Klassenunterschiede.

XI. Die pazifistischen Bedenken gegen Kampf und Haß überhaupt, also auch gegen Klassenkampf und gewaltsame Revolution.

Gewiß wäre es schön, wenn es in Frieden und Liebe geschehen könnte. Keiner kämpft und haßt gerne. „Wer aber das Gute will," rief schon Thomas Münzer dem Fürstendiener Luther zu, „der muß

auch die Bedingungen des Guten wollen, ansonsten ist er ein Heuchler." Das Proletariat kämpft um Aufhebung der Klassen und der politischen Staatengrenzen. Es kämpft also, um nie mehr kämpfen zu müssen! Das Proletariat haßt die Ursachen des Hasses. So ist sein Haß nur die Kehrseite einer aktiven Menschenliebe.

XII. Die meisten dieser Bedenken werden von den linken Intellektuellen auf die allgemeine Formel gebracht, sie seien einverstanden mit dem Ziel und lehnen bloß den eingeschlagenen Weg des revolutionären Proletariats ab. Denn, wie etwa Döblin sagt, es „entsteht aus einem Ding nichts, was nicht schon in ihm steckt."

Dieses Schlagwort vom gemeinsamen Endziel ist ein gefährlicher Nebel oder ein Schwindel. Wo ist der andre Weg, den man gehen könnte und sollte? Hat ihn jemand so konkret und klar und praktisch gangbar vorgezeichnet wie etwa Marx und Lenin den Weg des revolutionären Proletariats? Wobei zu bemerken wäre, daß es in der Politik keine Privatwege gibt. Historisch real sind nur die Wege, auf denen die Entwicklung des Klassenbewußtseins tatsächlich weitergeht. Ein Politiker ist kein Reisemarschall, der verschiedene Routen vorschlagen kann, sondern er gleicht eher einem Segelflieger, der aus bestehenden, objektiven Kräften die Kraft seiner eignen Fortbewegung nehmen muß. Es sind nicht von vornherein Wege da, wie auf einer Landkarte aufgezeichnet, von denen man nur zu wählen braucht. Sondern es sind Richtungen der Massenbewegung da, aus denen Wege werden, so wie sie im konkreten Kampf gegen die Widerstände gebahnt werden können. Und gibt es eine andre Massenbewegung nach dem „gemeinsamen Ziel" als die des revolutionären Proletariats? Oder soll es stillhalten und warten, bis die Intellektuellen eine andre konkrete Politik vorschlagen und die proletarischen Massen auch tatsächlich in dieser andern Richtung in Bewegung setzen? Wenn Ihr aber keinen andern Weg wißt, so habt Ihr den des revolutionären Proletariats einzuschlagen, sofern Ihr es mit dem gemeinsamen Endziel ehrlich meint. Wer das Gute will, muß auch die Bedingungen wollen.

Daß aus einem Ding nichts werden kann, was nicht in ihm steckt, das ist wahr. Aber das Ziel steckt im Weg, wenn er die Richtung hat. Denn Weg und Ziel sind nicht abstrakt voneinander zu scheiden. Nicht einmal in der Logik. In der Politik gar sind sie dialektisch miteinander verwachsen. Jeder Imperialist spricht ja vom Frieden als Endziel und von einem glücklichen Volk. Aber nur der Weg enthält das Ziel, und zwar in der Richtung, in der man sich tatsächlich bewegt. Denn Ziele in der Zeit sind nicht wie Ziele im Raum, die von vornherein da sind, und man braucht sich ihnen bloß zu nähern. Die Ziele in der Zeit entstehen allmählich dadurch, daß man sich ihnen allmählich nähert. Also ein reales, historisches Ziel nur aus einer realen Massenbewegung. Diese Bewegung kann dem Einzelnen früher bewußt werden als der großen Masse. Aber sie muß vorhanden sein.

Eine Bahn, die so im Kampf erst gebrochen werden muß, geht nicht immer in der geraden Luftlinie. Döblin hält den nicht immer direkten Weg für gefährlich. Er meint vor allem die moralische und geistige Gefahr: „Aus Klassenkämpfern werden keine Kommunisten."

Sicherlich wird die erste Generation, die den Sieg erfochten hat, noch nicht das Ideal der sozialistischen Menschen darstellen. Sie können nur in einer sozialistischen Gesellschaft entstehen. Diese Vorbedingung aber muß erst geschaffen werden.

Sogar in Rußland war es so, daß die heroische, revolutionäre Generation sich im allgemeinen nicht für den Aufbau geeignet hat. Sie wurde abgelöst. Das ist tragisch für die erste Generation und geht gewiß nicht ohne Krisen ab. Aber der letzte Schritt kann ohne den ersten doch nicht gemacht werden. Und wer den letzten ehrlich will, muß eben den ersten tun.

Schluß folgt

Cabaret von Friedrich Hollaender

Das Cabaret, von allzu seriösen Vollbärten gern als die unterernährte Milchschwester der redenden Kunst ausgegeben, ist eher das fröhliche Kind einer elften Muse, die es in losen Liebschaften mit dem Theater, dem Varieté, der politischen Tribüne gezeugt. Nicht weniger ernst als seine drei Väter, denen schärfste Kritik ihre Sendung dauernd beglaubigt, möchte es doch durchsichtiger, schwereloser erscheinen; aber auch ungebärdiger, was daran liegen mag, daß es oft genug in die Hände unqualifizierter Erzieher gerät, die seinen Lebensweg durch den Stempel ihrer eignen Leichtfertigkeit von Zeit zu Zeit verdunkeln. So kommt es dann, daß es aus seiner eroberten Höhe, aus seiner lustigen Perspektive immer wieder hinabgerissen wird und manchmal gar bis unter die runde Filzscheibe gerät, auf die der Gast sein Bierglas stellt.

Sprechen wir aber vom gezügelten Cabaret, das seiner spöttischen Mission getreu, wie eine Seifenblase über den Dingen dieses schwer zu lebenden Lebens schwebt, sie boshaft oder zärtlich widerspiegelnd, ihre Valeurs durch spielerische Farb- und Lichteffekte bald übermächtig verzerrend, bald auf das Diminutiv zurückschraubend, das ihnen in Wahrheit zusteht. „Cabaret" heißen in Kopenhagen die bunten Schüsseln in den Restaurants, die dem Schnellschmeckergaumen hunderterlei Anregung in konzentriertester Form antragen. Wo soll er zugreifen? Wie sichert er sich von allem eine Probe? Und ehe er auf den zauberhaften Geschmack dieser raffinierten Kurzkosterei kommt, ist die Schüssel abserviert und hinterläßt, außer einer kleinen Symphonie appetitlichster Gerüche, die herrliche, nicht zu Ende befriedigte Sehnsucht, ohne die wir nicht leben könnten.

Da ist das Geheimnis des Cabarets. Der aphoristische Roman, das schnell abgebrannte Drama unsrer Tage, das Zweiminutenlied der Zeit, Süßigkeit der Liebe, der Herzschlag der Arbeitslosigkeit, die Fassungslosigkeit einer Politik, die Uniform des billigen Vergnügens — alles ohne die Ermüdung von fünf Akten, drei Bänden, tausend Kilogramm Psychologie — in Gestalt einer Pille, die mitunter bitter sein darf. Wer hat sich je an einem Feuerwerk sattgesehen?

Diese gedrängte Gestaltungsform verlangt nach eignen Gesetzen nicht nur das rasch zupackende Wort, die schnell greifbare Gebärde, sie erfordert gebieterisch die aufreizende, die kurze, die enthüllende, die essenzielle Musik, sie muß in Rhythmus und Kolorit, in Melodieführung und Dramatik sofort, blitzartig das Grundsätzliche aufreißen, sie darf sich keine Zeit lassen zu Entwicklung und Aufbau; so wie sie herunterbrennt, muß sie geboren sein; ihr Stimmungsgehalt muß in ihren ersten Takten da sein, ihre Entfaltungsmöglichkeit liegt — im ernsten Chanson — im kurzgespannten Bogen einer schnell entflammenden Dramatik, — im heitern Chanson: in

der tödlich sicher sitzenden Pointe, die — dem Wortwitz verschmiedet — wie ein auf kürzeste Entfernung abgeschnellter Pfeil treffen soll. Sie ist in ihrem Geschmack naturgemäß der Zeit, in der sie lebt, untertan; was dem Wolzogenschen Überbrettl in seiner bürgerlichen Romantik recht war, wäre dem politischen Cabaret von heute zu billig. Die elf Scharfrichter in München mit ihrer modischen Gruselmusik konnten damals dem Publikum, in dem sie ihre Delinquenten sahen, ein Halskitzeln verursachen, das in unsern Tagen höchstens einen Hustenreiz entlockt. Heut noch gültige Musik im Cabaret machte zu dieser Zeit nur einer: Bruyant in Paris, der mit seinen stampfenden, revolutionierenden Rhythmen die Menge aus Liedern zu Taten hinriß. Denn, was ein weiteres Gesetz der Cabaret-Musik sein sollte, das ist die Aggressivität, die sie von aller Opern-, Lied- und Symphonie-Musik in alle Ewigkeit unterscheidet. Ein Cabaret ohne Angriffsfreudigkeit, ohne Kampflust ist lebensunfähig. Es ist das gegebene Schlachtfeld, auf dem mit den einzig sauberen Waffen geschliffener Worte und geladener Musik jene mörderischen aus Eisen in die Flucht geschlagen werden können. Stärker, erfolgreicher als im vielgepriesenen Zeittheater, diesem meist nüchternen Katheder der Theorien, dem zur saftvollen Tendenzwirkung fast immer der Verführungszauber ironischer oder peitschender Musik fehlt. Der Effekt, der im Cabaret aus den Stimmungskontrasten gezogen wird, ist wirklich unüberbietbar; wenn man bedenkt, daß von achthundert Menschen unter tausend das Cabaret als harmlose Amüsierstätte angesehen und besucht wird, kann man den gesunden seelischen Schock ermessen, den ein zwischen zwei parodistischen Lustigkeiten hingepfeffertes soziales Chanson auslösen kann; hier kann — wie nirgendwo anders — unter dem Deckmantel entspannender Abendunterhaltung plötzlich eine Giftoblate verabreicht werden, die suggestiv eingegeben und hastig verschluckt, weit über den harmlosen Abend hinaus das gemütlich rollende Blut entzündet, das träge Gehirn zum Denken aufreizt. Musik als Verführerin, sie schafft es immer, wenn sie Magie im Leibe hat: als Choral in der Kirche, als Militärmusik vor der Kompagnie, als Anklage auf dem Podium.

Das ist das eine Profil der Musik im Cabaret. Ihr andres ist der Witz. Hierüber sollen noch ein paar Worte gesagt werden. Nicht ist gemeint jener billige Witz als Selbstzweck, der musikalische Kalauer, der aus dem Hörer ein Lachen herausschüttelt, dessen er sich später schämt. Sondern der königliche Witz, der in der liebevollen Verspottung allzu menschlicher Schwächen jenem das Bewußtsein seiner Stärke wiedergibt. Davon wird er auf dem Heimweg froh. Jedem, dem es etwa in dieser Zeit der Moden und Rekorde einmal passiert, gelegentlich snobistischer als der Snob, verschmockter als der Schmock, verliebter als Goethes Werther zu sein, wird sein Steckenpferd aufs lustigste vorgeritten, und er darf dabeisitzen und sich als Reiter sehen.

Da muß nun die malende Musik, wenn sie karikierend Personen, Dinge, Gewohnheiten, Alltägliches fassen und pünkt-

lich auf die Sekunde ins Ziel gehen soll, durchaus superlativ sein; das heißt: sie soll vom Kranken das Kränkste, vom Geschwätzigen das Geschwätzigste, vom Perversen das Perverseste, vom Geizigen das Sparsamste in sich tragen und ausdrücken. Nimmt sie sich etwa die anekdotisch beliebte Figur des knauserigen Schotten aufs Korn, möchte man sich am liebsten eine Idealmelodie aus einem Ton dazu denken. Für einen mondänen Eintänzer sollte der Musiker einen Übertango erfinden, das Manierierteste an verlogener Zeitlupenbewegung; betritt ein aktuell verulkter Gandhi die Bühne —, sogleich müßte die Musik indischer als echt-indische Musik sein, wiederum vom Emanzipierten das Emanzipierteste. Um das Gandhi-Beispiel zu Ende zu führen, ließe sich etwa noch ein kontrapunktlicher Kampf dieser „garantiert indischen Klausurmusik" mit englischen Nationalthemen denken. Der hörende Kenner wird schmunzeln, der fühlende Laie wirds schmecken. Aber ich spreche hier nicht von geistloser Lautmalerei. Eine persiflierende Hymne auf die Automobilsucht kann durch ein paar billige Hupeneffekte musikalisch nicht plastisch werden, es muß schon das 120-Kilometer-Tempo und Benzin in der Musik sein.

Die parodistische Entlarvung einer Substanz geschieht also am schlagendsten durch Aufzeigung ihrer Armseligkeit, oder ihres vorgetäuschten Überschusses, beide Male durch Unterstreichung.

Der Rahmen ist weit, die Phantasie unendlich, aber etwas wie eine goldene Regel ist deutlich erkennbar. Ich gebe ein Beispiel:

Der gehetzte Groß-Stadtmensch, der sich am Abend einmal gedanklich ausschalten will, möchte sich optisch zerstreuen. Das Kino bietet ihm oft nicht die reine Sehfreude —, überall ist noch zuviel Problematisches. Wohin geht er? Ins Varieté. Sanft und ohne Denkarbeit bieten sich ihm hier artistische Schaustellungen dar, er nimmt, gläubig, wie ein Kind, diese Symphonie aus Bizeps, Tollkühnheit, Abnormität und Grazie in sich auf. Eine Programmnummer erscheint ihm immer wieder: erotischer Pol aller Varieté-Darbietungen. Die spanische Tänzerin. Eine zur Tradition erstarrte Spezialität. Mal heißt sie Benavente, ein andres Mal Argentina, und es scheint immer dieselbe. Man schaut, man klatscht, man blättert im Programm; und tief ins Unterbewußtsein senkt sich, weil zur bewußten Überlegung im Moment zu anstrengend — man will sich ja erholen — die Frage: Ob die wirklich aus Spanien ist? Was denkt die sich wohl so beim Tanzen? Warum diese echt spanischen, ins Publikum geschleuderten Ausdrücke? Ich weiß ja doch nicht, was das heißt. Wieso kommt immer ein Gitarrespieler, wenn sie sich umkleiden geht? Und warum ist sein Geklimper immer so langweilig, obschon es doch sicher echt spanisch ist? Etcetera etcetera.

Möchte man dies cabarettistisch nachzeichnen, hier müßte die Musik also wohl spanischer als Spanien sein, espagnolissimo sozusagen, kompromittierend spanisch.

Milhaud komponiert Werfel von Heinrich Strobel

Darius Milhaud ist zweifellos das vielseitigste und reichste Talent der modernen französischen Musik. Provenzalischer Jude von Geburt, führte er der in impressionistischer Artistik erstarrten französischen Musik neue volkshafte Elemente zu. Die alten jüdischen Gesänge haben ihn ebenso interessiert wie die bunte Rhythmik des amerikanischen Jazz. Er hat die Orestie des Aeschylos zu einer Zeit komponiert, als der Klassizismus in seiner Heimat noch nicht Mode war, und er hat dann wieder eine tolle Pantomime über den „Boeuf sur le toit" geschrieben oder den Katalog einer landwirtschaftlichen Ausstellung „in Töne gesetzt". Milhauds Schaffen ist auf keine Formel zu bringen. Milhauds Entwicklung verläuft im Zick-Zack. Aber an jeder Wendung ergeben sich neue Ausblicke. Milhaud ist kein konsequenter Arbeiter wie Hindemith. Er nutzt die Möglichkeiten, die er scheinbar zufällig findet, keineswegs aus. Er probiert irgendetwas, realisiert es in der kürzesten Form, aber er zieht niemals die geistigen Konsequenzen.

Die Vorliebe für die kleinen Formen erklärt sich aus seinem Naturell. Für die Baden-Badener Kammermusiken hat Milhaud einmal drei Opéras-minutes komponiert: antike Sagen im musikalischen Telegrammstil. Sie geben vielleicht am ersten einen Begriff von Milhauds künstlerischer Persönlichkeit. Diese Mischung aus draufgängerischer Laune und lyrischer Melancholie kennzeichnet seine Musik, die französisch ist im eigentlichsten Sinn des Wortes. Französisch in ihrer natürlichen, lebensnahen Frische, französisch in der Gedämpftheit ihres Ausdrucks. Das alte französische Chanson ist in Milhauds Musik lebendig. Es mischt sich mit dem Jazz, mit Erinnerungen an exotische Rhythmen, die Milhaud seit seinem südamerikanischen Aufenthalt in den Fingern zucken. Einmal entsteht aus dieser Verbindung ein Meisterwerk: der arme Matrose. (Man hat ihn seinerzeit unvergleichlich bei Kroll gehört.)

Milhaud ist ein leidenschaftlicher Anhänger von Eric Satie. Der sokratische Prophet der Einfachheit, ohne den keine moderne französische Partitur zu denken wäre, hat ihn indirekt zum Klassizismus hingeführt. Milhaud begann sich mit den formalen Problemen des musikalischen Theaters auseinanderzusetzen. Seine deutschen Eindrücke mögen ihn dabei bestärkt haben. Das Ergebnis war Christoph Columbus. Er wurde vor zwei Jahren an der berliner Staatsoper uraufgeführt. Die Dichtung stammt von Claudel. Sie deutet die Geschichte des abenteuerlichen Entdeckers zu einer religiösen Vision um. Aber nicht diese sehr anfechtbare Geschichtsdeutung ist entscheidend für das Werk, sondern die Form, in der die Geschichte des Columbus dargestellt wird: als epische Bildreihe mit opernhaften Elementen und einem Chor, der den Mittler zwischen Dichter und Publikum spielt. Es ist völlig abwegig, dieses bedeutende Werk vom deutschen Theateraktivismus aus zu beurteilen. Columbus war ein großartiger Versuch, die Tradition der historischen Oper von einer umspannenden Idee aus und in einer modernen Form zu erneuern.

Milhaud hat inzwischen eine neue Oper komponiert: Maximilian. Der Text ist dem Drama von Werfel entnommen. Wie im Columbus steht die private Tragödie vor einem welthistorischen Hintergrund. Der humanitätsselige Habsburger zerschellt an der Revolution des mexikanischen Volks. Man dachte: Milhaud wird die formalen Tendenzen des Columbus weiterführen. Auch wer Milhauds Sprunghaftigkeit in Rechnung stellte, erwartete in jedem Fall eine unkonventionelle Lösung. Aber Milhaud komponierte den von R. St. Hoffmann abgeschwächten, schablonisierten Text einfach durch. Das ist die Enttäuschung des Maximilian. Man kann zu dem Stück von Werfel stehen, wie man will: die stoffliche Antithese wäre auch für eine moderne Oper zu gebrauchen gewesen. Der Musiker, der die gewaltigen Chöre der Eumeniden und des Columbus geschrieben hatte, konnte sich an dieser Antithese begeistern. Eine geheime Liebe zum Exotischen, zum Heidnischen zieht sich durch Milhauds ganzes Schaffen. Hier hätte er die heidnische Elementarkraft verherrlichen können. Aber Maximilian nimmt kaum einen schwachen Anlauf dazu. Der Text hat keine klaren Situationen und keine Kontraste. Und wenn sich die beiden Welten einmal gegenüberstehen, dann wird die Wirkung durch irgendeinen überflüssigen Lyrismus wieder aufgehoben.

Der Vergleich von Columbus und Maximilian ist aufschlußreich. Beide Male handelt es sich um heroische Tragödien. Im Columbus dient das private Drama der Sichtbarmachung einer Idee und einer Form. Im Maximilian wird aus dem privaten Drama ein durchschnittliches Opernschicksal. Die Abhängigkeit vom literarischen Vorbild merkt man auf Schritt und Tritt. Die Dialoge sind zwar verkürzt, aber sie hemmen die Musik immer noch genug. Ein Musikdramatiker hätte sich damit abgefunden. Er hätte einfach die „Atmosphäre" des Textes durch die Musik verstärkt. Ein moderner Musiker, der nach materialgemäßer Gestaltung, nach formaler Klarheit strebt, ein moderner Musiker, der nicht illustrieren sondern intensivieren, nicht ausdeuten sondern stilisieren will, mußte an diesem Text scheitern. Natürlich enthält auch die Partitur des Maximilian schöne und bedeutende Stellen, natürlich verraten Stil und Klang die Handschrift Milhauds — aber die Methode einer Kontrapunktierung der Szene durch die Musik zur Überwindung des Realismus war hier nicht anzuwenden. Diese Kontrapunktierung, dieser bewußte Verzicht auf jede koloristische Ausschmückung war das stärkste Kunstmittel des pauvre matelot.

Maximilian stellt mehr noch als Columbus die Frage, ob Milhaud überhaupt eine große Opernform gleichmäßig mit musikalischer Substanz durchdringen kann. Das ist freilich nicht nur eine Angelegenheit der Begabung. Es ist vielmehr eine Angelegenheit der künstlerischen Disziplin und des künstlerischen Formungswillens. Ich sagte schon: Milhaud ist kein intensiver Arbeiter. Aber Milhaud hat auch kaum die Möglichkeit einer produktiv-kritischen Diskussion über sein Schaffen. Wie die ganze moderne französische Musik steht er iso-

liert im großen Raum Paris. Er hat es zwar erreicht, an der pariser Oper uraufgeführt zu werden. Aber es ist bezeichnend, daß schon diese Tatsache allein für manche Kritiker ein Anlaß war, sich gegen ihn zu stellen. Leute dieser Richtung gehören eben nicht auf die repräsentative Staatsbühne.

Die Aufführung des Maximilian war ein kunstpolitisches Ereignis ersten Ranges. Zum ersten Mal drang die moderne Musik in die Große Oper. Maximilian war keineswegs als abschreckendes Beispiel gedacht. Das ehrwürdige Institut bemühte sich um eine möglichst vollendete Wiedergabe. Vier Monate lang wurde Maximilian studiert, mit dem Erfolg, daß wenigstens die Musik (unter Ruhlmann) einwandfrei herauskam. Die „mise en scène" freilich war von einer beinahe grotesken Konventionalität. Sie entsprach weder der Musik noch den lichten Dekorationen von Pruna. Es wäre sehr bequem, diese Tatsachen mit der heute üblichen chauvinistischen Überheblichkeit zu glossieren. Aber so einfach ist die Sache nicht. Die Große Oper strengte sich gewaltig an. Daß der Versuch nicht gelang, liegt in der Situation der Oper in Frankreich begründet. Der Darstellungsstil, der Milhaud entspräche, ist noch gar nicht über die Schwelle der Grande Opéra gedrungen. Und da in der französischen Öffentlichkeit jede kritische Initiative, jede Bemühung um eine Abschaffung der augenblicklichen Zustände fehlt, so wird sich auch in Zukunft kaum etwas ändern. Man kann sich vorstellen, was unter diesen Verhältnissen der Tod Diaghilews bedeutete — den Verlust der einzigen Position, die das moderne musikalische Theater in Frankreich hatte.

Die pariser Kritik hat Milhauds Maximilian in tausend Fetzen zerrissen. Das war natürlich falsch. Maximilian enthält immer noch so viel Neues, mindestens im Musikalischen, daß man sich damit hätte auseinandersetzen können. Die kunstpolitische Seite wurde nicht beachtet. Sie aber war das wichtigste. Sie hätte zur Kritik am System führen müssen.

Timon von Alfred Polgar

Bruckners Timon ist ein Intellektueller, was sich schon darin zeigt, daß es schwer fällt, von ihm eine grade Antwort zu bekommen, eine Antwort, die nicht mehr sagen will, als sie sagt. Er redet beziehungsübervoll, tangential zur Sache, zu der er redet, oder in ferngreifenden Wendungen um sie. Noch sein einfaches Wort, sein Ja oder Nein, wirkt als Siegel, das Bedeutsames verschließt. Er ist edel, reich und hilfreich, führt großes Haus und große Straße, indem auch das Volk vor den Toren des Timonschen Palais an den Gastereien in diesem teilnehmen darf. Hierbei geht Timons Rücksicht so weit, daß er Zaungästen, die keinen guten Magen haben, gewürzte Speisen auf Verlangen gegen Grieß in der Milch umtauscht. Er hat viel Zulauf im und vor dem Hause, aber die wahre Liebe ist es nicht. Bei den Mächtigen nicht, weil keine Zielgemeinschaft ihn mit ihnen verbindet, weil sie seine höhere menschliche Art als Vorwurf und seine Güte als Beleidigung empfinden, beim Volk nicht, weil es vor Timon keine Furcht hat, welche das

Fixativ ist, ohne das die Zuneigung der Menge nicht hält. Timons eignes Liebesleben ist ziemlich undurchsichtig. Es scheint, daß er seine Bedürfnisse in diesem Punkt, soweit er sie nicht, wie Peter Altenberg sagt: „durch das Hirn ausschwitzt", auf heimlich-kurzem Wege, bei unpersönlichen Mädchen, abreagiert, (Aphrodite persönlich erzählt das von ihm), solcher Art sich davor schützend, daß ihm der Unterleib zu Kopf steige. Seinen Reichtum verwendet er großzügig zur Förderung von Kunst und Sport, er baut ein Stadion und ein Odeon, für den Krieg aber, den die Militärs und Großindustriellen, seine Freunde, propagieren, hat er nichts übrig. Seltsam, daß ein so qualifizierter Mann nur mindern Verkehr hat, Schieber und Geldmenschen, Leute ohne Interessen als jene, die ihnen ihr Kapital abwirft, indes er, Timon, die Philosophen lesend und liebend, es durchaus mit dem hohen Geiste hält; und sich über Alles Gedanken macht, nur nicht über seine ökonomische Lage. Diese wird plötzlich unhaltbar. Timon hat eines Tages nicht mehr Brot auf Odeons und muß bei den Bekannten Hilfe suchen. Wir erleben von seinem Passionsweg als Borger (bei Shakespeare sind es Timons Diener, die den all round-Leihversuch für ihn unternehmen) drei Stationen mit, in denen das „Nein", das ihm überall zuteil wird, auf eine die Neinsager scharf charakterisierende Art abgewandelt erscheint. Auch das Volk, diskussionsfroh vor Timons Haus versammelt, hat für einen Gönner, der es nicht mehr füttert, nur Spott, Anklage und Drohung. Timon ist sehr verbittert. Er bereitet den falschen Freunden ein Mahl ohne Mahl, eine wilde Parodie der Schmausereien von einst, und begießt sie, wie bei Shakespeare, seinen Unmut an ihnen zu kühlen, mit heißem Wasser. Wir finden den ganz Verarmten, nur von seinem Hausverwalter Nikias treu begleitet, am Lande wieder, als Erdarbeiter, mit Nikias in nachdenklichen Stichomythien sein Einst und Jetzt aufwerfend wie das Erdreich, grabend und grübelnd. Hier fällt, nicht aus dem Timon, sondern nur aus Timons Mund, in den es hineingelegt wurde, das zeitgeflügelte Wort: die erste Forderung sei die des Magens (Brecht: „erst kommt das Fressen . . ."). Eine Art acte de présence sociale des Verfassers. Nikias meint, die Götter könnten so schändliches Unrecht, wie sein Herr es zu tragen habe, nicht schweigend dulden. A tempo sieht das Aug' den Himmel offen, das heißt: in wolkiger Landschaft die Olympier, wie sie, hingelagert an den Ufern eines ausgetrockneten Offenbachs, den Fall Timon besprechen. Es sind Überirdische mit irdischen Vorzeichen, keine richtigen Götter, sondern ironisch-überdimensionierte Luftspiegelungen menschlichen Erwägens und Urteilens. Die mindern Götter (Deutsches Theater, Bühnenbild: Strnad, Regie: Hilpert) erscheinen in schlichtem Weiß, die Prominenten in voller mythologischer Dreß. Pluton wohnt ein wenig tiefer. Er streckt, wenn er sich am Gespräch beteiligt, den Kopf aus seinem Wolkenloch wie aus seinem Guckfensterchen ein Portier, hat auch, von Oskar Sima dargestellt, den entschiedenen Tonfall eines solchen. Das Geld als Hausmeister der Welt. Man beschließt, Timon solle wie-

der reich werden, er wird es, indem er Gold in der umgegrabenen Erde findet, hat aber wenig Freude an dem Fund, verkündet seinen in Erlebnis und Erkenntnis wurzelfest gegründeten Entschluß, nie mehr nach Athen zurückzukehren, und kehrt nach Athen zurück. Dort tut er dann allerdings nichts andres, als dort sein, und der einzige Gebrauch, den er von seinem Golde macht, ist, von ihm demonstrativ keinen Gebrauch zu machen. Das Ende erwartend — der Wilde, Alexander von Mazedonien, tobt schon an den Mauern — sucht er noch einmal Trost bei den geliebten Pergamenten. Aber im kritischen Augenblick benehmen sich auch die weisesten Bücher so, wie ihre Stellung auf dem Regal es versinnbildlicht: sie kehren uns den Rücken.

Ein Weltbejaher, der ins Weltverneinen gerät wie in eine selbstgeknüpfte Schlinge, also, wenn man so sagen darf, seines Pessimismus gar nicht froh wird, sondern in ihm, noch am Zweifel zweifelnd, verzappelt. Dieser Timon, als Erscheinung geringer als sein Pathos, ist kompliziert, aber nicht groß, was kein Fehler wäre, wenn er nicht mit allem Anspruch der Größe sich gebärdete. Wie er sich zu seinem Schicksal stellt, weckt keine Teilnahme, weil er nicht das Maß hat, gegen Übermäßiges zu stehen. Und gefühlhaft kommt er dem Zuschauer nicht nahe, weil sein Blut durch Abstraktionen allzu sehr verdünnt ist. Bleibt das Interesse am Wort, mit dem er sich und die Welt kommentiert. Bruckners Stück ist ein Hör-Spiel. Wir hören dem Dichter denken zu, was, da es sich um einen ungewöhnlichen, in einem tiefern Sinn skeptischen, geistig nicht genügsamen Kopf handelt, eine anregende, manchmal auch erregende, aber für die Dauer eines langen Theaterabends ermüdende Beschäftigung ist. Hier sind Vorgänge nur Vorwände: für dialektische Übungen. Das verträgt kein Drama, sei es nun ein Drama alten, oder neuen, oder, wie der „Timon", gemischten Stils. Auf viel Probleme wird in diesem Stück Jagd gemacht. Hat der Dichter, hinter allen her, eines, im zwiefachen Sinn des Wortes: gestellt, so läßt er es bald wieder, um einem andern, das lockend auftaucht, nachzusetzen. In manchen Szenen des Schauspiels schlägt der Puls starken Theaters. Und es bewährt sich das Brucknersche Verfahren, aus einer Legierung von alltäglichem und gesteigertem Wort Sprachmünzen zu prägen, die, ob sie nun wertvoll sind oder nicht, zumindest so klingen, als seien sies. Erstaunlich matt ist der Humor des Spiels, zumal der Witz der Götterversammlung. In Bruckners griechischem Himmel scheinen sie, wie Timons empfindliche Kostgänger, Grieß in der Milch attisch Gesalzenem vorzuziehen.

Simas hart-trockene, Gülstorffs knifflige Komik, Kayßlers Gemüts- und Wortwärme sind die schauspielerischen Aktiven des Abends. Oskar Homolka macht den Timon. Er ist einfach, zurückhaltend, ohne Krampf und Pose, ein klarer Sprecher. Aber er ist der Figur wesensfremd; und zu sehr schauspielerische Individualität, um wider seine Natur zu können. Anzumerken, was diesem Timon zum Timon fehlt, hieße Eulen aus Athen tragen.

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Wenn ich nicht Peter Panter wäre, möchte ich Buchumschlag im Malik-Verlag sein. Dieser John Heartfield ist wirklich ein kleines Weltwunder. Was fällt ihm alles ein! Was macht er für bezaubernde Dinge! Eine seiner Photomontagen habe ich mir rahmen lassen, und aufbewahren möchte man sich beinah alle. Der Umschlag der „Traumfabrik" von Ilja Ehrenburg sieht aus wie eine vergoldete Cakesbüchse. Da sich die deutschen Bücher noch nicht wie die französischen zu einem einheitlichen Gewande aufgeschwungen haben, muß gesagt werden: bei Maliks werden sie am besten angezogen.

Die „Traumfabrik" ist eine Chronik des Films. Dieser Ehrenburg ist ein merkwürdiger Mann. Er sitzt da, wo heute die besten Leute sitzen: zwischen den Stühlen. Den Russen ist er ein verfänglicher Halb-Burjui; den braven Bürgern gilt er als anrüchiger Bolschewist. Es muß also etwas an ihm sein. Es ist auch etwas an ihm.

Für seine Romane kann ich mich nicht recht erwärmen; um so mehr für die Reiseschilderungen, mit denen er groß und klein in allen Ländern bereits heftig geärgert hat. Lob: seine sentimentale Frechheit, seine unverschämte Melancholie, Tränenkrüglein und Nasenstüber und im ganzen ein Mann, der leidet, wenn andre leiden. Und der es sieht. Und der es sagt. Tadel: leichte Unexaktheit. Es stimmt nicht immer alles. Ich möchte nicht nur niedergedrückt und erhoben, bepredigt und erheitert, ich möchte von solch einem Reisenden auch gut informiert werden. Ich kenne von ihm Schilderungen aus England, die ich für schief halte, bei aller Gradheit. Hier in der Traumfabrik ist die Grundmelodie sicherlich richtig — aber vieles könnte, müßte, dürfte exakter sein. Ist die ekelhafte Szene aus dem Film „Afrika spricht" ein Trick oder ist sie es nicht? Dergleichen muß man ganz genau feststellen, bevor man etwas darüber sagt. Das ist nicht leicht, ich weiß es. Aber ohne das bleibt sein Lamento ein Lamento. Das genügt nicht. Auch wirkt die gehetzte Präsensdarstellung durch dreihundert Seiten etwas monoton. Der Autor gibt an, es in zwei Monaten geschrieben zu haben. Und so klingt es auch. Hopp — hopp...

Doch stehen gute Kapitel darin. Die Schilderung, wie die Ehepaare vor der Erfindung des Kinos gelangweilt zusammensitzen und überhaupt nicht mehr wissen, was sie sich noch erzählen sollen; die Charakterisierung der Film-Moral: „Finden Liebende einen Pastor, ists gut. Stiehlt ein Bösewicht einen Brillanten, ists schlecht"; solche blitzartigen Einwürfe wie: „Durchs Radio kann man gut zureden"; verdichtete Beobachtungen: „In Paris ist die Luft der Lichtspielhäuser dick von Tabaksqualm, in Berlin von geistiger Anspannung"; und da wo Ehrenburg wirklich Informationen gibt, sind sie recht aufschlußreich. So, wenn er erzählt, daß die Ufa während der Rheinland-Besetzung regelmäßig in der von den Franzosen herausgegebenen ‚Rheinischen Rundschau' inseriert habe, während die andern deutschen Firmen das Blatt boykottierten — heiliger Klitzsch, was sagst du dazu!

Und was Ehrenburg über den amerikanischen Filmgeneral Hays sagt: da lachen die Flundern! Das ist nun ganz und gar herrlich. Welche Bezeichnung er ihm beilegt, mögt ihr selber nachlesen: er vergleicht ihn mit einem Faktotum, dessen sich die frommen Juden am Sonnabend bedienen, wenn sie kein Feuer anzünden dürfen. Dieser Hays, nach Ehrenburg auch noch ein korruptes Subjekt, beherrscht drüben die gesamte Produktion; er statuiert die Moral, er setzt fest, was gegeben werden darf und was nicht... man sollte vielleicht den Film doch nicht nur ästhetisch betrachten. Ein von der Filmindustrie hochbezahlter Selterwassertrinker als Oberzensor — pfui Deibel. Ach, wir sind ja so freie Schriftsteller! Wie ich das hier in Berlin

so sagen darf, was ich über den Herrn Hays denke! Dem gebe ichs aber ordentlich. Ja, das dürfen wir. Denn Hays ist gefährlich, unsauber, bigott und sehr weit entfernt.

Jetzt wollen wir Rudolf Borchardt vom Nachttisch herunterwerfen — Fräulein Nelly kann das morgen aufsammeln. Da habe ich mir auf der Rückseite seiner Broschüre „Deutsche Literatur im Kampfe um ihr Recht" ein wimmelndes Nest von Notizen gemacht — damit kann ich aber keinem mehr kommen. Der Unsterbliche hat hier wieder einmal etwas geschrieben, das schon nach vierzehn Tagen verschimmelt ist. Die Vorwürfe stimmen gar nicht; einen Teil hat sein Verlag schon zurücknehmen müssen, und das ganze ist lächerlich aufgepustet. Dieser Borchardt hat in geistigem Sinne etwas von einem Hochstapler — es ist mir unbegreiflich, wie man solchem Epigonen eines Nachahmers aus zweiter Hand auf seinen Kram hereinfallen kann. In diesem Heft will er nachweisen, daß der gesamte deutsche Verlagsbuchhandel — an der Spitze die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart — sich gegen den Erwerb der Verlage Albert Langen und Georg Müller durch den Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband verschworen habe. Kein Wort wahr, oder wohl nur ein achtel. Den beiden Verlagen ist kein Vorwurf zu machen, es ging ihnen nicht gut, und sie haben eine Transaktion gemacht, wie sie jedem erlaubt ist, um so mehr, als sie sie ja gar nicht verbergen. Der Verband, dem es finanziell bisher sehr gut ergangen ist, hat den Expansionsfimmel: „Wir haben eine eigne Licht- und Kraftversorgung und eine eigne Polizei und eine eigne Feuerwehr ..." wir kennen diese Melodie. Die also legen sich einen Verlag zu, und sie werden sich wundern, daß das Geschäft zwar nicht ganz schlecht, aber bedeutend schlechter gehn wird, als sie sich das gedacht haben. Denn die nationale Gesinnungsliteratur ist nicht sehr repräsentativ (was die Klügeren unter den deutschen Nationalisten sehr genau wissen), und wer soll den Kram kaufen? Das vermiekerte Bürgertum, für das er geschrieben wird, hat kein Geld. Borchardt ist eine traurige Nummer: gegen die Philister von links eifert er, und die Philister von rechts faßt er mit Samthandschuhen, Vergebung, mit Stulpenhandschuhen an. Wir Ritter tragen Stulpenhandschuhe. Der Junge hat wahrscheinlich eine Rüstung als Nachthemd. So feierlich möchte ich mich auch mal nehmen. Und ich will ihn ja auch gern feierlich nehmen. Aber nicht ernst.

Inzwischen ist das Heft von dem loyalen Verlag Georg Müller aus dem Buchhandel zurückgezogen worden. Bei jedem andern Autor entfiele also die Kritik. Bei dem da muß man keine Rücksicht nehmen — wer das Maul so aufreißt, dem gehören ein paar Kartoffelklöße hineingeworfen.

Ernst Ottwalt „Denn sie wissen, was sie tun" (erschienen im Malik-Verlag zu Berlin). Das ist eine recht beachtliche Sache — weniger als künstlerische Leistung denn als gute Hilfe im Kampf gegen diese Justiz.

Mit den Mitteln des frühnaturalistischen Romans wird die Laufbahn eines deutschen Durchschnittsjuristen geschildert. Was mir gefällt, ist: dieser Jurist ist kein schwarzes Schwein, kein wilder Berserker, kein besonders bösartiger Mensch — er ist das Produkt von Erziehung, Kaste und System. Es ist gut gesehn, wie die Rädchen des großen Unrechtgetriebes ineinandergreifen, Akte auf Akte, Paragraph auf Paragraph, die Verantwortung ist in unendlich winzige Teile zerteilt, und zum Schluß ist es keiner gewesen. Jakubowski? Wenn die Klage eines Landgerichtsrats gegen seinen Hauswirt mit derselben Sorgfalt geführt würde wie dieser mecklenburger Prozeß, der um Tod oder Leben eines ehemaligen russischen Kriegsgefangenen

ging ... den Landgerichtsrat möchte ich schimpfen hören. Aber schließlich ist ja eine Klage um 125,40 Reichsmark eine ernste Angelegenheit.

Das hat Ottwalt gut begriffen. Seine Schilderungen sind noch flächig, sie haben keine Tiefendimensionen, es geht alles, klipp-klapp, wie man es braucht; Typen sind da und Argumente und Diskussionen — so sind jene, ja, ja, so sind sie. Aber das wird nur mitgeteilt, und es genügt nicht. Ohne Bosheit darf allen diesen Autoren immer wieder die große französische Romanschule empfohlen werden: sie werden mir das hoffentlich nicht als Aesthetentum auslegen. Wie etwa ein Gesellschaftsroman Stendhals aufgebaut ist: solcher Technik soll man nacheifern. Dazu muß man freilich sehr viel wissen. Und es ist so eingeteilt: die Bescheid wissen, können nicht schreiben, wollen nicht schreiben, dürfen nicht schreiben. Und die schreiben, wissen bestenfalls etwas Bescheid Ich bin für das Buch von Ottwalt und seine Verbreitung. Es geht uns alle an.

A. W. Just „Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien" (erschienen bei Ernst Pollak in Berlin). Russisches Reisebuch mit Bildern. Der Verfasser ist Berichterstatter der ‚Kölnischen Zeitung'. Der Aufdruck besagt, das Buch sei aus der russischen Psyche geschrieben. Das ist nicht ganz richtig: das Buch ist aus der kölnischen Psyche heraus geschrieben.

Nach einem außerordentlich großmäuligen Vorwort gehts los. Der Mann kann russisch, kennt Rußland seit langer Zeit und kritisiert gar nicht einmal dumm. Man hat aber den Eindruck: er versteht nicht, was da vor sich geht. Dies ist nicht etwa gesagt, weil er vor Rußland nicht auf dem Bauch liegt und „O Fünfjahresplan!" lallt. Aber es ist nichts, was er da treibt. Es ist der mitteleuropäische Herr, der alles auf der Welt diskutierbar findet, nur nicht seinen eignen Standpunkt. Der ist ihm so selbstverständlich; er kommt keinen Augenblick darauf, daß grade der zur Debatte steht. Von dem vergilbten Groschenhumor schon gar nicht zu reden, der sich in diesen Reisebeschreibungen entfaltet. Der Mann muß bei seinem Verlag sehr beliebt sein. Aber was geht uns das an —?

Es sind auch ein paar Photos in dem Buch. Mögen Sie noch gern russische Photographien sehen? Sie haben alle zusammen so wenig Überzeugungskraft. Die Russen photographieren uns bei Kiepenheuer ihre gefüllten Lebensmittel-Läden vor, und drei Meter links und drei Meter rechts davon sieht es vielleicht ganz anders aus. Aber dieser hier treibt es gar sinnig: „Oben: Behördenwohnungen am Boulevard in Nowosibirsk. (Mächtiger Palast.) Unten: Menschenwohnungen im Tal der Jelzowka (armselige Hütten)". Das stammt aus Rußland, nicht etwa aus Deutschland, wo es so etwas gar nicht gibt. Ich bekomme immerzu Bücher für Rußland oder gegen Rußland zu lesen — jetzt möchte ich bald einmal ein Buch über Rußland zu lesen bekommen.

„Physiognomik", Aussprüche von Anton Kuh (erschienen bei R. Piper in München). Zweiundzwanzig Mal furchtbar gelacht; dreizehn Mal gelacht, vierundvierzig Mal geschmunzelt, manches nur gelesen. Das ist wirklich sehr lustig. Kuh ist, wie männiglich bekannt, ein Sprechsteller — er sagt seins besser als ers schreibt. Manches reicht, teuerster Kranz, den ich zu vergeben habe, an Lichtenberg heran. Zum Beispiel goldrichtig, obwohl in fast keinem deutschen Roman erfüllt, dieses Postulat: „Die Kunst des Romanciers liegt im ökonomischen Wechsel von Beteiligtheit und Unbeteiligtheit." Manchmal ein Mann und sein Werk in zwei Zeilen: „Nicht das Schicksal, der Denkvorsatz furchte Richard Dehmels Antlitz. Er war Dionysos in Schweiß." Ein eigentümliches Gewächs. Ich war einmal dabei,

als A. Kuh französische Parfum-Namen improvisierte. Ich habe fast alle vergessen, aber es war zum Heulen. Er hat die sehr, sehr seltene Mischung von Witz und Humor. Schade, daß er aus Oesterreich ist. Er wäre aber nicht, wenn er nicht aus Oesterreich wäre.

*

Sternchen; weil diese Dame gesondert betrachtet werden muß. Eine schreibende Frau mit Humor, sieh mal an! Irmgard Keun „Gilgi, eine von uns" (erschienen bei der Deutschen Verlags-Aktiengesellschaft Universitas in Berlin). Ungleich, aber sehr viel versprechend.

In der ersten Hälfte des Büchleins wimmelt es von ciselierten Einzelheiten. Schilderung der Fahrgäste in der Straßenbahn, morgens: „Keiner tut gern, was er tut. Keiner ist gern, was er ist." Im Bureau: „Warten Sie, sagt Herr Reuter, liest jeden Brief, um dann mit etwas verlogener Energie seinen Namen unter das getippte Hochachtungsvoll zu hauen." Am besten alle Szenen, in denen ein Mann vor einer Frau, die dieses aber gar nicht gern hat, balzt. Das ist beste Kleinmädchen-Ironie. „Plötzlich überkommt ihn das Bedürfnis, sich unglücklich zu fühlen. Seine Ehe ist ganz und gar nicht gut, sein Leben ist verpfuscht, man ist ein alter Trottel, festgefahren in einem Krämerberuf. Er arbeitet mit Bitterkeit, Selbstironie und leichtem Pathos. Bei: ‚man müßte mal raus aus allem' wirft er sich in die Brust, daß die Schulternähte krachen, und bestellt anschließend zwei Liköre." Und dann, wirklich eine Pracht: „Am Sonntag sitzen Gilgi und Herr Reuter zusammen im Domhotel. Gilgi hat das Gefühl, zu Abend gegessen, Herr Reuter das Gefühl, soupiert zu haben." Und: „Er breitet sein Innenleben vor ihr aus wie eine offene Skatkarte." Und: „Gilgi nimmt zur gefälligen Kenntnis, höflich und mäßig interessiert. Hör auf, nicht so viel Lyrik, paßt nicht zu deinem Pickel am Kinn. Warum kann man nun nicht sagen: gib nichts aus, wenns nichts einbringt, steck kein Gefühlskapital in ein aussichtsloses Unternehmen. Kann man nicht sagen. Armer Alter." Sehr gute Beobachtungen von der Straße; reizende kleine Einfälle, was eine so tut, wenn sie mit sich allein, also nicht allein, also doch allein ist; ein Mal eine kleine Weisheit, wie es im Leben zugeht: „Auf die Arbeitgeber ist man nun mal angewiesen, und ganz ohne Mätzchen ist ihnen nicht beizukommen. Können allein entscheidet nicht, Mätzchen allein entscheiden nicht — beides zusammen entscheidet meistens." Hurra!

Wenn Frauen über die Liebe schreiben, geht das fast immer schief: sauer oder süßlich. Diese hier findet in der ersten Hälfte des Buches den guten Ton. „Hübsch ist das, so still nebeneinander zu liegen. Man denkt sich und spricht sich nicht auseinander, man atmet sich zusammen... Vorsichtig tastet sie über seinen Schenkel: da ist die Narbe von dem Krokodil, das ihn gebissen hat. Es hat fast etwas Erhebendes, neben einem Mann zu liegen, der in Columbien von einem Krokodil gebissen wurde."

Wenn Frauen über die Liebe schreiben, geht das fast immer schief. Diese hier findet in der zweiten Hälfte weder den richtigen Ton noch die guten Gefühle. Da langts nicht. Schwangerschaft, Komplikation... es langt nicht. Dazu kommt eine fatale Diktion: was reden die Leute nur alle so, wie wenn sie grade Freud gefrühstückt hätten! Es ist der Frau Keun sicherlich nicht bewußt, was sie da treibt, und eben das ist das schlimme, daß ihr diese „Komplexe" so selbstverständlich erscheinen. So spricht man eben? Nein, so spricht man eben nicht — es ist schauerlich.

Flecken im Sönnchen, halten zu Gnaden. Hier ist ein Talent. Wenn die noch arbeitet, reist, eine große Liebe hinter sich und eine mittlere bei sich hat —: aus dieser Frau kann einmal etwas werden.

Bemerkungen

An Herrn Professor Wagemann, den Erfinder des Wagemann-Plans

Sie haben geglaubt, mit dem alten Trick sich aus der Affäre ziehen zu können. So wie Anno 1927: als damals Ihr Amt eine Finanzstatistik veröffentlichte, die in der Öffentlichkeit so scharf angegriffen wurde, daß der weiland Reichswirtschaftsminister Curtius Ihr Amt in offener Reichstagssitzung desavourierte, erklärte man, Sie hätten infolge Abwesenheit von Berlin (eine Autotour nach Italien) die Veröffentlichung vor Drucklegung nicht gesehen, obwohl Sie doch in den entscheidenden Tagen schon wieder in Berlin segensreich präsidierten.

So einfach wird es diesmal nicht gehn. Auf allen Redaktionsstuben weiß man, daß die Einladung zu Ihrer Pressekonferenz längst ergangen war, als die „Indiskretion" im ‚Berliner Börsen-Courier', der ja seit einiger Zeit schon Ihr offiziöses Hausblatt geworden zu sein scheint, passierte; daß Sie also in herostratischer Begierde auf alle Fälle mit diesem Siebenmonatskind zur Welt wollten! Warum sollten Sie auch nicht diese einmalige Konjunktur nutzen, um endlich die ersehnte Rolle als kleiner Wirtschaftsdiktator zu spielen? Die Gelegenheit war günstig. Im vorgesetzten Wirtschaftsministerium regiert der gute Schwager Warmbold von Gnaden der I. G., der als glänzender Prellblock zu gebrauchen war, da Brüning ja kaum jetzt Ihretwegen einen Krach im Kabinett und am Pariser Platz riskieren würde; dann die weitverbreitete (und vielleicht künstlich noch etwas unterstützte?) Animosität gegen Luther und die Reichsbank, die Sie ja vorher so glänzend unterrichtet haben; und dann Geldklemme! Wer sollte sich besser auf Geldmachen verstehen als Sie? Sind Sie nicht seit langer Zeit Professor für Geld-, Bank- und Börsenwesen an der berliner Universität? Haben Sie nicht ein von der Wissenschaft fast totgeschwiegenes Buch über Geld geschrieben? Und dann Ihre praktischen Erfahrungen. Verweisen Sie doch auf die Verbände und Vereine, die Ihnen bescheinigen können, daß Sie es immer verstanden haben, durch bescheidene Honorare für Ihre Vorträge ohne Inflation das Geld zu mehren! Oder auf den Rechnungsausschuß des Reichstags, der vielleicht über Ihre Nebeneinnahmen im Institut für Konjunkturforschung Auskunft geben kann! Weitere Alibis werden Ihnen wohl Ihre treuen Paladine noch schaffen können, Herr Pusch und der streng-arische Herr Eppenstein. Auf Judenreinheit werden Sie wohl, seit Sie für den ‚Lokal-Anzeiger' und die ‚Woche' schreiben, noch mehr Wert legen als früher.

Sie beklagen sich, daß man Ihnen nicht überall zugejubelt hat, daß Sie sich gegen „Mißverständnisse und Irrtümer" wehren müssen. Sicherlich ist da wieder irgendwo die verdammte Clique, von der Sie sich schon so oft bedroht fühlten, und die Ihnen auch jetzt wieder nachstellt, nur weil Sie, wie immer heroisch und märtyrerhaft unabhängig geblieben sind, und sich ihr nicht gebeugt haben. Seien Sie unbesorgt! Auch Herostrat ging in die Weltgeschichte ein, weil er eine Stadt angezündet hat. Ihr Plan, den Sie wie alles mit vielen „Sachkennern" und dem ganzen Ihnen zur Verfügung stehenden und Ihnen ergebenen amtlichen und halbamtlichen Apparat „beraten" haben, wird Sie wissenschaftlich unvergessen machen. Lassen Sie durch Herrn Eppenstein verbreiten, daß alles, was in diesem Plan angreifbar und anfechtbar ist, nicht von Ihnen stammt. Das kann schließlich keiner wissen, wer bei einer Kameradschaftsarbeit dies oder das zugesteuert hat.

Sie haben das deutsche Volk beglücken wollen. Es ist vorbeigelungen. Das deutsche Volk läßt schön grüßen.

Hermann Conring

Welsche Tücke

Dank meinen geheimbündlerischen Beziehungen ist es mir gelungen, mich in den Besitz eines Exemplars der pariser illustrierten Wochenschrift ‚Voilà' zu setzen, die eine Reportage über Na-Zion, das Hitlerdeutschland, bringt. Interessenten mögen sich wenden an die: Zentrale zur Bekämpfung der Überreste europäischer Kultur, Jüdischer Friedhof Prag, Gräberreihe A, Geheimfach. Oder auch an den nächsten großen Zeitungskiosk.

An Berichten über das Braunhemdentum herrscht in der französischen Presse eine Konjunktur wie nie zuvor. Berichte, die als Sensationen enthalten, was uns längst grauer Alltag geworden ist, als Argumente nichts, was nicht schon durch die Dialektik der langen Messer spitzfindig widerlegt wäre. Was die Mitteilungen von Pierre Scize in ‚Voilà' auszeichnet, ist die Anschauungsform, die in den ersten Sätzen mit einer nicht üblichen Deutlichkeit ausgesprochen wird:

„Kampf gegen Hitler ist Arbeit für den Frieden. Mag ein Deutscher marxistische oder kapitalistische Idole anbeten, mag er sich weigern, die Reparationen zu zahlen, den Friedensbedingungen sich zu unterwerfen, mag er sich zur Lehre Luthers oder zur Lehre Roms bekennen, mag er sein Haupt in der Synagoge verhüllen, mag er in Prozessionen singen, nicht darauf kommt es an, sondern: wer Hitler bekämpft, kämpft für die Menschheit, für die Ruhe der Mütter, dafür, daß die Jugend, daß die Zivilisation bewahrt werde vor Gemetzeln."

Vielleicht klingt um einige Grade zu pathetisch dieser Ausspruch, der das Teilchen Hitler für das Ganze des Weltchauvinismus nimmt. Von Bedeutung bleibt: in einer französischen Zeitschrift, die es eher mit dem Patriotentum als mit der Internationale hält, darf gedruckt werden, daß nicht Marxismus, nicht Bekämpfung kapitalistischer Abmachungen so gefährlich sei wie völkische Verhetzung. Das ist ein großer Schritt zur Erkenntnis, nicht die Erkenntnis selbst, die lauten müßte:

Frankreich, sagt Ihr, plündere Deutschland durch Reparationsforderungen aus? Deutschland drücke sich um Schuldenbezahlungen? Nein! Sondern: Konkurrenzgruppen können sich über die Kapitalverteilung unter sich nicht einig werden. Wo nichts ist, hat vielleicht der Kaiser sein Recht verloren, aber der Diktator alles gewonnen.

Ich glaube, es war die gleiche Zeitschrift ‚Voilà', die vor wenigen Monaten eine Bildreportage über Elendssiedlungen im einst besetzten Gebiet veröffentlichte. Faulige Tonnen als Behausung vielköpfiger Familien, als Nest der Tuberkulosekeime. Weder zu diesen Armen noch zu denen des

flandrischen Industriegebiets ist ein Strahl vom Segen des Reparationsgeldes gedrungen.

Heillose Verwirrung, künstlich aufgewühlt, um im Trüben zu fischen. Und nun beschweren sich noch die Herren Angler, daß die Goldfische krepiert, ein paar Kröten übrig geblieben sind. In Deutschland ist es eine braune Brühe, in Italien eine schwarze, klar in keinem der betroffenen Länder, und alle tun so, als ob es um Rheingold geht.

Lest noch einmal den Satz von Pierre Scize. Er scheint eindeutig. Aber was läßt sich nicht alles herauslesen in diesem Sumpfzwielicht! Ein Franzose gegen die Reparationszahlungen! Oder: Welsche Angst vor Hitler! Oder: Juda, Frankreichs letzte Hoffnung!

Oder: Bezahlte Propaganda für ein französisches Blatt (Postscheckkonto Prager Friedhof).

Walter Mehring

Die wahre Internationale

Vierzehn Tage vor Beginn der Abrüstungskonferenz feierte die deutsche Republik die einundvierzigste Jahreswiederkehr der Kaiserreichsgründung. Um den Tag so darstellen zu können, wie sie ihn auffassen, hatten sich auch die republikanischen Verbände eisern in die teils grüne, teils goldene Front der Festgenossen eingeschoben.

Unter andern hatten sich die Liga für Menschenrechte und die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit zusammengetan, um einige hundert in den Spichernsälen versammelte Menschen zu Forderungen zu veranlassen, die diese paar Hundert ohnehin schon stellen. Das ist leider immer so und nicht die Schuld der genannten Vereinigungen. Wenn ich Diktator wäre, ich würde erstmal jeden Staatsbürger zwangsweise und mit Redeverbot in die Versammlungen der Gegenpartei schicken und ihn außerdem zwingen, wechselweise die Zeitungen sämtlicher Richtungen zu lesen; die Folgen müßten unausdenkbar herrlich sein. Leider bin ich nicht Diktator. Aber zurück in die Spichernsäle.

Es traten dortselbst auf Männer und Frauen, Christen und Juden; alle waren Pazifisten, und jeder redete seins. Ein wackrer Schulmann bekannte, daß er sich einerseits in der Vaterlandsliebe von keinem Wehrminister noch Nazi übertrumpfen lasse, andrerseits strenger Pazifist sei, drittens aber sich unter keinen Umständen hinter die Kriegsdienstverweigerer stelle, indem er wisse, dies sei ein Irrweg. Nach ihm erhob sich der Vertreter der Weltjugendliga und erklärte ungestört den strikten Entschluß der von ihm vertretenen Jugend zur Kriegsdienstverweigerung. Und dann kam der Hauptredner.

Der Hauptredner war eine Frau, die aus Frankreich kam und uns viel Schönes und Tröstliches von drüben berichten konnte. Leider ist das Häßliche und Trostlose

noch wichtiger. Diese Frau nämlich sprach neben dem, was alle wissen, auch noch von dem, was nicht sehr Vielen bekannt und von diesen zum Teil wieder vergessen worden ist, was man aber nicht oft und breit und laut genug sagen kann. Sie sprach von der Internationale der Rüstungsindustrie. Geld kennt kein Vaterland — nicht einmal während des Krieges; davon ging Marcelle Capy aus.

Die Kriegsmilliarden, sagte sie, haben dazu gedient, einen parasitären internationalen Überkapitalismus zu schaffen, der die Völker beherrscht, seit Jahren einen Tanz der Spekulationen aufführt und in Wirklichkeit hinter den Regierungen regiert. Kleiner Beleg des Überkapitalismus: 1914 gab es auf der Erde zwanzig Familien mit mehr als 500 Millionen Goldfranken Vermögen; heute gibt es zehnmal so viel, und die Zahl derer, die mehr als 50 Millionen Goldfranken besitzen, hat sich verdreißigfacht. In U.S.A. haben 86 Familien über 4 Millionen Dollar Jahreseinkommen und 260 über 2 Millionen. Ursache dieses Überkapitalismus aber ist die Internationale des Rohstoffhandels, die ihren Exponenten in der Rüstungsindustrie findet.

Während des Krieges sah das so aus: Krupp brauchte für die schweren Artilleriegeschosse Nikkel, das ihm das französische Nickelsyndikat verkaufte; das Nickel wanderte aus Neu-Kaledonien nach Norwegen und von dort nach Deutschland. Ähnlichen Werdegang erlebte das Kupfer, bei dem sich noch die englische Firma Vickers eingeschaltet hatte; dafür hatte Krupp an Vickers ein deutsches Patent abgetreten, nachdem diese die Zünder der englischen Granaten herstellten, und die englische Flotte, die am Skagerrak kämpfte, war mit optischen Instrumenten ausgestattet, die eine deutsche Firma während des Krieges geliefert hatte. Am eifrigsten war die österreichische Munitionsfirma Skoda am Werke, die in den Newski-Werken Kanonen für Rußland herstellte, wohingegen in den Dardanellen Franzosen und Engländer im tröstlichen Bewußtsein, es geschehe durch gute heimische Ware, den Heldentod starben — Vickers hatte die Türkei ausreichend mit Minen und Kanonen beliefert. Während des Krieges, so berichtete der Abgeordnete Chouffet im französischen Parlament, arbeitete in der Schweiz einträchtig das Sprengstoffkartell sämtlicher feindlicher Länder. Monate lang gingen aus Südfrankreich ganze Züge mit Schwefelkohlenstoff mit der harmlosen Zielbezeichnung „Schweiz" ab, die in Wirklichkeit nach Deutschland geleitet wurden und nach beendigter Oxydation als Phosgen zu den französischen Truppen heimkehrten ... Allein im Januar 1915 wanderten 200 000 kg Cyanit von Frankreich nach Deutschland zur Geschoßfabrikation, und der Stacheldraht von Fort Douaumont, in dem tausende Deutscher verbluteten, ist Frankreich einen Monat zuvor von einem deutschen Haus geliefert worden.

Ist es nach dem Krieg anders geworden? Man braucht nur an das Abkommen des deutschen Chemiekonzerns mit dem französischen Kriegsministerium zu er-

innern, nur an den Skandal des amerikanischen Nachrichtenagenten Shearer, der durch Bestechung die Zweite Seeabrüstungskonferenz zum Scheitern brachte, um die Antwort auf diese Frage zu wissen. Die internationale Rüstungsindustrie verhütet die Annäherung der Völker, die Verständigung, die Abrüstung; sie ist es, die die Rohstoffproduktion kontrolliert, wichtige Teile der Presse beherrscht und durch sie Haß und Chaos säen läßt.

Soweit Marcelle Capy. Anatole France, den sie zitierte, sagt dazu: On croit mourir pour la patrie, mais on meurt pour les industriels.

Was sagen wir dazu? Wir hörten es uns mit an. Erstaunlicherweise durften wir es uns 1932, in Groeners Berlin, mit anhören und sogar Beifall klatschen, und keiner kam und löste uns auf. Aber das lag wahrscheinlich daran, daß die Rede französisch gehalten wurde.

Hans Glenk

Paukerfilme

Es gab in der letzten Zeit einige schöne Kulturfilme zu sehn: die abenteuerlichen Fischfangberichte der Metro-Goldwyn, einige Tierfilme der Ufa und andres mehr. Aber daneben blüht in alter Unfrische der Kulturfilm, wie er nicht sein soll. Besonders in der Geographie sind die Herren schwach. Da rollen die blassen Wandelbilder historischer Stätten, „malerischer Fleckchen", putziger Exoten ab, ein Postauto fährt eine unansehnliche Serpentine empor, ein dralles Mädchen in Tracht schämt sich vor der Kamera, mißfarbenes Gemäuer wird liebevoll abgesucht. Diese Filme sind wie Fremdenführer für alte Engländerinnen. Das Kinopublikum liebt sie nicht. Es frißt sich durch sie hindurch wie durch einen Grützewall, um ins Schlaraffenland der Harry Piel und Lilian Harvey zu gelangen. Der Kinobesitzer kümmert sich in diesem Fall wenig um die Unlust seiner Kunden. Er spielt den Film im Vorprogramm, weil er dann weniger Lustbarkeitssteuer zu bezahlen hat. Diese Vergünstigung verschafft ihm ein pädagogisches Konsortium: der Lehrfilmausschuß des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, geleitet von Herrn Doktor Günther.

Dieser Ausschuß hat ein gut Teil Schuld daran, daß die meisten Kulturfilme so langweilig ausfallen. Denn während die Prädikate des Voelger-Ausschusses eine zwar geschäftsfördernde, aber doch nicht unbedingt erforderliche Prämie für den Filmproduzenten darstellen, ist der Lehrfilmschein des Günther-Ausschusses für den Kulturfilm eine conditio sine qua non. Wird er verweigert, so ist der Film nahezu unverkäuflich.

Der Sinn eines Lehrfilms kann es nicht sein, den Unterricht zu ersetzen. Sondern er soll Anschauungsmaterial bieten. Ähnlich wie ein Besuch im Zoo oder im Museum. Er soll das Erlebnis des unmittelbaren Eindrucks in die Schulstube tragen. Nun ist es aber eine Frage der künstlerischen Form, ob ein Film diesen Eindruck vermittelt oder nicht. Es genügt nicht, daß der Kameramann eine Weltreise gemacht hat. Der schönste indische Tempel, das seltsamste Naturschauspiel bleibt grau und gleichgültig, wenn nicht ein Filmkünstler an der Arbeit ist, der Gefühl für fes-

selnde Einstellungen, für Bildpointen, für demonstrative Kameraführung, für lebendigen, eleganten Schnitt hat. Das sind keine ästhetischen Mätzchen, sondern diese Mittel dienen unmittelbar der Sache. Aber die Volksbildner mögen das nicht. Langeweile gehört für sie zur Würde des Unterrichts. Der warme Atem der Wirklichkeit beunruhigt sie. Und so fordern sie Filme, in denen alles schön der Reihe nach heruntergedreht ist. Eine unpersönliche Länder- und Völkerschau, Distanz zum Objekt, systematische Aneinanderreihung, lehrreiche Zwischentexte („Schon um 750 n. Chr. siedelten auf diesem fruchtbaren Schwemmland die Normannen unter der zielbewußten Führung ihres ..."), schematische Aufnahmetechnik. Solche Methoden sind für Atlanten und Lehrbücher am Platze, aber mit diesen kann und soll der Film nicht konkurrieren. Die Herren Lehrer wollen ihn dazu zwingen. Sie fallen dem Künstler in den Arm. Er soll mit seiner Kamera umgehen wie der Landmesser mit dem Theodoliten. Ein Beamter mit dem Mützenschirm im Nacken. Und sie fordern, daß den Kindern die Welt sanft und nicht zu häßlich gezeigt werde. In der Schulstube soll Ruhe und Ordnung sein, auch wenn draußen Gewalt, Armut und Widersinn herrschen. „Von den sonnigen Höhen grüßt ein Kirchlein munter zu uns herab." Dies und nur dies ist für den Unterricht erwünscht.

Heinrich Hauser, der hochbegabte junge Wort- und Bildkünstler, hat es gewagt, seinen Chicago-Film, der ausgezeichnet ist und also die eben skizzierten Forderungen in keiner Weise erfüllt, dem Günther-Ausschuß einzureichen. Hier der Erfolg:

> „Weltstadt in den Flegeljahren." — Unter diesem eigenartigen Titel will der stumme Bildstreifen einen Bericht über Chicago geben. Gezeigt wird der Mississippi, die Urbarmachung von Urwäldern, schwimmende Güterzüge, ein Schleppzug, Hochbahnen, Seeschiffe und eine Reihe andrer Bilder, die in keinem sinnvollen Zusammenhang zueinander stehen. Das wirre Durcheinander des Ganzen ist ein typisches Beispiel dafür, wie ein Lehrfilm nicht sein soll. Eine Anerkennung als Lehrfilm konnte überhaupt nicht erst in Erwägung gezogen werden. Der Ausschuß sah auch nicht die Möglichkeit, einen Weg für eine Verarbeitung des vorhandenen Bildmaterials zu einem den Anforderungen genügenden Bildstreifen aufzuzeigen.

Das Papier vibriert. Den Herren zittert die Lippe. Der Film wird nicht nur abgelehnt, nein, er ist eine Zumutung, ein Tiefschlag in die edelsten Weichteile der Pädagogik.

In Hausers Film steht die Stadt Chicago nicht als fernes Schaubild vor dem Publikum, sondern man ist mitten in der Stadt, rundherum ragen die Wolkenkratzer, Platzangst erregend, auf, die Autos jagen dicht vorbei, und durch das Fenster der Hochbahn blickt das Auge in immer neue Straßenabgründe. Amerika-Filme sind nichts Neues, aber kaum je ist es einem gelungen, das unmittelbare Gefühl für die spektakelnde Unruhe, das Alpdruckhafte einer solchen Stadt so kräftig wachzurufen. Dem Schulkind, besonders dem Kleinstadt- und Landkind, könnte durch diesen Film der Charakter der Großstadtzivilisation, auch der zukünftigen, begreiflich gemacht werden. Und Hauser zeigt als Kontrast gegen die weißstrahlenden Märchenfassaden die Abfallhaufen: zerbrochene Menschen, herumlungernde Arbeitslose, zerfallende Autoleichen. Er zeigt den Menschen als Teil der Maschine, er zeigt, wie riesige Maschinenteile am laufenden Band über einen leeren Hof schweben, ohne daß steuernde Hände zu erblicken wären, und fragt: „Wo ist der Mensch?" Und er zeigt die Menschen zu riesigen Haufen zusammengerottet, nicht nur zur Arbeit sondern auch zum Vergnügen, in den Strandbädern. Er zeigt spielende Kinder zwischen Schmutz und Verbrechen. Hausers Film ist nicht sanft, ist nicht verbindlich und nicht unverbindlich sondern unhöflich und ganz klar in der Stellungnahme. Keine Sammlung von Kuriositäten und repräsentativen Palastfronten wie der Film des Oberingenieurs

Dreyer, der selbst in den wenigen Bildern, die unversehens einen Funken echt amerikanischen Lebens aufzucken lassen, nicht versteht, das Feuer anzufachen. Weil Dreyer zwar gut sieht, aber oberflächlich denkt. Dieser Film hat den Lehrfilmschein erhalten. Der Hauserfilm nicht; denn er zeigt ein Stück Welt, und die Welt ist heute in einem Zustand, den die Pädagogen nicht gern lehrreich nennen.

Rudolf Arnheim

Ein Gesuch

Hochzuverehrender Herr
Regierungsrat!
Gnädigster Herr!

Die Zeit ist vorbei, wo ich mich zu den glücklichen Menschen zählte. Mein Unterhalt hängt völlig unglücklich, da ich als zweitältester Landwirtssohn zur Einstellung in die Schutzpolizei abgewiesen wurde. Da das Soldatenleben mein innigstes ist, würde ich gezwungen sein, mich der Fremdenlegion zu unterziehen.

Ich bin für den Polizeidienst bei der kommissarärztlichen Untersuchung tauglich befunden worden. Habe gute Erfolge im Boxen, Handball und Fußball. Ich bin Neffe des ..., sodaß ich echt Deutscher bin und kann wohl sagen, welches Unglück mich betroffen hat. Ich bitte ergebenst, meinen Antrag gätigst zu prüfen, um mich zu einem nützlichen Staatsdiener heranzubilden. Daher richtet der ganz gehorsamste die ergebene Bitte an Allergnädigsten Herrn Regierungsrat, mich der verfehlten Prüfung, noch zu prüfen gewähren, daß ich die zufriedenstelle, und damit mein sehnlichster Wunsch, Schupozist zu werden in Erfüllung geht.

Sollte mir diese Bitte nicht gewährt werden, so werde ich der unglücklichster aller Menschen sein.

Ganz gehorsamster
....

Bildung

Volkheit — das ist der Begriff und die Einheit jenes Körpers und jener Vielheit Nation, die nicht aus Urwählern besteht oder aus Zahlabendmitgliedern oder aus organisierten Eisendrehern, so wenig, wie nach Lagardes eindringlichem Bild ein Gemälde Raffaels etwa aus Leinewand und Farbe, sondern aus der organischen Verbundenheit all dieser und aller anderen, im einzelnen zu Volk und Volkheit sogar in Widerspruch stehenden Egoismen, die doch einander verwandt sind durch die Vereinigung einer ihnen allen „eigentümlichen natürlichen Kraft mit einer ihnen allen genehmen geschichtlichen Aufgabe"

Friedrich Hussong

Die vorsichtigen Auvergnaten

Ein junger französischer Deputierter der bisherigen Kammermehrheit fragte kurz vor der Neubildung des zweiten Ministeriums Laval einen ältern Kollegen, ob er glaube, daß die Zusammensetzung des neuen Kabinetts Laval dem alten gleichen werde. Der Befragte lächelte maliziös und erzählte die folgende Geschichte:

„Ein Auvergnate macht eine Reise auf der Eisenbahn. Im Abteil schließt er Bekanntschaft mit zwei andern Reisenden und schlägt ihnen eine Partie Skat vor. Als sein Vorschlag angenommen wird, zieht er aus seiner Tasche ein verfettetes und zerrissenes Spiel Karten.

‚Nehmen wir lieber meine Karten, sie sind noch ganz neu', schlägt einer der Mitspieler vor.

‚Nein, nein, mein Herr. Ich pflege mich nicht in Glücksspiele einzulassen', entgegnet entrüstet der Bürger der Auvergne."

Liebe Weltbühne!

Eines Vormittags nach der Probe steht Paul Morgan auf der Straße vor dem Theater; sieht, wie zwei Leute ins Theater hineingehen und wie kurz danach drei Leute wieder heraus kommen, und verkündet: „Wenn jetzt noch einer reingeht, dann ist das Haus leer!"

Wendung

Will dir im Leben nichts mehr gelingen,
als außer, dich selbst um die Ecke zu bringen,
So nimm für den günstigen Verlauf,
folgende Selbstmord-Methode in Kauf:

Du kannst sogar dem Gewissen wehren,
und bleichst von selber, in allen Ehren.

Klopf erstens bei Bäuchen an wegen Brot:
du stirbst als baldiges Skelett deinen Tod.

Oder sag als zerlumptes Luder
zu einem Nazi: ich bin dein Bruder.

Du spürst beim letzten Atemholen
den Tritt auf dein Herz
von schneidigen Sohlen.

Willst du leger und in Raten krepieren,
laß dich als arbeitslos intervenieren.

So verrecken aus dem Eff-Eff
Menschen wie Hunde und ohne Gekläff.

Ist dir aber das Mordsystem
auf die Dauer zu unbequem,

Dann muß dir das noch im Leben gelingen:
deine Mörder zu bezwingen!

Wehre dich doch und schlag doch zu!
Dafür lohnt noch das Leben! du!

Margarete Voss

Hinweise der Redaktion

Berlin

Diskussionsgemeinschaft politisch Andersdenkender. Dienstag 20.30. Nollendorf-Kasino, Kleiststr. 41: Wen wählen wir in Preußen? Es sprechen die Führer der bekanntesten politischen Jugendgruppen von den Nationalsozialisten bis zu den Kommunisten.

Klub der Geistesarbeiter in der I. A. H. Donnerstag 20.00. Graphischer Block, Enckestraße 4. (Schlaraffia-Säle): Die Technik des Filmmanuskripts. Es sprechen: Rudolf Arnheim, Slatan Dudow, Wolf Duncker, A. Kraszna-Krausz, Heinz Lüdecke, Heinrich Oberländer, Karl Tölle.

Bechsteinsaal. Donnerstag 20.00. Bernhard Günther (Cello) und Herbert Trantow (Klavier) spielen Beethoven, Reger, Debussy, Casella.

Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft. Freitag 20.00. Breitkopf-Saal, Steglitzer Straße 35: Freud als Kulturphilosoph, Siegfried Bernfeld.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (8.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Vom Strafvollzug und seinen Objekten, Victor Fraenkl.

Galerie Ferdinand Möller, Lützowufer 3. Ausstellung: W. Kadinsky.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 10: Die Verfassung der UdSSR im Vergleich zur Weimarer Verfassung.

Antimilitaristische Arbeitsgemeinschaft. Freitag 20.00. Hotel Heimstätte, Nagelsweg 10: Gibt es einen wirksamen Luftschutz? Herbert Busch.

Bücher

Wilhelm Swienty: Karl Liebknecht. Mopr-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 21.10: Der Mensch Nr. 17381, Hörspiel von Leo Lania. — Mittwoch. Langenberg 18.05. Die Geltung des Buches, Ernst Rowohlt. — Mühlacker 21.00: Alfred Mombert, Arthur Eloesser. — Donnerstag. Berlin 17.50: Hanns Erich Kaminski liest. — 18.50: Marat, Robespierre, Danton und Saint-Just als Redner und Agitatoren, Valeriu Marcu. — 21.15: Friedrich Hebbel, Alfred Mühr und Edlef Köppen. — Breslau 23.05: Zu neuen Zielen, Ein Lehrversuch von Bert Brecht. — Freitag. Breslau 18.00: Alfred Mombert 60 Jahre. — Hamburg 19.30: Alfred Mombert 60 Jahre. — Leipzig 21.10: Alfred Mombert 60 Jahre. — Sonnabend. Berlin 17.50: Oskar Loerke spricht über Alfred Mombert. — 19.30: Die Erzählung der Woche, Hans Gathmann

Antworten

Fackelreiter-Verlag, Berlin. Wir behandelten hier mehrmals die Beleidigungsklage, die ein ehemaliger Unteroffizier gegen einen Mitarbeiter des ‚Kommunalbeamten' und den verantwortlichen Redakteur des Blattes, Wilhelm Soldes, angestrengt hatte. Lüders hatte in seiner Kritik des bei Ihnen erschienenen Buches von Peter Riss „Stahlbad Anno 17" sehr scharfe Worte gegen den Durchschnittstyp des Unteroffiziers gebraucht, und ein Himmelstoß, der sich beleidigt fühlte, obwohl er gar nicht genannt war, stellte Strafantrag. Während die erste Instanz es tatsächlich fertig bekam, Lüders und Soldes zu einhundert Mark Geldstrafe zu verdonnern, kam es kurz vor der Verhandlung in der Berufungsinstanz zu einem Vergleich. Die Beklagten erklärten, was doch ganz selbstverständlich ist, daß sie nicht im geringsten daran gedacht hätten, den gesamten Unteroffiziersstand zu verletzen und am allerwenigsten den Herrn Privatkläger. Die Komödie ist damit zu Ende, und uns will scheinen, als seien es die unfreundlichen Kommentare der Presse gewesen, die den angeblich gekränkten Herrn Unteroffizier bewogen haben, sich nicht der Lächerlichkeit einer zweiten Verhandlung auszusetzen, sich vielmehr vorher mit den beiden Verklagten zu einigen.

Republikaner. Sie können nicht so...? Sie hätten Rücksichten zu nehmen...? Nehmen Sie. Aber erwarten Sie dann von keiner eisernen Front etwas. Der Kampf gegen den Fascismus fängt da an, wo er geschäftsschädigend wird. Da und nur da entscheidet es sich, wie ernst es Ihnen mit Ihrer Gesinnung ist. Alles andre ist nur Gesellschaftsspiel.

Schauspieler. In den letzten Wochen hat sich der Club der Bühnen- und Filmangehörigen in Berlin ein eignes Schauspielerheim geschaffen, das Ihren arbeitslosen Kollegen als Aufenthaltsort dienen soll. Viele bekannte Schauspieler und Schauspielerinnen und manche andern Persönlichkeiten haben sich der Sache zur Verfügung gestellt, und es wäre alles sehr schön und sehr gut, wenn nicht das Organ Ihres Verbandes ‚Der Neue Weg' wieder einmal hineinreden wollte. Wir wollen hier gewiß nicht den alten Streit aufwärmen, der auch bei uns im vorigen Jahr von beiden Seiten mit großer Heftigkeit ausgetragen wurde und zur Zeit die Gerichte beschäftigt. Aber was ‚Der Neue Weg' sich, ohne die Gründung des Heims allerdings zu erwähnen, gegen dieses leistet, hat nichts mit der Art zu tun, wie man sachliche Gegensätze zwischen Verbandsmitgliedern ausficht, von denen die einen die Macht haben und die andern die Verpflichtung in sich fühlen, für ihre arbeitslosen Kollegen etwas zu tun. Zuerst stellt das Organ fest, daß die Bühnengenossenschaft durch Freitische ungeheuer viel getan habe. So weit gut und anerkennenswert. Aber dann gehts los: das damals geschlossene Heim habe Unsummen verschlungen, die jetzt den Kollegen direkt zukämen, man brauche auch gar kein besonderes Heim, denn „die 21 Bezirksämter verfügen über genügend und jetzt im Winter gut geheizte Leseräume". Wer dies niederschrieb, hat anscheinend noch niemals in einem solchen gemeinschaftlichen Leseraum gesessen, sonst müßte er wissen, daß das Bedürfnis, mit gleich interessierten Berufsgenossen zu diskutieren, zu arbeiten, sehr berechtigt ist. Dies ist aber noch harmlos gegenüber der Tatsache, daß man verklausuliert dem neuen Heim nachsagt, in ihm seien politische Versammlungen und Glücksspiele erlaubt. Fürchtet Ihr Verband eine Konkurrenz, daß er zu solchen Verdächtigungen greifen muß? Findet er es auch besonders geschmackvoll, zu schreiben: „Das Eine steht fest, die jetzt für die Freitische zur Verfügung gestellten Gelder kommen restlos und direkt den Erwerbslosen zugute und nicht gewissen Leuten, die sich damit ihr eignes

Süppchen kochen möchten"? Wir sind so gutgläubig anzunehmen, daß es sich hier nur um eine schlechte Formulierung handelt. Das Blatt wollte doch nicht Frau de Neuf und den andern, die sich um das Heim bemühten und bemühen, den Vorwurf machen, sie bereicherten sich an den zur Verfügung gestellten Geldern? Nicht wahr? Ein bißchen mehr Ritterlichkeit im gewerkschaftlichen Kampf, Ihr Herren; überlaßt den politischen Parteien das Monopol, sich durch anrüchige Vorwürfe zu verunglimpfen.

Duisburger. Eure ,Rhein- und Ruhrzeitung' schreibt zur Neueinstudierung von „Don Carlos" im Stadttheater: „Dramaturgische Kürzungen und die Zusammenziehung auf das Wesentliche beschleunigten das Tempo. Nur war leider das ,Geben Sie Gedankenfreiheit' nirgends zu hören. Fiel es aus Versehen unter den Tisch, oder war das Absicht?" Wahrscheinlich fällt auch Schiller schon unter die Notverordnung.

Felix Langer. Sie schreiben: „In der vorletzten Nummer der ,Weltbühne' bringen Sie ein Gedicht ,Der Kümmerer' von Erich Kästner. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich ein Lustspiel ,Der Kümmerer' geschrieben habe. Das Stück wurde 1929 uraufgeführt. Ein Jahr zuvor erschien mein Aufsatz (betitelt ,Der Kümmerer'), der Wort und Begriff glossierte (und sozusagen literarisch machte) im ,8-Uhr-Abendblatt' und den ich nachher in vielen gleichbetitelten Aufsätzen andrer Autoren wiedererkannte. Die Bezeichnung ,Kümmerer' ist nicht meine Erfindung, sie ist in Wien üblich. Ich will auch gern annehmen, daß Erich Kästner mein Stück nicht kennt. Da aber sein Gedicht sich in den darin angeführten Beispielen von Kümmerern, sicherlich unbewußt, an die von mir ein wenig popularisierte Definition hält, wie sie in meinem damaligen Aufsatz und in meinem Stücke zu finden ist, möchte ich um eine Notiz in der ,Weltbühne' bitten, die mich vor dem kurzen Gedächtnis der Leser ein wenig schützt. Erich Kästners Gedichte haben ihn mit Recht zu einem Liebling, man kann sagen: Star (im besten Sinne) gemacht. Wenn morgen mein, indessen etwas zurückgerücktes, Stück wieder auftaucht, heißt es im Handumdrehen: Das hat er vom Kästner abgeschrieben. Deshalb also meine Bitte, diese Zeilen abzudrucken."

Görlitzer. Sie jammern über Ihre Provinzpresse, und die berliner Zeitungen gefielen Ihnen auch nicht? Abonnieren Sie die ,Neue Züricher Zeitung' — da bekommen Sie ein gutes und klares Bild, wie es draußen in der Welt aussieht. Vor allem werden Sie aus diesem Blatt einmal sehen, wie Deutschlands Position nun wirklich ist.

Raucher. Von den Nummern 46 und 52 des Jahrgangs 1929, in denen T. H. Tetens zum erstenmal die Geschäftsmethoden der deutschen Zigarettenindustrie aufgezeigt hat, sind noch einige Exemplare beim Verlag der ,Weltbühne' zu beziehen.

Eifriger Leser. Sie wollen die Broschüre „Das Geheimnis des 13. Juli" von Hans E. Priester lesen und kennen den Verlag nicht. Sie ist bei Georg Stilke in Berlin erschienen.

Kölner. Auch bei Ihnen hat sich eine Ortsgruppe der „Jungen Volksbühne" gebildet. Auskunft erteilt die Geschäftsstelle Köln, Krefelder Str. 52 II.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Die Krise wächst von Thomas Tarn

Wer im Frühjahr 1931 geglaubt hatte, daß das Tempo der Krisenverschärfung nachlassen, daß sich die Produktion auf einem gewissen Tief stabilisieren würde, ist durch die Ereignisse im letzten Halbjahr eines Bessern belehrt worden. Resigniert stellt die Reichskreditanstalt in ihrem Bericht an der Jahreswende 1931/32 fest:

Im ersten Halbjahr schien der Rückgang der Erzeugung in den Ländern, die ihm am frühesten und bisher am stärksten ausgesetzt waren, Ländern, die sich als besonders konjunkturempfindlich erwiesen, also in Deutschland, den übrigen mitteleuropäischen Ländern und den Vereinigten Staaten von Amerika, sich zu verlangsamen oder aufzuhören. Saisonmäßige Erholungen vermochten sich stärker als bisher durchzusetzen. Die Kapitalabziehungen aus Deutschland und den meisten übrigen mitteleuropäischen Ländern jedoch, die im zweiten Quartal einsetzten, haben einen neuen, jähen Abfall der Beschäftigung zur Folge gehabt. Dieser erneute Konjunkturrückgang beginnt mit den Schwierigkeiten, die der Ingangsetzung des Hooverplanes bereitet wurden, dem daraus entspringenden Run der ausländischen Gläubiger auf Deutschland und andre kurzfristig verschuldeten Ländern, der darauffolgenden vorübergehenden Schließung der Banken und der Beschränkung der Auslandszahlungen in einer großen Reihe von Ländern... Im letzten Vierteljahr hat sich die Abwärtsbewegung zunächst wieder verlangsamt, um zum Jahresschlusse zu einer — zum Teil saisonmäßig bedingten — Produktionseinschränkung Platz zu machen.

Der scharfe Rückgang der Produktion blieb nicht etwa auf den deutschen Kapitalismus beschränkt; im Gegenteil, international hat die Produktion grade der entscheidenden Schlüsselindustrien ihren Umfang weiter einschränken müssen. Besonders deutlich zeigt sich das in der Schwerindustrie. Wenn man die Eisenerzeugung 1913 mit 100 aussetzt, so betrug sie im Jahre 1929, also vor der Weltwirtschaftskrise, fast 130. Im Jahre 1930 noch 91,7, im ersten Vierteljahr 1931 noch 72,1, um bis November auf 50,1 zurückzugehen. Jetzt macht sie nicht mehr die Hälfte der Vorkriegsproduktion aus. Gegenüber 1929 ist in Deutschland die Roheisenproduktion auf ein reichliches Drittel heruntergegangen; in den Vereinigten Staaten beträgt sie nicht einmal mehr ein Drittel, und dieser riesenhafte Rückgang ist ja nur symptomatisch für die katastrophale Lage, in der sich die Schwerindustrie der ganzen Welt befindet. Damit geht die außerordentlich ansteigende Kurve der Arbeitslosigkeit parallel. Die deutschen Ziffern sind bekannt genug. Wesentlich ist aber, daß auch die Länder, die sich bisher einen gewissen Oasencharakter erhalten hatten, wie zum Beispiel Frankreich, immer stärker in die Krise einbezogen werden. Auch in Frankreich nimmt die Arbeitslosigkeit ständig zu. Dreiviertel Millionen Vollarbeitslose, zweieinhalb Millionen Kurzarbeiter, das zeigt, wie stark auch dort bereits der Rückgang der Produktion ist, denn wir müssen bei der Berücksichtigung der absoluten Zahlen bedenken, daß Frankreich mehr als anderthalb Millionen fremde Arbeiter aufgenommen hat,

die es nunmehr abzuschieben sucht, daß aber auch sein Charakter als Kleinbürger-, Kleinbauer-, Kleinstädter-Land nicht solche Arbeitslosigkeit aufkommen läßt wie in den großen Industrieländern.

Die Arbeitslosenzahlen in den Vereinigten Staaten werden noch immer nicht publiziert, die amtlichen Stellen wissen warum. Denn eine exakte Statistik würde die ganze Welt in Aufruhr bringen. Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man die amerikanische Arbeitslosigkeit zur Zeit mit 10 bis 11 Millionen einschätzt. Wenn man nämlich die Zahl der Beschäftigten von 1929 mit 100 ansetzt, so ist der Rückgang des Beschäftigungsgrades ungefähr ebenso groß wie in Deutschland, wie auch der gesamte Rückgang der Produktion ungefähr dem der deutschen entspricht. Wir haben in Deutschland zur Zeit fast sechs Millionen Arbeitslose. Die Vereinigten Staaten, deren Bevölkerung fast doppelt so groß wie die deutsche ist, werden daher eine Arbeitslosigkeit haben, die ungefähr die doppelte der deutschen beträgt. Besonders bemerkenswert ist, daß grade in Deutschland, wo die Preissenkungsaktionen mit solchem Tamtam in Szene gesetzt werden, die Preise weit weniger gesunken sind als in den andern hochkapitalistischen Ländern, obwohl man dort keine Notverordnungen, keinen Preiskommissar hat. Die Reichskreditanstalt bringt dafür sehr instruktives Material. Wenn man die Preise für 1913 mit 100 aussetzt, so betrugen sie

	1929	1930	1931		
			Sept.	Okt.	Nov.
in Deutschland	137,2	124,6	108,6	107,1	106,8
in England	136,5	119,5	84,0	83,6	81,9
in den Vereinigten Staaten	138,3	123,8	99,0	98,0	

Sowohl in England wie auch in den Vereinigten Staaten ist also die Preissenkung weit stärker als in Deutschland; und die Gründe liegen auf der Hand. Mit ihrer agrarischen Schutzzollpolitik hat die Brüningregierung grade die Preise jener Produkte stark verteuert, die für den Haushalt der breiten Massen schlechthin entscheidend sind.

Mit dem Rückgang der gesamten Weltproduktion ist ein Rückgang im gesamten Weltaußenhandel verbunden. Sein Umfang ist nicht nur wegen des Rückgangs der Preise sondern auch wegen des Rückgangs der Warenmengen stark eingeschrumpft. Der Weltaußenhandel steht bereits unter dem Niveau der letzten Vorkriegsjahre. Aber trotzdem ist ein sehr bemerkenswerter Umschlag eingetreten, dessen Wichtigkeit grade für die weitere Entwicklung in Deutschland schwer überschätzt werden kann. Der Rückgang in der ganzen Produktion ist weit größer als der im Außenhandel, und daher haben wir ganz international festzustellen, daß der Anteil des Außenhandels an der Produktion bedeutend gestiegen ist. Diese Steigerung des Anteils gilt in besonders starkem Maße für Deutschland. Denn die deutsche Ausfuhr hat sich in der Krise weit besser gehalten als die Ausfuhr der übrigen Länder. Ging der Erlös für die deutsche Ausfuhr 1931 gegenüber 1929 um 28,8 Prozent zurück, so der der englischen um 46,8 Prozent und der der amerikanischen um 53,5 Prozent. Der deutsche

Außenhandel hat daher in der Krise nicht nur den englischen überflügelt sondern in letzter Zeit auch den amerikanischen. In der Konjunktur betrug der Anteil des deutschen Außenhandels an der Produktion etwa 25 Prozent, in der Krise ist er erheblich größer geworden. In manchen Industriezweigen beträgt er bereits 50 Prozent, in manchen liegt er noch darüber. So heißt es zum Beispiel über die Maschinenindustrie im Bericht der Reichskreditanstalt:

Die Maschinenindustrie unterlag einer ähnlichen Entwicklung wie die Eisenindustrie: Kein weiterer Rückgang mehr in der ersten Jahreshälfte, neues starkes Absinken seit der Jahresmitte. Der Auftragseingang aus dem Inlande betrug im November, dem letzten Monat, für den Ziffern bekannt sind, ein Viertel des durchschnittlichen Auftragseinganges aus dem Inlande während der Jahre 1927 bis 1929. ... Auf die Ausfuhr entfallen jetzt zwei Drittel des gesamten Absatzes.

Diese große Steigerung ist darum so bemerkenswert, weil sie die völlige Scharlatanerie aller der Pläne aufdeckt, die die Überwindung aus der heutigen Not von einer stärkern Autarkie erwarten und dies grade an dem Zeitpunkt, wo bei einer Stagnation der Ausfuhr ganze Industriezweige völlig stillgelegt werden müßten.

Im ganzen Jahre 1931 hat sich die Produktionskrise weiter vertieft, und daraus ist sie immer mehr eine Krise der Banken, der Finanzen, der Währung geworden. Auf die Länder, die sich vom Goldstandard gelöst haben, fällt mehr als die Hälfte des Welthandels. Und die Antwort der kapitalistischen Staaten auf die weitere Zuspitzung ist nicht etwa der Versuch zu gemeinsamen solidarischen Aktionen, sondern die stärkere gegenseitige Abschnürung, der zunehmende Handelskrieg. Je geringer die Ventile zur Krisenüberwindung wirken, desto erbitterter geht der Kampf um jede einzelne Chance. Die Reichskreditanstalt — die wir hier zitieren, weil sie die Tatsache richtig darstellt, ohne natürlich eine Erklärung geben zu dürfen — bemerkt hierzu:

Die Schwierigkeiten jedoch, die seiner Ingangsetzung (der des Hooverplans) bereitet wurden, ließen die Hoffnungen auf die Zusammenarbeit in fast allen Ländern schwinden, weckten die Furcht, daß es vorläufig weniger als je möglich sein werde, die politischen und sozialen Spannungen zu lösen. Sie wurden der Ausgangspunkt einer neuen Politik des ‚Rette sich, wer kann', die rücksichtsloser und hemmungsloser war als zuvor, einer Politik, die keine andre Folge haben konnte, als es dem Schuldner erst recht unmöglich zu machen, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Vorübergehende Schließung der Banken in mehreren Ländern, überall Zusammenbruch und Stützung einer großen Anzahl von Geldinstituten, Kontrolle des Devisenverkehrs, Börsenschließungen, Stillhaltungsabmachungen, Zollerhöhungen, Einfuhrsperren, Kündigung von Handelsverträgen, Drohungen mit Beschlagnahme von Privatvermögen und Drohungen mit Gegenmaßnahmen, Währungsentwertungen in vielen Ländern folgten einander. Alle diese Maßnahmen konnten zunächst nur die Wirkung haben, die Erregung und die Gegensätze zu steigern und die Ausnutzung der Produktionseinrichtungen und den Warenaustausch zu erschweren.

Seit diesem Bericht ist der Handelskrieg nicht abgeflaut. Die internationale Finanzkrise nimmt zu. Im Baseler Aus-

schuß wurde erklärt: wenn hier nicht bald eine Änderung eintrete, stehen Katastrophen bevor. Mit dieser Perspektive gingen wir in das Jahr 1932. Es ist nicht damit zu rechnen, daß die internationale Produktionskrise gebremst werden könnte. Darüber sind sich, über die Kreise der Sozialisten hinaus, die vorgeschrittensten Vertreter der bürgerlichen Wissenschaft einig. Bei seinem Vortrag im hamburger Überseeklub sagte Keynes:

Die dringendsten Probleme, um deren Lösung sich die Welt heute müht, unterscheiden sich wesentlich von denen des Vorjahres.

Damals handelte es sich um die Frage, die akute Stockung, in die wir hineingeraten waren, zu überwinden und die Produktion und den Beschäftigungsgrad wieder auf einen Normalstand zu bringen.

Heute aber besteht die Hauptaufgabe darin, eine tiefgreifende und umfassende finanzielle Krisis zu vermeiden. Es besteht jetzt keine Möglichkeit mehr, in kurzer Zeit ein normales Produktionsniveau zu erreichen; unsre Bemühungen sind auf die Erreichung eines minder hohen Ziels gerichtet. Sind wir in der Lage, einen fast vollständigen Zusammenbruch der finanziellen Struktur des modernen Kapitalismus zu verhindern? Man fängt an, nachdenklich und zweifelhaft zu werden, wenn man sieht, daß wir keine finanziellen Führer mehr haben, und daß an den verantwortlichen Stellen ein tiefes Verkennen der Ursachen und Heilmittel besteht. Auf jeden Fall wird kaum jemand bestreiten, daß das Vermeiden des finanziellen Zusammenbruches und nicht die Ankurbelung industrieller Tätigkeit heute die Hauptsache ist. Der Wiederaufbau der Industrie ist an die zweite Stelle gerückt.

An diesen Ausführungen von Keynes ist das letzte entscheidend, daß er den Wiederaufbau der Industrie im Jahre 1932 für unmöglich hält. Wenn aber der Umfang der Produktion weiter abnehmen wird, dann wird auch die Finanzkrise weiter zunehmen, und das Jahr 1932 wird nicht unter der Perspektive der Liquidierung stehen, sondern unter der Perspektive des Handelskrieges und darüber hinaus der imperialistischen Spannungen. Der Raubzug der Japaner in die Mandschurei ist nur ein Symptom. Imperialistische Kriegsgefahr droht. Eine nationalistische Welle geht durch die ganze Welt, die Ideologien vom 4. August 1914 finden immer stärkere Verbreitung.

Aber der Unterschied gegenüber 1914 ist ein ganz gewaltiger. Die Arbeiterklasse streift immer mehr die reformistischen Illusionen ab. Die Kräfte, die gegen den imperialistischen Krieg, den Fascismus und die Konterrevolution die Linke organisieren, sind im Wachsen. Sie gilt es zu stärken.

Der Präsident von Kurt Hiller

> Nimmer sich beugen,
> Kräftig sich zeigen,
> Rufet die Arme
> Der Götter herbei.

Takt und eine Notverordnung verbieten, des breitern darzulegen, warum der Generalfeldmarschall, welcher „die deutschen Waffen siegreich in ferne Länder trug" (mit den Worten des Sahm-Ausschusses: einen Tag vor Eröffnung der Ab-

rüstungskonferenz), unsereinem nicht geeignet scheint, die Nation zu führen. Was vor sieben Jahren galt, gilt weiter; interessierte Leser mögens in Heft XXI/19 der ‚Weltbühne' nachlesen. Sie werden, bei der Gelegenheit, feststellen können, daß alle Prophezeiungen, die ich damals wagte, die bösen wie die guten, exakt eingetroffen sind (daß ich nur in einem Punkte blamiert bin: seliges Vertrauen zu Joseph Wirth); und sie werden im Zuge jener Betrachtungen auch den Satz finden:

> Was heute vor sich geht, das setzt nicht Wilhelm dem Zweiten noch Wilhelm dem Dritten, aber Allem die Krone auf, was an „republikanischer" Schlappschwänzigkeit seit 1918 geleistet wurde.

Dieser Satz, glaube ich, trifft die gegenwärtige Situation erst recht. Während die Republikaner von 1925 dem Marschall immerhin einen untauglichen Kandidaten entgegenstellten (das Männchen W. Marx), stellen ihm die von 1932 überhaupt keinen entgegen — eine wahre Orgie der Selbstentmannung! Die Unterlassung geschieht aus Furcht, durch eine Gegenkandidatur dem Ultrarechten zum Siege zu verhelfen, dem Erkorenen der Hitlerpartei, womöglich Adolf selber. Ganz ähnlich wie vor sieben Jahren — wo man, vor dem zweiten Wahlgang, Otto Braun zurückzog, aus Furcht, durch dessen Kandidierung gegen W. Marx dem Marschall zum Sieg zu verhelfen. Er siegte dennoch! Damals die Angst vor dem großen Schnurrbart, diesmal vor dem kleinen. Die Mittelchen helfen nicht. Feiger Gedanken bängliches Schwanken, weibisches Zagen, ängstliches Klagen wendet kein Elend, macht dich nicht frei.

Daß man mit Rücksicht auf das Ausland am Marschall des Weltkriegs festhalten müsse (sonst hielten die Gläubiger nicht stille), ist ein Argument, dem man schmeichelt, nennt man es lendenlahm. Es ist lendenlos; Widerlegung erübrigt sich. Gewiß, der amtierende Reichspräsident stellt den Inbegriff der Solidität dar; unzweifelhaft, Herr v. Hindenburg ist, was man von seinen Ruhmrednern nicht durchweg behaupten kann: ein Charakter; aber Charakter genügt nicht.

Charakter würde genügen, wenn die deutsche Verfassung dem Präsidenten der Republik so geringe Rechte gäbe wie die französische Verfassung; oder wie die parlamentarischen Monarchien Großbritanniens, Hollands, Belgiens, Skandinaviens ihren Monarchen; oder wie Mussolini dem Re; tatsächlich kommt die Macht des deutschen Reichspräsidenten beinahe der des Präsidenten der Vereinigten Staaten gleich, welcher, kraft der amerikanischen Konstitution, nicht viel weniger vermag als ein orientalischer Despot alten Stils. Die deutsche Reichsverfassung, bekanntlich, enthält einen Knopf, auf den der Präsident drücken darf — und sie ist außer Kraft gesetzt; dieser Knopf heißt Artikel 48. Eine, sozusagen, technisch amüsantere Demokratie war noch nicht da; wo in aller Welt und Zeit trifft man noch eine mit derart tadellos funktionierender Selbstaufhebevorrichtung? Aber eben diese Vorrichtung macht den Reichspräsidenten zu einem Machtfaktor ersten Ranges. Er besorgt viel mehr als bloß Repräsentation, er ist keine „dekorative Angelegenheit", er ist nicht, wie der König von Eng-

land, nur die Achse, um die das Gewölbe des staatlichen Lebens sich dreht; er ist bewegender Bestandteil dieses staatlichen Lebens, einer seiner stärksten Motoren, er ist ein politisches Ens realissimum. Aus diesem Grunde bleibt zu sagen: Charakter genügt hier nicht.

Eberts und Hindenburgs Einfluß auf die deutsche Geschichte der letzten dreizehn Jahre lächelnd zu bagatellisieren, ist das Geschäft überlegen tuender Trottel.

Das Geschäft überlegen tuender Trottel, links, ist es auch, den Arbeitern einzureden, sie seien an Präsidentenwahlen uninteressiert; Energien daran zu wenden, sei „parlamentarischer Kretinismus". Gewiß, Stimmzettel in eine Urne werfen, hilft dem Proleten nicht vorwärts, bringt nicht die Revolution. Sehr wahr! Indes der wirkliche Kretinismus besteht in dem Verkennen der Tatsache, daß zwar ein guter Präsident den Sozialismus nicht einführen, aber ein schlechter die Propaganda für den Sozialismus höchst merkbar hemmen kann, zum Beispiel durch zweckdienliche Notverordnungen. Der wirkliche Kretinismus besteht in der Gesperrtheit für die Einsicht, wie kräftig ein zuinnerst dem Großgrundbesitz verbundener Präsident die elementaren, die vitalen Interessen des Arbeiters und des Arbeitslosen zu schädigen vermag. Der wirkliche Kretinismus besteht in dem Mangel einer Phantasie, die sich klarmachen würde, daß, etwa um 1937, ein neunzigjähriges Reichsoberhaupt, und mag es noch so rüstig sein, Spielball in den Händen seiner Kamarilla wäre, welche dann am Ende den Krieg, sei es den gegen Frankreich-Polen, sei es den gegen die Sowjets, für opportun hält. Auch Kaiser Franz Joseph war ein Charakter.

Es gibt keine politische Perspektive, unter der die Menschen der arbeitenden Klassen in Deutschland nicht das allerstärkste Interesse an der bevorstehenden Präsidentenwahl hätten.

Ist dies klar, dann ist auch klar, daß die Linke die Pflicht gegen sich selbst hat, Einsicht zu üben und, ihrer Zerspaltenheit zum Trotz, hinreichende Disziplin aufzubringen, um, anders als 1925, zur Präsentierung eines gemeinsamen Kandidaten zu gelangen.

Stehen die Fraktionen des sozialistisch gewillten Proletariats sich auch diesmal wieder feindlich gegenüber, so unterliegt keinem Zweifel, daß entweder der konservative oder der knallreaktionäre, der Kandidat der braunen Schlagetote, siegt. Je unwahrscheinlicher es bleibt, daß Hitler und der Brüningblock sich auf einen Kandidaten einigen werden, desto größer die Chancen eines gemeinsamen Kandidaten der Linken. Die Stimmenzahlen der letzten Reichstagswahl zugrunde gelegt: 21 bis 22 Millionen Stimmen der Rechten und der Mitte würden sich auf zwei Kandidaten verteilen, während 13 bis 14 Millionen Stimmen von Linksrepublikanern, von Sozialisten und von Kommunisten aller Richtungen einheitlich abgegeben würden. Bei dieser Verteilung der Kräfte lohnt sich wahrhaftig ein Kampf — zu schweigen von dem ungeheuren moralischen Erfolg, von der grandiosen Aufrichtung aller proletarischen Herzen, die solch eine zum ersten Mal gelungene

einheitliche Kampagne bedeuten würde. Welch Beispiel! Welch legendärer Anfang! Die Impotenz einer bis ans Idiotische verkalkten Bonzenbureaukratie wäre der Arbeiterbewegung mit einem Schnitt fortoperiert.

Können denn nun die Gruppen der Linken, also vor allem Sozialdemokraten und Kommunisten, sich auf einen Kandidaten einigen? Ich weiß: sie wollen nicht, das heißt: die Bonzeien, die Bureaus wollen nicht; sie wollen nicht, obwohl objektiv ein gemeinsames Interesse, zumindest ein gemeinsames Abwehrinteresse, vorliegt. Wenn sie wollten, könnten sie.

Natürlich ist keinem Sozialdemokraten ein abgestempelter Kommunist zuzumuten, natürlich keinem Kommunisten ein abgestempelter Sozialdemokrat. Gibt es unabgestempelte Mitglieder dieser Parteien, die obendrein Qualität haben oder wenigstens Ansehen genießen? Ich weiß es nicht und glaub es nicht. Gibt es in den kleinen Zwischengruppen Hervorragende, die den Andern zumutbar, Zumutbare, die prominent genug sind? In der SAP gäbe es Ledebour; der Name klingt immer noch. Es fragt sich nur, ob der Zweiundachtzigjährige den Strapazen gewachsen wäre; und es fragt sich noch mehr. Die übrigen Köpfe dieser neuen Partei, auch die der Kommunistischen Opposition, werden auf beiden Seiten zu sehr als Typen zwischen den Stühlen empfunden, sind bei Sozialdemokraten und Kommunisten gleichermaßen zu unbeliebt, als daß sie ernsthaft in Frage kämen. Einem Manne wie Willi Eichler, dem Führer des ISK, würde ich mit Freuden meine Stimme geben; denn dieser Sozialist kämpft auf granitnem geistigen Grunde klar, rein und kraftvoll für die Sache des Proletariats; für die Sache der Kultur; nur ist, leider, sein Name einstweilen noch nicht Gemeingut; alle Voraussetzungen wären hier erfüllt — außer den psychologischen. An Persönlichkeiten wie Albert Einstein, Ernst Toller oder den stärksten Wirtschaftsdenker des zeitgenössischen deutschen Sozialismus: Alfons Goldschmidt, sämtlich Linke zwischen den Lagern, darf der Gedanke sich nicht mal heranträumen... von wegen der Rasse. Ein repräsentativer, in die Parteikämpfe nicht allzu verstrickter Gewerkschafter, wie die Internationale ihn in dem Holländer Edo Fimmen besitzt, fehlt in Deutschland.

Aber Deutschland hat Heinrich Mann.

Ich weiß, was ich sage, wenn ich diesen Namen nenne; und daß bei unsern Abderiten ein Gelächter ausbricht, wenn jemand wagt, für ein hohes nationales Amt einen Großherrn des Geistes vorzuschlagen. Sie unterscheiden nicht zwischen Dichtern in Wolken und jenen schaffenden Geistern, die von Anfang an unter die Pflicht getreten sind, dem Gesamtbestand des sozialen Seins und der Forderung, die ihm entsprüht, in ihrem Werke Gestalt zu geben. Heinrich Mann weiß vom Wesen der Politik und von der Aufgabe eines republikanischen Staatsmanns und sogar von den ökonomischen Hintergründen und vom Sozialismus mehr, als jeder verstockte, in Quisquilien verhockte und verbockte Parteisekretär. Heinrich Mann hat den Überblick, den großen Aspekt der Dinge; er hat ein Herz, und das wohnt im Hirn. Nicht die formensichere Ausübung

seiner Chefschaft in der Dichterakademie — aber daß er schon 1910 den „abtrünnigen Literaten" vorhielt: „Sie haben ... ihre schöne Leidenschaft nie in die Kämpfe dort unten eingemischt" und: „Ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist. Denn der Geist ist nichts Erhaltendes", das beweist seine Eignung. Er würde einem „Volk von Herren" präsidieren (sein Wort!), nicht von Untertanen.

Es kommt hier auf alles andre eher an als darauf, ob die publizierten Meinungen Dessen, der, aus Enthusiasmus für den geschichtlichen Strom zwischen Voltaire und Zola, den Geist zur Tat rief und der ‚Die Diktatur der Vernunft' verkündete, dem Einen von uns zu demokratisch, dem Andern zu diktaturistisch sind; worauf es ankommt, ist: daß hier eine große geistige Persönlichkeit von ausgesprochen politischem Naturell, klar-links, dennoch über den Parteien, das Vertrauen der proletarischen Massen verdient, in deren Breite sein Werk schon zu dringen begonnen hat.

Man frage einen Bürger der Tschechoslowakei, ob ihm das Faktum Grund zum Lachen gebe, daß ein Professor der Philosophie an der Spitze seines Staates steht. Und in Deutschland soll ein Schriftsteller als Oberhaupt unmöglich sein? Ein Schriftsteller in Deutschland prinzipiell weniger tauglich zum Führer als ein Sattler, als ein General?

Für Ernst Thälmann wird jene Minderheit stimmen, die dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei gehorsam folgt; selbst durch die Wüsteneien der Dummheit. Gewonnen ist damit nichts; Schwarzweißrot geht als Sieger durchs Ziel. Für Heinrich Mann, falls sich die Parteibureaus einigen, würde die Gesamtlinke stimmen, alle Fraktionen des Marxismus samt der radikal-freiheitlichen Schicht des Bürgertums. Selbst die Niederlage wäre hier fast ein Sieg; aber der Sieg wäre so gut wie verbürgt. Und er würde wahrhaftig in Paris einen guten Eindruck machen und keinen schlechten in Moskau. Zum ersten Male in Deutschland ein Repräsentant des „andern" Deutschlands an der Spitze, ein Exponent der schöpferischen deutschen übernationalen Kultur, im Goethe-Jahr ein Goethe-Deutscher (und nicht mal ein bloß kontemplativer!); die Wirkungen würden bis in den Geldmarkt, bis in den Arbeitsmarkt spürbar sein.

Phantasiere ich? Zweifel an der Vernunft der Andern kann mich nicht hindern, meine zu betätigen. Ich schäme mich nicht, auszusprechen, was not tut und sich bei gutem Willen verwirklichen ließe, wenn ich auch weiß, daß die Philister nicht danach handeln werden. Ich kenne meine roten und rosaroten Pappenheimer; was hier vorgeschlagen wird, bekommt ein Etikett: „bürgerliche Ideologie" oder „Literatenhochmut" oder „Verstiegenheit eines politischen Ästheten"; die Sache verstößt nämlich gegen ihren Komment, und der ist bewährt. Er führte sie bekanntlich von Erfolg zu Erfolg ... für die arbeitenden Klassen; und nun soll das Gebirge ihrer Erfolge sich aufgipfeln: sie werden, ob direkt ob mittelbar, lieber dem Gendarmeriekommissar von Hildburghausen den Sieg bescheren als Heinrich Mann.

Rüstungs-Hausse von Alfred Kolmar

Stahl-, Sprengstoff- und Metallanteile waren an den großen internationalen Effektenbörsen in den letzten Tagen recht stark gefragt. Die Bewegung nahm ihren Anfang in New York und griff dann auch auf London und Paris über. Etwa seit dem 28. Januar, also seit dem ersten Bombardement von Schanghai durch die Japaner, stellten sämtliche Berichte über den Verlauf der dortigen Börsen ein vorwiegendes Interesse des Publikums für Rüstungswerte fest.

Die Börsen haben also auch diesmal wieder sehr prompt reagiert. Sie wittern neue Kriegskonjunkturen, wobei es ihnen wie immer völlig egal ist, wer mit wem Krieg führt oder Krieg führen soll; die Hauptsache ist, daß nur möglichst viel industrielle Erzeugnisse in die Luft gepulvert werden, um endlich einmal wieder den Absatz kräftig zu beleben. Was man an den Börsen so unter „Belebung" versteht.

Nun haben ja die Weltbörsen seit Jahren alle politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen mit unfehlbarer Sicherheit falsch eingeschätzt. In der gegenwärtigen Rüstungshausse kann man daher vielleicht eine gewisse Garantie für eine baldige Beilegung des japanisch-chinesischen Konfliktes erblicken. Aber auch dann, wenn diese nicht gelingen sollte, tippen die Börsen hier offenbar doch wieder falsch, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil glücklicherweise weder China noch Japan Geld genug haben, um sich einen „Materialkrieg" nach berühmten europäischen Mustern leisten zu können. Es sieht jedenfalls zur Zeit noch nicht so aus, als ob China mit einer Kriegsanleihe in Amerika, oder Japan mit einer solchen in Europa Glück haben sollten. Nicht etwa, als ob die Industrien dieser beiden freundlichen Erdteile den gelben Gegnern aus irgendwelchen pazifistischen Grundsätzen heraus kein Material auf Kredit verkaufen würden. Gott behüte! Soweit pazifistisch degeneriert sind wir in Europa und Amerika doch noch nicht. Aber mit dem cash ist es so eine Sache, und faule Kriegsaußenstände hat man ja wahrlich genug. So wirkt hier im Augenblick die Angst ums Geld in einem Sinne, der auch andern Leuten, die keine Angst ums Geld zu haben pflegen, weil sie keins besitzen, durchaus recht sein kann.

Die liebenswürdigen Herren also, die die Bombenabwürfe auf Schanghai sofort zu ihrem persönlichen Vorteil in eine kleine Rüstungshausse umzudeuten gewußt haben, liegen — um einen Ausdruck aus ihrem nicht minder liebenswürdigen Jargon zu verwenden — in Bezug auf das ostasiatische Geschäft zunächst noch schief. Das ist um so mehr der Fall, als ja China leider überhaupt nur einen sehr geringfügigen Bestand an Artillerie und Bombenflugzeugen besitzt und es den Japanern daher ziemlich schwer machen wird, ausreichende Gelegenheit zum Einsatz imponierender, das heißt im Sinne der Börse imponierender, „Absatz-Belebungsmittel" zu finden. Mit Infanterie-Gewehrfeuer ist aber ein großes Geschäft nicht zu machen. Aus sechshundert Kilo Kupfer und vierhundert Kilo Zink kann man ungefähr siebzigtausend Messing-Patronen-

hülsen für Infanteriegeschosse herstellen. Tausend Tonnen Messing also ergeben Hülsen für siebzig Millionen Schuß. Die Japaner haben gegenwärtig in China etwa fünfunddreißigtausend Mann regulärer Infanterie. Wenn jeder hiervon zweitausend Schuß verfeuert, so werden hierfür nur tausend Tonnen Messing als Hülsenmaterial „verwertet". Das Zeug kann man aber auch noch sammeln und wieder umschmelzen. Ist das ein Geschäft?

Nein, das ist kein Geschäft und jedenfalls keine „große Sache". Oder glaubt man an den Börsen etwa, der Konflikt im Fernen Osten werde sich nicht lokalisieren lassen, und ist man deshalb so „haussig" gestimmt? Vielleicht gibt es so einen kleinen, frischen, fröhlichen Konflikt noch wo anders, einen, der sich wirklich lohnt. Diese Hoffnung kann man den Börsen ruhig gönnen. Denn wenn sie sich verwirklicht, so müßte eine Belebung des Munitionsabsatzes davon ausgehen, die die Börsen endgültig töten würde.

Mussolini und der Tod von Angelica Balabanoff

Als ich vor einigen Jahren Gelegenheit hatte, Rabindranath Tagore nach seinem Aufenthalt in Italien über den Fascismus und diejenigen, die ihn verkörpern, aufzuklären, bemerkte er, daß das, was ich ihm erzählte, ihm zwar neu sei, weil er als Gast der italienischen Regierung keinen Einblick in die Verhältnisse des Landes gehabt habe, den Eindruck, den Mussolini auf ihn gemacht hatte, das Komödienhafte, das dabei zum Vorschein gekommen war, aber vollends erkläre und bestätige.

Er betrachtete es als seine Pflicht, seine Eindrücke auch öffentlich zur Sprache zu bringen, und zwar unter anderm deswegen, weil ich ihm gesagt hatte, das italienische Volk empfände es als eine Schmach, daß nach den Behauptungen der italienischen Presse der Menschenfreund, Philosoph und Dichter Tagore von dem, was er im fascistischen Italien gesehen habe, begeistert sei. Das, was Tagore unmittelbar nach dieser Unterredung über den Fascismus veröffentlichte, gehört wohl zu dem Packendsten und Mutigsten, was je von nichtsozialistischer Seite über ein allmächtiges Regime gesagt wurde, und enthält so viel Treffendes und Vernichtendes, daß es wohl mit der Zeit, das heißt, wenn der Fascismus durch die Macht, die er heute auszustrahlen scheint, die Menschen nicht mehr blendet, als das maßgebende Urteil über den Fascismus und seinen Anführer gelten wird. Einem großen Dichter, wie es Tagore ist, ist es gestattet — besonders, wenn seinen Worten Intuitives und Exotisches anhaftet — Gedanken auszudrücken, die, von einem gewöhnlichen Sterblichen ausgedrückt, als naiv und „demagogisch" verschrien wären. Wenn es auch wahr wäre, daß der Fascismus dem Volke diejenigen materiellen Vorteile schafft, von denen dazumal noch die Rede war, so würde auch das noch nicht genügen, die moralischen Qualen des Volkes, die Vernichtung der Freiheit zu rechtfertigen. Die langen Ausführungen Tagores gipfelten in einem Satze, der ebenso

als geniale Diagnose wie als Prophezeiung und Mahnung eines Hellsehers gelten kann. Rabindranath Tagore sagte nämlich, im Hinblick auf das italienische Regime: noch schlimmer als von einem Tyrannen unterdrückt zu werden, sei es für ein Volk, ein Individuum verherrlichen zu müssen, von dem es sich mit der Zeit herausstellen muß, daß nur die Gunst des Zufalls und das Zusammentreffen von Umständen, die weit davon entfernt sind, positiven Wert zu haben, ihm den Schein der Größe verleihen. Nur diejenigen, die den Fascismus kennen und die Regie, auf die es vor allem bei dem Regisseur und Komödianten Benito Mussolini ankommt, können davon Zeugnis ablegen, wie treffend das Urteil und die Prophezeiung Tagores sind.

Liest man zum Beispiel das, was beim Tode von Mussolinis Bruder in den italienischen und teils auch nichtitalienischen Zeitungen gesagt und beschrieben wurde, so wird es einem tatsächlich bange, nicht nur um das italienische Volk sondern um die ganze Menschheit.

* * *

Es gibt keine Eigenschaft intellektueller oder moralischer Art, die heute dem Bruder Mussolinis nicht zugeschrieben würde. Lauter Eigenschaften, Tugenden und Fähigkeiten, von denen man sogar nach dem Aufstieg des Bruders nicht viel verspürte. Auch im fascistischen Italien war es allgemein bekannt, daß der Ministerpräsident seinen „Bruder" einerseits als quantité négligeable andrerseits als Versuchskaninchen behandelte.

Als die beiden Mussolinis um 1904 herum in die Schweiz kamen, stachen sie vom italienischen proletarischen Milieu dadurch ab, daß sie durch die ihnen vererbten Krankheiten und durch Mangel an Disziplin und persönlicher Würde außer Stand gesetzt waren, sich den Forderungen einer proletarischen Existenz anzupassen, das heißt, daß sie keinerlei Begabung oder Kenntnisse aufwiesen, um sich durch physische Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Der Ältere lebte von der Solidarität, um nicht zu sagen von den Almosen seiner Landsleute, die als Maurer oder Handlanger in schwerer Fron, aber ohne jemandem zur Last zu fallen, ihr karges Brot verdienten. Um sein Parasitentum zu rechtfertigen und größeres Mitleid zu erregen, pflegte er immerfort von seiner erblichen Belastung zu sprechen und seinen Krankheitszustand immer wieder anzuführen. Der zweite Bruder brauchte es nicht zu tun; die zuckenden Bewegungen des Kopfes, das Stottern und andre Symptome fielen jedem auf, so daß dafür gesorgt werden mußte, ihn aufs Land zu bringen. Irgendeine schweizerische Familie, die ein Gut besaß, hatte Mitleid mit ihm und gab ihm die Möglichkeit, auf dem Lande zu leben. Zu jener Zeit verkehrten die beiden Brüder auch unter den russischen Studenten, deren Gastfreundschaft allgemein bekannt war. Der nunmehr verstorbene Arnaldo Mussolini pflegte unendlich lange, konfuse, von orthographischen Fehlern strotzende Briefe an russische Studentinnen zu schreiben, in denen er sich über seinen Krankheitszustand beklagte und über die

Einsamkeit, zu der sie ihn verurteilte, da sie ihn der Möglichkeit beraube, in nähere Beziehungen zu andern Menschen zu treten, vor allem zu Frauen. Ein jeder dieser Briefe endete mit dem Bekenntnis zur sozialen Revolution, der allein er sein Leben widmen wollte, obwohl grade sein krankhafter Zustand ihn außer Stand setzte, sich politisch zu betätigen. Der ältere Bruder machte kein Hehl aus seiner Einschätzung des jüngern, dessen Zustand in ihm keinerlei Mitgefühl oder Solidarität erweckte; er hatte für ihn nur verachtungsvolles Achselzucken wie für ein minderwertiges Wesen. Nur wenn er ihn brauchte, um von ihm etwas Unangenehmes verrichten zu lassen, zu dem er selbst nicht den nötigen Mut aufbringen konnte, wandte er sich an ihn. Als die Amnestie dem Deserteur Benito Mussolini die Möglichkeit gab, in die Heimat zurückzukehren, folgte ihm auch der jüngere Bruder, dem nach einiger Zeit, aus Mitleid mit seinem Zustand, eine untergeordnete Stellung in der Gemeindeverwaltung zugewiesen wurde. Als der bereits zum Machthaber Erhobene einen Komplizen brauchte, von dem er alles verlangen konnte, berief er Arnoldo nach Mailand und ernannte ihn zu seinem Nachfolger in der Redaktion des ‚Popolo d'Italia'. Mussolini der Große brauchte jemanden, der, obwohl offizieller Leiter des Blattes, sich den Text der von ihm gezeichneten Artikel von andern diktieren ließ. Der plötzlich zum Staatslenker Erhobene brauchte jemanden, der sich dazu hergab, auch solche Artikel zu unterschreiben, die am nächsten Tag eventuell widerrufen werden müßten. Auf den Bruder konnte er sich um so mehr verlassen, als dieser rapid anfing, aus seiner Position finanziellen Nutzen zu ziehen. Zwischen den zwei Brüdern entstand ein Verhältnis, eine Arbeits- und Gewinnverteilung, die für die Perfidie und Feigheit des ältern bezeichnend genug ist. Die „Geschäfte", die allerunsaubersten, besorgte der Jüngere, seine Beteiligung an allen Unternehmungen, die ihm als „Bruder" kolossale Summen eintrugen, ist allgemein bekannt und sprichwörtlich geworden.

* * *

Die fascistische Presse widmet nicht nur dem verstorbenen Mussolini, sondern auch der Art, wie sein Bruder sich anläßlich seines Todes aufspielte, ausführliche Berichte. Die Welt soll und muß erfahren, wie der „Retter Italiens" das Haupt erhoben oder gesenkt hat, wo er gesessen oder gestanden, wieviel Tränen er vergossen, wie und wann er geseufzt hat. Unter anderm wird berichtet, daß er die erste Nacht nach dem Tode des Bruders, als die Leiche im untersten Stockwerk des ‚Popolo d'Italia' aufgebahrt war, im zweiten Stock des Hauses verbrachte.

* * *

Als Mussolini noch der sozialistischen Bewegung angehörte und am ‚Avanti' tätig war, erschienen in der Redaktion zwei seiner Landsleute, die aus der Romagna nach Mailand gekommen waren, weil ein Landsmann und Parteigenosse von ihnen einem Messerstich erlegen war und es sich darum han-

delte, die Identität der Leiche, die sich in der Morgue des Cimitero Monumentale befand, festzustellen und dem Verstorbenen das letzte Geleit zu geben. Ganz natürlich war es, daß die Proletarier aus der Romagna sich an ihren in Mailand weilenden, als Redakteur den Behörden bekannten Landsmann wandten, auch versprach dieser sofort auf den Friedhof zu gehen. Kaum aber hatten die zwei Arbeiter die Redaktion verlassen, als er sich an mich mit der Bitte wandte, ihn bei der Leichenschau zu vertreten. Vergebens setzte ich ihm auseinander, daß dies nicht gut möglich sei, weil ich den Verstorbenen gar nicht kannte, vielleicht nur flüchtig in einer Versammlung gesehen hatte, während er seinen Jugendfreund und engern Landsmann ohne weiteres erkennen würde. Vergebens suchte ich ihm beizubringen, seinen Landsleuten liege doch daran, daß er sich mit der Sache beschäftige. Der Held drang in mich und gestand, er fürchte sich so sehr vor Toten und dem Friedhof, daß er es einfach nicht fertigbringen würde, sein Versprechen zu halten, er habe sich aber geschämt, seine Feigheit einzugestehen, und wage es nur mir gegenüber zu tun, weil er wußte, daß ich seine Bitte erfüllen, ihn bemitleiden würde ... So war es auch.

Dasselbe Gefühl mag den inzwischen groß gewordenen Mussolini verhindert haben, bei der Leiche seines Bruders zu wachen. Die Regie und Publizität verlangten ein Verweilen im selben Hause und sei es auch in einem andern Stockwerk, wo der Anblick der Leiche seinen Mut nicht auf eine so harte Probe zu stellen brauchte. Nicht ausgeschlossen ist es, daß die Angst vor dem Tode und den Toten in der Zwischenzeit grade bei dem ins Uferlose gewachsen ist, der so viele Tote auf seinem Gewissen hat und sich wie kein andrer vor der Abrechnung fürchtet.

* * *

Die Art und Weise, wie die Presse auf den Tod des Arnaldo Mussolini reagierte, der sich lediglich auf dem Gebiete des Schiebertums und der Korruption ausgezeichnet hat, ist bezeichnend dafür, wie Legenden von den „großen Männern" fabriziert werden. Und zwar gilt es im gegenwärtigen Falle viel mehr fürs Ausland als für Italien, wo man den Werdegang der Brüder Mussolini genügend kennt und mit knirschenden Zähnen die Komödie mitmachen muß. Im Ausland aber sagt sich so Mancher: „Etwas muß doch in der Familie stecken, seht Euch mal an, wie intelligent auch der Bruder, dieser Doktor Mussolini gewesen sein muß, wie die Presse sein Dahinscheiden beklagt, und gar noch der König, der Papst und Gabriele d'Annunzio!"

Die servile fascistische Presse unterstreicht das Parvenutum des „unersetzlichen" Arnaldo Mussolini noch dadurch, daß sie, im Gegensatz zu den italienischen Gepflogenheiten, seinem Namen stets den Titel Doktor vorausschickt. Das ist um so geschmackloser, als Arnaldo Mussolini sich diesen Titel überhaupt nicht zu erwerben brauchte. Er wurde ihm in seiner Eigenschaft als „Bruder" von der Universität einer kleinen Provinzstadt verliehen. Somit sind beide Brüder Ehren-

doktoren. Der Älteste wurde ebenfalls für seine großen Verdienste zum Ehrendoktor der Universität Bologna ernannt.

Der Einblick in die Regie, durch die man vom verpönten, minderwertigen Gotteslästerer und vaterlandslosen Gesellen, vom Lumpenproletarier zum höchsten Würdenträger, zur Stütze von Thron und Altar erhoben, von den kirchlichen und weltlichen Behörden trotz seinem Sündenregister heilig gesprochen wird, soll dazu dienen, den Bürgern der Länder, die zwar die meisten Annehmlichkeiten des Fascismus bereits genießen, sich aber noch immer im Wahn befinden, das sei noch nicht Fascismus, dieser könne nur durch „große Männer" verwirklicht werden, zu beweisen, wie leicht es ist, die erwünschten „großen Männer" zu fabrizieren.

Allein zu dem Zwecke sind diese Reminiscenzen hier angeführt.

Brief meines Vaters von Ignaz Wrobel

Mein Vater starb, als ich fünfzehn Jahre alt war.

Ich kann mich nicht besinnen, daß er mit mir viel über Politik, über Krieg und Frieden gesprochen hat; sicherlich haben solche Unterhaltungen stattgefunden, aber eine starke Einwirkung ist mir nicht im Gedächtnis geblieben. Mein Vater stammte aus kleinen Verhältnissen. Politisch ist er niemals tätig gewesen.

Vor mir liegt ein Brief vom 14. Dezember 1894. Darin schreibt er:

„Ich reiße mich nicht danach, mich als Futter für die Kater-Ideen der hohen Herren herzugeben, im Gegentheil, mir tut heute schon unser Junge leid, wenn ich daran denke, daß er mal als Vaterlandsverteidiger figurieren soll. Wenn ich Schriftsteller wäre, würde ich die Suttner noch übersuttnern. Krieg heißt doch schließlich auf Deutsch privilegierter Mord; wenn die Leute an der Spitze in Verlegenheit sind und nicht mehr aus noch ein mit der Politik und ihren Finanzen wissen, dann wird aus der Rumpelkammer die Puppe Patriotismus herausgeholt und ihr Kleid und Mantel — Erbfeind und Heldenmuth — umgehangen, und dann ist der Popanz fertig. Jeder verficht dann natürlich die gerechte Sache, jeder packt seinen Privat-Gott an den Füßen, und schließlich haben die dummen Männer und Weiber, Eltern und Kinder die Zeche zu bezahlen, der Generalfeldmarschall kriegt sieben Orden und ein Rittergut, und die armen Hinterbliebenen der Erschossenen holt der Teufel, wenn sie nicht 3 M Pension für den verlorenen Vater monatlich bekommen; Söhne werden nicht bezahlt, die gibt es zu."

Ehre seinem Andenken.

Jetzt darf Goebbels den Mann beschimpfen, und das Kriegsministerium darf einen Strafantrag gegen den Toten stellen:

wegen Herabwürdigung des Krieges, wegen Staatsverleumdung und wegen Störung der Belange der deutschen Holzkreuz-Industrie.

Vormarsch ins XX. Jahrhundert von Walther Karsch

In einer Zeit schwankender Maßstäbe auf allen Gebieten unsres Daseins, also (und vornehmlich) auch auf dem der Kunst, berührt die Begegnung mit einem Buche angenehm, dessen Autor man nachsagen kann, daß er ein sicher gezeichnetes Weltbild aufzuweisen hat. Wenn daher hier über Gerhart Pohls gesammelte Aufsätze „Vormarsch ins XX. Jahrhundert" (W. R. Lindner, Leipzig) gesprochen wird, dann bleibt die Frage, was an seinen Darstellungen, Analysen und Polemiken geglückt, was mißglückt ist, so lange müßig, bis man nicht dieses Weltbild auf seine Richtigkeit geprüft hat. Der Gegenstand, mit dem Pohl es zu tun hat: die Literatur der letzten hundert Jahre und ihr Weg in die Zukunft, ist so komplex, daß grade wer der Verworrenheit dieser Tage sein gutbetoniertes Credo entgegenzuhalten vermag, Gefahr läuft, alles und jedes ganz eng auf den Inhalt dieses Glaubensbekenntnisses zu beziehen. Dieser Gefahr weicht Pohl leider auch nur bis zu einem gewissen Grade aus. Die Grundhaltung seines Denkens nimmt ihm die Möglichkeit, überhaupt erst den Kontakt zu manchen Erscheinungen unsrer Literatur zu finden. So ist das, was er über die „Spötterbank der Zivilisation" sagt, also in erster Reihe über Kästner und Kesten, ganz daneben gegangen, ebenso gelingt es ihm nicht, einem Typus, wie ihn etwa Kerr darstellt, gerecht zu werden. Hier setzt das Verständnis aus, diese Erscheinungen sind zu kompliziert, als daß sie in das Schema seiner Begriffe eingespannt werden könnten, wenn sich dieses Schema auch wohltuend von der Starrheit ähnlich angelegter und auf ähnlichen, ja gleichen Grundsätzen beruhender Untersuchungen abhebt. Aber selbst diese weitherzigste marxistische Analyse der Literatur, die mir bisher begegnet ist, liefert den strikten Beweis, daß sich die Phänomene des Künstlerischen mit dieser Methode nicht ausdeuten lassen.

Für Pohl ist es klar, daß die wirtschaftlichen Faktoren bestimmend für den Gesamtzustand der Literatur einer Zeit sind. Dagegen ist deutlich herauszulesen, das er ganz andre Grundlagen als maßgeblich für das Schaffen des Künstlers anerkennt. Hier ist es die schöpferische Persönlichkeit, die mit dem alleinigen Baumaterial des Schriftstellers, dem Wort, umzugehen weiß. Die sich ergebende Divergenz weiß Pohl nicht zu überbrücken, und so zerreißt sie das ganze Buch und fast jeden einzelnen Aufsatz in zwei Stücke. Es ist so: der Künstler in Pohl wehrt sich gegen seine eigne Theorie. Dabei kommt er innerhalb dieser ständigen Auseinandersetzungen mit sich selbst oft genug nahe an den Punkt, wo sich die Antithese auflösen lassen würde.

Greifen wir das hervorstechendste Beispiel heraus, zugleich das beste Kapitel des ganzen Buches, wo Pohl die Frage: „Gibt es eine proletarische Dichtung?" leidenschaftlich und mit guten Gründen negiert. Wenn nämlich, wie die Marxisten doch immer behaupten, die proletarische Diktatur nur ein Übergangsstadium zum Sozialismus sein soll, dann wird

es wohl unmöglich sein, daß sich innerhalb dieser kurzen Zeitspanne, in der nichts fest steht sondern alles fluktuiert, so etwas wie eine Dichtung herausbilden wird, die man als proletarisch bezeichnen dürfte. Trotzki, den Pohl zitiert, hat das so ausgedrückt: die Diktatur des Proletariats ist „keine kulturell-produktive Organisation einer neuen Gesellschaft, sondern eine revolutionäre Kampfesordnung zu deren Erkämpfung". Also denken jene Marxisten, die eine proletarische Kultur propagieren oder gar deren Existenz bereits feststellen wollen, unmarxistisch. Logisch wäre doch nun, daß eine „proletarische Dichtung" in erster Linie von Proletariern getragen wird. Doch wer steht neben einigen Abkömmlingen des Proletariats in der vordersten Reihe jener Schriftleiter, die sich zum Klassenkampfgedanken bekennen, sich um seinetwillen in die Kommunistische Partei eingeordnet haben? Barbusse, Becher, Renn. Proletarier? Wohl nicht. Wo aber finden sich die Proletarier Barthel, Bröger, Lersch und Schönlanck, um wieder Pohls Aufzählung zu folgen? Vergeblich wird man sie da suchen, wo der Sozialismus seinen bisher stärksten literarischen Ausdruck gefunden hat. Also, folgert Pohl ganz richtig: es kommt auf die „das Gegenständliche durchdringende Kraft der Seele und des Geistes" an. Und hier fehlt ihm der Entschluß zu dem entscheidenden Schritt. Wenn es also dies ist, was den Künstler ausmacht, warum sollen dann ökonomische Faktoren einen so entscheidenden Einfluß auf den Gesamtzustand der Literatur haben? Pohl sieht das wirtschaftliche Chaos und daneben die Verwirrung in allen geistigen und künstlerischen Dingen und schließt, diese komme von jenem. Daß es ebenso umgekehrt stimmen könnte, scheint selbst für einen künstlerisch sehr oft ganz richtig empfindenden Menschen wie Pohl ketzerisch zu sein. Und dabei liegt der logische Schluß doch überaus nahe. Wenn es die seelisch-geistige Kraft des Menschen ist, die ihn zum Dichter macht, dann ist es doch erst einmal ganz gleichgültig, welche ökonomischen Verhältnisse er antrifft, sich durchsetzen und zu eigner Form und Gestaltung gelangen wird er auf jeden Fall. Nehmen wir das Beispiel Lessing, auf den sich auch Pohl bei jeder Gelegenheit beruft. Lessing war in eine Zeit hineingeboren, die das Bürgertum in voller wirtschaftlicher Entfaltung und in absoluter politischer Ohnmacht sah. Alle sogenannten Voraussetzungen für die politische, geistige und kulturelle Vorherrschaft des Bürgertums waren gegeben, aber es kam nicht dazu. Bis dann die Lessing und die andern auftraten, das Recht auf die Herrschaft ihrer Klasse verkündeten und ihm zum Siege verhalfen. Es ist der geistige Mensch, der die Tendenzen seiner Epoche aufzuspüren weiß, sie ausgräbt, auf sein Schild schreibt und sie zum Siege führt. Ist der nicht da, dann bleiben die herrschenden Mächte unerschüttert, ganz egal ob die ökonomischen Verhältnisse gebieterisch ihren Abgang fordern oder nicht. Gilt das alles für den politischen Dichter, um so mehr erweist es sich als richtig, wenn man die ansieht, denen „politisch Lied ein garstig Lied" war. Ihre Zeit: war sie wirtschaftlich oder gar politisch eine Blütezeit? In Deutschland herrschte die finsterste Reaktion, als Goethe den Faust schuf.

Daß dieser Faust eine Höchstleistung deutscher Dichtkunst ist, wird auch nicht bestreiten, wen er kalt läßt. Gewöhnen wir uns endlich die einseitige Anschauungsweise ab: im wirtschaftlichen Elend die Ursache für den Verfall auf allen andern Gebieten, also auch für die kulturelle Niveaulosigkeit zu suchen. Machen wir ebenso diese Niveaulosigkeit verantwortlich für den wirtschaftlichen Verfall, dann kommen wir der Lösung erheblich näher. Sie ist geistlos geworden, die herrschende Klasse, sie hat keine Beziehung mehr zum Geist, zur Kunst, zur Kultur, sie fühlt, wie hohl und sinnlos ihre Existenz geworden ist. Hier liegt eine entscheidende Ursache für unsre anarchischen Zustände, zumindest so entscheidend wie das Ökonomische.

Und weil Pohl dies nicht sieht, weil er nicht sieht, wie hier Wechselwirkungen am Werke sind, steht so manches schiefe Urteil in seinem Buch. Trotzdem ist es ein Wegweiser durch die Vielfältigkeit der dichterischen Existenzen, mit guten Einzelbewertungen. Ausgezeichnet die Abrechnung mit den Federhelden des „nationalen Schrifttums", am geistreichsten die Analyse der „Politischen Novelle" von Bruno Frank: wie er da an der Mißhandlung der Sprache die ganze Minderwertigkeit des Autors aufdeckt, das ist sehr gut gelungen. Überhaupt, wenn Pohl ganz dicht an die Wurzeln des künstlerischen Schaffens gerät, dann gibt es Stellen, die man nur bejahen kann. Aber die Theorie, die falsche, sie hemmt ihn immer wieder, lenkt seinen Blick ab und läßt ihn zu Fehlurteilen kommen. Was schade ist

---

Die Furcht der Intellektuellen vor dem Sozialismus

von Béla Balázs

IV

XIII. Es ist das Bedenken gegen zu enggezogene, gegen zu sehr auf das Praktisch-ökonomische gerichtete Ziel. Döblin präzisiert als nächstliegende Aufgabe seines jungen Mannes: „Die Position der menschlichen Freiheit einzunehmen." Und falls der bald wahlberechtigte Jüngling noch immer nicht wüßte, wie er morgen zu handeln hat, so empfiehlt ihm Döblin als näheres politisches Programm den „Widerwillen gegen Neid und Haß und Unrecht". Denn nur die Gesellschaft „freier und natürlicher Menschen" wäre Sozialismus.

Wir lachen und spotten nicht über diese etwas allgemeinen Formulierungen. Wir fragen: Kann in dieser Gesellschaftsordnung jener „freie und natürliche Mensch" entstehen? Muß nicht erst diese kapitalistische Gesellschaft gestürzt werden? Muß nicht zuerst die ökonomische Basis der freien und gleichen Produzenten aufgebaut werden, damit ein freier Mensch entstehen kann? Wer aber das Gute will, der muß auch ...

Was nun das politische Programm des Widerwillens gegen Neid und Haß betrifft, so wollen wir mit Geduld auch darauf antworten. Was soll man denn gegen diese bösen Triebe tun? Das Predigen hat selbst Jesus von Nazareth nichts genutzt. Ein guter Arzt behandelt nicht die Symptome, sondern die Ursachen der Krankheit. Der einzige ernst zu nehmende Kampf gegen diese Ursachen wäre, die Gelegenheiten dieser bösen Triebe, soweit wie möglich, zu eliminieren.

Ist es nun wahr oder nicht, daß es in einer klassenlosen Gesellschaft ohne Privateigentum weniger Anlaß zu Neid, Gier und Versuchung gäbe? Bestimmt werden die Menschen auch in einer sozialistischen Gesellschaft keine Engel werden. Vielleicht werden sogar neue Laster entstehen, die wir noch gar nicht kennen. Eines aber ist gewiß, daß eine ganze Reihe von Versuchungen und Anlässen verschwinden wird. Und noch eines ist gewiß: wenn jemand für den bessern Menschen etwas wirklich tun will, der muß für eine Gesellschaft kämpfen, in der dieser zumindest möglicher sein wird.

XIV. Hier sollen zwei häufige Zweifel der ethisch besonders tief Veranlagten angeführt werden. Die einen sind die Entweder-Oder-Menschen, die nur darum keine Kommunisten werden wollen, weil sie den Forderungen, die sie sich dann stellen würden, nicht entsprechen könnten. Sie sind bescheiden und demütig und sagen: ich bin nicht stark genug für einen wirklichen Revolutionär. Nach meiner Überzeugung müßte ich dann all mein Hab und Gut hergeben, Weib und Kind verlassen etcetera. Da ich aber das nicht vermag, fange ich gar nicht an und zahle auch nicht die zwei Mark für die I.A.H.

Dann gibt es noch den moralisch so überaus Empfindlichen, der an die Menschheit überhaupt nicht mehr glaubt. Er gibt den Kommunisten in allem Recht. Er meint bloß, es stünde nicht dafür. Der Mensch sei es nicht wert. Es wird so und so nichts daraus. Der Mensch sei schlecht.

Den ersten kann man entgegenhalten, daß niemand von ihnen soviel verlangt. Man tut, was man kann und gebraucht keine heroischen Vorwände zum Auskneifen. Die vielen Millionen kommunistischer Parteigänger sind nicht alle Helden und Märtyrer. Kommunismus verkündet auch keine Askese. Es kommt nicht darauf an, eine moralische Prüfung mit Auszeichnung zu bestehen, sondern der Bewegung ein klein wenig praktisch zu helfen. Und ist man einmal dabei und weiß man warum, so lassen sich auch die unvermeidlichen Unannehmlichkeiten leichter ertragen als man glaubt.

Den andern sagt man am besten: also häng dich auf! Lohnt es sich denn zu leben, wenn der Mensch so hoffnungslos schlecht ist, daß es sich nicht lohnt, ihm zu helfen? Im übrigen ist die Metamoral dieses Pessimismus auch nur ein Auskneifen. Eine Flucht vor dem Problem. Um nicht zugreifen zu müssen, meint man von vornherein, man könne gar nicht helfen. Aber man kann diesen Pessimisten auch die Antwort geben, die Gorki in einer Novelle einem Bauern erteilen ließ: „Ist der Mensch so schlecht," sagt der Bauer, „daß man das ganze Geschlecht ausrotten müßte?" Möglich. Machen wir aber noch einen letzten Versuch. Lassen wir sie einmal alle satt werden ohne dafür einander peinigen und ausplündern zu müssen.

XV. Das Bedenken gegen eine „Assimilation des Intellektuellen zum Arbeiter". Denn das wäre „Aufgabe seiner selbst", ruft Döblin aus. „Es wäre unehrlicher, feiger Verrat."

Niemand verlangt vom Intellektuellen eine Assimilation. Man verlangt von ihm bloß eine Einsicht. Die Einsicht, daß seine Interessen als geistiger Arbeiter dieselben sind wie die des Proletariats, und zwar nicht nur im Ökonomischen, sondern auch im Kulturellen, weil der Sozialismus eine freiere Entfaltung seiner Geistigkeit verbürgt.

Nur die ehrlichen Konsequenzen aus dieser Einsicht werden verlangt. Aber Weg- und Kampfgemeinschaft sind noch keine Assimilation. Auch in der gemeinsamen Front erfüllen die Intellektuellen als spezifische Waffengattung am besten ihre Aufgabe. Man verlangt auch vom revolutionären Bauern keine Assimilation an den Arbeiter.

Gemeinsame Weltanschauung, ohne die es keinen gemeinsamen Kampf gibt, ist auch noch keine Assimilation. Es gibt ambitiöse Intellektuelle, die sich auf Proletarier kostümieren. Sie bemühen sich,

ihr Argot und ihre Manieren nachzuahmen, wenn sie unter die Arbeiter gehen. Der Prolet lacht diese Affen aus, auch wenn sie es sonst ehrlich meinen. Die Sprache des Arbeiters sprechen heißt nicht sein Argot zu sprechen, sondern seiner klassenmäßig angemessenen Denkweise klaren Audruck zu geben. Dafür aber sollten grade die marxistisch geschulten Revolutionäre die Spezialisten sein, zumal es ja auch ihre Denkweise ist. Der Rest ist Sache des natürlichen Taktgefühls.

Gemeinsame Weltanschauung, gleiche Lebensbedingungen und vor allem das Aufhören der Klassen-Bildungsunterschiede werden automatisch eine gewisse Angleichung mit sich bringen. Aber brauchbare Bildungswerte jetzt aufzugeben, nur darum, weil dem Proleten heute die freie Bildungsmöglichkeit vorenthalten wird, wäre dumme Sabotage. Die Werke von Marx und Engels sind mit dem Rüstzeug der entwickelten bürgerlichen Wissenschaft geschrieben und gar nicht im proletarischen Argot, und wenn heute auch noch die wenigsten Proleten die ungemein konzentrierte, mit den Termini der klassischen Philosophie durchtränkte, zuweilen paradox pointierte Sprache von Karl Marx verstehen, so hat er doch für das Proletariat geschrieben und gesprochen.

XVI. Kurt Hiller formuliert so: „Der Prolet ist nicht deshalb ein Heiland, weil er ein Prolet ist" ... „Wir rutschen nicht auf dem Bauch vor einem Stand" ... Ob etwas wahr ist oder nicht, „das folgt aus den Erwägungen der Philosophie, nicht aus den Formen des Produktionsprozesses".

Gewiß, aus den Erwägungen der Philosophie. Diese aber ist bedingt durch die Formen des Produktionsprozesses. Gibt es einen wesentlichen Unterschied zwischen feudaler und bürgerlicher Philosophie? Gibt es einen bis auf die Grundprinzipien und auf die Gesamteinstellung zurückgehenden Unterschied zwischen der Denkweise verschiedener Klassen und Zeiten? (Wer eine Geschichte der Philosophie einmal durchblättert, der muß es merken.) Die verschiedenen historischen Denkweisen grenzen sich zeitlich nicht scharf ab. In jeder Gegenwart gibt es vom Alten und vom Neuen. Aber jeder Gegenwart entspricht nur eine richtige Erkenntnis.

Das Proletariat von heute hat nicht darum recht, weil die einzelnen Proleten intelligenter als die Bürger sind. Sie haben es bloß leichter, das Richtige zu treffen. Sie haben nicht bessere Augen sondern eine bessere Aussicht vom Halteplatz ihrer Klasse. Und darum ist der Prolet wahrlich auch der Heiland, eben nur darum, weil er ein Prolet ist. Nicht als Person, sondern weil seine Klasse die historische Mission hat. Weil seine Klasse die Trägerin der einzigen Zukunftsmöglichkeit ist. Weil es nicht nur stehende Tatsachen zu erkennen gibt, sondern einen sozialen Prozeß, dem das Proletariat am nächsten steht, weil er sich in ihm entscheidet.

XVII. Kurt Hiller schreibt: „Wir können nicht anerkennen, daß einer bestimmten Partei ein Monopol zustehe auf Aktivität zur Verwirklichung des Sozialismus in Deutschland."

Können wir zugeben, daß den Beinen ein Monopol zum Gehen zustehe? Können wir zugeben, daß dem Schiff ein Monopol zustehe, über See zu fahren? Kurt Hiller weiß, daß man es weder mit einem individuellen Paddelboot noch mit einem Achter schafft. Die großen Schiffe der politischen Reederei, die Massen zu tragen imstande sind, haben ihren Kurs. Wenn ich mit einem Endziel einverstanden bin, so muß ich mich eben auf das betreffende Schiff setzen, auch wenn ich sehr vieles an ihm auszusetzen hätte. Es gibt eben kein andres, das mich und die anderen dahin tragen könnte.

XVIII. Die beliebte letzte Reserve heißt: „Moskau ja — aber das Karl-Liebknecht-Haus nicht." Nicht der Bolschewismus,

nur die deutsche Partei sei unzulänglich. Moskau brauche andre Methoden, die deutsche Partei müßte „originell" sein, mit andrer Strategie arbeiten.

Hiller wirft der KPD vor, sie wäre „stolz auf fremde Erfolge". Der Erfolg der sozialistischen Idee in Rußland ist kein fremder Erfolg. Es ist der Erfolg der kommunistischen Idee. Ein Erfolg des Proletariats. Mit Recht erfüllt er auch den deutschen Kommunisten mit Vertrauen auf die historische Kraft seiner Idee.

„Zeigt erst, was Ihr selber könnt!" ruft Kurt Hiller der KPD zu. Stellt er das als Bedingung für seinen Anschluß? Will er also erst nach dem Siege kommen? Das wäre fast zu vorsichtig.

XIX. Das Mißtrauen des Proletariats und der Partei gegen Intellektuelle. „Statt zu sammeln, stoßen sie ab. Statt auszudehnen, verengen sie die revolutionäre Front und isolieren die Partei."

Dieses Mißtrauen ist in den aufgezählten Bedenken begründet. Man kann nie wissen, in welchem Augenblick einer dieser innern Konflikte plötzlich aufbricht. Sie sind teils ganz tief im Unbewußten verankert. Aber es stehen ja von jeher massenhaft Intellektuelle in der proletarisch-revolutionären Bewegung. Es ist also nicht unmöglich, das Mißtrauen zu überwinden. Man hat sich zu beweisen.

Warnung an Phantasten und Optimisten!: Es geht nicht im Handumdrehen. Man wird manche Demütigung und auch manche ungerechte Ablehnung dulden müssen. Man verstehe, daß man für die Sünden der Andern leidet und freue sich über die wachsame Vorsicht des klassenbewußten Proletariats. Nur der verdient Vertrauen, der dieses Mißtrauen versteht. Eitle Empfindlichkeit gilt nicht. Und wer liebt, der wirbt. Wer etwas wirklich will, läßt sich nicht abschrecken.

Was aber die Verbreiterung der Front betrifft, so ist eine Verbreiterung nur ohne eine Verfälschung möglich. Was nach kleinen Unterschiedsnuancen aussieht, führt in seinen Konsequenzen ins feindliche Lager.

Auch Sympathisierende sind für die Partei von Wert, selbst wenn sie politisch und ideologisch in Einzelheiten noch nicht ganz klar sind. Bloß eine Bedingung: daß sie tatsächlich sympathisieren. Das heißt mit der Partei und nicht bloß mit abstrakten und verschwommenen Endzielen. Wer die Partei nicht prinzipiell bejaht und nicht die Konsequenzen daraus zieht, der verbreitert die Front nicht, sondern verwischt sie. Je näher er steht, um so mehr kann seine Sympathie zu einem ideologischen Nebelangriff werden. Grade Intellektuelle müßten für die Wichtigkeit genauer Distinktion Verständnis haben.

Und den Hochmut, den Hochmut der Gehirnspezialisten müssen wir uns abgewöhnen! Alfred Döblin spricht zum Beispiel von einer „Verpflichtung der Intellektuellen geistige Hilfe zu leisten".

Man hat auf sie gewartet! Der Intellektuelle helfe dem Proletariat? Geistige Hilfe muß dem Intellektuellen heute vom Proletariat kommen. Nicht etwa aus der „Tiefe des Volksinstinktes", von dem romantische Nationalisten singen, sondern von der Ideologie des klassenbewußten Proletariats, so die einzige Realität der Gegenwart darstellt im Chaos der subjektiven Stimmungen und Hirngespinste, in der Stoff- und Gegenstandslosigkeit der bürgerlichen Philosophie. Nur diese Ideologie kann den Intellektuellen helfen, ihre Krise zu überwinden.

Nein, man braucht nicht dringend Generäle. Wir sollen nicht führen, nicht retten, nicht entscheidende Missionen erfüllen. Bloß einfach uns einreihen in unserm eigensten Interesse.

Die Anmaßung der Sinne von Rudolf Arnheim

Der Grad der Wertschätzung, deren sich die Methoden der exakten Wissenschaft erfreuen, wechselt auf dialektische Art: einmal führt die stolze Freude darüber, wie sich Voraussagen bewahrheiten und wie bisher verschiedenartige Naturerscheinungen plötzlich zu einer einzigen, umfassenderen und einfacheren verschmelzen, zu der Überzeugung, daß nun das Licht in der Finsternis scheine, daß nichts Irdisches mehr zu erklären sei und daß nichts Überirdisches mehr geduldet zu werden brauche; und dann wieder findet der Blick zurück von der Formel zur Wirklichkeit, zu dem vielgestaltigen, verwirrenden Objekt der Wissenschaft — das Erreichte erscheint dürr, pedantisch, unpassend, und enttäuscht retiriert man zu den Gläubigen und den Dichtern. Dies Hin und Her, prüfender Vergleich zwischen Erklärung und Erklärtem, bringt in das Leben des einzelnen Forschers wie in das Leben der sich geschichtlich entwickelnden Wissenschaft viel Verzweiflung aber zugleich die entscheidenden Anstöße zum Fortschritt.

Es ist natürlich, daß gegen Ende des „Jahrhunderts der Naturwissenschaft", des neunzehnten, viele glaubten, man sei nun endgültig hinter die Schliche der Schöpfung gekommen. Dies Weltbild, das uns noch heute durch seine Schneidigkeit erfrischt und durch seine kindliche Blindheit verwundert, bedeutete nichts andres als Ersetzung der Wirklichkeit durch das Gerüst der exakten Begriffe. Ernst Haeckel nannte in den „Welträtseln" Gott ein „gasförmiges Wirbeltier" — solche angriffsfreudigen Formulierungen stammten aus dem Vergnügen an den frisch erkämpften Waffen eines herzhaft erdgebundenen, erfolgbegleiteten Denkens. Heute führen wieder die Gegner das Wort, obschon die Einzelforschung fortfährt, durch immer neue großartige Entdeckungen ihre Kraft zu erweisen. Diese Gegner sprechen so, als sei es ganz allgemein das Wesen wissenschaftlichen Denkens, die Wirklichkeit durch Formeln zu verärmlichen, und von hier aus sieht man in einem bestimmten weltanschaulich-politischen Lager die Methode der Wissenschaft gradezu als ein Produkt jüdischen Zersetzungsgeistes, den die Schönheit der Schöpfung nicht ruhen lasse.

Demgegenüber ist laut zu sagen, daß der Geist echter Naturforschung diesen Vorwurf keineswegs verdient. Der Forscher spricht nicht von der „Leiche der Natur", wie man behauptet hat. Denn am Sektionstisch wird nicht vom Tode sondern vom Leben gehandelt. Wie der Maler das Skelett studiert, nicht um an die Stelle des Menschen ein Knochengestell zu setzen sondern um in der unbestimmten, vieldeutigen Ansicht des lebendigen Fleisches zugleich das Gesetz des Baues zu erschauen, so erscheint dem Erkennenden in der Sinnenwelt das Gesetz; nicht aber das Gesetz statt der Sinnenwelt! Und wenn Gustav Theodor Fechner schon 1879 in seiner Schrift „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" sich darüber beschwerte, daß die schöne Augenweide der naiven Wirklichkeit abgelöst werden solle von der schweigenden Düsternis einer wissenschaftlichen Welt, so übersah er, daß er damit die

eine Sinnenwelt durch eine andre ersetzte, wohingegen der Naturforscher von unsinnlichen Dingen spricht, um die sinnlichen zu verstehen.

Was gegen die Wissenschaft ausgespielt wird, ist die Erkenntnis durch bloßes Schauen, durch Intuition von Gottes Gnaden. Man argumentiert vom Glauben her, der natürlich, wie die mathematischen Axiome, „eines Beweises weder fähig noch bedürftig ist", weil er auf „Offenbarung" oder, wie die Ungläubigen sagen, auf konstitutiven Gemütsbedürfnissen der menschlichen Seele beruht. Die Interpretation der Ungläubigen besagt nichts gegen den Glauben als subjektive Gemütsstütze der Frommen, aber alles gegen den Glauben als Erkenntnismethode und Wahrheitsquelle. Denn nur wenn er aus der Offenbarung stammt, ist er unfehlbar; stammt er aber aus irdischer Seelenangst und Hilflosigkeit, so ist er, als Erkenntniswerkzeug, mit allen Fehlern eines subjektiven, interessierten Denkens behaftet. Ganz ähnlich steht es mit der Intuition und Schau. Stammt sie aus einer Offenbarung oder aus einer a priori in den Menschen gelegten Fähigkeit, so ist ihre Beweiskraft unantastbar. Stammt sie aber, wie wir glauben, aus phylogenetisch und ontogenetisch aufgehäuftem Erfahrungsmaterial, das vom Unbewußten her den Denker in Richtungen lenkt, die zunächst noch keine exakte Überlegung mit stichhaltigen Argumenten zu stützen weiß, so gehört sie keiner erhabeneren Sphäre an als die bewußte Forschung sondern ist anfechtbarer, weil unkritischer. Niemand wird bestreiten, daß grade die großen Entdeckungen und Einfälle aus dieser dunklen Gegend kommen, wo Verstand und Gefühl noch nicht getrennt sondern als Verstandesgefühle wirken, — es gilt nur, sich von der prinzipiellen Gleichartigkeit der bewußten und der unbewußten Form des Denkens zu überzeugen. Daraus folgt, daß die unreflektierten Erkenntnisse, die im Erlebnis so wirken, als fielen sie stracks vom Himmel oder flössen unmittelbar aus dem Wesen des angeschauten Gegenstandes, in Wirklichkeit vollgestopft sind mit alten Denkergebnissen, von denen man sich keine Rechenschaft gibt und die deshalb besonders gefährlich werden können.

Man darf den Kult der Intuitionsgläubigen nicht verwechseln mit der Krise der sogenannten analytischen Methode innerhalb der Naturwissenschaft. Von Seiten der Verstandesgegner, aber auch der Geisteswissenschaftler wird immer noch vielfach behauptet, die Naturwissenschaft bemühe sich nach wie vor, die Welt als einen additiven Aufbau von Elementen zu begreifen, obwohl alles Natürliche sich solcher Analyse grundsätzlich entziehe. Beides ist falsch. Denn einerseits hat grade die Lehre von den Elementarbausteinen in der neuen theoretischen Physik zu den erschütterndsten Erfolgen geführt, und andrerseits bemüht man sich auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Erkenntnis gerecht zu werden, daß es ohne adäquate Erfassung der ganzheitlichen Strukturen, der „Gestalten", nicht weitergeht. Man glaubt aber keineswegs, daß diese Ganzheiten exakter Erforschung grundsätzlich unzugänglich bleiben müßten und nur durch Schau oder Glaube zu erfassen

seien, sondern man sucht die Methoden entsprechend zu modifizieren. Die sogenannten Vitalisten zwar ziehen zur Erklärung der biologischen Regulationsphänomene ein nicht weiter zurückführbares Lebensprinzip, die Entelechie, heran, ähnlich der von Aristoteles erfundenen und von den Alchimisten gesuchten quinta essentia, die als formendes Agens zu den Elementen hinzutreten sollte. Wenn man etwa im Tierexperiment feststellt, wie ein Stück Bauchhaut, das man über die Retina des sich entwickelnden Auges gepflanzt hat, sich den Erfordernissen der neuen Umgebung anpaßt und zur Augenlinse wird, so erkennt man zwar, daß man für die Erklärung solcher Naturvorgänge nicht mit der Annahme eingeborener, maschinenhaft invariabler Funktionen der Einzelteile auskommt, aber das heißt noch nicht, daß im Bezirk des Organischen ein wissenschaftlich unbegreifbarer Gott zauberische Spiele aufführe. Sondern das heißt nur, daß die alten mechanistischen Vorstellungen vom Funktionieren der Teile zu eng sind und daher besser angepaßten, aber nicht weniger exakten und konkreten Begriffen weichen müssen.

Während also Intuitionisten und Wissenschaftler auf grundsätzlich verschiedenem Wege zur Erkenntnis zu gelangen suchen, finden wir heute in beiden Lagern eine ähnliche Art, das alte atomistische Denken blind und verächtlich zu nennen. Aber das sollte man nicht tun, auch nicht, wenn man, wie die Wissenschaftler, darüber hinaus gekommen ist. Man sollte nicht vergessen, daß diese Denkweise, die von den griechischen Philosophen der Antike stammt, den verehrungswürdigen ersten Versuch darstellt, über den Augenschein der Sinnenwelt hinweg zur Wahrheit vorzudringen. Der Atomismus ist wohl das früheste dramatische Beispiel für die Kühnheit des hypothetischen Denkens, für den frommen Glauben an die Gesetzlichkeit der Welt. Die Erfahrung zeigt nichts als eine bestürzende Mannigfaltigkeit einander höchst unähnlicher, werdender und vergehender Dingformen. Es gehörte viel Mut und Gläubigkeit dazu, sich von diesem Eindruck freizumachen und zu behaupten, alle diese verschiedenen Gegenstände seien Abwandlungen weniger Grundelemente. Es kostete viel Mühe und brachte wenig Erfolg, wenn man für diesen Satz anschauliche Beweise aus der Erfahrung beibringen wollte. Vielmehr verkündete aller Augenschein laut das Gegenteil, und dennoch setzte sich das Grundbedürfnis alles menschlichen Weltanschauens, der Ordnungstrieb, der Glaube an die kosmische Struktur der Welt eindringlich durch. In großartiger Nacktheit, frei von jeglicher Zustimmung der Sinneserfahrung, steht hier als spontaner Denkakt das Postulat vor uns, das bis heute jeder Forschende an den Anfang seiner Arbeit setzt. Und es ist wohl das ergreifendste Ereignis der Geistesgeschichte, wie diese gegen das Zeugnis der Sinne aufgestellte alte Forderung dann lange Jahrhunderte später durch die Sinne ihre beweiskräftige Bestätigung erfährt. Als um 1800 John Dalton die Verbindungsgewichte der chemischen Elemente entdeckte und damit den Siegeszug der modernen Atomistik eröffnete, da „sah" man im leibhaftigen Experiment die Unstetigkeit im

stofflichen Aufbau und die strenge Gesetzlichkeit, nach der sich die kleinsten Bausteine verbinden.

Der Atomismus bleibt — ganz gleich, wie viel von ihm in das Weltbild der Zukunft eingeht — das erste, große Denkmal für den Kampf der Wahrheit gegen den Augenschein. Dieser Kampf, der, wie die Religion, begann mit dem credo quia absurdum est, der aber, sehr anders als die Religion, dazu geführt hat, daß wir heute die Bahn des Heliumatoms leibhaftig photographiert vor uns sehen!

Und ein solches Denkmal kann als zeitgemäßes Wahrzeichen dienen, denn immer noch stehen wir mitten in dem Kampf der Wahrheit gegen den Augenschein. Von der großen Umwertung, die sich vollziehen müßte, ist noch wenig zu merken. Alle idealistische Philosophie, alle Untersuchungen über das Ding an sich haben bisher nicht vermocht, in unsre Anschauung das lebendige Gefühl dafür zu bringen, daß unsre Sinne nicht die „wirkliche Welt" vermitteln sondern ein in vielfacher Beziehung unvollkommenes Abbild. Die Schönheit der Welt soll nicht zerstört, das Schauen nicht verboten werden — das sind kindliche Schreckgespenster! —, aber wir müssen immer mehr dazu kommen, im Fleische das Skelett zu sehen, den Sinn des Sichtbaren zu begreifen. Das wird unsre Anschauung niemals zerstören sondern sie nur weiser machen. Wir müssen lernen, daß es nicht die Aufgabe der Wissenschaft ist, dieser scheinbar „eigentlichen" Welt, der Sinnenwelt, gerecht zu werden, sondern umgekehrt unsre Aufgabe, unsre Ansicht von der Welt so zu verbessern, daß sie dem Charakter jener wahren Welt, von der die Wissenschaft handelt, immer mehr entspricht.

Geht das? Falls wirklich etwas ganz andres gemeint ist als Ersetzung der lebendigen Anschauung durch ein abstraktes Netz definierter Begriffe? Läßt sich die Anschauung modifizieren? Haben wir irgend eine Macht über das, was von außen in unsre sensorischen Nerven strömt? Sind wir nicht in bezug auf die Sinnlichkeit reine Empfänger? Beispiele mögen zeigen, wie es damit steht. Auf den primitiven Naturmenschen wirkt das plötzliche Umstürzen eines Baumes als ein gegen ihn gerichteter Angriff. Das Angreiferische eines solchen Vorgangs ist in seinen Sinneseindruck unausscheidbar eingebettet. Der Europäer mag ihm noch so eindringlich von morschem Holz und kräftigen Windstößen erzählen, der Naturmensch wird ihm bestenfalls glauben aber niemals davon abgehen, daß das Wesentliche des Vorgangs damit in keiner Weise berührt sei. Für uns haben solche Naturvorgänge den anthropomorphistischen Beigeschmack des persönlich Aggressiven fast völlig verloren. (Reste davon kann man konstatieren, wenn einer beim Boxtraining auf den Punchingball wütend wie auf einen bösen Feind einschlägt. Die Dynamik des Nachvornschnellens ist da so stark, daß atavistische Urgefühle wieder auftauchen.) Nicht nur das Verständnis für den Vorgang hat sich bei uns verstärkt, sondern dies Verständnis ist bereits modifizierend in die Anschauung eingegangen. Und die Anschauung bleibt oft Jahrhunderte hinter der Erkenntnis zurück. Im Falle des umstür-

zenden Baumes wissen wir, daß die Evidenz des Sinneneindrucks, den der Primitive empfängt, nicht der „eigentlichen Welt" angehört sondern ein menschlich gefärbtes Abbild ist. Mit unsern eignen Anschauungen steht es nicht anders.

Sie sind auf gewissen Gebieten grade in Wandlung begriffen. Manche Menschen sehen heute schon das Tier, nicht nur den Affen, als ein dem Menschen gänzlich gleichartiges Wesen. Es handelt sich hier nicht um Wissen und Meinung sondern um den unmittelbaren Sinneseindruck, um das Verhalten im lebendigen Fall. Für andre Menschen ist das Tier ebenso selbstverständlich noch ein unverständliches, fremdes Pariageschöpf; wennschon man hier scharf aufpassen muß: mancher, der allen Darwinismus empört ablehnt, straft sich auf die liebenswürdigste Weise Lügen, wenn er mit seinem Hunde umgeht!

Gewisse Ergebnisse der Psychoanalyse, besonders die Fehlleistungslehre, sind schon jetzt so fest in die Anschauung eingegangen, daß die betreffenden Menschen den psychologischen Sinn bestimmter Handlungen ebenso unmittelbar „sehen" wie der Primitive den Angriff des stürzenden Baumes. Ebenso steht es für manche Menschen mit Kretschmers Konstitutionstypen oder mit Einsteins Relativierung der Bewegung.

In andern Fällen wiederum ist die Anschauung der Forschung zwar noch nicht nachgekommen, aber es besteht einige Hoffnung für die Zukunft. Die sinnliche Qualität der „Festigkeit", des festen Körpers, etwa hat für uns noch nichts von der dynamischen Kräftespannung, als welche die Physik sie erkannt hat. Aber man versuche einmal, eine Tischplatte zwischen den Fingern hin und her zu drücken, als wolle man sie verbiegen, und man versuche, den Widerstand als eine Gegenkraft zu erfühlen. Das sind nicht Phantastereien. Man bedenke nur, wie wir beim Anblick eines gespannten Schießbogens die Spannung des Bogens und der Sehne unmittelbar sehen, während jemand, der den Sachverhalt nicht versteht, wohl ungespannte Ruhe sehen wird. Ja selbst bei einer in Bronze gegossenen Dianafigur sehen wir die Spannung des Bogens, obwohl faktisch gar keine da ist. Die Anschauung ist eben vom Wissen völlig untrennbar.

Wir werden also vielleicht lernen, die scheinbare Ruhe eines Dinges als einen Spannungszustand zu sehen und zu ertasten. Unwahrscheinlich hingegen ist, daß wir die Erwärmung jemals als eine Beschleunigung der Molekularbewegung empfinden werden. Unwahrscheinlich, daß wir die stabile Glätte der materiellen Dinge jemals als einen lose geschichteten, löchrigen Haufen kleinster Teile werden erfassen können. Unwahrscheinlich, daß der sinnliche Unterschied zwischen Gas und Flüssigkeit jemals einem Gefühl für die Gleichartigkeit von Wasserstoff, Sauerstoff und Wasser weichen wird. Aber grade hier, wo die Anschauung aussetzt, hat die Umbewertung der Anschauung einzusetzen. Es ist nicht Aufgabe der Wissenschaft, das „eigentlich Wasserhafte", die sinnliche Qualität des Flüssigen, auch für unsre Sinne anschaulich zusammenzusetzen. Sondern es gilt zu verstehen, daß an dieser trügerischen Quali-

tät die roh mikroskopische Rasternummer unsrer Sinnesorgane schuld ist. Wir müssen ein Gefühl dafür bekommen, wie zufällig der Schärfe- und Feinheitsgrad unsrer Sinnesorgane ist. Damit wir uns die Anmaßung abgewöhnen, die Sinnenwelt als die oberste Instanz, als die „eigentliche Welt" anzusehen und die Ergebnisse der Wissenschaft daran zu messen, wieweit sie diesem scheinbar „Wirklichen" gerecht werden. Denn der Weg des Fortschritts geht umgekehrt. Die Sinnenwelt muß lernen. Sie wird dadurch nicht ärmer sondern immer reicher, immer sinnvoller, immer lebendiger, immer menschenwürdiger werden.

James Joyce von Iwan Goll

Die günstigste Vorstellung, die sich ein gesunder Europäer heute von einem Dichter macht, ist die eines zarten Idioten, der, um nicht öffentlich zu betteln, mit Versen geschmückte Papierzettel herumschickt, wie sonst einer Schnürsenkel anbietet, statt zu murmeln: „Ich bin Vater von achtzehn Kindern ...". Gott sei Dank gibt es nicht mehr viele von diesen Kretins, die ihr Leben damit verbringen, Verse an Verse zu reihen. Die etwas Begabten sind in der Filmbranche angestellt, wo das Publikum der Peripherie ihr Talent erkannt hat. Die andern, die Unheilbaren, läßt man schließlich doch frei herumlaufen, weil sie zwar hungern, aber aus einem Wahn heraus, den sie „Ideal" nennen, genau wie das beste Wärmekissen, sich nicht zu dem Heer der Arbeitslosen gesellen wollen.

Aber es ist anzunehmen, daß die Dichter, die es bleiben wollen, ohne Steine essen zu müssen, oder sich steinigen zu lassen, nur in verkappten Stellungen weiter existieren. Die eleganteste Tarnung, unter der sie niemand entdeckt, ist die Prosa.

Selten fällt es jemand ein, James Joyce zum Beispiel einen Dichter zu nennen, und doch ist er das. Und nur das, „Ulysses" ist ein Epos. Aber die Buchhändler taufen ihn Roman, um ihn verkaufen zu können. Joyce war ganz zu Beginn Lyriker: er schrieb als junger Mann die zarten Melodien der „Chamber Music".

In dem soeben erschienenen Kommentar „Das Rätsel Ulysses" von Stuart Gilbert (im Rheinverlag) heißt es:

„James Joyce ist der Fortsetzer der mit Homer beginnenden klassischen Tradition; wie seine Vorgänger, unterwirft er sein von wildem Leben sprühendes und scheinbar ungeordnetes Werk einer Disziplin, die der der griechischen Dramatiker nicht nachsteht. Die ‚Einheiten' des Ulysses zum Beispiel sind viel umfassender als die klassische Dreiheit; sie sind mannigfach und symmetrisch wie das labyrinthartige Netzwerk der Nerven und Adern, die den lebendigen Organismus durchziehen ... Jede Episode des Ulysses entspricht einem besonderen Körperorgan, bezieht sich auf eine gewisse Kunst, hat ihr besonderes Symbol, ihre Technik, ihre Farbe ..."

Aber mitten in diesem grandiosen Aufbau wird das Einzelne mit nicht minderer Intensität behandelt. Joyce versucht, von jedem Begriff die allerletzte Definition zu geben, jedes

Ding so zu gestalten, daß es drei-, wenn nicht vierdimensional erfühlt wird. Er preßt aus einem Begriff das Vitale aus wie den Saft aus einer Zitrone, so daß es den Anschein hat, als würde kein Dichter nach ihm mehr eine Aussage darüber machen können. So gibt es im Ulysses einen Abschnitt über das „Wasser", der definitiv wirkt. Mit der liturgischen Ruhe des Berichtes und der Aufzählung, aber mit der gespanntesten Intensität des Dichters gelingt es Joyce, uns vorzuzählen, vorzutäuschen, vorzubeten, was Wasser ist. Nichts läßt er aus, nichts vergißt er. Alles, was Wasser kann, das kann sein Stil. Er lauscht, er flötet, er schweigt. Er erdrückt einen, streichelt, interessiert und klagt. Alle, alle Metamorphosen und Verkörperungen des Wassers sind angerufen. Nicht eine ist vergessen. Unfehlbar wie Gott.

Das ist Dichtung. Aber doch kalte Dichtung. Ohne Pathos, ohne Improvisationen, ohne Pomp; aber nicht ohne Melodie, nicht ohne innere Gestaltung, nicht ohne Gefühl. Das ist dichteste Dichtung. Joyce ist im Gegensatz zu den aufbrausenden, betrunkenen Romantikern ein kaltes Genie, das sich an der Gesetzmäßigkeit, an der Arithmetik des Sternenhimmels berauscht, nicht an den Sternschnuppen. Er ist kein alkoholischer Taumler, sondern ein Hirndichter. Ein Denker und Arbeiter.

Die Sprache ist sein Material, nicht der Gedanke. Am Anfang war das Wort. Die Sprache ist die Erde, die er immer und immer wieder pflügt und formt. Die Sprache ist seine Erde. Er geht mit ihr um, wie der Steinklopfer mit einem formlosen Berg. Er schlägt sie kreuz und klein, um darauf radfahren zu können.

Im „Ulysses" hat Joyce gezeigt, daß er ein großgestaltetes, durchdachtes Werk bauen kann wie eine Pyramide. Aber nun, in seinem neuen Buch, das den vorläufigen Titel „Work in Progress" trägt, und von dem man erst wenige Kapitel kennt, geht er an seine Lieblingsarbeit heran. An eine völlige Revolutionierung der Sprache. Hier rückt das „Wort" an die erste Stelle. Er liebt das Wort beinahe physisch, er sieht die Zeichen neu, stellt sie um, auf den Kopf, jongliert mit ihnen, wie nur ein Rastelli, gibt ihnen einen neuen Akzent, einen andern Sinn. Beziehungen, Verwandtschaften und Feindschaften der Worte untereinander ergeben eine neue untergründige, phantastische Welt. Die Worte werden Eigenwesen. Sie tummeln sich im Hirn des Dichters, werden gebrütet und fliegen als schöne funkelnagelneue Geistschmetterlinge heraus. Joyce spielt mit den Worten Kegel, wirft sie um, schichtet sie anders, verleiht ihnen nie gehörten Klang, nie geschaute Bildkraft, eigne Atmosphäre, persönlichen Duft.

Bei jenem neuesten Opus darf niemand mehr fragen, was ein Satz eigentlich bedeutet. In erster Linie ist er, klingt er. Aus den Buchstaben steigen die Visionen. Da sind alte, verbeulte, umgekrempelte, neuziselierte Worte, die zunächst mehr um ihrer selbst willen da sind, als um des Sinns, den sie bergen. Mehr Klanggebilde als Sinngebilde. Mehr Zeichen als Deutung. Die Leser fassen sich an den Kopf und sprechen

sofort von Irrsinn, weil ihr Sinn nicht darin ist. Es ist aber lediglich Dichtung, göttliches Spiel mit Feuern, mit Geist und Geistern. Joyce ist ein grausamer Mystiker, der weiß, wie es um „die Zeit" bestellt ist. Er tobt in den Schluchten der Einsamkeit, er lacht sich eins, und gibt den Menschen harte Nüsse zu knacken. Den Menschen, die ahnungslos von ihm verlangen, daß er (der Dichter) ihnen allenfalls die Zeit vertreibe, und die sich ärgern, daß sie ihn nicht verstehen. In hundert Jahren, wenn sie, nach ihrem Wirtschaftsfimmel und nach ihrem Kriegswahn, wieder mal ruhig spielen und denken können, dann, dann erst werden sie sich wundern.

Heute aber wird James Joyce erst fünfzig Jahre alt und ist für viele nur ein Pornograph.

Friseur antwortet Kästner

Verehrter Herr Kästner! Entschuldigen Sie,
wenn ich ein Momentchen Sie störe.
Sie gossen ein Schälchen Ironie
über die Friseure.

Sie müssen nicht denken, wir seien so dumm.
Unser Hirn ist nicht aus Emaille,
und wir sind nicht dümmer als andere. Zum
Beispiel lese ich in „Herz auf Taille".

Wir reden, selbst wenn wir viel reden, nicht gern,
unser Kopf ist bei anderen Dingen.
Ja, ahnen Sie nicht, daß unsere Herrn
zum Reden uns zwingen?

„Sein Sie vorsichtig, Mann, mein Hals ist wund ..."
„Können Sie acht Rumgrogs vertragen? ..."
„Ohne Hitler kommt Deutschland bestimmt auf den Hund ..."
„Bei mir schlägt der Zorn auf den Magen ..."

Da muß man doch quatschen, ob man will oder nicht,
das ist notwendig und ökonomisch.
Sie machen darüber sieben Verse Gedicht
und finden uns komisch.

Wir plaudern mechanisch, es schadet uns nichts,
wer wollte deswegen uns schelten?
Nur Gebildete verziehen empört das Gesicht,
wenn wir plaudern — doch die sind selten.

Ich gab Ihnen Auskunft, entschuldigen Sie,
ich sprach nur für die Friseure.
Sie sehen: die wirklichen Gründe sind die,
die man nicht sieht. Ich habe die Ehre.

I. A.: Erna Michel

*

Kleine Replik

„Man muß quatschen, ob man will oder nicht! Das ist notwendig und ökonomisch!" Liebes Fräulein I. A.: Wenn schon die Friseure so argumentieren, können die Partei- und Wirtschaftsführer nicht klagen. Dann haben sie ihre historische Aufgabe, Vorbild zu sein und Schule zu machen, nachweislich erfüllt. Dann haben sie nicht umsonst gequatscht.

Erich Kästner

Othello von Alfred Polgar

„Wir haben diesmal versucht, die humorige Theaterfreudigkeit herzustellen, die Shakespeare auch in seinem Othello bekundet", schreibt Leopold Jeßner, seine Regieabsichten erläuternd, „. . . da ja der Humor nach dem Willen des Dichters alle Tragik nur herausheben und steigern soll." Im neuen Othello des Staatstheaters geschieht das nicht. Der Humor, welcher da bekundet wird, erweist sich als Parasit des Tragischen, dessen Kraft und Größe mindernd.

Der Othello Heinrich Georges ist ein Elementarwesen. Sein Atem geht wie Sturm (selbst bei Windstille im Gemüt bläst es heftig). Gerät er in Hitze, hat es den Anschein, als ob, umgekehrt wie üblich, Feuer einen Blasebalg entfache. Erregt, stößt der monströse General Schreie aus, die als Stimme des Urwalds sich deuten ließen, und seine Art, in Augenblicken hilfloser Freude oder hilflosen Zorns mit den Händen durch die Luft zu paddeln, scheint wie rudimentäres Überbleibsel einer von den Ahnen vor noch nicht gar zu langer Zeit abgelegten Gewohnheit, auf allen Vieren zu gehen. Er ist viel mehr Neger als Mohr, von der Kultur zwar beleckt, aber so, als hätte die Kultur damit nur einer an sie gerichteten groben Aufforderung Othellos entsprochen. Daß Brabantios Tochter von einem Geschöpf wie ihm sich angezogen fühlen konnte, müßte eigentlich dieses Othello stärkster Verdachtsgrund wider sie sein: denn anders als mit einer Sinnlichkeit, die nach Nahrung von stärkstem Hautgout verlangt, mit einer wilden animalischen Neugier, der alles zuzutrauen ist, ließe sich so desdemonischer Geschmack kaum erklären. Es ist rührend, und George hat da auch seine schönsten Augenblicke, wenn das ungeschlachte Fabelwesen zarter Regung unterliegt, wenn Othello die Geliebte mit einer Behutsamkeit streichelt, als traute er seinen Händen so gelinde Berührung gar nicht zu, oder wenn er, sie küssend, den Atem anhält, als fürchte er, die Leichte zu verwehen.

Der Eindruck, daß es sich bei Desdemonens Liebe um eine Nervenlaune handelte (um die Erwartung, der Mohr werde seine Schuldigkeit tun, besser als ein Weißer), wird durch Elisabeth Lennartz bestärkt. Sie ist glatt und seelen-kühl, ein Fräulein von heute, dem ein Schwarzer von der Jazzband, nicht trotz, sondern wegen seiner Abnormität, es angetan hat. Gewiß sagt sie mon chéri zu ihm.

Emilia, Frau Koppenhöfer, wird in der neuen Inszenierung nicht von ihrem Mann erstochen. Sie bleibt, nach Andeutung einiger Betroffenheit über Desdemonens Tod, gelassene Beobachterin des Folgenden, sieht dem Drama zu wie einer Amtshandlung, in die man sich lieber nicht einmengt.

Das Besondere des Abends gibt Werner Krauß als Jago, den er zu einem sonnigen Filou macht, zu einem rechten Spaßvogel der Übeltäterei. Sein schauspielerisches Brio ist bewundernswert. Er entwickelt, den Absichten der Regie gemäß, eine humorige Theaterfreudigkeit, die den Sauerstoffgehalt der Luft vermehrt, Scherz in den Ernst, Leben in den

Tod bringt. Daß ein derart gelöster Jago sein Weib nicht gradezu umbringen darf, leuchtet ein. Launiges Erdolchen (ein andres käme bei solchem Bruder Lustig nicht in Frage) wäre vielleicht doch eine in sich zu widerspruchsvolle Nummer humoriger Theaterfreudigkeit. Dieser Jago ist mehr boshaft als böse, ein Schelm zwar, aber ein schelmischer Schelm. Johann, der muntre Giftesieder. Eine Witzigkeit, wie Krauß-Jago sie in sich hat, mag für Shakespeares skurril-gruselige Episodisten taugen, für die Halunken-Originale und Mörder-Spezialisten am Rand des Geschehens, kurz, für die Kleinen von den Seinen, welche nur Handlanger des Schicksals sind, das die Großen einander bereiten. Aber für den Jago, den planvollen, aktiven, aus eignem Wunsch und Willen handelnden Zerstörer, der die Seelen seiner Opfer aus ihren Angeln hebt, taugt das Kreuzfidele schlecht. Es verkleinert das Format der Figur, macht das Übermaß ihres bösen Tuns (und das Übermaß von dessen bösen Folgen) lächerlich, die Tragödie zur Komödie. Eingeheimst wird dagegen der fragwürdige Gewinn einer „interessanten Auffassung".

Na also —! von Theobald Tiger

Der alte Kahl, ordensbesternt,
Geheimrat und so, hat umgelernt.
Er hat einen ganzen Hinrichtungsakt
gesehn — der Kopf wurde abgehackt.
Und Geheimrat Kahl schrieb juristisch und kühl:
„Das ist gut für das Gerechtigkeitsgefühl.
Allemal."
(gez.) Kahl.

Dann hat der Mann an Einsicht gewonnen,
hat nachgedacht und sich besonnen.
Und er sprach und schrieb, wo es auch sei:
eine Hinrichtung ist eine Barbarei.
Ein zweiter Mord. Zu gar nichts nütze.
Justiz gedeiht nicht in blutiger Pfütze.
Ein braver Mann sprach im Reichstagssaal.
Kahl.

Darauf haben die Nazis ihn angegriffen.
Darauf haben die Stammtische auf ihn gepfiffen.
Und jetzt auf einmal, ein neuer Ton
ertönt in der Reichstagskommission:
„Wir brauchen die Todesstrafe, zur Zeit!
Insonderheit im politischen Streit!
Humanität in allen Ehren —
wir können den Hackklotz nicht entbehren."
(Wir verurteilen bekanntlich nach dieser Methode
alle Nazi-Mörder zum Tode.)
„Heraus mit dem Beil! Die Wage bleibt drin.
Richtet sie nicht! Richtet sie hin!"
Na also —! Da hat in bewegten Stunden
ein deutscher Professor heimgefunden.
Christus säte. Es wuchs nicht viel.
Rode aus die Pflänzchen mit Stumpf und Stiel!
Das christliche Feld bleibt allemal
kahl.

Bemerkungen

Der Staatenlose

Im ‚8 Uhr-Abendblatt' wendet sich Herr Doktor Felix Hirsch in übrigens sehr freundschaftlicher Form gegen die Meinungen, die wir hier in der Präsidentschaftsfrage vertreten haben. Herr Doktor Hirsch verweist zunächst auf die „Realitäten", die auch uns sehr gut bekannt sind. Sie bestehen vornehmlich in der Unfähigkeit der Linksparteien, die es soweit kommen ließen, daß schließlich nur die Wahl Hindenburg oder Hitler blieb. Herr Doktor Hirsch meint aber auch, wir hätten 1925 die Entwicklung nicht absehen und zum Beispiel nicht wissen können, was Herr Marx, der Kandidat des „Volksblocks" bald anstellen würde. Hindenburg habe aber inzwischen durch die Art seiner Amtsführung viele Bedenken seiner frühern Gegner zerstreut.

Demokraten wie Felix Hirsch lassen sich allzu leicht von den heutigen Kampfansagen der Rechten gegen Hindenburg täuschen. 1925 gab es noch keinen organisierten, grob zur Macht drängenden Fascismus. Aber das, was vor sieben Jahren die gesammelte Reaktion von der Präsidentschaft Hindenburg erwartet, das hat sie erfüllt. Das Parlament ist bis auf ein paar Scheinfunktionen abgebaut, es wird auf dem Verordnungswege regiert, die militärischen Interessen stehen im Mittelpunkt, und, last not least, die Erfüllungspolitik ist beendet. Das Hindenburg-Programm von 1925 ist heute Wirklichkeit. Natürlich haben sich Hugenberg und Seldte und die andern Taufpaten die Entwicklung etwas turbulenter vorgestellt, wohl auch nicht daran gedacht, daß die Tücke der fraktionellen Kämpfe ihnen die Ausführung entwinden und in die Hände eines Zentrumskanzlers legen könnte. Nicht von Herrn von Hindenburg wurde die Verfassung demoliert, darin haben die Demokraten recht, wohl aber unter ihm. Ist das empfehlenswert für den Kandidaten der Linken?

*

Die Nationalsozialisten setzen gegen Hindenburg eine sehr wirksame Drohung: einen Hohenzollernprinzen. Sie wissen ganz gut, daß sich der Präsident der Deutschen Republik innerlich von seinen dynastischen Vorgängern noch nicht gelöst hat, daß er vor Auwi oder gar dem Ex-Kronprinzen sofort resignieren würde. ‚Berlin am Morgen' teilte zuerst mit, daß bei Herrn von Schleicher eine Begegnung zwischen Brüning und Friedrich Wilhelm stattgefunden habe zu dem Endzweck, dem Prinzen die Kandidatur auszureden. Zuerst wurde, wie es sich versteht, kräftig abgestritten, jetzt gibt man amtlicherseits schon das Zusammentreffen zu; allerdings handle es sich um eine „Privatangelegenheit". Was haben sich die Herren Brüning und Hohenzollern wohl privat zu sagen? Wir sind keine besonders heißen Verehrer von Fragen des republikanischen Zeremoniells, aber der Vertreter des republikanischen Staates hat nicht mit dem Vertreter der gestürzten Monarchie an einem Tisch zu sitzen. Es ist wenigstens nicht bekannt, daß sich die Hohenzollern mit dem republikanischen Regime ausgesöhnt hätten. Dieses ganze Arrangement ist im höchsten Grade anstößig.

Die Vermittlung lag, wie das in letzter Zeit üblich geworden ist, bei Herrn von Schleicher. In frühern Jahren fanden die diplomatischen Déjeuners bei Borchardt statt. Es wäre besser, wenn sie auch in Zukunft bei der Gastwirtsbranche blieben, schon der bessern Kontrolle halber. Der unkonzessionierte Frühstücksbetrieb bei Herrn von Schleicher sollte umgehend geschlossen werden. Er wird in seinen politischen Konsequenzen etwas zu kostspielig.

Auf die Dauer wird diese Kabinettspolitik unerträglich. Herr Brüning hat sich bestens ans Diktieren gewöhnt. Warum legt er nicht in einer Notverordnung fest, daß die Angehörigen der frühern fürstlichen Familien keinen Anspruch auf Staatsämter haben?

Damit wäre die Sache doch erledigt. Aber würde das der Reichspräsident unterzeichnen?

*

Dieses Hohenzollern-Frühstück jedoch ist nur ein Teilstück aus dem weitverzweigten Intrigenspiel, das sich um die Kandidatur Hindenburg entwickelt hat. Es ist, nebenbei gesagt, ein im geistigen Sinne sehr kleines Spiel, die Teilnehmer wollen sich nicht etwa gegenseitig vernichten sondern nur ein bißchen madig machen. Im Grunde streben sie zueinander. Der Reichspräsident möchte am liebsten wieder von der Rechten nominiert werden. Ein weites Feld für freundwillige Vermittler, die Vorbedingungen dazu zu schaffen.

Hitler hat nach Kräften versucht, Brüning zu kompromittieren, dafür rächte sich dieser wieder durch ein kleines scherzhaftes Zwischenspiel, indem er Hitler dem Gelächter preisgab.

Das Reichsinnenministerium hat der Öffentlichkeit ein paar Dokumente übergeben, aus denen ersichtlich wird, in welcher Weise Herr Frick als thüringischer Minister seinem Chef das deutsche Staatsbürgerrecht verschaffen wollte. Frick hat vom münchner Polizeipräsidium her noch einige Übung in solchen Dingen. Adolf Bonaparte sollte als Gendarmeriekommissar in Hildburghausen anfangen.

Das ist gewiß recht komisch, denn selten deckten sich Mann und Amt so sehr. Aber der Heiterkeitserfolg wird bald verrauscht sein, und wenn diese Zeilen im Druck erschienen sind, wird sich das Braune Haus vielleicht schon durch eine Enthüllung über seine Gegner revanchiert haben, und dann lacht halt die andre Seite, und wir sind nicht viel weitergekommen.

Denn auch diese Einbürgerungskomödie zeigt nur die Schwäche und Inkonsequenz der Reichsregierung. Dieser Herr Hitler ist staatenlos, gehört also einem sonst ganz besonders unseligen Menschenschlag an, der das ewige Freiwild der internationalen Polizei ist und für jede Amtsperson, wie in frühern Zeiten die Dirne, die rote Lilie auf der Schulter trägt. Und dieser eine Staatenlose wirft sich zum Parteihaupt auf, er unterhält eine Privatarmee von 300 000 Mann, er schickt Emissäre in fremde Hauptstädte, welche die offizielle Außenpolitik zu durchkreuzen suchen, man verhandelt mit ihm als gleichberechtigter Macht, er versichert seine Legalität, während seine Anhänger Pläne zur Abschlachtung einiger zehntausend deutscher Staatsbürger entwerfen, er frühstückt mit den Reichswehrgewaltigen, er wird vom Reichspräsidenten empfangen. Eine anständige Karriere für einen Menschen ohne Staatszugehörigkeit.

Ich glaube, es gibt hier nur zwei Möglichkeiten: Hitler wird entweder eingebürgert oder ausgewiesen. Was das Reichsinnenministerium unternimmt, ist nur eine kleine Neckerei und durchaus nicht geeignet, die Autorität wieder aufzurichten. Herr Hitler wird an ein kleines Manko in seinen Papieren erinnert. Ein Manko, das sich mit hundertsechs Parteigängern im Parlament und einer einexerzierten Halsabschneidertruppe schon ertragen läßt.

Zugleich erfahren wir durch den ‚Lokalanzeiger', daß die Nationalsozialisten bei der Reichswehr nicht mehr zu den staatsfeindlichen Parteien gerechnet werden. Wir atmen beruhigt auf. Diese Gegner fechten mit umwickelter Spitze. Sie würden untröstlich sein, wenn sie sich etwas ernstliches zu leide täten.

Carl v. Ossietzky

Der Leopard

Am Sonnabend, dem 30. Januar, wurde in Berlin der Angeklagte Nanosh im Wege eines Schnellverfahrens von der Polizei erschossen.

Nanosh war, wie bekannt, ein Leopard. Er wohnte fast wie ein Mensch, nein besser: wie ein Hund, Tür an Tür mit seinem Herrn, einem Kunstmaler. Innerhalb der Leopardenklasse schien er nach dessen Versiche-

rungen eine friedfertige Gesinnung bekundet zu haben. Er kam auf Anruf, kroch auf Pfiff in seinen Winkel zurück, ließ sich Fleischstücke gutmütig aus dem Rachen nehmen. Mit einem solchen Kameraden das Schlafzimmer zu teilen, muß schon ein merkwürdiges Gefühl sein. Man hat, fast wie in Strindbergstücken, den Todfeind als Blutsfreund neben sich liegen; die Bedrohlichkeit des Gefährten gibt ein prickelndes Schutzgefühl. Jedenfalls: Wenn schon Hund — dann Leopard. Doktor Lutz Heck, der sachverständige Leiter des Zoo, dürfte sich kaum mit seinen Leoparden in dasselbe Zimmer legen.

Eines Tages beschritt die Nachbarin mit ihrem zweijährigen Kind den Raum. Die Urwald- und Steppenbestien sind nun, wie die Tropenkenner erzählen, in ihrer Mischung von Appetit und Angriffsgeist anders geartet als die kriegführenden Völker: Alles was klein und vierbeinig vor ihnen auftaucht, gehört in den Bereich der Nahrung, alles Zweibeinige, Ausgewachsene in den Bereich des diplomatischen Verkehrs. Ein kleines Kind zählt, selbst wenn es sich mühsam schon ein bißchen auf seinen zwei Beinen halten kann, für Leoparden zum Bestand der kleinen Kriechtiere. Nanosh ging, sobald er den Geruch eines solchen Wesens im Raum spürte, sofort in Offensive. Er zerriß, wie man weiß, das arme kleine Kind zu Fetzen.

Es ist klar, daß die Schuld an dem grausamen Vorfall den Besitzer des Leoparden, nicht den Leoparden selber trifft. Kinder anzufallen und zu zerfleischen ist die innere Mission des Leoparden. Man vergegenwärtige sich, daß sie nur deshalb vom Publikum hinter Gittern die Ausrufe: Süß! Putzig! Entzückend! empfangen, weil es ein angenehmer Kitzel ist — nicht ganz unähnlich dem Gefühl, einen Kürten im Angeklagtenkäfig zu sehen —, ein Raubtier in gezähmter Ohnmacht vor sich zu sehen, das einen andernfalls bis auf die Knochen zerfleischen würde. Wenn man wegen dieses Kitzels in den Zoo geht, dürfte man sich über die Manieren des freigelassenen Leoparden nicht wundern. Das ist hier als nüchterne Feststellung gesagt, nicht zur Verteidigung des Tieres. Die Presse hat hinlänglich hervorgehoben, wie deplaziert tierschützlerische Regungen im Augenblick eines solchen Unglücksfalles wirken. Ihr wäre freilich zu erwidern, daß auch die menschenschützlerischen Regungen in der Regel nicht anders wirken, da beide, Tier- wie Menschenschutzfreunde, sich erfahrungsgemäß nur deshalb zu der einen Partei schlagen, um für ihre Gefühllosigkeit und Härte gegen die andre einen Vorwand zu haben. Die Kinderfreunde wollen die Katzen und Hunde ausrotten, den Tierfreunden sind die Kinder gleichgültig, so wägt sich das Universum gleich.

Bei unverirrtem Geist hätte man also nach dem furchtbaren Vorfall, selbst wenn der Leopard nur ein Leopard ist, nichts andres sagen können als: Schade!

paßt nächstens auf Eure Leoparden besser auf! Aber es ist merkwürdig, wie schnell sich hierzulande getreu dem Satz: „Jeder deutsche Tag ist der 1. August 1914 und an jedem Vorfall könnt ihr es bewiesen sehen", mit Hilfe der Presse auch in den kleinsten Dingen die Geister verwirren.

Der Leopard, der ein Blutbad angerichtet hatte, war für die Organe der öffentlichen Meinung tags darauf nicht mehr und nicht weniger als ein Feind, eine Partei. Die ganze Tonleiter der politischen Phraseologie, vom kurzen Atemstoß der Entrüstung bis zum Einerseits - andrerseits - Gewackel des demokratischen Schreibers klang an der causa „Leopard" auf. Die ‚D.A.Z.', gegen die Störungen des öffentlichen Lebens vom Pfeifen der Schuljungen bis zum freien Herumschweifen der Völker immer mit beleidigter strafheischender Professorenstrenge umgürtet, verlangte in der größten Drucktype sofort Strafsanktionen gegen den ausländischen Leoparden, der sich gegen die inländischen Gesetze vergangen hatte. Wehrgeist, nicht Kinderliebe knirschte durch die Zeilen; der empörte Appell an die Behörden las sich wie eine Aufforderung zur Aushebung eines Pazifistenklüngels. „Der Gedanke daran", so hieß es etwa, „daß dieser Leopard mit dem Leben davonkommen soll, beleidigt unser Gefühl". Die Presse der Mitte, bereits ins Schlepptau dieser Affekte genommen, also wie immer und bei jedem politischen Anlaß außerstande, eine eigne Meinung auszubilden, sprach zwar nicht mit so harter Deutlichkeit, verschloß sich natürlich „keineswegs der Auffassung", hob auch, wie im Falle Jakubowsky und mehrern ähnlichen, die Unschuld des Angeklagten hervor, konnte aber zum Schluß nicht umhin, im Sinne der besorgten Mütter sich dem Ruf nach Erledigung des Täters anzuschließen. Bei der äußersten Linken vollends gehört Antipahie gegen Tiere zum Programm der Menschenliebe. Der politische Kreis um Nanosh war geschlossen. Zwar lief, wie die Blätter berichteten, das Tier als die Polizeikommission erschien, auf den Pfiff seines Herrn in eine Zimmerecke, zeigte sich so umgänglich wie vor der Untat.

Am Samstag, dem 30. Januar, um ½5 Uhr, wurde der Leopard nach Pressebeschluß hingerichtet. Die Menschenmenge, die der Justifizierung beiwohnte, nahm, laut Bericht der Lokalpresse „in erregten Rufen teils für, teils gegen den Leonarden Stellung". Man sieht, daß der Leopard teils Erbfeind, teils Klassenbruder war; aber man sieht auch, daß das Volk nie zur Gänze für Revanchekrieg und Strafsanktionen ist. Es nützte dem Leoparden nichts mehr.

Doch da er nun schon begraben liegt, möchte ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß der Affekt, aus dem ein Leopard im Augenblick ein Kind anspringt, tausendmal anständiger ist als jener, aus dem man nachher mit allem Aufgebot moralischer Nachdrücklichkeit und namens Kant und der Volkswürde an ihm ein Exempel statuiert. Der reißende Leopard hat wenigstens keine Ausrede gebraucht. Sein Motiv war Freßgier. Der reißende Leitartikler richtet im Namen des Wehrgeistes.

Anton Kuh

Michel Simon

Da läuft in Paris eine Nummer auf der Bühne herum, das ist eine sympathische Z'widerwurzn: Michel Simon. Spielt viel bei Louis Jouvet, aber auch anderswo; ihn zu sehen sollte keiner versäumen.

Sieht aus wie ... Kennt ihr den dritten Sohn in der Familie, der noch auf der Schule ist, während die ältern Geschwister schon studieren und verheiratet sind? Er sitzt noch in dem schlecht gelüfteten Jungenszimmer unter der Lampe, hat Tintenflecke auf den Fingern und mutiert. Häßlich ist er und hat Ringe unter den Augen, er tut einem leid, aber man muß doch über ihn lachen. Er spuckt beim Sprechen und hat Seelennöte. Manchmal gibt es Wellen, dann quakt er aus dem Familiensumpf ... Das ist er.

Dieser Michel hat so gut wie gar keine Augen, es ist nicht nennenswert, was an Augen vorhanden ist. Dafür aber sehr viel Kinn, außerordentlich viel Kinn, ein Maul wie ein Briefkasten und einen ganzen Zaun von Zähnen. Schön ist er nicht. Aber er ist so häßlich, daß man den ganzen Abend keinen Blick von ihm wenden kann.

Er ist in seinem Element, wenn er nicht in seinem Element ist. Dann wallt es und wogt es über das Gesicht, dann steht er da wie ein Bernhardiner, mit den Füßen im Tintenfaß, und blickt Mitspieler, Zuschauer und sein eignes Schicksal gutmütig-zerknirscht an. Dabei immer etwas böse, stets bereit, auszubrechen, sein Kopf dreht sich wie auf einer Stange, und vielerlei Widerwärtigkeiten fallen ihm aus dem Maule. Zum Streicheln böse.

Einmal latschte er als Zollwächter in Giraudoux „Siegfried et le Limousin" herum — das wog das ganze Stück auf. Der heimgekehrte Held wollte den geliebten Heimatboden betreten ... „Einlaß nach Frankreich 8 Uhr 38", sagte jener, und er roch so nach Staub und Tabak und Stiefelschmiere ... dem Heimkehrer standen wahrscheinlich die Tränen in den Augen, denn siehe —: dieses war Frankreich. Frankreich hatte keinerlei Augen, nur etwas Uniform, die vorn aufstand, und eine himmlische schlechte Laune.

Gestern stand er da, mit dem Rücken zu seinen Feinden, der eine sollte herausgehn, ging aber nicht — Schlemiehl Simon ließ alles hinter sich geschehn, dann aber stampfte er mit dem Fuß auf und quietschte: „Geht er nun endlich?" Und drehte sich mitnichten herum.

Manchmal aber schmilzt dieses Bimssteinherz, Wasser läuft aus den Augen die Nase entlang, auch diese tropft, und das ist dann Trauer. Das Merkwürdige ist nur, daß dieser große Künstler jedes Herz leiser klopfen läßt, so unmerklich gleitet er aus der Komik in die Rührung.

Filmt auch. Gibt in „Jean de la Lune", einem sehr schönen Film, einen fürchterlichen Burschen von kuppelndem und leicht angewärmten Bruder . . . zum Küssen unsympathisch.

Der Herr sind früher in Genf Photograph gewesen, bis er bei

Dullin auftauchte. Von diesem Lichtbildner hätte ich mich gern photographieren lassen mögen, aber es wäre nichts geworden. Ich hätte alles verlacht. Ein Gläschen Essig mit Rosengeschmack auf Ihr Wohl, Michel Simon —!

Peter Panter

Reichsrichterliches Deutsch

Im Jahre 1929 ist ein unendlich dicker Kommentar zum Reichsstrafgesetzbuch bei Walter de Gruyter erschienen. Nach dem Titelblatt rührt der Kommentar her von Doktor L. Ebermayer, Oberreichsanwalt i. R., Doktor Adolf Lobe, Senatspräsident am Reichsgericht i. R., und Doktor Werner Rosenberg, Reichsgerichtsrat i. R., also von Leuchten oder wenigstens verflossenen Leuchten unsres höchsten Gerichtshofs.

Durch Zufall stieß ich bei der Lektüre der Erläuterungen zu § 43, der vom Versuch handelt auf S. 225 auf folgende Sätze:

„Häufig wird der Fall des Abtreibungsversuchs mit dem Diebstahlsversuch mittels Griffs in die leeren Taschen gleichgestellt und, weil letzterer als Versuch gekennzeichnet werden muß — in den oben bezeichneten Fällen —, geschlossen, daß auch jener Versuch sei, und damit glaubt man, die Unhaltbarkeit der objektiven Theorie nachgewiesen zu haben. Der Trugschluß liegt jedoch darin, daß die menschliche Frucht kein Objekt ist, das, wie etwa Geld, sich in diesem oder jenem Uterus befinden kann, und zufällig mal da, mal dort ist ..."

Das Reichsgericht ist sehr findig. Aber Geld in einem Uterus zu finden, dürfte selbst über sein Findigkeitsvermögen gehen.

Hellmut von Gerlach

Friedemann Bach

Rudolph Lothar, den Textdichter, scheint die unbestreitbare Tatsache fasciniert zu haben, daß so vielen ganz ausgezeichneten Opern die denkbar miserabelsten Libretti zugrunde liegen: offenbar hielt er einen schlechten Text für die unerläßliche Prämisse einer guten Oper und hat diese Voraussetzung treulich, wenn auch erfolglos, erfüllt. Gewiß, gewiß, in der Oper hat man lediglich zu lauschen und nicht etwa nachzudenken. Für den aber, der das doch nicht lassen kann, sprudeln hier Quellen heiterster Genüsse. Da ist also Lothars Friedemann Bach, der weder mit dem von Johann Sebastian noch mit dem von Brachvogel erzeugten viel zu tun hat. Kommt in der Glorlole jungen Ruhms nach Dresden, um den bekannten Wettkampf seines Herrn Papa mit Maestro Marchetti mutig auszufechten, singt munter jenes lange Zeit dem Alten fälschlich zugeschriebene Lied „Willst du dein Herz mir schenken", ferner — und hier wirds besonders kompliziert — sozusagen ein eignes Falsifikat, es ist ebensowenig von ihm wie das andre von seinem Vater, und stirbt nach Brachvogelschen Liebes- und Gefängnisaventüren an der Orgelbank im Dom, an der ihn selbst der Autor jenes unsterblichen Lieblingsromanes des deutschen Volkes mitleidig weiterwirken ließ. Zu all den Heldentaten dieses frei erfundenen Prachtrepräsentanten romantisierender Kitschphantasie versichert das Orchester nimmermüd, es wäre Bach: b-a-c-h, b-a-c-h! Und erst der zweite Akt! Die jähe Leidenschaft zur holdjungfräulichen Komtesse Brühl, dem dubiosen Anlaß spätern Liebestodes, die ihn mitnichten hindert, der gleichfalls holden, wenn auch keineswegs jungfräulichen Frau Gräfin Schlafzimmerschlüssel begeistert am Busen zu bergen! Der tragische Konflikt des losen Knaben, die höhnische Gelassenheit des Grafen Brühl, dieses Provinztheatergrandseigneurs par excellence, vom düstern Intrigan-

ten Sipmann ganz zu schweigen! Diese unhistorische Historie, diese unbiographische Biographie, dieses undramatische Drama, diese phantastische Phantasielosigkeit, diese brillante Opernparodie muß man mitangesehn haben! Wie sehr auch Brachvogel die Wirklichkeit übertraf, er wurde von Lothar noch viel schöner übertroffen.

Da es Graener versagt ist, die Welt des achtzehnten Jahrhunderts in persönlichem und neuem Klangmaterial einzufangen, wurde es altmeisterliche Musik rückwärtsgewandter Sehnsucht, mit Sarabande, Gavotte, Siciliano als Ballettmusik, mit Fugatoeinsätzen und b-a-c-h-Symbolik, voller Reminiszenzen an die Zeit des großen Bach, typische Musik im alten Stil, die nicht Stilkopie ist sondern Stilparodie mit den Mitteln der Romantik. Die Oper hat mit unsrer Zeit und unsrer Musik so wenig zu tun wie mit dem achtzehnten Jahrhundert, sie ist und bleibt ein Nachzügler des neunzehnten ...

Die Aufführung war, von einigen guten Gesangsleistungen abgesehen, überaus mäßig. Der Intendant Ebert ist um seine Verantwortung für solche Abende durchaus nicht zu beneiden. Er ist an Verträge gebunden, die er nicht abgeschlossen hat, muß Werke herausbringen, die er nicht annahm, und Mitarbeiter beschäftigen, von deren Qualitäten er wahrscheinlich ebensowenig hält wie wir; und wird, da er daran geht, das Institut von traditioneller Mittelmäßigkeit zu befreien, sofort Mittelpunkt heftiger Angriffe. So sehr jeder Künstler zu bedauern ist, der heute seine Stellung verliert, so sehr muß man sich darüber klar sein, daß eine Oper kein Wohltätigkeitsinstitut ist, daß sie in unsern Tagen nur dann Lebensberechtigung hat, wenn Vortreffliches geleistet wird. Alle Versuche Eberts in dieser Richtung sind zu bejahen und kräftig zu unterstützen. Er wird seinen Weg zu gehen wissen; das Wichtigste dürfte wohl die Beseitigung der Koordination der Kapellmeister sein: jede Oper braucht die Konzentration der musikalischen Leitung in einer Hand, die städtische macht davon keine Ausnahme. Sie braucht einen Mann, mag er nun Generalmusikdirektor oder einfach erster Kapellmeister heißen, der ein vernünftiges Repertoire jenseits der normalen Zufallswirtschaft aufzubauen vermag, der den nötigen Schwung für das Neue und Werdende mitbringt. Sie braucht einen musikalischen Führer ersten Ranges! Wir sind überzeugt davon, daß Ebert gar nicht lang zu suchen brauchte, um diesen Mann zu finden: Fritz Stiedry hat mehr als einmal bewiesen, was er kann. Warum gibt man ihm nicht die Bewegungsfreiheit, die er braucht? Die Zusammenarbeit Eberts und Stiedrys bei Macbeth war vorbildlich, das Echo ungeheuer. Ein ständiges Zusammenwirken beider Künstler würde, bei musikalischer Autokratie Stiedrys, sicherlich Erfolg haben.

Arnold Walter

Liebe Weltbühne!

Auf den Stufen der berliner Börse sitzen zwei Juden. Sie unterhalten sich damit, ein Zehnpfennigstück in die Luft zu werfen und auf den Boden fallen zu lassen. Ein Passant, der diese Beschäftigung eine zeitlang mitangesehen hat, tritt hinzu und fragt, was sie eigentlich täten.

„Wir befragen das Schicksal über das Los der deutschen Banken. Haben wir Schrift, so platzt die Bank in drei Tagen; haben wir das Ährenbündel, so wird sie sich noch eine Woche halten. Wenn aber der Groschen in der Luft bleibt, dann ist die Bank gut."

Nette Zustände in Moabit

Die Vormittagssitzung ist mit der Vermehrung des jetzt 54jährigen Ludwig Katzenellenbogen ausgefüllt.

'Frankfurter Zeitung'
30. Januar

Zu Ende gesagt

Wenn die Deutschen reich wären, würde sich jeder einen besondern König halten.

Bismarck

„Die neuen Herren"

Haben Sie sich das mal vorgestellt,
Wie das sein wird, wenn die Herrn regieren?
Lauter Bismarcke von Etsch bis Belt,
Schwertgeklirr und immerfort Marschieren.

Wenn die Harzburgisten an der Macht,
Rollen Hitlerberg- und Hugen-Marken,
Und wo Deutschland fortgesetzt erwacht,
Sieht man schnittig Führer-Autos parken.

Und den Kaufpreis für ein halb Pfund Brot
Mußt Du wieder schwer im Koffer tragen,
In der Reichsbank, heilgenschein-umloht,
Sitzt Herr Hjalmar im Stehecken-Kragen.

Und Herr Stöhr hat eine Hanffabrik
Und Herr Goebbels läßt Legales rollen,
Denn Minister ist Herr Doktor Frick.
Und aus Judenköpfen trinkt man Mollen.

Irgendwo in einer Reichskanzlei,
Wo Herr Düsterberg ihn hinbefohlen,
Sitzt ein Doktor namens Dingeldey,
Und der darf den Osafs Kaffee holen.

Und Herr Heye schreibt das Volk k. v.
Und Herr Seeckt kennt keine falsche Gnade
Und Herr Hugenberg dreht Wochenschau:
„Große Auwi-Schloßplatz-Wachtparade".

Täglich werden Scheiben eingehaun,
Daß die Jugend auch regieren lerne.
Alle Synagogen streicht man braun.
Und der Reichstag wird S.A.-Kaserne!

Karl Schnog

Hinweise der Redaktion

Berlin

Gruppe Revolutionärer Pazifisten und Gesellschaft für politische Theorie. Freitag 20.00, Café Adler am Dönhoffplatz (Kommandantenstr. 84). Oeffentlicher Aussprache-Abend: Reformation der marxistischen Ideologie? Es sprechen: Willi Eichler (ISK), Kurt Hiller, M. Natrowski.

Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft. Freitag 20.00. Breitkopf-Saal, Steglitzer Straße 35: Heilung des Kriminellen durch Psychoanalyse, Hugo Staub.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (15.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Das Ende der französischen Revolution, Hans Rehfisch.

Hamburg

Gesellschaft der Freunde zur Förderung des jüdischen Siedlungswerkes in der UdSSR. Montag (15.) Konventsgarten, Theatersaal 20.15: Die Krise des Kapitalismus und die Lösung der Judenfrage, Otto Heller.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag (16.) 20.00. Volksheim, Eichenstr. 61 (Saal). Eiserne Front — oder Rote Einheitsfront gegen den Fascismus, Oskar Seipold (M. d. L.)

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 20.15: Kommunismus und Eigentumsbegriff, Hermann Dunker, Alfons Goldschmidt und Resch. — **Mittwoch.** Berlin 22.30: Tonfilmausschnitt aus den Völkerbundsverhandlungen. — **Donnerstag.** Berlin 17.30: Hans G. Brenner liest. — Mühlacker 22.15. Siegt der Autarkie-Gedanke im britischen Reich? Ein Zeitbericht von Actualis. — **Freitag.** Hamburg 21.00. Paulskirche Frankfurt a. M. von Rudolf Frank und Georg Lichey. — **Sonnabend.** Berlin 18.35: Redensarten, Herbert Ihering.

Antworten

Redaktion ‚Der Neue Weg'. Sie ersuchen uns zu der Antwort „Schauspieler" aus der vorigen Nummer um die Aufnahme der folgenden Feststellung: „Die Ausführungen des Bezirksverbandes Berlin im ‚Neuen Weg' sind nichts andres als eine Berichterstattung über das für die Mitglieder Wissenswerte, wie sie periodisch von allen Bezirksverbänden erfolgen. Sie stehen in keiner Verbindung mit der Eröffnung des ‚Klubs der Bühnen- und Filmangehörigen'. Der Artikel war längst geschrieben und gesetzt, ehe überhaupt die Einladung zur Eröffnung dieses Klubs hier einging, wie auch aus der Erscheinungszeit des ‚Neuen Weg' hervorgeht. Der Inhalt bezieht sich auf nichts andres als auf die Erfahrungen der Vergangenheit. Jede andre Insinuation ist willkürlich und bösartig. Sie wünschen etwas mehr Ritterlichkeit im gewerkschaftlichen Kampfe? Wir auch. Doch warum stellten Sie diese Forderung nicht schon auf, als von der von Ihnen immer wieder geförderten Gruppe ehrenrührige Verleumdungen auf die Leiter der Genossenschaft losprasselten? Da Sie einen Wunsch aussprechen, muß uns dies auch freistehen, und wir wünschen etwas mehr Objektivität gegenüber der Genossenschaft, die — nebenbei bemerkt — auch zu der linken Seite gehört, gegen deren Zerklüftung Sie auf den vordern Seiten Ihres Blattes mit Recht ankämpfen, die Sie aber durch derartige Glossen erheblich fördern." Wenn der fragliche Artikel längst vor der Eröffnung des ‚Klubs der Bühnen- und Filmangehörigen' geschrieben und gesetzt war, so beneiden wir Sie um Ihre prophetische Gaben. Welcher Hanussen könnte damit konkurrieren? Wir sind objektiv genug, Ihnen wenigstens diesen Vorzug zuzugestehen,

Freifrau von Bissing. Sie haben, wie die ‚Kieler Neusten Nachrichten' vom 31. Januar melden, in der dortigen Ortsgruppe des Deutschen Offiziersbundes einen Vortrag über „Wehrhaftigkeit im Volke" gehalten und dabei ausgeführt: „Der Kampf gilt besonders den ‚Ismen', wie Pazifismus, Internationalismus und Bolschewismus. Diese Gifte müssen aus dem Volkskörper beseitigt werden und die Frauen könnten hier viel mehr geben und mehr sein. Das ist die vertikale Arbeit an der Wehrhaftmachung des deutschen Volkes." Entschuldigen Sie die neugierige Frage: was ist denn nun aber die horizontale Arbeit?

Walter Mehring. Sie schreiben uns: „Über das Cabaret hat in der letzten ‚Weltbühne' Friedrich Holländer geplaudert und dabei vermerkt: ‚Heute noch gültige Musik im Cabaret machte zu dieser Zeit nur einer: Bruant in Paris, der mit seinen stampfenden, revolutionierenden Rhythmen die Menge aus Liedern zu Taten hinriß.' Das klingt zwar sehr schön, stimmt aber nicht. Bruant war ein prächtiger Chansonnier, doch weder hat er in seinen Liedern stampfende Rhythmen gebracht, sondern — wie seine Kollegen Botrel und der père Frédé — als Mittel die Monotonie alter Choräle verwandt. Noch hat er je die Menge aus Liedern zu Taten hingerissen. Obwohl er als Stoffgebiet stets das Leben der Lumpenproletarier wählte, ist er zeitlebens ein Reaktionär geblieben, der Zola verleumdet, den Generalstreik gehöhnt und zum Kriege gehetzt hat. Aus Bruants ‚Mirliton', aus der ganzen Monmartreliteratur des ‚Club des Hydropathes', des ‚Chat noir' ist ein übler Amüsierbetrieb geworden für Cookspießer, die das Gruseln lernen möchten; Ausbeute fixer Verdiener, die als Attraktion Gesinnung mimen. Revolutionierende Rhythmen, die stammen von Clément, von Pottier, der außer der Internationale ein großes Repertoire sehr unbequemer, zur Tat hinreißender Sänge geschaffen hat. Nicht zu vergessen der noch lebende, alte, jugendliche Montéhus, Anarchist, Liebling des pariser Proletariats, der mit seiner Truppe, seinen Stücken und Liedern gegen Imperialismus, Krieg und Kapital allabendlich in den Vorstädten auftritt."

Internationale Arbeiter-Hilfe. Im Neuen Deutschen Verlag ist aus Anlaß eures zehnjährigen Bestehens ein Rückblick auf eure Arbeit erschienen. Das Buch, betitelt „Solidarität" und von Willi Münzenberg herausgegeben, vermittelt einen sehr interessanten Einblick in die Vielseitigkeit und die Schwierigkeit eurer Tätigkeit. Eine große Anzahl von Dokumenten und Bildern unterstreicht die Schilderung. Alfons Goldschmidt hat hier vor längerer Zeit eure Arbeit gewürdigt. Wer wissen will, wie diese verläuft, was ihr in den zehn Jahren geleistet habt, mit welchen Widerständen ihr kämpfen mußtet, der sei nachdrücklichst auf diese Publikation verwiesen.

Theaterfreund. Zu der beabsichtgten Schließung des Schiller-Theaters hat das künstlerische Personal der Staatsbühnen eine Resolution angenommen, aus der wir entnehmen, daß die als notwendig bezeichneten Maßnahmen nicht gerechtfertigt sind. Vierundzwanzig Kräfte sollen entlassen werden. Diese mehr als vierzigprozentige Verminderung des künstlerischen Personals geht weit über das durch die Schließung des Schillertheaters bedingte Maß hinaus, was auch daraus erhellt, daß der nunmehrige Bestand tief unter der vor der Übernahme des Schillertheaters üblichen Stärke liegt. Dieser Abbau bedeutet eine Schädigung des Ensemblegedankens. Darüber hinaus aber richten sich die Kündigungen in erheblichem Maße gegen Mitglieder, die zum Teil seit Jahrzehnten am Staatstheater sind, deren materielle Existenz mit der Entlassung vollständig vernichtet wäre, da es für sie kaum eine Möglichkeit unterzukommen gibt. Die Entschließung fordert in erster Linie, daß alle für das Ensemble im Etat vorgesehenen Geldmittel restlos der Erhaltung und dem Ausbau des Ensembles zugute kommen sollen. Selbstverständlich müsse auch der Drosselung des Personaletats entgegengearbeitet werden. Schließlich erhebt die Künstlerschaft die Forderung, die beschlossene Abstoßung des Schillertheaters rückgängig zu machen. Uns scheint, daß trotz den sicher sehr unerfreulichen finanziellen Verhältnissen in Preußen ein Weg gefunden werden könnte, diesen Kulturabbau zu verhindern. Sollte dies aber ganz und gar unmöglich sein, dann müßten sich zumindest gewisse Härten vermeiden lassen.

Ernst Toller. Sie haben hier in der Nummer 41 des vorigen Jahres den Mordprozeß „Ridel-Guala" behandelt und dabei auf die Grausamkeit hingewiesen, die die Benutzung des sogenannten Gatters im schweizerischen Strafvollzug darstellt. Dazu teilt uns die Schweizerische Liga für Menschen- und Bürgerrechte mit, daß sie und andre Stellen auf Grund dieses Artikels bei der Direktion des Zuchthauses in Thorberg interveniert haben. Diesen Interventionen, und damit also in erster Linie Ihnen, ist es zu verdanken, wenn das Gatter in Thorberg heute verschwunden ist.

Leser in Tel-Awiw. Wenn Sie nach Rußland reisen wollen, so wenden Sie sich an das nächste Intourist-Bureau, das heißt also nach Persien: Teheran, Khiabane, Chah-Adad Nr. 73.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Gedanken eines Zivilisten von Carl v. Ossietzky

Herr Minister Groener hat jetzt durch einen Erlaß festgestellt, daß Nationalsozialisten Angehörige der Reichswehr werden können. Die einzige Partei, der es verwehrt ist, ihre Leute in die Reichswehr zu schicken, ist also die KPD. Genauer gesagt: da die Rekrutierung der Reichswehr bisher ziemlich ausschließlich von der rechten Seite her besorgt wurde, so bestätigt der neue Erlaß Groeners nur einen alten Zustand. Überraschend ist also nur die sehr schroffe Form der Verfügung und der Zeitpunkt. Gute Menschen sind bisher der Meinung gewesen, der Reichswehrminister befinde sich in vollem Kampf gegen die Nationalsozialisten, so wie etwa zur Zeit des Scheringer-Prozesses. Wie kann man indessen die Reichswehr den Anhängern eines Mannes sperren, mit dem es sich so angenehm frühstücken läßt? Groener und Schleicher standen in einem lebhaften Konflikt zwischen ihren Pflichten als Amtspersonen und als Gastgeber, und schließlich siegte der Gastgeber. Von jetzt ab frühstückt die ganze NSDAP mit, und unter dem Tranchiermesser liegt die Deutsche Republik.

Zuerst hatten uns die Herren Sozialdemokraten und Demokraten gesagt, man muß Herrn Groener nur gewähren lassen, auch wenn sein Tun manchmal merkwürdig anmutet. Denn im Grunde meint er es gut, und er und sein Schleicher wollen die Naziführer nur in eine Falle hineinfrühstücken. Heute läßt sich diese gutmütige Lesart nicht mehr so leicht aufrechterhalten. Die innenpolitische Präponderanz des Reichswehrministeriums ist offensichtlich. Minister Groener fällt in seinen Erlassen Verdikte über politische Gruppen, die ihm nicht zusagen. Minister Groener läßt durch die Zensur in Rundfunk und Presse Stimmen unterdrücken, die ihm den Wehrinteressen nicht zuträglich scheinen. Minister Groener sichert einer Deputation unsrer jüdischen Mitbürger großmütig Schutz zu, weil ja auch die Juden im Kriege für Deutschland geblutet haben. Man beachte dies köstliche „weil"! Die ganze verquere Welt- und Staatsauffassung eines Berufsmilitärs liegt darin.

Kurzum, der Diktatur Hitlers zu entgehen, sind wir allgemach unter die Diktatur Groeners gerutscht. Die bürgerliche Republik wird damit zu einem etwas ungepflegten Supplement des militärischen Ressorts. Die liberalen und sozialistischen Bürger nehmen diesen Zustand wie eine Art Fatum hin, und selbst das Reichsbanner protestiert schwächlich genug gegen jenen Erlaß Groeners, in dem diese friedfertige Gemeinschaft mit den langen Messern von Boxheim auf eine Stufe gestellt wird. Dabei ist kaum jemals in Deutschland eine politische Richtung, der schließlich hunderttausende angehören, die täglich in Versammlungen und Proklamationen ihre Treue zu dem Staat versichern, dessen Minister Herr Groener ist, in einer so grobschlächtigen Weise nach Hause geschickt worden. Deutlicher konnte es der Herr

Minister nicht sagen, daß ihm die Staatstreue keinen Pfifferling gilt. Wir wollen nicht mit dem Reichsbanner hadern, das sich solche Behandlung gefallen läßt, nur unsre Verwunderung aussprechen über einen Minister, der sich so unklug decouvriert. Herr Groener gehört in Deutschland trotz seinen fleißigen Rundfunkreden nicht zu den populären Männern. Für die breiten Massen ist er nur ein Bureaugeneral, eine Art von Obergendarm ohne besondres und eignes Gesicht, Diener eines fatalen und reaktionären Ordnungsbegriffes, der immer wieder in Gegensatz geraten muß zu dem lebendigen Freiheitswillen des Volkes, das zwar nicht grade einheitlich fühlt und denkt, sich in der Abneigung gegen den Obrigkeitsstaat alten Musters dennoch begegnet.

Herr Groener ist heute in legalster Form Inhaber aller Gewalt, wie es vor ihm nur einmal der General von Seeckt gewesen ist. Aber 1923 wußte man, daß dieser Zustand ein zeitlich begrenzter war und mit der zunehmenden Stabilisierung sich selbst aufheben würde. 1932 sind alle andern konstitutionellen Autoritäten erschüttert, der Reichstag ist nur noch ein Schatten seiner selbst, und gegen die gemäßigte Diktatur der Reichsregierung stehen die Ansprüche des Fascismus auf eine höchst ungemäßigte. Groener kann sich also für längere Zeitdauer einrichten und damit wird auch die Frage nach dem Sinn und Zweck dieser Diktatur akut.

Neben dem italienischen Fascismus oder den Diktaturen in Polen oder Ungarn nimmt sich die Groener-Diktatur bis auf weiteres natürlich noch recht zahm und leidlich zivilisiert aus. Zugleich aber wird offenbar, daß sie, in Parallele gestellt mit andern Diktaturen, die ödeste und sinnloseste ist. Während selbst die Horthy, Pilsudski oder Zivkovich doch mehr oder weniger einem volkstümlichen politischen Gedanken dienen oder zu dienen vorgeben, entbehrt die Diktatur Groeners völlig eines solchen höhern Motivs. Sie ist nicht mehr als eine reine Ressort-Diktatur. Sie kennt kein höheres Ziel, als die Sonderansprüche der Reichswehr möglichst geräuschlos und als Allgemeininteresse getarnt durchzusetzen. Sie dient nur dem Zweck, das Expansionsstreben des militärischen Kanzleibetriebs möglichst schnell und sicher zu fundamentieren. Mehr nicht als eine sehr energische, sehr rücksichtslose Interessenwahrnehmung, kein geistiges Motiv, kein erregender politischer Gedanke und erst recht kein Ziel. Der in den Mittelpunkt gerückte Kriegsminister benutzt die günstige Gelegenheit, um aus dem Staat herauszuholen, was nur herauszuholen ist, und zugleich mit den Mitteln des Staates diejenigen beiseite zu schieben, die diesen megalomanen Ressortansprüchen noch immer Widerstand leisten oder wenigstens auf Kontrolle dringen.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Taktik beste Tradition hat. In den meisten Ländern fühlt sich ja die Armee als das Zentrum aller Dinge, als der vornehmste Stand neben den Pygmäen im Zivilrock. Wenn, sagen wir, ein Postminister die Behauptung aufstellen wollte, er repräsentiere mit seinen Schalteroffizials und Briefboten die edelste Blüte der Nation, und alles habe sich den Interessen des von ihm verwalteten

Amtes unterzuordnen, und wollte er diese Ansprüche zugleich in herabsetzende Invektiven gegen die Brief- und Paketbeförderung andrer Länder kleiden, so würde ihm sehr schnell bedeutet werden, von seinem Platz zu verschwinden. Jedenfalls wäre der Zwischenfall baldigst und nicht ohne Gelächter erledigt. Nur einem bramarbasierenden Kriegsminister bleibt es vorbehalten, ernst genommen zu werden, mag er sich auch noch so absurd gebärden.

Es ist das stille Vorrecht der meisten Kriegsminister, gelegentlich den Mund etwas voll zu nehmen und sich und seine Leute als den Hort des besten und auserwähltesten Patriotismus zu feiern. Das kommt auch in Ländern mit guter demokratischer Tradition vor. Dort ist der Kampf zwischen Militär- und Zivilgewalt schon historisch geworden und zugunsten des bürgerlichen Elements entschieden. Dort ist der Patriotismus im allgemeinen bereits in eine feste Form gegossen, und selbst seine gelegentlichen Exzesse tun aus diesem Grunde nicht mehr weh. Kein Kriegsminister würde es dort wagen, Leuten, die seine Politik nicht gutheißen, die anständige nationale Gesinnung abzusprechen. Aber Deutschland ist ohne freiheitliche Tradition, ihm fehlt das wirkliche Bürgerbewußtsein, ihm fehlt der Stolz des Zivilisten gegenüber der Uniform. Immer wieder ist den deutschen Untertanen in der Kaiserzeit eingebleut worden, daß es ein Frevel am Volke sei, dem Militarismus irgend etwas zu verweigern. Das ist in der Republik um kein Jota besser geworden, im Gegenteil. Und diese Situationen benutzen nun seit zehn Jahren die Reichswehrchefs, um dem Herrschaftswillen ihres Amts immer neue Gebiete zu unterwerfen und sich in Dinge einzumischen, die sie nicht das mindeste angehen. Wir haben es zum Beispiel erlebt, daß General von Seeckt gern auf eigne Faust Außenpolitik trieb. Damals erhoben Stresemann und zahlreiche bürgerliche Politiker, denen es durchaus nicht an starkem deutsch-patriotischem Gefühl im herkömmlichen Sinne fehlte, Einspruch und wiesen den General in seine Schranken zurück. Heute jedoch kommt das nicht mehr vor, und es ist auch gar nicht mehr nötig, weil sich die Außenpolitik in aller Ruhe dem Reichswehrministerium angepaßt hat. Wir können seit Stresemanns Tode die Linie verfolgen, wie die Außenpolitik immer mehr ihren soliden Boden verließ und sich in einen Programm-Nationalismus verlor, wie er grade von der Reichswehr und ihren öffentlichen und privaten Hilfsorganen gepflegt wird. Heute sind wir so weit gekommen, daß der sogenannte Wehrgeist ausschließlich im Mittelpunkt der Politik steht; der Staatsbürger wird nicht mehr danach gefragt, wie er es mit der Republik hält, sondern ob er „wehrfreudig" ist. So sah sich also auch Herr Groener um, und obgleich auf der Linken der Nationalismus gar nicht so schlecht entwickelt ist, schien ihm doch die Rechte zu größern Hoffnungen Anlaß zu geben, auch fand er dort die „Wehrfreude" höher entwickelt. So wurde aus dem vor ein paar Jahren noch viel gefeierten republikanischen General Groener ein Minister, der die Rechte poussiert, der sich als natürliche Brücke zur Reaktion fühlt, der den Nationalsozialisten die Reichswehr öffnet

und, um den neuen Freunden ein kleines Sondervergnügen zu bereiten, nicht davor zurückschreckt, die alten Verbündeten zu verunglimpfen und den Boxheimern gleichzusetzen.

Das ist ja das Eigentümliche der Diktatur Groeners. Sie ist an sich gar nicht bösartig, sie führt höchstwahrscheinlich gegen Republik und Verfassung gar nichts Übles im Schilde, denn das hieße Nachdenken voraussetzen, Pläne, also etwas, das man ihr nicht so ohne weiteres zutrauen darf. Mit solchen intellektuellen Scheußlichkeiten hat sie nichts zu tun. Sie will nicht mehr als die möglichst weitgehende Sicherung des Ressorts Reichswehr, sie sucht Alliierte, die beim Wehretat keine Sperenzien machen, sie sucht Anschluß an militärbegeisterte Schichten, die ihr für die Rekrutierung besonders geeignet erscheinen. Daß dabei in aller Ruhe der republikanische Staat seinen Feinden ausgeliefert wird, das scheint Herrn Groener, diesen jovialsten und pausbäckigsten aller Tyrannen gar nicht weiter zu stören. Hauptsache, daß sein liebes Militär das Seinige erhält. Auf diesem Wege entfernen wir uns immer weiter von den bürgerlichen Voraussetzungen unsrer Staatspolitik, geraten wir in Intrigenspiele hinein, die zu meistern der Scharfsinn der Herren Generale gar nicht imstande ist, geraten wir mit dem freundlichen Herrn Groener immer tiefer in Irrwege hinein, die mit dem Abgang Seeckts und Geßlers für erledigt gehalten wurden.

So scheint es das ewig gleichbleibende deutsche Schicksal zu sein, über die geistigen Formen des Militärstaates nicht hinauswachsen zu können. Aber trotzdem sind hier noch einige Unterschiede zu beachten. Das bismarcksche Kaiserreich ist ein Militärstaat gewesen kraft eines natürlichen Schicksals. Es ist auf dem Schlachtfelde geboren, und es setzte damit nur die alte brandenburgisch-preußische Tradition fort, deren Entwicklung nicht friedliche Politik bestimmt hat sondern der Krieg. Die deutsche Republik aber ist aus einem entgegengesetzten Prinzip heraus entstanden. Sie ist nämlich das Produkt eines verlorenen Krieges. Sie ist errichtet auf den Trümmern eines Systems, das mitten in einer kaum zu bewältigenden kriegerischen Aufgabe zusammengebrochen war. Die Republik muß also, wenn sie leben will, diesem entgegengesetzten Prinzip Rechnung tragen. Der Kriegsminister der deutschen Republik müßte es wissen, daß die Einmauerung der kriegerisch-militaristischen Tradition in den Bau des neuen Staates ein Gegenprinzip bedeutet, das er nicht tragen kann, ohne an diesem Widerspruch zugrunde zu gehen. Weiß der Herr Minister das nicht, so ist er untauglich, die kleine in Vertragsgrenzen gehaltene Wehrmacht zu leiten, der alles zu einer kriegsfähigen Armee fehlt und die viel mehr das Symbol staatlicher Hoheit darstellt als eine zu militärischer Leistung bestimmte Truppe.

Die Reichswehr zur Verlängerung der alten Armee stempeln zu wollen, das ist ein wahrhaft strafwürdiges Vergehen gegen den Geist des neuen, des nachkaiserlichen Staates. Das heißt aber auch die Entwicklung verkennen, die Deutschland in ganz andre Bahnen gewiesen hat als in die, seine Stellung mit dem Schwerte zu behaupten oder zu vergrößern. Gemessen

an den andern Institutionen Deutschlands, gemessen an den wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben andrer Organe des Staates nimmt die Reichswehr sogar einen höchst bescheidenen Platz ein. Sie ist nicht Mittelpunkt, ist nirgendwo ausschlaggebend. Sie besitzt weder geistig noch zahlenmäßig den Rang, um eine zentrale Machtstellung zu beanspruchen. Sie ist nicht mehr als eine Nebensache.

Einer Armee, die gesiegt hat, die mit umkränzten Trophäen zurückkehrt, mag man mit einigem Recht Herrschaftsansprüche nachsehen. Vielleicht auch einer Armee, die fest in einer sichern Tradition ruht und von der man nach altem Ruhm neue Bewährung erwarten kann. Aber eine Armee, die durch einen Friedensvertrag oktroyiert ist, die die ersten Beweise ihrer Tüchtigkeit ausschließlich in Bürgerkämpfen gegeben hat, kann nicht den moralischen Anspruch erheben, Gegenstand der allgemeinen Kristallisation zu sein.

Die Reichswehr ist ein sehr neues Produkt. Kein romantischer Schimmer ist um sie, kein bißchen Glorie, kein Mythos. Kurz nichts, was eine Armee den Herzen aller Köchinnen und Zeitungsschreiber teuer macht. Ihr Geltungsbedürfnis steht in einem grotesken Mißverhältnis zu ihrer Funktion. Es ist ein Unding, daß sich Herr von Schleicher zum Lord-Protector der innern Politik aufwirft und sich jeder Schnösel von Leutnant wie ein kleiner Coriolan gebärdet.

Die Reichswehr ist nur eine Behörde wie andre auch, mehr nicht. Und eine Behörde hat sich dem Ganzen unterzuordnen und keine übertriebenen Geltungsansprüche zu stellen. Was würde man eigentlich dazu sagen, wenn eine so segensreich wirkende Einrichtung wie die Feuerwehr plötzlich politische Prätentionen anmelden wollte? Man würde wahrscheinlich ihren Chefs bedeuten, sich möglichst umgehend mit ihren eignen Kaltwasserspritzen zu behandeln. Aber die Reichswehr darf das, obgleich sie ohne Zweifel lange nicht so nützlich gearbeitet hat und lange nicht so tief in die Popularität eingegangen ist wie die Feuerwehr.

Wahrscheinlich wird man entgegenhalten, daß ein solcher Vergleich etwas despektierlich sei. Nun, demgegenüber müssen wir darauf verweisen, daß Herr Groener in seinem berühmten Erlaß ja selbst eine Analogie gefunden hat, die im Sinne des stolzen Soldatenstandes nicht besonders erhebend ist. Groener hat nämlich, um die Unabweisbarkeit der Einstellung von Nationalsozialisten in die Reichswehr kundzutun, ein Reichsgerichtsurteil herangezogen, das sich gegen eine kieler Werft richtet, die Arbeiter wegen ihres Bekenntnisses zum Nationalsozialismus vor die Tür gesetzt hatte. Wie gesagt, der Berufssoldat und namentlich der vom Leutnant aufwärts, wird den Vergleich mit einem so zivilen Erwerbsstand, wie es die Werftarbeiter sind, nicht grade mit heiterm Gesichte aufnehmen. Herr Groener hat mit einer Ironie, deren Zweischneidigkeit ihm wohl nicht recht zum Bewußtsein gekommen ist, seine tapfern Krieger mit Lohnarbeitern verglichen, und auf diesem Umwege auch so ziemlich das Richtige getroffen.

Diese ganzen Auseinandersetzungen würden unmöglich in einem Lande sein, in dem das Gefühl für bürgerliche Würde

etwas verbreiteter wäre. Dort bedeutet der uniformierte Soldat kein Problem mehr. Er ist ein Diener des Staates wie andre auch, nicht ein Aspirant auf die Alleinherrschaft, nicht einer, der den Marschallstab der Diktatur im Tornister trägt. Ob Herr Groener sich heute noch für einen guten Republikaner hält, weiß ich nicht und interessiert mich auch nicht. Aber er ist im Effekt ein eben solches Unglück geworden wie seine Vorgänger Noske und Geßler. Durch sein Double im Reichsinnenministerium ist ihm eine Allmacht zuteil geworden, die den schönsten Ausblick eröffnet. Muß erst eine deutsche Dreyfus-Affäre kommen, um die politisierende Schleicher-Kamarilla in der Bendler-Straße zum Platzen zu bringen? Bereitet sich Groener auf die Rolle des Generals Mercier vor?

Tardieu und Brüning von Hellmut v. Gerlach

In den französischen Wahlkämpfen haben oft die „Manoeuvres de la dernière heure" eine peinliche Rolle gespielt: jene am Wahlmorgen auftauchenden verlogenen Flugblätter oder Anschläge voll persönlicher Infamien gegen den Gegenkandidaten, die nicht mehr widerlegbar sind, weil es an Zeit dafür fehlt. Sie haben schon manchen ehrenhaften Kandidaten zu Fall gebracht. Aber sie kehren sich im Endeffekt immer gegen die Partei ihrer Urheber. Mit Unlauterkeit macht man vielleicht einmal ein Geschäft. Aber man ruiniert damit die Firma.

Die Einführungsrede, die Tardieu in Genf gehalten hat, war ein „Manoeuvre de la première heure" voll seltsamer, fast zauberhafter Einprägsamkeit. Vielleicht wirklich in erster Linie nur als Manöver gedacht, um Frankreich die führende Rolle auf der Konferenz zu sichern. Aber solcher Gedanke oder Hintergedanke könnte nicht als Unlauterkeit bezeichnet werden, wenn er nur verbunden ist mit der ehrlichen Absicht, die Rüstungslasten der Welt zu mindern und die Friedensgarantien zu vermehren.

Tardieu ist kein Mann von Grundsätzen, aber ein Staatsmann beachtlichen Formats. Er weiß, daß die Völker der Erde, das seine voran, nach Dauerfrieden lechzen, und daß grade Vorgänge wie die schauerlichen in Ostasien das Sehnen der Welt nach einer wirklichen Friedensgarantie verzehnfachen. Darum wirft er einen zwar nicht neuen, aber in diesem Augenblick als neu wirkenden Gedanken in die von Pessimismus durchsetzte genfer Atmosphäre. Er verkündet den Willen Frankreichs, alle Staaten der Erde der Angriffswaffen zu entkleiden, das Monopol dieser gefährlichsten Werkzeuge dem Völkerbund zu überweisen und ihm außerdem eine bewaffnete Truppe zur Verfügung zu stellen.

Bisher ist der Kellogg-Pakt eine lex imperfecta, ein Verbotsgesetz ohne Strafandrohung, ein Messer ohne Klinge.

Durch den Antrag Tardieu soll ihm eine scharf schneidende Klinge gegeben werden.

Empört lehnte die deutsche Presse, bis weit in die Kreise der Linken hinein, die französische Anregung ab. Sie lehnt

ja alles ab, was „Made in France" abgestempelt ist. Das Wort vom Erbfeind ist ein bißchen aus der Mode gekommen. Der Begriff noch nicht.

Auch Brüning scheint den französischen Vorschlag grundsätzlich zu verwerfen. Wenigstens kann man die Stelle seiner Rede kaum anders verstehen, wo er von dem „pflichtgemäßen Widerstand gegen Vorschläge" spricht, „die eher einer Umgehung als einer Verwirklichung des Konferenzziels dienen".

Ob sich der französische Antrag auf der Abrüstungskonferenz ganz oder auch nur teilweise verwirklichen läßt, steht dahin. Die technischen Schwierigkeiten für die Schaffung einer Völkerbundsarmee sind fast überwältigend. Wer soll sie befehligen? Wo soll sie garnisonieren? In welcher Sprache soll sie kommandiert werden? Solche und ähnliche Fachfragen tauchen zu hunderten als ebenso viele Steine des Anstoßes auf.

Aber alle technischen Schwierigkeiten können überwunden werden, wenn der Wille dazu da ist. Sie müßten überwunden werden, wenn die Völkerbundsarmee das einzige oder wenigstens das beste Mittel wäre, den Weltfrieden zu sichern.

Alle Leute, die überhaupt denken können, sind sich darüber klar, daß die Abrüstungskonferenz keinesfalls die Weltabrüstung sondern bestenfalls eine gewisse Rüstungsminderung bringen kann.

Jede Rüstungsminderung ist vom Standpunkt der Steuerzahler aus mit Freuden zu begrüßen.

Unter dem Gesichtspunkt des Pazifismus bedeutet sie nicht allzuviel, wenigstens nicht für den Augenblick. Sie mindert nämlich die Gefahr von Kriegen zunächst kaum. Wenn jedes Land in Zukunft 25 Prozent weniger Truppen hat als bisher, kann es mit den verbleibenden 75 Prozent noch ebenso gut Krieg führen wie mit den 100 Prozent. Seine Siegesaussichten sind durch die Reduktion in keiner Weise vermindert, da ja der Feind in seiner Truppenstärke genau um denselben Prozentsatz geschwächt ist.

Wenn alle Pazifisten trotzdem leidenschaftlich für eine Rüstungsminderung eintreten, so aus einer psychologischen Erwägung heraus. Sie sagen sich, daß eine Herabminderung der Rüstungsbudgets um zunächst vielleicht nur 25 Prozent den Völkern den überzeugenden Beweis liefern würde, daß es mit weniger Heeresausgaben ebenso gut, ja besser als zuvor gehe. Und dann würden die Völker selbst, die aus Steuerzahlern zusammengesetzt sind, schon nach wenigen Jahren stürmisch von ihren Regierungen und ihren Generalstäben verlangen, in der Schmälerung der Rüstungsausgaben fortzufahren. Warum nur 25 Prozent weniger? Warum nicht 50 Prozent? Warum nicht 75 Prozent?

Hat erst der Einbruch der Abrüstungsvernunft in den Rüstungswahnsinn begonnen, so wird ganz automatisch im Verlauf nicht allzu langer Zeit der ganze nationale Rüstungsgedanke zusammenbrechen. Er wird zertrümmert werden von dem übereinstimmenden Willen aller Menschen, möglichst wenig Steuern zu zahlen.

Jede nationale Armee ist oder kann wenigstens ein Instrument des nationalen Egoismus werden. Also ist sie eine Kriegsgefahr.

Der ewige Friede, den Immanuel Kant forderte, wird erst gesichert sein, wenn die nationalen Armeen restlos verschwunden sind.

Sie können nur verschwinden, wenn die Sicherheit jedes einzelnen Volkes garantiert ist durch das Vorhandensein einer internationalen Schutztruppe.

Bisher lautete die deutsche These: Abrüstung der andern! Und die französische: Erst Sicherheit, dann Abrüstung!

Gibt es zwischen These und Antithese eine mögliche Synthese?

Wer nur die Reden Tardieus und Brünings einander gegenüberstellt, möchte daran verzweifeln.

Brünings Rede hat in Genf viel Beifall gefunden. Er galt mehr dem Mann als dem, was er sagte. Brüning genießt in der ganzen Welt den Ruf eines ehrlichen und anständigen Mannes, der ein Volk zu vertreten hat, dessen Not unermeßlich groß geworden ist. Seine Ausführungen wurden als unbedingt aufrichtig empfunden.

Was die kritisch veranlagten Politiker und Staatsmänner vermißten, war der greifbare Kern. Tardieu hatte positive Vorschläge gemacht, die man vielleicht bekämpfen kann, aber zu denen man unbedingt Stellung nehmen muß. Deutsche Vorschläge waren in Brünings Rede nicht enthalten.

Sie kommen natürlich noch, sehr bald wahrscheinlich. Aber Frankreich hat den Vorteil der Initiative. Dasselbe Frankreich, von dem man in Deutschland geflissentlich die Meinung zu verbreiten gewußt hatte, daß es nach Genf lediglich gehe, um die Abrüstung zu sabotieren. Nun kommt es mit einem verwünscht realen Programm, während sich bisher Deutschland auf den Ausdruck einer, an sich lobenswerten Gesinnung beschränkt hat.

Die deutsche Regie hat wieder einmal versagt.

Die deutsche Delegation käme jedenfalls in eine sehr schlechte Position, wenn sie sich darauf beschränkte, alte, längst vorbereitete Kolleghefte zu verlesen. Die internationale Lage ist in Genf durch Tardieus mindestens taktisch überaus geschickten Vorstoß ganz verändert, und nicht grade zugunsten Deutschlands. Ein einfaches Nein Tardieu gegenüber würde uns zwar nicht völlig isolieren, aber wahrscheinlich das Scheitern der Konferenz bedeuten und uns einen erheblichen Teil der Verantwortung dafür aufbürden.

Die alte deutsche These muß mit Rücksicht auf die modifizierte französische These auch ihrerseits modifiziert werden.

Völlig unklar ist bei allen französischen Ausführungen geblieben, ob Frankreich gewillt ist, eine fühlbare Minderung seines nationalen Heeresbudgets zuzugestehen. Das ist der schwache Punkt in seiner Stellung. Hier gilt es, einzuhaken. Wenn wir hier einhaken, haben wir die Sympathien aller Völker auf unsrer Seite. Denn alle erwarten von der Abrüstungskonferenz vor allem, daß die 20 Milliarden Mark jährlicher

Rüstungsausgaben, die die von der Wirtschaftskrise erschütterte Welt sich heute noch leistet, um einen erheblichen Bruchteil vermindert werden. Eine Minderung um 25 Prozent würde als erheblich empfunden werden. Sie würde einen moralischen Triumph für die Konferenz und einen Sieg des Völkerbundsgedankens bedeuten.

Natürlich erheischt die allgemeine Herabsetzung der Rüstungsausgaben zu einem bestimmten Prozentsatz die Einsetzung einer internationalen Instanz zur Kontrolle, ob die Herabsetzung auch überall ehrlich durchgeführt wird. Den Militärs ist vom Kriege her das Tarnen ja zur zweiten Natur geworden.

Wenn wir Frankreich gegenüber auf einer Minderung aller und damit auch seiner eignen Rüstungsabgaben bestehen müssen, so müssen wir andrerseits positiv Stellung nehmen zu den großen Aspekten in Tardieus Programm: Schaffung einer bewaffneten Macht für den Völkerbund, Stellung der schweren Angriffswaffen zur Verfügung des Völkerbundes, Internationalisierung der gesamten zivilen Luftschiffahrt zugunsten des Völkerbundes.

Bisher hat man von Brüning und Tardieu den Eindruck: zwei Schachspieler, jeder bemüht, den andern matt zu setzen.

Für eine Abrüstungskonferenz wäre es zweckmäßiger, wenn sich der deutsche und der französische Staatsmann in dem Geiste zusammensetzten, in dem einst in Thoiry Stresemann und Briand gemeinsam Forellen aßen.

Dreh dich hin, dreh dich her — kleine Wetterfahne —!

von Theobald Tiger

Der Zeitungsverleger Mülvoß, als welcher ein krummer Jid,
sprach: „Wissen Se — ich bin nämlich Antisemit!
Sie haben eben keinen Sinn für Wehrhaftigkeit!
Ich und mein Blatt, wir gehen mit unsrer Zeit!
Mit der Zeit muß man mitgehn!"

Und es erhob sich ein Wispern im Blätterwalde.
Und jeder Mitarbeiter fühlte: Warte nur, balde...!
Und die Redakteure bildeten sich im Kunstfliegen aus,
und je jüdischer einer hieß, desto raußerer flog er raus.
Mit der Zeit muß man mitgehn.

Und siehe, es entdeckten manche Spitzen der Verlegerei,
daß es mit dem Militarismus gar nicht so böse sei.
Denn wer nicht reiten kann, der ist entweder Pazifist,
oder er bewundert alles, was ein Kommißknopp ist.
Mit der Zeit muß man stramm stehn.

Aber denkt denn der Druckereibesitzer von solchem Blatt,
daß der Adolf Hitler so ein kurzes Gedächtnis hat?
Und nimmt nichts mehr krumm?
Dumm ist er ja. Aber so dumm...!
Und das ist das Beschämende an diesem Gesindel, das den Fascismus stützt:
daß ihm der Umfall auch nicht das geringste nützt.
Mit der Zeit werden sie eingehn.

Schneider-Creusot von W. Colepepper

Im Fernen Osten wütet der Krieg. Der Völkerbund demonstriert seine Ohnmacht. Amerika und England werden nervös und protestieren in Tokio. Nur Frankreich allein, dessen Interessen in China mindestens ebenso bedroht sind wie die Londons und Washingtons, scheint sich um die Vorgänge in China nicht kümmern zu wollen; seine Proteste in Tokio sind nur formelle Kundgebungen. Und diese Nachsicht der Regierung Laval-Tardieu-Flandin gegenüber Japan hat im Ausland Anlaß zu der Vermutung gegeben, daß ein Geheimvertrag Frankreich mit dem Mikado verbinde.

Das ist vielleicht etwas übertrieben und daher leicht zu dementieren. Nichtsdestoweniger gehen Gerüchte um, deren Glaubwürdigkeit nicht immer leicht zu prüfen ist. Es wird behauptet, daß Frankreich in der Mandschurei Japan freies Spiel lasse als Tausch gegen eine ganz bestimmte Dienstleistung des japanischen Delegierten am Haager Gerichtshof während der Anschlußaffäre. Hält man dem entgegen: der japanische Richter am Haager Gerichtshof, Herr Adatschi, habe am 5. September für die Zollunion gestimmt, so wird man darauf zur Antwort bekommen, Adatschi sei Präsident des Gerichtshofes gewesen, und in manchen Fällen sei es klüger, die Freiheit seines Stimmrechtes beizubehalten. Andre behaupten, Japan hätte Frankreich seine Unterstützung bei der Abrüstungskonferenz versprochen. Eine dritte Version ist, Japan wäre durch die Bekämpfung der revolutionären Propaganda in Asien an Frankreich gebunden und hätte in Paris versprochen, bei der Verteidigung Indochinas mitzuhelfen.

Es wird auch davon gesprochen, Frankreich habe vergangenen Sommer Tokio Geld geliehen. Man gibt sogar Details an: genau 500 Millionen habe die „Caisse des Prêts et Consignations", ein Institut, das die Fonds der Sozialversicherungen verwaltet, durch die Vermittlung der Banque Franco-Japonaise ausgezahlt. Und es heißt weiter: 250 Millionen Francs seien von verschiedenen Banken geliefert worden, unter andern von der Banque des Pays du Nord, der Banque de l'Union Parisienne, in deren Aufsichtsrat sich Herr Schneider-Creusot befindet, und der Union Européenne Industrielle et Financière, die von ihm kontrolliert wird.

Ein altes französisches Sprichwort sagt, es gäbe keinen Rauch ohne Feuer. Wie steht die Sache also wirklich? Spielt Frankreich tatsächlich mit Japan ein abgekartetes Spiel, und wenn ja, welches sind die Tatsachen, die bewiesen werden können? Sagen wir es gleich: es gibt zahlreiche Beweise.

Tatsache ist, daß Frankreich und Japan in Asien gemeinschaftlich die revolutionäre Bewegung bekämpfen, daß die japanische Aktion in der Mandschurei die Sympathie der Regierung Frankreichs besitzt und daß nach der Privatmeinung des General Weygand „diese Aktion die Stellung der Zivilisation im Orient gegen den Bolschewismus stärkt". Mit andern Worten, Japan spielt im Osten die gleiche reaktionäre und antirussische Rolle wie Frankreich im Westen.

Zweite Tatsache ist, daß Frankreich in Asien nicht nur mit Japan verbündet ist sondern auch mit England, Holland und Siam, und daß eine Föderation der Kolonialmächte in Asien ganz gut eines der beweiskräftigsten Resultate der Abrüstungskonferenz sein könnte. Reiste nicht zu diesem Zweck Paul Reynaud, der Kolonialminister, im Herbst nach Indochina?

Dritte Tatsache: Aristide Briand beabsichtigte auf der November-Dezember-Tagung in Genf, dem Rat des Völkerbundes eine bewaffnete Intervention gegen Japan vorzuschlagen. Er mußte jedoch seinen Plan unter dem Druck der einflußreichsten Mitglieder der französischen Regierung aufgeben. Dies war das erste Mal, so wird behauptet, daß sich Briand bewußt würde, nicht mehr Herr über die französische Außenpolitik zu sein.

Eine vierte Tatsache ist nicht weniger wichtig: am 1. September 1931, das heißt, achtzehn Tage vor der Intervention Japans in China, veröffentlichte die ‚Revue Militaire Française', die unter dem Patronat des französischen Kriegsministeriums erscheint, einen sensationellen Artikel über den japanisch-chinesischen Konflikt. In den Kreisen dieser quasi offiziellen Revue erklärt man, der Artikel wäre etwas zu früh erschienen, besser gesagt, die japanische Intervention in China hätte eigentlich schon im August stattfinden sollen. Was folgt daraus: das Kriegsministerium wußte schon im August ganz genau, daß Japan in den nächsten Tagen in China einfallen werde. Die Erklärung, daß der bewußte Artikel durch die Ungeschicklichkeit eines Redakteurs zu früh eingerückt sei, ändert daran nichts; im Gegenteil: sie bestätigt doch nur diese Auffassung.

Fünfte Tatsache: die französische Regierung rührte sich erst, nachdem Japan in Schanghai gelandet und Nanking beschossen hatte. Man muß anerkennen, daß dieser Umstand die Voraussagen jener bestätigt, die schon im Dezember behaupteten, Frankreich werde erst dann wagen, Japans Vorgehen zu mißbilligen, wenn dieses den Vertrag, den es mit Paris abgeschlossen hatte, brechen sollte, das heißt, wenn es, über die Mandschurei und die Mongolei hinaus, Peking oder Schanghai bedrohte, sowie das Tal des Yang-Tse-Kiang, der den Weg nach Indochina eröffnet. Und wie kommt es, daß die vor einem Monat noch japanfreundlichen politischen Kreise Frankreichs heute erklären: „Japan ginge doch etwas zu weit"? Die Mandschurei war nicht zu weit, aber Schanghai . . .!

Schließlich ist eine sechste Tatsache auch nicht zu unterschätzen: von Anfang August an, das heißt, sechs Wochen vor Ausbruch des japanisch-chinesischen Konfliktes, arbeiten die Schneider-Creusot-Werke unter Hochdruck für Japan.

*

Kein andrer als Herr Eugène Schneider aus Creusot lenkt schon seit Jahren die Politik des französischen Kriegsministeriums; er hat noch mehr als die de Wendel und Briand besiegt; er will nun auch die Führung der Politik am Quai d'Orsay an sich reißen; in seiner Absicht liegt es, die Donauföderation zu schaffen; über ihn ist Herr Schober gestolpert; sein Ziel ist es, Europa in fünf oder sieben Jahren gegen Sowjet-

rußland zu organisieren und zu dressieren; und schließlich ist er der Inspirator der französischen Politik in Japan und China.

Man sagt, daß Japan französisches Geld durch die Vermittlung der Banque Franco-Japonaise bekam, die Filialen in Paris, Tokio, Kobe und Yokohama hat. Beruht dies auf Wahrheit? Die nächste Zukunft wird uns darüber aufklären. Doch eine Tatsache steht fest: der Präsident des Aufsichtsrates ist Herr Charles Dumont, Minister der Kriegsmarine und Frankreichs Delegierter bei der Abrüstungskonferenz. Doch noch schwerwiegender ist der Umstand, daß diese Bank von Herrn Schneider-Creusot kontrolliert wird, und zwar durch die Vermittlung seines Schwagers und Vertrauensmannes, des Grafen von Saint-Sauveur, und durch den frühern Botschafter Maurice Paléologue. Dieser Strohmann Schneiders sitzt auch im Aufsichtsrat der Union Européenne Industrielle et Financière, einer Schöpfung Schneiders, die Skoda und alle Rüstungswerke Ungarns, Jugoslawiens, Rumäniens und Polens kontrolliert.

Hat also Frankreich Japan Geld gegeben oder nicht, dies läßt sich nicht bestreiten: der Minister der Kriegsmarine steht in engster Verbindung mit jenen, die Japan Kanonen verkaufen. Man wird jetzt auch verstehen, warum die gesamte pariser Regierungspresse zusammen mit jener des Comité des Forges Japan hartnäckig verteidigt und sich bis zu der Behauptung versteigt, China habe Japan angegriffen, nicht umgekehrt.

Doch fehlt dieser Affäre noch die Pointe. Jeder ehrliche Kanonenfabrikant, der etwas auf sich hält, sei er nun Franzose, Deutscher, Engländer oder Amerikaner, hat eine heilige Pflicht: nämlich beiden feindlichen Teilen Waffen zu liefern. Und wir können sicher sein, Herr Schneider hat seine patriotischen Pflichten erfüllt. Einer seiner Strohmänner, Herr Litzellmann, dessen Bureau sich in den Schneiderwerken selbst befindet, vertritt seinen Herrn in der Société Franco-Chinoise des Constructions Metallurgiques et Mécaniques Kiou-Sin, deren Sitz in Schanghai ist. Präsident dieser Gesellschaft ist Herr Georges Philippar, Mitarbeiter von Admiral Lacaze, von Theodor Laurent, von Herrn Saint-Sauveur, alles Leute des Comité des Forges.

Herr Schneider sorgt dafür, daß die Rohstoffpreise steigen.

Die spanische Revolution von Pierre Dominique

Dieser Aufsatz steht im letzten Heft der jungen pariser Zeitschrift ‚Plans'. Die lesenswerte Zeitschrift, vielseitig, unfeuilletonistisch, ihrer Richtung nach undogmatisch marxistisch, beginnt ihren zweiten Jahrgang mit einer Programm-Einleitung, in der es heißt: „Der Kapitalismus zerstört sich selber ... Zerstörung wird also immer weniger unsre Sache. Es handelt sich jetzt darum, aufzubauen." Und zum Schluß: „Wenn man uns fragt, wer wir sind, sagen wir: le parti de la Révolution constructive".

Die französische Revolution ist wie die alten Frauen, die an der Schwelle des Alters noch einmal ein Kind bekommen, einen Benjamin, den sie dann mehr lieben als die andern. Nach ihrem Sohn, dem internationalen Sozialismus, und ihrer Enke-

lin, der russischen Revolution, hat sie nun noch einen Nachkommen: die spanische Revolution. Ein Kind, das man auf 1816 taxieren würde; und tatsächlich ähnelt die spanische Republik Zug um Zug nicht nur jener kurzfristigen von 1867 sondern auch den Republiken, die Bolivar und seine Leutnants zwischen Panama und dem Feuerland gegründet haben. Die südamerikanischen Revolutionäre, die Liberalen, reagierten vor allem gegen den König, ebenso die spanischen Republikaner. Und gegen einige konservative Gewalten, soziale und religiöse, die den König stützten. Denn Bolivar, ein Kind der Enzyklopädisten, gehört, obwohl er Aristokrat war, zu derselben geistigen Familie wie die Liberalen, Radikalen, Sozialisierer — ich sage nicht Sozialisten, weil sie sich zwar so nennen, aber keine sind —, die am vierzehnten April die Revolution gemacht haben.

Zu einer Stunde also, in der die politische Grundfrage, wenn sie überhaupt noch gestellt wird, nicht mehr: „Monarchie oder Republik?" heißt, zu einer Stunde vor allem, in der die wirtschaftlichen und sozialen Fragen mit ihrem Schatten alles andre zudecken, macht Spanien aus dem, was es die Revolution zu nennen beliebt, die banale Geste unsrer Väter. Diese Pseudorevolution ist gänzlich von gestern. Wer sich etwas mit der russischen Revolution befaßt hat oder auch nur mit Mussolinis Staatsaufbau-Arbeit, der wird mit Staunen hören, daß sich die spanische Revolution bis zum heutigen Tag auf folgendes beschränkt:

1. Die Flucht des Königs.
2. Ein paar Tage Volksbelustigungen.
3. Die Wahl der sogenannten „konstituierenden" Cortes.
4. Verbrennung von ungefähr zweihundert Kirchen und Klöstern — in einem Lande, das von Kirchen und Klöstern übersät ist.
5. Parlamentarische Diskussion über eine Verfassung, in der man durcheinander eine Reihe von Grundgesetzen formuliert, die mehr oder weniger denen der Republik Frankreich nachgemacht sind.

Als Lenin und seine Freunde ihre Revolution machten, erließ Lenin, ich glaube innerhalb von vierundzwanzig Stunden, zwei Dekrete: das über den Boden und das über den Frieden. Im Flur der kleinen Wohnung, die er damals im Smolny-Institut hatte, sieht man die beiden Dekrete noch heute an der Wand. Sofort zwei Bomben, und was für Bomben! Sie bewirkten, daß die Soldaten, die Tausende bewaffneter Bauern, aufs Land zurückfluteten; sie hoben mit einem Schlag den ganzen Landadel auf, den ganzen feudalen, kapitalistischen und kirchlichen Privatbesitz. Ein furchtbarer Axthieb, der wirksamste, der jemals in Rußland geführt worden ist. Aber der französische Axthieb, 1789 bis 1793, war ebenso wirksam. Die französische Revolution bestand nicht in der Absetzung und Hinrichtung des Königs sondern schaffte die Vorrechte zweier Stände — man könnte sagen: einer Klasse — ab, konfiszierte ihre Güter und verkaufte dies sogenannte Nationaleigentum zum Besten der Staatskasse.

Nichts davon in Spanien. Wir wollen an vier Hauptpunkten untersuchen, was die spanische Revolution hätte sein können.

Staatsreform. Theoretisch ist der König der Schlußstein, den die französische Republik nicht recht zu ersetzen gewußt hat. Dadurch entstand, wie Sembat in seinem Buch sagt, das Loch im Dach, durch das es ins Haus regnete. Die französische Revolution hat den König für einige Zeit durch einen mit Vollmachten ausgestatteten Konvent, durch Wohlfahrts- und Überwachungsausschüsse und durch den Jakobinerklub ersetzt, aber nach 1795 war nichts mehr davon übrig. Man brauchte Konsuln, Kaiser und Könige und stürzte schließlich in den Zustand von uneingestandner Anarchie, den man das parlamentarische Regime nennt.

Alle Staaten sind dem Irrtum des Parlamentarismus mehr oder weniger verfallen, aber allmählich machen sie sich frei davon: Amerika durch Plutokratie und maschinellen Wahlbetrieb; Südamerika und einige europäische Völker durch Diktaturen von Einzelpersonen; Italien durch den Fascismus; Sowjetrußland durch die Diktatur des Proletariats. Die parlamentarische Demokratie lehnt man entweder ab, wie in Rußland und Italien, oder man stellt sie kalt, wie in Spanien unter der Diktatur und in Jugoslawien, oder man vergewaltigt sie, in Amerika durch persönliche Vollmachten des Präsidenten und die Macht der Wahlmaschine, in Deutschland durch eine kaiserlich-parlamentarische Diktatur, in Polen durch persönliche Vollmachten des Präsidenten und so weiter. In diesem Augenblick macht Spanien eine Revolution, wie unsre Väter von Achtundvierzig sie gemacht hätten, und autorisiert ein Parlament alten Stils. Für Spanien ist die Zeit stehen geblieben, gibt es keine Staatsreform. Ein gutes Parlament genügt für alles. Und die Verhandlungen über die Verfassung, die jedem ausländischen Beobachter als ein Schauspiel völliger Anarchie in die Augen sprangen, brachten Spanien keinerlei Erleuchtung.

Kirchenreform und Religion. Man trennt die Kirche vom Staat. Man erklärt alle Konfessionen für gleichberechtigt, und Spanien ist, wie der Präsident Azora verkündet, nicht mehr katholisch. Das ist abgemacht, und dazu kommen einige Gesetze über die religiösen Orden, von denen kein Gebrauch gemacht wird. Nichts Durchgreifendes.

Das Spanien von 1931 hatte wie das Frankreich von 1789 zu einer Staatsreligion Stellung zu nehmen. Es gab da zwei Möglichkeiten: entweder leugnen, daß eine Staatsreligion nötig sei, und zu Toleranz und Weltlichkeit übergehen; oder verkünden, eine Staatsreligion sei nötig, nur die bisherige sei schlecht, und eine Staatsphilosophie schaffen. Kurz, entweder Frankreich oder Rußland folgen. Spanien ist Frankreich gefolgt. Man beachte wohl, daß in diesem Fall der Staat sich keineswegs neutral hält, wie es scheint, sondern daß diese Indifferenz eine gewisse uneingestandene und dürftig belegte Philosophie voraussetzt. Das heißt, man hält sich — und dar-

um hat sich die französische Republik stets bemüht — im Zweideutigen.

Wirtschaftliche und soziale Fragen. In wirtschaftlicher und sozialer Beziehung brauchte Spanien eine industrielle und agrarische Reform oder Revolution. Sieht man etwas davon? Spanien verabschiedet ein Agrargesetz, das die großen Besitzungen aufteilt. Die einen, die als Apanagen gegeben waren, werden einfach eingezogen (das ist die einzige wirklich revolutionäre Unternehmung); für die andern ist eine Entschädigung vorgesehen. Man will zuerst die Apanagen aufteilen, dann die großen Besitzungen, soweit sie vernachlässigt sind, dann die übrigen, entsprechend ihrer Größe und Vernachlässigung. Aber das alles ist nur geplant, nicht durchgeführt.

Damit vergleiche man, wie man bei uns die beweglichen und die Kirchengüter eingezogen und als Staatseigentum verkauft hat. Man vergleiche Lenins Bodenerlaß.

Das ist noch nicht alles. Man wird das Land also aufteilen, aber an wen vergeben? Hier gibt es zwei Modelle: das französische, nach dem sich Polen und Rumänien gerichtet haben — man verkauft das Land den Bauern; das russische oder besser sowjetistische: man schafft große Staatsfarmen oder Bauernkollektive. Spanien schwankt zwischen beiden Systemen, und man kann wetten, daß es sich für das erste entscheiden wird, weil das zweite weder mit dem Zustand der Anarchie vereinbar ist, in dem das Land sich befindet, noch auch mit dem Individualismus des spanischen Volkes.

Soviel über die Agrar-Reform respektive -Revolution. Auf industriellem Gebiet hat das republikanische Spanien nichts getan, es hat nichts sozialisiert, und die Bergwerke, Banken und Eisenbahnen sind heute in keiner andern Verfassung als vor einem Jahr.

Einheitsstaat oder Bundesstaat. Hat Spanien hier Neues geschaffen? Bekanntlich stehen sich in Spanien zwei Gruppen gegenüber: einerseits die Sozialisten, die Leute aus den Arbeiterverbänden (unsern Gewerkschaften entsprechend), viele gemäßigte und radikale Republikaner, die unitarisch denken und nur im Rahmen Spaniens und nach unendlichen Schwierigkeiten sich mit gewissen Autonomien einverstanden erklären. Auf der andern Seite die baskischen, katalanischen, galicischen Autonomisten und eine Anzahl valencischer, andalusischer, aragonischer Regionalisten. Aber für diese Autonomisten und Regionalisten gelten eigentlich nur lokale Gesichtspunkte; man findet beispielsweise keinen Kastilier, der genug Staatsgefühl hätte, um an einen Bundesstaat Spanien zu denken. Unsre Revolutionäre hatten einen solchen Plan, einen großartigen Plan, denn er hätte es ihnen ermöglicht — wennschon sie dies „eins und unteilbar" auf die gemeine Sache, die res publica, den Staat, die Union, nicht auf die französische Nation bezogen hätten, die nur innerhalb einiger Provinzen ein Eigendasein führte —, er hätte es, sage ich, ihnen ermöglicht, die belgischen, batavischen, linksrheinischen, cisalpinen, helvetischen, romanischen, parthenopäischen Re-

publiken wieder zu vereinigen. Auch Lenin hatte diesen Plan. Er leitete den Nationalismus auf das ukrainische, georgische, tatarische Element ab und schuf zwar nicht einen Bundesstaat, aber eine Union von Republiken, eine Union, zu der morgen Finnland, Estland, Rumänien und Spanien hinzutreten können, ohne daß sie irgend etwas an ihrer Eigenkultur zu ändern oder etwas von ihrer Seele zu verlieren brauchen. Gewiß ist es sehr möglich, daß der Panslavismus eines Tages in Rußland siegt, so wie in Frankreich der Nationalismus über den Gedanken des Bundesstaats gesiegt hat. Jedenfalls hat Spanien beschlossen, dem französischen, vom Kaiserreich bis ins Extrem getriebenen Verfahren zu folgen, und ist ihm gefolgt: die augenblicklichen Herren des Landes sehen Spanien als eine Gruppe von Präfekturen — ein nur verwaltungstechnisches, zentralistisches Moment.

Schlußfolgerung. Eine spanische Revolution im wahren Sinne des Wortes hat es nicht gegeben. Sie steht noch aus. Man hat den König abgesetzt, die Republik ausgerufen, die Cortes gewählt, aber all dies als Nachahmung der verschiedenen parlamentarischen Republiken, die es in Europa gibt, und ohne daß man von einer Staatsreform sprechen könnte. Man hat über einige Schul- und Kirchengesetze abgestimmt aber ohne die Staatsreligion durch eine Staatsphilosophie zu ersetzen. Man hat einige Sozialreformen erlassen und ein Agrargesetz einzuführen versucht, aber von einer wirtschaftlichen oder sozialen Umschmelzung kann keine Rede sein. Man hat den Gedanken einer föderalistischen Union, den Sowjetrußland und, in ihren Anfängen, die französische Revolution vertreten, ignoriert und abgelehnt zugunsten der zentralistischen Formel, die zu Nation und Nationalismus führt, einer Idee, deren Verteidigung und Verherrlichung im vorigen Jahrhundert so viele Katastrophen verursacht hat.

Es hat also nicht nur keine Revolution in Spanien gegeben; sondern die spanischen Pseudorevolutionäre sind romantische Nachzügler, deren Grundhaltung sich einer modernen Revolution gradezu widersetzt. 1931 haben diese Leute, die heutigen Herren des Landes, versucht, auf einen modernen Staat Grundsätze anzuwenden, die während der französischen Revolution Geltung hatten und von denen die meisten sich als verderblich und unzureichend erwiesen haben; soweit sie für ihre Zeit gut waren, sind sie es heute nicht mehr. Durch eine Aktion, die noch im Fortschreiten begriffen scheint, hat man Spanien aus seinem Loch gezogen, aber deswegen noch nicht auf das Niveau von heute gebracht. Ja es scheint, als ob diejenigen, die heute an der Macht sind, in ihrer wilden Abneigung gegen eine wirkliche Revolution sich und dem Lande die revolutionäre Maske aufgesetzt haben, um die lebendigen Kräfte der Halbinsel zu entmutigen und irrezuleiten, die über kurz oder lang dennoch das Gebiet zwischen den Pyrenäen und Gibraltar werden revolutionieren müssen.

Deutsch von Rudolf Arnheim

Grauenvolle Zustände in Afrika

von **Walter Mehring**

„Der Neger stellt den natürlichen Menschen in seiner ganzen Wildheit und Unbändigkeit dar: von aller Ehrfurcht und Sittlichkeit, von dem, was Gefühl heißt, muß man abstrahieren, wenn man ihn richtig auffassen will; es ist nichts an das Menschliche Anklingende in diesem Charakter zu finden.

....

Wir verlassen hiemit Afrika, um späterhin seiner keine Erwähnung mehr zu tun."

Georg Wilhelm Friedrich Hegel,
Philosophie der Geschichte

Den Blick zu weiten, durch die Kenntnis fremder Länder, durch das Studium aller, auch der rassisch minderwertigen Ebenbilder Gottes: kann man es nicht aus eigner Anschauung, so sucht man, aus den Dichtungen Cook- und seebefahrener Erzähler, aus dem Wissensschatz kühner Forscher seine Bildungsmängel aufzuwerten. Afrika vor allem — von des Strabo: Geographika bis zu Hollywoods auf Neger dressierten Filmlöwen, von dem leider semitisch verseuchten Emin Pascha bis Richard Huelsenbecks „Afrika in Sicht" — Afrika hat es mir immer angetan. Was Wunder, daß ich, um über den dunklen Kontinent auf dem Laufenden zu bleiben, gierig nach dieser frischen Schilderung griff, die ich in der ‚Übersee- und Kolonialzeitung' Februarheft entdeckte:

Wilhelm Rothaupt / Afrikanische Reisebriefe

Daressalam, den 1. Dezember 1931.

Donnerwetter — das klingt! Welch Zauberwort der Ortsangabe!

Nach einem Absatz obligater Naturschilderung, einem zweiten über geschminkte Modedämchen sieht des Forschers blaues Auge das:

„Es war dies eine bunthäutige Gesellschaft von Weißen, Gelben, Braunen und Schwarzen, nach Gestalt und Gesichtsbildung so gegensätzlich zusammengestellt wie ein Panoptikumsensemble. Ich erkannte bald, daß ich Hafenarbeiter, und zwar durchwegs halfcaste, vor mir hatte. Ein schon grauhaariger Schwarzer kommandierte großmaulig darauf los. — Die weißfarbenen Mischlinge taten sich darin besonders hervor; es war ein trüber Anblick."

Dieser trübe, um nicht zu sagen: schwarze Anblick ist nichts gegen das, was unser scharfsichtiger Gewährsmann — der so rasch Hafenarbeiter, selbst halfcaste herauserkennt — in Port Elisabeth mitansehen muß:

„Weiße Arbeiter — Farbige Faullenzer.

Als ich durch die Main Street schlenderte, wurde ich so recht gewahr, welche Fortschritte die Eingeborenen, man nennt sie entgegenkommend ja nur mehr Farbige, in ihren Bestrebungen nach sozialer Gleichberechtigung schon erreicht haben. Man sieht die dunklen Herrschaften modisch und korrekt angezogen die Bürgersteige entlang promenieren, selbstverständlich werden sie auch in der Elektrischen wie jeder andre Fahrgast behandelt. In East London las ich zwar auf allen an den Haltestellen der Straßenbahn aufgestellten Ruhebänken die kategorische Weisung: Europeans only, aber mit der

wirklichen Vorzugsstellung der Weißen steht es gerade nicht zum besten. Hier sah ich Hunderte von ‚Poor Whites' mit Pike und Schaufel bei den Erdarbeiten beschäftigt, und zwar mit Kolonnen schwarzer Arbeiter Schulter an Schulter. Eine meiner east londoner Aufnahmen illustriert sehr bezeichnend, wie ein sonntäglich angezogener Neger, faul an einen Zaun gelehnt, zuschaut..."

wie der Verfasser im Schweiße seines weißen Angesichts knipst. Nach dem erschütternd echten Kulturlichtbild Südafrikas noch rasch ein Lichtblick auf ein Missionshaus:

„Die mich führende Oberin war besonders stolz auf diese (Strikkerei)-Abteilung. Sie hatte, um den Anforderungen der christlichen Heilslehre..."

Ach so! Nein! Verzeihung! ...

„...der durbaner Geschäftshäuser genügen zu können, sogar Motore aufstellen lassen. Das war aber dann durch Angeberei einer mißgünstigen Konkurrenz der weltlichen Steuerbehörde zu Ohren gekommen und diese hatte den Missionsstrickereibetrieb kurzerhand für eine Erwerbsgesellschaft erklärt und mit entsprechenden Abgaben belastet."

Weshalb der weiße Rothaupt seine Forschungsergebnisse in der so lapidaren Kennzeichnung zusammenfaßt:

„Afrika, der Kontinent ohne Gewerbe-, Einkommen- und Vermögenssteuer, es war, es war einmal."

Dahin, dahin, Du Biedermeier Afrikas! Grauenvolle Wirklichkeit in allen Kontinenten! Während Millionen in Deutschland hungern, während Tausende in China dem Frieden japanischer Vaterlandsverteidigung zum Opfer fallen, ist es mit der wirklichen Vorzugsstellung der Weißen im Land der Neger nicht zum Besten bestellt, werden Eingeborene, die wir entgegenkommend Farbige nennen, in der Elektrischen wie jeder andre Rothaupt behandelt.

Aber verliert darum nicht den Mut, Ihr Arbeitslosen, denn — wie im gleichen Blatt Missionsdirektor Dr. Freitag berichtet:

„So widersinnig es erscheinen mag angesichts unserer Lage: die christliche Weltmission findet gerade jetzt in Deutschland eine steigende Beachtung. Die evangelische Missionsgesellschaft berichtet von einer immer steigenden Zahl von Gebern."

Also seid mal vernünftig! Und wenn wirklich die berliner Winterhilfe nicht ganz ausreicht, wenn wirklich ein paar von Euch übrig bleiben, die sich mit mehr oder minder Grund über Not beklagen, dann sollen sie bedenken, daß man schließlich auch was für die Weltmission geben muß. Die Weltmission hat nämlich furchtbar viel zu tun.

„Es handelt sich bei diesem Werk um eine gewaltige geistige Auseinandersetzung, die, trotz den vorhandenen, zum Teil hervorragenden Führerpersönlichkeiten, über die Kräfte der jungen Christenheit geht. Das politische Problem will beantwortet sein. Im Rassengegensatz muß konkret für die örtlich sehr verschiedenen Verhältnisse die Frage nach dem Recht beantwortet und bei den primitiven Völkern vor einer gedankenlosen Angleichung an das Abendland gewarnt werden. Dem Nationalismus gegenüber gilt es, die Bejahung des Rechts zur Eigengestaltung des staatlichen und kulturellen Lebens mit der klaren Abwehr aller romantischen Verherrlichung eigener Geschichte und Wesensart zu verbinden und die Tatsache des Aufeinander-angewiesenseins der Völker zu sehen."

Aber die klare Abwehr „aller romantischen Verherrlichung eigener Geschichte und Wesensart", „die Tatsache des Aufeinander-angewiesenseins der Völker", das gilt natürlich nur für die Primitiven, für die dunklen Herrschaften und trüben Mischlinge, bei denen man von allem, was Gefühl heißt, abstrahieren muß, während in den Kulturnationen der Rassengegensatz konkret durch Killen ausgeglichen wird. Doch ist das nicht die einzige Mission. Auch: „Die soziale Frage harrt des Eingreifens." Und die hat ihre Tücken. Denn: „Die Hauptverbreitungsgebiete des Bolschewismus liegen da, wo die soziale Not am handgreiflichsten ist." Ähnlich der Armut, die von der Powerteh kommt. Man soll es nicht für menschenmöglich halten.

„Es geht um den Menschen des Ostens und Afrikas. Um so schwerer wiegt es, daß die deutsche missionarische Arbeit ganz außerordentlich von der Wirtschaftskrise betroffen wird."

Im Gegensatz zur Heimat und trotz der steigenden Zahl von Gebern.

„Nicht nur reichen die Gaben der Heimat für den gesunden Fortgang des Werkes nicht aus, sondern auch weithin in Süd- und Westafrika und besonders in China fehlt es den jungen Christenheiten an der Möglichkeit, eine gesunde finanzielle Basis für ihre Kirchen zu schaffen."

Proletarier aller Länder, vereinigt Euch! Gebt Euer Allerletztes her, opfert Eure Gesundheit einer gesunden finanziellen Basis für Kirchen in Süd- und Westafrika! Tut Ihr es nicht: Ihr ahnt nicht, was auf dem Spiel steht; Ihr wißt nicht, was das bedeuten würde:

„Ein Rückgang der Mission würde aber bedeuten, daß im gegenwärtigen Augenblick, wo in der ganzen Welt die Entscheidung für die künftige Gestaltung kommender Jahrhunderte gefällt wird, die Front der Christenheit auf das Abendland, dessen Einfluß unzweifelhaft im Rückgang begriffen ist, beschränkt würde."

Und das kann Gott, bei Gott! nicht wollen! Denn dazu gab er dem Abendland die Kolonien, damit in diesen die Front der Christenheit verbreitert werde, wenn in jenem die Entscheidung für kommende Jahrhunderte gefällt wird. Denn seht, dies ist Mission: eine immer wachsende Zahl von Gebern investiert Gaben in Missionen und Kriege des fernen Ostens, auf daß dieser den Einfluß des Abendlandes wieder rentabel mache. Wer, außer etwa den „schwarzen Minenarbeitern, den Hauptobjekten sowjetrussischer Beeinflussung", dürfte noch zweifeln an der ewigen Wahrheit der Kolonialzeitung „daß uns alle uns unter böswilligen, unwahren Vorwänden (Kolonialschuldlüge) geraubten Kolonien wieder zurückgegeben werden müssen."

*

Afrika, du rätselhafter Erdteil! Versunken ist die Atlantis — und Missionsstrickereien werden steuerlich erfaßt. Elefanten sielen sich in Kolonialmandaten — auf Bürgersteigen promeniert der gleichberechtigte Hottentotte — und die Sphinx lächelt aeonenhaft: Europeans only!

Rechte der Bühnenautoren von Werner Ackermann

„Das Verbandsorgan ‚Der Autor' soll noch mehr als bisher ein Kampforgan werden und Schäden aufdecken, wo immer sie sich in den Bezirken des Theaters und der mit diesem zusammenhängenden Zweige des öffentlichen Lebens bieten. Wir fordern zu reger Mitarbeit auf..." (‚Der Autor'.)

„Ich habe lange geschwankt, ob es mir möglich sein würde, Ihren ausgezeichneten Artikel im ‚Autor' zu bringen, und habe über ihn auch mit verschiedenen Vorstandskollegen Rücksprache genommen, die alle übereinstimmend der Ansicht waren, es sei ratsamer, wenn die Veröffentlichung unterbliebe. In unserm Kampf gegen den Bühnenverein sind unsere Verbündeten die Verleger. ... So sehr ich privatim allem zustimmen muß, was Sie in Ihrem Aufsatz darlegen, für so bedenklich halte ich... eine Publikation Ihrer Beschwerden, die ja die der meisten von uns sind." (Der Geschäftsführer an den Verfasser.)

Um den Schutz der wirtschaftlich Schwächern ist es schlecht bestellt. Die große Vereinspolitik frißt alle auf. Das gilt auch für die Gebiete der Kunst. Es gibt zwar ansehnliche Organisationen, die den Zweck haben, die direkten Interessen der Schauspieler oder bildenden Künstler oder Schriftsteller und Komponisten zu vertreten. Aber die Verbände sind ihren schweren Aufgaben nicht gewachsen, oder sie sind sich ihrer nächsten Pflichten nicht bewußt.

Das teilweise Versagen liegt weniger am schlechten Willen als am schlechten Mut der Leitungen. Es fehlt ihnen die uneingeschränkte Verantwortungsfreudigkeit, das reinliche Bekennertum, die Tapferkeit, das Rückgrat — der Sinn für den Dienst am Mitglied. Statt die Gesamtheit der Einzelnen zu schützen, treiben sie Verbandspolitik für eine illusionäre Vereinsgesamtheit. Dem Verband verschaffen sie allenfalls einen Prestigegewinn; den Schaden haben die Mitglieder. Im Kleinen sind sie rührig; im Großen sind sie zufrieden, wenn alles beim Alten bleibt. Die Organisationen wollen von Politik zwar beileibe nichts wissen, aber sie spiegeln unfreiwillig sehr viel Politik und politische Methoden wieder. Innenpolitisch, da, wo sie die Herren sind, da leisten sie dies und jenes; aber außenpolitisch sind sie schwach und unfähig. Leider sind die Vorstände, denen die Künstler sich anvertraut haben, nicht jung sondern ängstlich. Den mächtigen Gegnern — etwa den Arbeitgebern — gegenüber sind sie überaus bescheiden. Aus Furcht, einflußreiche Gewalten vor den Kopf zu stoßen, geben sie Rechte und Ansprüche preis; sie begnügen sich mit fiktiven Gewinnen. Selbstverständlich nutzen ihre Gegner diese Saft- und Kraftlosigkeit weidlich aus.

Über Mißstände in der Bühnengenossenschaft und Unzufriedenheiten im Schutzverband deutscher Schriftsteller (S.D.S.) ist in der ‚Weltbühne' bereits gesprochen worden. Auch im Verband deutscher Bühnenschriftsteller ist nicht alles so, wie es sein sollte. Dort regiert die helle Angst vor den Theaterdirektoren. Der Verband fühlt sich von vornherein unterlegen; aus der Defensive, aus einer wenig verhüllten Resignation heraus, sucht er durch Diplomatie und Lavieren den Schaden nach Möglichkeit zu verringern. An reelle eigne Ge-

winne wagt er gar nicht zu denken. Aber dieses Verhalten entspricht durchaus nicht den Interessen der Mitglieder. Die Forderung von effektivem statt fiktivem Schutz ist um so berechtigter, als der Verband eine Zwangsorganisation ist. Jeder Autor, der aufgeführt wird, muß ihr angehören. Er zahlt ihr nicht nur einen jährlichen Beitrag, sondern auch noch eine Abgabe von seinen Tantiemen. Die Unzufriedenheit der Autoren mit dem Verband der Bühnenschriftsteller geht aus dem offiziellen Bericht über die vorletzte Generalversammlung des S.D.S. deutlich hervor: „Insbesondere haben sich im letzten Jahre auch Bühnenschriftsteller mit der Bitte um Hilfe an den S.D.S. gewandt, da sie sich durch ihre eigne Organisation gegen die Bühnenvertriebe nicht genügend vertreten glaubten."

Die Bühnenvertriebe haben das Wohl und Wehe der Autoren in den Händen; sie können die wirtschaftlichen Gefahren, die die Stückeschreiber bedrohen, abwenden oder bis zur Niederlage auswachsen lassen, können den Autor schützen oder verraten. Leider fallen sie ihm oft in entscheidenden Augenblicken in den Rücken. Grade jetzt, wo der Kartellvertrag zwischen den Verbänden der Theaterdirektoren, Verleger und Bühnenschriftsteller abgelaufen ist und erneuert werden soll, muß die Autorenschaft eindringlich aussprechen, daß sie nicht immer wieder das Opfer eines unwürdigen Kuhhandels sein will.

Der Autor muß sich dem Bühnenverlag auf Gnade oder Ungnade ausliefern. Er begibt sich auf alle Zeit sämtlicher Rechte an seinem Stück, bezahlt selber die Vervielfältigung des Manuskripts und hat für die Vermittlung von Aufführungen ein Viertel und mehr von den Tantiemeeinnahmen abzugeben. Solange alle Interessen parallel laufen, ist alles in Ordnung. Aber es gibt naturgemäß Störungen, da der Autor an seinem Werk, der Verlag aber an seinem Geschäft, dem viele Werke dienen, interessiert ist. Diese Divergenz macht den Kartellvertrag illusorisch. Nicht die Direktoren sondern die Verleger sind schuld daran, daß der Vertrag de facto nicht mehr Wert hat als ein Fetzen Papier. Der Bühnenvertrieb, dem ein Stück zu treuen Händen übergeben worden ist, verwaltet das ihm anvertraute Gut schlecht, sobald es gilt, einem Theaterdirektor gegenüber auf eins der wenigen Rechte zugunsten der Autoren zu pochen. Es werden keine oder geringere Tantiemen gezahlt: der Verleger zuckt die Achseln; eine Aufführungsverpflichtung wird nicht eingehalten: der Verleger zuckt die Achseln; eine Konventionalstrafe ist fällig: der Verleger zuckt zweimal die Achseln. Niemals wagt er, sein Recht als Selbstverständlichkeit zu fordern. Dieses Recht gehört nicht ihm, er hat nur die Pflicht, es zu vertreten. Aber er erklärt sich für ohnmächtig. Er kann sich im Interesse seines Geschäfts nicht mit einem Theater verfeinden; er muß das einzelne Werk und den einzelnen Autor opfern. Deshalb kann er nie ein rechter Bundesgenosse des Autors sein.

Die Möglichkeiten zu Differenzen sind damit nicht erschöpft. Die Rechtlosigkeit des Autors hat keine Grenzen. Der Verleger verschiebt nach eignem Gutdünken Aufführungstermine; er tauscht Stücke gegeneinander aus; er reduziert Tantiemensätze. Er darf alles tun, was er will, denn er

hat sich vertraglich volle Handlungsfreiheit gesichert. Und von all den Vorgängen zwischen Theater und Verlag, von den Schicksalen des eignen Werkes braucht der Autor nichts zu erfahren. Man könnte meinen, daß der Vertrieb aus Anstand und Achtungsgefühl den Verfasser des Stückes informiert; aber das ist durchaus nicht allgemein üblich. Es kommt häufig vor, daß ein Autor vergebens auf eine Aufführung wartet, ohne jemals benachrichtigt zu werden, daß der Verlag alle Verzögerungen des Theaters duldet oder eine Verlegung auf die nächste Spielzeit bereits gutgeheißen hat.

Manche Bühnenvertriebe haben besonders interessante Mittel in der Hand, um ihre Macht den Autoren gegenüber spielen zu lassen. Sie haben private Beziehungen zu Beihilfevergebern und können ihren Günstlingen aus diversen Fonds Vorteile verschaffen. Es gibt Verleger, deren Autoren noch nie einen Pfennig aus den Mitteln dieser Fonds erhalten haben, und andre, die sich vor ihren Autoren großtun können mit ihren Beziehungen und Fürsprachen. Es hat sogar den Anschein, als ob mit Empfehlungen an die Unterstützungsverteiler ein Verleger einen doppelten Zweck erfüllen kann: sich auf billige Art die Glorie des wohlwollenden Förderers zu verleihen und auf dieselbe billige Art der moralischen Pflicht zur Zahlung von Vorschüssen aus dem Wege zu gehen. Es wäre im Interesse der Gerechtigkeit sehr wünschenswert, wenn eine Zentrale gegründet würde, die die Verteilung von Unterstützungen, Stiftungen, Beihilfen, Preisen und sonstigen Zuwendungen überwachen würde. Alle Fonds müßten bei der Zentrale angemeldet sein, wo über ihre Tätigkeit Rechenschaft und Bericht abzulegen wäre.

Der neuste Angriff auf die spärlichen Rechte der Autoren ist eine Art „Notverordnung". Ein Verlag, der irreführenderweise den Namen des Verbands deutscher Bühnenschriftsteller führt, dekretiert, daß die Autoren in Zukunft stärker zur Bestreitung der Unkosten herangezogen werden müssen. Er nimmt eigenmächtig kleine Kürzungen der Vertragsrechte vor und geht dann zum Generalangriff über: die Autoren sollen die Ankündigungen ihrer Stücke selber bezahlen. Sie werden aber nicht etwa erst gefragt, ob sie mit dieser einschneidenden Änderung ihres Vertrags einverstanden sind; sie werden vor die vollendete Tatsache gestellt. Es ist also wie überall: auf die wirtschaftlich Schwachen sollen die Lasten abgewälzt werden. Das neue System, das angeblich auch von andern Verlegern angewendet wird, hat nicht nur eine pekuniäre sondern auch eine moralische Seite. Wenn die Reklame von den Autoren bezahlt wird, so kann der eitle oder gut gestellte Autor sich große Ankündigungen kaufen, während der mittellose Autor überhaupt nicht in der Lage ist, sein vielleicht bedeutend wichtigeres Werk wirksam anzukündigen. Das ganze Bild der Propaganda verschiebt sich und wird verschwommen. Je nachdem, was dem Verlag in die Hand gedrückt wird, ist ein Stück gut oder schlecht. Nicht mehr das unbefangene Urteil des Verlags sondern der Geldbeutel des Autors tritt entscheidend in den Vordergrund. Eine Propaganda, die auf diese Weise ihren objektiven Charakter ver-

liert, ist also nicht nur gänzlich wertlos sondern auch im höchsten Maße unsittlich.

Und was hat mit all diesen Dingen der arme Verband der Bühnenschriftsteller zu tun? Sehr viel! Denn er tut nichts, nichts gegen die Verleger! Er nimmt den Autor gegen säumige Dramaturgen in Schutz, läßt durch seine Rechtsstelle krasse Fälle von Rechtsbrechung behandeln, führt in seiner Zeitschrift einen ebenso ehrenwerten wie vergeblichen Kampf gegen die Selbstherrlichkeit der Direktoren. Aber niemals nimmt er den Autor gegen die Vertriebsanstalten in Schutz. Er schont die Verleger, obwohl er ihr autorenfeindliches Verhalten genau kennt und mißbilligt. Die Verleger mögen aus geschäftlichen Gründen den Theatern gegenüber zur Feigheit gezwungen sein; sie sind in erster Linie Kaufleute, die ihren eignen Nutzen im Auge haben. Der Verband der Autoren aber ist für die Autoren da; er hat kein Recht zur Feigheit. Er hat nur Sinn, wenn er bereit ist, rücksichtslos für die Autoren einzutreten und alle Nachteile, von denen die Autoren betroffen werden, offen anzuprangern. Der Verband macht sich mitschuldig an den Mißständen, da er sie stillschweigend duldet.

Offenbar bestehen zwischen einigen Autorenführern und einigen Verlegern besondere Freundschaften, Geschäftsbündnisse, gemeinsame Aktieninteressen oder sonstige Verbindungen, die die innere Ursache für die Vertuschung der Mißstände bilden. Die Behauptung, der Kartellpartner dürfe im Augenblick nicht verärgert werden, ist eine Ausrede und ein Zeichen schlechter Politik. Eine Ausrede, weil der Verband die Verleger noch niemals angegriffen hat; schlechte Politik, weil es nicht anständig ist, einen Kuhhandel auf dem Buckel der eignen Leute abzuschließen. Mag der Verband die Veröffentlichung der Anklage gegen die Verleger aus politischen Gründen nicht für opportun halten: die Autoren halten es für opportun, für ihre Interessen zu kämpfen und die diplomatischen Schleichwege ihrer Organisation zu desavouieren.

Stille Straße von Joachim Ringelnatz

Nachts. Straße. Fragen Sie nicht wo und wann.
Auch gleich vorausgesagt, daß nichts geschah
Da stand ein unscheinbarer, älterer Mann,
Der unverwandt nach einem Fenster sah.

Vielleicht war er — ich hatte leider Zeit —
Ein Kriminaler. Oder ein Idiot.
Doch es schlägt niemals eine Möglichkeit
Die andere tot.

Wenn solch ein Anblick uns sechs-, siebenmal
Um einen Häuserblock spazierentreibt,
Zu sehen, wie der Mann dort stehenbleibt;
Vielleicht sind wir dann nur sentimental.

Aber dem Einsamen ist Stilles nah,
Wenn er das Laute nicht bezahlen kann.

Da stand ein unscheinbarer, älterer Mann,
Der unverwandt nach einem Fenster sah.

Otto Reutter von Peter Panter

Ein gutes Couplet ist nicht immer wirkungsvoll,
und ein wirkungsvolles Couplet ist nicht immer gut.
Otto Reutter

Gestern habe ich eine ganze Nacht verlacht. „Otto Reutter. Ein Gedenkbuch über sein Leben und Schaffen" (im Verlag G. Danner, Mühlhausen in Thüringen, erschienen).

Otto Reutter sang etwas, was es im Deutschen gar nicht gibt, denn die deutsche Sprache hat keinen Namen für: Couplet, Chanson; die bessern Herrn nennen das „song". Wie der Franzose unter „le lied" etwas versteht, was er nicht besitzt, so haben wir keine Chansons. Wir müssen uns erst welche machen. Reutter hat sich welche gemacht: weit über tausend. Ich kenne gut die Hälfte davon, denn ich habe mir einmal an ein paar stillen Vormittagsstunden in der Musikabteilung der Staatsbibliothek in Berlin alles zusammengesucht, was von ihm da ist, und es ist viel da. Eine merkwürdige Lektüre.

*

Otto Reutter war ein Künstler und ein Pachulke. Das Buch gibt beide Seiten gut wieder; der Begleittext ist allerdings unerlaubt dumm, die Auswahl ist nicht sehr gut, manche der berühmtesten Lieder fehlen, und wahrscheinlich ist hier und da der Text sanft ausgebessert, denn es ist nicht anzunehmen, daß Reutter vor dem Kriege von „Marxisten" gesungen hat.

Reutter hatte so etwas wie eine politische Überzeugung. Für ihn spricht, daß er nie von ihr abgewichen ist; er hätte sicherlich kurz nach dem Kriege mit gewaltigem Erfolg nach links rutschen können — das hat er nie getan. Hut ab vor so viel Anständigkeit.

Gegen seine Überzeugung spricht, daß sie fürchterlich gewesen ist. „Der Deutsche braucht Kolonien" — Immer feste druff! — und was er nun gar erst im Kriege getrieben hat, das war bitter, bitter. Ein Radaupatriotismus übelster Sorte. Und doch, welch ein Könner auf seinem Gebiet!

Er hatte gegen eine Sprache zu kämpfen, die schwerfällig ist, die man erst biegen und kneten muß, mit der man Jahre und Jahre zu üben hat, bis sie tanzt... bei ihm hopste sie. Massig, polternd, am besten und gemütlichsten im Dreiviertel-Takt, diesem deutschesten aller Rhythmen, lustig im Viertel-Takt, was bei uns immer wie ein beschleunigtes Marsch-Tempo anmutet — diese beiden Rythmen hatte er im Blut. Er traf Töne, deren Resonanzboden sehr tief liegt — hier spricht die Seele deines Volkes, wie etwa in manchen Kitschversen bei Hermann Löns. Was heute bei den Nazis als Lyrik verzapft wird, lebt von diesen alten Mitteln, nur ist dort alles billig, Maschinenspitze. Reutter nähte mit der Hand.

Dabei war sein Deutsch oft grauslich. Er schreibt fast immer „größer als wie du", er benutzt des Reimes halber Fremdwörter, daß es einen kalt überläuft, und doch, und doch...

Seine Texte hatten eine Eigenschaft, die Paul Graetz einmal sehr gut definiert hat: sie „tragen". Das heißt, wenn

diese Texte von einem schlechten Vorstadthumoristen gebracht werden, wenn sie der jüngste Lehrling auf dem Jubiläumsabend der Firma singt, dann lachen die Leute auch noch. Und mit Recht.

Da ist zu alleroberst jenes erhebende Lied „In fünfzig Jahren ist alles vorbei", die Musik blieb in der Terz hängen, und es hatte beinah etwas Fontanisches.

Und sitzt auf der Bahn du ganz eingezwängt,
Und dir wird noch ne Frau auf den Schoß gedrängt,
Und die hat noch ne Schachtel auf ihrem Schoß,
Und du wirst die beiden Schachteln nicht los,
Und die Füße werden dir schwer wie Blei:
In fünfzig Jahren ist alles vorbei!

Oder bist du beim Zahnarzt — wenn er dich greift,
Und dich mit dem Zahn durch die Zimmer schleift,
Und er zieht und zieht und bricht alles entzwei —
In fünfzig Jahren ist alles vorbei!

Wie das sitzt! Wie das klappt! Wie das abläuft, wie Wasser einen Berg herunter, es kann gar nicht anders heißen, und das ist immer das Kennzeichen eines gut sitzenden Verses. Das da ist, wie mir scheinen will, sein schönstes Lied, (es hört ganz nachdenklich auf). Das ist sein bestes, wenn man von „Ick wunder mir über jahnischt mehr" absieht.

Einmal kam er als Idiot heraus, der Text hatte eine ganz dumme Zeile als Kehrreim; er erzählt da, wie gutmütig er sei, und wie er alles tue, was das Gesetz ihm befiehlt, zum Beispiel geht er ins Theater...

Um sieben standen schon haufenweis
Die Leut mit Bons an allen Kassen.
Bloß ick bezahlt den vollen Preis —

und nun, sicherlich mit einem Lachschluckser, der Refrain:

Bloß ick bezahlt den vollen Preis —
Mir ham se als jeheilt entlassen!

Ganz eigentümliche, fast melancholische Einfälle finden sich da, skeptische, mit Bier geschrieben, aber nahe an den Clownspäßen der Genies. Ja, gewiß, er stammte aus Norddeutschland, sehr graziös ist das alles nicht, an Nestroy darf man gar nicht denken, und doch:

Der Tod ist ein schlechter Abschluß vom Leben.
Es wäre viel schöner sicherlich:
Erst sterben, dann hätte mans hinter sich —
und nachher leben ...

Ein dicker, gewöhnlich aussehender Mann, Knittelverse und diese ungeheure Wirkung — was ist das?

*

Wäre ich ein feiner Schriftsteller, so einer, der direkt aus dem Englischen dichtet, oder ein Mann, der seinen kleinen Horizont „Heimat" nennt, oder ein Walle-Walle-Bart oder eine blitzende Brille: dann dürfte ich mich mit so einem wie Reutter gar nicht abgeben, ich weiß. Aber mich reizt dies; worauf ist seine Wirkung zurückzuführen, was war das mit seinen Couplets? Es muß doch etwas gewesen sein. Dreißig Jahre haben die Leute über den Mann gelacht.

„Ich habe vielleicht Millionen Menschen lachen sehn", hat er einmal zu einem Interviewer gesagt. „Merkwürdig, wie sich der Charakter eines Menschen plötzlich, ohne daß der Betreffende es will, zu offenbaren scheint. Der gemeine wie der vornehme Mensch zeigt sich mit blitzartiger Schnelle beim Lachen seelisch nackt. Lächeln verschönt; aber Lachen verhäßlicht eigentlich." Er hat sehr genau aufgepaßt, wenn er da oben gestanden hat, sehr genau.

Seine Wirkung rührt an die tiefsten Tiefen künstlerischer Wirksamkeit überhaupt. In jedem großen Schauspieler muß ein Wurstl stecken, sonst wird das nichts. In jedem Genie muß etwas von diesen ganz einfachen Wirkungen zu spüren sein, sonst bleibt der Künstler mit sich und einigen wenigen allein, was weder für noch gegen ihn spricht. Man kann nun von diesen so einfachen und so unendlich schwer zu erzielenden Wirkungen in die Höhe klettern, Reutter ist unten geblieben — aber da, wo er gestanden hat, da sind die Wurzeln der Kraft. Wer mit den Beinen da nicht steht, der wird wohl mit dem Kopf nie in die Sterne ragen. So simpel braucht man nicht zu sein wie er, so primitiv nicht, doch — auch so primitiv. Shakespeare hat es nicht verschmäht. Es war zutiefst nichts andres, verlaßt euch drauf: es war nichts andres.

Das darfst du in Deutschland keinem sagen. Einer, mit dem man lacht, wird leicht einer, über den man lacht. „Was kann denn das schon gewesen sein, wenn wir darüber gelacht haben!" Feierlich mußt du sein, triefend vor Wichtigkeit, geschwollen und von tierischem Ernst. Irgend ein General-Anzeiger schrieb neulich: „Kästner, Mehring und Tucholsky nehmen sich selbst nicht ernst, haben also auch kein Anrecht darauf, ernst genommen zu werden." Dieses „also" ist der Grund, weshalb es so wenig deutsche Humoristen gibt.

Reutter hatte Humor — neben seiner bewundernswerten Technik, durch die er das äußerste aus sich herausholte. Diese Technik hatte nur einen kleinen Radius — wäre er Franzose gewesen, er hätte das ‚génie de la race' gehabt, und das hätte ihm geholfen. So stand er da, ganz auf sich allein angewiesen und auf diese plumpen Hilfsmittel, wenig Erbmasse half ihm weiter, er war aus Gardelegen in der Mark, und so sang er auch. Und doch . . . wie gut hat er das gemacht! Diese Refrains, die er zum Schluß gar nicht mehr vortrug, er bewegte nur noch die Lippen und ließ das Publikum die Pointe erraten — er verstand sein Handwerk.

Es gibt da einen ästhetischen Reiz, der zum Teil in der Freude des Hörers besteht, daß es so schön klappt. Schopenhauer nahm dabei als primäre Wirkung die Wohlgefälligkeit des Klangs an, über den hinaus sich dann — gewissermaßen als unerwartete Zugabe — auch noch ein Sinn ergibt. Das ist es. Reutter hat mir einmal auf meinen Wunsch für den ‚Ulk' ein Couplet geschrieben. Der Zeichner Willibald Krain zeichnete den Dicken; der schrieb, und die Sache war sehr lustig; er sang vom echten Zigarrenblatt in einer Zigarre und vom

konservativen Wahlzettel in der Wahlurne, und das mit dem Refrain:

> Der muß wohl aus Versehen
> da reingekommen sein.

Und zum Schluß hieß es: wie denn das käme — der Reutter sänge doch sonst Couplets, schriebe sie aber nicht.

> Im Ulk sieht man ihn stehen,
> Dazu ein Bild von Krain.
> Der muß wohl aus Versehen
> . . . . . .

Da sitzt eben der Refrain wie der Artikel 48 in der Reichsverfassung. Er gehört dazu.

Doch erklärt das seine Wirkung noch nicht ganz. Es gibt eine Tatsache, die viele Menschen, so auf Podien stehn, nicht zu wissen scheinen: das Ohr nimmt weniger auf als das Auge, es nimmt viel schwerer auf, eine Sage ist keine Schreibe. Das ist den wenigsten klar zu machen. Wenn ich mich beklagen wollte, daß man mich — außerhalb der Arbeiterorganisationen — auf den Podien vorn und hinten bestiehlt, meine Arbeit verwertend, ohne mich zu bezahlen, dann beklagte ich mich vor allem deshalb, weil man mich dadurch so oft blamiert. Die meisten Verse, die ich geschrieben habe, sind für das Auge geschrieben — sie klingen nur so, als wirkten sie auch gesprochen. Das tun aber manche mitnichten, ich weiß es. Die für das Ohr geschrieben sind, veröffentliche ich selten, denn sie erschienen wieder dem Auge leer. Lesend verstehn wir sehr rasch — hörend viel, viel langsamer. In einer zu singenden Strophe ist nur für einen einzigen Gedanken Platz — in einer gedruckten darf, ja, sollte jede Zeile etwas Neues enthalten. Reutter hatte das Ohr seines Publikums, weil er gewußt hat, wie dieses Ohr beschaffen ist.

Wirkt das heute noch, was er da vorgetragen hat? Kaum. „Was uns heute als Triumph des guten Geschmacks vorkommt," hat Peter Sturz in einem Modebericht des Jahres 1768 gesagt, „sinkt vielleicht morgen zum Unsinn herab. Wir gähnen bei dem Witz unsrer Väter; merkts euch, ihr Lustigmacher des Haufens, die ihr von Ewigkeit träumt!" Nein, es wirkt heute wohl nicht mehr. Zunächst erscheint uns ja beinah alles, was wir vom Alltagskram des Gestern lesen, viel zu lang. Dann aber ist in diesen Strophen die Luft der Zeit. Reutter spielte, wie jeder, der nur auf den Tag wirkt, mit den Associationen seiner Zeitgenossen, und diese Associationen sind nicht mehr da. Wenn ich seine Verse lese, dann sehe ich düstere Vorstadtstraßen mit roten Laternen vor mir, die Friedrichstraße mit den Pferdeomnibussen und einem Nachtleben, das roher, bunter und bewegter war als es heute ist, und vielleicht ist diese Beobachtung unrichtig: ich war jünger. Der blau eingewickelte Schutzmann geistert durch die Zeilen; der Kaiser; hohe Kragen der Kavaliere und der ganze Kram von dunnemals. Er war nicht besser und nicht schlechter als der heutige — er war anders. Daher wirkts nicht mehr.

Und doch hält sich manches. Der Witz und die Schlagfertigkeit des Mannes; da kam einst beim Frühschoppen eine

Postanweisung an. Der Pastor seines Heimatortes fragte ihn: „Was machen Sie eigentlich mit dem Sündengeld?" Und Reutter: „Ich zahle meine Kirchensteuern damit, Herr Pfarrer!"

Und dann diese Geschichte hätte ich so gern von ihm hören mögen: wie der alte Direktor des berliner Wintergartens, Herr Baron, einen Theateragenten in den April schickte: in Frankfurt wäre ein Komiker, der hieße Schopenhauer, und den sollte der Agent mal bringen. Der Agent ab nach Kassel, nein, nach Frankfurt. Und kam zurück. Und sprach:

„Na, mit den neuen Komiker, den Schoppenhauer. Ick hab Ihn ja jleich jesacht: Wat ick nich kenne, is nischt, un mit den neuen Komiker is et jahnischt." Nicht möglich! sagte der Direktor. „Jahnischt", wiederholte der Agent. „Da ham Se sich n scheenen Bärn uffbinden lassen. Ick bin jeloofen von Pontius zu Pilatus, der Kerl war nich zu finden — und denn hab ick erfahrn, det a dot is, jawoll, schon üba dreißig Jahre ist der dot, und denn will ick Ihn noch wat sahrn:

Bekannt war er ja. Aba — ick habe mir jenau akundicht: so sehr komisch is der Mann nie jewesen —!"

Nun ist Reutter dahin. Seinesgleichen? Na, viel ist es nicht damit. Da gab es damals Julius Freund vom Metropoltheater, der war in der Technik des Versbaus mindestens so gut, aber spitzer, südlicher, spritziger und mitunter fatal konfektioniert. Da ist jetzt Marcellus Schiffer, der fast immer die allerherrlichsten Einfälle hat, und manchmal denke ich, verzeih mir die Sünde, man müßte ihm die Einfälle fortnehmen, denn was er daraus macht, ist nicht immer gut, und dann ist da, aber ganz und gar allein, Friedrich Hollaender, der die besten Texte schreibt, die heute bei uns geschrieben werden. Walter Mehring, notre maître à tous, ist wieder eine andre Sache und gehört nicht ganz in diese Schublade. Und drüben bei den Franzosen haben sie Rip, einen geistvollen Mann von vollendeter Gesinnungslosigkeit, und wenns dem glückt, dann glückts ihm aber richtig. Frech wie Oskar und so ziseliert!

Otto Reutter wußte, was er da trieb. „Ich hatte früher mal den Größenwahn, bis ich an ein Variété kam, wo ein dressierter Affe besser gefiel als ich." Jeder gute Schauspieler wird diesen Satz verstehn.

Solche Reutter gibts in allen Ländern, und es hat sie zu allen Zeiten gegeben. Es hieße an einen Fortschritt glauben, wollte man annehmen, daß sich die Mittel ändern, mit denen man auf Menschen wirkt. Die Formen wandeln sich und sind regional verschieden, der tiefere Grund bleibt. Diese Komik, diese Wirkungen und dieser Humor stoßen mit dem Kopf an die Zimmerdecke Reutters, und damit an den Fußboden jener Wohnung, in der Jaroslav Hasek wohnt, der Vater des göttlichen Schwejk, dessen Konfiskation dem Reichsgericht hiermit herzlichst empfohlen sei. Denn das hat Schwejkn noch gefehlt.

Otto Reutter aber und seine Leute: es sind Künstler der untern Stockwerke. Doch sollen die von oben nicht hochmütig tun. Ohne die da unten wären sie nicht.

Drei Milliarden Defizit von Bernhard Citron

Arthur von Gwinner, einst der führende Kopf der Deutschen Bank, hat als Mitglied des Preußischen Herrenhauses lange vor dem Kriege den Vorschlag gemacht, an die Stelle der öffentlichen Etats eine Bilanzierung nach privatwirtschaftlichem Muster zu setzen. Dieser Vorschlag war aber nicht zu verwirklichen, denn dies hätte das damals noch bestehende Grundrecht des Parlaments, die Entscheidung über das Budget, verletzt. Als Bismarck sich vor dem Kriege von 1864 den Kriegsetat selbst bewilligte und sich erst nachträglich Indemnität erteilen ließ, grenzte ein solches Vorgehen schon an Staatsstreich. Heute wären wir ganz zufrieden, wenn über alle im Laufe des letzten Jahres vom Reich eingegangenen Verpflichtungen Rechenschaft abgelegt werden würde. In diesem Falle allerdings könnte man der Indemnität einen Bilanzbeschluß vorziehen. Bei den im Krisenjahr 1931 vorgenommenen Sonderausgaben und eingegangenen Bürgschaften ging es nicht um kulturelle oder sozialen Aufgaben des Reiches, sondern vielmehr um Fragen wirtschaftlicher Opportunität. Es muß also in diesem Falle bewiesen werden, daß die Aufwendungen etwas eingebracht, respektive Schäden abgewandt haben. Lediglich dieses Moment kann — wenn man die Sprache des Aktienrechts auf die Politik anwendet — für die Entlastung des Vorstandes ausschlaggebend sein. Allerdings darf eine solche Bilanz nicht nach dem Schema, das bei Schultheiß üblich gewesen ist, aufgemacht werden. Aus diesem Jahresabschluß müßten nämlich nicht nur die tatsächlichen Ausgaben, sondern auch die Bürgschaften deutlich ersichtlich sein. Es ist schließlich seit Monaten bereits ein offnes Geheimnis, daß zum Beispiel die Garantie für die Danatbank längst in Anspruch genommen worden ist.

Vorläufig müssen wir allerdings auf die Bilanzierung des letzten Geschäftsjahres verzichten, und auch eine etwaige Indemnitätserteilung wird kaum allzuviel Licht in die verworrenen Zusammenhänge der Wirtschaftskrise des letzten Jahres bringen. Um so brennender ist die Frage, wie sich der Etat 1932 gestalten soll. Wenn man nicht den Kopf in den Sand steckt, kann man keineswegs an jenen schweren Sorgen der nächsten Monate vorübergehen. Nach dem letzten Ausweis des Reichsfinanzministeriums sind 1931 für die Zeit vom 1. April bis zum 31. Dezember 5,78 Milliarden Reichsmark aufgekommen. Veranschlagt sind für das ganze Jahr 8,17 Milliarden Mark. Demnach müßten die Monate Januar bis März noch 2,39 Milliarden Mark bringen. Im Vorjahre sind in diesem Zeitraum 2,75 Milliarden Mark aufgekommen. Nach den bisherigen Erfahrungen dürfte der Steuerertrag für die Monate Januar bis März um etwa 800 bis 900 Millionen Mark geringer als 1931 sein. Man muß also annehmen, daß die Eingänge mindestens um 500 Millionen Mark hinter den Voranschlag zurückbleiben. Dazu kommt nun, daß für 1931 die Ausgaben des Reiches 8,94 Milliarden betragen haben, die veranschlagten Einnahmen von 8,17 Milliarden also um 770 Millionen Mark

übersteigen. Aus Einnahme- und Ausgabeseite ergibt sich bereits ein Fehlbetrag von mindestens 1,27 Milliarden Mark. Aus dem Jahre 1930 wurde im ordentlichen Haushalt ein Fehlbetrag von 750 Millionen Mark, im außerordentlichen von 260 Millionen Mark übernommen. Somit verbleibt am Ende des Etatsjahres 1931 ein sichtbarer Fehlbetrag von schätzungsweise 2,37 Milliarden Mark.

Im Reichsrat hat der Vertreter Preußens, Ministerialdirektor Brecht, kürzlich gefordert, daß den Ländern und Gemeinden 450 Millionen Mark überwiesen werden sollen. Die vorsichtige und reichstreue Haltung der preußischen Regierung (selbst in Finanzfragen!) ist hinlänglich bekannt, um die Annahme, daß jene Wünsche nicht aus dringendster Not geäußert worden sind, von vornherein zu widerlegen. Selbst wenn man bei der ungeheuren Finanznot der Städte, die in zahlreichen Fällen schon zu akuten Schwierigkeiten geführt haben, die Forderungen des Reichsrats auf 250 Millionen Mark herabdrückt — vorläufig hat sich das Reichsfinanzministerium ganz ablehnend gezeigt —, dann erhöht sich der oben angenommene Fehlbetrag auf 2,82 Milliarden Mark.

In diesem Zusammenhang verdient Beachtung eine kürzlich erfolgte Auslassung der ‚Kölnischen Zeitung', die in finanziellen Dingen trotz ihrer Verbindung mit Schwerindustrie und Hochfinanz eine sehr objektive Haltung zu wahren pflegt. Das Blatt erwähnt drei Möglichkeiten zur Überwindung der Krise. Keiner dieser drei Wege aber führt, das ist die Tragik solcher Betrachtungen, aus der Krise heraus.

1. Ein nochmaliger verzweifelter Versuch der Einnahmebeschaffung.
2. Eine formal vielleicht statthafte, aber inhaltlich desto bedrohlichere Finanzierung des Geldbedarfs durch innere Kreditmanipulationen.
3. Ein tatenloses Hineingleiten in eine akute Kassennot, an deren Ende die Einschränkung und Einstellung öffentlicher Zahlungsverpflichtungen steht.

Wie könnten nun die Versuche, Einnahmen zu erhöhen oder Ausgaben zu ermäßigen, beschaffen sein?

Es hat sich ergeben, daß die einzigen Mehreinnahmen auf Grund der Einführung der Krisensteuer und der Vorverlegung der Zahlungstermine für die Umsatzsteuer Ergebnisse zeitigten, die erheblich hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben sind. Die Erhöhung der Umsatzsteuer, die durch die Notverordnung vom 8. Dezember 1931 verfügt worden ist, wird infolge des weiter zurückgehenden Verbrauchs ebenfalls nicht den erhofften Erfolg bringen. Diese Umsatzsteuer galt nach einer Auslassung des Reichsarbeitsministers Stegerwald, als die allerletzte Reserve. An äußersten Steuermitteln scheinen jetzt Schlacht-, Salz- und weitere Erhöhung der Umsatzsteuer zu drohen. Es ist also völlig darauf verzichtet worden, andre als reine Konsumentensteuern einzuführen. Wenn man die Einnahmen nicht erhöhen kann, sollen die Ausgaben gesenkt werden. Aber auch hier ist bereits die äußerste Grenze erreicht. In einem Jahre, in dem die Wohlfahrtslasten trotz den großen Abzügen für den einzelnen Unterstützten ungeheuer an-

gewachsen sind, ist eine Ausgabensenkung um 2¼ Milliarde Mark durchgeführt worden. Davon entfällt allerdings mehr als die Hälfte, nämlich 1,23 Milliarden Mark, auf die Einsparung infolge des Hooverjahres. So ist auch jene Reserve, auf die jede vollkommen „nationale Regierung" rechnen zu können glaubte, illusorisch geworden. Wenn keine Reparationen gezahlt werden, kann auch nichts mehr durch ihre Aufhebung eingespart werden. Zu den fixen Kosten, die jedes Land, das nicht in chaotische Zustände verfallen will, tragen muß, gehört nach einer weit verbreiteten Ansicht auch der Wehretat. Gewiß sind auch auf diesem Gebiet im Vorjahre Einsparungen vorgenommen worden; aber diese beziehen sich nur auf soziale Verpflichtungen des Reiches gegenüber den ehemaligen Angehörigen der Wehrmacht, den Kranken sowie den Witwen und Waisen. Die Einschränkung dieser Ausgaben hemmt allerdings die Wehrfähigkeit nicht, sie verleitet nur zu der Vorstellung, als sei am eigentlichen Wehretat, den sachlichen Ausgaben nämlich, wirklich etwas gespart worden. Wir müssen befürchten, daß angesichts der zunehmenden Stärke der „wehrfreudigen" Parteien in Deutschland diese noch auszuschöpfende Sparreserve auch im nächsten Etatsjahr verschlossen bleibt.

Neben dem Defizit von annähernd 3 Milliarden Mark dürfte die schwebende Schuld des Reiches am Ende des laufenden Etatsjahres mehr als 2 Milliarden Mark betragen. Diese schwebende Schuld wäre an sich kein Anlaß zu ernsten Besorgnissen, da die langfristigen Schulden des Reiches nur 10 Milliarden Mark betragen gegen 46 Milliarden Mark in Frankreich und (nach altem Kurs) 130 Milliarden in England. Die schwebende Schuld könnte also durchaus hingenommen werden, wenn es gelänge, sie in irgend einer Form zu konsolidieren. Diese Aussicht ist aber erstens durch das völlige Brachliegen des Emissionsmarktes und zweitens durch die Vorrangstellung versperrt, die private Großbanken in Deutschland vor den eigentlichen Interessen des Reiches einnehmen. Wenn Schatzwechsel ausgegeben werden, die durch Vermittlung der Reichsbank das Kreditvolumen erhöhen, so werden sie ausschließlich zur Bereinigung der Bankenfrage dienen. Tatsächlich ergeben sich daraus folgende Schlüsse: entweder erwachsen dem Reich aus offenen und stillen Garantien für deutsche Kreditinstitute Ausgaben in Höhe von schätzungsweise 1 Milliarde Mark; oder aber, wenn die Reichsbank die Bankenreform finanziert, dann werden die künftigen Gewinne des Reiches aus der Zentralnotenbank weitgehend eingeschränkt werden. Fernerhin wird es dann dem Reich unmöglich sein, die Reichsbank für eigne Finanzierungszwecke heranzuziehen. Angesichts dieser akuten Kassennot finden die Inflationsapostel aller Schattierungen immer mehr Gehör. Man denkt dabei meistens daran, einen dem Zugriff des Reiches gar nicht unterliegenden Besitz zur Unterlage für zusätzliche Notendeckung zu verwenden. Dadurch würde aber die öffentliche Finanznot nicht beseitigt, sondern nur ein Teil der Lasten von schwach gewordenen Schultern auf noch schwächere abgewälzt werden.

Bemerkungen

Friedrich mitn Mythos

In der Literarischen Welt war Friedrich Hussong zu Gast; der kluge Willy Haas hat ihn dort im Rahmen einer Sondernummer „Rechts und links" zu Wort kommen lassen. Es ist nicht ganz leicht, über diesen Gesellen ohne Hohn zu sprechen, er ist eines der wenigen Talente im Hause Hugenberg, dreist und klotzig, wo seine Begabung nicht ausreicht. Ich wills versuchen.

Hussong verbreitet sich in der L. W. über die „Volkheit":

„Wichtiger als alle Vivisektion des Intellektualismus ist das Wachstum eines nationalen Mythos; eines Mythos, nicht aus den Nerven geschwitzt, sondern aus dem Blute blühend. Denn nicht der Rationalismus, der Mythos zeugt Leben. Er ist in der Bildung begriffen. Das ist der Sinn und der Inhalt dieser Zeit. Darum ist Feindschaft gesetzt und muß gesetzt sein zwischen Volkheit und Intellektualismus. Volkheit ist Glaube und Wachstum. Intellektualismus ist Skeptizismus und Darre. Der Geist ist in der Volkheit; bei dem Intellektualismus ist nur Gewitztheit.

Es lebe der alte Spitzfaden!"

Wer ist der alte Spitzfaden —? Das wird in dem Aufsatz erklärt.

Der alte Spitzfaden war ein Dorflehrer, der Hussong unterrichtet hat. Nach den Proben, die er gibt, hat der Mann seine Sache recht gut gemacht. Nun aber:

Daß Hussong und seine Schulkameraden von diesem Schulmeister überhaupt unterrichtet werden konnten, verdanken sie etwas, was ich der Kürze halber mit Voltaire bezeichnen will. Daß Kinder von Bauern und Kleinbürgern diese Bildung genießen konnten, ist das Werk des Intellektualismus gewesen, welch ein blödes Wort! das Werk des Liberalismus, kurz: Hussong und die Seinen, sie sind Kinder des Systems, das sie so sehr verdammen. Diese Schulmeister für die kleinen Leute sind den mythoshaften Junkern erst aufgedrungen worden, sie wollten ums Verrecken nicht heran. (Noch Bismarck strich bekanntlich einen Lehrerposten von seinem Gutskonto.) Das ganze Kleinvolk, das sich heute die Kehlen gegen die Ratio, gegen die Liberalen, gegen die Demokratie heiser brüllt, wäre nicht, wenn die Aufklärer nicht gewesen wären.

Nun kann Hussong, der durchaus kein Dummkopf ist, sagen: Diese Aufklärer haben ihre historische Aufgabe erfüllt — heute ist andres dran. Dem ist zu entgegnen:

Nie ist die Rolle des Intellektuellen ausgespielt. Sie ist es auch in Rußland nicht — alle großen Theoretiker des Bolschewismus sind Intellektuelle. Die gesunde Reaktion auf überspitzte Gewitztheit, wie Hussong das nennt, in allen Ehren — der †††-Skeptizismus, der wohl darin besteht, daß man nicht alles glaubt, was einem jeder vor der Front stehende Lümmel entgegenbrüllt, daß man die bare Münze des Mehrwertes für bare Münze nimmt —: dieser Skeptizismus ist gesund, bis ins Mark hinein gesund und sauber.

Wenn alles das Mythos ist, was sich dem gesunden Menschenverstand entzieht —: nieder mit dem Mythos! Und wichtiger als alle Volkheit scheint mir zu sein, daß sich der Mensch nicht zum Vieh degradiere, auch nicht für sein Vaterland. Was eine sanfte Beleidigung des Viehs darstellen dürfte. Im übrigen sagt Hussong vom Mythos das richtige, ohne es sagen zu wollen: „Er ist in der Bildung begriffen."

Was ist das nur, was sich da heute als theoretische Begründer des deutschen Nationalismus aufspielt —?

Carl von Ossietzky erlaube mir, daß ich ihn zitiere: Germanisches Café.

Ignaz Wrobel

Felseneck

Da es doch nun so weit ist, daß den Nazis die Reichswehr offensteht, daß Justiz, Kirche, Schule, Universität nebst den Behörden in Nähe und Ferne die Treppen scheuern, auf welchen Herr Hitler mit seinen Mannen zur Herrlichkeit emporsteigen soll, da nun die Republikaner die Manschetten aus den Ärmeln zupfen und mit belegtem Hüsteln die Kehlen zum Willkommensgruß stimmen, finden es einige an der Zeit, etwas gegen die Aufrichtung des Hakenkreuzes im Deutschen Reich zu unternehmen. Es scheint ein wenig spät zu sein, und die Mittel, mit denen man die Gespenster verscheuchen will, die längst Fleisch und Bein und reich gefüllte Geldbörsen haben, sehn nicht eben furchterweckend aus. Man schafft Munition, worunter man Stimmzettel versteht, man rüstet zum Kampf, womit man Auszählspiele meint, man bläst zum Sammeln an die Urne, worin man das Dritte Reich versenken möchte und worin doch nur die Weimarer Verfassung zu Asche wird.

Wer auf eine entschlossene Angreiferschaft Eindruck machen will, muß ihnen keine Schwüre und Kampfgesänge ins Ohr plärren, sondern ihnen Beweise eigner tatkräftiger Initiative liefern. Überdies verhindert jedwede Initiative auch den alten Übelstand, daß Leute, die von einer Protestversammlung nach Hause kommen, sich im Gefühl, genügend Hochs mitgeschrien zu haben, zu Bett legen und glauben, das Ihrige im Kampfe getan zu haben. Erst dann, wenn jeder Einzelne mit der Verpflichtung vor sich selber eine Kundgebung verläßt, persönlich einzugreifen, und zwar nicht erst, wenn die Führer zur neuen Zusammenkunft rufen, sondern sofort, am nächsten Tage und ununterbrochen weiter, ist mehr geschehen als Gelegenheit zu einem lärmend rühmenden Zeitungsbericht geschaffen. Wer den Fascismus ernstlich treffen will, hat sich zunächst einmal mit seiner Kampf- und Opferbereitschaft an die Seite derer zu stellen, die der Fascismus ernstlich trifft.

Täglich erfahren wir von neuen nationalsozialistischen Überfällen auf Arbeiter. Wohnsiedlungen armer Erwerbsloser werden, wenn dort Kommunisten wohnen, zum Zielpunkt regelrechter „Strafexpeditionen" erwählt, und die deutsche Justiz erhebt gegen solche Methoden, die an die in der gesamten Kulturwelt geächteten Kolonialkriege erinnern, bekanntermaßen keine besonders bedrohlichen Einwendungen. Den armen kommunistischen Jungen in Essen ist es schlimmer ergangen, als es den Mördern von Felseneck ergehen wird.

Das Elend in der Kolonie Felseneck war schon vor dem Überfall grauenhaft. Jetzt, da über zwanzig der Überfallenen in Haft sitzen, ist es unbeschreiblich. Den Familien der Eingesperrten ist mit sympathievollem Bedauern nicht genützt. Sie brauchen Lebensmittel, Kleidung, Geld, praktische Nächstenhilfe. So wie ihnen geht es allen denen, die in Braunschweig, Eutin, in allen deutschen Gauen in das gleiche Unglück geraten sind, daß ihre Männer, Väter, Söhne, Freunde, um sich und

die Ihrigen vor Gewalttaten zu schützen, mit Nazibanden ins Gedränge kamen und der Staatsmacht ins Garn liefen.

Der syndikalistische Frauenbund in Berlin hat eine Sammelstelle zunächst für die Opfer von Felseneck errichtet (Märkisches Ufer 20, Freie Arbeiter-Union). Das ist ein wertvoller Anfang, aber er genügt nicht. Es muß Hilfe in großem Umfang und über das ganze Reich organisiert werden, um der Solidarität willen, aber auch um der Warnung willen, damit die Fascisten nicht meinen, die Schädigung ihrer Feinde mache diese hilflos. In dieser Zeit allgemeiner Not hat es wenig Zweck, mit einer Sammelliste schnorren zu gehen. Kommen wirklich 100 Mark zusammen, ist nur für den Augenblick und nur in sehr kleinem Umfang geholfen. Es muß eine ständige Organisation mit dem einzigen Zweck gegründet werden, denen, die als Leidtragende für alle Hakenkreuzgegner geprügelt und geschädigt werden, sofort beizuspringen, ihnen und ihren Frauen und Kindern die Sicherheit zu geben, daß über Partei- und Weltanschauungsschranken hinweg ihre Sache als gemeinsame Sache aller anständigen Menschen angesehen wird.

Um das zu erreichen, muß eine geldliche Unterlage geschaffen werden, die selbst nichts kosten darf. Niemand soll an der Organisation zur gegenseitigen Unterstützung verdienen, und diese Organisation soll keinen andern Zwecken dienstbar sein als nur der Nothilfe für Opfer der Fascisten, bei deren Abwehr Polizei und Justiz versagt. Ich schlage vor: Ein Theater stellt seine Räume kostenlos für eine künstlerische Veranstaltung zur Verfügung (für das Geld, das sonst der Saal kostet, kann schon eine betroffene Familie eine Woche leben). Dichter, Schauspieler, Vortragskünstler, Tänzerinnen vereinigen sich zu einer öffentlichen gemeinsamen Darbietung, vollständig honorarfrei. Das Programm braucht keinerlei politische Richtung zu umreißen oder umzureißen. Es genügt, daß auf dem Zettel vermerkt steht, wofür das Eintrittsgeld bezahlt wird. Freiplätze, und zwar Ehrenplätze, sollen den Angehörigen der Naziopfer gegeben werden, sonst niemandem. Erwerbslose sollen einen Groschen zahlen, andre nach Belieben, niemand weniger, als er auf dem letzten Faschingball ausgegeben hat. Jeder neue Mord, jeder neue Überfall, jede neue fascistische Schandtat soll mit einer Wiederholung solcher Veranstaltung beantwortet werden. Solche praktische Solidarität der Künstler wird der Solidarität der Arbeiter zum Beispiel dienen und den Übermut der Reaktionssöldner dämpfen. Wer mittun will, mag sich, über die Adresse der ‚Weltbühne', bei mir melden.

Erich Mühsam

Japanische Kriegsreportage

Watch Japan! — ist unter den Leichtathleten der angelsächsischen Völker ein populäres Wort: Beobachte die wachsenden leichtathletischen Erfolge Japans. Bald wird man ähnliches auch von den japanischen Journalisten sagen können. Denn sie haben bei den Kämpfen in der Mandschurei und in Schanghai Vorbildliches geleistet: Pionierarbeit für die Be-

richterstatter des kommenden Krieges.

Nicht nur die modernsten Kampfmittel wurden von den Japanern eingesetzt. Auch bei der Reproduktion des Mordens haben sie sich der neusten und raffiniertesten Methoden bedient. Rundfunk, Tonfilmkamera, Flugzeug zur Weiterbeförderung von Negativen und Kampfberichten, alles war zur Stelle. Eine kleine Generalprobe.

Alle großen japanischen Zeitungen machten es sich zur Ehrenpflicht, eigne Berichterstatter an die Front zu senden. Daneben — und das ist der Fortschritt gegen die historische Periode der Alice Schalek — entsandten die großen Blätter auch eigne Photographen und Kino-Operateure, die, wie in einem Bericht stolz vermerkt wird, unter Einsetzung des eignen Lebens auf ihren Filmstreifen die einzelnen Episoden des Kampfes einfingen.

Eine der größten japanischen Nachrichtenagenturen, ‚Denca', hatte bei den Kämpfen in der Mandschurei, am Nonni-Fluß und bei Tschutsikar, einen eignen Flugzeugdienst eingerichtet. Die Apparate der Firma flogen bis unmittelbar an die Kampflinien heran und überführten die journalistische Ausbeute nach Mukden, wo sie von andern Flugzeugen übernommen wurde, die sie ihrerseits nach Geizan brachten, wo sie dann von einer dritten Flugzeuggarnitur nach Tokio befördert wurde. So kam es, daß authentische Berichte und Aufnahmen vom Kriegsschauplatz noch am selben Tage in den Zeitungen von Tokio erscheinen konnten.

Die japanische Öffentlichkeit ist auch voll Lobes über die wackern journalistischen Handlanger, die ihr sozusagen die noch warmen Leichen ins Haus trugen. Oft war dies keineswegs leicht. So wird beispielsweise anerkennend berichtet, die Kriegsberichterstatter wären so eifrig bei der Sache, daß manche Journalisten beim Vormarsch auf Oschitsikar plötzlich ohne mehr Nahrungsmittel als eine Handvoll gefrorenen Reis dastanden. Um ihren Hunger zu stillen, schlichen sich die ehrenwerten Kollegen zu den Leichen getöteter Soldaten und leerten ihre Rucksäcke, um etwas Eßbares zu finden.

Inzwischen fuhren die großen Blätter fort, die Öffentlichkeit streng objektiv zu informieren. Ein Beispiel für viele: ‚Manschuria Daily News', das größte Blatt der Südmandschurei, in Daren, dem japanischen Konkurrenzhafen Port Arthurs erscheinend, schreibt folgenden klassischen Kommentar zur chinesischen Antwort an USA., in der Japan als Angreifer und China als der Überfallene hingestellt wird: „We cannot waste a word upon the above".

Dafür findet sich in jeder Nummer dieses Blattes neben den Kampfberichten auf der ersten Seite ein passender Bibelvers. So etwa beim Vormarsch auf Tschutsikar: „Deine Gerechtigkeit steht wie die Berge Gottes und dein Recht wie eine große Tiefe. Herr, du hilfst Menschen und Vieh." (Psalm 36, Vers 7.) Oder einen Tag vorher: „Geht aber umher und sprecht: Das Himmelreich ist

nahe herbeigekommen. Macht die Kranken gesund, reingt die Aussätzigen, weckt die Toten auf, treibt die Teufel aus. Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebt es auch." (Mattäus 10, Vers 7, 8.) Wie man sieht, sinnige und passend ausgewählte Verse. Bloß die Totenerweckung dürfte einige Schwierigkeiten bereiten. Jedenfalls aber arbeitete man journalistisch up to date. Mit Flugzeug und Bibel, mit Rundfunk und dem Psalmisten wurde die richtige Stimmung entfacht.

Wie sagt doch Alfred Rosenberg, der große Mann Hitlers: „Die letzte Zuflucht der großen Gauner ist der Patriotismus". (‚Völkischer Beobachter', 26. Jaenner 1932.)

Und da fragt man noch, wer den Nobel-Friedenspreis 1932 bekommen soll?

Während die japanische Presse wiederum den Nobelpreis für Literatur erhalten sollte: als Schöpferin der neusten Literaturgattung — der restlos geglückten technischen Übertragung vom technischen Kriegsschauplatz der Zukunft.

K. L. Reiner

Der Laie wundert sich

Am zweiten Verhandlungstag des Schultheißprozesses kam die Rede auf die von den Ostwerken aufgekaufe holländische Nutriagesellschaft und ihre Geschäfte. Es ward vernommen der Aufsichtsratsvorsitzende der Ostwerke, und er bekundete, daß er von der Finanzierung der Nutria nichts gewußt und nichts damit zu tun gehabt habe. Wenn der Staatsanwalt glaube, der Aufsichtsratvorsitz in den Ostwerken verpflichte zu solcher Kenntnis, so irre der Staatsanwalt gewaltig. Wie ein Lehrer den Schüler abkanzelt, der seins nicht gelernt hat, so erklärte der Herr Aufsichtsratsvorsitzende dem Staatsanwalt, er wisse wohl nicht, was die Leitung eines solchen Riesenbetriebs bedeute. Er, Doktor Sobernheim, habe in fünf Gesellschaften den Aufsichtsratvorsitz und in vielen andern einen Sitz im Aufsichtsrat gehabt...

Vielleicht versteht es der Staatsanwalt wirklich nicht. Er ist auch nicht dazu verpflichtet. Er ist zur Kenntnis des Gesetzes verpflichtet, in welchem hinwiederum viele schöne Dinge über die Verpflichtungen von Aufsichtsräten und deren Vorsitzenden stehen. Nicht nur über die Rechte. Aufsichtsratsmitglieder haben das Aktienrecht zu kennen. Staatsanwälte brauchen nichts von den Usancen zu wissen, die in Wahrheit aus diesem Recht geworden sind. Es wäre weit besser, sie wüßten nicht das geringste davon und hielten sich möglichst eng an den Buchstaben des Gesetzes.

Denn die Armut kommt von der Powerteh oder, in diesem Fall besser, der Reichtum kommt von der Rischess, und mit Verlaub, Herr Aufsichtsratsvorsitzender, auch wir Laien wissen nicht, „was es heißt, einen solchen Riesenbetrieb zu leiten". Wir haben eine überlieferte und vielleicht nur sprachlich bedingte Vorstellung davon, daß der Aufsichtsrat dazu da sei, die Geschäfte seiner Gesellschaft zu beaufsichtigen. Wenn sie so umfangreich werden, daß er es nicht mehr kann, so soll er es eben lassen und statt in fünf nur noch in zwei oder drei den Vorsitz führen, statt weiter Dividenden einzustecken, die im umgekehrten Verhältnis zur Möglichkeit des Überblicks stehen. Daß die Usancen anders sind, daß sie sich in krassem Widerspruch mit den Paragraphen befinden, und daß der Staatsanwalt wegen seiner Kenntnis der Gesetze und seiner Nichtkenntnis der gesetzwidrigen Wirklichkeit vom Angeklagten unter Vertauschung der Rollen eines Schlechtern belehrt wird — das finden wir, gelinde ausgedrückt, eine hanebüchene Naivität.

Da wir Laien sind, dürfen wir uns noch wundern.

Als vor zweieinhalb Jahren der Favag-Skandal über Deutschland hereinbrach, da sagten selbst die Zweifler: ein Gutes hat er — jetzt kommt endlich mit Be-

schleunigung die Reform des Aktienrechts.

Mit Beschleunigung kam sie nicht, sondern mit Verzögerung; rechtsgültig ist sie seit September vorigen Jahres, also zu kurze Zeit, als daß sich bereits segensreiche Folgen spüren ließen. Im übrigen sieht es leider so aus, als sei da etwas sehr milde reformiert worden, und das Verhalten der Schultheiß-Angeklagten ist ein schlüssiger Beweis dafür, daß die unbequeme Neuerung ein Fremdkörper zu bleiben gedenkt im verseuchten Leib der kapitalistischen Wirtschaft.

Hans Glenk

Die Esel und die Autarkie

Es ist bekannt, daß sich die Staaten auf dem Rückmarsch ins Mittelalter befinden. Sie umgeben sich mit hohen Zollmauern; sie erwägen die Binnenwährung; sie reden von nationaler Planwirtschaft; sie erschweren ihren Bürgern die Reisen ins Ausland; sie beginnen, die Vorteile des kapitalistischen Zeitalters abzuschaffen, ehe es ihnen gelang, seine Nachteile zu beseitigen. Nächstens werden sie noch das elektrische Licht verbieten, damit es in den Köpfen noch dunkler werde. Weil die Ziele einer vernünftigen Epoche höher als die heute vorhandene Vernunft liegen, senken sie diese Ziele, anstatt die Vernunft zu heben. Und diesen kümmerlichen, traurigen Vorgang preist jede Nation in ihren Mauern als „volkhafte Bewegung".

In Le Havre, auf der Zollstation, ereignete sich neulich ein Vorfall, der die überall hereinbrechende Finsternis ins rechte Licht setzt. Der bekannte Varietéclown Angelo kam von einer Tournee aus Südamerika und wollte ein Engagement in Frankreich antreten. Er verließ also in Le Havre das Schiff und begab sich mit den dressierten Tieren, derer er zu seiner Varieténummer bedarf, an die Zollsperre. Diese dressierten Tiere waren: eine Ziege, zwei Maulesel, zwei Affen und fünf Hunde.

Und was geschah? Die Zollbeamten ließen ihm nur die Affen und die Hunde. Die Esel und die Ziege wurden zurückbehalten. Mit welcher Begründung? „Weil die Kontingente für die Einfuhr von Ziegen und Eseln bereits überschritten seien." Es gab, mit andern Worten, schon zuviele Esel in Frankreich.

Der Clown Angelo fand, der Spaß gehe zu weit. Aber er mußte sich erst mit Eingaben an das französische Handels- und Landwirtschaftsministerium wenden, ehe ihm das Zollamt, auf ministerielle Verfügung hin, seine nichtfranzösische Ziege und seine nichtfranzösischen Esel freigab.

Welch ein Umstand! Als ob es in dieser Zeit auf zwei Esel mehr in je einem Land ankäme!

Erich Kästner

Schießen mit Seele

Kein Sport greift so rein und so stark in die Seele, wie der Schießsport, hierin liegt seine wesentliche Bedeutung für die Charakterbildung.

‚Hessischer Kamerad' 15. Hornung

Höhere ethische Rücksichten

Führernachwuchs

Adoption: Vertraulich beauftragt aus meiner Klientele suche ich für gesunden gutaussehenden 9 Monate alten Knaben mit beiderseits physisch und psychisch erstklassig-eugenischer Heredität durch hausärztl.-kollegiale Vermittlung geeignete Adoptiveltern führender abendländischer Kreise, evtl. auch altansässigen freien Bauernstandes in Skandinavien oder in Deutschland. Der Junge entstammt väterlicher- und mütterlicherseits unverdorbenen völkisch rein. Patrizierkreisen. Ärzte, Geistliche, Industrieführer, Katholisch-fränkische, rein deutsche und protestantisch-skandinavische, rein nordische Mischung. Soweit nach Aszendenz und den mir bekannten beiderseitigen Halbgeschwistern eine Voraussage möglich, bietet dieser Junge alle Voraussetzungen für eine erfreuliche Entwicklung in geeignetem Adoptivhause. Da auf seiten der natürlichen und der Adoptiveltern nur diese höheren ethischen Rücksichten der Verpflanzung eines guten Sprosses auf einen guten Stamm gelten dürfen, kommt Abfindungssumme u. ä. nicht in Betracht Das Kind ist z. Z. in einem prima Säuglingsheim in Schweden. Anfragen erbitte an mich. Adr.: Helsingfors (Finnland), Unionsgatan 24.

Prof. Dr. med. Krusius
‚Münchner Medizinische Wochenschrift'

Liebe Weltbühne!

Wenn Wilhelm II. zur Erholung auf Schloß Wilhelmshöhe weilte, geruhte er auch das Königliche Theater zu Kassel zu besuchen. Vor einer solchen Galavorstellung ließ der damalige Intendant eine Anzeige in sämtlichen Zeitungen erscheinen, daß Leute mit großen Glatzen Freikarten bekämen. Die Kahlköpfigen erschienen darauf in solchen Massen an der Theaterkasse, daß viele wieder unverrichteter Sache nach Hause gehen mußten und sich genasführt glaubten. Eine ganze Reihe von Leuten aber erhielt Karten, und sie wurden am Abend so ins Parkett gesetzt, daß sich dem hohen Herrn, wenn er sich aus seiner Loge beugte, ein mindestens ebenso angenehmes Schauspiel bot wie auf der Bühne: die Glatzen leuchteten ein devotes S M zu ihm herauf.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte. Montag 20.00. Deutsche Gesellschaft, Schadowstr. 7. Kontradiktorische Diskussion: Autarkie, Max Cohen-Reuß, M. d. RWR.

Internationale Arbeiterhilfe, Ärztesektion. Dienstag 20.00. Pharussäle, Müllerstr. 142: Der Lübecker Prozeß und die Arbeiterschaft, Stadtarzt Schmincke.

Die Abstrakten. Montag (22.) 20.15. Nollendorf-Casino, Kleiststr. 41: Kitsch und seine Bedeutung in Kunst und Leben, Arthur Segal.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (22.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Erziehungs- und Bildungsprobleme der Gegenwart, Stadtschulrat Paulsen.

Münster i. W.

Weltbühnenleser treffen sich Mittwochs 20.30, bei Schmyes, Jüdefelder Str. 6/7.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 17.30: Max Hermann-Neiße liest. — 21.10: Was die Deutschen lasen, als ihre Klassiker schrieben, Walter Benjamin und Edlef Köppen. — Mittwoch. Berlin 17.50: Körperliche Freiheit und öffentliche Gewalt, Herbert Fuchs. — Frankfurt 18.40: Die Psychologie des Journalismus, Stefan Großmann. — Mühlacker 21.00: Literatur von Karl Kraus. — Leipzig 21.10: Die Frösche des Aristophanes. — Donnerstag. Berlin 18.00: Lovis Corinth, Charlotte Behrendt-Corinth und Paul Westheim. — Langenberg 20.00: Schillers Don Carlos. — Mühlacker 21.00 Marieluise Fleißer liest. — Freitag. Berlin 17.40: Diskussion über René Clairs „Es lebe die Freiheit" — Hamburg 19.30: Ernst Johannsen liest. — Königsberg 21.10 Eine Stunde mit Flaubert, Ernst W. Freißler. — Sonnabend. München 16.10: W. Hessenland liest Gedichte von Alfred Mombert.

Antworten

Journalist. Sie teilen uns mit, daß der Reichsverband der Deutschen Presse an seine Mitglieder Klebemarken abgibt, mit denen diese ihre Manuskripte kennzeichnen sollen. Der Verband führt dazu aus: „Durch Benutzung der Marke soll vermieden werden, daß die Kollegen in den Redaktionen die eingehenden Manuskripte der dem Reichsverband angeschlossenen freien Journalisten in der Fülle der Eingänge übersehen, und es soll ferner dadurch erreicht werden, daß bei gleichwertigen Manuskripten, die denselben Stoff behandeln, der Berufsjournalist vor dem Außenseiter bevorzugt wird." Sie schreiben dann weiter: „Der Reichsverband, der die Nachahmung seiner Kennmarke, also des von ihm neu geschaffenen Gebrauchsmusterschutzes zur Linderung der Journalistennot, strafrechtlich verfolgen läßt, händigt die Marken nur Mitgliedern seines Verbandes aus. In welcher Lage aber befinden sich nun die freien Journalisten, die im Schutzverband deutscher Schriftsteller, im Verband der Pressemitarbeiter oder überhaupt in keiner Organisation, aber professionell sind? Es ist unmöglich, daß der Redakteur diese Journalisten namentlich kennt. Ihm wird also zugemutet, Arbeiten, die nicht mit der Hundemarke versehen sind, als Arbeiten von Außenseitern anzusehen. Das ist ein tolles Stück, doppelt toll, weil der Reichsverband auch Journalisten aufnimmt, die nicht Volljournalisten sind. Die Gründe für dieses Hundemarken-Reglement sind durchsichtig. Der Reichsverband will anscheinend durch Boykottmittel seine Reihen stärken. Läuft doch jeder dem Reichsverband Nichtangeschlossene Gefahr, ohne diese Hundemarke nunmehr als berufsfremder Journalist und Außenseiter angesehen zu werden. Das tragische Schicksal der Hunde ohne Marke ist ja bekannt: die Drahtschlinge. Die Maßnahme stellt im Zeitalter der Gewerbefreiheit ein Stück Mittelalter dar. Sie bedeutet nichts andres als die Wiederauferstehung der berüchtigten schwarzen Innungsladen in etwas raffinierterer Form. Die Frage entsteht: Wer ersetzt freien, dem Reichsverband nicht angeschlossenen Journalisten den Schaden, der aus der Tatsache entsteht, daß nunmehr jedes Manuskript ohne Kennmarke Gefahr läuft, als Außenseiterarbeit abgestempelt zu werden? Dieser Wirrwarr, der durch die leider noch immer, wenigstens dem Ansehen nach, maßgebende Organisation der deutschen Presse geschaffen worden ist, sollte unbedingt revidiert werden."

Pariser. Peter Panter hat sich geirrt: der Schauspieler Michel Simon hat nicht bei Dullin im „Atelier", sondern bei den Pitoëffs angefangen. Der Ordnung halber.

Kurt Hiller. Sie senden uns folgendes Schreiben: „In einer Artikelfolge ‚Die Furcht der Intellektuellen vor dem Sozialismus' hat ihr Verfasser sich mehrfach mit Äußerungen von mir beschäftigt. Hätte er polemisiert, so würde ich vielleicht das Verlangen verspüren, ihm zu antworten. Aber was hat er getan? Mir verächtliche Beweggründe imputiert (‚Angst'!); mich mit notorischen Antipoden kopuliert; mich nachweislich mehrfach falsch zitiert. Das heißt nicht Polemiseren; meinem Begriff von Polemik wenigstens widerspricht es. Ich verzichte deshalb auf Antwort. Was ich zum Sachlichen der aufgeworfnen Fragen zu sagen habe, steht, außer an etlichen Stellen der letzten Jahrgänge der ‚Weltbühne', in meinem Buch ‚Der Sprung ins Helle', das nächster Tage bei W. R. Lindner in Leipzig erscheint. Es enthält Reden, Offne Briefe, Zwiegespräche, Essays, Thesen, Pamphlete gegen Krieg, Klerus und Kapitalismus. Unter ‚Klerus' ist der marxistische mitgemeint!"

Surrealisten. Ihr wendet euch in einem Aufruf, den ihr zu unterzeichnen bittet, an die Öffentlichkeit: Der französische Untersuchungsrichter hat euern Freund Aragon wegen Aufreizung der Soldaten zum

Ungehorsam belangt; der Anlaß ist ein in der ‚Littérature de la Révolution Mondiale' veröffentlichtes Gedicht „Rotfront". Ihr wehrt euch gegen die gerichtliche Verfolgung. Gut. In euerm Protest, zu dem ihr Unterschriften sucht, wird nun gesagt: „Wir protestieren gegen jeden Interpretationsversuch eines dichterischen Textes zu gerichtlichen Zwecken und verlangen..." Also das geht nicht. Macht ihr Politik oder macht ihr keine? Wenn ihr, was zu hoffen steht, gute Antimilitaristen seid, so sagt das. Aber beruft euch dann nicht auf die Literatur. Entweder oder... Entweder ihr kämpft einen Kampf gegen die Kasernen und gegen die Soldaten, und es ist durchaus gut, daß der französische Militarismus durch euch bekämpft wird, denn wir zum Beispiel würden als Partei angesehn. Kämpft ihr diesen Kampf, dann müßt ihr ihn auch durchstehen und dürft euch nicht wundern, wenn der Gegner zuschlägt. Oder aber ihr seid Poeten, nur Poeten, nichts als Poeten. Und dann soll man euch laufen lassen: mit Gedichten allein kann man keine Kanonen und keine Generale bekämpfen. Damit es keine Mißverständnisse gibt: wir wünschen unsre Auffassung nicht im ‚Temps' gelobt zu sehen. Es ist eine Auseinandersetzung zwischen Geistigen und nicht zwischen nationalistischen Börseanern.

Berliner Lokal-Anzeiger. In deinem Inseratenteil vom 31. Januar steht zu lesen: „Mezzie. Beste und sicherste Kapitalsanlage. 20 Prozent Verzinsung. Haus 9 700 Miete. 25 000 Hyp. 15 000 Zuzahl. Dx. 978 Scherlfiliale Martin-Luther-Straße 10." Hast du diese Anzeige den guten Geschäftsverbindungen deines Herrn Aros oder irgend eines andern deiner Hausjuden zu verdanken? Die Herren beginnen sich wohl schon umzustellen? Im Dritten Reich werden wir sie vielleicht als Inseratenakquisiteure wiederfinden.

Walter Mehring. Sie schreiben: „M. Scize, dessen Aufsätze über Deutschland in der Zeitschrift ‚Voilà' ich erwähnt hatte, hat einige Intellektuelle interviewt. Unter anderm auch mich. Aber wie das oft zu sein pflegt: vom Interview bis zur Drucklegung machen die Meinungen der Befragten einige Metamorphosen durch. Nach M. Scize hätte ich gesagt: ‚Je crois au massacre des juifs, qui n'auront pas fui. Je crois à l'alliance d'Hitler avec la Russie.' Nein! Ganz und gar nicht! Sondern: Käme Hitler zur Macht, durch einen Staatsstreich, das würde den Bürgerkrieg bedeuten gegen Proletarier, Juden, Intellektuelle. Und außenpolitisch würde er mit allen zu paktiieren suchen, selbst mit Frankreich, selbst mit Rußland. Aber an ein Bündnis mit Rußland: daran glaube ich nun wirklich nicht! Und ich hätte gesagt: ‚Tous les liens sont rompus entre les intellectuels allemands et la masse du peuple.' Keineswegs! Sondern: Die deutschen Intellektuellen, auch die populärsten, sind heute ohne politischen Einfluß auf das große Publikum."

Leser in Frankfurt a. M. Im Bund „Das Neue Frankfurt" spricht am Donnerstag, dem 18. Februar, 20 Uhr, im Hörsaal der Kunstschule, Neue Mainzer Straße 47, Rudolf Arnheim über das Thema: Der „Geist" der heutigen Filmproduktion.

Landgerichtsdirektor Ohnesorge. Sie haben dem Grafen Helldorf hundert Mark Geldstrafe auferlegt. Hoffentlich wird dies Ihrer Karriere im Dritten Reich keinen Abbruch tun.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Was wäre, wenn ... von Carl v. Ossietzky

Aus einer demokratischen Zeitung vom Februar 1939

Wenn wir heute unsre republikanischen Freunde aufrufen, sich mit aller Energie für die Wiederwahl des Reichspräsidenten Adolf Hitler einzusetzen und sich unverzüglich in die in unsern Filialen ausliegenden Listen einzuzeichnen, so folgen wir damit nicht nur den zwingendsten realpolitischen Notwendigkeiten, sondern auch einem tiefsten Herzenswunsch der noch immer demokratisch fühlenden Teile unsres Volkes. Denn daß die mit demogogischen Kunststücken nicht zu fangende staatsbewußte Mehrzahl aller Deutschen in der Wiederwahl des gegenwärtigen Herrn Reichspräsidenten die einzige Möglichkeit sieht, uns vor dem Absturz ins Chaos zu retten, daran besteht kein Zweifel.

Zwar möchten wir nicht verhehlen, daß auch wir manche Bedenken zu überwinden hatten und gern wieder einmal einen Mann der Linken an der höchsten Stelle des Reiches gesehen hätten. Verantwortungsbewußt wie wir sind, stellen wir das Vaterland über die Partei. Das fällt uns um so leichter, als der schärfste Gegner des Herrn Reichspräsidenten bei der letzten Wahl, Herr Karl Höltermann, der damals die sogenannte Eiserne Front führte, sich kurz entschlossen an die Spitze des Komitees gestellt hat, das Hitlers Wiederwahl betreibt, wofür ihm der Dank der Nation gewiß ist. Jenen ewig Unzufriedenen, denen bei bester Gesinnung nur das Regulativ der höhern staatspolitischen Einsicht fehlt, muß entgegengehalten werden, daß auch der an der Wirklichkeit orientierte Flügel der Kommunisten, der erkannt hat, wie unmöglich es ist, den Weg zum Sozialismus in Siebenmeilen- oder Fünfjahres-Stiefeln zurückzulegen, nunmehr auf die Initiative Heinz Neumanns hin sich entschlossen hat, den Erfordernissen der Stunde Rechnung zu tragen und für Hitler zu votieren. Auch der ‚Vorwärts', der jetzt wieder zweimal monatlich erscheint, arbeitet im gleichen Sinne und setzt sich, wie schon früher, für die Politik des kleinern Übels ein. Im Grunde besteht also schon die Einheitsfront; denn daß die von Herrn Doktor Goebbels, der jetzt den Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten für seine selbstsüchtigen Zwecke mißbraucht, gegen Hitler entfaltete Agitation höchst unsachlichen Gründen entspringt, darüber braucht wohl keine Silbe verloren zu werden.

Auch wir sind ganz gewiß nicht mit allen Staatsakten einverstanden gewesen, denen der Herr Reichspräsident seine Zustimmung erteilt hat. Wir hätten manchmal mehr Zurückhaltung, weniger imperatorische Gesten geliebt. Aber wir wissen auch, daß ein Mann der Tat wie Hitler als Ganzes genommen werden muß und seine Fehler nur die Kehrseite seiner Vorzüge bilden. Es darf auch nicht vergessen werden, daß Herr Hitler alles getan hat, um die Wunden der erbitterten Parteikämpfe möglichst schnell zur Heilung zu bringen. Unvergessen ist auch noch die großmütige Art, wie er den frühern Abgeord-

neten Breitscheid und Hilferding eine Freiwohnung im Märkischen Museum gewährt hat, wo man die beiden alten Herren jetzt täglich sehen kann, wie sie mit den Köpfen wackeln und ihren Wohltäter preisen. Erledigt ist auch schon lange die widerwärtige Tendenzlüge, die den Herrn Reichspräsidenten mit den Erschießungen vom März 1933 in Zusammenhang bringen möchte. Wir wissen heute aus objektiven Zeugnissen, daß für diese unseligen Vorgänge einige Unterführer zu belasten sind, die der Situation bedauerlicherweise nicht gewachsen waren und vor einer waffenlosen Bevölkerung die Nerven verloren haben. Immer hat der Reichspräsident versucht, sein Amt so überparteilich wie möglich zu führen und ausgleichend auf die oft sehr zugespitzten konfessionellen und politischen Gegensätze zu wirken. So hat noch kürzlich die Ernennung des Herrn Professors Seligsohn zum Direktor des Instituts zur Bekämpfung deutschabträglicher Bakterien in allen kulturell interessierten Schichten lebhafte Genugtuung hervorgerufen. Die Katholiken aber empfinden es als höchst schmeichelhafte Geste, daß der Kriegsminister von Epp jetzt endlich dem frühern Reichskanzler Herrn Brüning den Eintritt in die Reichswehr gestattet hat. Es dürfte noch in Erinnerung sein, wie Herrn Brüning nach seiner Demission von dem damaligen Reichswehrminister Groener das Gesuch um Aufnahme in die Reichswehr abgelehnt wurde, obgleich er alter Frontsoldat ist, denn Groener konnte dem frühern Reichskanzler die Einbringung des Abrüstungsvorschlages in Genf nicht verzeihen. Herr Brüning tut jetzt schon seit einigen Wochen Dienst auf der Schreibstube in Döberitz. Wie ein witziger Zufall es gefügt hat, ist sein Vorgesetzter der Feldwebel von Schleicher, der bekanntlich von der ersten nationalsozialistischen Regierung seines Ranges als General für verlustig erklärt wurde und sich seitdem langsam wieder hochgedient hat. Herr von Schleicher erklärt sich übrigens glücklich, daß er sich wieder für sein Vaterland, wenn auch an bescheidener Stelle, nützlich machen könne und daß er endlich wieder eine seinen Fähigkeiten angemessene Beschäftigung gefunden habe. Herr Brüning holt jeden Tag für seinen Vorgesetzten Essen, und sie frühstücken dann zusammen. An dem alten Verhältnis hat sich also nichts geändert.

Manche unsrer republikanischen Freunde können dem Herrn Reichspräsidenten die Heftigkeit nicht verzeihen, mit der er in einer lange zurückliegenden Zeit seine Anschauungen vertreten hat. Wir bitten nicht zu vergessen: der Reichspräsident Hitler ist nicht mehr der Agitator Hitler. Seitdem Hitler älter und reifer geworden ist, seitdem sein lichtbraunes Gelock immer stärker von Silberfäden durchzogen wird, seitdem der einst so charakteristische Blick harter Entschiedenheit immer mehr einem Ausdruck fröhlichen Ernstes Platz gemacht hat, seitdem aus dem Trompeter der Staatsmann geworden ist, gehört er der ganzen Nation. Hitler — das bedeutet Stetigkeit, Kampf gegen die finstern Mächte der Anarchie; das bedeutet Brot und Arbeit. Hitler — das ist unser Kreditposten für unsre Geltung im Ausland, soweit es die diplomatischen Beziehungen

zu uns noch aufrecht erhält. Aus dem unglücklichen Wahlkampf für den alten Herrn von Hindenburg, der ein braver Mann ist und nicht mehr, haben wir gelernt, daß es ein Unsinn ist, sich dem Gebot der Stunde entgegenzustellen. Es wäre besser gewesen, wenn wir 1932 unsern allzu berechtigten Zweifeln an der Zulänglichkeit der Kandidatur Hindenburg offenen Ausdruck verliehen hätten. Politische Rücksichten, die wir für gravierend hielten, verhinderten das. Wir haben keine Wähler mehr und keine Leser, man hat uns windelweich geprügelt, man hat uns das Rückgrat gebrochen aber nicht unsre unbeugsame Entschlossenheit, uns so lächerlich wie möglich zu machen. Das Volk will Hitler! Wir Republikaner wollen Hitler! Möge der Herr Reichspräsident nicht länger zaudern und der Stimme des Volkes Gehör geben.

Recht muß Recht bleiben —! von Theobald Tiger

„Wir können nicht zahlen! Wir werden nichts zahlen!
Die Gläubiger sollen uns was malen!"
Das geht gegen Welschland und gegen New York.
Verträge nehmen wir leicht wie Kork.
Nur nicht gegen die, die uns beherrschten:
Wie steht denn die Sache mit unsern Ferschten —?

Sagt da einer: Groß ist die deutsche Not?
Sagt da einer: Sparen heißt das Gebot?
Ruft da der Nazi: Tyrannei?
Rundfunkt da der Groener: Ein Volk sei frei?
Stehn da die Bürger auf wie ein Mann,
weil keiner zahlen will und kann?
Kriegen die Fürsten, was andre suchen?
Brot —? Ja, Kuchen.

Die bekommen Millionen und Millionen.
Die dürfen in weiten Schlössern wohnen.
Die kassieren für Kind und Kindeskind,
weil wir brave Untertanen sind.
Der in Doorn, der den Haß einer Welt gesammelt,
der hat noch nie so viel Geld gesammelt.
Die Burschen können in Dollars baden,
ihre Konten sind von Gottes Gnaden.
Wirft die einer zum Tempel hinaus?
So sehn wir aus.

Kein Geld für Krüppel. Kein Geld für Proleten.
Kein Geld für die, die der Krieg zertreten.
Der Wind pfeift durch den Hosenriß.
Der Dank des Vaterlands ist euch gewiß.

Die leiden. Die hungern. Und die dürsten.
Aber immer feste für die Fürsten!
Sie zapfen an deutschem Gut und Blute.
Da heißt es nicht: Tribute! Tribute!
Da zahlt der Deutsche, getreu seinem Eid,
an die gottgewollte Obrigkeit.

Aber der kleine Mann, der in Land und Stadt
seine Kriegsanleihe gezeichnet hat,
der kann sich sein Geld in den Schornstein schreiben.
Recht muß Recht bleiben.

Die nächste Notverordnung von K. L. Gerstorff

Seit der letzten Notverordnung ist das ökonomische Moment etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Reparationen, Abrüstungskonferenz und Präsidentenwahl beherrschen die Gemüter.

Aber die Ökonomie wirkt sich deshalb nicht weniger aus. Die Produktion schrumpft; die Pleite wird größer, auch wenn man noch so viel zu sanieren sucht. Daher gehen die Steuern nicht ein; die Arbeitslosenzahlen werden größer, und wenn die Unterstützungssätze gleich bleiben, nehmen die Unterstützungsausgaben zu. So bekommt der Etat von zwei Seiten ein Loch: die Steuern gehen zurück, die Ausgaben wachsen. Was ist zu tun?

Bisher hat man die Arbeitslosenversicherung dadurch zu sanieren versucht, daß man einen immer größern Bruchteil den Städten aufgebürdet hat. Fast die Hälfte aller Arbeitslosen sind schon nicht mehr in der Arbeitslosenversicherung und in der Krisenunterstützung. Der Etat der Städte ist durch die Wohlfahrtserwerbslosen so angeschwollen, daß viele Gemeinden vor dem Bankrott stehen. So nebenbei ist dadurch auch die munizipale Selbstverwaltung zerstört worden. Aber nun geht auch das nicht mehr; man kann die Städte nicht völlig ruinieren. Also muß man nach neuen Methoden suchen. Und was sich schon heute an Plänen herauskristallisiert, das läßt sich so zusammenfassen: die gesamten Unterstützungssätze werden abgebaut, das heißt, auch der für kurze Zeit Arbeitslose soll nicht mehr bekommen als der Wohlfahrtserwerbslose. Mit diesem radikalen Abbau aber ist das Loch im Etat noch nicht gestopft, denn die Steuern gehen nicht ein.

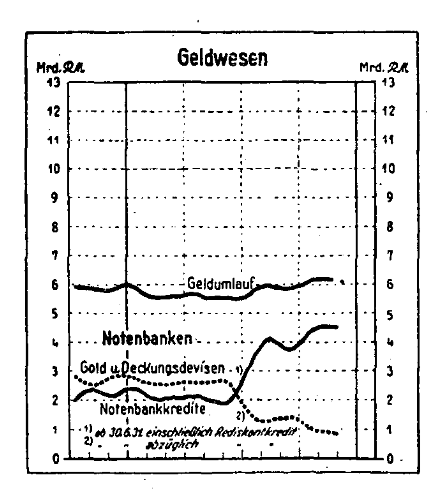
Bei der Vierten Notverordnung hat man gesagt, es sei die letzte, und hat gehofft, die Wirtschaft werde sich zumindest auf ihrem tiefen Stand stabilisieren, wenn nicht gar ein kleiner Konjunkturanstieg erfolge. Die Hoffnung hat getrogen. Die Produktion geht weiter zurück, die endgültige Regelung der Reparationsfrage ist in den nächsten Monaten nicht zu erwarten. Daher ist es ganz ausgeschlossen, daß irgend welche größern Kapitalbeträge vom Ausland einströmen werden. Wenn aber die Produktion weiter zurückgeht und die Steuern nicht einkommen, dann muß man auf dem Verordnungswege weiterschreiten, und es ist selbstverständlich, daß der kritische Zustand des gesamten Systems dann noch augenscheinlicher wird.

Die Zeiträume zwischen den wirtschaftlichen Krisen haben sich in der Nachkriegszeit immer mehr verkürzt. Die Konjunktur dauert nur noch so viele Monate wie früher Jahre. Das ungeheure Tempo in der Krisenvertiefung bringt es mit sich, daß sich auch die Zeiträume zwischen den Notverordnungen immer mehr verkürzen.

Es ist klar, daß man sich vielfach bemüht, Pläne auszuhecken, die neue Wirtschaftsdiktate überflüssig machen. Allen diesen Plänen ist der eine Zug gemeinsam, daß sie Methoden ausfindig machen möchten, die eine neue Ankurbelung der

Produktion ermöglichen. Es ist ein alter Irrtum der Vulgärökonomen zu glauben, daß in der Krise das finanzielle Moment entscheide, und daß man vom Geld, vom Kredit her zu einem Anstieg kommen könne. Für die gegenwärtige Krise ist es typisch, daß solche vulgärökonomischen Anschauungen nicht mehr auf bürgerliche Konventikel beschränkt sind, sondern daß man sich bis in den reformistischen Sozialismus hinein mit derartigen Projekten beschäftigt. Man spürt, wie durch die heutige Tolerierungspolitik die Arbeiterklasse immer passiver und zermürbter wird, und sucht ihr deshalb gewisse Pläne schmackhaft zu machen, nur um die eigne Aktivität zu beweisen. Der wirklich verantwortliche Politiker darf sich von solchen Stimmungen und Affekten nicht leiten lassen. Er muß nüchtern prüfen. Er muß prüfen, ob die Pläne, die von Wagemann kommen, dem Leiter des Statistischen Reichsamts, oder von Woytinski, dem sozialistischen Statistiker, der dem ADGB. nahesteht, etwas helfen können. Die Einzelheiten der Pläne interessieren nicht. Es interessiert allein die Wirkung, die eintritt, wenn der Produktion in irgendeiner Form Kredite in Milliardenhöhe zugeführt werden.

Wie ist bisher die Entwicklung gewesen? Es hat bereits eine starke Kreditausweitung stattgefunden, die durch die Entwicklung der Produktion nicht im mindesten begründet ist. Wir bringen ein kleines Schaubild aus der Zeitschrift ‚Wirtschaft und Statistik', in dem der Geldumlauf der letzten beiden Jahre aufgezeigt ist, der Gold- und Devisenbestand der Reichsbank und die Notenbankkredite:



Was zeigt das Bild?

Seit der Julikrise ist der Gold- und Devisenbestand der Reichsbank außerordentlich eingeschrumpft, dagegen sind die Notenbankkredite und der Geldumlauf erheblich gestiegen. In den letzten Wochen ist der Wechselbestand der Reichsbank allerdings zurückgegangen, aber insgesamt sind die Kredite bis-

her durchaus nicht so knapp geworden, wie es der Produktionsentwicklung entspräche. Seit Krisenbeginn ist die deutsche Produktion auf ungefähr drei Fünftel herabgesunken. Und der Großhandelsindex steht zur Zeit ungefähr auf dem Niveau der letzten Vorkriegsjahre. Wenn Geld und Kredit dieser Entwicklung gefolgt wären, dann hätten wir grade 1931 zu einem äußerst starken Rückgang des Kreditvolumens kommen müssen. Das ist nicht der Fall gewesen. Und grade dieser Faktor, der in entscheidender funktionaler Beziehung zum Monopolisierungsprozeß des deutschen Kapitalismus steht, hat dessen Elastizitätsreserven in ihrer Anpassung an neue Marktsituationen außerordentlich verringert. Es muß nachdrücklich betont werden, daß wir schon im ganzen letzten Jahr keine reine Deflation mehr gehabt haben, sondern eine mit inflationistischen Zügen durchsetzte. Man hat durch Kreditausweitung eine Unzahl von Betrieben zu erhalten, zu sanieren versucht, man hat ihren endgültigen Bankrott ständig hinausgeschoben — immer in der Hoffnung, daß ein neuer Anstieg der Produktion sie endgültig sanieren würde. Wenn diese inflationistischen Züge bisher nicht so sichtbar waren, dann eben darum, weil infolge der Deflation der Preisrückgang noch ausschlaggebender war als alle Faktoren, die ihn verlangsamten. Diese Deflation mit inflationistischen Zügen läßt sich nicht mehr lange aufrechterhalten. Und es ist kein Zufall, wenn John Maynard Keynes in seinem hamburger Vortrag, allerdings in lebhaftem Widerspruch zu vielen seiner deutschen Zuhörer, ausführte, nach seiner Ansicht werde Deutschland 1932 den englischen Weg gehen.

Die Reichsregierung lehnt bisher alle direkten Inflationspläne aufs schärfste ab. Sei weiß, daß eine Inflation schwerste Gefahren mit sich bringt. Die Mittelschichten haben ihre Expropriierung nicht vergessen.

Sie haben seitdem wieder Milliarden in die Sparkassen getragen. Und obwohl seit der Julikrise die monatlichen Abhebungen stets größer waren als die Neueinzahlungen, liegen auf den Sparkassen doch noch immer etwa neuneinhalb Milliarden. Eine inflationistische Bedrohung der Mittelschichten würde deren Radikalisierungsprozeß ins Ungeheure emporschnellen lassen.

Bei der Arbeiterschaft steht es nicht viel anders. Auch sie hat die Zeiten nicht vergessen, wo der Dollar am Nachmittag anders stand als am Vormittag. Sie hat auch nicht vergessen, daß die Inflation nicht, wie bürgerliche Ökonomisten glauben, durch irgend ein Rentenmarkprodukt beendigt, sondern in dem Augenblick liquidiert wurde, als die Arbeiter ihren Lohn in Gold verlangten, als also nicht mehr nur das Monopolkapital in Gold rechnete, sondern die Millionenmassen der Arbeiterschaft ebenfalls damit begannen. Es würde nicht soviel Tage dauern wie seiner Zeit Monate, und die Arbeiterschaft würde ihren Lohn in Gold verlangen und damit den kapitalistischen Sinn der Inflation zerschlagen. Dazu kommt, daß im Gegensatz zum englischen Kapitalismus, der noch heute auf etwa achtzig Milliarden im Ausland angelegtes Kapital blickt, der deutsche Kapitalismus ein Schuldner

ist, der im Ausland nicht in deutscher Mark zahlen darf, sondern fremde Valuta hergeben muß, so daß sich seine Schulden bei einer Inflation nicht verringerten. Die Gefahren einer inflationistischen Entwicklung sind also gewaltig. Daher grenzt sich die Regierung bisher gegen eine derartige Entwicklung ab.

Was soll man aber machen, wenn die Produktion weiter einschrumpft, die Arbeitslosenzahlen zunehmen, der Deflationsprozeß immer bedrohlichere Gestalt annimmt? Auf die Dauer ist es nicht möglich, durch eine Krediterweiterung die eine Pleite die andre finanzieren zu lassen. Auf die Dauer müssen daher Banken und Industrie zu einer unumwundenen Bilanzwahrheit kommen. Auf die Dauer muß wirklich abgeschrieben werden, muß der Bankrott derer, die bankrott sind, auch zugegeben werden.

Im September 1931 gab Brüning einem englischen Journalisten ein Interview, in dem er erklärte, wir würden im Winter 1932 sieben Millionen Arbeitslose haben. Die letzten amtlichen Zahlen weisen reichlich sechs Millionen auf. Darunter sind bereits achthunderttausend, die keinen Pfennig Unterstützung mehr bekommen. Es ist aber weiter bekannt, daß neben diesen registrierten Arbeitslosen ungefähr schon eine halbe Million vorhanden sind, die sich nicht mehr registrieren lassen. Die Arbeitslosenzahlen sind in allen Jahren im Februar immer noch beträchtlich gestiegen. Ohne eine besondere Verschlimmerung würden daher bereits die Arbeitslosenzahlen Anfang März den Umfang erreichen, den Brüning im vergangenen Herbst angenommen hatte. Wenn aber die Kreditausweitung nicht mehr aufrechterhalten wird, wenn dem Rückgang der Produktion und der Preise der Rückgang der Kredite voll entsprechen wird, wenn, mit andern Worten, die Deflation in ihrem wirklichen Umfange eintritt, dann wird ein weiteres Massensterben der Betriebe einsetzen. Die Zahl von sieben Millionen Arbeitslosen wird dann nicht ausreichen.

Es kann Wochen und Monate geben, wo die direkten politischen Fragen die ökonomischen überschatten; in nächster Zeit aber werden die ökonomischen Grundfragen wieder im Vordergrund stehen. Möglichkeiten zu lavieren gibt es immer weniger. Deflation und Inflation müssen die Widersprüche des Systems immer mehr verschärfen.

Die neue Notverordnung steht bevor. Wie sie auch im einzelnen gestaltet werden mag: die politische Krise muß zunehmen.

Zu dieser Zensur

Laßt immerhin die entgegengesetztesten Lehren entfesselt werden und auf Erden ihr Spiel treiben, — wenn nur auch die Wahrheit auf dem Plan ist, dann tun wir Unrecht, durch Zensuren und Verbote den Zweifel an ihrer Kraft zu bekunden. Laßt sie ruhig mit dem Irrtum streiten! Wer hat jemals die Wahrheit unterliegen sehen im offenen und freien Kampfe? Die Widerlegung durch die Wahrheit ist die beste Unterdrückung des Irrtums.

John Milton ‚Areopagitica' (1644)

Monarch Hindenburg von Hanns-Erich Kaminski

Den Reichspräsidenten in die Debatte zu ziehen, ist heutzutage sehr riskant. Wir stehen zwar vor der Präsidentenwahl, aber man darf eigentlich nur sagen, daß man für oder gegen Hindenburg ist. Alles weitere ist von Übel und wird bestraft. Denn wir haben keine Zensur, gewiß, doch wir haben das Reichsgericht. Wo sind die schönen Zeiten hin, in denen man Karikaturen Wilhelms veröffentlichen und sogar des Kaisers Reden kritisieren durfte?

Zum Glück kann man über die Amtsperiode Hindenburgs sprechen, ohne sich weiter mit seiner Persönlichkeit zu befassen. Ich halte den gegenwärtigen Reichspräsidenten allerdings für keinen großen Mann; aber ohne Zweifel ist er ein anständiger Mensch, geleitet von einer tiefen Rechtschaffenheit und beseelt von den lautersten Motiven. Seine Amtsperiode jedoch wird durch eine fortschreitende Entrepublikanisierung Deutschlands gekennzeichnet.

In der ‚Weltbühne' ist wiederholt mit Besorgnis auf diese Entwicklung hingewiesen worden. Nachdem nun das Septennat des Präsidenten abgelaufen ist, drängt sich die Notwendigkeit auf, einmal das Fazit dieser sieben Jahre zu ziehen. Die atmosphärischen Störungen der letzten Wochen, die die Zeitungen unter dem Rubrum „Intrigen" erwähnten, machen diese Notwendigkeit nur noch notwendiger.

Verfassungsrechtlich ist die Stellung des Reichspräsidenten sehr klar. Die Verfassung von Weimar ist vielleicht juristisch nicht immer ganz eindeutig, in den Kapiteln über den Reichspräsidenten ist sie jedoch vollkommen deutlich, mag man den Artikel 48 noch so weitherzig auslegen. Selbst der Fall eines Konflikts zwischen dem Reichspräsidenten und dem Reichstag ist vorgesehen, wobei der Reichstag mindestens für die Dauer des Konflikts die größern Rechte erhalten hat. Kein Mensch dachte ja auch in Weimar daran, den Reichspräsidenten mächtiger zu machen als etwa den König von England.

Trotzdem ist Hindenburg, wenn man von den Königen Rumäniens und Jugoslawiens, die ihre eignen Diktatoren sind, absieht, mächtiger als jeder Monarch. Da der Reichstag sich selbst ausgeschaltet hat, regiert faktisch der Präsident durch Kabinettsordres wie selbst die preußischen Könige nur bis 1848. Lebte Cavour noch und sähe er, wie unter diesen Umständen in Deutschland Politik gemacht wird, so würde er wahrscheinlich sein Lieblingswort wiederholen: „Die schlechteste Kammer ist immer noch besser als das beste Vorzimmer."

Aber die staatsrechtliche Verschiebung der Stellung, die die Verfassung dem Reichspräsidenten zuweist, ist noch nicht das Schlimmste. In kritischen Zeiten müssen die Formen oft gebogen werden, damit der Inhalt erhalten bleibt. Das Schlimmste ist, daß kein Mensch die Entwicklung, die weit über die einst deutschnationale Parole „Mehr Macht dem Reichspräsidenten" hinausgeführt hat, als einen Notbehelf ansieht. Alle Welt ist vielmehr außerordentlich zufrieden, daß

der Reichspräsident den übrigen verfassungsmäßigen Organen nahezu ihre gesamte Verantwortung abgenommen hat und allein die Richtlinien der deutschen Politik bestimmt. Nicht nur die Form hat sich also gewandelt, sondern auch der Inhalt und der Geisteszustand der deutschen Republik entspricht bereits völlig dem einer Monarchie.

Hindenburgs Schuld ist das nicht. Daß der alte Herr weder politischen Machthunger noch persönlichen Ehrgeiz hat, steht fest. Die Schuld liegt bei den Politikern, die das wilhelminische Erbe im Blut tragen und die sich im Krieg daran gewöhnt haben, vor dem Generalfeldmarschall strammzustehen. Es war — und ist — freilich sehr verführerisch, den Reichspräsidenten aus seiner Repräsentationsrolle herauszulocken und sich hinter seiner Autorität zu verkriechen.

Der erste Sündenfall war die Veröffentlichung eines Aufrufs für die Annahme des Young-Plans; wenn ich mich recht entsinne, war die Unterschrift Hindenburgs nicht einmal von einem Minister gegengezeichnet. Später wurde es dann mehr und mehr üblich, daß der Reichspräsident die Regierung und nicht die Regierung den Reichspräsidenten zu decken hatte. „Der Reichskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik und trägt dafür gegenüber dem Reichstag die Verantwortung", lautet der Artikel 56 der Verfassung. Er ist längst außer Kraft gesetzt. Selbst bei der Bildung neuer Regierungen heißt es in den amtlichen Verlautbarungen neuerdings: „Der Herr Reichspräsident hat Herrn Soundso zum Reichskanzler ernannt mit dem Auftrag, die und die Maßnahmen durchzuführen."

Heute sind wir glücklich so weit, daß die Minister sich nicht mehr um das Vertrauen des Reichstags bemühen sondern nur noch um das Wohlwollen des Reichspräsidenten und daß sie zurücktreten, sobald sie dies Wohlwollen nicht mehr besitzen und in Ungnade gefallen sind. Die ganze politische Haltung Brünings liefert den Beweis dafür. Daß unter derartigen Verhältnissen alle möglichen Leute Einfluß zu nehmen versuchen und auch ausüben, ist eigentlich selbstverständlich. Intriganten gibt es freilich überall und immer. Das Bedeutsame ist, daß sie überhaupt Chancen haben, daß man von ihnen Notiz nehmen muß, daß man sogar schon wieder von einer Kamarilla spricht.

*

Das Deutsche Reich ist eine Republik? Mag sein. Aber sein Klima ist das der Monarchie. Vergeblich sucht man auf der Linken wie auf der Rechten nach einem passenden Kandidaten für die bevorstehende Wahl. Wir haben gar keinen Präsidenten zu wählen, wir wählen einen Monarchen! Zugegeben, daß die plebiszitäre Monarchie immer noch besser ist als die erbliche. Nur erscheinen bei uns leider auch unter der Herrschaft des Plebiszits alle Rechtsverhältnisse als Abhängigkeiten und alle Abhängigkeiten als gottgewollt. Ach, es war so schön, von einem freien Deutschland zu träumen, in dem das mündige Volk sich selbst regiert!

Wir Juden mitten drin von Hilde Walter

In der vornehmen Sprache offizieller Beschwerden heißen wir jetzt wieder „religiöse Minderheit". Vielleicht ist es taktisch klug, daß verdienstvolle Bekämpfer des Antisemitismus aus unsern Reihen die Religionsgemeinschaft als Oberbegriff voranstellen, wenn sie dem zuständigen Minister klar machen wollen, daß unbedingt etwas zu geschehen habe. Womit sollten sie auch sonst antreten? Die zionistischen und nationalsozialistischen Vokabeln wie „nationale und rassische Minderheit" sind allseitig verpönt, ihr Gebrauch würde das Gegenteil des gewünschten Erfolges bewirken. Die Vertreter der Beschwerde wollen auch gar keine Rasse- oder Nationaljuden repräsentieren, sie wollen etwas allgemein Gültiges, Harmloses und Schutzbedürftiges. Darum sagen sie: „Religion", obwohl die Mehrzahl von uns nur noch herzlich wenig mit religiösem Leben zu tun hat.

Man soll Leuten, die an exponierter Stelle für eine wichtige und nützliche Sache kämpfen, nicht mit kritischen Spitzfindigkeiten in den Rücken fallen. Man soll ihren Kampf, der mit manchen ideellen und materiellen Opfern verbunden ist, unterstützen, zumal man immerhin an dem Erreichten teilzuhaben gedenkt. Wir alle sind sehr gefährdet, in unsrer materiellen, geistigen und sogar in der physischen Existenz bedroht. Trotzdem können wir nicht aus Loyalität und Vorsicht ohne Widerspruch ein Trugbild aufrichten lassen, das bei jeglichem Kriegsausbruch immer fix und fertig bei der Hand zu sein pflegt: das Trugbild von der Einigkeit aller Bedrohten. Es fällt nach gewonnenem oder verlorenem Kampf sowieso mit unangenehmen Nebenerscheinungen in sich zusammen; manchem Volk wäre heute wohler, wenn man ihm in der Stunde der Gefahr nicht eingeredet hätte, daß es einig in Ständen, Stämmen und Parteien zusammenstünde. Auch wir Juden gehören nach der Entwicklung nicht mehr bedingungslos zueinander. Wir haben uns spontan und ohne jegliches Programm nach unsrer sozialen Zugehörigkeit neu gruppiert. Das fing vor etwa vierzig Jahren an, als sich eine Reihe gebildeter, gut bürgerlicher Juden „mit Erfolg" taufen ließen. Denen ging es nicht um sichtbare wirtschaftliche Vorteile, die sie zum Teil nicht mehr nötig hatten. Sie suchten die gesellschaftliche Gleichstellung; das gelang gewöhnlich, wenn sie in geistigen Berufskreisen lebten und sich nicht grade aristokratische Schwiegersöhne kaufen wollten. Diese ältern Justizräte, Sanitätsräte, getauften Universitätsprofessoren und ihre Frauen hatten sich auch äußerlich assimiliert. Eine gewisse solide Spießigkeit, Ablehnung mondäner oder gar protziger Lebensformen kam bei ihnen aus ehrlicher Überzeugung und aus der falschen Vorstellung dessen, was als spezifisch jüdisch anzusehen sei. Ihre Lebensform wurde wiederum von Familien der gleichen Schicht nachgeahmt, die aus einer anständigen Treue zum eignen Stall beim Judentum geblieben waren. Sie waren gesellschaftlich fast ebenso stark assimiliert. Von der humanistischen Bildung der Männer und Söhne bis zum

Schwarzseidenen der Mütter und den möglichst unvorteilhaften Ballkleidern der Töchter war alles gutes, deutsches Bürgertum. Als aufgeklärte Bürger des neunzehnten Jahrhunderts hatten sie sowieso keine religiösen Bindungen, nur in ganz wenigen Häusern dieser gehobenen bürgerlichen Sphäre wurden noch religiöse Gebräuche gehalten. Die soziale Anpassung war vollzogen, wenn auch nur unter dem Rubrum „Deutsches Geistesleben" und unter Verleugnung der materialistischen Motive. Bei der nächsten Garnitur der sozialen Rangordnung kam die Verbrüderung mit der entsprechenden christlichen Schicht erst später; im Großhandel, bei den Warenhausbesitzern, in der bessern Konfektion hielt man länger in bescheidenen Grenzen an den Gebräuchen der Väter fest. Aus Pietät gegen alte Eltern wurde immerhin an drei hohen Feiertagen im Jahr die Synagoge besucht, vielleicht auch aus Aberglauben, weil es doch einmal schief gehen könnte; manchmal geschah es auch mehr für die Gemeinde in ehrlichem Solidaritätsgefühl mit den unterdrückten und armen Juden der ganzen Welt. Aus dieser Ecke und aus benachbartem Milieu erwuchs im letzten Jahrzehnt den volksparteilichen christlichen Klassengenossen ein starkes Echo, als mit der beginnenden Wirtschaftskrise die Mode aufkam, sämtliche Sparten der deutschen Sozialpolitik für das Unglück verantwortlich zu machen, bliesen die Juden begeistert in dasselbe Horn. Wenn schon bei den Alten dieser Schichten kaum mehr etwas von „Religionsgemeinschaft" zu merken war, bevor die Hochkonjunktur des Hakenkreuzes anbrach, so konnte man bei den Jüngern, bei der heute erwachsnen maßgebenden Generation, noch viel weniger davon reden. Ein Teil ist zu den Zionisten abgewandert und hat damit die Beziehung zur Umwelt auf eine ganz andre Basis gestellt. Andre waren zwar auch wieder bewußtere Juden als ihre assimilantischen Väter, aber keineswegs aus religiösen Gründen. Sie hatten weniger kränkende Kindheitserlebnisse zu überwinden und konstatierten die Andersartigkeit der Juden ziemlich affektlos. Der Antisemitismus als geistige Haltung konnte sie nicht mehr treffen, weil sie mit seinen Anhängern gar nicht verkehren wollten. Sie konnten sich ebenso wie manche Söhne der halbreligiösen sogenannten liberalen Juden zu dem unsympathischen Typ des jüdischen Verbindungsstudenten entwickeln, der die albernsten Manieren der Korpsstudenten nachahmte; sie konnten sich politisch umorientieren und sich im Protest gegen die Tradition der Arbeiterbewegung anschließen. Immer war dann der Kontakt mit ihrer Schicht doch noch stärker als alle Bindung aus politischer und sozialer Überzeugung.

Aber wir hatten schon lange keine gemeinsame Parole mehr, weil es eigentlich nichts mehr gab, was alle verknüpfte. Die neue jüdische Brüderlichkeit ist nun Adolf Hitlers Verdienst. Ohne seine Propaganda hätten sich wahrscheinlich die Klassengegensätze unter den deutschen Juden noch viel mehr verschärft. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß während einer so ungeheuren Wirtschaftskrise wie der gegenwärtigen ohne den Kitt des neudeutschen Antisemitismus zwischen

den Juden ein Klassenhaß ausgebrochen wäre, der, kombiniert mit einer Art von Bruderhaß und Familienwut, weit schärfere Formen angenommen hätte als die üblichen Klassenkonflikte. Nun sind wir wieder wie vor fünftausend Jahren, wenn wir vorübergehend zu fremden Göttern gebetet und uns auch sonst sehr unvorschriftsmäßig benommen hatten, zum Gott unsrer Väter zurückgekehrt. Nicht grade als reuige Sünder; wir haben uns auf ihn besonnen, weil wir unter seiner Protektion als religiöse Minderheit auftreten können. Wir sind nun nicht mehr Bankiers mit Millionenvermögen und Stenotypistinnen mit achtzig Mark Gehalt. Wir sind nicht mehr Warenhausbesitzer und kleine Handelsagenten mit dreihundert Mark Provision bei hundertfünfzig Mark Spesen im Monat; nicht mehr Arbeitgebersyndici, die Tarifverträge kündigen, und Handlungsgehilfen in Provinzläden, die morgen abgebaut werden; nicht mehr Börsenvorstände und stellungslose Angestellte mit 8,50 Mark Stempelgeld pro Woche. Unsre gläubigen Glaubensgenossen, die eingewanderten Ostjuden und ein Teil deutscher Juden, die wegen ihrer Frömmigkeit auch hier wie im Ghetto leben, pflegen untereinander wirklich so etwas wie Solidarität einer Religionsgemeinde. Aber ihre Religiosität hat keineswegs bewirkt, daß die jüdischen Arbeitgeber größern Stils etwa jüdische Proletarier bevorzugt beschäftigen. Das zarte Band der „religiösen Minderheit" zerreißt vor den Türen der Personalbureaus. Der jüdische Proletarier vor dreißig Jahren hatte noch die Chance, dank seiner Zähigkeit und einiger Hilfe der damals noch bereitwilligen Glaubensgenossen, sehr bald ein jüdischer Kleinbürger zu werden. Nicht selten gelang ihm ja bekanntlich die Entwicklung zum Großkapitalisten, oft die Höherentwicklung der ganzen Familie mit besondern geistigen Spitzenleistungen der zweiten Generation. Das ist alles vorbei. Der soziale Aufstieg klappt nicht mehr, Prolet bleibt Prolet, trotz Begabung und stärkster Arbeitswilligkeit. Dagegen helfen keine Untersuchungen über die Berücksichtigung der Juden bei der Verteilung öffentlicher Ämter und Stellen. Kein Geschrei, daß die Juden entsprechend ihrem prozentualen Anteil an der Bevölkerungsziffer bedacht werden müßten. Nicht einmal die öffentlichen Versicherungen, daß wir ebenso gut seien wie die andern, die Aufzählung unsrer Verdienste um Kunst, Wissenschaft und Technik, um die gesamte deutsche Kultur und nicht zuletzt um die Vaterlandsverteidigung ändern etwas an der Gesamtsituation. Ein witziger Kopf hat einmal festgestellt, daß es zwei jüdische Fememörder gegeben haben soll; das sei ein Prozentsatz an der Gesamtzahl der Fememörder, der den statthaften jüdischen Anteil bei weitem übersteige.

Vor wenigen Wochen hat Bruno Frei an dieser Stelle im Rahmen einer Würdigung von Otto Hellers Buch „Der Untergang des Judentums" über die russische Lösung der Judenfrage gesprochen. Die Russen seien unbeschreiblich stolz auf ihre „ständig wachsende Produktion von Arbeiter- und Bauern-Juden". Bei allem schuldigen Respekt vor der unge-

heuren kommunistischen Leistung des jüdischen Siedlungswerks und der Umschulung der Juden auf produktive Berufe; bei aller Anerkennung der konsequenten Logik dieses Systems: man hat merkwürdige Assoziationen wenn man liest, die Russen erwähnen als einen ihrer großen Erfolge, daß der relative Anteil der Juden an der Staatsverwaltung in dem Maße gesunken sei, als die soziale Entwicklung der Union fortschreite. Das Klassenproblem der Juden in Rußland liegt anders als bei uns. Wir sind ja noch nicht mal auf der untersten Stufe des Bekenntnisses zur Klasse angelangt. In Deutschland dürfte auch die Assimilierung der Juden durch Anschluß an das Proletariat viel schwieriger vor sich gehen als in Rußland. Wir müssen uns trotz allem Protest gegen die verwaschene Fiktion von der „religiösen Minderheit" doch darüber klar sein, daß der deutsche Proletarier den jüdischen Klassengenossen gar nicht mit so weit geöffneten Armen aufnimmt. Es gibt da uralte Ressentiments, die mit keinem Marxismus und keiner Aufklärung auszurotten sind. Der Antisemitismus ist eben älter als sämtliche Internationalen. Aber selbst diese peinliche Feststellung soll nicht dazu dienen, die Klassenunterschiede innerhalb der Juden zu verhüllen und sich, von Hitler aufgestört, auf neuen Umwegen in den Schutz der Synagoge zu flüchten.

Polizei von Bernard v. Brentano

Dieser Abschnitt stammt aus dem neuen Buch Bernard v. Brentanos „Der Beginn der Barbarei in Deutschland", das dieser Tage im Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, erscheint.

Als ich Essen verließ, waren die Schlichtungsverhandlungen im Gange, welche den Arbeitern eine neue Lohnsenkung brachten. Noch war die Entscheidung nicht veröffentlicht. Aber schon begann auswärtige Polizei die Stadt zu besetzen. Kompagnien von Schutzpolizei wurden am Bahnhof ausgeladen und rückten, militärisch formiert, in die Stadt ein. Sie gingen über die Hauptstraße, auf deren rechtem Trottoir die teuren, und auf dem linken die wohlfeilen Huren promenieren. Das Angebot der Mädchen ist hier groß. Die Preise sind erschwinglich. Die Lichter der Caféhäuser und der Kinos beleuchten das Milieu. Man spielt grade einen Film „Meine Frau — die Hochstaplerin". Es ist ein Tonfilm, der eine Million gekostet haben wird. Die Bourgeoisie zeigt dort, wie es gemacht wird. Die Frau eines schlechtbezahlten Bankangestellten zieht mit ihrem Mann in ein Luxushotel, man knüpft dort Beziehungen an, eine macht die andre, und zum Schluß gelingt der große Coup. In den Zeitungen schreibt man über den Sklarek-Prozeß, im Kino verkauft man seine Methoden dem Volk. Die beleuchtete Straße ist kaum einen Kilometer lang. Dann wird die Stadt dunkel, finster, elend, dreckig und verkommen. Die Fassade des Kapitalismus ist so dünn und durchscheinend wie seine Moral. Hinter dieser Fassade schlafen die Kumpels. Die Sozialdemokraten träumen von Wirtschaftsdemokratie, die

Nazis vom Bürgerkrieg, die Stahlhelmleute von Frankreich und Polen, und wenn man das alles addiert, kommen elende Löhne, eine gewaltige Arbeitslosigkeit und Kapitalismus heraus.

Man sieht, daß sich Deutschland amerikanisiert und mit der fortschreitenden kapitalistischen Entwicklung nicht nur die Methoden der Rationalisierung, Betriebskonzentration etcetera, sich über die Welt ausbreitend, bei uns eindringen, sondern auch das dazugehörige, sich darüber erhebende politische System, in dem die Polizei eine besondere Rolle spielt. Man hat den bärbeißigen, schnurrbärtigen Schutzmann der wilhelminischen Zeit liquidiert, der ein militärfeudalistisches Überbleibsel war, und durch den sauber rasierten, elastischen Schupo ersetzt, der weit besser in den modernen Klassenkampf paßt. Das Seitengewehr wirkt weniger militärisch als der Säbel, der früher getragen wurde. Aber das kurze Ding ist durch den Gummiknüppel verlängert worden, und bei der berittenen Polizei durch die lange, pfeifende Gummipeitsche, welche der Peitsche der Kosaken verdammt ähnlich sieht. „Die Polizei im modernen Volksstaat", sagt zwar Severing, „soll und will nichts anderes sein als der Diener und Freund der Bevölkerung. Das Wort ‚Schutzmann' muß wieder seinen eigentlichen und wahren Sinn bekommen. Dieses Ziel kann allerdings nur erreicht werden, wenn das Publikum der Polizei verständnisvoll, willig und freundschaftlich gegenübersteht. Zu diesem Zwecke muß alles, was die Polizei betrifft, müssen alle ihre Einrichtungen und auch ihre Arbeitsmethoden noch viel volkstümlicher werden als bisher. Die Polizei hat nichts zu verbergen. Und darum noch einmal: ‚Bitte, treten Sie näher!'" (Almanach zum Polizeiball. Berlin 1926.) Aber das gilt für die westlichen Vororte.

Der Ruf, den man auf den weniger beleuchteten Straßen hört, heißt „bitte weitergehen". Die Polizei ist nicht volkstümlich geworden; es ist auch nicht ihre Aufgabe, dieses Verhalten zu pflegen.

Die Verelendung der Massen, welche sich wie eine Seuche ausbreitet, verlangt eine immer schärfere Bewachung der kapitalistischen Positionen, und die Quartiere der Arbeiter müssen fortgesetzt unter militärpolizeilicher Bedeckung gehalten werden. Die Unterdrückten müssen unter Druck gehalten sein. In seiner „Geschichte der Polizei" führt der essener Polizeipräsident Doktor Melcher das Beispiel Spartas an. Die Heloten, die Ureinwohner des Landes, waren von den Spartanern unterjocht und zu Sklaven gemacht worden und bildeten infolgedessen „einen volkswirtschaftlich und staatsorganisch unentbehrlichen Wertfaktor von grundlegender Bedeutung", der aber, weil er eben unterdrückt und versklavt war, ein „innerpolitisches Gefahrenmoment ersten Ranges, eine ständige Bedrohung des Staatsbestandes darstellte". Von diesem Zustand aus kann man auf die Gegenwart schließen und Herr Melcher schreibt ganz richtig: „Auch heute noch ist die Polizei das Kernstück der komplizierten Staatsmaschinerie. Revolutionäre Zeiten, wie sie hinter uns liegen, lehren das. Mit Beseitigung der Polizei liegt augenblicklich der ganze Apparat öffentlichen

und öffentlich bedingten privaten Lebens still und der neue Aufbau kann nur beginnen mit der Wiederherstellung eines, wenn auch noch so primitiven Zustandes polizeilicher Ordnung als der unentbehrlichsten Voraussetzung alles weiteren staatlichen Lebens."

Die berittenen Patrouillen in den Quartieren der Arbeiter erwecken den Eindruck, als befände man sich in erobertem Gebiet. Der Eindruck ist richtig. Es handelt sich darum, jeden Versuch der Arbeiterschaft, ihre Lage zu verändern und zu verbessern, sofort zu ersticken. Allerdings spricht man sich nicht direkt gegen den Streik aus, sondern für das Privateigentum. In der Sammlung von Polizeiaufgaben, die der praktischen Ausbildung speziell der höhern Beamten dient, kann man im Kapitel „Streik" einiges darüber lesen. Dort soll der Polizeihauptmann A. auf Anordnung des Führers der ersten Polizeiinspektion, der ein unsachgemäßes Verhalten der Polizei zu verhindern wünscht, seiner Polizeibereitschaft, die im Streikgebiet eingesetzt ist, einen belehrenden Vortrag halten, um die Beamten über die volkswirtschaftliche Bedeutung eines solchen Arbeitskampfes aufzuklären. „In einem hochindustriellen Staat", erklärt er, „ist es unausbleiblich, daß die Interessen der Allgemeinheit gefährdet werden, wenn der normale Ablauf der Wirtschaft an einer Stelle gefährdet wird. Jede Arbeitsniederlegung bringt die bestreikten Betriebe in finanzielle Schwierigkeit. Das in den Produktionsmitteln, den Gebäuden, Maschinen, Rohstoffen, Hilfsstoffen enthaltene Kapital muß dauernd verzinst werden. Das ist aber nur durch Absatz von Produkten möglich, deren Herstellung durch das Aufhören der Arbeit unterbunden wird. Jedes industrielle Werk arbeitet mit Krediten, deren Dauer und Höhe schließlich begrenzt ist, kann also eine längere Beschäftigungslosigkeit ohne finanzielle Gefährdung nicht ertragen."

Die volkstümliche Polizei, wie Severing sagt, versteht also unter „Volk" das Privateigentum und seine Besitzer, das kapitalistische System und seine Funktionäre. Denn wenn man die Ansicht vertritt, daß bestreikte Betriebe in finanzielle Schwierigkeiten kommen, müßte man mindestens auch die Ansicht vertreten, daß unterbezahlte Arbeiter in finanzielle Schwierigkeiten kommen. Aber davon ist nicht die Rede.

Pg. Goethe von Walter Mehring

„Da kann es auch nicht wundernehmen, daß im Mittelpunkt der Gedächtniswoche die Vortragsreihe ‚Goethe und die Welt' steht. Im Gegenteil, diese Tatsache ist gradezu symbolisch für den Gesamtcharakter der Veranstaltungen."

Mit Symbolen wird in deutschen Aufsätzen und Ansprachen immer Unfug getrieben. Wofür die Ankündigung einer Vortragsreihe: Goethe und die Welt symbolisch sein soll, ahnt kein Mensch. Typisch ist sie vielleicht: man kann nichts mit ihr anfangen und sich alles dabei denken. Aber ein ‚Völkischer Beobachter' ahnt selbst hier etwas, wenn er sich auch nichts denkt.

„Nichts als das alte Lied von Goethe, dem guten Europäer, Logenbruder und Humanitätsapostel, dürfen wir also zu erwarten haben. Gewiß kann man Goethe in diesem Lichte zeigen. Es ist nicht sonderlich schwer, sich aus den rund 150 Bänden der Sophienausgabe das hierfür erforderliche ‚Beweismaterial' zu beschaffen. Stellt man auf die angedeutete Weise Quellenmaterial zusammen, so ist allerdings nichts als ein Repetitorium aller zeitlich bedingten, für unsere Gegenwart toten Goethe-Worte gewonnen. Man hat dann so ziemlich all das, was vergänglich an Goethe ist, beisammen."

Stellte man hingegen Quellenmaterial auf Nazi-Weise zusammen, so würden die rund 150 Bände auf einen Bogen Papier zusammenschmelzen, mit dem Götzzitat in gothischen Buchstaben. Allerdings würden die auf Goethe-Dienst Abkommandierten andrer Parteilager keine größere Beute heimbringen.

Von meinem Vater habe ich eine Sammlung Zeitungskuriosa geerbt. Unter „Goethe" finden sich: „Goethe und das Automobil" — „Goethes Orden" — „Goethe als Kaffee-kenner" — „Goethes Gedichte ins Lateinische übertragen" — „Goethe und der Weltkrieg." Geschrieben von lauter ernsthaften Leuten; ich meine: Professoren.

Unsauber ist diese Art, seiner Bildung solchen Ausdruck zu geben. Wenn einer sagt: Ich mag Goethe nicht! wenn er sagt: Ich habe nie eine Zeile von ihm gelesen! so können nur eingebildete Dummköpfe sich darüber lustig machen. Dieselben Dummköpfe, die mit einem Universalgeist nichts andres anzufangen wissen, als ihm die Orden nachzuprüfen, die „Häufigkeit des Wörtchens: und in seinen Schriften einschließlich des Briefwechsels" nachzurechnen,, moralische Begründungen für den Heldentod der Mitmenschen daraus abzuleiten. Besonders in Deutschland hat das Bürgertum stets nicht nur über seine pekuniären, sondern auch über seine geistigen Verhältnisse gelebt. Daß jeder etwas Besseres vorstellen muß, daß der Sohn mal etwas Besseres werden soll, daß man mal bessere Tage gesehen hat, dieser Wust hastig gewürgter Bildungsbrocken kommt nun als national-sozialistisches Gewölle wieder zum Vorschein. Der preußische Schulmeister, der bei Sadowa gesiegt hat, ist die Idealgestalt einer Nation, bei dem der Zivilist als Wesen zweiter Güte gilt. Kommandiert Herr Groener: Ganzes Volk herhören! Wehrfreudige mal vortreten! so wissen Alle: Höhere Charge braucht keine Bildung, um was vorzustellen. Aber wer nicht zu den Auserwählten gehört, geht unter die sadowaer Schulmeister. Beschnitt der Versailler Schandfrieden die Karriere, dann stürmt man die Hörsäle, nicht aus Wissensdurst, sondern aus Verzweiflung und Geltungsbedürfnis, aus Lebensangst vor dem Abgleiten ins Proletariat. Den Glauben hat man ihnen ausgetrieben; Blutmystik ist der Ersatz, da die Republik weder dem körperlichen noch dem geistigen Hunger Nahrung gab. Das leere Hirn knurrt.

Im Feld, bei den Preußen, hat es angefangen. Der nicht beförderte Einjährige wollte wenigstens die Bildungsschnüre weitertragen. Und deswegen:

„Nicht dieserhalb hat Goethe sich seinen Ruhm hundert Jahre bewahren können, nicht dieserhalb sind die Freiwilligen von 1914 mit dem Faust im Tornister nach Langemarck ausmarschiert, nicht dieserhalb bewahren wir das Vermächtnis von Weimar fest im Herzen."

Diese Anekdote bedarf einer Ergänzung. Französische Pioupious haben — wie ‚Illustration' berichtete — an der Somme Pascal mit sich geführt. Die Hauptlektüre der englischen Tommys im Felde sollen Byron und Shelley gewesen sein. Ob die Japaner jetzt mit Haikai-Dichtungen in China eingerückt sind, wurde noch nicht gemeldet.

Das Bekenntnis einer schönen Seele aber ist das Wörtchen: Dieserhalb. Mit ihm präsentiert der Verfasser des zitierten Aufsatzes, obschon Nazi, seine Rechnung. Was! Durfte Goethe hundert Jahre im deutschen Unterricht sich als Klassiker behaupten und läßt sich als Dank dafür jetzt von Pazifisten, Proleten, selbst Juden feiern?

Doch die noch im Faust lasen vor Langemarck — waren denn das Nazis? Suchten sie Wehrfreudigkeit bei Goethe? Hätten sie nicht besser im „Leitfaden für Infanteristen" geblättert als in der klassischen Walpurgisnacht?

Eine Ahnung davon scheint dem goetheaner Pg. die Sprache verschlagen zu haben. Denn überraschend ist seine Schlußfolgerung, warum der Große seinen Ruhm hundert Jahre bewahren konnte:

„Der Grund liegt vielmehr in dem Ewigen, dem zeitlos Lebendigen."

Lieber Herr, der Sie mit S. signieren! Mir ist nicht nach jüdischem Spott! Glauben Sies mir! Das „Ewige, das zeitlos Lebendige", das sind wohl nur angelesene Worte, die ein andres Gefühl verdrängen. Denn in Wahrheit sind Sie selbst wieder beim „alten Lied von Goethe" angelangt! Humanität, Weltbürgertum: das ist ja grade sein zeitlos Lebendiges. Und Sie, Herr S. — ich kenne Sie nicht, doch sage ich es Ihnen auf den Kopf zu — Sie möchten so gern dabei verweilen. Möchten sich ein Gartenfleckchen Beschaulichkeit retten. Dieserhalb hat Goethe sich hundert Jahre seinen Ruhm bewahrt. Dieserhalb lasen arme Muschkoten noch ihren Faust in der Hölle von Langemarck. Dieserhalb reden Sie von Vermächtnis, von Weimar und vom Herzen. Und nur weil Sie selbst spüren, daß es mit den aufgenähten Bildungstressen nicht mehr stimmt: deswegen empören Sie sich:

„Auch an seinem 100. Todestage verlangt es uns natürlicherweise, ihn als nichts anderes denn als Hüter und Bewahrer unserer Art anzusehen. Damit ist, um allem dummen Geschwätz von vornherein die Spitze abzubrechen, nicht gesagt, wir wollten Goethe gewissermaßen zum Nationalsozialisten zurechtbiegen (was, nebenbei bemerkt, nicht allzu große Mühe bereiten würde).

Also, was da eingeklammert steht, glauben Sie ja selbst nicht! Aber: Nichts andres als Hüter und Bewahrer unsrer Art! Ja, lieber Mann, was verlangen Sie denn noch? Goethe läßt sich nun einmal nicht zurechtbiegen. Und — ich will Ihnen etwas verraten: selbst Marx nicht. Man kann mit den Worten beider trefflich streiten, aus ihren Worten ein System

bereiten. Aber zurechtbiegen läßt sich Geschriebenes nicht. Die Dogmatiker leben von den Widersprüchen der Genies. Wo ein großer Vorgänger irrte, stürzt sich der Epigone darauf; kann er nicht das Werk, so will er sich wenigstens die Schlußfolgerung zurechtbiegen.

Dann geht es ihm so wie Ihnen. Sie ziehen über Hauptmann her, zitieren ein Kriegsgedicht von ihm, höhnen:

„Wie schön haben sie gestern in hurrapatriotischer Schreibtischbegeisterung gemacht, die Pazifisten von heute."

und berufen nun dagegen den Nationalgeist Goethe, den bekannten Ausspruch in den „Gesprächen":

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! . . ."

Ein paar Sätze zitieren Sie. Aber den Schluß müssen Sie weglassen:

„Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eignen Bildung verdankte!"

„Überhaupt", fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück und ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Für einen Nazi sind das tote Worte. Es läßt sich denken, daß ein Kommunist — dessen Terminologie der Nationalsozialist ja nur nachäfft, ohne die Konsequenzen zu ziehen — ähnliche Urteile fällt.

Goethe ist im Kriege gewesen bei Valmy. Er hat sich weit in die Gefahrenzone vorgetraut und mitten im Kugelregen über das Angstphänomen ebenso kühle Beobachtungen angestellt wie am Schreibtisch über die Revolution.

Die Nazis lärmen gegen den Schwindel des Goethejahres. Ausnahmsweise bin ich mit ihnen einig. Aber sie lärmen, weil sie den großen Heiden nicht allein feiern, seine Werke nicht requirieren dürfen. Goethe überhaupt zu feiern, ist ein Schwindel, solange Beschäftigung mit geistigen Werten ein Klassenvorrecht bleibt. Es wird immer eine falsche Einteilung gemacht: die Intellektuellen und die Proleten. Unsinn! Geist und Ungeist sitzt in allen Klassen. Nur: daß denkfähige Menschen nicht vorwärtskommen, weil sie Proletarier sind, und daß Idioten, die sich ein paar Fachausdrücke eingetrichtert haben, den Unbelesenen mit Hetzzitaten besoffen machen dürfen, ihn mit medizinischen und juristischen Bildungsbrocken wehrlos machen: darin liegt der Unfug, der Mißbrauch der Schulmeisterei.

* * *

Osaf und Professor honoris causa: so muß der deutsche Reichspräsident beschaffen sein.

Die deutschen Kleinstädter von Ignaz Wrobel

Ich pflege in Polemiken den Ausdruck „Provinz" zu vermeiden; es hat so einen Nebenklang, als ob Berlin der Nabel der Welt sei, und es schließt eine törichte Verachtung des Eigenlebens deutscher Landschaften ein, kurz: es ist genau so dumm wie das Gekläff gegen Berlin. Doch drängt sich der Begriff einem manchmal auf, fassen wir ihn anders, sagen wir: geistige Kleinstadt, enges Blickfeld, kleiner Mann, dann kommen wir der Sache schon näher.

Die Zeitschrift ‚Pologne Littéraire' hat eine Rundfrage gemacht, ausgehend von der polnischen Sektion des PEN-Klubs: Was unsereiner von einem Literaturpreis des Völkerbundes dächte. Ich habe geantwortet, ich sei Gegner jedes literarischen Preises. Andre haben anders geantwortet. Zwei will ich herausgreifen.

„Ich bin sicher, daß ein Preis in dieser Höhe eine außerordentliche Wirkung haben wird, nicht der Summe allein halber, sondern der Ehre und der Würde wegen, die ein so hoher Preis in Verbindung mit einer menschlich so hoch stehenden Institution, wie der Völkerbund sie darstellt, haben muß."

Oberregierungsrat Potzkuchen? Registrator Sengebiel? Nein, das ist Schriftsteller Edschmid. Der Fall, daß einer in zwanzig Jahren literarischer Arbeit seine Muttersprache nicht erlernt, ist nicht häufig.

Nun aber eine nicht durchgebackne Schrippe: Josef Ponten.

„An sich kann man natürlich einen vom Völkerbund zu stiftenden und bei ihm zu begebenden Jahresliteraturpreis begrüßen." Das deutsche Wörterbuch von Sanders kennt diese merkwürdige Anwendung von „begeben" nicht; ich auch nicht. Weiter.

„Aber der Völkerbund hat die Hälfte der Staaten und Völker der Welt tief enttäuscht, ein starkes Mißtrauen hat Platz gegriffen", — richtig, warum? — „und daran ist die französische Führung schuld. Die Völker sind in ihm in französischer Hörigkeit. Wie für seine politischen Taten so möchte auch für diese seine literarische die Gefahr des vorbetont französischen drohen — ich und viele Kollegen in aller Welt würden das ablehnen."

Frage: Reisen diese Leute nicht? Das ist doch Satz für Satz Unsinn.

Es ist nicht wahr, daß ein beträchtlicher Teil der außerdeutschen Welt gegen Frankreich ist. Die Welt ist auch nicht unbedingt für Frankreich, das braucht man gewiß nicht zu sein — aber so simpel und primitiv sieht es doch nicht aus. Wieder und wieder täuschen sich die deutschen Kleinstädter über die Unbeliebtheit ihres Erbfeindes — wenn es nachher zum Klappen kommt, sitzen sie vor Staunen auf dem Hintern und sehn in den Mond. Es ist auch nicht wahr, daß der Völkerbund unter französischer Führung steht — England dürfte

ja wohl auch noch da sein. Reisen diese Leute nicht —? Vielleicht. Aber sie können nicht kieken.

Doch nun kommt die Schnecke aus dem Haus und legt Zeugnis davon ab, wieweit sie sehen kann.

„Denken Sie sich zum Beispiel, mir, dem aus dem heutigen Zwangsbelgien stammenden Romandichter, gelänge ein hochwertiges Werk", — das ist nicht auszudenken — „in dem ich die unüberwindliche Sehnsucht der Menschen einer Landschaft, zu ihrem Volke zu gehören, ihr in den Sternen geschriebenes Recht darauf, hinreißend und preiswürdig schilderte, was ganz gewiß einen ‚seelischen und geistigen Fortschritt' enthielte, und der Roman spielte in meiner Heimat Eupen, glauben Sie denn wirklich, daß der Völkerbund" — Momang, der Satz ist noch lange nicht zu Ende — „daß der Völkerbund, in dem von der Führung heute noch an der ‚Unabänderlichkeit der Verträge' festgehalten wird, ein solches Werk krönen würde, auch wenn ich Hamsun hieße" — heißt du aber nicht — „und sich das eingereichte Werk zum nächsten in Wettbewerb tretenden verhielte wie..." Ach, Kinder, gehn wir derweil frühstücken, bis der mit seinem Satz fertig ist!

Deutscher Kleinstädter. Da haben wir ihn ganz.

Man denke sich, Eupen und Malmédy seien Deutschland zugesprochen worden. Und nach zehn Jahren käme Belgien und wollte das Land wieder haben. Man stelle sich das Geschrei Pontens vor, der dann sicher auf die Unabänderlichkeit der Verträge pochte — welch ein Logiker!

Aber abgesehn davon: ist das nicht jammervoll? Nicht, daß der Mann seine Heimat liebt, das ist ja schön und natürlich — aber daß er wirklich glaubt, es gebe auf der ganzen Welt nichts Wichtigeres als das Schicksal dieser paar Dörfer, und daß es bei so einem Werk, wie er es da skizziert, auf Eupen ankäme und auf die bewegende Frage, an wen diese Leute ihre Steuern zu entrichten haben, das eben ist: kleiner Mann. Ja, ich weiß. Knie nicht vor dem Grenzpfahl, Pepi Ponten — der Grenzpfahl ist kein Götze. Du betest Holz an.

Man hat Hamsun vorgeworfen, er sei „provinziell", und manchmal ist er das auch. Er schildert Norwegen, kleine Fischerdörfer — und es geht uns alle an. Ponten schildert in zähflüssiger, schlechter Prosa Gott weiß was, und es geht uns gar nichts an.

Deutsche Kleinstädter. Wissen nicht, daß ihre Begriffe, gute und schlechte, nur ein sehr kleines kulturelles Hinterland haben, in dem das Echo ihrer Rufe nur schwach widertönt; ahnen nicht, worauf die ungeheure Macht des französischen Gedankens, ganz unabhängig von jedem Herrn Laval, beruht; hören nichts; schmecken nichts; sehen nichts.

> „Die Frau von dem Sohn, wo Paula die Semmeln holt, neben Weyl.
> Deren Schwester hat auch solch ein Magengeschwür —"

heißt es einmal bei Ringelnatz. Und ist überschrieben: „Mutter Frühbeißens Tratsch".

Diese Frau sieht um eine Nasenlänge weiter als Josef Ponten und die deutschen Kleinstädter.

Trübsinnbilder von Ernst Kállai

Es ist recht mulmig geworden um die bürgerliche Persönlichkeit. Ihre wirtschaftlichen und sozialen Sicherungen schrumpfen mehr und mehr zusammen. Ihr Anspruch, als Sinn und Ziel der Kultur und höchstes Glück der Erdenkinder zu gelten, wird von dem Gleichschritt organisierter Massen in die Enge getrieben. Was nun? Guter Rat ist teuer. Gott bleibt unerreichbar, der Ruf nach ihm verhallt in einer Wüste der Ungewißheit und des starren Schweigens. Man ist auf sich selbst gestellt, und die Vereinsamung des Einzelnen wird immer unerträglicher. Es gibt freilich Notausgänge, die aus dieser tödlichen Umklammerung ins Grenzenlose münden. Irrationale Maulwurfsgänge der Phantasie gleichsam, die zu den biologischen Urgründen, zur kreatürlichen Gemeinschaft mit Pflanze und Tier führen oder zu den bildnerisch eben noch anzudeutenden Quellen des triebhaft Unbewußten. Diesen vielleicht letzten Notausgang der Romantik haben die Expressionisten und Kubisten aufgespürt, ohne indessen ans Ende des dunklen Schachtes zu gelangen. Die Eroberung der tiefsten Mitte blieb den Surrealisten vorbehalten. Ihre Vision hat universale Weite. Sie gräbt sich in jene unterirdischen Fundamente ein, auf denen das Leben, das satte wie das hungrige, ohne Unterschiede von Klassen aber auch von Persönlichkeiten seine Wesen baut. Eine Welt von neuen schöpferischen Spannungen für die Kunst, doch nichts für Bürger, die das Gehäuse ihrer Persönlichkeit auch heute noch luft- und wasserdicht abgeschlossen haben möchten. Für sie ist auch der Weg zur technoiden Utopie verbaut. Auf den glatten Fluren und durch die offenen Räume der konstruktivistischen Phantasie weht ein scharfer Wind: nichts für das Gemüt. Bliebe der Anschluß an die Massenfront rechts oder links. Für beides wären vielleicht gewisse Sympathien aufzubringen. Aber die kunstpolitischen Hindernisse sind zu brutal. Brutal wie diese ganze verdammte Wirklichkeit, mit der im bösen Widerstreit à la Dix, George Grosz oder Paul Kleinschmidt zu liegen, gegen den Wunschtraum von Harmonie und Geschlossenheit verstößt. Also versucht man zu Hause zu bleiben, sich redlich, mehr schlecht als recht, zu ernähren und eine Art geistiger Autarkie der Persönlichkeit zu treiben und sei es auch nur im Rahmen eines idyllischen Kleinkramrealismus. Aber selbst diese Illusion bleibt fadenscheinig, grade weil sie so billig und kurzsichtig ist. Denn wohin man sich auch wenden mag, überall häßliche Zerrungen oder Einschränkungen oder Auflösungen der Persönlichkeit und ein unaufhaltsames Vordringen der Massenkräfte. Der Prozeß reicht von dem Todeskampf des Kleingewerbes und Einzelhandels mit den Industrien und Warenhäusern bis zum Schicksal des Dichters und Künstlers, das im Schatten von Journalismus und Film steht. Der Blick trübt sich, die Seele wird bewölkt: der bürgerliche Künstler hüllt sich in Schwermut und bittere Resignation. Gute Zeit für Melancholiker.

Lehmbruck, Hofer und Gerhart Marcks sind von dieser Schwermut gezeichnet. Von den Jüngeren E. W. Nay, Otto

Coester, Arnold Bode, Joachim Karsch, um nur einige Wesentliche auf den ersten Hieb zu nennen. Die Begabungen wachsen an dem Ernst der Stunde: eine gemeinsame Ausstellung dieser Künstler wäre ein gewiß eindrucksvolles Sinnbild der dunklen Schicksalskrise. Fast schon ein Memento mori.

Vor einiger Zeit waren in der Galerie Neumann-Nierendorf Xaver Fuhr und bei Hartberg der Ungar Aurel Bernáth zu sehen. Auch sie gehören zu diesem Kapitel. Es lohnt, die beiden Maler etwas näher zu betrachten.

Xaver Fuhr mag malen was er will: Kaffeehausterrassen mit beschaulichem Publikum, Architekturen, Landschaften, Prozessionen oder Konfirmanden. Er malt immer Friedhöfe und Tote. Eine zerfallende Welt kleinbürgerlichen Gerümpels, in trostlosen Schwarzweißgrau-Stufen, mit einem ausgelaugten fahlen Gelb dazwischen und mit blau- und rosavioletten Leichenflecken. Scharfe Risse und Sprünge laufen kreuz und quer: mörderische Spaltungen im Gefüge, Linien mitunter wie mit dem Rasiermesser gezogen, grausame Schnittwunden, ein wenig wie auf den frühern Zeichnungen von George Grosz. Alles erstarrt, verschoben und aus den Fugen geraten wie ein Haufen halbversunkener Gräber und Totenkreuze mit Blechkränzen und verrosteten Eisengittern. Und so weit das Auge reicht, kein Entrinnen. Selbst die äußerste Ferne ist mit der gleichen Dichte und mit der gleichen kraß-sichtbaren Zerfressenheit ihrer Wunden in das Bild versetzt wie der massivste Vordergrund. Xaver Fuhr verschleiert nichts. Seine Formen sind nackt bis auf die Knochen: nur noch Skelette frühern Lebens. Die Dinge haben mit ihrer Seele auch die Atmosphäre verloren, die das Morbide dunstig umhüllen, die Leichenschau ein wenig mildern könnte. Die Vision ist spröde, sogar hart, aber sie hält stand, die Bildfläche ist optisch widerstandsfähig, fest wie eine Mauer mit kompliziert geschichtetem Verputz. Malerisch sehr eigenartig und sehr reizvoll, ohne an Substanz zu verlieren. Diese Bilder enthalten so ziemlich die trübsinnigsten Feststellungen, die über den Zustand des Kleinbürgertums möglich sind, aber sie werden nicht empfindsam und rührselig dabei. Melancholie mit Scharfsicht. Eine merkwürdige und erregende Mischung.

So schonungslos Xaver Fuhr den Dingen auf den entseelten Leib rückt, so schwärmerisch und zerfließend bricht die Seele aus allen Poren der Bilder Aurel Bernáths hervor. Sie hängt wie ein schwerer Dunst im Raum, wie ein narkotisches Farbendampfbad aus Träumen, Meditation und Weltschmerz gemischt. Alles Gegenständliche ist nur noch Gewölk, wehendes Schleierspiel oder Juwelenglanz kostbarer Nuancen von erglühendem Braunrot, Goldgelb, Rosa und Smaragdgrün, von leuchtendem Blau und einem flockigen, zerstäubten, aufsprühenden Weiß. Auf dem Grunde dieser ebenso durchgeistigten wie luxuriösen Farbenpracht ist ein gedämpftes Leuchten, ein weicher geheimnisvoller Zusammenklang von Treibhausluft und schwermütiger Dämmerung. Die romantische Sehnsucht nach Selbstentgrenzung blickt mit müden Augen lässig distanziert in die Welt. Aber diese Nostalgie

wahrt die bürgerlichen Vorbehalte der Persönlichkeit und ihrer selbstbewußten Repräsentation. Man beschwört das Ferne und Tiefe: aber nur so weit, als es nicht gefährlich wird. Man fühlt Schatten und Abgründe um sich, wagt sie aber nur dicht verschleiert anzusehen. Irratio — ja, aber nur mit Vorsicht, nur als vage Stimmung. Der Bürger, der Seelisches ausschließlich mit seinen Idealen gleichsetzen möchte, läßt die Seele nur innerhalb zähmender Umfriedungen gelten. Für das Weitere, Größere, Dämonische vertröstet er sich mit dem zwar schmerzlichen aber komfortablen Verzicht und läßt es bei der sanften Schwermut bewenden. Der Maler Aurel Bernáth ist eine repräsentative Erscheinung dieser gepflegten und gehegten Melancholie. Er leidet an der Welt, aber in Schönheit. Trübsinn mit versöhnlichem Strahlenglanz. Kein Wunder, daß er von den im Herzen noch immer impressionistischen Prominenten der berliner Kunstkritik, Glaser und Meier-Gräfe voran, mit Freude begrüßt wurde. Vor sieben, acht Jahren, als seine Malerei noch dem Sturm angehörte und im Zeichen des Kubismus und Expressionismus stand, war es anders. Heute treibt er mit Matisse und Kokoschka auf mildern Fluten. Auch diese Wandlung ist bezeichnend für die bürgerliche Juste-milieu-Stimmung der Kunst, die sich in wolkiges Ungefähr verflüchtet, um entschiedenen Konsequenzen auszuweichen.

Zwei Hauptmann-Abende von Alfred Polgar

Fuhrmann Henschel

Karlheinz Martins Inszenierung dieses Meister- und Musterstücks liebevoll genauer Lebensschau und -Formung verflicht die Menschenzüge, die das Drama gibt, zu einem so festen wie durchsichtigen Gewebe. Stimmen, Stimmungen des Spiels klingen in sauberer Polyphonie miteinander, gegeneinander.

Jannings hat das äußere und innere Maß für den Henschel. Die Figur, wie er sie meisterlich gestaltet, steht aufgeschlossen da, in voller Blüte ihrer Einfachheit. Dieser Fuhrmann Emil hat an sich und der Welt großes Behagen; es sitzt ihm als verwischtes Dauerlächeln um Mund und Augen. Wenn auch ein Pferd umsteht, die Frau stirbt, das Geschäft nicht vorwärts will: alle Widrigkeiten des Daseins können ihm den Appetit an diesem nicht rauben. Sein Seelisches scheint so rotbackig gesund, daß nachher, wenn es erkrankt, das sofortige Schwinden aller Kraft- und Widerstandsreserven kaum glaubhaft ist.

Margarethe Melzer (Hanne Schäl) überschreit sich. Aber sie gibt dem „Mädel" Naturkraft, ein Triebhaftes, Animalisches, das nichts dafür kann. Leider auch eine Schärfe, an der, selbst wenn alles in Ordnung ginge, die Bonhommie des Fuhrmanns sauer werden müßte.

Der redliche Zuschauer, die Eindrücke kontrollierend, die ihm „Fuhrmann Henschel" neuerdings vermittelte, würde, wenn niemand es hörte, sagen:

„Wie das Drama zeigt, ist der Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges nicht bewußt, und selbst wenn er ihn geht, geht er doch dem Schicksal in die Falle. Henschel hätte die Hanne Schäl nicht heiraten sollen, es war ein Fehler, aber wer, den Eros hetzt, machte keinen? Traurig also, mit anzusehen, wie der Brave in Not des Gemüts und Verstandes gerät, und seine Rechtschaffenheit an sich selber zweifeln muß. Dennoch blieb ich, Zuschauer, zuinnerst unbeteiligt an den Verstrickungen und Fügungen des Stücks, und es brauchte bewußter Willensanstrengung, um die Fiktionen der Bühne so schwer und wichtig zu nehmen, wie sie den ins Spiel Verwickelten erscheinen. Meine Bewunderung aber für die Kunst, mit der hier ein figurenreiches Lebensbild panoramisch aufgerollt wird, wurde durch das Bemühen der Darsteller, überzeugend echt das zu sein, was sie vorzustellen hatten, empfindlich beeinträchtigt. Die exakte Kleinmalerei ihres Spiels ging mir auf die Nerven. Ich war genötigt, längere Zeit zu bemerken, wie natürlich Hanne Schäl am Waschtrog Wäsche wäscht, es fesselte in quälender Weise meine Aufmerksamkeit und lenkte sie ab von Wesentlicherem, dem sie gebührt hätte. Ebenso ging es mir mit den Billard spielenden Feuerwehrmännern in der Stube des alten Wermelskirch, und besonders bitter war die erste Viertelstunde des Abends, in welcher dauernd Sturm heulte und Frau Henschel auf ihrem Krankenlager wimmerte. Mein ganzes Interesse am Bühnen-Geschehen war da wie erdrückt von dem Wunsch, daß der Wind sich legen und die Frau endlich tot sein möge."

Vor Sonnenuntergang

Erstaunlich, wie Gerhart Hauptmann auch hier das Theater-Schach meistert, wie er seine vielen differenzierten Figuren führt, spannende Wendungen in die Partie bringt und für diese, trotz vielen schwachen Zügen, das Interesse des Zuschauers rege hält.

König im Spiel, zum Schluß totmatt gesetzt, ist der siebzigjährige Geheimrat Clausen, Geschäftsmann, Zeitungsherausgeber, Seelen-Aristokrat. Er hat Geld und Philosophie, gute Freunde, treue Diener und zahlreiche Familie, die an ihm, in jedem Sinn des Wortes, hängt. Ein innen wie außen höchst gepflegter, frischer Greis im silbernsten Silberhaar, der schön denkt und schön, zuweilen etwas ölig, redet, und dessen Herz noch stürmischen Gefühls fähig ist. Heute jedenfalls eine seltene Erscheinung, solcher Siebziger; in den achtziger Jahren soll es ihrer viele gegeben haben. Der Geheimrat liebt die Kindergärtnerin Inken, welche, obschon ein Menschenalter jünger, ihn wieder liebt. Und keineswegs — das ist das Erfreuliche und Trostreiche an dem Fall — nur seelisch-geistig. Wie sie dem alten Herrn, in der Stunde der Erklärung, an den Hals fliegt, das ist, von Frau Thimig mit aller Inbrunst eines beglückten und beglückenden: „Ich bin Dein!" durchgeführt, richtige Leidenschaft. Viel Näheres, als daß sie lebt und liebt, erfahren wir über Inken nicht. Ihr Alter schwankt in den verschiedenen Hauptmann-Reinhardtschen Fassungen; in der

ersten noch siebzehn, zählt sie in der sechsten schon dreißig Jahre. Wie die Zeit vergeht! Mehr Objekt als handelnde Person des Spiels, könnte sie ihre Funktion in diesem ganz gut auch erfüllen, ohne leibhaftig in Erscheinung zu treten. Immerhin lernen wir sie als tapfere Frau kennen, die, für ihres Herzens Recht auch in schiefer Situation grade stehend, vom Greis ihrer Wahl nicht läßt. Mit Mißfallen sieht das die geheimrätliche Familie, teils sittlich, teils materiell beunruhigt, aber entschieden mehr materiell als sittlich, und zumal die angeheirateten Verwandten sondern Gift ab. Sie setzen Kabale gegen Liebe. Es kommt zu einer peinlichen, im Theatersinn sehr starken Szene, als der Geheimrat die Freundin ins Haus bringt, an den Familientisch, und der Gast von den Clausenschen geschnitten wird. Der Alte denkt nicht Kinder und Enkel, schüttelt das Haupt, und wirft kurzerhand die Deszendenz hinaus. Im Schlußakt trifft ihn deren Rache: Entmündigung. Ein Schlag, der, da er einen zweiten im medizinischen Sinn zur Folge hat, den Geheimrat tötet. So wird die Kernfrage des Schauspiels nicht beantwortet, sondern von der Tafel gelöscht. Daß sie überhaupt gestellt werden konnte, danken wir einem glücklichen Zufall der Person, denn anders als an einem geistig so hoch gezüchteten und vor Allem so reichen Edelmenschen wie dem Geheimrat ließe sie sich kaum exemplifizieren. An einem siebzigjährigen Schuster etwa oder an einem zwar gebildeten aber geldlosen Greis wäre das Problem der Spät-Liebe nicht aufzuzeigen. Es würde da im Keim ersticken, fände gar nie die Möglichkeit, so üppig ins dramatische Kraut zu schießen. Zeit der Handlung: Heute. Es wird von heutigen Dingen geredet, der Geheimrat fragt: „Was gibt es Neues in Genf?", kurz, die Gegenwart weint in den Saal. Und also kommt der Zuschauer nicht heraus aus dem Neid und Verwundern über den gesicherten Lebensraum, den der Dichter imaginiert, über das feste, gleichsam vom großen Beben ausgesparte Bodensegmentchen, auf dem das Spiel sich abspielt. Es ist wie in „Dornröschen", als ob eine, vor langem mit all ihren Möglichkeiten und Gegebenheiten erstarrte Welt nun, durch ein Zauberwort wieder geweckt, so und dort weiterliefe, wie und wo sie damals stehen geblieben war.

Auch in diesem Spätwerk offenbart sich die Hauptmannsche Kunst, Gestalten zu formen und sie so sicher in ihr besondres Leben zu stellen, daß sie dieses unabhängig von ihrem Schöpfer zu führen scheinen. Schöne Rollen. Große Szenen. Es gibt in „Vor Sonnenuntergang" welche im kräftigsten Sardou-Stil, die das Herz jedes Theatermenschen wenn auch nicht höher, so doch rascher schlagen lassen. Und Dialoge, deren Spannung, obschon oder weil der Zuschauer weiß, was kommt, die Luft knistern macht. Wie raffiniert etwa ist im Zwiegespräch Justizrat-Clausen die entscheidende Mitteilung hinausgezögert, mit wie sicherem Griff wird da die Nervenharfe gezupft!

Reinhardt gibt der Aufführung höchste Theaterpolitur. Alles ist abgetönt, geschliffen, ausschattiert, nuanziert, jede Figur hat ihre eigne Welle, auf der sie von sich funkt, jede Szene ihre Spitze, auf die sie kunstvoll-unmerklich getrieben

wird. Ein Prunkstück bürgerlichen Gesellschafts-Theaters vor Sonnenuntergang.

Es wird allseits außerordentlich gespielt. Kostbar Maria Koppenhöfer als giftig-hochmütige Frau vom Stande, jedes Wort ein Tort, jede Luftpause noch eine Bosheit. Dann Oscar Sima, überchargierend, aber sehr witzig, die Vulgarität in Person, Eleonore Mendelssohn, eine seelenvoll verknautschte Außenseiterin ihres Geschlechts, Wiemann, hilflos in die Rolle des schlechten Sohnes hineinstolpernd, Käthe Haack, von einer Farblosigkeit, die schon wieder besondre Farbe ist, Paul Otto, in der Konversation nobles altes Burgtheater, Winterstein, die verkörperte Anständigkeit, Brausewetter, absolut munter ohne Nebengedanken, Gülstorffs jungenhafter Onkel-Humor. Der Kindergärtnerin gibt Helene Thimig die nötige Quintessenz von Gefühl, ohne welche das Mädchen nach gar nichts schmeckte.

Werner Krauß ist herrlich. Den Siebziger glaubt man ihm schwer. Aber wenn auch die Last der Jahre eine Scheinlast ist, mit welcher Grazie trägt er sie, wie fein versöhnt sich in seinem Wesen der Alters-Zwiespalt: Fügung oder Widerstand. Er gibt der Figur Geist, Wärme, sein Schmerzausbruch, seine Empörung haben zwingende Kraft, und in der Liebesszene ist er von einer Zartheit der Ekstase, von einer Schüchternheit, Empfindung Wort werden zu lassen, die über den Text hinweg hilft. Sehr schön, wie er durch überraschenden Wechsel des Tonfalls, kleines Schweigen, Wiederaufnahme des Wortes in andrer Klangfarbe und derlei, sicher zum Teil unbewußte, Kunstmittel mehr eine zweite, Heimliches verratende, Stimme durchhören läßt. (Manchmal, wenn er Lebensweises spricht, wählt er für dieses einen pastosen Kehlton, der nicht ganz echt wirkt: die Stimme legt da, wegen bedeutsam, Gala an.) Die Szene, in der er mit den Kindern abrechnet, rührt, nicht wegen der Lear-Parallele, sondern ganz vom Schauspieler her, an Sheakespeares Bezirk, und wie er, getroffen, fällt und stirbt, das hat so gut seine volle realistische wie seine volle künstlerische Gültigkeit. Hauptmann läßt den Geheimrat mit einem Glaubensbekenntnis auf den Lippen hinübergehen: einem Bekenntnis des Glaubens an ewige Güte. Dies trotz aller erlittenen Niedertracht und Kränkung! (Sozusagen: Seht Kinder, wie ein Güterich verscheidet.)

Wissenschaft von Lichtenberg

Ich habe den Weg zur Wissenschaft gemacht wie die Hunde, die mit ihrem Herrn spazieren gehen: hundertmal denselben vorwärts und zurück, und als ich ankam, war ich müde.

Er wunderte sich, daß den Katzen grade an der Stelle zwei Löcher in den Pelz geschnitten wären, wo sie Augen hätten.

Ich fürchte, unsre allzu sorgfältige Erziehung liefert uns Zwergobst.

Seitdem man Wissenschaft zu nennen liebt, Andrer törichte Meinungen zu kennen, die man vielleicht aus einer einzigen Formel nach den Regeln einer ganz mechanischen Erfindungskunst herleiten könnte, und sich überall durch Mode, Gewohnheit, Aussehen und Interesse leiten läßt, seitdem ist dem Menschen die Lebenszeit zu kurz geraten.

Autarkol von Johann Kunkel

Die Geschichte fängt beinahe so kitschromantisch an wie eine story unsres jüngst verblichenen weiland Kollegen Wallace. Sie beginnt nämlich damit, daß der Herr Reichsfinanzminister Dietrich, als er eines Abends spät nach Hause kam, in seine Manteltasche griff, um sich das Exposé des Kammerherrn von Brandenstein noch einmal in Ruhe anzusehen. Da war es weg.

Auch am folgenden Tage fand es sich nicht mehr an. Weder auf dem Ministerschreibtisch, noch im Garderobenschrank, noch in dem reichsfiskalischen Kraftfahrzeug, das dem Minister zu Dienstzwecken überlassen ist. Das Exposé war und blieb verschwunden.

Und ein paar Tage später setzten dann auch die Indiskretionen in der Presse ein. Das war doppelt peinlich, weil diesmal eine wirklich gute Vorbearbeitung der maßgebenden Zeitungen stattgefunden hatte. Mit Bestechungsgeldern etwa? Ei bewahre! Das wird ganz anders gemacht! Der Mann, den die Presse selbst „Pressechef" genannt hat, diesmal also Herr Doktor Jutzi von der Pressestelle der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft verfährt, wenn er ganz sicher gehen will, folgendermaßen: er informiert die zuständigen Fachredakteure ganz streng vertraulich, am besten so vertraulich, daß selbst der Chefredakteur nicht eingeweiht zu werden braucht, von einer bevorstehenden großen Aktion. Und nun ist es für die Herren Fachredakteure eine ganz große Ehrensache, das in sie gesetzte Vertrauen nicht zu täuschen; die prächtigen jungen Männer schweigen, egal loyal, wie die Gräber. (Übrigens in der Hoffnung, daß sie nächstens mal wieder als Entgelt eine echte Original-Information für ihr Blatt als Primeur bekommen.) Diese Art, die Presse durch vertrauliche Informationen zu fesseln, sie in ihrer Kritik lahmzulegen und sie mit der Hoffnung auf spätere Originalberichte zu füttern, ist ein überaus verläßliches Mittel zur legalen Pressekorruption.

Diesmal hat es also versagt. Das Exposé war verschwunden, und die Presse, natürlich wieder einmal die falschen Redakteure, kamen mit Indiskretionen heraus. „Vor einem Benzin-Monopol?" las man in den Zeitungen, und „Einheitstreibstoff — deutsches Gemisch!" Was man nicht las, das war folgendes: Daß der I. G. Farben, dem deutschen Chemietrust, bereits dank der liebenswürdigen Vermittlertätigkeit des mecklenburg-schwerinschen Kammerherrn von Brandenstein eine Notverordnung über den neuen Einheitstreibstoff so gut wie zugesagt war. Die interessierten Reichsministerien, bei denen der p. Brandenstein seine Visiten gemacht hatte, waren für das Projekt außerordentlich erwärmt.

Welche Ministerien sind beteiligt? Da ist also zunächst das Finanzressort, mit Dietrich, der das Brandenstein-Exposé leider so gründlich verlegt hatte. Ihn interessiert der Treibstoff — Benzin, Benzol, und was sonst noch dazugehört, der Kartoffelsprit, der als Beimischung verwandt wird, nicht zu vergessen — in erster Linie als Objekt der Besteuerung und, soweit er vom Auslande hereinkommt, als Träger hoher und

regelmäßiger Zolleinnahmen. Weiter ist der Treibstoff deshalb interessant, weil der im Übermaß produzierte und sonst gar nicht absetzbare Kartoffelsprit mit in die Autos hineingegossen werden kann, und weil man auf diese Weise die Millionenverluste des Reichsspritmonopols, das nichts andres als eine Subventionsstelle für die ostelbischen Großagrarier ist, etwas verringern kann. Schließlich ist seit langem die Frage akut, ob nicht die höchst ungerechte Fahrzeugsteuer vom Steuer-PS weg und ganz auf den Betriebsstoff hin gelegt werden soll, der freilich schon durch Steuern, Zölle, Ausgleichssteuern für Zölle und Kartoffelsubventionen sehr hoch belastet ist. Daß beim Übergang zu einem überwiegend aus teuern inländischen Treibstoffen gewonnenen Einheitsbrennstoff die Zolleinnahmen größtenteils wegfallen würden, und daß auch das Spatium für die steuerliche Belastung eher geringer als jetzt werden würde — denn schließlich kann der Automobilist nicht jeden beliebigen Preis für seinen Betriebsstoff zahlen — das hat wohl auch der Herr Finanzminister eingesehen. Trotzdem, und trotz seiner in zornigen Reden oft genug betonten grundsätzlichen Aversion gegenüber dem Abstraktum der Trust- und Konzerngewalt ist er dem Einheitstreibstoff-Plan der konkreten I. G. Farben nicht eben unfreundlich gesonnen. Nicht nur deshalb, weil das Sorgenkind des Branntwein-Monopols dann endgültig geschaukelt werden könnte! Herrn Dietrich leiten höhere Ideen. Er denkt in Kontingenten. Nämlich wie folgt:

Wenn man den überwiegenden Teil des deutschen Treibstoffbedarfs autark aus der deutschen Produktion gewinnt, aus der Mischung von Benzol, Leuna-Benzin, Kartoffelsprit und einigen andern Ingredienzien, dann kann man sich die Lieferanten der noch erforderlichen restlichen Bedarfsmengen an Erdöl, Benzin und Schwerölen jeweils ganz nach Wunsch aussuchen. Man kann heute von den Russen Naphtha kaufen und damit die deutschen Rußlandkredite etwas flüssiger als bisher machen. Man kann morgen von den Amerikanern kaufen und als Gegenleistung von ihnen Kredite verlangen. Übermorgen wendet man sich an die englisch-niederländische Erdöl-Weltmacht Royal Dutch-Shell gegen Kompensationen in Reparationsfragen oder in der Auf- und Abrüstungspolitik. Man kann, kurz gesagt, die Macht des Konsumenten über den von der Überproduktion bedrohten Produzenten nach Belieben spielen lassen. Während man bei der Schaffung eines geschlossenen (und als Träger einer großen Auslandsanleihe zu benutzenden) Einfuhrmonopols für Benzin nur mit einem Partner verbunden wäre, kann man bei diesem beweglichen System der Einfuhrlizenzen den Partner beliebig oft wechseln. Immer vorausgesetzt, daß die Partner es sich gefallen lassen.

Ähnlich weltumspannende Überlegungen mögen auch die Brust des Herrn Reichsverkehrsministers erfüllt haben, als er von dem autarken Automobilbetriebsstoff der I. G. hörte. Minister Treviranus hat ja ohnedies schon letzthin für das Russen-Naphtha eifrigst Reklame gemacht; der Gedankengang, daß die deutsche Wirtschaft dem hoch verschuldeten russischen Kunden etwas aus der Kreide heraushelfen müsse, liegt ihm also recht nahe. Bei Schiele, dem Landwirtschafts-

minister, finden wir Interesse für die verstärkte Kartoffelsprit-Beimischung zum Benzin und Benzol. Das Reichswehrministerium ist selbstverständlich für jede Autarkisierung begeistert, also auch für das I. G. Farben-Autarkol, wie wir das neue Brennöl nun endgültig taufen dürfen. Und im Reichswirtschaftsministerium sitzt ja als Minister der frühere Landwirtschaft-Professor Warmbold, der selbstverständlich die Einführung des Autarkols wärmstens empfiehlt. Nicht etwa deshalb, weil er früher einmal die I. G. Farbenindustrie bei ihrem Stickstoffverkauf tatkräftig und wohldotiert unterstützt hat. O nein! So einfach sind die Dinge nicht. Sachliche Gründe sprechen in seiner Brust: Devisenersparnis bei der Einfuhrbeschränkung von Benzin — Möglichkeit der Verbilligung von Leunasalpeter bei besserer Ausnutzung der Produktionsanlagen von Leuna-Benzin undsoweiter, viele, viele sachliche Gründe.

Der Ruhrbergbau ist freilich noch nicht ganz zufrieden. Er glaubt, daß die Chancen, die ihm das I. G.-Autarkol für sein Benzolgeschäft geben will, viel zu klein sind. Er verlangt, kurz gesagt, eine höhere Quote. Und solange diese noch nicht in Aussicht steht, wird von der Schwerindustrie mit aller Kraft quergetrieben. Aber auch nur solange! Grundsätzliche Bedenken gegen das deutsche Gemisch bestehen an der Ruhr nicht. Man will nur verhindern, daß die I. G. mit ihren Trabanten das Rennen allein macht. Diese Trabanten sind, neben den Spritbaronen, den kartoffelbrennenden Großagrariern, einmal die Zellstoff- und Papierindustrien, die als Abfallprodukt den sehr billigen Sulfitsprit erzeugen, und weiterhin die deutschen Waldbesitzer: Länder, Kommunen, Großgrundbesitzer. Sie hoffen auf die neuen technischen Großverfahren der Methylalkohol-Erzeugung, das Bergius- und das Tornesch-Verfahren, bei denen die Schwierigkeit der rentablen Verwertung von Holzabfällen zur Spriterzeugung endlich gelöst sein soll. Und schließlich ist zu berücksichtigen, daß die I. G. Farben selbst nicht nur das aus Erdöl, Braunkohle und Kohlenteer zu gewinnende Leuna-Benzin ins Autarkol hineinmischen will, sondern noch eine andre in Leuna erzeugte Droge: das Methanol nämlich, das bei der Ammoniak- und der Benzin-Synthese nahezu zwangsläufig und in großen Mengen abfällt, das auch sehr billig ist aber fast gar nicht absetzbar. Wohin mit dem Dreckzeug? Ins Autarkol! Mögen auch Droschkenchauffeure und Lastkraftwagen-Treiber über das mörderisch stinkende und giftige Dreckzeug schimpfen: das Autarkol wird ja ein Monopolprodukt sein, und einen andern Treibstoff gibts dann an keiner gelben oder roten Pumpe, an keiner Tankstelle mehr.

Das ist das Ziel. Es wird sicherlich erreicht werden, sobald die Schwerindustrie mitmacht. Wenn sie das heute noch nicht tut, so deshalb, weil die ihr angebotene Quote zu gering ist. Und weil sie der I. G. Farben nicht die Führung überlassen will. Bei einem Treibstoff, der, wenn es nötig sein sollte, so stark und so autark ist, daß er zugleich mit dem eignen Sieg auch den Motor der Hindenburg-Wahlen siegreich durchs Ziel treiben könnte.

Eros im Dritten Reich von Alice Ekert-Rothholz

Was ist die Liebe der Zivilisten?
Ein Dreck. Eine Sache für Mottenkisten.
Der neue Eros ist deutscher Unteroffizier!
Liebe wird Dienstpflicht! Und in den Freistunden fließt Blut und Bier.

Das Reglement

Die Liebe wird als starke Himmels- und Polizeimacht angesehn.
Die deutsche Frau hat endlich wieder vor dem Manne stramm zu stehn.
Freie Liebe (auf deutsch: Kulturbolschewismus) gibt es nicht mehr.
Die Polizei ... die regelt den Verkehr.
Augen rechts! Brust raus! Die Frau muß parieren,
Wenn die Fascisten durch Berlin marschieren.

Das Schlafzimmer ist kein Schlafzimmer sondern eine Kaserne.
Der Mann hat das Kommando und die Frau hat das gerne...
Reden verboten! Weil sowas der Liebe den Zauber raubt.
Außerdem sind Privatgespräche in den Dienststunden nicht erlaubt.
Augen rechts! Brust raus! Die Frau muß parieren,
Wenn die Fascisten durch Berlin marschieren.

Abends erscheint der blankgeputzte Mond über der deutschen Kaserne.
Sterne marschieren geschlossen auf. Abgesehn vom Sowjet-Sterne...
Frei umherstreifende Damen werden erstmal erschossen! Von wegen!
Später nehmen sie in Diensthaltung die Befehle entgegen...
Augen rechts! Brust raus! Die Person muß parieren,
Wenn die Fascisten durch Berlin marschieren.

Offiziere haben Freibilletts und erhalten ein Sonderglück.
Man liebt streng wilhelminisch. Man lebt zurück...
In der Liebe weht preußisch-romantischer Wind:
„... Der Herr Major hat ein Glasauge auf dich geworfen, mein Kind!"
Augen rechts! Brust raus! Ein Mädchen muß parieren,
Wenn die Fascisten durch Berlin marschieren.

Wen es trotz soviel Liebe nach Liebe gelüstet —
Der versteht immer noch nicht: hier wird exerziert und aufgerüstet...
Liebe ist: täglich sechs Drillinge fabrizieren.
Und die werden so rasch wie das Unglück marschieren:
Augen rechts! Marsch, marsch! Die Frau muß produzieren,
Damit mal die Fascisten in den Krieg spazieren.

Denn die Liebe dient in bessern Diktatur-Staaten
nicht etwa der Erzeugung von Lyrik oder unkontrollierter Lustgefühle —
Sie dient der Herstellung von Soldaten.

Bemerkungen

Aus einer Nummer des ‚Angriffs'

Die Bürgerkriegshetzer Sollmann, Höltermann — das gleiche „Reichsbanner", dessen Blutinstinkte sich hier wieder einmal austobten — ... soll Hindenburg tatsächlich in diesen Wahlkampf ziehen, auf den Schild gehoben von denjenigen Leuten, deren Mordinstrumente noch vom Blut nationaler Männer gerötet sind — ... die Kommunisten, auf deren Hauptkonto der Tod von über zweihundert elend gemeuchelten Nationalsozialisten und Stahlhelmer kommt — polnische Lümmels — Polacken — verlogene Gerede — Rote Lügenfahne — jüdischen Bluff — jüdisches Verständigungsgeschäft — als Jude weiß Toller sich natürlich der besonderen Aufmerksamkeit der Verständigungsgeschäftigen zu erfreuen — Rotmordjungen — von vertiertem Untermenschentum zusammengeschossen oder zusammengestochen — roten Mörder — Kommunisten morden — vom roten Gesindel zusammengeschlagen — die Strolche — die typischen Verbrecherfiguren vom Bülowplatz — Lügengebilde von Sowjetrußland — Jammer- und Hungerstaat Sowjetrußland — einer der gemeinsten Lügenberichte — viehisches Kommunistengesindel — Bestien — ... daß auch in diesem Fall wieder ein führender Sozialdemokrat sich als Schieber und korrupter Liebling seiner Partei erwiesen hat — von Kommunisten niedergeknallt — der Meuchelmord — Mordtat des kommunistischen Verbrechergesindels — kommunistische Bluttat — die Schlupfwinkel der übelsten Verbrecher, die fast alle in der KPD organisiert sind und von ihr bei Mordüberfällen angesetzt werden — das kommunistische Verbrechergesindel — eine Verbrecherkneipe, in der sich die Kommunisten versammelt hatten — feiges Verbrechergesindel — ... sie wurden jedoch von dem übrigen Verbrechergesindel gedeckt, das versuchte, die Mörder in die Verbrecherkneipe abzuschieben — viehische Mordtat — kommunistische Verbrecherkneipe — Reichsjämmerlinge als Mordbanditen — Rotmord — Horde von Kommunisten — Verbrechergesindel — die Mordhetzer in den Redaktionen der kommunistischen Presse — verbrecherische Lügenflut — Verbrecher in den Redaktionsstuben — Lügenbericht — verkommenes Verbrechergesindel — die schreibenden kommunistischen Verbrecher.

15. 2. 31

In die Luft schießen?

Gandhi hat unlängst in Paris über die Gewaltlosigkeit gesprochen und dabei auch den europäischen Kriegsgegnern empfohlen, nicht etwa das Tragen von Waffen zu verweigern und sich so der Gefahr, erschossen zu werden, auszusetzen sondern einfach in die Luft zu schießen.

Gleichviel, ob genau das seine Worte gewesen sind oder nicht, — der Standpunkt an sich, oft vertreten, steht zur Diskussion. Der Standpunkt: Ihr verabscheut die Gewalt und lehnt es ab, mitzumorden. Zwingt man euch dazu, so tut es nur scheinbar.

Daß der Rat, in die Luft zu schießen, ohne jeden praktischen Wert ist, liegt auf der Hand. Inmitten des Tobens heißt es fast immer: er oder ich. Den Kameraden auf der andern Seite geflissentlich verfehlen, das bedeutet dann Selbstmord. Vor allem scheint Gandhi mit der modernen Kriegstechnik nicht recht Schritt gehalten zu haben. Brandbomben und Giftgase lassen sich nicht unauffällig vorbeizielen. Und mit der ehrenvollen Aufgabe, die Chemikalien der Massenausrottung loszulassen, wird man so wie so nur die ganz Unverdächtigen und solcher Heldenarbeit unbedingt Würdigen betrauen.

Sicherlich aber gedachte Gandhi eine viel allgemeinere Anweisung

für das Verhalten des Gewaltverächters zu geben, der unter Bedrohungen gezwungen wird, sich an Gewalttaten zu beteiligen. Wir können freilich in Lagen kommen, die es möglich machen, uns dem Zwange zu entziehen, ohne uns offen zu widersetzen. Wir wagen es nicht, mit klarem Bekenntnis dem entgegenzutreten, was wir für Wahnwitz oder Verbrechen halten, und begnügen uns notgedrungen, nicht offensichtlich mitzuwirken.

Gandhis Rat klingt verführerisch genug, zumal solchen Verächtern der Gewalt, die in irriger Konsequenz schon den handelnd hervortretenden Widerstand ablehnen. Es muß durchaus nicht die nackte Angst sein, der dieser Ausweg willkommen erscheint, die immer verzeihliche blinde Sucht, das Leben zu retten. Sondern auch jener überzeugungsvollen Bescheidenheit wird er recht sein, die sich nicht für ausersehen und berufen hält, zu demonstrieren. Der Scheu, beispielgebend und fordernd sich einzusetzen, die es dabei bewenden läßt, das Verwerfliche nur eben nicht mitzumachen, muß gezeigt werden, wie ihre Zurückhaltung dem Wahnsinnstreiben unmittelbar Vorschub leistet. Denn es ist eine verhängnisvolle Illusion, zu übersehen, daß auch das nur scheinbare Mittun dazu beiträgt, das ganze kriegerische Unternehmen erst recht auf die Beine zu bringen und ihm seine ungehemmte Wucht zu verleihen.

Vor allem aber wird Gandhis Rat einer ganz bestimmten Gewissenshaltung einleuchten, die geneigt ist, sich auf das Bewußtsein zurückzuziehen: animam meam salvavi. Diese selbstzufriedene Genugtuung der persönlichen Schuldlosigkeit, diese Flucht aus der Mitverantwortung, die sich seitwärts in die Büsche sündlosen Privathandelns schlägt, läßt der Gewalt erst freies Spiel. Nicht von Jedem kann die Kraft erwartet werden, sich dem Unheil entgegenzustemmen, und sei es mit einem kühnen Wort der Achtung. Gefährlicher als alles Verzagen aber ist ein moralischer Egoismus, der sich gleichsam ein seelisches Alibi besorgt und seinen Abscheu durch die Berufung auf die eignen unbefleckten Hände zu beschwichtigen versteht. Denn er gibt den Heroismus der Weigerung nicht nur seinen Verfolgern preis, er desavouiert ihn zugleich.

Vielleicht muß man in Situationen, wie sie Gandhi voraussetzt, wirklich in die Luft schießen. Anweisungen jedoch, die es gradezu als Methode und grundsätzlichen Ausweg aus Bedrängnissen anempfehlen, sind verhängnisvolle Freibriefe asozialer Selbstgerechtigkeit, einer Eitelkeit des Gewissens, von der es nicht mehr weit ist bis zu dem Gemütsmenschentum, das seelenruhig Untaten inszeniert, ohne sich selbst die Finger schmutzig zu machen. Der Parole, aus der Gewaltverweigerung zu desertieren, wollen wir zumindest den Entschluß entgegenstellen, unsern leidenschaftlichen Ekel vor Waffen bis zum Äußersten zu bekennen.

Willi Wolfradt

Aus dem bayrischen Polizeikabinett

Auf einem Werbeplakat der Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände, das in ganz Deutschland angeschlagen war, stand unter anderm zu lesen: „Der liebe Gott hilft dir nicht". In Kaufbeuren, der mit einem Irrenhaus und einer flottgehenden Lebkuchenfabrik gesegneten Stadt Bayerns, erhielt der Vorsitzende des dortigen Freidenkervereins auf eine Anzeige der Presse hin für dieses Plakat eine Gefängnisstrafe von einem Monat.

*

Die Jagd auf nächtliches Freiwild hat sich zu einer besonderen, zum System gewordenen Pflichtaufgabe der münchner Polizei ausgewachsen; nichts erzeugt mehr Gegenliebe bei der Bayrischen Volkspartei, als diese „Straßenreinigungen". Da flüstert zum Beispiel ein Mädchen einem Geheimpolizisten zu: „Wohin?"

Der Angesprochene fragt scheinheilig: „Warum?“ Die Antwort: „Mit mir“ kostet fünf Tage Haft. Wer ohne Hin und Her „Komm mit“ flüstert, verwirkt zehn Tage, und wird der werbende Anlauf gar über die Straße unternommen, so werden es vierzehn Tage. In diesem Stil wurden jüngst zehn Fälle hintereinander abgehandelt.

*

Ein Fußbad mit etwas Kochsalz vermischt bringt zwei Monate Gefängnis — die hahnebüchene Reichsgerichtsentscheidung zum § 218 ist in München stehende Richtschnur.

*

Karl Valentin hat seinen Grotesken einen neuen Dreh gegeben, er spielt einen „Firmpaten“. Hierfür wurden Photos hergestellt, die einen typischen Firmling, etwa vom Stamme der Familie Filser, wiedergaben. Der Erzbischof von München sah die gottesjämmerliche Blödheit des naturgetreu reproduzierten Sprößlings als „gotteslästerlich“ an; ein Wink, und die Polizei verbot den weitern Aushang des Bildes.

*

Granowskys „Lied vom Leben“, das mit 47 Ausschnitten versehen endlich von der Oberprüfstelle freigegeben wurde, wurde in München neuerdings verboten: die Darstellung der Schmerzen bei der Geburt eines Menschen, noch dazu in einer Gebäranstalt, könnte der Ausübung ehelicher Pflichten abträglich sein.

Julian Marcuse

„— aber etwas fehlt —“

Ausstellung „Kampf dem Krebs“ im Europahaus.

Sehr viel eindrucksvolle Statistik über die erschreckende Zunahme der Krankheit, ein paar recht gute Photomontagen über die gigantische Zahl der Todesfälle und viele schlecht gezeichnete, unkünstlerische Plakate.

Dies besonders fällt unangenehm auf, weil es nicht nur schlecht, sondern eindruckslos ist, wie zum Beispiel das Bild der Patientin, die zusammengebrochen auf ihrem Stuhl hockt, weil der Arzt ihr gesagt hat: liebe Frau, Sie haben Krebs (was kein Arzt je tun würde!), Unterschrift: „Warum sind Sie nicht früher gekommen?“

Ja — warum?

Zunächst einmal geht kein Mensch gern zum Arzt, jeder wartet lieber, ob es nicht doch von selbst vergeht, denn — und dies ist die Frage — außer der Vogelstraußmethode, die jeder gern mit sich selbst treibt, wenn er Wahrheit fürchtet — außer dieser Methode spielt Vertrauensmangel neben Geldmangel die Hauptrolle.

Zu welchem Arzt, in welches Krankenhaus — alle sind im Grunde genommen dieselben. Denn der Kranke sieht im Arzt, und nicht mit Unrecht, ein gleichgültiges, weißbemänteltes Wesen, das klopft, herumhorcht, Rezepte schreibt und „der Nächste, bitte“ sagt. Der Kranke hört und liest von Mißgriffen, der gleichgültige Arzt vertieft das Mißtrauen. Der

Kranke weiß, daß in Krankenhäusern experimentert wird, und wenn es schief geht, ist niemand dran schuld. Genau wie im Lübeckprozeß, wo die Ärzte sagten, die Bazillen sind schuld, nicht wir. (Wenn Bazillen sprechen könnten, hätten sie gerufen: die Ärzte sind schuld!) Die Behandlung am laufenden Band, die Art der Abfertigung, blutjunge, eingebildete Ärzte in Krankenhäusern auf Wehrlose loszulassen, — das wird sehr viele, die mit Entsetzen die Präparate der Krebsausstellung sahen, verhindern, zum Arzt zu gehen, selbst wenn sie die dort aufgezeigten Symptome an sich bemerkt haben sollten.

Diese Ausstellung ist geschickt und lehrreich — aber etwas fehlt: der deutliche Hinweis darauf, wohin sich ein geängstigter Mensch wenden soll, um gewissenhaft, kostenlos und vor allem etwas menschenwürdig untersucht zu werden.

Denn nur die wenigsten wissen, daß es in der Charité eine Spezialabteilung gibt. Aber eine Ausstellung, die solchen Zwecken dient, muß eben deutlich genug darauf hinweisen, wo die zuständige Stelle ist.

Doch erst, wenn der Mensch sich nicht mehr als anatomische Sache fühlt, die am laufenden Band abgefertigt wird, werden solche Ausstellungen den Widerhall finden, den ein Kampf gegen den Krebs erfordert.

Elisabeth von Castonier

Zwischen den Fronten

Hans Natonek „Geld regiert die Welt" oder „Die Abenteuer des Gewissens" (Paul Zsolnay, Wien-Berlin). Das Ich des Erzählers — scheinbar nur skeptischer Beobachter, in Wahrheit Teil des Wesens seines Objekts — wandert mit durch die Geschehnisse und notiert sie, notiert sie aber nicht nur getreu wie ein Chronist sondern deutet sie aus und um. Es entsteht so eine Fülle von Psychologismen, die zuweilen fast das Band der Ereignisse zerreißen.

Adalbert Weichhardt ist durch „Zufall" Großaktionär des Chemie-Blocks geworden. Er versucht vergeblich, sich in das neue Milieu einzuleben. Mit der Pinzette des Seelenarztes tastet der Autor in die feinsten Spalten der Weichhardtschen Widersprüche, macht den ständigen Kampf um die Entscheidung plastisch, das Hin und Her zwischen Ruhe und Aufgestörtheit. Der Anpassungsprozeß muß mißlingen, da Weichhardt von der Art Juden ist, „die am Kapital leidet, nicht von jener, die es mehrt, liebt und seiner Macht sich freut". Er sucht Erlösung durch die Tat. Solange aber dieser Drang chaotisch und wirkungslos ist, bleibt alle „Tat" sinnlos.

So wirft Weichhardt zum Beispiel in einem deutschen Hotel Südtirols eine Chiantiflasche gegen das Duce-Bild und ist hinterher entsetzt, als ihm darob Huldigungen durch die deutsche nationalistische Presse dargebracht werden; er holt seinen Vetter Victor aus einem Keller, wo dieser sein Leben zwischen Kisten voll Waffen verbringt, um ihn nur noch tiefer in den Sumpf einer Zeitungsredaktion zu versenken und um gleichzeitig einen kommunistischen Arbeiter wegen der Waffenfunde ins Zuchthaus zu bringen; er befreit einen tschechischen Dienstverweigerer aus dem Gefängnis, um diesen ahnungslosen Christenmenschen zwischen großstädtischen Kaffeehausschrei-

bern so zerbrechen zu lassen, daß er in seine Heimat zurückkehrt, dort Soldaten zum Ungehorsam aufreizt und erschossen wird; er gibt dem Literaten Báron für sein ‚Tribunal' Geld, mit dem Erfolge, daß dieser sich an Bergfeld, den Beherrscher des Chemieblocks, verkauft; und als Weichhardt endlich doch mit einem Gewaltakt seinen Machtanteil aus dem kapitalistischen Block lossprengt, um Geld und Leben den Ideen des Professors Kelsen zu opfern, geht dieser Kelsen daran zugrunde — die Geldmacht erfährt an dem Bruch Weichhardts mit seiner Klasse die Gefährlichkeit der Kelsenschen Lehren und läßt den Störer ihrer sogenannten Ordnung „erledigen": „... unter Adalberts Händen wurde alles Mißerfolg und Sinnbild." Doch er weiß jetzt, wo er hingehört: „Die Macht ging über zum Geist, um ihm zu dienen, wodurch allein ihre Existenz gerechtfertigt wurde". Er braucht nicht mehr am Kapital zu leiden.

Das alles schildert Natonek mit einer fast leidenschaftslosen Nüchternheit. Zuweilen gerät er bei seinen Deutungsversuchen, bei den vielen Diskussionen um Geistiges und Seelisches in eine unfruchtbare Spintisiererei; mancher Versuch, Klarheit zu schaffen, endet so im Dickicht. In der Fähigkeit, die „Abenteuer des Gewissens" darzustellen, liegt die Stärke des Buches, daneben wirken die Stellen, wo das Geistige in den Hintergrund tritt, fast fadenscheinig dünn, trotz dem großen Wortreichtum.

Natonek hat in der Figur des Professors Kelsen dem Philosophen Leonhard Nelson ein Denkmal setzen wollen, und es kann gesagt werden, daß es ihm gelungen ist, mit ganz wenigen Strichen den Gedankenkomplex dieses Lehrgebäudes nachzuzeichnen. Man spürt die klare Luft um Nelson und seine Schüler, man erlebt, wie hier nach einem ganz neuen, und dabei doch so alten Prinzip Menschen erzogen werden, um die schwere Arbeit der Weltänderung auf sich zu nehmen. Natonek darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, der Welt außerhalb der sachlich interessierten Kreise eine Ahnung von dem großen Werk des vor mehr als vier Jahren verstorbenen Menschenerziehers vermittelt zu haben.

Walther Karsch

Die Geschäftsordnung

Eine Frau gerät in eine Versammlung von Männern und erlebt folgendes:

„Ich erbitte das Wort zur Geschäftsordnung."

Der Vorsitzende: „Sie können jetzt nicht zur Geschäftsordnung sprechen."

Ein Dicker: „Nach Absatz 3 des § 2 unsrer Statuten..."

Ein Andrer: „Aber unmöglich, wir haben doch das letzte mal..."

„Ich stehe völlig auf dem Standpunkt, daß Herr Doktor Müllhoff zur Geschäftsordnung sprechen darf."

Ein Dicker: „Nach Absatz 3 des § 2 unsrer Statuten."

Ein Andrer: „Unmöglich, die Statuten..."

Vorsitzender: „Einen Moment Ruhe. Wir haben nur das Recht abzustimmen. Wir haben nicht das Recht, über die Geschäftsordnung zu debattieren."

„Zur Geschäftsordnung," „Zur Geschäftsordnung."

Vorsitzender: „Wir müssen dann abstimmen, ob zur Geschäftsordnung gesprochen werden darf oder nicht.

Ein Dicker: „Ich bitte zu bedenken, daß nach Absatz 2 des § 3 unsrer Statuten..."

Ein Andrer: „Unmöglich, die Statuten..."

Ein Weitrer: „Es ist statutenwidrig."

„Es ist nicht statutenwidrig."

„Es ist doch statutenwidrig."

„Sie wollen mich am Reden hindern."

„Aber seien Sie doch nicht so aufgeregt."

„Ich bitte, mir das Wort zu erteilen."

„Sie können nicht zur Geschäftsordnung reden."

Klingel des Vorsitzenden: „Ruhe, meine Herren. Wollen wir doch darüber abstimmen, ob zur Geschäftsordnung gesprochen werden darf oder nicht!"

Ein Dicker: „Laut Absatz 5 des § 1 darf nicht darüber abgestimmt werden. Wir müssen über den Antrag abstimmen, aber keineswegs darf über die Geschäftsordnung abgestimmt werden. Das liefe auf eine Statutenänderung hinaus. Dafür ist aber nur die ordentliche Hauptversammlung zuständig."

„Vollständig richtig. Über Statutenänderungen kann nur die Hauptversammlung beraten."

„Hier steht aber in Absatz 1 § 5: „Gegenstände, die nicht auf der Tagesordnung stehen, können, soweit sie zum Aufgabenkreis der Mitgliederversammlung gehören, beraten werden, wenn die Mehrheit sich dafür ausspricht."

Der Vorsitzende unwillig: „Aber was hat denn das mit unsrer Frage zu tun, ob zur Geschäftsordnung gesprochen werden darf oder nicht? Da über Statutenänderungen nur die Hauptversammlung beraten darf."

Die Frau, sehr schüchtern: „Es sind doch aber alle da, die in der Hauptversammlung auch da sind."

Der Dicke, unwillig: „Wir sind doch keine Hauptversammlung."

Der Vorsitzende: „Die Einberufung der Hauptversammlung erfolgt dreißig Tage vor dem Termin der Hauptversammlung unter Angabe von Zeit und Ort."

Vorsitzender: „Außerdem sind wir nicht beschlußfähig. In der Hauptversammlung müssen mindestens ein Drittel der Mitglieder anwesend sein."

„Nein, Zweidrittelmehrheit ist zur Statutenänderung erforderlich."

„Ich behaupte aber, daß ich zur Geschäftsordnung sprechen darf, ohne jede Änderung der Statuten."

„Es darf nur abgestimmt werden."

„Die Frage der Geschäftsordnung..."

„Ich bitte, schweigen Sie."

Geschrei: „Ruhe", „Abstimmung", „Geschäftsordnung", „Abstimmung".

Klingel des Vorsitzenden.

Die Frau versteht überhaupt nichts mehr. *Gabriele Tergit*

Der Osaf

In dem „Schrittmacher"-Sohn „Zorn" aus der Zucht von Sabarth-Riemendorf, Kr. Löwenberg, steckt ebenfalls viel Musik. Der imponierende Eindruck, den sowohl sein markanter Typ wie seine formvollendete Figur erweckten, ist in der Hauptsache auf ein fabelhaft schmissiges Profil mit einer durch nichts gestörten Linie zurückzuführen.

Tierzuchtinspektor Pieritz über eine Bullenauktion
‚Schlesische Zeitung', 14. 2. 32

Nachgeburt

Denn nirgends ist der Humor der zweiten Menschwerdung, die Rekrutenzeit der Vorkriegsjahre so trefflich und amüsant gezeigt worden.

Ufa-Inserat

Erregte Szene

Der Vater: „Sie! Ich verbitte mir Ihr Benehmen gegen Agathe. Wer sind Sie überhaupt? Wie ist Ihr Name?"

„Egon Faschken."

„Ich verstehe nicht. Wie heißen Sie?"

„Faschken. Ich buchstabiere:
F — wie Flitscherl,
A — wie Aas,
Sch — wie Schneppe,
K — wie Kanaille,
E — wie Ekel — und
N — wie Ihr Fräulein Tochter."

Roda Roda

Frau Winifred Wagner

Ja, sie hats nicht leicht, die gute Dame,
In ihr kämpfen heftig Lieb und Pflicht:
Einerseits benötigt sie Reklame,
Andrerseits mag sie die Juden nicht.

Allzu heftge nationale Neigung
Macht bei alten Abonnenten Stunk.
Zur Vermeidung schädlicher Verzweigung
Widerrief sie kurzerhand im Funk.

Zwar ihr Hausgast war sehr oft Herr Hitler
Und sie trug recht lang das Hakenkreuz.
Jetzt verriets ein demokratscher Kritler
Und die Hüterin des Grals bereuts.

Gott, das war schon so beim Schwiegervater,
Das ist angelernt und eingeimpft:
Erst sind Juden Helfer und Berater,
Hinterher wird feste drauf geschimpft.

Karl Schnog

Liebe Weltbühne!

Herr Geheimrat X. ist geschäftsführendes Vorstandsmitglied eines großen Wirtschaftsverbandes. Herr Geheimrat legt Wert darauf, daß er auch als solcher angeredet wird. Er erhält täglich sehr viel Post, die zum Teil auch an ihn direkt und nicht nur an den von ihm geleiteten Verband gerichtet ist. Neulich ist es nun einem unglücklichen Briefschreiber passiert, daß er seine Mitteilung nicht mit der Anrede „Sehr geehrter Herr Geheimrat" versah, sondern den Empfänger nur mit „Sehr geehrter Herr X." begrüßte.

Was tut der Herr Geheimrat? Den Brief zurückschicken kann er nicht gut, da er ausnahmsweise ein Interesse daran hat, den Absender nicht vor den Kopf zu stoßen. Andrerseits wäre es doch unerträglich, wenn die Verbandsakten einen Brief mit der Anrede „Sehr geehrter Herr X." enthielten. Also muß ein Ausweg gesucht werden. Herr Geheimrat läßt seine Sekretärin kommen und trägt ihr auf, den fehlenden Titel in der Anrede des unglückseligen Briefes mit Schreibmaschine nachzutragen. Damit ist der Schaden wieder kuriert.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Montag 20.30. Herrenhaus, Leipziger Str. 3: Verbrechen und Strafe in Amerika, Emma Goldmann.

Die Lupe. Donnerstag 20.30. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Neue Wege der Rundfunkmusik, Walter Gronostay.

Bücher

Max Beer: Die Reise nach Genf. S. Fischer, Berlin.

Friedrich Wendel: Der Gendarm von Hildburghausen. (Ein national-sympathisches Traktätchen.) I. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 15.20: Die Frau als Arbeitgeber, Gertrud Sternberg-Isolani. — Königsberg 18.50: Erich Ebermayer liest. — Königswusterhausen 20.15: Nationalsozialismus und Eigentumsbegriff, Gottfried Feder. — Berlin 20.45: Zum Tode Heinz Lipmanns, Leopold Jeßner. — Anschließend: Sophokles' Antigone in der Bearbeitung von Heinz Lipmann. — Leipzig 20.45: Drei junge Menschen unterhalten sich über Bücher von Ebermayer, Kästner, Lindsey, Klaus Mann, Tieß, Joe Lederer. — **Freitag.** Königsberg 19.20: Das Abenteuer im Roman, Ernst W. Freißler. — **Sonnabend.** Breslau 17.40: Die Situation des Geistes, Bernard Guillemin.

Antworten

Vossische Zeitung. Ihr bringt diese herrliche Berichtigung: „In unserm Kabel aus Schanghai über die Kämpfe am Wangpu-Fluß hat sich durch Verstümmelung des englischen Textes ein sinnentstellender Fehler ergeben. Die Japaner wurden nicht ‚whipped out' (herausgepeitscht) sondern ‚wiped out' (herausgeworfen). Wir betonen den Zusammenhang, weil die falsche Lesart die japanische Waffenehre empfindlich treffen müßte." Der Leser fragt erstaunt, was vorgefallen ist. Ein solcher Irrtum kann vorkommen, man kann ihn einfach rektifizieren, ohne gleich die japanische Waffenehre zu bemühen. Diese selbe Meldung ist nämlich auch von der ‚B. Z. am Mittag' gebracht worden und dort unter der herrlichen Überschrift „Krieg mit — Peitschen". Whipped out oder wiped out, kein vernünftiger Mensch wird wohl auf die Idee kommen, daß die Chinesen buchstäblich mit Peitschen in den Graben gestürmt sind und die Japaner hinausgeprügelt haben. Was für eine verrückte Assoziation im Kopfe dessen, der diese Überschrift verbrochen hat! Oder gehört so etwas zum neuen, zum schneidigen Kurs?

Reichswehrminister. Vor kurzem ist ein törichter, hetzerischer Roman erschienen, dessen Verfasser sich Hans Nitram nennt und der den etwas umständlichen Titel führt: „Achtung! Ostmarkenrundfunk. Polnische Truppen haben heute nacht die ostpreußische Grenze überschritten." Der Roman, der zur Zeit auch in einer Reihe von deutschen und namentlich ostdeutschen Blättern in Fortsetzungen läuft, ist eines jener zahlreichen unbegabten Machwerke, die im Gefolge des sogenannten Neuen Nationalismus laufen und von dem Meister des Genres, Herrn Arnolt Bronnen, nur die Roheit übernommen haben und nicht den Schmiß. Ein nationalistischer Hetzroman wie viele, man brauchte dabei nicht weiter zu verweilen, wenn nicht der Verlag Gerhard Stalling in Oldenburg, der schon allerlei dubiose Militärliteratur verlegt hat, für dieses sein Produkt eine Reklame machte, die sich eines Mittels bedient, das auch Sie, Herr Reichswehrminister, lebhaft interessieren dürfte. Der Verlag Stalling versendet nämlich an Buchhändler und Sortimenter ein Reklameschreiben, das in die folgenden Sätze ausmündet: „Vertraulich möchten wir Ihnen mitteilen, daß das Werk von einem Angehörigen der Reichswehr geschrieben worden ist und daß die Veröffentlichung des Werkes von der zuständigen Instanz genehmigt wurde. Man ist sich bewußt, daß sich aus dem Buche unter Umständen diplomatische Schritte Polens ergeben, wird aber einen solchen diplomatischen Schritt voraussichtlich nicht ungern sehen, um der kommenden Abrüstungskonferenz in Genf mehr als man es sonst könnte, vorhalten zu können, wie wehrlos Deutschland und insbesondere wie wehrlos das ostpreußische Heimatgebiet, das man vom Mutterlande getrennt hat, jedem Angriff des mit allen modernen Kriegsmitteln bewaffneten Polen ausgeliefert ist." Wir fragen Sie, Herr Minster, ob der Verlag die Wahrheit spricht oder ob er seine Reklame auf eigne Verantwortung weiter als zulässig treibt. Wir sind auch neugierig, Herr Minister, diejenige zuständige Instanz kennen zu lernen, die sich bewußt ist, daß sich aus dem Buch unter Umständen diplomatische Schritte Polens ergeben können, die aber einen solchen diplomatischen Schritt voraussichtlich nicht ungern sieht. Welche Instanz in Ihrem Ministerium ist es, die auf eigne Faust in die Außenpolitik hineinmurkst, die in die Genfer Abrüstungskonferenz ein Moment hineinträgt, das Herrn Nadolny und seine Vertreter in eine Debatte verwickeln kann, die von diesen voraussichtlich nicht gern gesehen wird. Welche Instanz in Ihrem Ministerium ist es, die den Herrn Tardieu und Paul-Boncour diesen heiß ersehnten Ball zuwirft? Denn ein Buch wie dieses, von einem Soldaten geschrieben, mit dem

Segen des Kriegsministeriums in die Welt geschickt, setzt unsre diplomatische Vertretung in Genf, die bekanntlich ein Abrüstungsprogramm vorgelegt, dagegen keinen Versuch gemacht hat, einen deutsch-polnischen Konflikt zu provozieren, in den Verdacht der Zweideutigkeit. Der Roman des Herrn Nitram, dessen Verfasser nach Mitteilung des Verlags ein Angehörger der Reichswehr ist, bedeutet nicht mehr als ein elendes, unbegabtes Elaborat, das von einem reißerischen Titel lebt. Wir sind nicht der Meinung, daß es einem Angehörigen der Reichswehr verwehrt sein soll, so gute oder so schlechte Romane zu veröffentlichen, wie er leisten kann, wir sind aber unbedingt der Meinung, daß es nicht die Aufgabe des Reichswehrministeriums ist, ein Buch deshalb zu genehmigen, weil es unter Umständen diplomatische Schritte einer auswärtigen Macht hervorrufen kann. Vor allem aber halten wir es für reichlich unklug, daß nunmehr auch der Verleger dieses Buches noch mit einem solchen Motiv krebsen geht. Wir fassen es nicht als unsre Aufgabe auf, Landsleute, die andrer politischer Anschauung sind als wir, bei jeder Gelegenheit des Landesverrats zu verdächtigen. Aber wenn die Behauptungen dieses Verlagsprospekts wirklich der Wahrheit entsprechen, so ist dem Verlag Stalling dafür gründlich auf die Finger zu klopfen, daß er die Tinte nicht lassen kann und eine schon aus leicht faßbaren Intelligenzgründen geheimzuhaltende Sache propagandistisch ausposaunt. Entspricht die Behauptung des Verlags aber nicht der Wahrheit, hat sich nur ein findiger Reklamemann die ganze Geschichte aus den Pfoten gesogen, auch dann ist es notwendig, daß Sie, Herr Minister, einschreiten, weil ein solcher Unfug Ihre eigne Politik vor aller Welt in ein häßliches Licht setzt und dadurch deutsche Reichsinteressen schwer schädigt. Sie, Herr Minister, sind der Autor des Wortes „Staatsverleumdung". Wenn jemals die Merkmale einer solchen zu konstatieren sind, dann in diesem Falle. Schreiten Sie ein, Herr Minister, und beschränken Sie sich nicht auf ein so krüppliges Dementi wie in der Sache der „Geländeübungen" auf dem Döberitzer Übungsplatz. Dort hat man allsonntäglich das Feld einer Naziorganisation überlassen, die als „Verein für Volkssport" maskiert gewesen ist. Wir glauben gern, daß das Reichswehrministerium das akzeptiert hat, obgleich immerhin doch ein im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte befindlicher Ministerialbeamter die Frage hätte aufwerfen müssen, wozu man in drei Teufels Namen hier am Rande von Berlin Geländeübungen treibt. Wir erwarten also, daß nach diesem Unglücksfall Sie sich etwas intensiver um die propagandistischen Geländeübungen eines Verlags minderwertiger militärischer Schriften bekümmern, der sich erdreistet, für den flottern Absatz seiner Ware ein diplomatisches Geheimnis entweder preiszugeben oder wenigstens vorzutäuschen, in jedem Falle aber in unverschämtester Form gegen die gesamtdeutschen Interessen zu handeln. Sie werden der deutschen Öffentlichkeit die Antwort nicht schuldig bleiben können. Vor ein paar Tagen brachte die Zeitung ‚Berlin am Morgen' die Geschichte von einem kleinen Mißgeschick, das Ihnen in diesen Tagen passiert sein soll, als Sie sich abends nach dem Theater nach einem Wagen umsahen: „Der Taxischofför sah den Pour le mérite, der Groener beim Halse heraushing, er fixierte den Minister genau, rief laut: ‚Nee, den Herrn fahre ick nich' und gab Vollgas." Ich weiß nicht, ob Ihnen, Herr Minister, noch etwas an der Wertschätzung der deutschen Republikaner, deren Favorit Sie früher waren, liegt. In letzter Zeit sind die Neigungen etwas erkaltet, und es kann sehr wohl der Augenblick kommen, wo Sie, ein oft erprobter Mann der Realität, wieder einmal den Boden republikanischer Tatsachen suchen müssen. Und dann, Herr Groener, wird die Antwort lauten: „Nee, den Herrn fahr ick nich!"

Kunstfreund. Sie werden sich vielleicht bei der Lektüre des Artikels von Kállai daran erinnern, daß Adolf Behne bei uns im

Heft 46 des vorigen Jahres geschrieben hat, Nierendorf sei in den Keller gezogen. Sie werden nun glauben, auch die von Kállai besprochene Ausstellung habe im Keller stattgefunden. Dieser Mißdeutung der Bemerkungen von Behne sind wir des öftern begegnet und wollen deshalb bei dieser Gelegenheit feststellen, daß die Galerie Nierendorf nach wie vor ihren Laden als Ausstellungsraum benutzt und nur die Ausstellung „Die Welt von unten" milieugerecht in einem besonders dazu hergerichteten Keller veranstaltet hat.

Mopr-Verlag, Berlin. Wir berichteten neulich, daß der chemnitzer Polizeipräsident Heft 2 Ihrer „Roten Reihe", Kobayashi „Der 15. März 1928", verboten hat. Die von Ihnen bei der Kreishauptmannschaft Chemnitz eingelegte Beschwerde wurde abgewiesen, und zwar mit der Begründung, daß die Darstellung der japanischen Vorgänge „eine Aufreizung der Anhänger der kommunistischen Idee gegen die jetzt bestehenden Verhältnisse nicht bloß in Japan, sondern auch in allen andern Ländern, die kommunistisch nicht regiert werden, bezweckt. Daß sie auch gegen die Verfassung des Deutschen Reiches und seiner Länder aufreizen will, ergibt sich schon daraus, daß sie ins Deutsche übersetzt worden ist und im Deutschen Reich verbreitet werden soll." Mehr blamieren kann man sich eigentlich schon nicht mehr. Man fragt sich nur, was größer ist, die Verbohrtheit dieser Zeilen oder die Schamlosigkeit, mit der solcher Unsinn als amtliche „Begründung" firmiert wird. Inzwischen hat die Polizeidirektion Nürnberg-Fürth für den Regierungsbezirk Mittelfranken die Einziehung und Beschlagnahme des ersten Bändchens dieser Reihe verfügt. Das Heft enthält einen Auszug aus den Erinnerungen von Schapowalow. Diese Memoiren sind seit 1927 in einer deutschen Gesamtausgabe erschienen, und jeder Mensch, auch in Mittelfranken, kann sich das kaufen. Die Beschlagnahme eines Abschnitts aus einer nicht beschlagnahmten Druckschrift zeigt deutlich, daß hier eine bestimmte Methode vorliegt. Die kleinen Heftchen kosten 20 Pfennige, sind also jedem zugänglich; das ganze Buch ist erheblich teurer, seiner Verbreitung sind somit Grenzen gezogen. Die Absicht geht also dahin, die revolutionäre Literatur unter keinen Umständen an die Arbeiterschaft heranzulassen. Die billigen Heftchen werden beschlagnahmt, Zeitungen, die Marx-Zitate bringen, verboten, und dafür, daß die große Masse nicht an die Gesamtausgaben herankommt, sorgt deren hoher Preis. So allein erklärt sich dieser scheinbare Unsinn, ein Heft zu verbieten, das nur einen Auszug aus einem größern, nicht verbotenen Werk darstellt.

Spender. Für den Fond der Strafanstalt Celle sind unter anderm eingegangen: 5 RM. von Herrn Dr. Kleemann, Berlin SO.; 10 RM. von Herrn J. Scherer in Köln.

Flensburger. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn M. Martens, Duburger Str. 19, der regelmäßige Zusammenkünfte der flensburger Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Gang eins von Carl v. Ossietzky

Byzanz

Du mußt es dreimal sagen: der Generalfeldmarschall v. Hindenburg ist kein tragbarer Kandidat für die Linke. Die Parteizentrale der Sozialdemokratie hat gesprochen. Wie viele Wähler werden am 13. März folgen? Das ist das Rätsel des ersten Wahlgangs.

Die Sozialdemokratie formuliert ihre Losung lieber: „gegen den Fascismus" als „für Hindenburg". Niemand weiß, wie sich die organisierten Mitglieder verhalten werden, noch weniger, wie die großen unkontrollierbaren Massen der Mitläufer, der Sympathisierenden. Was in dem unermeßlichen Inselmeer der politischen Linken heimatlos treibt, die vom bürgerlichen Republikanertum oder die von der deutschen Verkörperung des Kommunismus Enttäuschten, die meisten von ihnen pflegten wohl für einen Wahltag in der stillen Bai der alten Sozialdemokratie zu landen. Werden sie, wie die sozialdemokratischen Blätter verkünden, „mit Hindenburg gegen den Fascismus kämpfen" —?

Dazu müßte sich der erwählte Kandidat zunächst selbst äußern. Der Herr Reichspräsident betont aber nur seine „Überparteilichkeit", ein Begriff, der bekanntlich recht verschieden auslegbar ist. Da ist die Begleitmusik der zahlreichen Helden- und Jungfern-Kränzchen, die die Kandidatur Hindenburg affichieren, schon viel deutlicher. So hat der gute, alte Graf Westarp, der am 9. November 1918 wie ein Gebilde von Braunbier und Spucke durch die Reichstagsgänge irrte und sich damals wohl nicht träumen ließ, er würde dreizehn Jahre später den Primas der Deutschen Republik küren helfen, einen Aufruf gestartet, in dem es heißt: „In der Stunde des Entscheidungskampfes um Deutschlands Wehrhoheit und Tributfreiheit hat Generalfeldmarschall von Hindenburg sich entschlossen, noch einmal die schwere Bürde des Reichspräsidenten anzunehmen. Hindenburg verkörpert uns deutsche Gottesfurcht und Treue im Dienst des Vaterlandes, eisernes Pflichtbewußtsein und deutsches Soldatentum." Unterschrieben ist der Aufruf vornehmlich von einigen Dutzend Herrschaften aus Großgrundbesitz und Schwerindustrie, wozu sich die Damen Gräfin Bassewitz (Dätzingen), Gräfin Günther v. d. Groeben Exzellenz, Freifrau Hiller v. Gaertringen, Gräfin Elisabeth v. Pfeil, Oberin v. Lindeiner-Wildau, Gräfin v. Uexkull-Gyllenband Exzellenz und viele andre noch gesellen, darunter Cimbal (Altona), ein allzu schwacher Cimbalschlag nur neben so viel kurbrandenburgischen Fanfaren.

Nun sind das alles nur Namen, aber keine Wähler. Letztere müssen nämlich von der Sozialdemokratie geliefert werden; that' s the humour of it! Unsre armen sozialistischen Freunde, die in den letzten Jahren so oft im Wachstuchzylinder und Radmantel von Achtundvierzig paradieren mußten, werden sich nun — o Meiningerei der Politik! — nach einem noch

weiter zurückliegenden Kostüm umzusehen haben, um vor Elisabeth v. Pfeil oder Elsa von Brabant Gnade zu finden. In der Stunde des Entscheidungskampfes um Deutschlands Wehretat und Tributfreiheit ... Ist dies das Programm der Sozialdemokratie? ... Deutsche Gottesfurcht und Treue ... Sind dies ihre Ideale?

Wenn die Sozialdemokratie sich schon entschlossen hat, für Hindenburg einzutreten, so muß sie diesem Kampf auch das Cachet geben, so muß sie ihr Fahnentuch um die Herme ihres Kandidaten schlagen, anstatt diesen im Kriegervereinsgeschwafel von Leuten verschwinden zu lassen, die sonst den sanftesten Demokraten gleich arretieren lassen möchten. Ein Wahlkampf von heute ist keine Wagneroper, und die sozialistischen Wähler sind kein Stimmvieh, das einfach abkommandiert werden kann.

Aber schließlich kann man Westarp und den andern Ritterbürtigen keinen Vorwurf machen, wenn der Reichskanzler vor dem Parlament selbst eine Sprache wählt, die nicht nach Weimar sondern nach Byzanz leitet. „Wenn ich die Hoffnung in diesen schweren Tagen nie aufgegeben habe, dann aus einer Tatsache: aus der, daß ich einem Manne dienen darf wie dem Reichspräsidenten von Hindenburg. Vergessen Sie eines nicht: von der Wiederwahl des Reichspräsidenten von Hindenburg hängt es auch ab, ob die Welt glauben soll, daß im deutschen Volke noch Ehrfurcht und Achtung vor der Geschichte und der geschichtlichen Person besteht." Ehrfurcht vor der Geschichte ist bei einem Volke eine sehr schätzenswerte Eigenschaft, aber daß es sich hier um einen kardinalen Faktor handelt, von dem die Meinung der Welt über uns abhängt, will mir nicht recht einleuchten. In die Gegenwart eines Volkes mischen sich viele Traditionen, es fragt sich nur, an welche anzuknüpfen ist. Die achtzigjährigen Herren Eduard Bernstein und Georg Ledebour, zum Beispiel, erinnern uns an die Zeit des Sozialistengesetzes oder an die großen prinzipiellen Auseinandersetzungen zwischen Reformisten und Radikalen. Der Herr Reichspräsident dagegen bedeutet, wie das nicht anders sein kann, eine natürliche Verbindung mit dem Kaiserreich und dem alten preußischen Militarismus, also Anknüpfung an eine Tradition, die dem Geiste der Republik in allem konträr ist. Wenn der Reichskanzler sich glücklich erklärt, daß er Hindenburg „dienen" dürfe, so bedeutet das einen Rückfall in jene Epoche, in der seine Amtsvorgänger sich bemühen mußten, auch vor dem Parlament die Sprache des Hofzeremoniells beizubehalten.

Die Minister sind nicht die „Diener" des Reichspräsidenten. Die Stellung des Reichsoberhauptes ist durch die Verfassung abgegrenzt. Der Reichskanzler jedoch ist laut Verfassung derjenige, der die Anordnungen und Verfügungen des Reichspräsidenten gegenzeichnet und damit die Verantwortung übernimmt. Artikel 54 sagt nichts von „Dienst", wohl aber: „Der Reichskanzler und die Reichsminister bedürfen zu ihrer Amtsführung das Vertrauen des Reichstags. Jeder von ihnen muß zurücktreten, wenn ihm der Reichstag durch ausdrücklichen

Beschluß sein Vertrauen entzieht." Die Verehrung eines Ministerpräsidenten für das Staatsoberhaupt ist eine angenehme Zugabe, die das Zusammenarbeiten gewiß erleichtert, aber ein konstitutioneller Faktor ist das nicht. Ausschlaggebend bleibt das Vertrauen des Parlaments und die von ihm bestimmte Linie. Gelegentlich hat auch Disharmonie zwischen höchsten Staatsstellen große historische Resultate nicht verhindern können, wie im Falle Clemenceau-Poincaré.

Es ist wieder ein sehr deutsches Unglück, daß als Reichspräsident nicht etwa jemand gesucht wird, der würdig repräsentiert und nicht zu impulsiven Zwischenspielen neigt. Gesucht wird überhaupt kein sterblicher Mensch sondern ein Retter, ein Baldur, eine Figur aus dem Mythos. Das sitzt so tief, daß selbst ein so spärliches Temperament wie Brüning, der als Redner sich ganz gewiß nicht leicht an die Schwärmerei der Sekunde verliert, seine Beziehung zum Reichsoberhaupt durch ein mittelalterliches Bild, in dem sich Heroismus mit Domestikentum seltsam mischt, zu illustrieren für notwendig findet.

Herr, wo wären Sie im Krieg — ?

Herr Brüning macht den Republikanern die Kandidatur Hindenburg überhaupt nicht leicht. Er treibt sie unerbittlich durch das kaudinische Joch seiner konservativen Ideologie. Manchmal hat das fast friderizianischen Stil. „Wollt ihr Rakker denn ewig leben?" Das klingt so zwischen den Zeilen der kanzellarischen Kundgebungen. So rief Brüning in seiner Reichstagsrede den Nationalsozialisten erregt zu: „Am 9. November war ich an der Spitze einer Offizierstruppe, die sich zur Niederwerfung der Revolution gebildet hatte." Der Bericht der ‚Vossischen Zeitung' bemerkt dazu: „Bei diesen Worten klatschen die Mittelparteien stürmisch Beifall, während man auf der Linken deutlich eine Bewegung bemerken kann."

Doch schon in der Morgenausgabe darauf betont die ‚Vossische Zeitung', der Satz laute nach der amtlichen Wiedergabe: „Am 9. November war ich in der Gruppe Winterfeld, die zur Niederwerfung der bolschewistischen Revolution gebildet worden war."

Nun haben einige Millionen Deutsche durch den Rundfunk die erste Fassung gehört. Der Reichskanzler rektifiziert sich, indem er hervorhebt, er habe bei einer Truppe gestanden, die nur gegen Spartakus kämpfen wollte, nicht aber für die gestürzte Monarchie. Das ist der Sinn seiner Korrektur des amtlichen Stenogramms. Wer die damalige Zeit miterlebt hat, weiß, daß der Unterschied nicht erheblich war. Wenigstens konnte man das den damals in den Straßen herumpfeifenden Kugeln nicht anhören, ob sie gegen den Bolschewismus oder für Wilhelm abgefeuert wurden.

Es ist begreiflich, daß die Sozialisten bei diesem autobiographischen Bekenntnis Brünings klamme Finger bekamen. Tags zuvor noch hatten sie ihre nationale Stubenreinheit stürmisch genug beteuert, als sie von dem kleinen Goebbels „Partei der Deserteure" genannt wurden. Natürlich hatte der kleine Goebbels, der seine Unterleibsbeschwerden mit Vorliebe auf der Rednertribüne exhibitioniert — ein Zug, den

Tacitus bei den alten Germanen nicht wahrgenommen hat — eine harte Abfuhr verdient. Aber wie die Gekränkten reagierten, das ist wieder bezeichnend für die Niveaulosigkeit dieses Parlaments. Im Nu hatte sich der Reichstag in einen provinzialen Verein verwandelt, dessen verzankte Mitglieder sich gegenseitig die Schicksalsfrage zuschreien: „Herr, wo waren Sie im Krieg —?" Die Sozialdemokraten pochten auf ihre eisernen Kreuze und ihre intakten Soldbücher und führten ihre Narben vor wie Coriolan. Die Sozialdemokraten wären viel patriotischer als die Nationalisten. Hand aufs Herz, wer verlangt das von der internationalen, der völkerbefreienden Sozialdemokratie? Die Arbeiter, die Republikaner, die antimilitaristischen Bürger, die diese Partei wählen? Kaum, aber die Kandidatur Hindenburg verlangt es. Damit die Bassewitze und Itzenplitze, damit der ganze von Westarp und Treviranus auf die Zitterbeine getrommelte Adelskalender nicht doch noch zu Hitler oder Duesterberg humpelt, deshalb muß die Partei mit blankgeputzter Montur antreten.

Das ist das Erschütternde an dem gegenwärtigen Zustand: nicht der Fascismus siegt, die Andern passen sich ihm an. Brüning sucht sich Hitler anzugleichen, die Sozialdemokraten bilden sich an Brüning. Der Fascismus jedenfalls bestimmt das Thema, das Niveau. Eine hingeworfene Schnoddrigkeit des berliner Sportpalast-Tribunen jagt zehn Dutzend sozialistische Deputierte von den Plätzen, zwingt sie dazu, sich als gut vaterländisch zu legitimieren. Ein blamabler Zwischenfall, der nur zeigt, daß die Initiative rechts liegt.

Es mag Zeiten geben, wo auch in der Politik die Anpassung notwendig ist und Wunder bewirken kann. Aber in so entscheidenden Phasen wie heute kommt es nicht auf Angleichung und Schutzfärbung an sondern auf die Herausarbeitung des konsequenten Gegentyps der herrschenden Mächte.

Ein lehrreiches Exempel, wie diese Debatte zu behandeln war, gab merkwürdigerweise der Staatsparteiler Doktor Weber, ein maßlos Gemäßigter sonst. Er verteidigte nämlich nicht die angezweifelte nationale Haltung seiner Leute, sondern hielt den Fascisten einfach ihre Mordliste vor. Und die ganze braune Fraktion stob auseinander wie eine Belialsschar, die plötzlich vor ein Pentagramm geraten ist. Der kleine Goebbels schlich bekiommen hinterher wie der Kater beim Gewitter.

Thälmann

Der erste Wahlgang kann keine Entscheidung bringen. Die radikale Rechte tritt gespalten auf. Wahrscheinlich ist die Stahlhelm-Kandidatur nur ein Kind der Angst, schon jetzt eine Entscheidung fällen zu müssen. Hindenburg oder Hitler? Der Stahlhelm wird am Ende bei dem sein, der am 13. März am besten abschneidet und am meisten bietet.

Im übrigen muß noch immer mit einer Resignation Hindenburgs nach dem ersten Wahlgang gerechnet werden. Entspricht das Resultat nicht seinen Erwartungen, setzen wieder neue Intrigen von fascistischer Seite ein, stellt das Braune

Haus etwa an Hitlers Stelle einen Hohenzollernprinzen auf, so wird sich der Reichspräsident kaum den Fährlichkeiten des zweiten Wahlgangs aussetzen. Hugenberg und Hitler sind völlig skrupellose Gegner, die sich mit dem Hinweis auf die Verantwortung nicht bluffen lassen. Sie werden nicht davor zurückschrecken, mit Petarden zu schießen.

Immer wieder werde ich in Zuschriften von Lesern gefragt, wer denn am 13. März zu wählen sei. Bleibt denn nichts andres übrig, so heißt es immer wieder, als diese fatale, diese entmutigende Politik des „kleinern Übels"?

Ich bin kein Ratgeber auf dem Kandidatenmarkt, und wer einer Partei angehört, wird im Endkampf zwischen Disziplin und besserer Überzeugung durchweg der Disziplin den Vorrang geben. Gern hätte ich als parteiloser Mann der Linken für einen akzeptablen Sozialdemokraten wie Paul Loebe oder Otto Braun gestimmt. Da kein sozialdemokratischer Kandidat vorhanden ist, muß ich schon für den kommunistischen stimmen. Wahrscheinlich werden viele, die ähnlich denken, ebenso handeln.

Man muß festhalten: die Stimme für Thälmann bedeutet kein Vertrauensvotum für die Kommunistische Partei und kein Höchstmaß von Erwartungen. Linkspolitik heißt die Kraft dort einsetzen, wo ein Mann der Linken im Kampfe steht. Thälmann ist der einzige, alles andre ist mehr oder weniger nuancierte Reaktion. Das erleichtert die Wahl.

Die Sozialdemokraten sagen: Hindenburg bedeutet Kampf gegen den Fascismus. Von wannen kommt den Herren diese Wissenschaft? Der Kandidat betont nur seine Überparteilichkeit, in Sturmzeiten eine lebensgefährliche Formel. Da Propaganda und Farbengebung der Kandidatur Hindenburg ganz und gar in den Händen von Rechtsleuten liegt, so ist es auch völlig unmöglich, über Garantien zu disputieren, die man sonst von einem Kandidaten, einerlei ob Parteimann oder nicht, verlangt. Politik ist ein Frage- und Antwortspiel. Wo man das Recht zu fragen als grobe Ungebühr ablehnt, da mag ein Reich beginnen, das schöner und edler ist als das der Politik, aber, wie gesagt, die Politik hat dort aufgehört.

Es ist ein Unsinn, die Kandidatur Thälmann als eine bloße Zählkandidatur hinzustellen. Wahrscheinlich wird Thälmann eine überraschend hohe Stimmenzahl erzielen können. Das wird übrigens heute schon von bürgerlichen Politikern in privaten Unterhaltungen geäußert. Je besser Thälmann abschneidet, desto deutlicher wird demonstriert, welch einen Erfolg eine sozialistische Einheitskandidatur hätte haben können, was für Möglichkeiten noch immer bestehen. Auf diese Lektion kommt es an. Die Hindenburg-Koalition zwischen ausgedienten Hofdamen der Monarchie und kommenden Höflingen der diktatorialen Republik ist ein Produkt von Parteibureaus, die das Tastgefühl für die Schwankungen der Wählerschaft verloren haben. Deutschland hat in diesen Jahren zu viel gelitten, zu viel gehungert, um sich in seinen Entscheidungen von Pietät bestimmen zu lassen. Die Meisten haben nichts zu gewinnen, wohl aber eine verlorene Existenz zu rächen.

Die Verschwörung der deutsch-französischen Rechten

von W. Colepepper

I

Henri de Kerillis vom ‚Echo de Paris'

Herr Henri de Kerillis, einer der hauptsächlichen Leiter des erzreaktionären ‚Echo de Paris', hat sich zu Ehren der Abrüstungskonferenz eine neue Politik zurechtgemacht. Er hat einen seiner Redakteure, einen gewissen André Pironneau, der sich für gewöhnlich mit den Geschäften der französischen und deutschen Kanonenfabrikanten abgibt, damit beauftragt, systematisch die Tätigkeit der französischen Friedensfreunde zu denunzieren. Die französischen Pazifisten sind natürlich „Narren", „Utopisten", „Vaterlandsverräter" oder „im Solde Deutschlands stehend"; die deutschen Pazifisten dagegen „wahre Patrioten" und „Realisten". Voller Entgegenkommen unterzieht Pironneau, ein gewesener Offizier, die leipziger Landesverratsprozesse einer genauen Prüfung. Er hat ein besonderes Faible für die ‚Weltbühne' und tut so, als hätte er von ihr das Mandat, in Frankreich den deutschen Militarismus zu bekämpfen.

Wer ist Herr de Kerillis? Was will er? Welche offenen und verborgenen Ziele verfolgt er?

*

Herr de Kerillis gehört zu den Wortführern der französischen Reaktion. Und keiner versteht so wie er, den Aristokraten und Bourgeois, die vor dem Kommunismus zittern, und den Rüstungsindustriellen des Comité des Forges die höchsten Summen zu erpressen. Mit diesem Geld kann er es sich leisten, Paris und ganz Frankreich mit Plakaten zu bekleben, die den Krieg prophezeien, den baldigen Einfall der Deutschen in Frankreich und die verbrecherischen Taten der französischen Linken enthüllen. Er hat einen Stamm von Propagandisten herangebildet, die ganz Frankreich bereisen und Märchen von deutschem und sowjetrussischem Terror erzählen. Man nähert sich den Wahlen: sie müssen unter dem Druck der Angst durchgeführt werden, um die Rechte wieder ans Ruder zu bringen. Denn auf beiden Seiten des Rheins geht es gleicherweise zu: während die Franzosen vor der deutschen Revanche zittern, fürchten die Deutschen den französischen Imperialismus.

Noch vor ungefähr zwölf Jahren war Kerillis ganz unbekannt. Er suchte seinen Weg. Als im April 1920 in Paris der Generalstreik ausgerufen wurde und die Arbeiterparteien und Gewerkschaften jenen bekannten Ausschuß bildeten, der die kapitalistische Macht stürzen sollte, trat Kerillis der revolutionären Bewegung bei. Ja, er wurde Mitglied einer jener Gruppen revolutionärer Fachleute, deren Aufgabe es war, im Falle einer Revolution das gesamte Wirtschaftsleben neu aufzubauen.

Aber die Revolution ging in die Brüche. De Kerillis, der auf einen Sitz in der neuen revolutionären Regierung gehofft

hatte, verließ die Fahne der Geschlagenen. Er wurde Vertreter der Flugzeugfabrik Farman und bemühte sich, der französischen Regierung Flugzeuge zu verkaufen.

Daß Henri de Kerillis ein gerissener Geschäftsmann ist, bezweifelt kein französischer Steuerzahler mehr. Im August 1921 gelang es ihm, dem Kriegsministerium 175 Metallflugzeuge zu verkaufen, die elf Millionen Francs kosteten und im voraus bezahlt wurden. Kerillis steckte davon als Provision zwei Millionen in die eigne Tasche, und die Farmanwerke bekamen die restlichen neun Millionen. Acht Monate nachher wurden die Flugzeuge abgeliefert. Aber bald weigerten sich die Piloten, sie zu besteigen, und das Kriegsministerium untersagte ihre Benutzung. Sie waren unbrauchbar.

Was tat Herr de Kerillis? Gab er das Geld zurück? Er erhielt im Gegenteil noch eine Million, um die Flugzeuge reparieren zu lassen. Doch als sie nach der ersten Reparatur immer noch nicht fliegen wollten, verlangte er noch etwa anderthalb Millionen, um sie einer erneuten Reparatur unterwerfen zu lassen. Tatsächlich flog keines dieser Flugzeuge jemals wirklich, und sie wurden schließlich zum alten Eisen geworfen.

In einem offiziellen Militärbericht vom 27. August 1923 wird konstatiert, „daß auf eine Bestellung von 175 Flugzeugen, die durch die Vermittlung von Herrn de Kerillis bei den Farmanwerken gemacht wurde, bloß 131 Flugzeuge geliefert wurden und zwar in ganz unbrauchbarem Zustand," und „daß Herr Kerillis, bevor noch ein einziges Flugzeug geliefert worden sei, bereits 10 Millionen 991 633 Francs einkassiert habe." Es ist also ganz folgerichtig, wenn Henri de Kerillis im Jahre 1932 ein großer Nationalist ist, der täglich gegen den jämmerlichen Zustand des französischen Flugwesens protestiert.

*

So sieht also einer der führenden Männer der französischen Reaktion aus. Den Plan, den er verfolgt, wollen wir hier entwickeln:

Schon seit einigen Monaten sind unter der Aegide des französischen Botschafters in Berlin, Herrn François-Poncet, Verhandlungen zwischen der französischen und deutschen Schwerindustrie im Gange. Offiziell befaßten sich diese Verhandlungen mit der Bildung von Kartellen, Zolltarifen, Kontingentierung etcetera. Hinter den Kulissen wurden natürlich interessantere Dinge besprochen: Aufrüstung Deutschlands, Sicherheit Frankreichs, militärisches Zusammengehen beider, Kredite, Hitler, Wahlen, Reglementierung des Sowjetexports in Europa. Kurz, seit Mitte November besteht zwischen der deutschen und französischen Schwerindustrie ein modus vivendi, eine Art gentleman agreement. Politisch zeigte sich dies im ‚Temps' vom 16. November durch den Verzicht auf § 231 des Vertrages von Versailles, der sich auf die Kriegsschuld Deutschlands bezieht. Dadurch wird die Revision der Reparationen möglich. Seitdem verhandeln die beiden Regierungen nicht mehr über das Prinzip der Reparationen, sondern nur noch über die Höhe der Summe. Auf deutscher Seite hat die Schwerindustrie François-Poncet versprochen, Hitler und seine Nazis

zu „zivilisieren" und sie auf keinen Fall in die Regierung zu lassen, bevor sie nicht mit Frankreich Fühlung genommen haben und bevor nicht die Sicherheit Frankreichs garantiert ist.

Auf dieser Basis bewegen sich heute die Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich. Und was soll das alles? Ganz einfach: es besteht ein Abkommen zwischen der deutschen und der französischen Rechten. Der Krach, der Mitte Januar anläßlich der Reparationsfrage nach der Erklärung von Sir Horace Rumbold ausgebrochen war, bedeutete nicht viel mehr als eine Komödie: Frankreich bot Brüning die Möglichkeit, Hitler zu übertrumpfen. Alle Kämpfe, die zwischen der deutschen und der französischen Delegation in Genf demnächst ausgefochten werden, sind nur Scheinkämpfe. Das deutsch-französische Zusammengehen ist eine historische Notwendigkeit geworden. Es wird mit oder gegen Hitler durchgeführt werden. Wirtschaftlich besteht es bereits: hundertzwanzig deutsch-französische Kartelle funktionieren schon.

Doch eine Frage bleibt: wie wird sich diese Wendung im politischen Leben der beiden Völker vollziehen? Da sie nicht mehr zu vermeiden ist, wollen die Rechtsparteien sie selbst zu ihrem eignen Nutzen ins Leben setzen. Unter ihrem hohen Schutz soll die deutsch-französische Annäherung zustande kommen. In Deutschland ist man bereits soweit, daß die Gefahr, die Linke könnte etwa ans Ruder kommen, nicht mehr besteht. Nur Hitler, der ein Wegbereiter des Bolschewismus sein könnte, und darüber sind sich die Herren Voegler, Wiskott, Krupp von Bohlen, François-Poncet, Schneider-Creusot, de Peyerimhoff einig — Hitler muß gedämpft oder durch kleine Freundlichkeiten beschwichtigt werden. Deshalb dürfen Nationalsozialisten jetzt in die Reichswehr eintreten, und als größeres Geschenk wird ihnen vielleicht sogar Preußen überlassen werden.

In Frankreich jedoch drohen Linkswahlen. Unter der tüchtigen Leitung des Herrn de Kerillis wurde ein Plan ausgearbeitet, um die Rechte wieder nach oben zu bringen. Das Wahlgesetz sollte reformiert, der zweite Wahlgang abgeschafft werden und die Wahlen Ende Mai stattfinden, also nach den Wahlen in Preußen, nachdem Hitler und seine Partei für die Präsidentenwahl nicht mehr in Betracht kommen, man ihn jedoch in Preußen durchgesetzt haben wird.

Dies war der Plan, den Herr de Kerillis zusammen mit Laval und der Schwerindustrie ausgearbeitet hatte. Doch der Senat durchschaute die Sache und vereitelte das ganze schöne Unternehmen, indem er Laval stürzte. Tardieu wird die Reform des Wahlgesetzes aufgeben müssen, und die Wahlen werden, wie ursprünglich festgesetzt, im April stattfinden.

So ist Herr de Kerillis heute gezwungen, sich etwas Neues auszudenken. Vorläufig hat er sich für eine hartnäckige Kampagne zugunsten der deutschen Pazifisten engagiert.

Alles das bildet nur einen Teil aus der Verschwörung der deutsch-französischen Rechten. Wir gedenken nicht, hier die ganze umfangreiche Geschichte dieser dunklen Zusammenarbeit aufzurollen. Doch wollen wir in einem andern Artikel eine Hauptphase dieser patriotischen Tätigkeit beleuchten.

Diktatur Brüning von Leo Trotzki

Das XI. EKKI-Plenum fand sich bemüßigt, mit jenen fehlerhaften Auffassungen Schluß zu machen, die sich stützen auf die „liberale Konstruktion eines Gegensatzes zwischen Fascismus und bürgerlicher Demokratie, wie auch zwischen den parlamentarischen Formen der bürgerlichen Diktatur und den offen fascistischen Formen ..." Der Wesenskern dieser Stalinschen Philosophie ist sehr einfach: aus der marxistischen Verneinung eines absoluten Gegensatzes leitet sie die Verneinung des Gegensatzes überhaupt ab, und sei er auch relativ. Es ist dies ein typischer Fehler des Vulgärradikalismus. Wenn aber zwischen Demokratie und Fascismus keinerlei Gegensatz besteht, nicht einmal auf dem Gebiete der bürgerlichen Herrschaftsformen, müssen beide Regimes einfach miteinander zusammenfallen. Die Schlußfolgerung: Sozialdemokratie-Fascismus. Aus irgend einem Grunde nennt man indessen die Sozialdemokratie Sozial-Fascismus. Was in diesem Zusammenhange „Sozial" eigentlich bedeutet, hat man uns bis jetzt immerhin nicht erklärt. Metaphysiker (antidialektisch denkende Menschen) haben für ein und dieselbe Abstraktion zwei, drei und mehrere, oft vollständig einander widersprechende Bestimmungen. „Demokratie" überhaupt und „Fascismus" überhaupt unterscheiden sich, wie wir gehört haben, durch nichts voneinander. Dafür muß es aber auf der Welt noch eine „Diktatur der Arbeiter und Bauern" (für China, Indien, Spanien) geben. Eine proletarische Diktatur? Nein! Eine kapitalistische Diktatur? Nein! Also welcher Art? Demokratisch! Es zeigt sich, daß noch eine reine, über den Klassen stehende Diktatur auf der Welt besteht. Aber das XI. EKKI-Plenum hat doch erklärt, daß sich Demokratie und Fascismus voneinander nicht unterscheiden. Unterscheidet sich also die „demokratische Diktatur" von ... fascistischer Diktatur?

Nur ein völlig naiver Mensch wird von den Stalinisten die ernste und ehrliche Beantwortung dieser prinzipiellen Frage erwarten: ein Übriges an Schmähungen — das ist alles. Indessen ist mit dieser Frage das Geschick der Revolutionen des Ostens verbunden.

Allein die Natur der Dinge wechselt nicht mit den Beschlüssen des EKKI-Plenums. Zwischen Demokratie und Fascismus besteht ein Gegensatz. Er ist durchaus nicht „absolut" oder, um in der Sprache des Marxismus zu reden, bezeichnet durchaus nicht die Herrschaft zweier unversöhnlicher Klassen. Aber er kennzeichnet verschiedene Herrschaftssysteme ein und derselben Klasse. Diese beiden Systeme: das parlamentarisch-demokratische und das fascistische stützen sich auf verschiedene Kombinationen der unterdrückten und ausgebeuteten Klassen und geraten miteinander unvermeidlich in schroffe Zusammenstöße.

Die Sozialdemokratie, jetzt Hauptvertreterin des parlamentarisch-bürgerlichen Regimes, stützt sich auf die Arbeiter, der Fascismus auf das Kleinbürgertum. Die Sozialdemo-

kratie kann ohne Massenorganisationen der Arbeiter keinen Einfluß ausüben, der Fascismus seine Macht nicht anders befestigen als durch Zerschlagung der Arbeiterorganisationen. Hauptarena der Sozialdemokratie ist das Parlament. Das System des Fascismus bedingt die Vernichtung des Parlamentarismus. Für die monopolistische Bourgeoisie stellen parlamentarisches und fascistisches System bloß verschiedene Werkzeuge ihrer Herrschaft dar: sie nimmt zu diesem oder jenem Zuflucht, je nach den historischen Bedingungen. Jedoch für die Sozialdemokratie wie für den Fascismus ist die Wahl des einen oder des andern Werkzeugs von selbständiger Bedeutung, noch mehr: die Frage ihres politischen Lebens oder Todes.

Die Reihe ist ans fascistische Regime gekommen, sobald die „normalen" militärisch-polizeilichen Mittel der bürgerlichen Diktatur mitsamt ihrer parlamentarischen Hülle für das gesellschaftliche Gleichgewicht nicht mehr ausreichen. Durch die fascistische Agentur setzt das Kapital die Massen des verdummten Kleinbürgertums in Bewegung, die Banden deklassierter, demoralisierter Lumpenproletarier und all die zahllosen Menschenexistenzen, die das gleiche Finanzkapital in Verzweiflung und Elend gestürzt hat. Vom Fascismus fordert die Bourgeoisie ganze Arbeit: hat sie einmal die Methoden des Bürgerkriegs zugelassen, will sie für lange Jahre Ruhe haben. Und die fascistische Agentur, die das Kleinbürgertum als Prellbock benutzt und alle Hemmnisse aus dem Wege räumt, leistet die Arbeit bis zum Ende. Der Sieg des Fascismus führt dazu, daß das Finanzkapital direkt und unmittelbar alle Organe und Einrichtungen der Herrschaft, Verwaltung und Erziehung in stählerne Zangen zwängt: Staatsapparat und Armee, Gemeindeverwaltungen, Universitäten, Schulen, Presse, Gewerkschaften, Genossenschaften. Die Fascisierung des Staates bedeutet nicht nur Mussolinisierung der Verwaltungsformen und -griffe — auf diesem Gebiete sind die Veränderungen schließlich von zweitrangigem Charakter — sondern vor allem und hauptsächlich: Zertrümmerung der Arbeiterorganisationen, Zurückwerfung des Proletariats in amorphen Zustand, Schaffung eines Systems tief in die Massen dringender Organe, die die selbständige Kristallisierung des Proletariats unterbinden sollen. Eben darin besteht das Wesen des fascistischen Regimes.

Dem Gesagten widerspricht in keiner Weise die Tatsache, daß sich zwischen demokratischem und fascistischem Regime während einer gewissen Periode ein Übergangsregime herausbildet, das Züge des einen und des andern in sich vermengt: dies ist überhaupt das Gesetz der Ablösung zweier sozialer Regimes, selbst unversöhnlich miteinander verfeindeter. Es gibt Augenblicke, wo sich die Bourgeoisie sowohl auf die Sozialdemokratie als auch auf den Fascismus stützt, das heißt, sich zu gleicher Zeit ihrer versöhnlerischen und ihrer terroristischen Agentur bedient. So in gewissem Sinne die Kerenski-Regierung während der letzten Monate ihrer Existenz: halb stützte sie sich auf die Sowjets, um gleichzeitig eine Verschwörung mit Kornilow einzugehen. So die Brüning-Regierung, die auf einem Seile zwischen den beiden unversöhnlichen Lagern tanzt, den Stab

der Notverordnungen in den Händen. Doch ein derartiger Zustand von Staat und Regierung hat vorübergehenden Charakter. Er bezeichnet die Übergangsperiode, wo die Sozialdemokratie bereits der Erschöpfung ihrer Mission nahe ist, während zu gleicher Zeit sowohl Kommunismus als auch Fascismus noch nicht für die Machteroberung bereit sind.

Die italienischen Kommunisten, die sich schon lange mit dem Fascismus hatten beschäftigen müssen, protestierten mehr als einmal gegen den so vorbereiteten Mißbrauch mit diesem Begriff. Zur Zeit des VI. Kongresses der Komintern entwickelte Ercoli immer noch Ansichten über den Fascismus, die jetzt als „trotzkistisch" bezeichnet werden. Nachdem er den Fascismus als konsequentestes und bis zu Ende geführtes System der Reaktion definiert hatte, erläuterte Ercoli: „Diese Behauptung stützt sich nicht auf die grausamen Terrorakte, nicht auf die große Zahl der ermordeten Arbeiter und Bauern, nicht auf die Roheit der reichlich ungewandten Folterungsarten, nicht auf die Härte der Aburteilungen; sie ist begründet durch die systematische Vernichtung aller und jeglicher Formen selbständiger Massenorganisationen." Ercoli hat hier vollauf recht: Wesen und Bestimmung des Fascismus bestehen in der vollständigen Aufhebung der Arbeiterorganisationen und in der Verhinderung ihrer Entstehung. In der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft ist dieses Ziel durch bloße Polizeimaßnahmen nicht zu erreichen. Der einzige Weg dazu ist, dem Druck des Proletariats — im Augenblick seiner Schwächung — den Druck der verzweifelten kleinbürgerlichen Massen gegenüberzustellen. Eben dieses besondere System kapitalistischer Reaktion ist in die Geschichte unter dem Namen Fascismus eingegangen.

„Die Frage der Beziehungen, die zwischen Fascismus und Sozialdemokratie bestehen," schreibt Ercoli, „gehört ins gleiche Gebiet (der Unversöhnlichkeit zwischen Fascismus und Arbeiterorganisationen). In dieser Hinsicht unterscheidet sich der Fascismus kraß von allen übrigen reaktionären Regimen, die sich gegenwärtig in der modernen kapitalistischen Welt befestigt haben. Er verwirft jegliches Kompromiß mit der Sozialdemokratie, hat sie wütend verfolgt, aller legalen Existenzmöglichkeiten beraubt, sie zur Emigration gezwungen."

So lautete ein im leitenden Organ der Komintern abgedruckter Artikel! Danach hat Manuilski dem Molotow die große Idee der „Dritten Periode" eingegeben. Frankreich, Deutschland und Polen wurden in die „erste Reihe der revolutionären Offensive" abkommandiert, zur unmittelbaren Aufgabe wurde die Machteroberung erklärt. Da aber vor dem Antlitz des proletarischen Aufstands alle Parteien außer der kommunistischen konterrevolutionär sind, bestand keine Notwendigkeit mehr, zwischen Fascismus und Sozialdemokratie zu unterscheiden. Die Theorie vom Sozialfascismus wurde eingeführt. Die Beamten der Komintern rüsteten um. Ercoli eilte zu beweisen, daß ihm die Wahrheit teuer sei, Molotow aber noch teurer, und ... er schrieb ein Referat zur Verteidigung der Theorie des Sozialfascismus. „Die italienische Sozialdemokratie", er

klärte er im Februar 1930, „fascisiert sich äußerst leicht." Aber ach, noch leichter servilisieren sich die Funktionäre des offiziellen Kommunismus ...

Unsre Kritik an Theorie und Praxis der „Dritten Periode" erklärte man gebührlich für konterrevolutionär. Die grausame Erfahrung, die das Proletariat teuer zu stehen kam, erzwang allerdings auch auf diesem Gebiet eine Wendung. Die „Dritte Periode" ward in Rußland versetzt, sowie Molotow selbst — aus der Komintern. Die Theorie des Sozialfascismus indes blieb als einzige reife Frucht der „Dritten Periode". Hier kann es Abänderungen nicht geben: mit der „Dritten Periode" hat sich nur Molotow engagiert; im Sozialfascismus hat Stalin selbst sich verstrickt.

Als Leitmotiv für ihre Forschungen über den Sozialfascismus hat ‚Die Rote Fahne' Stalins Worte erkoren: „Der Fascismus ist eine Kampforganisation der Bourgeoisie, die sich auf die aktive Unterstützung der Sozialdemokratie stützt. Die Sozialdemokratie ist objektiv der gemäßigte Flügel des Fascismus." Wie bei Stalin üblich, sobald er zu verallgemeinern versucht, widerspricht der erste Satz dem zweiten. Daß die Bourgeoisie sich auf die Sozialdemokratie stützt und der Fascismus eine Kampforganisation der Bourgeoisie darstellt, ist unbestreitbar und schon lange vorher gesagt worden. Doch daraus erhellt nur, daß Sozialdemokratie ebenso wie Fascismus Werkzeuge der Großbourgeoisie sind. Wie dabei die Sozialdemokratie überdies noch den „Flügel" des Fascismus bildet, ist nicht zu verstehen. Auch die zweite Feststellung des gleichen Autors ist nicht viel tiefsinniger: Fascismus und Sozialdemokratie sind nicht Gegner sondern Zwillinge. Zwillinge können erbitterte Gegner sein; andrerseits müssen Verbündete keinesfalls am gleichen Tage von einer gemeinsamen Mutter geboren sein. Stalins Konstruktion gebricht es selbst an formaler Logik, von Dialektik nicht zu reden. Die Kraft dieser Konstruktion besteht darin, daß niemand ihr widersprechen darf. Zwischen Demokratie und Fascismus besteht kein Unterschied im „Klasseninhalt", lehrt nach Stalin Werner Hirsch (‚Die Internationale', Januar 1932). Der Übergang von Demokratie zu Fascismus kann den Charakter eines „organischen Prozesses" annehmen, das heißt, „allmählich und auf kaltem Wege" sich vollziehen. Diese Erwägung würde verblüffend klingen, hätte uns das Epigonentum nicht abgewöhnt, uns verblüffen zu lassen.

Zwischen Demokratie und Fascismus besteht kein „Klassenunterschied". Das soll offenbar bedeuten, daß die Demokratie bürgerlichen Charakters ist wie der Fascismus. Das haben wir auch schon vor dem Januar 1932 gewußt. Indes lebt die herrschende Klasse nicht im luftleeren Raum. Sie steht in bestimmten Beziehungen zu den übrigen Klassen. Im „demokratischen" Regime der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft stützt sich die Bourgeoisie vor allem auf die von den Reformisten im Zaum gehaltene Arbeiterklasse. Am vollendetsten kommt dieses System in England zum Ausdruck, bei der labouristischen wie bei der konservativen Regierung. Unter dem

fascistischen Regime zumindestens während seines ersten Stadiums stützt sich das Kapital auf das Kleinbürgertum, das die Organisationen des Proletariats vernichtet. So Italien. Besteht ein Unterschied im „Klasseninhalt" dieser beiden Regimes? Stellt man lediglich die Frage nach der herrschenden Klasse, so ist kein Unterschied vorhanden. Nimmt man Lage und Wechselbeziehungen aller Klassen unter dem Gesichtswinkel des Proletariats, erweist sich ein durchaus großer Unterschied.

Im Laufe vieler Jahrzehnte haben die Arbeiter innerhalb der bürgerlichen Demokratie, unter deren Ausnutzung und im Kampf mit ihr, eigne Festungen, eigne Basen, eigne Herde der proletarischen Demokratie gebaut: Gewerkschaften, Parteien, Bildungsklubs, Sportorganisationen, Genossenschaften etcetera. Das Proletariat kann zur Macht nicht im formellen Rahmen der bürgerlichen Demokratie gelangen sondern nur auf revolutionärem Wege: das ist durch Theorie und Praxis gleichermaßen erwiesen. Aber grade für den revolutionären Weg benötigt es die Stützpunkte der Arbeiterdemokratie innerhalb des bürgerlichen Staates. Auf die Schaffung solcher Punkte lief ja die Arbeit der Zweiten Internationale in jener Epoche hinaus, da sie noch eine progressive historische Arbeit versah.

Der Fascismus hat zur grundlegenden und einzigen Bestimmung: bis aufs Fundament alle Einrichtungen der proletarischen Demokratie zu zerstören. Hat dies für das Proletariat einen „Klassensinn" oder nicht? Mögen die hohen Theoretiker darüber nachdenken. Während er das Regime bürgerlich nennt — was unbestreitbar ist — vergißt Hirsch gleich seinen Lehrmeistern eine Kleinigkeit: den Platz des Proletariats in diesem Regime. Den historischen Prozeß ersetzen sie durch eine nackte soziologische Abstraktion. Der Klassenkampf jedoch wird auf dem Erdball der Geschichte geführt und nicht in der Stratosphäre der Soziologie. Der Ausgangspunkt des Kampfes mit dem Fascismus wird nicht durch die Abstraktion des demokratischen Staates, sondern durch die lebendigen Organisationen des Proletariats selbst gebildet, in denen seine ganze Erfahrung konzentriert ist und seine Zukunft vorbereitet wird.

Daß der Übergang von Demokratie zu Fascismus „organischen" und „allmählichen" Charakter haben kann, bedeutet offenbar nichts andres, als daß man dem Proletariat nicht nur alle materiellen Eroberungen — ein bestimmtes Lebensniveau, soziale Gesetzgebung, bürgerliche und politische Rechte — sondern auch die Hauptwaffe dieser Eroberungen, seine Organisationen ohne Erschütterungen und ohne Kampf abnehmen kann. Unter Übergang zum Fascismus „auf kaltem Wege" wird somit die schrecklichste politische Kapitulation des Proletariats verstanden, die man sich überhaupt vorzustellen vermag.

Die theoretischen Erwägungen von Werner Hirsch sind nicht zufällig: während sie Stalins theoretische Orakel weiterentwickeln, verallgemeinern sie gleichzeitig die gesamte gegenwärtige Agitation der Kommunistischen Partei. Ihr hauptsächlichstes Bestreben ist ja gegenwärtig auf den Beweis gerichtet: zwischen Brüningregime und Hitlerregime besteh' ke'

Unterschied. Darin sehen augenblicklich Thälmann und Remmele die Quintessenz der bolschewistischen Politik.

Die Sache beschränkt sich nicht bloß auf Deutschland. Die Idee, der Sieg des Fascismus werde nichts Neues bringen, wird jetzt eifrig in allen Sektionen der Komintern propagiert. Im Januarheft der französischen Zeitschrift ‚Cahiers du Bolchevisme' lesen wir: „Die Trotzkisten, die in der Praxis wie Breitscheid handeln, übernehmen jetzt die berühmte Theorie der Sozialdemokratie vom kleinern Übel, nach der Brüning nicht so schlecht sei wie Hitler, nach der unter Brüning Hungers zu sterben weniger unangenehm sei als unter Hitler und unendlich vorteilhafter, von Groener erschossen zu werden, als von Frick." Dieses Zitat ist nicht das dümmste, obwohl — man muß Gerechtigkeit üben — dumm genug. Doch drückt es leider die politische Philosophie der Kominternführer aus.

Die Ursache liegt darin, daß die Stalinisten die beiden Regimes unter dem Gesichtswinkel der Vulgärdemokratie vergleichen. In der Tat, geht man an das Brüningregime mit formal-„demokratischen" Kriterien heran, ergibt sich der unwiderlegbare Schluß: von der stolzen Weimarer Verfassung sind nichts als Haut und Knochen geblieben. Doch für uns entscheidet das die Frage noch nicht. Man muß sie vom Standpunkt der proletarischen Demokratie betrachten. Dies ist das einzig verläßliche Kriterium auch für die Frage, wo und wann die „normale" Polizeireaktion des verfaulenden Kapitalismus durch das fascistische Regime ersetzt wird.

Ob Brüning „besser" ist als Hitler (etwa sympathischer?), diese Frage interessiert uns, wir müssen gestehen, wenig. Es genügt aber die Liste der Arbeiterorganisationen, um zu sagen: in Deutschland hat der Fascismus noch nicht gesiegt. Noch stehen gigantische Hindernisse und Kräfte auf dem Weg zu seinem Sieg.

Das gegenwärtige Brüningregime ist das Regime einer bureaukratischen Diktatur, besser: der mit militärisch-polizeilichen Mitteln verwirklichten Diktatur der Bourgeoisie. Das fascistische Kleinbürgertum und die proletarische Avantgarde halten einander gleichsam die Wagschale. Wären die Arbeiterorganisationen durch Sowjets vereinigt, würden die Betriebsräte um Produktionskontrolle kämpfen — könnte man von Doppelherrschaft sprechen. Durch die Zerstückelung des Proletariats und die taktische Hilflosigkeit seiner Avantgarde ist dem noch nicht so. Jedoch allein die Tatsache, daß machtvolle Arbeiterorganisationen vorhanden sind, die unter bestimmten Bedingungen dem Fascismus vernichtenden Widerstand leisten können, hält Hitler von der Macht ab und verleiht dem bureaukratischen Apparat eine gewisse „Unabhängigkeit".

Die Brüningdiktatur ist eine Karikatur auf den Bonapartismus. Diese Diktatur ist unbeständig, unsicher, kurzlebig. Sie bedeutet nicht den Beginn eines neuen sozialen Gleichgewichts, sondern kündigt vielmehr den Zusammenbruch des alten an. Unmittelbar auf eine nur geringfügige bürgerliche Minderheit gestützt, von der Sozialdemokratie gegen den Willen der

Arbeiter toleriert, bedroht vom Fascismus, ist Brüning zu Verordnungsdonnern fähig, nicht aber zu realern. Das Parlament mit dessen eigner Zustimmung nach Hause schicken, einige Verordnungen gegen die Arbeiter erlassen, den Weihnachts-Burgfrieden dekretieren, um unter dessen Hülle einige Bescherungen vorzunehmen, einhundert Versammlungen auflösen, ein Dutzend Zeitungen konfiszieren, mit Hitler Briefe, würdig eines Provinzapothekers, wechseln — das ist alles, wozu es bei Brüning langt. Weiter reicht sein Arm nicht.

Brüning ist genötigt, das Bestehen der Arbeiterorganisationen zu dulden, weil er nicht heute schon Hitler die Macht zu übergeben gewillt ist, und weil er nicht selbständige Kräfte zu ihrer Liquidierung besitzt. Brüning ist genötigt, die Fascisten zu tolerien und zu begünstigen, weil er den Sieg der Arbeiter auf den Tod fürchtet. Das Brüningregime ist ein Übergangregime von kurzer Dauer, das der Katastrophe vorausgeht. Die gegenwärtige Regierung kann sich nur deshalb halten, weil die Hauptlager noch nicht dazu gekommen sind, die Kräfte zu messen. Der richtige Kampf hat noch nicht begonnen. Er steht noch bevor. Die Pause bis zum Kampf, bis zu dem Zeitpunkt, wo sich die Kräfte offen messen werden, füllt die Diktatur der bureaukratischen Ohnmacht aus.

Die Weisen, die sich dessen rühmen, daß sie keinen Unterschied „zwischen Brüning und Hitler" kennen, sagen in Wirklichkeit: ob unsre Organisationen noch bestehen oder ob sie bereits zertrümmert sind, ist ohne Bedeutung. Hinter dieser scheinradikalen Phraseologie versteckt sich die niederträchtigste Passivität: einer Niederlage können wir doch nicht entgehen! Man lese nur aufmerksam das Zitat aus der Zeitschrift der französischen Stalinisten: das ganze Problem läuft darauf hinaus, unter wem es sich besser hungern läßt — unter Brüning oder unter Hitler. Wir aber stellen die Frage nicht so: wie und unter welchen Bedingungen läßt sich besser sterben, sondern: wie müssen wir kämpfen und siegen. Unsre Schlußfolgerung ist: die Generalschlacht muß geliefert werden, bevor Brünings bureaukratische Diktatur vom fascistischen Regime abgelöst wird, das heißt, bevor die Arbeiterorganisationen vernichtet sind. Auf die Generalschlacht muß man sich vorbereiten, in dem lokale Kämpfe weitergetrieben, verbreitert und verschärft werden. Dazu muß man im Besitze einer richtigen Perspektive sein und vor allem: man darf nicht als Sieger den Feind proklamieren, der vom Siege noch weit entfernt ist.

Hier ist der Kern der Frage, hier ist der strategische Schlüssel zur Lage, hier ist der Ausgangspunkt für den Kampf. Jeder denkende Arbeiter, und um so mehr jeder Kommunist, ist verpflichtet, sich Rechenschaft abzulegen über die ganze Leere, die ganze Nichtigkeit des faulen Geredes von Stalins Bureaukratie, Brüning und Hitler seien ein und dasselbe. Das heißt die Dinge verwirren. Schändlich verwirren aus Angst vor den Schwierigkeiten, aus Angst vor den großen Aufgaben. Antworten wir ihnen. Ihr kapituliert, ohne den Kampf aufgenommen zu haben, ihr erklärt, wir hätten bereits eine Niederlage erlitten. Ihr lügt! Die Arbeiterklasse ist gespalten,

geschwächt durch die Reformisten, desorientiert durch die Schwankungen der eignen Avantgarde, aber noch nicht geschlagen, ihre Kräfte sind nicht erschöpft. Nein, Deutschlands Proletariat ist mächtig. Die optimistischsten Berechnungen werden gewaltig übertroffen werden, wenn seine revolutionäre Energie sich den Weg in die Arena der Aktion gebahnt haben wird.

Brünings Regime ist ein Regime der Vorbereitung. Wofür? Entweder für den Sieg des Fascismus oder für den Sieg des Proletariats. Es ist ein Vorbereitungsregime aus dem Grunde, weil beide Lager sich auf den entscheidenden Kampf erst vorbereiten. Brüning mit Hitler zu identifizieren bedeutet, die Situation vor dem Kampfe mit der Situation nach der Niederlage zu identifizieren; bedeutet, im voraus die Niederlage als unvermeidlich zu betrachten; bedeutet die Aufforderung, ohne Kampf zu kapitulieren.

Die erdrückende Mehrheit der Arbeiter, besonders der Kommunisten, will das nicht. Auch die Stalin-Bureaukratie will es natürlich nicht. Doch man muß nicht von den guten Aussichten ausgehen, mit denen Hitler die Straßen seiner Hölle pflastert, sondern von dem objektiven Sinn der Politik, ihrer Richtung, ihren Tendenzen. Es ist notwendig, den passiven, ängstlich abwartenden, kapitulationsbereiten, deklamatorischen Charakter der Politik Stalin-Manuilski-Thälmann-Remmele zu entlarven! Es ist notwendig, daß die revolutionären Arbeiter begreifen: der Schlüssel zur Position ist bei der Kommunistischen Partei; aber mit diesem Schlüssel versucht die Bureaukratie Stalins, das Tor zur revolutionären Tat zu verschließen.

Ostmarken-Prozeß von Jan Skala

Vor dem Gericht der hinterpommerschen Stadt Stolp ist vor kurzem ein Meineidsprozeß abgehaspelt worden, der mit allen seinen Phasen, einschließlich der Voruntersuchung, das politische Interesse Deutschlands noch weiter beschäftigen wird. Die Vorgänge sind aus der Tagespresse unter der Generalüberschrift „Meineidsprozeß gegen den großpolnischen Agitator Jan Bauer" bekannt.

In einem Bagatellprozeß — Beleidigung des Gemeindevorstehers von Oslau-Damerow durch einen Angehörigen der polnischen Minderheit — wurde der Leiter der polnischen Minderheitsschulorganisation unter Eid darüber vernommen, ob er nationalpolnische, großpolnische Propaganda, weiter, ob er unerlaubte Agitation für die polnische Minderheitsschule getrieben habe. Bauer verneinte beides. Darauf wurde er wegen Meineidsverdacht verhaftet und seit Mai 1931 in Untersuchungshaft gehalten. Anfang Februar fand die oben erwähnte Schwurgerichtsverhandlung gegen Bauer statt; sie endete mit der Verurteilung des Angeklagten zu einem Jahr Gefängnis.

Also wird sich Bauer wohl eines Meineids schuldig gemacht haben und zu Recht verurteilt worden sein.

Keineswegs. Weder hat er in dem obigen Bagatellprozeß etwas Falsches, Unwahres beschworen, noch kann von einem Recht gesprochen werden. Der Prozeß fand nach allen Regeln der politischen Justiz statt; das Urteil wurde mit politischen Argumenten begründet.

Man vergegenwärtige sich einen Augenblick das Milieu: Oslau-Damerow, ein pommersches Dorf mit polnischer (kaschubischer) Einwohnermehrheit. Der Gemeindevorsteher ein Staatsförster, Stahlhelmangehöriger, Arbeitgeber für die zumeist polnischen Waldarbeiter,

Fuhrwerksbesitzer etcetera. Bauer stellt auf Grund der preußischen Schulordnung für das polnische Minderheitsschulwesen vom 31. Dezember 1928 die Zahl der Schulkinder fest, die dort eingeschult werden sollen. Die Schule entsteht, genügend Kinder melden sich. Eine Anzahl von armen Waldarbeitern, die deutsche Staatsbürger sind, aber der polnischen Minorität angehören und ihre Kinder in die staatlich anerkannte Minderheitsschule schicken, werden aus der Forstarbeit entlassen; sobald sie die Kinder in die deutsche Schule stecken, erhalten sie wieder Arbeit oder sie wird ihnen in Aussicht gestellt, wenn sie tun, was Herr Zimmermann, der Gemeindevorsteher und Staatsförster, wünscht. Bauer erklärt den Eltern, daß nach den Bestimmungen der erwähnten preußischen Verordnung von 1928 niemand die Erklärung der Eltern zum Besuch der Minderheitsschule nachprüfen dürfe, denn: Minderheit ist, wer will! Man beschuldigt ihn, daß er seine Agitation mit unerlaubten Mitteln betreibe. Niemand aber weiß recht zu sagen, was „nationalpolnische Propaganda" ist, und selbst in der Verhandlung wird festgestellt, daß er sich des gewiß verwerflichen Kaufs von Schulkindern durch Geldzuwendungen an die Eltern nicht schuldig gemacht haben kann, einfach weil keine Mittel dafür vorhanden waren und weil die Leitung des polnischen Schulvereins grundsätzlich solche Methoden verwirft. Aber er hat vom polnischen Staate das Geld bekommen, wird behauptet; bewiesen wird es nicht. Ein Zeuge zwar gibt an, daß ihm 600 Mark geboten worden seien, falls er seine Kinder in eine noch zu errichtende Minderheitsschule schicke. Tatsächlich gehen seine Kinder in eine deutsche Schule. Bauer hat ihn mit seinem Kreditgesuch an eine polnische Volksbank gewiesen, der aber die Sicherheiten des Zeugen nicht genügten. Also bekam er kein Geld. Im Prozeß beschwor er aber als Kronzeuge das Gegenteil. Das genügte dem Gericht, obwohl durch Zeugeneid festgestellt wurde, daß er in einer andern Prozeßsache einem Zeugen gesagt hat: Schwöre doch ruhig falsch; du kannst es ja beichten und damit ist alles erledigt. Dieser Kronzeuge Pluto von Pradzinski ist von demselben Landgerichtsdirektor Schröder voriges Jahr wegen Urkundenfälschung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden; der Strafantritt ist bis zur Erledigung des Prozesses Bauer hinausgeschoben worden.

Bauer hat also seinerzeit mit Recht beschworen, daß er keine unerlaubte Agitation getrieben hat; was unter „nationalpolnisch" zu verstehen ist, ist unklar; zumindest war es und ist es heute noch für die Beteiligten ein Begriff, den jeder anders erläutert. Aber deswegen eine Verurteilung wegen Meineids?

Ja. Weil „das bedrohte Deutschtum in der Grenzmark fühlen und aus diesem Prozeß die moralische Gewißheit gewinnen müsse, daß es nicht schutzlos dastehe", so argumentiert Herr Doktor Schröder.

Bedrohtes Deutschtum an den Ostgrenzen? Schutzlos? Von wem bedroht und gegen was schutzlos?

Gewiß: In Oslau-Damerow wurde im Jahre 1930 ein Schulfest der polnischen Minderheit von dreihundert Stahlhelmleuten, die mit Lastautos angerollt kamen, gestört, Fenster und Zäune des Hauses, in dem die polnische Minderheitsschule untergebracht war, demoliert. Ist der Staatsförster und Gemeindevorsteher deswegen eingeschritten? Nein, er hat nichts bemerkt. So sieht das „bedrohte Deutschtum" aus.

Und nun die „großpolnische" Propaganda Bauers, deren Ausübung er eidlich verneint hat. Was ist „großpolnisch"? Wieder vollkommene Ratlosigkeit, denn der Gerichtsvorsitzende versteht darunter etwas andres als Bauer. Deswegen eine Verurteilung wegen Meineids?

Ja. Weil Bauer in Polen auf einem Seminar ausgebildet worden war, was nach der preußischen Verordnung zulässig, der Leitung des Polnischen Schulvereins aber gar nicht erwünscht ist und nur deshalb akzeptiert wird, weil es in Deutschland selbst keine Ausbildungsmöglich-

keiten für die Minderheitsschullehrer gibt. Weil Bauer ferner einer polnischen Pfadfinderorganisation angehört hat, in Vorträgen angeblich eine neue Grenze bei Stettin gefordert hat (Zeugenaussagen sagen das Gegenteil), zwei jungen Leuten den Aufenthalt auf der Volkshochschule in Dalki (Polen) ermöglicht hat, kurz: weil das alles großpolnische Agitation sei und die müsse als staatsgefährlich bestraft werden. Bauer hat seinerzeit beschworen, sich „großpolnisch", worunter er „irredentistisch" verstand und folgerichtig nur verstehen mußte, nicht betätigt zu haben.

Derselbe Gerichtsvorsitzende Schröder, der den Meineidsprozeß gegen Bauer leitete, hat seinerzeit dem Angeklagten, als er in dem Bagatellprozeß des staatsförsterlichen Gemeindevorstehers Zimmermann vernommen wurde, den Eid abgenommen und sich trotzdem gegenüber dem Ablehnungsantrag der Verteidiger von Bauer als nichtbefangen erklärt. Auch im Haftprüfungstermin hat er mehrere Male Entscheidungen getroffen, und schließlich ist er im Voruntersuchungsverfahren als Zeuge darüber vernommen worden, welche Fragen er Bauer vorgelegt und welche Antwort Bauer darauf erteilt habe.

Ich resumiere:

Bauer hat der Wahrheit gemäß beschworen, daß er weder unerlaubte nationalpolnische Agitation noch großpolnische Propaganda getrieben habe. Da über beide Begriffe zwischen dem vernehmenden Richter Doktor Schröder und dem zeugeneidlich vernommenen Bauer verschiedene Auffassungen bestanden, muß als erwiesen gelten, daß Bauer zumindest subjektiv die Wahrheit gesagt hat, dann aber konnte und durfte er nicht verurteilt werden. Der gegen ihn durchgeführte Meineidsprozeß hat aber auch objektiv erwiesen, daß Bauer keinen Meineid geleistet hat, denn die Gesamtbewertung der Zeugen, angefangen bei Herrn Oberförster und Gemeindevorsteher Zimmermann und aufgehört bei dem zur Beichte ratenden Herrn Pluto v. Pradzinski, bestätigt eine allen, die sich mit der Eidesreform beschäftigen, bekannte Erfahrung, daß wohl nirgends so viel Gelegenheit zu einer Meineidsleistung gegeben ist wie in einem Meineidsprozeß.

Daß Bauer wegen Meineids verurteilt wurde, ist ein Akt politischer Justiz. Zwar haben der Gerichtsvorsitzende Doktor Schröder sowie der Beisitzer v. Kleist und alle Geschworenen des Prozesses auf Anfrage der Verteidigung bestritten, Angehörige des Stahlhelms oder der N.S.D.A.P. zu sein. In der Prozeßführung aber kam die Tendenz, Bauer politisch zu belasten, deutlich zum Ausdruck, manchmal allerdings mit einem Stich ins Fatale, so als eine Einladung des polnischen Staatspräsidenten zum Tee behandelt wurde oder bei Erörterung über den Gesang der „kaschubischen Hymne". Ganz besonders aber ist die politische Tendenz in der mündlichen Urteilsbegründung herauszuhören gewesen.

Man vergegenwärtige sich Folgendes:

Irgend ein deutscher Minderheitslehrer in Polen oder sonstwo bemüht sich um die Errichtung einer deutschen Minderheitsschule, sammelt die deutschen Kinder, besorgt einem oder dem andern jungen Mann eine Stelle auf einer deutschen Volkshochschule, hält Vorträge über die Korridorfrage, über die Ostmarkenpolitik Bismarcks, über die neuen Grenzen nach Versailles, besucht die Tagungen des V.D.A., beteiligt sich an Kursen der Deutschen Hochschule für Leibesübungen, nimmt eine Einladung zum Tee beim Herrn Reichspräsidenten an, singt bei Gelegenheit „Deutschland, Deutschland über alles ... von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt ..." Man macht ihn dann bei einem Bagatellprozeß zum Zeugen und fragt ihn, ob er nationaldeutsche Agitation und großdeutsche Propaganda betreibe, und er verneint das unter Eid. Darauf wird ihm ein Meineidsprozeß angehängt, er wird verurteilt, weil der Richter unter großdeutscher Agitation sowohl die Beziehungen zum V.D.A., zum deutschen

Wehrsport etcetera, als auch die volksbildende Vortragstätigkeit und die Werbearbeit für die Minderheitsschule versteht. So ungefähr liegen der Prozeß Bauer und seine Begleitumstände, wobei zu beachten ist, daß Bauer weder einer antideutschen Organisation angehört, nie an polnischem Wehrsport teilgenommen und auch nie eine Einladung zum Tee beim polnischen Staatspräsidenten erhalten hat.

Ist unter solchen Umständen noch irgend einem Minderheitsangehörigen — ob Pole in Deutschland oder Deutscher in Polen — überhaupt noch erlaubt und also möglich, für sein verbürgtes legales Recht einzutreten und für sein Volkstum kulturell zu arbeiten?

Ein Schritt von mir! Tuchfühlung fast! Da steht er!
Bumm!
Aura von Waih-Geschrien- und Heil-Gezeter!
Fünf Herren! Zackig! Seele angewinkelt!
Nackenkrumm!
Zwei Falten! Mundabwärts gesteilt! Verhalten!
Vom Schicksal eingeplättet!
Die rechte Schulter hängt! Krampfhaft-lässig! Stimme knarrt
Anpfiff!
Süddeutsch gefettet!
Kinn flieht! Gehacktes Bärtchen trommelt Angriff!

Nachts aber träumt das —
Bodenloses öffnet sich dem Falle —
Der Wille irrt in Öden ohne Zweck
Der Traum, kaftangewandet, spreizt die Kralle:
Judas Rache!
Den Albdruck weg!
Den Albdruck weg!
Deutschland erwache!

Die Rechte in der Tasche! Linke mahnt! Alldeutschlands
Ober
Haupt!
Versetztes Lächeln! Ein getretner, grober
Schani, der eines dicken Juden ekles Trinkgeld
klaubt!
Verfluchte Drohnen! Faust stößt vor! Der Wunderattentäter!
Mittelstandsheiland!
Den Kopf im Mythos! Knöcheltief durchs Blutmeer der Verräter
Zum Rasse-Eiland!
Hat er geträumt? Er sieht sich um! Millionen folgen! Bumm!
Da steht er!

Porträt nach der Natur von Walter Mehring

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Graf A. Stenbock-Fermor „Deutschland von unten" (bei J. Engelhorns Nachfolger in Stuttgart erschienen). Ein schönes und lehrreiches Buch. Gut illustriert ist es; auch bringt es erschütterndes Material über deutsche Heimarbeiter, über die Not des Landes, eine Not, die so gar nichts mit den „Tributen" zu tun hat. Merkwürdig übrigens: wenn irgend ein nationaler Esel so ein Schlagwort in die Luft wirft, dann fangen es tausend andre auf. Also Stenbock.

Am besten hat mir das Kapitel über das Leuna-Werk gefallen.

Da hat er furchtbare Einzelheiten zusammengetragen: nämlich über die Ereignisse, die sich nach der Besetzung des Werkes durch die Weißen zugetragen haben. Die Weißen nannten sich „Vertreter der Ordnung", und die Sache wurde so geordnet, daß drauf losgeprügelt, erschossen und kartätscht wurde — nach der Besetzung! nach der Gefangennahme der Leute! nachher! —, es war eine Lust zu leben. Untersuchungsausschuß des Preußischen Landtages: Sind Verstöße vorgekommen?

Und ob. Und ob. Jedoch ein Leutnant: „Ich habe meine Pflicht getan, aber wir sind alle Menschen." Frage: Sind Erschießungen von Gefangenen vorgekommen? „Das ist bei mir nicht vorgekommen. Die es getan haben, müssen es verantworten und verantworten es auch." Nämlich so: „Meine Herren, wenn Sie sich das durch den Kopf gehen lassen, wenn Sie sich in unsre Lage hineindenken wollen ... und hinterher dieser Dank! Das tut weh, dann verliert man Lust und Liebe, in einer ähnlichen Angelegenheit vorzugehn." Überschrift: Wenn wir nicht tun dürfen, was wir wollen, dann macht uns der ganze Ordnungsdienst keinen Spaß. Den Arbeitern, denen man manches hat durch den Kopf gehn lassen, hats auch weh getan. Doch trösten wir uns:

Ein Abgeordneter: „Ich glaube, der Herr Zeuge ist über die Arbeit des Untersuchungsausschusses vollkommen im Unklaren. Der Untersuchungsausschuß hat niemals Angriffe gegen die Schutzpolizei erhoben. Der Dank der Regierung wird sicherlich von dem ganzen Ausschuß geteilt, soweit wenigstens meine Partei in Frage kommt." Na, dann ist ja alles in Ordnung. Auf Wiederschießen beim nächsten Mal!

Das nächste Mal wird gut vorbereitet, aber nicht so sehr von links, wie man dem Ausland gern glauben machen möchte, sondern durchaus und durchum von rechts her. „Aufstand, Querschnitt durch den revolutionären Nationalismus." Herausgegeben von Goetz Otto Stoffregen. (Erschienen im Brunnen-Verlag Willi Bischoff in Berlin.) Erschienen und sogleich beschlagnahmt; wegen darin enthaltener Angriffe gegen die Justiz. Ich habe schon mal bösere Angriffe gelesen.

Eigentlich ist es nicht ritterlich, mit Gegnern zu polemisieren, die mundtot gemacht sind, wenigstens für diesen einzelnen Fall mundtot. Doch haben diese Jungen auf Ritterlichkeit keinen Anspruch — sie sinds ja auch nicht. Gegen solche Knaben kämpfe man mit der Holzkelle, nicht mit dem Florett.

In diesem Buch geht alles bunt durcheinander. Wirklich geistige Dinge und daneben der Jude Arnolt Bronnen; leeres Geschwätz und beachtliche Sätze über deutsche Kunst, alles nebeneinander. Auch etwas Lyrik. Die sieht so aus:

> Wir sind einer Fahne geboren,
> Die fern wo im Walde schlägt.

Haben Sie schon mal eine Fahne schlagen hören? Davor und dahinter völkische Theorie, und die lohnt anzusehn.

„Aufgabe der deutschen Nation in staatlicher Hinsicht ist es, den Raum zwischen Flandern und Burgund, Siebenbürgen und Dorpat zu

gestalten und zu sichern und die ost- und südosteuropäischen Gebiete mit ihren" — hör zu! — „mit ihren zur Nationbildung ungeeigneten Völkern unter Wahrung des völkischen Eigendaseins ihrer Volkstümer dem politischen und wirtschaftlichen deutschen Machtbereich einzuordnen... Aufgabe des Reiches aber ist es, den Trägern der an keine Nation, kein Volk und keine Rasse gebundenen Deutschheit die Herrschaft zu übertragen, um das Erdreich Gottes zu gestalten." Genau so dumm sagts die ‚Tat' auch, nur mit ein bißchen andern Worten. Nun denke man sich einen völkischen Helden, der zufällig das Unglück hat, in der Tschechei geboren zu sein — dann gilt die ganze Volkheit nicht, denn sein Volk ist zur Bildung einer Nation nicht geeignet. Und das entscheiden jene mit ihrem schmutzigen Hals. Feine Leute. Schießen zum Beispiel die belgischen Einwohner auf die Deutschen, so gehören sie an die Wand. Umgekehrt aber: „Der insurrektive Krieg ist die Grundlage einer Landesverteidigung, die den Einbruch des Feindes an der Grenze nicht sofort abfangen kann, sondern den eingedrungenen Heersäulen mit jedem Kilometer und von allen Seiten wachsende Gegenwehr entgegenstellen kann, so daß diese revolutionäre Landesverteidigung..." Und wundern sich, daß das Ausland ihr Vokabular nicht adoptiert, sondern das, was die Herren treiben und treiben wollen und treiben können, ganz anders benennt.

Soweit rechts. Von links: „Wilhelm II". Ein Film von Dosio Koffler (erschienen im Lucifer-Verlag in Berlin). Keine Sorge — dieser Film wird nie gespielt werden, der Autor weiß es. Denn das Kino ist eine Kleinkinderbewahranstalt, beaufsichtigt von Brillen, Stiftsdamen und einer Industrie, die niemals etwas gegen das Kapital spielen läßt. Das wäre ein Filmchen! Manches ist allzu eng nach Heinrich Manns „Untertan" gearbeitet, so die Stelle auf Seite 29, wo sich der Untertan Willi und der Kaiser ansehn; manches ist weder filmisch noch gut, wie etwa die szenische Anmerkung: „Holsteins Amtsstube. Man hat das Gefühl dumpfer Hehlerluft." Nee, eben nicht! Wie, glauben Sie, hats in dem Bureau ausgesehn? Wie in jedem andern auch. Sehr gut ist der Abmarsch Wilhelms des Schicksalslosen über die holländische Grenze — ich hoffe, darüber das Nötige in einem Nekrolog sagen zu können. (Taktlos? Ich kann mich nicht besinnen, Herr Zwischenrufer, so zarter Rücksichtnahme bei der viehischen Ermordung Liebknechts begegnet zu sein. Taktlos? Wer geht denn mit uns sanft um?) In einem Nekrolog will ichs sagen. Den der liebe Gott noch lange hinausschieben möge, lang lebe der König! Denn dieser Mann kann gar nicht spät genug sterben; je später, um so unbeachteter wird er dahingehn. Sein Tod wird in seinem Leben das einzige sein, das er mit Napoléon gemeinsam hat: auch dessen Tod war, nach Talleyrand, kein Ereignis, er war eine Nachricht.

Fedor Vergin „Das unbewußte Europa" (erschienen bei Heß & Co. in Wien). Ach, da gehts aber zu! So klug, und so freudianisch und überhaupt sehr gebildet aus zweiter Hand. Dabei stehen in diesem Essayband sehr vernünftige Bemerkungen über Europa — wenn nur für solche Art Schriftsteller Freud nicht gelebt hätte! Sehr gescheite Sätze über die Engländer: „Sie sind einfach da, ihr So-Sein genügt ihnen restlos. Sie streben gar nicht, anders zu sein. Sie reformieren im kleinen gern und mit Humor, sie doktern an sich immer ein wenig herum, aber sie werden niemals ihre psychischen Ideale aufgeben. Darin sind sie sich einig wie kein andres Volk auf Erden." Und: „Der englische Humor der Selbstpersiflage, so kennzeichnend für den normalen Engländer, hat in einem so unkritischen Volk wie dem deutschen, das über sich selbst stets falsche Ansichten hegt, trotzdem es sich ständig ein Problem ist, die verheerende Wirkung ausgelöst, daß man die englische Selbstkritik todernst nahm und generalisierte." Und so noch manches Mal. Was hingegen über die Franzosen da steht, ist milder Wahnwitz. „Der sadistische Nordfranzose im

Apachentanz, wobei eine Frau von einem Banditen mit dem Messer zerstochen wird..." also das ist Cabaret in Duisburg, sicher sehr schön, aber Duisburg. Auch daß der französische Sparsinn nichts als Sadismus sei, höre ich zum ersten Mal. „Der französische Nachkriegsnationalismus ist wesentlich sadistisch. Er ergötzt sich mangels Zahlungen von Reparationen an der Qual des Opfers..." Ich habe fünf Jahre in Frankreich verbracht, ich fahre fast jedes Jahr dorthin, ich habe mit den Leuten zusammengelebt, und ich darf aus tiefster Erfahrung sagen: dies ist heller Blödsinn und nichts als Stammtischgeschwätz, pseudowissenschaftlich frisiert. Merkwürdig bei einem Mann, der immerhin so viel politische Einsicht hat, daß er erkennt: „Die neuen Nationalstaaten Osteuropas sind seelische Nachfolger der altösterreichischen Politik, an der Deutschland naiv zugrunde ging. Der Franzose ahnt nicht, was eigentlich Macedonien, was Siebenbürgen bedeutet." Ah, das ist etwas anders. Die immense Schuld Frankreichs, insbesondere Clemenceaus, an diesem neuen, gefleckten und geflickten Europa — das ja. Aber Sadismus gegenüber Deutschland, das nein.

Über Deutschland vermeldet der Autor gute Sachen. „Antisemitismus würde beispielsweise fortbestehen, wenn es längst keinen Juden mehr in Deutschland gäbe. Seelisch fühlt sich das große Kind immer haßerfüllt gegen einen fiktiven Eindringling und Bedroher seiner Mutter: dem nationalen Gebiet... Das vom Nationalismus benötigte Haßobjekt sind Juden oder Nachbarvölker, die natürlich immer bedrohen." Sehr gut diese Bemerkung — hört es, ihr völkischen Beobachter! —: „Jeder, der anno 1914 gut bürgerliche, also gesittete Frauen in allen Kulturländern beobachten konnte, wie sie sich über Nacht in Prostituierte der Begeisterung verwandelten..." das sollte man sich merken. Sehr gut auf Seite 308 eine fundierte Darlegung dessen, was man auch bei einem Richter und einem Staatsanwalt als „Seele" bezeichnet. „Man straft so gern andere für das, was man sich selbst nicht gönnt." Das Buch hat Perspektiven, keine großen, viele falsche, aber immerhin.

Bliebe als vorletztes ein merkwürdiges Ding von einem Buch. „Erlebtes. Erstrebtes. Erreichtes" von Franz Oppenheimer (erschienen im Welt-Verlag zu Berlin). Ganz so schlimm, wie ich es mir nach dem Vorabdruck gedacht habe, ist es nicht geworden — aber peinlich ist es immer noch. Es bleibe gänzlich außer Betracht, was dieser Nationalökonom in seinem Fach bedeutet, das steht auf andern Blättern. Er gibt hier seine Lebensgeschichte.

Dieser Mann — und nur deshalb bespreche ich das Buch — besitzt in höchstem Maße etwas, was ich die „indirekte Eitelkeit" nennen möchte.

Er sagt, außerhalb seines Faches, niemals: Ich bin ein großer Mann, ich bin ein fabelhafter Kerl, — wenigstens sagt er das nicht direkt. Aber er hat auf allen seinen Freunden Reflektoren angebracht, die ihn beleuchten, und er hat nur bedeutende Freunde. Kennt ihr solche Menschen, die ununterbrochen im Munde führen: „Mein Freund Leopold, einer der größten Halsärzte Frankfurts..."? Andre als größte kennt diese Sorte gar nicht. Was in das Lichtfeld von Oppenheimers Leben tritt, ist: der bedeutendste, der größte, der bekannte, der beste, der schönste... merkwürdig. Von diesen Schwänen aber mag ein gut Teil Gänse sein. Ich habe diese Art von Eitelkeit schon öfters angetroffen. Hermann Bahr hatte sie im höchsten Grade; Rathenau, in einer andern Kulör, auch, nur war der zu kalt, um mit seiner Eitelkeit Menschen zu begnaden, er spiegelte sich in Sachen. Es ist jene Eitelkeit, die den eignen Freundeskreis lächerlich aufbläht und seine Bedeutung auf das unsinnigste überschätzt. Wenn nun eines dieser Privat-Genies auch außerhalb des Kreises nur einen kleinen Erfolg hat, so nuckeln alle mit dem Kopf:

„Na natürlich. Das haben wir ja immer gewußt. Unser Anton... aber das ist doch ein Genie, wußten Sie das nicht?" Und dann wird auch der mittlere Erfolg des Herrn Anton vergrößert und aufgepustet und bis an die Wolken gehoben; sie können sich gar nicht lassen vor Entzücken, daß einer der ihren nun wirklich Privatdozent ist oder Regierungsrat, oder daß er einen Orden bekommen hat... sie machen aus Serienfabrikaten handwerkliche Prachtstücke. Und es ist alles nicht wahr.

Eine fazettierte Eitelkeit, von Oppenheimer bis herunter zu den weiblichen wiener Schmöcken, es ist immer dieselbe: „Ich kann Ihnen in Oslo meinen Freund Gunnar empfehlen, das ist der bedeutendste norwegische Journalist." Und dann bist du in Oslo, und dann ist Herr Gunnar ein braver und brauchbarer Mann, wie zehn andre auch. Oppenheimer ist ein Narziß, der sich in Menschen spiegelt.

Er hat also den Krieg erlebt. „Ich war dicht daran, mich als alter Alpinist bei einem Alpenkorps zu melden. Aber ich war damals zwanzig Jahre aus aller Praxis heraus (Oppenheimer ist früher Arzt gewesen) und hätte mindestens einige Monate auf Wiederholungskurse verwenden müssen, um nicht mehr Schaden als Nutzen zu stiften; denn ich hätte selbstverständlich die Leitung eines Lazaretts übernehmen müssen." Warum? Warum hätte er nicht in bescheidener Weise wie hunderttausend andre mitmachen können? Dann hätte ihm der ganze Krieg keinen Spaß gemacht.

So ging er damals umher, verfertigte Denkschriften, machte sich, wie er angibt, nützlich, und, wie er nicht angibt, recht wichtig, und das Ganze ist und bleibt peinlich. Bis zu diesen letzten Kapiteln kann man nicht sagen, daß dieser ehemals aktive Burschenschafter so etwas wie das Kreuz seines Judentums mit sich schleppe — aber dann schleppt ers eben doch. „Zur Rechten Hindenburgs saß der greise General, der den Liebesgabenzug hergebracht hatte, zu seiner Linken ich als der Ältere von uns beiden, mir zur Linken Ludendorff und an dessen Seite mein Kollege Bodenheimer. Mir gegenüber saß ein Herzog von Sachsen, ganz unten an der langen Tafel der jüngste Prinz von Preußen unter den Leutnants." O du seliger Untertan.

Kommt hinzu, daß diese gradezu groteske Eitelkeit eigentümliche Wellen schlägt. Der Mann spricht immer von „seinem" Berlin; „mein Freiburg", sagt er, „mein Liliencron" und einmal sogar, von der Erfindung: „mein elektrisches Licht". Er erinnert in manchem an diese geblähten Privatdozenten aus Heidelberg oder Göttingen; wenn man denen zuhört, wundert man sich immer, daß es überhaupt noch so etwas wie ein Welträtsel gibt, es ist doch alles schon längst gelöst, nämlich von dem Betreffenden, oder von seinem Freund oder eben von „seinem Kreis". Und dann kommst du hin, und dann ist es gar nichts oder wenig, und die Welt pfeift auf Göttingen und auf Heidelberg, und es ist, wie Salomo sagt, alles eitel.

Zum Schluß wollen wir uns ein Bildermäppchen ansehn.

„Blutproben." Zehn Stiche von Johannes Wüsten (erschienen bei der Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H., wie kann man nur so heißen! in Berlin NW 40, Platz der Republik 7). Das Heftchen enthält Reproduktionen. Schade, daß sie so nackt herausgekommen sind; das kleine Motto, das Wüsten jedem Blatt vorangesetzt hat, ist allemal sehr treffend — aber textieren hätte das Erich Kästner sollen. Es ist wie für ihn gemacht.

Man denke sich eine Mischung von: Willi Geiger, Grosz, Kubin... so etwa. Und doch durchaus eigenartig. Und böse, herrlich böse — böse aus enttäuschter Güte. Die drei Betschwestern sind eine blanke Freude; die Trauung ist ein Juwel; das Blatt „Tot" reicht in sehr mysteriöse Tiefen, und die „Elegie" habe ich mir einrahmen lassen. Hier eben fehlt Kästner. Es ist ganz großartig.

Leicht hat es Wüsten nicht. Er lebt in Görlitz; seine Radierungen waren dort ausgestellt, aber plötzlich zog die Museumsleitung drei Blätter zurück. Die hießen, wie der Zufall spielt: „Andacht" und „Trauung" und „Heilsarmee", indem den Görlitzern etwas Religion erhalten bleiben muß. Wüsten schreibt mir: „Man liest oft, daß der Künstler in der Provinz noch so etwas wie eine kulturelle Aufgabe habe. Wer die erfüllen will, muß jetzt Wartburgbilder malen und die Königin Luise verehren." Wüsten malt weder das eine noch verehrt er die andre, und das macht nicht beliebt.

Der Mann verdiente bekannter zu sein, als er es ist — in dem steckt etwas. Laßt euch das Heftchen einmal kommen. Es wird euch viel Freude machen.

Väterchen richtet, Töchterchen tanzt von Anton Kuh

Zwei Thesen: Im Deutschland von 1932 muß man bei allem wieder von vorne zu denken anfangen — die Selbstverständlichkeit von gestern ist das Paradox von heute. Zweitens: dieses Deutschland ist von Hermann Sudermann erfunden, auch dort, wo es glaubt, von Gerhart Hauptmann zu sein.

In den Urtagen unsrer Kindheit — wenn wir schlaflos in den Betten lagen und der Phantasie Gefahrspiele zu kosten gaben — haben wir den Tag des Gerichts, der einmal unsre Schuld oder Unschuld vor einem Tribunal ans Licht bringen soll, so gesehen: wir werden alsdann von zwei Augen in stumme Blickprüfung genommen, nicht wie von einem Vorsitzenden sondern wie von einem Pokerpartner, der wissen will, ob wir vier Asse haben oder bluffen; wir werden bei Tag und Nacht belauert, was wir tun, woran wir denken, wieweit wir uns Blößen geben und ob wir uns insgeheim belustigen; wir werden mit unsern Verdrängungstaten konfrontiert, die man durch geheime Schlüssellöcher erspäht hat.

Dann kommt das Leben, die praktische Belehrung und ruft uns zu: „Unsinn, kleiner Moritz! ... Das ist die infantile Vorstellung von der Justiz! Grade, weil der liebe Gott alles weiß und sieht, weiß er, wie trüglich oft das ist, was er sieht. Der Richter ist sein Stellvertreter auf Erden. Wenn er der Häscher deiner Seele, der Schlüssellochgucker deines augenblicklichen Tuns sein wollte, käme er über die Erweislichkeit oder Unerweislichkeit deiner Taten nie ins Klare. Justiz ist das Gegenteil von dem, was du glaubst: Abkehr vom Tag draußen hinter den Gerichtsfenstern, Ausschaltung des Ungefähren, Unneugier für alles, was nicht im Saal sitzt und hier vor sich geht. Darin definiert sich ja das Wesen des Gerichts, das grade nennt man seine Hoheit. Welche Verwirrungen, Gemeinheiten, Mystifikationen, Katz- und Mausspiele des Gewissens gäbe es, wenn es anders wäre, und wie würdelos müßte ein Gericht, das sich darauf einließe, hinter dem Alltag her sein, der den Gerichtstag begleitet, sich in ihn mischen, mit ihm balgen, seinen Zufällen nachlaufen. Nein: das Gericht thront, es kriecht nicht auf allen Vieren. Es hat für die Dauer des Prozesses kein Privatleben." So spricht die Norm.

Aber wir leben nicht im Land der Norm. Der Amtsgerichtsrat Keßner etwa, der den Vorsitz im Prozeß Sklarek führt, hat andre Auffassungen von der Gerichtshoheit, er setzt unser infantiles Schreckbild ins Recht. Er sieht, daß er es mit

zwei gescheiten oder sagen wir ihm zu Liebe: geriebenen Brüdern zu tun hat und das stachelt seinen Ehrgeiz, hinter ihnen nicht zurückzubleiben; er schließt aus ihrem Augenausdruck auf ihr Pokerblatt; er weiß, ob sie im Auto oder per Straßenbahn zur Verhandlung kamen, erfährt, was sie zu Mittag gegessen haben, beobachtet sie auf dem Korridor. Manchmal erhält er einen Brief zugeschickt, dann schmunzelt er vielbedeutsam, reicht ihn dem Staatsanwalt hin und weidet sich an der hoffnungslosen Neugier der Anwälte, die nur glauben sollen, daß hier das schriftliche Geständnis vorliegt, während vielleicht ein Portier persönliche Bekundungen vorgebracht hat. Kurz: dieser Prozeß ist ein Turnier, seine Arena, die Prozeßstimmung und der Tag neben dem Gerichtstag sollen Tatbestände schlüssig machen, die von selber nicht das Maul aufmachen wollen.

Der Amtsgerichtsrat muß davon einen kleinen Sklarekkomplex haben. Auch seine Familie steht mit im Kampf. Es ist wie in den Dilettanten-Gerichtsstücken und -Filmen, wo der Papa Richter am Mittagstisch sorgenschwer vor sich hin brütet und auf die Frage des an seinen Hals fliegenden Töchterchens: „Vater, warum so traurig?" haarstreichelnd erwidert: „Ach du weißt ja — dieser Prozeß Kulicke..." Als dieser Tage bei der Verhandlung von der Beschuldigung die Rede war, Leo Sklarek haben soeben um 180 000 Mark eine Villa erstanden und Sklareks Verteidiger in den Vorsitzenden drängt, von wo die Information stamme, da sprach dieser voll Feinheit (der Bericht verzeichnet „Bewegung") den Satz: „Ich kann doch nichts dafür, daß ich eine Tochter habe, die manchmal mit einem Herrn tanzt, der zufällig Anwalt ist. Anscheinend ist der Besitzer der Villa ein Mandant des Anwalts."

Daß der Vater der Tanzpartnerin des Anwalts des Villenbesitzers als Gerüchtfänger an die berühmte „Freundin des Schwagers vom Hauswart des Onkels meines Bruders" erinnert — nur nebenbei. Aber sein dramatisch verhaltenes, beißendtrotziges „Ich kann doch nichts dafür..." könnte von Gerhart Hauptmann sein. Es ist die Verwicklung einer gedichteten Person mit einer amtstätigen (wobei der gedichtete Teil realistisch und der amtierende erfunden wirkt.) Man sieht den Vater, die Tochter, die Dekoration von Ernst Schütte. Papa kommt ächzend heim. Töchterchen fliegt ihm entgegen: „Vater, frohe Neuigkeit für unsan Prozeß!" „Nicht doch?" „Ja doch. Du weißt doch, ich habe jestern mit Dr. Schwiebicke getanzt..." „Und?" „Na — heut wird dir die Suppe schmecken: stell dir voa..."

Man dichte nach Belieben weiter. Sklareks Geister sitzen als Gäste an des Richters Mittagstisch. Ein deutsches Heim hat seinen sonnigen, werkfrohen Inhalt: den Prozeß. Die richtenden Papas haben hierzulande eben ein Gewissen. Es ist wie im Traum des kleinen Buben...

*

Ein Haupt- oder Sudermann hat die deutsche Wirklichkeit erfunden. So, daß sich grade das, was beim Autor dilettantisch ist, in der Schöpfung als höchster Realismus darstellt.

Josef von Sternberg kabelt von Rudolf Arnheim

Dieser Tage schickte der Filmregisseur Josef von Sternberg aus Hollywood das folgende Telegramm:

> Habe eben Ihre Kritik über die deutsche Version von ‚X 27' gelesen. Verstehe nicht, wie Sie mit Ihrem Scharfsinn sich erlauben, diese dumme Bearbeitung, von Dilettanten geführt, als mein Werk zu kritisieren. Der Film wurde von mir für die englisch sprechende Welt gemacht und enthält sicher viele Fehler, aber nicht diejenigen, die Sie aufzeichnen. Mit blödsinniger deutscher Überschrift und vergewaltigter Behandlung ist die deutsche Version von ‚X 27' und ‚Marokko' jeder meiner Ideen beraubt. Schade, daß kein berliner Kritiker den Mut hat zu sagen, daß solcher Quatsch unmöglich von mir stammen kann. Grüße — Josef von Sternberg.

Solcher Tadel stärkt das Herz. Mit Freude würde man eingestehen, einem Künstler unrecht getan zu haben, dessen Arbeiten man liebt, dessen letzter Film aber eine Enttäuschung genannt werden mußte. Ich kabelte also um Abdruckserlaubnis und erhielt sie auch, nebst einigen unfreundlich formulierten Bemerkungen über einen Aufsatz, der unter Sternbergs Namen jüngst im ‚Filmkurier' erschienen, „dessen idiotischer Inhalt" aber nicht von ihm sei. „Ich weiß nicht, warum so viele in Berlin daran Vergnügen finden, meinen Namen mit gradezu unmöglichen Ideen zu verkuppeln. Dank und Grüße — Josef von Sternberg."

Gar so einfach liegt die Sache nun nicht. Sternbergs früherer Film, „Marokko", ist hier zwar unter dem Titel „Herzen in Flammen" gelaufen, womit vermutlich auf die Herzen der Verleiher abgezielt wurde; der neue Spionagefilm hingegen hieß in Berlin sachlich und unanfechtbar: „X 27". Dieser Film ist nicht, wie Sternberg schreibt, in einer deutschen Version gelaufen sondern in der original amerikanischen. Veränderungen gegenüber der Urfassung können also allenfalls darin bestehen, daß man Stücke herausgenommen hat. Nun bezog sich das, was hier gegen den Film eingewendet wurde, nicht nur auf Dinge, die man an ihm vermißte, sondern vor allem auch auf Dinge, die er enthielt. Ja gewisse Einzelszenen, die bei der ersten berliner Aufführung wegen ihrer Geschmacklosigkeit zu spontanen Protestkundgebungen des geladenen Kritikerpublikums geführt hatten, wurden erst daraufhin vom berliner Bureau der Paramount entfernt. Es ist theoretisch möglich, daß die Art, wie in „X 27" das Thema Krieg und Spionage behandelt wurde, zum Teil deshalb so spielerisch und unernst wirkte, weil wichtige Partien der ursprünglichen Fassung fehlten. Wir wollen das gern unterstellen. Keinesfalls aber kann man Entgleisungen damit entschuldigen, daß der Film „für die englisch sprechende Welt gemacht" worden sei. Wenn es dem amerikanischen Geschmack entspräche, daß eine zum Tode verurteilte Spionin den blanken Säbel des Exekutionsoffiziers als Spiegel benutzt, um sich zum letzten Gang zu pudern, so könnten wir nicht umhin, diesen Ge-

schmack übel zu nennen. Nationale Unterschiede haben mit Qualitätsunterschieden nichts zu tun.

Sehr geheimnisvoll steht es um den fraglichen Aufsatz im ‚Filmkurier', wennschon es gar kein Geheimnis ist, daß die Plaudereien, die unter dem Namen bekannter Filmkünstler in Zeitungen und Magazinen erscheinen, zumeist von den Pressechefs der Filmfirmen verfaßt sind. Das braucht uns in manchen Fällen wenig zu kümmern, denn ob eine Schilderung humoristischer Zwischenfälle im Atelier von Lilian Harvey selbst oder von dem Waschzettellyriker ihrer Firma stammt, dürfte stilistisch wie inhaltlich ziemlich auf dasselbe herauskommen. Unangenehmer und weniger gleichgültig ist es schon, wenn etwa unter dem Namen Greta Garbo Aufsätze gedruckt werden, die in einem kindischen Kleinmädchendeutsch das Thema: „Wie kann man Männerherzen betören?" abhandeln. Erscheinen aber, gezeichnet Josef von Sternberg, programmatische Bemerkungen über die Verwendung der Tonfilmmittel, so ist unbedingt zu fordern, daß sie authentisch seien; denn solche Äußerungen schaffender Künstler gehören von jeher zu den wichtigsten Quellen für den Theoretiker. Nun hat aber die Redaktion des ‚Filmkuriers' jenen Aufsatz als ein Originalmanuskript von der Paramount erhalten, und zwar mit der Bitte, man möge das englische Manuskript nach Gebrauch zurückgeben, weil es eigenhändige Bleistiftnotizen Sternbergs enthalte. Da selbst die amerikanische Apparate-Industrie bis heute noch nicht so weit fortgeschritten sein dürfte, daß sie eigenhändige Literaturprodukte herstellen könnte, die der Autor nie gesehen hat, erhoffen wir von den Beteiligten noch nähere Aufklärung. Unabhängig davon aber, wen in diesem besonderen Fall die Schuld trifft, war es nötig, einmal auf den Falschmünzerbetrieb hinzuweisen, der da im Namen mehr oder weniger wehrloser Künstler neckische Proklamationen in die Presse lanciert, die weniger empfehlend als blamabel wirken müssen und zu unangenehmen Irrtümern führen können. Die Filmkünstler haben es ohnehin schwer genug; man verstümmelt den Regisseuren ihre Arbeit, man schiebt den Schauspielern fremde Stimmen als Wechselbalg unter — will man sie nicht wenigstens dort ihre eigne Sprache sprechen lassen, wo eine bescheidene Handlungsfreiheit sich bis heute erhalten hat: auf dem Papier!

Sternberg tut den Filmkritikern unrecht. Für ihn gehört Mut dazu, eine Meinungsäußerung wie die obige drucken zu lassen. Für uns nicht. Aber er verlangt mehr als Mut, er verlangt Hellseherei. Es ist — von krassen Fällen abgesehen — unmöglich, auseinanderzuhalten, was der Autor ursprünglich gewollt und was Firma und Zensur nachträglich verschnitten haben. Der Kritiker kann nichts als das vorliegende Produkt beurteilen und ist im übrigen auf die Informationen der Beteiligten angewiesen. Nicht jeder riskiert es, sie ihm zu geben, aber dann möge man ihn nicht schmähen; oder man möge ihm einen dreifüßigen Räucherkessel unter dem Parkettklappsessel einbauen, auf daß er delphisch durch die Leinwand hindurch in die Schlichen der Produktion blicke.

Das Reich als Bankier von Bernhard Citron

Im Jahre des „kleinern Übels" ist auch die Sanierung der Großbanken von der Öffentlichkeit mit bewunderungswürdigem Gleichmut aufgenommen worden. Allerdings wird niemand der gefundenen Lösung recht froh. Die Privatwirtschaft stellt fest, daß trotz einem bis an die Grenzen der staatlichen Selbsterhaltung gehenden Entgegenkommen des Reiches das deutsche Kreditgewerbe in weitestem Umfange unter die Kontrolle der sogenannten „öffentlichen Hand" geraten ist. Der Steuerzahler gewinnt den Eindruck, daß insgesamt fast eine Milliarde Mark in die Bankensanierung gesteckt worden ist und daß von dieser stattlichen Summe die Hälfte niemals oder wenigstens nicht in absehbarer Zeit einzubringen ist. Aber der Schrecken der Julikatastrophe sitzt noch tief in allen Gliedern, daß man vorläufig mit jeder Form der Krisen-Liquidierung, an der später vielleicht einmal Kritik geübt werden wird, zufrieden ist.

Auffallend ist die große Bereitwilligkeit, mit der das Reich den Banken neue Mittel zur Verfügung gestellt hat. Man ging dabei über die unbedingt notwendigen Aufwendungen noch hinaus. So erhielt die Dresdner Bank verschiedene stille Reserven und einen Delkredere-Fond von zusammen etwa hundert bis zweihundert Millionen Mark. Diese Summe, deren genaue Höhe das Reichsfinanzministerium unverständlicherweise verschweigt, soll nicht zur Deckung von Verlusten oder noch entstehenden Ausfällen auf alte Engagements, sondern zur Ankurbelung des neuen Instituts dienen. Die Leitung der Dresdner Bank hat selbstverständlich die nie wiederkehrende Gelegenheit, derartig große Zuwendungen zu erhalten, mit Vergnügen ergriffen, sie war anscheinend selbst von der Freigebigkeit der Reichsregierung überrascht. Zwar befinden sich achtzig Prozent des Aktienkapitals im Besitze des Reichs beziehungsweise der Golddiskontbank, so daß man im Finanzministerium jede Unterstützung der Dresdner Bank als Stärkung eines Reichsbetriebes ansieht. Aber pflegt der Fiskus nicht sonst auch bei der Erfüllung der eigentlichen Staatsaufgaben zu knausern? Wer einige charakteristische Vorgänge im Zuge der Bankenreform genau beobachtet hat, wird mit Erstaunen feststellen, daß unsre gewiß nicht sozialistisch infizierte Reichsregierung im Kreditwesen einen klaren staatskapitalistischen Kurs anstrebt. Die günstigen Erfahrungen bei der Reichsbank, der Golddiskontbank und der Reichskreditgesellschaft haben die Regierung auf den Geschmack des Bankgeschäfts gebracht. Ähnliche Gewinne, wie sie bei den bisherigen reichseignen Instituten gemacht worden sind, lassen sich nach Ansicht des Finanzministeriums auch bei den Depositenbanken erzielen. Man sieht den Herrn Reichsfinanzminister förmlich, wie er sich die Ärmel aufkrempelt und den ramponierten Bank- und Börsenfürsten zuruft: „Ihr habt vom Bankgeschäft nichts verstanden, jetzt laßt uns mal ran!"

Von zwei Dingen haben die Finanzgewaltigen wirklich nicht allzuviel gewußt: von der Buchhaltung und, merkwürdi-

gerweise, auch von der Börse. Das eine geben die meisten Bankdirektoren — soweit sie nicht wie Herr von Stauß in der Buchhaltung groß geworden sind — unumwunden zu. Aber daß sie im Grunde auch nicht allzuviel von der Börsenpsyche verstanden haben, muß ihnen erst von andrer Seite bescheinigt werden. Im Schultheiß-Prozeß sagte der Vizepräsident des Börsenvorstandes Paul Bergmann in seiner Eigenschaft als Sachverständiger über die großen Aufkäufe durch die Danat- und Commerzbank, daß man sich an der Börse stets über die Herkunft dieser Käufe gewundert habe und daß man eigentlich auch an andrer Stelle (Deutsche Bank) hätte fragen müssen, wer hinter dieser Aktion nun eigentlich stände. Man habe sich jedenfalls an der Börse über die Käufe der Danat- und Commerzbank viel mehr den Kopf zerbrochen als im Aufsichtsrat der Gesellschaften.

Ähnliche Beobachtungen konnte man übrigens auch an andern Effektenmärkten machen. Die Banken zeigten sich über die Entwicklung der ihnen anvertrauten Papiere wenig informiert. Die Interventionskäufe sind ziemlich schematisch vorgenommen worden, aber welche Kräfte plötzlich Aufkäufe oder Verkäufe hervorriefen, wußte niemand zu sagen. So wurden die Öffentlichkeit und der Aufsichtsrat der Schantung-Gesellschaft vor etwa einem Jahre von der Tatsache überrascht, daß die Majorität der Gesellschaft in andre Hände übergegangen sei. Nicht minder häufig ist es aber auch vorgekommen, daß große Aktienpakete locker geworden sind (Deutsche Linoleum, Karstadt, Norddeutsche Wolle etcetera), ohne daß sich die Emissionsbanken ernsthaft gefragt haben, wer hier der Verkäufer ist. Allerdings muß gerechterweise zugegeben werden, daß auch die Reichs-Kreditgesellschaft nicht immer über gewisse Konsortien unterrichtet war, an denen sie sogar selbst, vielmehr eines ihrer inzwischen verstorbenen Vorstandsmitglieder sehr stark beteiligt war.

Wenn das Reich nunmehr einen maßgebenden Einfluß im Bankgewerbe besitzt, so wird man wohl zunächst an eine gewisse Bureaukratisierung des Betriebes gehen. In vielen Fällen hat sich die Fessel des bureaukratischen Apparats aufs trefflichste bewährt. Sie schützt das Unternehmen vor allzu großen und unüberlegten Sprüngen führender Persönlichkeiten. Das ausgezeichnete Wort eines Bankbeamten-Vertreters auf der Generalversammlung der Dresdner Bank, daß die Banken zu viele Direktoren und zu wenige Buchhalter gehabt haben, wird hoffentlich in den reformierten Banken eine Nutzanwendung finden. Ob sich in den Beziehungen der Bankdirektoren zur Börse allerdings sehr viel ändern wird, bleibe dahingestellt. Die erste Garnitur der Bankdirektoren ist durch die Krise in ihrem Ansehen stark geschädigt und wird nur teilweise wieder ihre Plätze einnehmen. Die zweite Garnitur und etwa neu in die Vorstände der Großbanken eintretende Vertreter des Reichs dürften aber auch nicht viel mehr psychologisches Verständnis für die Wertpapiermärkte aufbringen als die bisher leitenden Persönlichkeiten. Zudem bildet die Betätigung an der Börse für einen Teil der Großbanken und übrigens auch einiger Real-

kreditinstitute einen verhängnisvollen Korruptionsherd. Wenn das Reich jetzt Bankier geworden ist, so braucht es noch nicht Börsianer zu werden. Es wäre durchaus möglich und wünschenswert, daß die Gelegenheit wahrgenommen wird, um die Banken von dem Börsenbetriebe fernzuhalten und nach angelsächsischem Muster auf ihren eigentlichen Aufgabenkreis als Depositenbanken zu beschränken.

Heute scheint es fast so, als habe sich in den Fronten der Großbanken nicht viel geändert. Die vergrößerte Dresdner Bank ist in gewisser Beziehung auch eine vergrößerte Danatbank, und den Platz Jacob Goldschmidts hat das Reichsfinanzministerium eingenommen. Es bemüht sich daher auch, „seine" Banken gegen die Vorwürfe über die Fehler der letzten Jahre in Schutz zu nehmen. „Schuld und Schicksal" sind die Worte, die in merkwürdiger Übereinstimmung Jacob Goldschmidt und Minister Dietrich am 22. Februar, dem Geburtstage des neuen deutschen Bankgewerbes, für alles Vergangene gebraucht haben. Beide haben erklärt, daß die Verluste der Banken etwa gleich gewesen sind und daß sich die Institute nur in der Höhe ihrer Liquidität unterschieden haben. Hierin liegt aber ein bewußter oder unbewußter Denkfehler. Liquidität ist für eine Großbank höchst kostspielig. Im Grunde genommen hat doch die Bank besser gewirtschaftet, die Verluste verzeichnete, weil sie die eingelegten Gelder auszahlungsbereit halten wollte, und nicht jene, die bei den gleichen Einbußen auf ihre Liquidität keine Rücksicht nahm. Um diese theoretischen Erörterungen auf die Praxis anzuwenden, muß also festgestellt werden, daß bei aller Kritik, die an den Handlungen der Deutschen Bank vor und in der Julikrise zu üben ist, ihre Geschäftstaktik doch nicht auf eine Stufe mit der planlosen Haltung der Danatbank gestellt werden darf. Das Reich ist anscheinend in alle Rechte der übernommenen Banken eingetreten, auch in das der prinzipiellen Gegnerschaft zur Deutschen Bank. Vielleicht erweist sich in der nächsten Zeit, daß eine Sozialisierung, die nicht nur die Verluste sondern auch die Gewinne und die Geschäftsführung umfaßt, im Kreditwesen volkswirtschaftlichen Nutzen bringt. Solange aber noch nicht alle Banken unter Staatsaufsicht stehen und das Reich im Falle von Schwierigkeiten auch wieder bei den von ihm nicht betreuten Instituten eingreifen würde, ist es nicht recht verständlich, warum der Reichsfinanzminister die „Konkurrenz" madig zu machen sucht. Man gewinnt sogar den Eindruck, als hätte der Minister nicht ungern gesehen, wenn sich die Deutsche Bank gleichfalls um Hilfe an ihn gewendet hätte. Dem Institut wurde eines Tages erklärt: „Am 22. Februar ist die Bilanz dem Aufsichtsrat vorzulegen" — dies war acht bis zehn Tage vorher. Hätte die Deutsche Bank noch größere Abschreibungen gemacht, was nach Ansicht des Finanzministeriums nicht ungerechtfertigt gewesen wäre, oder wäre es ihr nicht gelungen, in wenigen Tagen Abnehmer für 22 Millionen Aktien zu finden mit der Aussicht, weitere fünfzig Millionen innerhalb der nächsten Monate zu placieren, dann hätte das Reich auch für die Deutsche Bank eine großzügige Aktion einleiten müssen.

Das Reich hat seinen Platz in der Behrenstraße teuer erkauft, es verfügt über die Dresdner Bank fast unumschränkt und kontrolliert die Majorität der Commerz- und Privatbank. Gegen eine Verstaatlichung der Banken besteht bei der Mehrheit des deutschen Volkes keine Abneigung. Verschiedener Meinung ist man lediglich über den Preis, der für ein solches Experiment gezahlt werden darf. Unabhängig von Sympathien und Antipathien gewinnt die Entwicklung, die nicht beim Kreditwesen Halt macht sondern sich auf andre hilfsbedürftige Wirtschaftszweige ausdehnen wird, allergrößte Bedeutung. Noch sind die Verhältnisse in der Montanindustrie unbereinigt, noch weiß man nicht, wie die Großschiffahrt saniert werden soll, aber wenn eine Dauerlösung für die durch Schuld des Systems zusammengebrochene kapitalistische Wirtschaft gefunden werden kann, so wird der Weg stets über die Gemeinwirtschaft führen, die jetzt im Bankgewerbe eine erste Probe ablegen muß.

---

§§§§ von Theobald Tiger

In der Großstadt, auf dem Lande, in den Städtchen
gibt es schöne, aber tugendhafte Mädchen.
Still! Still!
Man kann nicht alles sagen, was man will.
Denen gleich das Herze schmilzt, die haben keinen.
Die du gern erobern willst, die haben schon einen...
Kommt ne leere Droschke an,
ist sie meist besetzt.
Hat die Frau einen andern Mann,
dann flüsterst du zuletzt:
Soll ich dir mal sagen,
wie mein Herz tanzt?
Soll ich dir mal sagen,
was du mir kannst?
Wenn ich dich seh, gibts mir nen Stich
mein ganzes Sehnen kreist um dich —
Könnt ich dir doch sagen:
O küsse mich —!

Schau ich mich so um in unsrer lieben Runde:
jedem Deutschen hängt ein § am Munde...
Still! Still!
Man kann nicht alles sagen, was man will.
Schreibst du: „Dieser Bursche ist total besoffen"
gleich fühlt irgend ein Minister sich getroffen.
Seh ich mir die Gegner an,
wie kommen die mir vor!
Ich ginge gern zu jedem ran
und flüstert ihm ins Ohr:
Soll ich dir mal sagen,
wie mein Herz tanzt?
Soll ich dir mal sagen,
was du mir kannst?
Wenn ich dich seh, gibts mir nen Stich.
mein ganzes Sehnen kreist um dich:
Könnt ich dir doch sagen:
O küsse mich —!

Und so sei es denn hiermit gesagt.

Bemerkungen

Privat

Weil es in Deutschland kein öffentliches Leben gibt, sondern nur Kongresse und Tumulte, so nennt sich gern alles, was ein bißchen was ist: privat.

Die Sache hat wohl damit angefangen, daß Zigarettenfirmen gewisse Marken für die Chefs und für das Haus herstellen ließen — diese Mischungen waren vorerst nicht für den Handel bestimmt. Dann aber kamen sie doch in den Handel, und um zu zeigen, wie fein und vornehm der neue Tabak sei, nannte man ihn nun: Pebeco privat. Und das griff dann auf den Gottbehüte Weinbrand über und auf den Sekt, und jetzt heißen auch schon Schreibmaschinen so. „Wenn Sie in Ihrer Privatbar ..." habe ich neulich gelesen. Denn mit dem Fressen ist das so eine Sache, aber Privatbar muß sein. Und wenn sie drei alte Photos veröffentlichen, auf denen zu sehn ist, wie sie als Kind auf dem Lackstühlchen gesessen haben, dann sind diese Bilder „aus Privatbesitz", das klingt so hübsch nach Gemäldegalerie, aber es ist bloß ein altes Photographiealbum.

Sie spielen Privatleben.

„Wie ich in einem außerdienstlichen Gespräch privat erfahren habe ..." — aber lacht sie doch aus mit ihrer Wichtigtuerei, fegt das doch mit einer Handbewegung vom Tisch, denn alles das besteht ja nur in diesen mit Sandpapier abgeschabten Köpfen. Es ist völlig gleichgültig, ob einer eine Sache offiziell, offiziös oder privat erfahren hat — er weiß sie eben, und wenn es sich zum Beispiel um eine Schiebung handelt und er packt nicht zu, dann ist er ein Schweinehund. Ein offizieller, ein offiziöser, ein privater — zum Aussuchen.

Sie spielen Dienst.

Ob Kellner, Regierungsrat oder Radauknecht bei Hitler —: sie haben eine Uniform an, stehn vor sich selber stramm und glauben an ihre irdische Mission. Die ist dienstlich. Dahinter lebt dann, kümmerlich aber immerhin, das sogenannte Privatleben. „Sie war", schrieb neulich eine Zeitung ganz ernsthaft, „sie war privatim blond". Als Klavierlehrerin war sie das nämlich nicht, da war sie nur Klavierlehrerin.

Sie glauben ernsthaft, das sei sachlich. Es ist aber nur die trübe Atmosphäre der Kompagnie-Schreibstube, wo der Feldwebel dienstlich von nichts wußte und außerdienstlich grinsend in eine Stulle biß. Dienstlich hat diese Welt manche Erfolge zu verzeichnen. Privatim ist sie rechtens immer hinten heruntergefallen.

Ignaz Wrobel

Der blutige Dilettant

Warum hat man dem harmlosen, oft sogar liebenswerten Dilettanten dieses schreckliche Beiwort „blutig" angeheftet? Doch nicht allein deshalb, um seine Harmlosigkeit zu unterstreichen und zu steigern?

Es lebt in vielen Dilettanten ein heimlicher Machttraum; der Wunsch, Vergeltung zu üben für erlittene Zurücksetzung und Verkennung; es brennt in ihm die Sehnsucht, das Gesetz seines Nichtkönnens der verhaßten Welt der Könner aufzuzwingen. Die Harmlosigkeit des Dilettanten entpuppt sich häufig als Gedducktheit. Wenn er, durch Umstände begünstigt, seine natürliche Einordnung sprengt, kennt sein Machtwahn keine Grenzen.

Er muß seine Grenzen überschreiten, um groß zu erscheinen, um nicht erkannt zu werden. Er hat so viel Spuren zu verwischen, so viel zu fürchten in seiner beständigen Unsicherheit und Gefährdung, daß ihm gar nichts andres übrig bleibt als Furcht zu verbreiten. So wird der Dilettant blutig.

Das Genie hat die Zucht seines innern Gesetzes, aber schon beim Talent beginnen die Gesetze zu wanken, und der entfesselte Dilettant, wenn er innere Stimmen hört, fühlt sich von Dämonen ge-

rufen. Die Dämonie des Dilettanten erweist sich bei näherer Untersuchung als die große Inszenierung der Rache und als das Gaukelspiel des sklavisch rebellierenden Blutes.

In Nero hat sich dieser Typus am deutlichsten geformt. Das Mißverhältnis zwischen Machtfülle und der sie tragenden Persönlichkeit hat hier vollendete Gestalt gefunden. Die Selbstbescheidung, die dem gutgearteten Dilettanten eigen ist, ist hier in ihr Gegenteil umgeschlagen. Vor nichts macht der Geltungsdrang des neronischen Menschen Halt; er ist der erste Priester, der erste Staatsmann, der erste Künstler seines Landes. (Bei Wilhelm II. war die Allmacht des herrschenden Dilettanten schon abgemildert zur bloßen Kennerschaft, zur Rührigkeit der Intelligenz, die sich alles zutraut und dabei im tiefsten unsicher ist.)

Es gibt keine Palme, um die der blutige Dilettant nicht ringt, und sei es, daß er den Menschen, der ihn nicht anerkennt, an ihren Ästen aufknüpft. Der Lorbeer, den sich der Dilettant pflückt, färbt sich unter seinen Händen rot. Da der Widersacher, der ihn durchschaut, nie zu gewinnen, nie zu überzeugen ist, muß er vernichtet werden. („Wer sich mir entgegenstellt, den zerschmettere ich!") Es muß das Reich des blutigen Dilettanten aufgerichtet werden, damit die Herrschaft des zur Macht Gelangten gesichert sei.

Die Unsicherheit des blutigen Dilettanten, der ein politischer Dilettant ist, verbirgt sich hinter der Gewalt. Die Unfähigkeit, zu überzeugen, wird ausgeglichen durch die Faust. Mit dem Terror kann jeder Trottel regieren. Die für den Dilettanten so typische Unoriginalität versteckt sich hinter dem neugeprägten Kraftausdruck des Schlagwortes. Ehe man dieses System von heimlichen Verschlägen und Hintergründen durchschaut, kann es wohl geschehen, daß es vorübergehend zu Herrschaft gelangt.

Welche ungeheuere Verlockung steckt in dem Satz: „Wenn wir zur Macht gelangen, aber dann ..." Millionen verwandter Naturen strömen solcher Verheißung zu. Denn nichts ist so verbreitet wie der Dilettantismus, und nichts ist leichter als ihn rachsüchtig zu machen. Indem man den „großen Führer" anerkennt, sichert man sich selbst einige Geltung. Er ist gradezu ein Repräsentant aller Dilettantismen, die in Niedergangszeiten als Verschwommenheit, Wirkungs- und Rachgelüste auftreten, und wenn man ihn als Erlöser umjubelt, so hat das seine Richtigkeit, wie wenn die Geißler hinter dem Flagellanten herziehen. Hier ist ein Wortführer der unbescheidenen Minderwertigkeit, der aller Unsicherheit durch ein Diktat ein Ende macht. Dem blutigen Dilettanten folgen blindlings die kleinen Dilettanten, die in der Wirklichkeit so viele Enttäuschungen erlebt haben; sie sind Anhänger mit dem ganzen Fanatismus, dessen die Unfähigkeit fähig ist. Der blutige Dilettant und der blinde Gehorsam —:

welch ein symbolisches Bündnis des geheimen Gebrechens!

Alle feinern Geister haben mit Zweifel und Bedenken zu ringen. Und sie machen daraus kein Geheimnis. Es ist schwer, mit dem Zweifel zu leben, aber das Leben im Zweifel ist der erreichbaren Wahrheit ganz nahe und jedenfalls der Wirklichkeit gemäß.

Niemand hätte mehr Ursache zu zweifeln als der Dilettant. In der Gestalt des Amateurs — wie liebenswert schon das Wort, in dem sich der verlegene Liebhaber des Lebens, der scheu Verehrende verbirgt! — sind alle sympathischen Züge des Dilettanten vereinigt. Im blutigen Dilettanten sind sie entstellt, verzerrt, verraten, überkompensiert; aus der Schüchternheit ist Angst geworden; aus der Angst Gewalt. Aus der Zartheit ist Robustheit geworden; aus dem Zweifel unduldsame Dogmatik. Es muß unendlich viel Selbstverrat geschehen, bevor ein blutiger Dilettant zur Wirkung gelangt. Und ununterbrochen wiederholt sich in der Anhängerschaft, bewußt oder unbewußt, dieser Selbstverrat, solange dem blutigen Dilettanten die Chance der Macht blüht. Denn wenn er emporkommt, verheißt er schreckliche Abrechnung, und um ihr zu entgehen, begibt sich die als Kraft maskierte Charakterschwäche massenhaft in das Lager des Machtwahns.

Hans Natonek

Kampf um Kitsch

Kein Wort soll gegen Kampf um Kitsch gesagt werden, weder gegen das vorzügliche Stück noch gegen das, worum es geht. Der Kampf gegen den Kitsch, gegen den Glasstiebel mit der goldnen 25, von dem immerzu die Rede ist, ist ein guter Kampf. Das Gute ist keineswegs das Teure, und blaue Baumwolle kann schöner sein als ein Zackelmuster auf grünem Damast. Das sind bereits Gemeinplätze. Aber im letzten Akt wird alles, was in den ersten Akten gelobt wurde, verdammt mit einem einzigen Wort. „Solange" heißt es, „solange für die Polizei, solange für Denkmalsschutz noch Geld da ist, darf nicht an die Schule gerührt werden." Warum gegen Denkmalsschutz? Weil das Lebendige wichtiger ist als das Tote? Aber so einfach ist das nicht. Ich denke „Kampf gegen Kitsch"? Gehen wir also dem Thema zu Leibe.

Vor ein paar Jahren sahen wir uns ein altes Haus an, ein Herr, oder muß ich sagen ein Mann, es war ebenso gut ein Mann wie ein Herr, sah es ebenfalls an. Er sagte: „Wunderschöne Fenster sind das", und er zeigte uns von welch feinem Gefühl, wie abgewogen die Breite zur Höhe war, das Fensterkreuz, vor allem die Beschläge. Dieser Herr war ein Tischler aus dem Bremischen, ein Kommunist und mit Radek befreundet. Der Glaube und der Kampf um die Vergesellschaftung der Produktionsmittel hatten seine Augen nicht blind gemacht für die Schönheit, seine Seele nicht verdorren lassen, sondern das Maß ergriff ihn wie nur je einen Humanisten. Denkmalsschutz schützt die wenigen alten Dinge, die wir noch besitzen und in denen alte Handwerkstradition aufbewahrt ist. Es gibt gute und schlechte Sachen, nicht alte und neue. Eine moderne glatte Tür kann scheußlich sein. Wie einem Menschen zeigen, wann eine Tür gut ist? Man zeigt ihm eine glatte alte Tür. Und wenn er diese alten Dinge recht erkannt hat, in denen ein Gefühl für das Echte wohnt, wird er den Glasstiebel von allein nicht mehr dulden. So flach kann man nicht urteilen, daß man Kampf um Kitsch führen will und zugleich den Denkmalsschutz verdammen. Ein Schritt weiter, und auch Rembrandt ist überflüssig. Wenn man auf diesem Standpunkt steht, und man kann auf diesem Standpunkt stehen, ist „Kampf um Kitsch" eine Phrase.

Gabriele Tergit

Nahrungssorgen

Der dicke Herr im Restaurant seufzend zur Gattin:

„Reich mir mal die Speisekarte, Gertrud! Will sehen, was ich essen möchte, wenn ich — ach — bloß noch könnte."

Avis an meinen Verleger

Von allen Leser-Briefen, lieber Meister Rowohlt, scheint mir dieser hier der allerschönste zu sein. Er stammt von einem Oberrealschüler aus Nürnberg.

„Lieber Herr Tucholsky!

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Ihren Werken meine vollste Anerkennung ausspreche. Das wird Ihnen zwar gleichgültig sein — aber ich möchte doch noch eine weitere Bemerkung hinzufügen. Hoffentlich sterben Sie recht bald, damit Ihre Bücher billiger werden (so wie Goethe zum Beispiel). Ihr letztes Buch ist wieder so teuer, daß man es sich nicht kaufen kann.

Gruß!"

Da hast es.

Lieber Meister Rowohlt, liebe Herren Verleger! Macht unsre Bücher billiger! Macht unsre Bücher billiger! Macht unsre Bücher billiger!

Kurt Tucholsky

Ein Orchester

Achtzig Mann. Zwei Kontrabässe, eine Pauke, eine Kesselpauke, ein Schlagzeug und ganz vorn rechts etwas Besonderes. Alles übrige Blech. Also mehr als siebzig Bläser. Blech und Holz. Keine Violine, keine Bratsche, kein Cello. Und sämtliche Musiker in Uniform. Beinah kriegerisch. Und doch nicht wie Soldaten. Eher wie Feldwebel vom Proviantamt oder vom Bezirkskommando. Einige mit Brille oder Kneifer. Die meisten nur kostümiert. Zivilisten in Verkleidung. Aber seit wann trägt man den Korporalsrock, wenn man öffentlich musiziert? Und warum hat der Mann ganz vorne rechts dies besondere, so unbequem zu transportierende Möbel mitgebracht? Der Kapellmeister erscheint, es geht los. Als erstes ein Richard Wagner, die Ouvertüre zum „Holländer". Im Programmheft steht wörtlich: „Das Thema entstammt der Legende der Fliegende Holländer; die seit dem 15. Jahrhundert unter dem Matrosenvolk erhalten ist. Die Ouvertüre ist eine symphonische Dichtung, in der alle Wendepunkte enthalten sind, die der Oper ihre Entstehung gaben." Was für ein närrisches Orchester da oben — in strammer Uniform, ausschließlich Chargen vorgerückten Alters, mehr als siebzig Bläser, an den Pauken und mit dem Becken und den Kastagnetten ein wohlfrisierter Spitzbart und ganz vorn rechts ein Militärsoldat an einem schwierig zu transportierenden Gerät, das einstweilen zum Schweigen verdammt ist! Den einen Mann ausgenommen, ist keiner müßig. Es findet allgemeine Blaserei statt. Der Spitzbart gibt sein Bestes. Der Dirigent ist kühl und souverän wie unser Leo Blech. Mehr fürs Ohr als fürs Auge. Wenn man nicht hinschaut, merkt man nichts vom Fehlen der Streicher. Diese Soldaten hand- und mundhaben ihre blitzenden und glitzernden und quackernden und nöhlenden und brummelnden und rummsenden Instrumente, als fiedelten sie ganz sanft auf einer Geige. Ein tolles Orchester. Als zweites eine Kleinigkeit von Maurice Ravel. Militärmusik und Maurice Ravel. Ich staune. So delikat habe ich noch nie Ravels Konservatoriums-Arbeit spielen gehört. Der Soldat ganz vorne rechts tritt in Aktion. Er zupft die Harfe. Ich kann den Blick

nicht von ihm wenden. Ein Soldat in voller Kriegsbemalung zupft die Harfe, dieses lyrischste aller Instrumente! Es ist, wie wenn Grock den Hamlet spielt. Oder wenn Ivar Kreuger ein Dunhill benutzt. Oder wenn die Biene Maja an Mostrich-Büchsen nippt. Oder ein Freudianer die Existenz des Oedipus leugnet. Es ist ein Paradox. Aber der Soldat ahnt nichts davon. Es ist ihm zur Gewohnheit geworden. Und dann kommt etwas aus der „Walküre" dran, und im Programmheft wird folgendes mitgeteilt: „Brunhilde, die kriegerische Jungfrau, bevorzugte Tochter Wotans des Königs der Götter, hat ihrem Vater nicht gehorcht, der ihr untersagt hat, Siegmund zu bevorzugen, obwohl er für den jungen Helden tiefgehendes Wohlwollen hatte." Aber gespielt wird es königlich. Und der darauffolgende Albeniz (dessen Triana man von Backhaus gehört haben muß) bringt das Publikum gradezu in Raserei, obwohl die Menschen in Zürich gemeinhin der Raserei abhold sind. Am liebsten hätten sie es wiederholt. Aber der Spitzbart am Schlagzeug ist bereits zum Wrack zermatscht, und seine Frisur schaut entsetzlich ramponiert aus. Mit einem köstlichen Scheitel begann er, und jetzt hat sich eine Glatze zum Licht gerungen. Und was sagt das Programmheft von Albeniz? „Geboren 1860 in Comprédon, starb nach langer Krankheit im Jahr 1909. Seine Musik ist in hohem Maße lebendig und beeinflußt von seiner Gutmütigkeit und seiner volkstümlichen Stärke." Eh bien. Und zum Schluß gibt es einen Glazounow, der sich gewaschen hat. Das Publikum applaudierte sich in Stücke. Vor allen Dingen, um einen schneidigen Marsch zu hören. Aber der Dirigent war unerbittlich. Es war aus und blieb aus. Und dann wurden die achtzig Mann inklusive Harfe in die bereit stehenden Autos gepackt und weiter verfrachtet. Jedes Auto war so lang wie die Straße, wo es schnaufte. Die Straßen ringsum wimmelten von Autos. Aber es waren insgesamt nur vier Autos. Und das Orchester war das Orchester der Garde Republicaine unter der Leitung des Herrn Pierre Dupont. Ich beneide die Franzosen um dieses Orchester. Und dem Mann an der Harfe drücke ich pazifistisch die Hand.

Hans Reimann

Landstraße mit Stubenluft

Max Barthel heißt der Erfinder. Man sollte ihn patentieren, diesen Max Barthel, er hat ein neues System erfunden: er trägt seinen Schreibtisch auf eine Wiese, steckt unter dem Eindruck der Natur die anarchistischen Reste seines Wesens in Brand und transponiert die erzielte Glut in Dichtung. Resultat: der Landstraßenroman „Das Gesicht der Medusa". Produktionsleitung Hesse und Becker in Leipzig.

Der Fabrikarbeiter Paul Hirschmüller geht unter die Tippelbrüder. Er vergewissert sich vorher, daß seine Redakteure in Stuttgart, München und Berlin ihm Skizzen abnehmen, damit er nicht in der Luft hängt. In Eßlingen lernt er eine Rosa kennen, eine Rosa schlechthin, ein absolutes Mädchen, von der niemand ahnt, wie wichtig sie für den Schluß des Buches noch werden wird. Dann tippelt er, teils mit Schnellzug, teils mit Straßenbahn, teils wirklich. Er träumt und schwärmt und bekommt Läuse, an denen sich sein Humor entzündet. Wenn er kein Geld mehr hat, geht er zum Postamt und holt sich, was die Redakteure geschickt haben. Oder er säuft mit den andern Kunden. Fechten ist nicht sein Fall, das Lügen geht ihm nicht vom Munde und außerdem ist er doch eigentlich Schriftsteller, der Barthel Hirschmüller, also gewissermaßen was Besseres. Vor dem Vierwaldstätter See zum Beispiel philosophiert er in sich hinein: „Hier an diesem See erbrauste jene große Symphonie, die aus dem Zusammenprall von Wasser und Felsen kommt und den Betrachter mit Heroismus erfüllt." Barthel, Barthel, mach uns die Sommerfrischler nicht eitel! Und wenn der Barthel etwas be-

schreibt, dann weiß man aber auch alles: „Am nächsten Morgen erreichte er das alte, hochgebaute Siena, das am reinsten aus dem Mittelalter in die neue Zeit gekommen ist. Paläste und wundervolle Plätze, enge Gassen und berühmte Straßen, das war Siena ..." Mit diesen Worten wandert Barthel weiter und läßt Siena beschrieben hinter sich.

Man brauchte über die Sache keine Worte zu machen, wenn nicht wieder eine große Stoffmöglichkeit vor die Hunde gegangen wäre. Eine einzige Feder kann tatsächlich, wenigstens für den gläubigen Leser, eine ganze Wirklichkeit entmannen. Die Feder, solche Federn, kann man nicht irre machen; aber vielleicht den Leser ungläubig.

Gattamelata

Wirtschaftsführerklugheit

Herr von Stauß hat im Katzenellenbogen-Prozeß ein Wort gesagt, das wert ist, in den Büchmann aufgenommen zu werden, ein prophetisches Wort, das Wort eines wirklichen Wirtschaftsführers!

Er sagte: „Damals im November 1930 gab es drei Möglichkeiten, entweder es wurde besser, oder es blieb, wie es war, oder es wurde schlechter." Jedermann wird zugestehen, daß diese Aussage wahrhaft hinreißend ist. Wann bitte gibt es nicht diese drei Möglichkeiten? Nur damals, im November 1930? Es ist das herrlichste Beispiel eines Gemeinplatzes, vorgetragen mit dem Schein der überragenden Klugheit: „Meine Herren, es gab damals drei Möglichkeiten, entweder es wurde besser, oder es blieb wie es war, oder es wurde schlechter."

Bildung

Der Begriff der Kultur-Platte ist nicht erfüllt durch die geistliche und pädagogische Platte. Jede Schallplatte, die in Wille und Wirklichkeit, im Geist und im Material bei künstlerischer und technischer Vollkommenheit eine Erscheinung unsres Kulturguts in Klang und Sprache erlebnis- und erkenntnisfördernd vermittelt — ist Kulturplatte! Unter diesen Voraussetzungen kann eine Aufnahme aus der „Matthäus-Passion" wie die eines Volks-Liebeslieds, ein Wiener Walzer wie ein qualitätsbestimmter neuzeitlicher Song unter den Bereich der Kulturschallplatte fallen. Wie es bei der pädagogischen Sprech-Lehrplatte darauf ankommt: über die bloße Vermittlung phonetischer Kenntnisse und Anleitung zu lautreiner Aussprache hinaus das verloren gegangene Gefühl für das bluthaft Lebendige, Schicksalhafte unserer Muttersprache bewußt und stark zu machen; wie die musikalisch-künstlerische Lehrplatte über die Möglichkeit, als Beispiel der Musik- und Kulturgeschichte zu dienen, hinaus vermag: die Erkenntnis zu schaffen, daß dem Musischen in seiner Schönheitsgestalt aus Genie- und Volkskraft höchste Logik, letzte Sinndeutung des Lebens und sittliche Kraft innewohnt, wie der tiefste Sinn des Erzieherischen immer das Menschliche bleibt, so muß die

kirchenmusikalische und pädagogische Platte als Weg und Vorstufe zur eigentlichen, umfassenden Kulturschallplatte erkannt werden. Einer Schallplatte, die Kultur — gleich welchen Stoffes — in sich hat, die durch das Medium künstlerischer Gestaltung geklärte, erhöhte und verdichtete Lebensformen vermittelt; in einer Art, die tatsächlich das menschliche Leben wieder berührt und mit neuen Werten für jedermann füllt. Die bei selbstverständlicher künstlerischer Qualität im geweiteten Sinne kulturerzieherisch ohne lehrhafte Aufdringlichkeit und wieder im besten Sinne unterhaltsam wirkt. Eine Schallplatte nicht für diesen oder jenen Zweck, diesen oder jenen Menschen, sondern schlechthin für den Menschen!

'Frankfurter Zeitung'

Der beste jüdische Witz

Über den jüdischen Witz sind Bücher und Abhandlungen geschrieben worden. Man hat die Gipfel dieses Humors philosophisch ausgemessen, man hat ihr oft unerträgliches Sumpfland der Selbstironie mit harter Kritik nicht zuschütten können.

Es gibt Menschen, die keine Witze behalten können. Zu ihnen gehöre ich. Bleibt aber einmal ein Witz im Ohr hängen, dann ist das eine so seltene, die Regel bestätigende Ausnahme, daß sich mir die Untersuchung nach einem „Weshalb" lohnt. So habe ich gefunden, daß der einzige jüdische Witz, den ich behalten habe, gradezu in erhabener Form die beste Wesens-Seite des Volkes spiegelt, dem er entstammt. Er lautet:

Ein Jude gerät beim Kriegsausbruch 1914 in der Nähe der russischen Grenze auf ein Gelände, das von einem Posten bewacht wird. Der Posten hebt das Gewehr und schreit: „Halt, oder ich schieße!" Der Jude wischt mit einer ärgerlichen Handbewegung durch die Luft: „Sind Sie meschugge? Tun Sie das Gewehr weg. Sehen Sie denn nicht, daß hier ein Mensch steht?"

Manfred Georg

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Montag 20.00. Langenbeck-Virchow-Haus, Luisenstraße 58: Politische Prozesse und politische Verfahren. Es sprechen: Alfred Apfel, Günther Grzimek, Oberstaatsanwalt Köhler, Carl Misch, Rudolf Olden, Ernst Ottwalt, Landgerichtsdirektor Siegert, Justizrat Werthauer und Peter Wittkowski.

Neue Filmgruppe. Montag 20.00. Alter Askanier, Anhaltstr. 11 (U-Bahn Kochstraße): Tendenzfilm — Kompromißfilm. Es sprechen: Ernst Angel, Rudolf Arnheim, Heinz Lüdecke, Heinrich Oberländer und ein Arbeiter.

Arbeitsgemeinschaft marxistischer Sozialarbeiter. Mittwoch 20.00. Haverlands Festsäle, Neue Friedrichstr. 35: Der Klassencharakter der modernen Psychologie, Manes Sperber.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (7.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Empfindung und ihre Darstellung, Georg Netzband.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 10: Die politische Lage.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Stadtbundklub, Jungfernstieg 30. Freitag 20.00: Zur Reichspräsidentenwahl, Kurt Hiller. — Sonntag 11.00: Ueber die Ursachen des nationalsozialistischen Erfolges, Kurt Hiller.

Bücher

Bernard v. Brentano: Der Beginn der Barbarei in Deutschland. Ernst Rowohlt, Berlin.
Gerhart Hauptmann: Vor Sonnenuntergang. S. Fischer, Berlin.
Alfred Neumann: Narrenspiegel. Propyläen-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Frankfurt 18.40: Der politische Publizist, Kurt Hiller. — Berlin 19.10: Strafprozesse der Wirtschaft, Amtsgerichtsrat Unger und Georg Löwenthal. — Königsberg 20.15: Friedrich Kayßler liest Dichtungen von Goethe. — Mittwoch. Frankfurt 19.35: Wirtschaftskrise und Lohnpolitik, Prof. Beckerath und Prof. Lederer. — Berlin 20.10: Matthias Claudius, Bruno Adler und Edlef Köppen. — Königsberg 21.10: Szenen aus der Inflation von Ernst W. Freißler. — Donnerstag. Breslau 21.30: Mexikanische Geschichten von B. Traven. — Freitag. Leipzig 16.00: Th. Th. Heine 65 Jahre, Franz Schönberner. — Mühlacker 18.40: Stimmen der Tiere, Hans Reimann. — Breslau 21.00: Goethes Götz von Berlichingen. — Sonnabend. Langenberg 16.20: Die Frau in der Rechtsprechung der deutschen Gerichte, Grete Stoffel. — Mühlacker 19.45: Vilma Mönckeberg-Kollmar liest Lyrik von Franz Werfel.

Antworten

Teutscher. Ihr ‚Deutsches Volkstum' nimmt sich des Bauernführers Claus Heim an, eines Mannes, der genau das getan hat, was Max Hölz gemacht hat — es ist kein Unterschied. Auch nicht im Charakter: dieser Heim ist ein tapfrer und aufrechter Mann. Soweit gut. Er sitzt in Celle. Für den Fond dieser Strafanstalt hat hier neulich Ignaz Wrobel gebeten: es solle ihr, wers hat, Geld spenden. Grund genug für Albrecht Erich Günther, im ‚Deutschen Volkstum' ein großes Geschrei zu erheben. Claus Heim sei für diesen Strafvollzug zu gut. Nun ist — was Günther seinem Leser verschweigt — Ignaz Wrobel ein Gegner des Strafvollzugs in Stufen, er ist, was Günther verschweigt, ein Gegner des Systems, die Leute zu „artigen" Gefangenen zu machen, und er hat für den Direktor in Celle, Herrn Fritz Kleist, stets geworben, weil dieser verdienstvolle Mann, der Verfasser des Buches „Jugend hinter Gittern", ein Charakter und ein Menschenkenner ist, der seiner schweren Aufgabe, so gut es eben geht, gerecht wird. Schade, daß es Günthern nicht vergönnt ist, einmal drei Jahre abzusitzen — er würde rasch lernen, ob die von Wrobel geforderte Humanität „diffamierend" ist. Schade, daß in diesem Volkstum, das keines ist, soviel gelogen wird, denn man kann auch durch Schweigen lügen. Und wir hatten den Doktor Stapel für einen honorigen Mann gehalten. Man soll den Stapel nicht vor dem Günther loben.

Westpreuße. Sie schreiben uns, daß Herr Hans Nitram, der Verfasser eines schlechten nationalistischen Hetzromans, mit dem wir uns im vorigen Heft an dieser Stelle beschäftigten, ein aktiver Offizier in Marienwerder ist. Das sei überall jenseits des Korridors bekannt. Es handelt sich dabei um einen Oberleutnant Martin, Adjutant beim Ausbildungs-Bataillon Marienwerder des 3. (Preußischen) Infanterie-Regiments, Kommandeur Oberst v. Niebelschütz, Regimentsstab in Deutsch-Eylau. Zu unsern Anfragen wegen des Stallingschen Prospekts hat sich der Herr Reichswehrminister nicht geäußert. Herr Groener beantwortet weder offne Briefe noch Fragen, die ihm nicht gefallen.

Auswärtiges Amt. Das nachfolgende Schreiben hat der Leiter der Auslandsabteilung in der NSDAP., Doktor Hans Nieland, M.d.R., am 17. November 1931 an einen Auslandsdeutschen in Bogotá, Columbien, gerichtet: „Der geniale Führer unserer herrlichen Freiheitsbewegung, Adolf Hitler, hat mit dem Ziele, die wertvollen Kräfte, die durch unsere Auslandsdeutschen verkörpert werden, für die Befreiung unseres Vaterlandes aus Sklavenjoch und Ohnmacht nutzbar zu machen, die Gründung der Auslandsabteilung verfügt und mich mit der Leitung beauftragt. Hieraus erwächst mir die Aufgabe, alle Vorfälle in der gesamten Welt aufmerksam zu verfolgen und zu registrieren und insbesondere unsere Diplomaten zu beobachten, um bei Übernahme der Macht durch unsre Bewegung in der Lage zu sein, zum Wohle unsres Volkes überall dort einzugreifen und Wandel zu schaffen, wo sich solches jetzt als nötig herausstellt. Daß dieser Zeitpunkt nicht mehr fern ist, werden Sie aus den beispiellosen Erfolgen unsrer Bewegung bei den letzten Wahlen in Mecklenburg, Anhalt, Hamburg und Hessen ersehen haben. Unsre Bewegung, die wohl heute bereits weit über 15 Millionen wahlberechtigte Deutsche hinter sich hat, kann für sich in Anspruch nehmen, über die bestorganisierte Partei, die Deutschland je gesehen hat, zu verfügen, und es ist mein Wille und mein Ziel, ein Gleiches mit den Deutschen im Auslande in die Wege zu leiten. Mir liegen die Artikel vor, die die dortige Zeitung ‚El Tiempo' Ende September dieses Jahres über die Angelegenheit Julius

Berger anläßlich der Kammerdebatte brachte und gleichfalls habe ich Kenntnis von der Stellungnahme der deutschen Kolonie in Bogotá zu diesen Vorfällen, abgedruckt in ‚El Tiempo' vom 24. September 1931. Auf diese Weise erhielt ich Kenntnis von Ihrer Anschrift und ich nehme daher hiermit Veranlassung, Sie zur aktiven Mitarbeit an der Befreiung unsres geliebten Vaterlandes aufzufordern. Ich lasse Ihnen gesondert das Programm unsrer Bewegung sowie die Rundverfügung 1 zugehen und empfehle beides Ihrem sorgfältigen Studium. Auch anderen, dort ansässigen Deutschen schreibe ich mit gleicher Post in diesem Sinne. Setzen Sie sich bitte mit Herrn J. H. Schlubach, welcher Mitglied unsrer Bewegung ist, in Verbindung, mit dem Ziele, dort eine mächtige Ortsgruppe ins Leben zu rufen. Hoffentlich berichten Sie mir mit wendender Post, daß Sie unsrer Bewegung als Mitkämpfer beigetreten sind und senden mir die Ihnen gleichfalls gesondert zugehende Beitrittserklärung vollzogen zurück. Mit Hitler Heil!" Die hier beabsichtigte Bespitzelung Ihrer Vertreter im Ausland wird Sie sicher interessieren.

Adolf Hitler. Man hat Ihnen den braunschweigischen Beamteneid im Kaiserhof abgenommen. So freundlich ist man sonst nicht zu einem kleinen Regierungsrat. Wird jetzt die ganze Gesandtschaft zur Arbeit zu Ihnen ins Hotel kommen? In einem guten Restaurationsbetrieb geht alles viel leichter vonstatten. Im übrigen gratulieren wir Ihnen aufrichtig zu Ihrer endlich ermogelten Einbürgerung.

Kriegsbegeisterter. Kaufen Sie sich die Nummer 7 der ‚Zürcher Illustrierten', die dem Thema „Abrüstung" gewidmet ist. Es wird sehr lehrreich für Sie sein, zu erfahren, wie der nächste Heldentod aussieht, ob man den nun an der Front oder im Hinterlande stirbt. Weil Bilder, Schilderungen und Dokumente immer der subjektiven Ausdeutung unterliegen, wird Sie das wahrscheinlich nicht überzeugen. Sie werden wieder sagen: Krieg hat es immer gegeben und uns fehle der Sinn fürs Heldische. Wir wollen Ihnen mal sagen, wofür uns der Sinn fehlt: dafür, daß ein Tod, der durch stückweises Ausbrechen der Lunge eintritt, etwas Heldisches sein soll. Das ist einfach gegenseitiger Mord, wobei es nur darauf ankommt, wer die bessern Methoden entwickelt hat, also schneller an sein Ziel kommt.

Theaterfreund. Sie haben ganz recht, wenn Sie von Werner Krauß und seiner Leistung in dem neuen Hauptmann-Stück schwärmen. Krauß ist in der Tat mitreißend wie noch nie. Jeder Jüngling im Parkett fühlt sich als ein rüstiger Siebziger.

Neugieriger. Der Artikel von Leo Trotzki wird eins der Kapitel seines neuen Buches bilden, das demnächst unter dem Titel „Was nun? Schicksalsfragen des deutschen Proletariats" im Verlag von Anton Grylewicz, Berlin-Neukölln, erscheint.

Republikaner. Hitler ist nur in dem Maße stark, wie ihr schwach seid. Einer kann nur oben liegen — müßt ihr immer unten liegen —?

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Duesterbergs düstere Rolle von Carl v. Ossietzky

Der Hindenburg-Ausschuß zeichnet sich durch eine besonders ungeschickte Propaganda aus. Hitler spritzt Vitriol, das Hindenburg-Komitee Limonade. Man lese die Rede nach, die Landrat Gereke, der sonst für einen der größten Schlaufüchse der Grünen Front gilt, bei dem großen Presseempfang gehalten hat: „Wie kann man Hindenburg zum Vorwurf machen, daß jetzt in seiner Front auch Kreise stehen, die ihn 1925 nicht gewählt haben? Wolle man ausgerechnet von Hindenburg, der Zeit seines Lebens für die echte Volksgemeinschaft gerungen hat, erwarten, daß er jemanden zurückstößt, der sich unter dem Eindruck seiner Persönlichkeit zu ihm und damit zur deutschen Einigkeit bekennt?"

„Der Sieg ist ein Sack, den man mit Faustschlägen bearbeitet", sagte Marschall Foch, Hindenburgs glücklicherer Gegner. Herr Gereke redet, als gehe es nur darum, ein paar der alten Generalskanonen von Oberost zu bestricken, die heute von Hitler gegen ihren ehemaligen Vorgesetzten abgeprotzt werden. Es handelt sich aber darum, für die Kandidatur Hindenburg so gegen acht Millionen Sozialdemokraten zu gewinnen, von denen gewiß ein beachtlicher Prozentsatz lieber zu Hause bleiben möchte. Den Kandidaten hat es noch nicht gegeben, der „jemanden zurückstößt", der ihn wählen möchte, es müßte denn ein einzigartiges Mißverständnis vorliegen.

Diese ganze schüchterne Aufmachung der Hindenburg-Propaganda berechtigt zu einer etwas pietätlosen aber notwendigen Frage: Ist der Herr Reichspräsident überhaupt davon unterrichtet, daß er der Kandidat der Sozialisten ist? Hat seine Umgebung ihm davon Kenntnis gegeben? Oder glaubt er, der auf den Ehrenvorsitz beim Stahlhelm noch immer nicht verzichtet hat, vor der gleichen Truppe wie 1925 zu marschieren?

*

Jedoch Herr Oberstleutnant Duesterberg, der Chef des Stahlhelms, steht diesmal gegen Hindenburg. Der Kandidat Duesterberg zeichnet sich nicht durch politische Reize aus. Er vertritt jenes mißgelaunte spießerliche Patriotentum, das auf die Gongschläge der Weltgeschichte mit dem ewig gleichen verzogenen Mopsgesicht reagiert. So steigen jetzt beflissene Biographen in die ruhmreiche Vergangenheit des Mannes, und da sie nichts ans Licht fördern als gleichgültige militärische Beförderungsdaten, so teilen sie die mit, als hätte an diesen Tagen die Welt gewackelt.

Einer dieser Chronisten erzählt, Duesterberg habe 1918, während der Friedensverhandlungen in Bukarest, einen Konflikt zwischen Wilhelm-Straße und O.H.L. herbeigeführt. Er bemerkte nämlich eines Abends vor einem bekannten Amüsierlokal das Auto des Staatssekretärs von Kühlmann. Da mußte etwas geschehen. Duesterberg der edle Ritter fegte wie ein

Ungewitter zu der Heeresleitung hin. Die O.H.L. teilte die Entrüstung des puritanischen Offiziers und erhob Vorstellungen. So war der schönste Krach da.

Ob das, was man so gemeinhin Tugend nennt, wirklich existiert oder nur ein Hirngespinst grauer Moralisten ist, bleibe dahingestellt. Sicher ist nur, daß die Tugend nicht in Bukarest erfunden worden ist. Es gab da genug Generalstäbler, die es sich in der gemütlichen Verhurtheit der balkanischen Hohenzollern-Residenz wohl sein ließen, aber die Sittenstrenge der O.H.L. erwachte erst, als sich die Möglichkeit bot, die Herren von der als anti-annexionistisch verschrienen Friedensdelegation bei den Hammelbeinen zu kriegen. In der alldeutschen Presse, die am Strange Ludendorffs zog, waren furchtbare Geschichten zu lesen von den Sektorgien der Diplomaten; eine sehr unappetitliche aber sonst gut vaterländische Alkoven- und Matratzeninspektion setzte ein, und endlich regnete es Beleidigungsprozesse.

Ob Duesterberg, der Dunkelmann, damals den eignen harten Prinzipien folgend, den Angeber machte, ob er von der O.H.L. zum vorschriftsmäßigen Anstoßnehmen vor den Sündenpfuhl beordert wurde, wird niemals beantwortet werden. Hier schweigt Plutarch.

*

Von links gesehen wirkt die Kandidatur Duesterberg überflüssig und unverständlich, wie eine schwachsinnige Vereinsmeierei. Sie scheint nur die Aufspaltung der Harzburger Front zu demonstrieren. Von der andern Seite gesehen hat dagegen die Kandidatur Duesterberg durchaus ihren Sinn.

Sie sichert nämlich Hugenbergs überlegene Schlüsselstellung. Sie hindert das allzu ungemessene Wachstum von Hitlers Hausmacht, sie warnt ihn vor dem allzu vertrauensvollen Glauben an die Zahl, ruft ihm seine eigne Abhängigkeit von der Schwerindustrie und der Gesamtheit der Reaktion wieder ins Gedächtnis.

Hugenbergs Kalkulation mit Duesterberg ist jedenfalls sehr beachtlich. Denn sie macht ihn zum Herren über den zweiten Wahlgang. Auf der Rechten wird, und vielleicht allzu optimistisch, gerechnet, daß Duesterberg gegen drei Millionen Stimmen erhalten wird. Selbst wenn diese Zahl nicht herauskommen sollte, so wird doch gewiß eine Höhe erreicht werden, die Duesterberg-Hugenberg für den zweiten Gang ausschlaggebend machen kann. Dann wird Hindenburg sich Hugenbergs Diktat fügen müssen.

In gewissen Debattierklubs der Rechten wird die Situation nach dem ersten Wahlgang so dargestellt: Hindenburg hat die erste Stelle inne, Hitler weniger Stimmen als bei den Reichstagswahlen; so liegt die Entscheidung beim Wahlblock Schwarzweißrot, also bei Deutschnationalen und Stahlhelm. Die Schwarzweißroten aber sind nicht gesonnen, ohne beschworene Garantien für Hindenburg zu votieren. Sie fordern natürlich wieder die Umbildung des Kabinetts, die weitere Umgruppierung nach rechts: Groener, Reichskanzler; Brüning, Außenminister; Duesterberg, Wehrminister. Und da die preu-

ßischen Wahlen, die entweder gleichzeitig mit der Präsidentenwahl oder bald darauf stattfinden, keinen Sieg der alten Koalition mehr bringen können, so soll dort eine „Beamtenregierung" eingesetzt werden. Also eine Hugenbergregierung.

Die Gefährlichkeit solcher Pläne kann nicht leicht überschätzt werden. Das Bürgertum befindet sich weiter im Abmarsch nach rechts. Das bezeugt von neuem die jammervolle Katastrophe von Stresemanns schlechtestem Vermächtnis, der Deutschen Volkspartei, die sich wortwörtlich auflöst, so wie in dem alten Märchen das Schiff, das sich dem Magnetberg nähert. Heraus die Nägel und Schrauben und eisernen Klammern; die Planken, eben noch festgefügt, treiben im Wasser. Dieser Magnet ist der Fascismus.

*

Wir haben im vorigen Heft aufgefordert, für Thälmann zu stimmen, weil jeden Sozialisten und aufrichtigen Republikaner die Alternative „Hindenburg oder Hitler?" wie eine Perversität anmuten muß. Die Losung für die Kandidatur Thälmann schafft klarere Verhältnisse, indem sie alle zu sammeln trachtet, die sich weigern, die Ergebnisse von republikanischer und sozialdemokratischer Unfähigkeit wie eine Schicksalsfügung hinzunehmen. Eine möglichst große Stimmenzahl für Thälmann bedeutet nicht Sieg, wohl aber Ausblick. Die sozialistische Arbeiterschaft, an den Kinderwagen der Bonzokratie gewöhnt, muß von neuem gehen lernen.

Unsre republikanischen Freunde heben warnend den Pädagogenfinger und fragen: Was wird, wenn durch Thälmanns Sonderkandidatur etwa Hitler gewählt wird? Wir stellen eine andre Frage: Was wird, wenn Hindenburg gewählt wird?

Die Sozialdemokraten nehmen es als allzu selbstverständlich an, das bedeute die Beibehaltung des von ihnen tolerierten gegenwärtigen Zustandes. Geht aber Hindenburg mit den Hilfsvölkern des Stahlhelms in den Sieg, so bedeutet das wohl einen persönlichen Erfolg für ihn, jedoch eine Niederlage der Republik. Die Leute der Linken haben dann zwar Hindenburg gewählt, aber in Wahrheit Hugenberg in den Sattel gehoben. „Wählt am 13. März Duesterberg," erklärte Hugenberg vor ein paar Tagen im Sportpalast. „Was dann weiter zu geschehen hat, bitte ich freundlichst mir zu überlassen."

Man darf sicher sein, daß Brüning in jeden Schacher einwilligen wird, um die Kandidatur Hindenburg zu retten. Brüning hat neulich im Reichstag erklärt, er wäre bei den Verhandlungen mit Hitler bereit gewesen zu resignieren, nur habe er sich geweigert, den „gesamten Staatsapparat" an die Nationalsozialisten auszuliefern. Darum handelt es sich bei Hugenberg gewiß nicht. Hier wird die Form besser gewahrt bleiben. Hier kann Brüning im Interesse der heiligen Einigkeit ohne Gewissensskrupel verzichten.

Den Weg dazu bietet die Kandidatur Duesterbergs, eine Hintergrundssache gewiß. Aber wenn der erste Wahlgang unentschieden bleibt, wird über ihre Bedeutung kein Zweifel sein. Die Sozialdemokratie fragt nicht, fordert nicht. Die Hindenburgwähler torkeln ins Ungewisse

Wofür —? von Hanns-Erich Kaminski

Deutschland lebt bereits in der Atmosphäre des Bürgerkriegs, in der Luft liegt Panik, morgens und abends findet der Zeitungsleser in seinem Blatt die neuesten Kampfberichte. Das Land hat wieder einmal Blut gekostet, und es schmeckt ihm ausgezeichnet. Denn Blut gilt als eine Bestätigung für das Große und Schöne, es macht jeden Bluff, jeden Irrsinn heroisch, wenn es fließt, ach, es fließt niemals, es rinnt und sickert nur, aber wenn es vergossen wird, sei es fremdes oder auch eignes, so fühlen sich die Menschen erhoben und erhaben. Und diese Trunkenheit erfaßt immer weitere Kreise, schon rufen drei Viertel der Nation wie der Cyrano von Bergerac: „Ich schlage mich, ich schlage mich, ich schlage mich!" — man weiß allenfalls noch gegen wen, aber wofür, wofür, wofür?

Einen Augenblick schien es, als würde sich auch die Linke nun endlich aufraffen, und wer optimistisch genug ist, darf immer noch glauben, daß sich ihre Truppen wenigstens am Entscheidungstag zusammenfinden werden. Zu befürchten bleibt nur, daß dieser Entscheidungstag niemals kommt.

Was droht, ist ja nicht so sehr ein Putsch der Braunhemden, mit dem würden wir sehr bald fertig werden. Die deutsche Gegenrevolution gleicht weniger einem Bazillus, der von außen tiefer in den Volkskörper einfrißt. Es genügt deshalb nicht, alle Abwehrkräfte dagegen zu sammeln und zu organisieren, es genügt nicht einmal, es herauszuschneiden, man muß das Wachstum des Geschwürs verhindern und dem ganzen Körper neue Kräfte zuführen.

Der Nationalsozialismus bedeutet gewiß kein Ideal, aber seine Anhänger sehen es in ihm; sie glauben sogar an das Programm, das er nicht hat: jeder einzelne von ihnen ist überzeugt, im Dritten Reich werde es ihm besser gehen, denn jeder vermeint, zu der Elite zu gehören, die dann über das gemeine Volk herrschen wird.

Darum kann auch die Abwehr des Fascismus nicht bloß darin bestehen, den Massen der Nazis kommunistische oder sozialdemokratische oder, wenn es solche gibt, demokratische Massen entgegenzustellen. Das hieße, in denselben Fehler verfallen, den Ludendorff beging, in einen sehr deutschen Fehler. Auch Ludendorff sah nur Zahlen, ob es sich dabei um Geschütze, Munition, Tanks, Flugzeuge, Eisenbahnwaggons oder Soldaten handelte, war ihm gleichgültig. Niemals erfaßte er, daß auch der Soldat ein Mensch mit menschlichen Bedürfnissen und menschlichen Schwächen ist, er begriff nicht einmal, daß das Heer von 1918 ganz anders geartet war als das von 1914.

Zur Strategie gehört die Psychologie, und ohne Verständnis für das Seelische bleibt die stärkste Macht leblos und zur Niederlage verurteilt. Die Menschen wollen sich auf die Dauer nicht schlagen wie die Landsknechte, und der Rausch des Blutes übertönt niemals lange die Frage nach dem Wofür. Die Bereitschaft zu kämpfen und zu sterben kommt aus unerforschten Bezirken der Seele, aber es gibt sie; immer jedoch verlangt sie den vielleicht irrtümlichen Glauben, es lohne

sich, die vielleicht sinnlose Zuversicht, durch das dargebrachte Opfer werde alles besser werden; immer entspringt sie der Unterwerfung unter ein Gebot, das stärker erscheint als alle Bindungen und selbst als das Leben.

Solch ein Ideal ist der Antifascismus nicht, solch ein Ideal kann überhaupt keine Negation sein. Es muß ins Positive gewendet werden, und es darf nicht nur Forderungen an den einzelnen stellen, es muß ihm auch etwas verheißen. Sonst besteht die Gefahr, daß der Kampf gegen den Nationalsozialismus im Technischen stecken bleibt und völlig versagt, wenn sich die Kriegslage ändert und es etwa überhaupt keine der sogenannten Volksrechte mehr gibt, die erhalten werden sollen.

So labile Institutionen wie die deutsche Republik und gar die deutsche Demokratie sind gewiß immer noch wert, verteidigt zu werden; zu begeistern vermögen sie sicher nicht. Auch ein noch so gutes Arbeitsbeschaffungsprogramm, ja selbst die Löhne von 1929 sind noch kein Ideal, das die Massen vor den Lockungen der Reaktion und vor allem vor der Indifferenz zu bewahren vermag.

Aber der Antifascismus braucht gar nicht auf die Suche nach einem Ideal zu gehen noch etwa mikroskopische Untersuchungen darüber anzustellen, was denn eigentlich den Fascismus ausmacht und ob oder wie weit wir ihn schon haben. Das Programm nicht nur für die Abwehr sondern auch für den Angriff ist längst vorhanden, es wirkt auf die Menschheit seit bald einem Jahrhundert, und es hat alle Merkmale einer Religion für unsre Zeit. Dieses ideale Programm, dieser programmatische Idealismus ist der Sozialismus, man braucht ihn nur lebendig zu machen! So stark ist die Anziehungskraft, die das Wort schon ausübt, daß es ja sogar die Reaktionäre gestohlen haben!

Niemals aber war die Situation für die Konkretisierung des Sozialismus günstiger als jetzt. Ach Gott, man schämt sich fast, es niederzuschreiben, so banal und selbstverständlich klingt es. Aber merkwürdigerweise wird unter all den Forderungen, die täglich neu erhoben werden, nur eine nirgends gestellt: die Sozialisierung. Und dabei ist sie nur die logische und ökonomische Konsequenz der meisten Pläne, die augenblicklich diskutiert werden. Lediglich der Afabund ist jetzt darauf gekommen.

„Schulden kann man nicht sozialisieren", meinten 1918 Leute, die sich vor ihrer eignen Courage fürchteten, und heute sagen dieselben Leute wieder dasselbe. Aber warum kann man eigentlich nicht Unternehmungen ebensogut sozialisieren wie subventionieren, warum kann die Allgemeinheit nicht ebensogut ihren Gewinn erhalten wie sie heute ihren Verlust trägt? Freilich, der Sozialismus ist im Augenblick nicht zu verwirklichen. Aber was die englischen Sozialisten fordern, nämlich die Sozialisierung bestimmter Teile der Volkswirtschaft, ist auch im kapitalistischen System durchaus möglich. Und ist Deutschland, dessen gesamte Wirtschaftspolitik zwischen freier und gebundener Wirtschaft hin und her schwankt, denn noch ein kapitalistischer Staat im Sinne des Liberalismus?

Um zwölftausend Großgrundbesitzer zu retten, die doch nicht zu retten sind, werden Steuergelder vergeudet, Zollkriege geführt, die Lebensmittelpreise künstlich erhöht und die schwersten Eingriffe in bestehende Rechtsverhältnisse gemacht. Dabei ist Deutschland das einzige Land Europas, das nach dem Weltkrieg keine Agrarreform durchgeführt hat. In allen übrigen Ländern, außer in Frankreich, wo es schon seit hundert Jahren keinen Großgrundbesitz mehr gibt, sind die Latifundien zerschlagen worden, sogar in Ungarn hat man wenigstens einen Teil der Riesengüter für Bauernsiedlungen enteignet. Warum verlangt niemand, daß auch in Deutschland der Großgrundbesitz sozialisiert wird?

Weiter. Eine der wichtigsten Fragen ist gegenwärtig die der Devisenbeschaffung. Jeder zweite Mensch in Deutschland hat einen neuen Plan dafür ausgearbeitet, vorläufig aber fließen der Reichsbank die Devisen trotz der hohen Ausfuhr nur spärlich zu. Warum kommt nun eigentlich keiner auf die Idee, statt die Zahlungen im Außenhandel, den Außenhandel selbst zu bewirtschaften und ein sozialistisches Außenhandelsmonopol wenigstens für einige Waren zu schaffen. Für Getreide gibt es solche Außenhandelsmonopole in Jugoslawien und in Bulgarien.

Weiter. Die Bergwerke brauchen keine Sozialabgaben zu zahlen, zahlreiche Industrien können nur noch dank fortlaufenden Subventionen existieren, die Banken werden zum großen Teil mit öffentlichen Mitteln finanziert. Alle Welt spricht jetzt von Aufsichtsämtern, Staatskommissaren, Zwangskartellen, nur davon, diese Almosen empfangenden Unternehmungen zu sozialisieren, spricht niemand. Selbst Mussolini aber hat soeben die gesamte italienische Schiffahrt zu einer einzigen Gesellschaft zusammengeschlossen und unter Staatskontrolle gestellt.

Alle derartigen Sozialisierungsmaßnahmen wären vom marxistischen Standpunkt aus gewiß sehr anfechtbar, jedoch die richtige Sozialisierung ist überhaupt nur im sozialistischen System denkbar. In jedem Fall zeigt sich hier die Möglichkeit, Forderungen, die in die Zukunft weisen, in ein Sofortprogramm einzuarbeiten.

Im übrigen will ich hier kein Sozialisierungsprogramm entwerfen. Ich will nur auf ein Ziel hinweisen, das wahrhaftig immer noch das Ziel vieler Millionen ist. Worauf es ankommt, ist allein, es von neuem in den Vordergrund zu rücken. Denn es kann kein Trost für die Menschen, die hungern und darben, sein, daß es ihnen wieder so herrlich wie im Jahre 1929 gehen wird, wenn die Krise erst einmal vorüber ist, und daß sie kämpfen müssen, damit das kapitalistische System sich in Ruhe weiter entwickeln kann. Dagegen wäre es ein Trost und ein Ansporn, wenn man diesen Menschen sagte: „Ihr müßt Opfer bringen, vielleicht noch größere als die, zu denen Ihr jetzt schon gezwungen seid; aber Ihr bringt sie, damit die Betriebe Euer werden und damit Ihr, wenn die Krise vorbei sein wird, die Nutznießer der neuen Prosperität sein werdet so wie Ihr jetzt die Leidtragenden der Depression seid!" Dann würde sich zeigen, daß das deutsche Proletariat nicht weniger leidensfähig ist als das russische.

Man kann dem entgegenhalten, daß selbst ein begrenztes Sozialisierungsprogramm heute nicht durchführbar ist und daß es taktisch nicht klug wäre, in diesem Augenblick dafür einzutreten. Aber viele Forderungen sind nicht immer gleich durchführbar und werden dennoch erhoben, und je lauter sie erhoben werden, je mehr sie begeistern können und begeistern, desto mehr von ihnen wird schließlich zur Wirklichkeit. Und die Taktik? Ja, wo sind denn die Erfolge der bisherigen Methode, immer „besonnen" zu bleiben, Rücksichten zu nehmen und Zugeständnisse zu machen? Hat man etwa schon die Formel gefunden, die die Mittelparteien an die Linke bindet? Und ist es überhaupt klug, nur für den einen Fall des Putsches vorzusorgen und nicht daran zu denken, daß man schon Ostern oder Pfingsten vor einer ganz neuen, wenn auch „legalen" Situation stehen könnte? Was wäre das für eine tragische Situation, wenn die deutsche Linke dann programmlos und folglich aktionsunfähig den Ereignissen gegenüberstünde!

Die Sozialisierung wäre die Parole, unter der sich die marxistische Front, die bisher leider nur in der Einbildung ihrer Gegner besteht, sammeln könnte. Freilich, auf die demokratische Bourgeosie, die es angeblich noch in der Mitte geben soll, müßte man verzichten. Doch dafür brauchte man nicht mehr nach der Formel zur Verständigung mit den demokratischen und katholischen Arbeitern rechts von der Sozialdemokratie zu suchen; sie würden von selber kommen.

Gewiß: auch ein großes Ideal und ein davon inspiriertes handfestes Programm allein genügen nicht. Aber sie erst können den Kampf gegen den Fascismus zu einem Erlebnis machen, das immer wachsende Massen in seinen Bann zieht.

Der breite Rücken von Theobald Tiger

‚Weltbühne', 25. März 1930

Und wenn der böse Feind kommt, kriechen alle
rasch hinter diesen breiten, alten Mann...
Gedeckt sehn sie auf die Krawalle
und freun sich, daß man ihnen da nichts machen kann.

Sie schützen nicht. Sie lassen sich nur schützen.
Sie starren wie behext: „Die Augen links!"
dann ziehn sie übers Ohr die Zipfelmützen —
es lächelt stumm die Paragraphen-Sphinx.

Sie schützen nicht. Sie machen täglich Pleite.
Die Fahne liegt zertreten und zerfetzt.
„Ätsch! aber ER ist auch auf unserer Seite!
Na, Hitler? Männeken? Was sagst du jetzt?"

Wie sind sie mutig, diese lieben Kleinen!
Die Reichswehr wird zersetzt. Es knackt das Haus ...
Sie aber stehen zwischen seinen Beinen
und stecken lächelnd ihren Kopf heraus.

Wir brauchen Arbeit, Ruhe in Betrieben.
Es dröhnt ein Land. Wer sichert uns den Sieg?
Ein alter General ist uns geblieben
als letzte Hoffnung dieser Republik.

Die Verschwörung der deutsch-französischen Rechten

von W. Colepepper

II

Hitler und Frankreich

Während in Genf deutsche und französische Delegierte Theaterduelle ausfechten; während die beiden Delegationen versuchen, einander Alliierte zu stehlen; während Italien, genau wie 1914 und 1915 sich dem Meistbietenden zu verkaufen bereit ist — bauen die deutsche und die französische Industrie Kartelle und „sichern den Frieden", indem sie über eine eventuelle teilweise Wiederaufrüstung Deutschlands mit einer Beteiligung von 25 bis 30 Prozent der französischen Industrie verhandeln. All das nennt sich „deutsch-französische Annäherung". Der Friede wird aber erst dann perfekt sein, wenn man einen neuen, gemeinsamen „Erbfeind" gefunden hat, was sicher nicht sehr schwer sein wird. Trotz der Eile der Kommunisten ist man heute noch nicht so weit, Rußland als diesen gewünschten Erbfeind zu betrachten.

Man versteht also, daß unter derartigen Umständen die Rechte zu beiden Seiten des Rheins bestrebt ist, die Macht beizubehalten, ihre Lage zu festigen und aus diesem Frieden eine Kriegsgefahr zu machen. In dem vorhergehenden Artikel haben wir gezeigt, wie die Tardieu, Laval und Kerillis planen, diese Operation durchzuführen. In Deutschland ist die Lage nicht die gleiche. Momentan besteht keinerlei Gefahr, daß die Linke zur Macht gelangt. Doch beschäftigt die Herren ein andres Problem: Hitler und sein Nationalsozialismus. Das bedeutet nicht, daß Hitler für gefährlich gehalten wird. Als internationale Drohung ist er sogar ein wunderbares Geschäft, und Herr Schneider-Creusot weiß recht gut, warum er ihn subventioniert. Wenn es gelingt, einige seiner Seitensprünge zu korrigieren, wird er ganz gut in die Linie passen. Doch von Krupp bis Schneider-Creusot, von Vögler und Wiskott bis Peyerimhoff und Duchemin, fürchten alle, daß Hitler ein Wegbereiter des Bolschewismus werden könnte. Werden sich die pauperisierten Kleinbürger von Hitler nicht in die Arme der Kommunisten flüchten? Deshalb ist Hitler eine deutsch-französische Angelegenheit, die man gemeinsam regeln muß, genau so wie ein Kartell.

*

Als die deutschen Industriellen zum ersten Mal die Güte hatten, Hitler ins Ohr zu flüstern, er solle doch mit Frankreich reden, da brach im hohen Lager der Nationalsozialisten flammende Entrüstung aus. Da hat man also eine grandiose Bewegung geschaffen, um das Vaterland zu befreien, und nun soll man sie an Frankreich verkaufen! Unterstützt von jenem Teil der deutschen Industrie, der überhaupt und prinzipiell gegen jede Verständigung mit Frankreich ist, organisierte Hitler die passive Resistenz. Die „zukünftige Regierung" trat zusammen und zum ersten Mal in ihrem Leben mußte sie selbständig denken. Schwere Geburtsstunden. Mit Paris verhandeln? Unmöglich! Moskau kommt nicht in Betracht. Die Herren In-

dustriellen haben doch nicht jahrelang gezahlt, damit man heute die politischen Geschäfte der Bolschewiken mache. Mit Moskau verhandeln, das wäre noch viel delikater als mit Paris. So blieb nur Rom und London. In Rom aber teilt der Papst die Ansicht der Herren Krupp und Peyerimhoff und betrachtet Hitler als einen Vorläufer des Kommunismus. Mussolini hingegen braucht Geld, das ihm Frankreich sehr gut verschaffen kann, und er bleibt kühl. So schickte die „zukünftige Regierung" den designierten Außenminister Rosenberg nach London. Der Erfolg, den er dort zu verzeichnen hat, ist ein ähnlicher, den Grock auf seinen Tourneen erringt, und der Schatzkanzler Neville Chamberlein hat ihn folgendermaßen charakterisiert: „Seit wann betreibt man Politik mit Säuglingen?"

Der designierte Außenminister reiste also nach München zurück. Die „zukünftige Regierung" trat abermals zusammen und mußte erfahren, daß Europa nicht so groß ist, wie es von München aus erscheint. To be or not to be... Und so beschloß man also, tiefe Trauer im Herzen, „mit Frankreich zu sprechen". Man versteht die Notiz amerikanischer und englischer Journalisten, die um diese Zeit Hitler im Kaiserhof bei einer Ansprache an die Auslandspresse erlebten; sie schrieben, Hitler habe „Schaum vor dem Munde gehabt, als er von Frankreich sprach".

*

So begannen die Unterhandlungen mit Frankreich. Doch wollen wir zuerst den Lesern dieser Zeitschrift den Mann vorstellen, von dem es in den politischen und journalistischen Milieus von Paris heißt, er habe als Erster im Namen Frankreichs mit Hitler Rücksprache gehalten. Er heißt Max Hoschiller, ist stellvertretender Sekretär der deutsch-französischen Wirtschaftskommission und Strohmann des aus dem Comité des Forges hervorgegangenen Botschafters François-Poncet. Charakteristisch für Hoschiller ist folgendes: Man weiß niemals, ob er in eine Sache verwickelt ist, weil sie dunkel ist, oder ob die Sache dunkel ist, weil Hoschiller mitten drinn steckt.

Herr Max Hoschiller ist in Lemberg geboren und stammt von einem österreichischen Vater und einer russischen Mutter. Er mußte sich der Musterungskommission in Lemberg stellen. Später kam er nach Frankreich und arbeitete in der anarchistischen Arbeiterbewegung. Er schrieb flammende Artikel in der revolutionären Zeitung Gustave Hervés unter dem Pseudonym Roudine. Bei Kriegsausbruch verläßt Hoschiller Frankreich nicht. Sonderbarerweise wird dieser Oesterreicher weder interniert noch ausgewiesen noch sonstwie belästigt. Er hat gute Protektion.

Vor dem Krieg schon bestand zwischen der deutschen und der französischen Rüstungsindustrie ein Übereinkommen, demzufolge im Kriegsfalle zwischen Deutschland und Frankreich das Eisenbassin von Briey und die Fabriken weder von deutscher noch von französischer Artillerie bombardiert werden dürften. Es waren die Deutschen, die 1914 Briey besetzten; die Franzosen respektierten den geheimen Vertrag. Offiziere des Generalstabes, im Einvernehmen mit dem Comité des Forges,

wachten darüber, daß das Erzbecken von Briey nicht beschossen werde. Flieger, die 1915 Briey dennoch mit Bomben belegten, wurden bestraft.

Damals, mitten im Krieg, gab es jedoch gewisse pariser Zeitungen, wie zum Beispiel ‚L'Oeuvre', die das Spiel des Comité des Forges und der deutschen Schwerindustrie durchschauten und das schändliche Einverständnis der deutschen und französischen Rüstungsindustrie denunzierten. Trotz der Pressekampagne der Linken weigerte sich im Jahre 1915 der französische Generalstab, Briey zu beschießen. Das französische Publikum beunruhigte sich. Da erschien im ‚Temps', dem Organ des Comité des Forges, eine Serie wirtschaftlicher Artikel, in denen versichert und mathematisch nachgewiesen wurde, daß die deutsche Armee in Briey kein Kilogramm Eisen fördern könne, was der Wahrheit natürlich nicht entsprach. Diese Artikel waren von Max Hoschiller gezeichnet. Sie waren auf Geheiß des Comité des Forges geschrieben worden, an dessen Spitze als Generaldirektor mitten im Krieg ein Deutscher stand, Herr Goldsberger. Heute ist der Mann noch immer Bevollmächtigter des Comité des Forges.

Briey wurde nicht bombardiert, Krupp und de Wendel konnten während des ganzen Krieges ihre einträgliche Zusammenarbeit aufrechterhalten. Wer diesen wirklich unglaublichen Tatsachen skeptisch gegenübersteht, möge in das Sitzungsprotokoll der französischen Kammer vom 24. und 31. Januar 1919 Einsicht nehmen.

Später finden wir Hoschiller auf der Konferenz von Genua wieder, und niemals hat man von seinem Treiben dort erfahren. Böse Zungen, denen man natürlich nicht glauben soll, behaupten, er hätte dort im Auftrag des Erkundungsbureaus im Kriegsministerium die Russen beobachtet. Im Jahre 1923 erhält er schließlich eine feste Beschäftigung. Als Krupp von Bohlen bei der Ruhrbesetzung wegen der essener Zwischenfälle festgehalten wurde, wurde der lemberger Franzose Hoschiller beauftragt, das Verhör des großen deutschen Industriellen zu führen. Stand Herr Hoschiller diesmal nicht im Dienste des Erkundungsbureaus? Und dies ist derselbe Mann, der heute als stellvertretender Sekretär der deutsch-französischen Wirtschaftskommission fungiert.

*

Bei Herrn Hoschiller ist man sich niemals klar, in wessen Auftrag er handelt: ob für die Regierung, das Comité des Forges oder irgend eine mehr oder weniger offiziöse Stelle; dies gestattet jedenfalls all denen, die an diesen Verhandlungen interessiert waren, zu erklären, er hätte keineswegs in ihrem Namen mit Hitler verhandelt. Auch Herr Hoschiller wird sicher ein Dementi abgeben müssen. Doch bezweifeln wir nicht, daß er tatsächlich der geeignetste Mann ist, mit den Nazis zu verhandeln; schon seine jüdische Herkunft prädestiniert ihn dazu, und außerdem ist er ein alter Landsmann Hitlers. Wir begnügen uns damit, einfach wiederzugeben, was in pariser politischen Zirkeln erzählt wird.

Man kann sich sehr gut vorstellen, wie sich die Szene abgespielt hat. Im Grunde genommen kamen sie zusammen, um sich gegenseitig „zu informieren". Hitler, der große Diplomat, entrollte sein Programm: Abschaffung des Versailler Vertrags und der „Tribute", polnischer Korridor, Kolonialfrage, Kriegsschuldlüge. Der lemberger Franzose, heißt es, war schlauer. Er schlug vor, anstatt mit dem Erisapfel Fangball zu spielen, eine gemeinsame Basis zu suchen. Und Hitler hatte keinen Schaum mehr vor dem Munde. Man versichert, daß er im Gegenteil einfach begeistert war. Und die beiden brauchten nicht lange zu suchen, was wohl zwei Lakaien der Industrie vereinen könnte. Bekämpfen nicht beide die bolschewistische Gefahr? Na, also! Kurz und gut, beide wurden sich über die große Gefahr einig und über die Notwendigkeit, sie mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu bekämpfen. Und siehe da: einige Stunden später erklärte Hitler im Kaiserhof der amerikanischen Presse, er wolle Deutschland gegen den Bolschewismus immun machen. Wirklich ein großer Staatsmann! Aber als der österreichische Franzose nach Paris zurückkam, erklärte er überall ganz offen: Hitler sei der größte Idiot, den er jemals gesehen habe.

Nachdem sich also der unglückliche Diplomat Hitler den Weg nach Rom und London versperrt hatte, fiel er plump in die Falle, die ihm die verbündete deutsche und französische Industrie gelegt hatte. Eines Tages wird man wahrscheinlich sagen, daß die Dekadenz Hitlers von da an datiert, wo er politischer Gefangener der Industrie und der „wirtschaftlichen Zusammenarbeit Deutschlands und Frankreichs" geworden sei.

Die Tage vergingen, und der Franzose aus Lemberg kam nicht wieder. Die „zukünftige Regierung", die die Lage noch nicht ganz erfaßt hatte, beschloß eine neue Aktion, um Frankreich zu gewinnen. In Paris arbeitete der französische Hitlerfreund Robert Fabre-Luce und versuchte mit wenig Erfolg, den Gesandten Hitlers, den Abgeordneten Schulz-Wilmersdorf, in jene politischen Salons einzuführen, wo man heute scharfe Propaganda für die Habsburger treibt. Die Regierung Laval ließ diesen Gesandten indirekt sondieren und kümmerte sich dann nicht weiter um ihn.

Da nahm sich schließlich Hauptmann Göring, die rechte Hand Hitlers, der Sache an und erschien bei François-Poncet. Dieser behauptet, er habe Göring und seine Freunde nicht offiziell empfangen sondern bloß als Privatmann. Geben wir uns mit dieser feinen Nuance zufrieden. Tatsache ist, daß Göring und seine Freunde François-Poncet drei Mal hintereinander besucht haben. Genau drei Mal. Dies bedeutet immerhin, daß zwischen François-Poncet und Göring, sagen wir, eine zusammenhängende Besprechung stattgefunden hat. Doch hat sich auch François-Poncet — dies muß man wohl anerkennen — sehr reserviert gehalten, viel zu reserviert für die Nationalsozialisten, während Göring, ganz wie der große Diplomat Hitler gegenüber Hoschiller, sein Programm restlos ausleerte. Diesmal handelte es sich nicht mehr darum, Versailles und die „Tribute" abzuschaffen und Deutschland seine Kolonien und

den Polnischen Korridor wiederzugeben; François-Poncet stellte ganz präzise Fragen. Göring holte die Antworten und versprach im Namen Hitlers alles, was der andre nur wollte: er erkannte an, daß Elsaß-Lothringen endgültig Frankreich gehöre, er versprach, daß eine nationalsozialistische Regierung nicht nur keinen Krieg gegen Frankreich führen werde, sondern die unterzeichneten Verträge, das heißt, den Youngplan, anerkennen und nicht versuchen werde, durch Gewalt den Versailler Vertrag abzuändern. Also vollständige Kapitulation. François-Poncet konnte nichts andres tun, als diese Erklärung zur Kenntnis zu nehmen und seiner Regierung mitzuteilen.

So wurde die deutsch-französische Hitleraffäre von der deutsch-französischen Schwerindustrie erledigt; Hitler konnte selbst seine Pläne in Düsseldorf vor den Industriemagnaten entwickeln. Ein Vertreter des Comité des Forges wohnte diskret der Sitzung bei. Der Bericht dieser Sitzung fand bei den französischen Industriellen in Paris eine günstige Aufnahme. Hitler hat heute nichts andres zu tun, als den Befehlen des Großkapitals zu gehorchen. Morgen wird er das werden, was seine deutschen und französischen Geldgeber aus ihm zu machen belieben.

Die beleidigte Reichswehr von Ludwig Quidde

Sehr geehrte Redaktion. Sie sind verwundert, daß der Reichswehrminister gegen Ihren Verantwortlichen eine Klage wegen Beleidigung der Reichswehr angestrengt hat, da Ignaz Wrobel in einem kleinen Artikel „Der bewachte Kriegsschauplatz" geschrieben hatte:

> Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder.

Sie hätten recht, verwundert zu sein, wenn wir noch im alten kaiserlichen Deutschland lebten, oder wenigstens, wenn ein Kriegsminister des Königsreichs Bayern berufen wäre, die Ehre der Armee gegenüber der Presse zu wahren. Das erscheint Ihnen nun vielleicht verwunderlich und nicht recht glaublich. Ich werde es Ihnen an einem Beispiel beweisen.

Von dem Drama von Fuchsmühl, das einst in ganz Bayern eine gewaltige Erregung hervorrief und über die Grenze des Landes hinaus Aufsehen erregte, werden Sie schwerlich etwas wissen? Sie sind dazu zu jung und die meisten Ihrer Leser ebenso. Ich muß also kurz erzählen.

Am 30. Oktober 1894 rotteten sich die Bauern von Fuchsmühl zusammen und zogen in den zum Gute Fuchsmühl gehörenden Wald, um dort Holz zu schlagen, worauf sie auf Grund alter Forstrechte einen Anspruch zu haben meinten, während der Gutsbesitzer, ein Herr von Zoller, der das Gut als „Kronlehen" der Krone Bayern besaß, diesen Anspruch bestritt. Der Bezirksamtmann von Tirschenreut bot gegen die Bauern Militär auf. Die Soldaten vom 6. Infanterie-Regiment gingen mit dem Bajonett vor, und zwei Bauern wurden zu Tode „gestupft". In ganz Bayern erhob sich eine ungeheure Ent-

rüstung, und die Presse gab ihr sehr ungeschminkt Ausdruck. Die Kritik richtete sich besonders auch gegen das Militär. Was passierte darauf?

Bei verschiedenen Amtsgerichten wurde gegen die Preßsünder Anklage wegen „groben Unfugs" erhoben. Der Grobe-Unfug-Paragraph war in jener Zeit ja Mädchen für alles. In diesem Fall war besondere Veranlassung gegeben, ihn in Anspruch zu nehmen. Hätte man wegen Beleidigung der Armee, der Beamten und des Herrn von Zoller oder auf Grund des § 131 des Strafgesetzbuches wegen Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen geklagt, so wäre der Prozeß vor ein Schwurgericht gekommen; denn für alle Preßvergehen war in Bayern das Schwurgericht zuständig. Bayrische Geschworene aber hätten sicher freigesprochen. Deshalb klagte man nur wegen groben Unfugs, der zu den „Übertretungen" gehört, und entzog so, das darf man ruhig sagen, die Angeklagten ihrem ordentlichen Richter. Am 28. Dezember kam die Anklage gegen die verantwortlichen Redakteure von sechs münchner Zeitungen vor dem Amtsgericht München zur Verhandlung. Unter ihnen befand sich der Redakteur der ‚Münchener Post', Eduard Schmid, der spätere Oberbürgermeister von München. Gegen ihn wurden nicht weniger als sieben Anklagepunkte vorgebracht, unter ihnen der, in einer Polemik gegen die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' den Militarismus eine auf den innern und äußern Feind dressierte Bestie genannt zu haben. Das Amtsgericht sprach ihn in fünf Fällen frei und verurteilte ihn in zweien zu je zwanzig Mark Geldstrafe.

Und der Kriegsminister? Zunächst schwieg er. Als aber im nächsten Herbst der Landtag zusammentrat, kam in einer der ersten Sitzungen die Interpellation des Zentrumsführers Schädler wegen des „Aufruhrs in Fuchsmühl" zur Verhandlung, und dazu nahm natürlich, am 4. Oktober 1895, auch der Kriegsminister Freiherr von Asch das Wort. Er begründete unter anderm, weshalb eine oberpfälzische Zeitung aus der Kaserne in Amberg verbannt sei, und schloß daran folgende Bemerkung:

> Ich gestatte mir hier zu erwähnen, daß ein münchner Blatt die Armee als eine auf den innern und äußern Feind dressierte Bestie bezeichnete. Auch gestern noch sah sich der Abgeordnete Grillenberger veranlaßt, zu erwähnen, daß es wohl angezeigt gewesen wäre, Fuchsmühl auf dem Oktoberfest vorzuführen und die tapfern Sechser dem Volke zu zeigen. Meine Herren, als eine ernste Bemerkung kann ich das nicht auffassen, und Witze zu machen, dazu scheint mir denn doch das ganze Drama zu düster angelegt.

Sonst kein Wort. In dieser würdigen Weise, nicht durch eine Beleidigungsklage oder durch Entfesselung eines Entrüstungssturmes namens der Armee begegnete der Minister Presseäußerungen, die fraglos direkt beleidigend waren und ihm selbstverständlich als schwere Exzesse erscheinen mußten.

Heute sind die Herren vom Militär viel empfindlicher, entrüsten sich und rufen nach dem Staatsanwalt. Sie teilen diese Empfindlichkeit allerdings mit andern Kreisen. Als ein sehr bekannter und angesehener Völkerrechtslehrer als Sachverständiger beim Reichsgericht einmal ganz harmlos vom Krieg die ihm geläufige Bezeichnung „organisierter Massen-

mord" brauchte, fuhr der Vorsitzende in heller Empörung auf, und der Sachverständige, der bis dahin mit Aufmerksamkeit und Achtung angehört worden war, hatte es, wie mir der Verteidiger erzählte, vollständig verspielt. Wir werden das, so betrübend es ist, zugleich sehr komisch finden. Kein vernünftiger Mensch kann doch bestreiten, daß der Krieg ein organisierter Massenmord ist, mag man auch den Ausdruck als Definition des Krieges ungenügend, weil unvollständig, finden.

In dem Satz: „Soldaten sind Mörder" eine Beleidigung der deutschen Reichswehr zu finden, ist wirklich schon der Gipfel der Unvernunft. Der Satz soll doch für Soldaten aller Nationalitäten gelten und offenbar für alle Kriegsteilnehmer, nicht nur für die Berufssoldaten; er soll den Gedanken, daß der Krieg Mord ist, in besonders scharf geprägter Form zum Ausdruck bringen. Ob mit Recht, darüber mag man streiten. Aber deshalb wegen Beleidigung klagen, das heißt nicht nur, sich lächerlich machen, sondern auch die Freiheit des Wortes knebeln. Das werden wir nicht aufhören, weiter zu behaupten, auch wenn ein deutsches Gericht der Klage Recht geben sollte, denn von deutschen Gerichten sind wir nachgrade gewohnt, daß sie in politischen Prozessen verurteilen, was wir für Recht halten, und freisprechen, wo für uns empörendes Unrecht nach Vergeltung schreit.

Warum aber sind Militärbehörden und vom Militarismus infizierte Gerichte heute bei Beurteilung von Angriffen auf das Soldatentum und auf Kriegführung so viel unduldsamer als in den Zeiten des alten Militarismus im kaiserlichen Deutschland? Damals schien dessen Stellung so unerschütterlich, daß seine Vertreter geringschätzig von oben herab Angriffe ignorieren konnten. Heute wissen die Vertreter des alten Militärgeistes, daß der Boden unter ihren Füßen wankt. Sie fühlen sich unsicher und rufen deshalb nach dem Staatsanwalt, versuchen deshalb mit Strafen den Geist der konsequenten Kriegsgegnerschaft in Fesseln zu schlagen. Daß heute Herr Groener daran denkt, eine Beleidigungsklage zu stellen, wo Herr von Asch sich damit begnügte, Angriffe niedriger zu hängen, ist freilich ein kläglicher und beschämender Rückschritt auf militärischer Seite, bezeugt aber die Fortschritte, die wir machen. Der Antimilitarismus marschiert und der Militarismus versucht in ohnmächtiger Wut, ihn in die Waden zu beißen. Ists nicht so?

Wo ist das zu lesen?

Bei Hugenberg —?

Bei Rosenberg —?

Wir haben für die ‚Weltbühne' und den widerwärtigen Literatenklüngel, der dort giftgeschwollen witzelt, nicht einen Funken Sympathie; Groeners Abscheu vor diesen Herren kann nicht größer sein als der unsre. Und doch bedauern wir die dauernden Prozesse gegen die ‚Weltbühne'. Damit nützt man der deutsche Sache gar nichts, man pumpt nur die eitlen Literaten zu einer von ihnen ersehnten, aber nie verdienten Wichtigkeit auf.

Atsch — im sozialdemokratischen ‚Hamburger Echo' vom 2. 3. 32.

Noch einmal Oslo von Adolf Behne

Das System der Rückversicherungen

Ehe wir uns nach Oslo begeben, machen wir einen kleinen Rundgang durch National-Galerie und Kronprinzenpalais. In beiden Häusern sind die Mittelgeschosse neu geordnet. Justi ist ein Museumsmann von Geschmack, er macht manches ganz ausgezeichnet. Wir erkennen mit Dank an, daß er jetzt Karl Blechen, in dem die Deutschen einen großen Meister besitzen, den sie noch kaum kennen, besser herausgestellt und daß er endlich alle Franzosen von Millet bis Cézanne zusammengehängt hat. Sehr schön ... aber was ist im ersten Corneliussaal los? Da hängen, neu aus den Depots ausgebuddelt: die „erste Tanzstunde" (Vautier), der „Salontiroler" und „Andreas Hofers Ausmarsch" (Defregger), „Wie die Alten sungen" (Knaus) ... und wahrhaftig: da hängt Anton von Werners blonder Husar am französischen Kamin von 1870, Etappe vor Paris, schlimmster wilhelminischer Kitsch. Wäre das Bild künstlerisch hervorragend, dann wäre die Ausgrabung gerechtfertigt. Wäre es auch nur malerisch interessant: in Gottes Namen. Aber es ist eine öldruckhafte Grauslichkeit. Warum holt es Justi eben jetzt aus dem Keller hervor? Derselbe Justi, der für Nolde und Feininger begeistert ist? Rückendeckung. Politik. Im Falle des Falles!

Wir gehen in das Kronprinzenpalais und erleben im Mittelgeschoß eine andre erstaunliche Überraschung: Spiro, Hübner, Rhein, Kampf, Purrmann, Moll, Großmann, Franck, Krauskopf, Kohlhoff, die ganze Sezession, alle die Maler, die Justi nach Oslo nicht mitnahm — hier hängen sie komplett auf den besten Plätzen. Übrigens fehlt auch hier die Rückendeckung nicht, nach der andern Seite, im Falle des andern Falles: ganz hinten ein „proletarisches" Kabinett: Kollwitz und Zille.

Die Ausstellung in Oslo nennt sich „neuere deutsche Kunst". Das Kronprinzenpalais sammelt „neuere deutsche Kunst". Wieso ist die Ausgabe neuerer deutscher Kunst in Oslo so ganz anders als in Berlin? Bitte, welche Ausgabe vertreten Sie, Herr Geheimrat? Wenn die Spiro, Hübner, Kampf, Franck, Rhein Ihnen so wichtig sind, daß Sie in Berlin das ganze Mittelgeschoß für sie einräumen, warum lassen Sie sie für Oslo aus? Andersrum: wenn Sie und Ihr Kustos Thormählen so stolz sind auf den Mut, mit dem Sie in Oslo nur die wahre, echte, reine deutsche Kunst gezeigt haben, warum ist dieser Mut nur ein Exportartikel? Warum dann die Heimlichkeit der Vorbereitungen für Oslo? Sollte die Möglichkeit eines offenen Vergleichs der beiden Ausgaben erschwert werden?

Nachdem die ‚DAZ.' ihn so herzlich dazu ermuntert hat, erklärt Thormählen, er nehme selbstverständlich die volle Verantwortung für Oslo auf sich, um sie im gleichen Atemzuge auf Edvard Munch und den Vorstand des Künstlerhauses in Oslo abzuladen. Die Herren hätten bestimmte deutsche Maler erbeten. Ihr gutes Recht. Aber Pflicht der Staatlichen Galerie war, es den Herren in Oslo zu sagen, wenn ihre Liste etwa einseitig und schief war. Wenn morgen das Künstlerhaus in Sofia kommt und eine Ausstellung neuerer deutscher Kunst von der Galerie erbittet und vielleicht nur die Namen Purrmann, Moll, Kohlhoff, Spiro nennt ..., wird die Galerie solche Ausstellung machen? Die Galerie hat unter allen Umständen die Pflicht, die neuere deutsche Kunst im Auslande so auszustellen, wie sie sie im Inlande vertritt, und keine tapfere Berufung auf Munch oder das Künstlerhaus in Oslo kann sie von dieser Pflicht befreien. Übrigens ist in der Erklärung des osloer Künstlerhauses vom 2. Januar 1932, die man als die übliche Rückendeckung verwendet, kein einziger Künstlername genannt.

*

Unter der Marke „Nachimpressionismus" hat man in Berlin für Oslo ein Material zusammengestellt, das den stammverwandten Germanen dort oben beweisen sollte, wie nordisch wir sind, wie frei von jedem gallischen Einfluß. Man hat mit dem Namen Edvard Munchs einen wahren Verbrüderungskult getrieben und hat die Rolle, die Munch unleugbar einmal für unsre expressionistische Epoche gespielt hat, ins Groteske übertrieben. Man glaubte, damit die Herzen der Nordländer im Sturme zu erobern, unsern westlichen Nachbarn aber krank zu ärgern.

Und der Erfolg?

Hören wir zunächst Herrn Thormählen:

„Wichtig allein ist die nicht mehr aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß diese Ausstellung die bisher in Norwegen unumstrittene Vormachtstellung der pariserischen Kunst entscheidend erschüttert hat. Das konnte nur durch rücksichtsloses Beiseitelassen aller der deutschen Maler geschehen, die als Schüler und Folger der Franzosen ihren Stil gebildet haben, und mögen sie in Deutschland noch so berühmt und noch so trefflich organisiert sein. ‚Einseitigkeit und Willkür' war entschiedene Zielsetzung, die zum Erfolge führte." ‚Berliner Tageblatt', 22. Februar 1932.

Hören wir nun Oslo:

„Bei der Eröffnung der deutschen Ausstellung wurde wiederholt Edvard Munch genannt. Man sollte deshalb glauben, daß man auf der Ausstellung Einflüsse unsres großen Landsmannes merken würde. Das ist aber nicht der Fall. Mit Ausnahme einer Malerei von Wolf Hoffmann: ‚Sägewerk', das gewissermaßen an Munch erinnern kann, ist festzustellen, daß sich im Gegenteil ganz andre Einflüsse geltend machen, unter anderm von der französischen Kunst, daß die Entwicklung sich aber geformt hat als ein Bestreben, Ausdrücke zu finden, die von deutschem Geist geprägt sind, ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, national betont zu sein." ‚Dagbladet', 11. Januar 1932.

„Es ist gesagt worden, daß die Ausstellung unter anderm die Bedeutung Munchs für die moderne deutsche Kunst zeigen sollte. Munch ist auch deutlich merkbar in einzelnen Fällen. Aber im Großen gesehen zeigt die Ausstellung in höherm Maße das Schwanken der Nachkriegszeit zwischen Osten und Westen, zwischen zwei Kulturen, zwei Weltauffassungen." ‚Norges Fremtide', 11. Januar 1932.

‚Nationen' vom 16. Januar polemisiert gegen Thormählens Behauptung, „daß der Einfluß von Cézanne (in Deutschland) seine Grenzen erreicht zu haben scheine, während van Gogh und Munch noch lange ihre Wirkung behalten werden". Sein Kritiker meint dazu: „Es kommt mir doch etwas einseitig vor, diese beiden so stark zu betonen. Die Klarheit und aufrichtige artistische Freude, die so vieles von dieser Kunst prägt, kann auch auf andre Quellen zurückgeführt werden. Man sieht ja deutlich sowohl Gauguin wie Matisse als einen nicht allzufernen Ausgangspunkt."

Und Munch selbst? „Es gab (kürzlich im gleichen Künstlerhaus) eine wunderbare Auswahl jüngerer französischer Kunst. Man sah darin ähnliche Bestrebungen wie in der deutschen Kunst, so wie wohl in ganz Europa. Man kann jetzt wohl von einer europäischen Kunst sprechen." ‚Dagbladet', 3. Februar.

Wenn ich einige Urteile über einzelne Maler aus den osloer Kritiken anfüge, so identifiziere ich mich selbstverständlich nicht ohne weiteres mit ihnen. Es kommt ja hier nur darauf an, zu zeigen, wie der stammverwandte Norden reagiert.

‚Landmaal' (12. Januar), ein Blatt der Bauern und Arbeiter, über Franz Marc: „Er ist vielleicht mehr als irgend ein andrer deut-

scher Maler vom französischen Geschmack und von den Theorien der kubistischen Franzosen beeinflußt worden"; und über Kokoschka: „Vielleicht der beste Maler, den die Schau überhaupt vorstellt. Aber er steht allein, vielleicht weil slawisches Blut in seinen Adern fließt." Vom Ganzen der Ausstellung heißt es hier: „Deutsche Urkraft... wir wünschen jedenfalls nicht, daß du ‚über alles' wirst. Es ist der Ruf der Cimbern."

Einige Urteile über Nolde: „Die Freunde Noldes behaupten, daß in dieser stark seelisch betonten Kunst, diesem Unterbewußtseins-Mystizismus einer der wesentlichsten Züge der germanischen Kunst liege. Es ist wohl möglich, daß sie recht haben. Aber wir hier oben in Norwegen haben es nicht so leicht, Analogien in unsrer eignen modernen Kunst oder in unsrer Volkskunst zu finden, und dies ist nicht ohne Interesse, weil Emil Nolde von reiner nordischer Abstammung ist." ‚Tidens Tegn', 8. Januar.

„Wir erfühlen plötzlich aus dem Farblichen (Noldes) heraus, daß Deutschland mit seinen Grenzen nicht so gar weit von Rußland und Polen liegt." ‚Morgenbladet', 16. Januar 1932.

„Noldes Bilder erinnern an Manches, was wir von den Russen sahen." ‚Aftenposten', 9. Januar.

‚Morgenbladet' vom 11. Januar nennt Nolde, Kirchner, Otto Mueller die drei führenden Persönlichkeiten der Ausstellung: „Grade sie sind es, die unserm Gefühl für Malerei... am fernsten stehen"!

Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Die Presse in Oslo nennt die Ausstellung einen großen Erfolg. Sie setzt sich überaus ernst und respektvoll mit ihr auseinander. Aber ihr Respekt gilt ausschließlich der Leistung, aber nie und nirgends, und das wollte ich zeigen, der nordischen Stammverwandtschaft. Der Appell an die Rasse wird europäisch beantwortet.

Es steht manches in den Kritiken aus Oslo, was Thormählen mit Aufmerksamkeit lesen sollte: „In den Augen des Auslands wird diese Bedeutung davon abhängen, inwieweit man Gewicht legt darauf, daß Deutschlands Kunst sich nicht isoliert." ‚Morgenbladet', 16. Januar. Vor allem aber empfehle ich ihm, den schönen Satz aus dem ‚Dagbladet' vom 11. Januar nachzulesen: „Mit der Gründlichkeit und Sachlichkeit, die die Deutschen auszeichnet, legten sie kein Gewicht darauf, die nationalen Eigenschaften zu kultivieren, weil sie wußten, daß sie vor ihnen doch nicht weglaufen könnten."

Wollen wir nicht wieder dazu übergehen, im Auslande, im Norden nicht anders als im Süden, Westen oder Osten, das Ganze unsrer Kunst zu zeigen, und ruhig auch die Impressionisten von Rang als „deutsch" anzuerkennen? Und wir sollten uns auch darin nicht von unsern Gastgebern beschämen lassen, daß sie einen Kandinsky selbstverständlich zu den Unsern rechnen, den Thormählen im Katalog-Vorwort zu den Ausländern stellt, trotzdem Kandinsky seit dreißig Jahren in Deutschland arbeitet, seine Bücher — und recht wichtige Bücher — in deutscher Sprache schrieb, seit zehn Jahren an einer deutschen Hochschule lehrt und sogar hier eingebürgert ist. Oder muß man eine Justibüste modelliert haben, um von Thormählen als Deutscher anerkannt zu werden?

*

Artikel 48 auf Kunst anwendbar

Gegen die Auswahl für Oslo und die Geheimmethode haben dreizehn Künstlerverbände protestiert. Die Presse hat sich fast einmütig gegen die Künstler vor Justi-Thormählen gestellt. Mit Ausnahme Adolph Donaths im ‚Berliner Tageblatt' hat die liberal-demokratische Presse, die sonst mit Liebermann durch Dick und Dünn

ging, gegen das Unrecht von Oslo, das Liebermann als „Schüler und Folger der Franzosen“ zum alten Eisen wirft, nichts einzuwenden... und die Rechtspresse, einschließlich des ‚Vorwärts‘, erst recht nicht. Die ‚Nachtausgabe‘ ist entzückt, daß endlich einmal in einem Ausstellungskatalog angegeben wird, ob und wie lange der Kerl im Felde war. Diese Angaben sind tatsächlich mit peinlicher Genauigkeit durchgeführt: Offizier, Krankenwärter — in Flandern oder in Frankreich; Kriegsgefangener — in Frankreich oder in England etcetera. Herr Thormählen hat die Angabe der Konfession diesmal noch fortgelassen. Genaue Erkundigungen, wer etwa Jude sei, hatte er bereits eingezogen. Das Dritte Reich war dann allerdings doch nicht so nahe, wie er gedacht hatte.

Es wird bei jeder Ausstellung Künstler geben, die protestieren, weil sie nicht vertreten sind — bald mit Recht, bald mit Unrecht und ganz unabhängig davon, wer die Ausstellung macht, ein Kunsthistoriker oder ein Künstler. Sicherlich ist im Protest der dreizehn Verbände gegen Oslo auch viel Unmut dieser Art wirksam, den zu vertreten ich keinen Anlaß habe. Aber ich sehe in diesem Protest doch noch etwas Andres ... und es kommt ja wohl auch darauf an, wer auf der andern Seite steht. Wäre in Oslo ein Wille tätig gewesen, der die neuere deutsche Kunst als Einheit, als Ganzes, vertreten hätte... mit rund zweihundert Arbeiten ..., so hätte er die strengsten Ansprüche an Qualität und Rang jeder Arbeit stellen müssen. Selbstverständlich! Aber darum handelt es sich in Oslo nicht. Die Kollektion Oslo maßt sich an, die allein wahre, echte und reine deutsche Kunst zu sein. Sie entscheidet nicht über Qualitäten, was ihr gutes Recht wäre und wobei man ihr nur ein feineres Gefühl wünschte; sie urteilt über Charakter und weltanschauliche Haltung; sie schafft eine deutsche Extraklasse und eine mindere Klasse von Halbdeutschen; sie entscheidet willkürlich, wer von den außerhalb der staatlichen Grenzen Geborenen als Deutscher anzuerkennen sei und wer nicht.

Wenn sich der Protest dagegen wendet, so ist er im Recht. Was auf diesem Wege noch alles kommen kann, ist unabsehbar, am Ende aber steht ... Deutschland als Provinz.

Wie liegen denn die Dinge?

Die Entwicklung der Wirtschaft hat sehr gefährliche Konsequenzen auch für unser geistiges Gut. Alles verarmt — und das bedeutet: zunehmende, rapid zunehmende Lähmung der Initiative von Einzelnen, Privaten, Unabhängigen, und ebenso rapid zunehmende Machtfülle der Behörden und Beamten. Wir hatten früher eine große Zahl zum Teil glänzend arbeitender Privatgalerien, die uns ein reiches und lebendiges Bild der europäischen Kunstentwicklung vermittelten. Eine nach der andern tritt ab. Kaum eine hat noch die Mittel, eine groß angelegte Ausstellung zu machen. Ist heute noch so etwas möglich wie die Manet-Ausstellung bei Matthiesen? Automatisch wächst der Einfluß der Ämter und Beamten. Wer kann noch Vortragsserien großen Stiles durchführen? Eigentlich nur Glaser in der Kunstbibliothek. Wer kann noch Ausstellungen großen Stiles machen? Eigentlich nur Justi in seinen beiden Häusern. Glaser wie Justi haben Ausgezeichnetes geleistet, ohne Frage. Aber Oslo zeigt die große Gefahr. Je mehr die freie private Initiative von dem grausamen Kampf um den nächsten Tag absorbiert wird, um so stärker wird die Neigung der obern Kunstbeamten, Fragen über die Öffentlichkeit hinweg zu entscheiden, die von der größten nationalen Bedeutung sein können — und schließlich wird die deutsche Kunst verwaltet auf Grund des Artikels 48.

Justi hat sich in einer eignen Zeitschrift ein weiteres Machtmittel geschaffen, aus deren Mitarbeiterkreis er auffallenderweise den Leiter des Museums in Saarbrücken, Grevenich, der dort deutsche

und französische Kunst mit vorbildlicher Objektivität vertritt, gestrichen hat, obwohl Grevenich in Saarbrücken eine für das Deutschtum äußerst wertvolle Kulturarbeit leistet.

Es ist nicht Sache der Galeriebeamten, die deutsche Kunst der Gegenwart in eine echt deutsche und in eine andre halb-deutsche Kunst aufzuteilen und in Fragen des künstlerischen Gewissens als Richter aufzutreten, ganz abgesehen davon, daß diese Teilung ein glatter Unfug ist, was sogar die Pressestimmen aus Norwegen wissen. Vielleicht sieht sich Justi auch einmal wieder den Katalog der unvergeßlichen Ausstellung seines Vorgängers Tschudi durch. Für Tschudi und seine Mitarbeiter an dem „Jahrhundert Deutscher Kunst", Lichtwark und Meyer-Gräfe, war die deutsche Kunst noch eine Einheit.

Ich sehe in dem Protest der Künstler einen Protest gegen den Eingriff in wichtigste Weltanschauungs- und Gewissensfragen der Künstler. Die Galerie soll durch ihren Leiter das Beste sammeln, was bei uns geschaffen wird — nicht aber Richtung und Wesensart des Schaffens bestimmen. Jede national aufgezogene Beckmesserei sollte sie unterlassen.

Daß die Künstler gegen das Geheim-Verfahren noch protestieren, soll man ihnen danken. Sonst werden sie schließlich zu braven Untergebenen, die fleißig malen, meißeln und zeichnen ... über ihre Lebensfragen aber entscheidet oben ein Geheimer Kabinettsrat mit Rückversicherung.

Wie weit es mit der Selbstherrlichkeit der Beamten schon gekommen ist, zeigt Thormählens Antwort auf den Künstlerprotest mit peinlichster Deutlichkeit. Mir ist keine Leistung Thormählens bekannt, die ihn berechtigen könnte, mit einer solchen feldwebelhaften Überheblichkeit zu Künstlern zu sprechen und die frühern Auslands-Ausstellungen, zum Beispiel die von Hans Posse für Venedig organisierten, als „Kompromiß-Ausstellungen" abzutun. Im übrigen charakterisiert es wohl Herrn Thormählen, daß er, so oft er in seinem Katalogvorwort die deutschen Impressionisten nennt, peinlichst vermeidet, Liebermann je an die erste Stelle zu setzen. Freilich ... Liebermann hat, soviel wir wissen, nicht gedient.

*

Schluß: Die neuen Herren

Niemand kann Emil Nolde höher verehren als ich. Aber ich lehne es ab, die deutsche Kunst künstlich in zwei Lager zu spalten und nur noch als deutsch gelten zu lassen, was auf der Linie Nolde liegt. Es ist wahr, daß Nolde lange Zeit unterdrückt worden ist, heute kann davon gar keine Rede mehr sein. Ich habe mich für Nolde eingesetzt, solange ich schreibe. Aber ich habe nicht gehofft, daß der Spieß einmal umgedreht und daß unterdrückt werden sollte, was nicht „nordisch" ist. Es wäre ein Verbrechen an tausend Jahren deutscher Kulturgeschichte, jetzt plötzlich einen Strom, eine Quelle herauszunehmen und ihnen das Monopol für Deutschtum zu geben. Deutsch ist, was in unserm Kulturgebiet, in unsrer Kultur- und Schicksals-Gemeinschaft Starkes und Blühendes geschaffen wurde und wird, sonst fallen wir hinter das „finsterste Mittelalter" zurück und werden unrettbar zur Provinz. Vor allem aber müssen wir es bekämpfen, daß der Leiter der Staatlichen Galerie in solchem Sinne Kunstpolitik treibt. Schon dem ersten Versuch, dem ein Aufsatz Justis in der Hugenbergschen ‚Woche' die Theorie zu liefern bemüht war, unter der Maske des „Nachimpressionismus" geschickt getarnt, zunächst einmal im stammverwandten Norden vorgeführt, der deutschen Öffentlichkeit aber möglichst vorenthalten, müssen wir klar und bestimmt entgegentreten.

Notizen zu André Gide von Kurt Hiller

Ich liebe wenig Autoren. Ich liebe Gide. Auf Grund der ‚Paludes', der ‚Falschmünzer' und der Autobiographie. Das sind Erzählungen. Natürlich kann man bei Gide die Grenze zwischen erzählender und erörternder Prosa nicht scharf ziehn, er ist dafür ein zu hirnhafter Dichter; immerhin konstituieren seine Essaybücher (‚Prétextes', ‚Nouveaux Prétextes', ‚Incidences', ‚Divers', veröffentlicht zwischen 1903 und 1931) eine besondere Seite seines litterarischen Charakters; sie waren mir bisher unbekannt. Eine Auswahl daraus, von Gide selbst getroffen, ist jetzt in deutscher Sprache erschienen, unter dem Titel ‚Europäische Betrachtungen' (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart Berlin); mit langem, liebendem Vorgefühl ging ich an die Lektüre. Sie wurde, will ich schon jetzt verraten, kein Rausch, nur eine temperierte Freude — woran vielleicht am meisten der Übersetzer schuld ist, Professor E. R. Curtius, der die kostbaren Texte ziemlich ledern und nicht recht adäquat übertragen hat. „Professoral" wäre zu hart geurteilt — obwohl es einen eleganten, gut rasierten, manikürten, modernen Typ des Professors gibt, der in seiner weltmännischen „Gelassenheit" zwar gewiß nicht so komisch, aber genau so feuerlos und im Grunde geistfremd ist wie jener alte mit Wotansbart und Regenschirm. Curtius: vielleicht ein großer Gelehrter; bestimmt kein großer Künstler. Er übertrug mit sachlicher Sorgfalt; der Timbre Gides, die Melodie und Farbe, der Hauch, der Schmelz, der Duft fehlt. Es gibt Einen Übersetzer dieses Franzosen, einen Deutschen, der für diese Funktion gradezu geboren ist: Ferdinand Hardekopf; jammerschade, daß man ihm nicht auch den neuen Band zuwies. Hardekopf ist kein Philolog, aber von Herzen logophil; Gides Prosa, deutsch, hätte gelebt wie eine Blüte.

*

Bevor ich an die Lektüre ging (des wundervoll gedruckten, edel gebundenen Buchs, schwarz Leinen mit wenig Gold, Richard Herre schuf den Einband), versuchte ich, mir klar zu werden, warum ich Gide denn liebe. Das Ergebnis:

Erstens, weil er verwickelt ist. Sein Erleben: innig, doch un-naiv; selbstdurchröntgt; philosophisch. Nicht nur kontrolliert das Denken dieses Autors die Sensationen, die Affekte dieses Autors, sondern alles Gedankenwesen wird hier umflossen vom Affekt. Seele ist durchgeistet; Geist ist beseelt. Geist — wozu auch das Wissen gehört, daß die Dinge allemal minder einfach sind als die Schlagwörter (welche man gleichwohl nicht entbehren kann). Ein romantischer Zug, übrigens Friedrich Schlegel-Romantik, nicht etwa Eichendorff-Romantik: Das, womit ein geistiger Mensch ringt, rückt aus dem kalten Raum der „Bildung", des Neben-dem-Leben, der in sich beschlossenen Sachlichkeit; die Problematik wird Erlebnissubstanz, und so wird das Erleben problematisch.

Zweitens: Doch diese Verwickeltheit, diese Reflexion, diese Problematik, diese Romantik ist hier ... französisch. Das heißt: sie hat Charme, Form, Glanz, Klarheit, Klassizität. Noch der „graueste", noch der verschwimmendste Inhalt zeigt hier

azurene Glasur. „Wie macht man das?" Fragt Gide! Fragt jeden Menschen von Tiefe, der zudem ein großer Zauberer, ein großer Künstler ist. Rare Spielart! Aber die Natur gibt ein Beispiel: Kohle schafft sie zum Diamanten um — den undurchsichtigsten Stoff macht sie transparent, das Lichtloseste sternenstrahlend. (Nebenbei: das Weich-Verbrennliche hart für die Ewigkeit — welch ein Symbol!) Mit ‚Magus' und ‚Magie' verbindet sich hierzulande, zumindest seit Hamann, die Vorstellung des Wolkigen; Gide gibt die Magie der Entwölkung. Nicht Nebulosität; Latinität. Läuternde Latinität. Normandie und Bas-Languedoc, beide, sind seine Heimat; Innerlichkeit des Nordens wird beglückend durchdrungen von Mittelmeer-Licht. Gotisch-klassische Vermählung; fast Faust/Helena. Wer die Trübheit des normalen deutschen Tiefsinns, wer die Flachheit des französischen Durchschnitts-Esprits haßt, der muß Gide lieben, Gide — von beidem das Gegenteil.

Drittens ist er ein Exhibitiver. Er verdrängt nicht; er läßt Lebenswesentliches nicht aus; er setzt Anstößiges, Allzumenschliches nicht ängstlich in Zugelassenes, in Metaphern um; dieses Ich präsentiert sich nackt dem Volke seiner Leser. Ein keineswegs auch in jedem andern Falle wünschenswertes Beginnen! Denn von manchem Autor bleibt zu sagen: Die Anständigkeit verdient Beifall, mit der ein Charakter sich enthüllt — es ist nur leider ein unanständiger Charakter. Hier begegnen wir einem Ich, das sich sehen lassen kann in seiner vornehmen Furchtlosigkeit, in seiner sozusagen delikaten Zynik. (Zynismus und Frivolität sind nicht Synonyme, sondern Gegensätze,... ähnlich unerkannte wie, etwa, Ehrfurcht und Demut.) Es kommt immer darauf an, wer sich auszieht und mit welcher Gebärde ers tut. Prachtvoll, daß hier ein zartsinniger und scharfsinniger, nervlich und hirnlich kultivierter, ein sensitiver, tiefer, in vielem abseitiger Schriftsteller schreibt, der nicht lügt; der nicht einmal durch Verschweigen lügt!

Viertens findet Gide im Leben schön und begehrenswert, was auch ich schön und begehrenswert finde; es wäre albern, das Mitwirken außergeistiger Artverwandtschaft an litterarischen Sympathien zu leugnen. (So sehr auf dem Holzweg psychoanalytische Schnüffler wären, die für entscheidend hielten, was nur grade in vierter Linie mitentscheidet.)

Es muß wohl so sein, daß ich Gide liebe, weil unsre Naturen einander in vielem gleichen und doch wiederum verschieden genug sind, um den Doppelgängerschauder nicht aufspringen zu lassen. Gide besitzt als Schriftsteller, was mir an Wünschbarem fehlt: Mit seiner Lust und Kraft zu fabulieren zaubert er Asphodelenwiesen herauf, wo bei uns „Mathematikern" Saharen der Abstraktion gebreitet sind. Ich liebe keineswegs Leute, die haben, was mir gottseidank fehlt, oder denen fehlt, was ich gottseidank habe; doch ich liebe Leute, die haben, was mir leider fehlt.

Wie aber steht Gide zur Änderung der Welt? Er ist philosophisch; ist er auch politisch? Betrachten seine ‚Europäischen Betrachtungen' Europa in einer unsrer Art verwandten Art?

*

Es stellt sich heraus: in keiner gegensätzlichen, aber auch nicht eigentlich in einer verwandten. Gide ist nicht Rolland. Er legt Fragen auf seine Wagschale, die auf ihr schwerer wiegen, als sie auf unsrer wögen, und unsre schwersten Probleme wiegen am Ende auf seiner Wage sehr leicht. Wenn er, zum Beispiel, eine Differentialdiagnose zwischen Baudelaire und Théophile Gautier anstellt, so mutet das unsereinen ein bißchen alexandrinisch an; und je kostbarer sie ist, desto deutlicher glauben wir die Zinnen eines Elfenbeinturms zu sehn, der ferne leuchtet.

Gide erörtert nicht: wie beseitigen wir Ausbeutung, Elend; nicht: wie schaffen wir den ewigen Völkerfrieden — geschweige Teilfragen dieser Großfragen. Über Demokratie, Diktatur, Fascismus, Bolschewismus, über Versailles, Genf, die Kirche, den Paragraphen 218, die Krise, die Arbeitslosigkeit: keine Silbe. Dennoch erst recht keine „europäischen" Gemeinplätze; nicht etwa diese unerträglich abgestandne, nobelpreiswürdige Völkerverständigungssauce. Vielmehr, gleichsam pastellhaft hingehaucht, sehr tiefe und persönliche Aperçus über ... Politoïdes.

Etwa zur nationalen Frage: Der wahrhaft europäische Geist stelle sich der isolierenden Eitelkeit des Nationalismus entgegen, aber nicht weniger jener Entpersönlichung, die ein Nur-Internationalismus herbeiführen möchte. „Ich habe es schon manchmal und schon seit langem gesagt: je mehr man sein eigenes Wesen ausprägt, um so mehr dient man dem allgemeinsten Interesse; und das gilt für die Länder sowohl wie für die Einzelnen." Die Frage, ob die ‚hohe Literatur' darauf verzichten kann, national zu sein, oder ob sie es nicht kann, erscheint ihm müßig. „Wie soll man sich ein Wort vorstellen, das nicht der Ausdruck eines Menschen wäre? Eine Literatur, die nicht der Ausdruck eines Volkes wäre? Wäre es nicht interessanter und vernünftiger, zu fragen, ob man irgendeine Literatur als ‚hohe Literatur' bezeichnen kann, die nicht über ihren unausweichlichen repräsentativen Wert hinaus ein allgemeines, das heißt ganz einfach ein menschliches Interesse bietet? ... Die größten menschlichen Werke, die Werke von dauerndem allgemeinen Interesse sind zugleich die besondersten Werke, diejenigen, in denen sich der Genius einer Rasse durch den Genius eines Individuums hindurch am speziellsten offenbart. Was ist nationaler als Äschylos, Dante, Shakespeare, Cervantes, Molière, Goethe, Ibsen, Dostojewski? Was ist in höherem Grade allgemein-menschlich und zugleich individueller?"

Eine Lösung mittels Synthese, — die obendrein stimmt!

Wunderbar stimmt auch, was über Freud, was über die Verdummungstendenz des Paulus, was über ‚Die Weber' (: „ein begabtes Stück, das ich bewundere"; „schließlich interessieren mich diese Leute nur, weil sie Hunger haben"; „dieses grobe und simple Stück") ... wunderbar stimmt, was über Klassizismus und was in der genialen ‚Apologie des Einflusses' gesagt wird. Dies Buch ist ein Baum voll reifer Aphorismen; man braucht ihn nur zu schütteln; sie schmecken prächtig.

Ja, Gide ist saftig und süß; unsern Durst löscht er nicht. Etwas vom Nihilismus der ‚Paludes' lebt immer noch in seiner

Geistigkeit; er bleibt ein präaktivistischer Typus (— der reinste und feinste). Seine Hemmungen gegen Zielhaftigkeit werden in diesem Buche auf ergreifende Weise freigelegt. Die Handlung interessiert ihn weniger durch die Empfindung, die sie in ihm hervorruft, als durch ihre Folgen, ihren Widerhall. Das wäre unsrig. Aber er fährt fort: „Und wenn sie mich auch leidenschaftlich interessiert, glaube ich deshalb doch, daß sie mich noch mehr interessiert, wenn ein anderer sie begeht. Ich fürchte mich, verstehen Sie, mich damit zu kompromittieren. Damit meine ich, mit dem, was ich tue, das zu begrenzen, was ich tun könnte. Zu denken, daß, weil ich dies getan habe, ich jenes nicht mehr werde tun können. Das wird mir unerträglich: Ich ziehe es vor, andere zum Handeln zu veranlassen, als zu handeln." (Womit ihr, beiläufig, eine Probe der Curtiusschen Übersetzungskunst habt.) Gegen den Festgelegten, der die Seinen nicht verraten darf: „Mit fünfunddreißig Jahren hat man Schulen gegründet; aber man schleppt eine Vergangenheit mit, die ihrerseits die Zukunft diktieren wird." Er sträubt sich gegen „ein Denken, das im voraus vom Diktat der Partei bestimmt ist", und wäre er selbst ihr Schöpfer. „Das Wichtige für mich ist, meinen Gedanken freies Spiel zu verstatten." Ihn bindet kein fremdes Dogma; er will, er kann sich auch an kein eignes binden. Wanderer sein — nur das lockt ihn; nur im Wandern fühlt er sich „richtig lebendig". Er nimmt nicht Platz, weder auf der roten noch auf der weißen Seite. „Kaum hat man Platz genommen, so beginnt das Elend. Nach kurzer Zeit diktiert der Sitz die Meinungen, anstatt daß die Meinungen die Wahl des Sitzes diktieren."

Also keine Flucht vor der Politik als Problem; nur eine vor der politischen Doktrin, der These, der stabilen Idee, vor der Totenstarre des Dogmas. Auch kein Relativismus, kein Opportunismus — nur die fanatische Angst, jene Kraft zu verlieren, die man die innere Freiheit, die Wandlungsbereitschaft, die Fähigkeit zum Wachstum, zur Entwicklung nennen kann; der Handelnde fesselt sich; also muß der Leidenschaftliche der Freiheit sich des Handelns enthalten.

Ich verstehe; o, wie verstehe ich! Aber bei solcher Haltung der Besten bleibt die Welt auf dem Fleck. Es gibt zwischen Passivismus und Partei, zwischen Nichthandeln und Handeln nach erstarrter Norm eine Aktivität nach lebendiger Norm, einen sozusagen undogmatischen Dogmatismus, eine Politik des Geistes, die ihre Kraft grade aus der nie versiegenden Quelle der zutiefst freien, nur dem eignen Gewissen unterworfenen, neuer Erkenntnis geöffneten, zu revolutionärer Revision stets bereiten Persönlichkeit schöpft. Skepsis ist nicht das letzte Wort der Philosophie, selbst nicht der politischen. Freiheit und Bindung zeigen sich in einer Haltung aufgehoben, der nichts Gidisches fremd ist, so ungidisch sie ist (weil sie, ohne Selbstbornierung, sich erlöst hat von Aktionshemmendem, Aktionslähmendem). Zu wissen, daß der logokratische Aktivismus einen Schritt hinaus über den Denkstil bedeutet, den Gide darstellt, obwohl Gide der geschmeidigere, polymorphere, reichere ist (so, wie etwa Nelson geistesgeschichtlich einen Fortschritt gegenüber Simmel bedeutet, obwohl Simmel ge-

schmeidiger, polymorpher, reicher ist) — heißt nicht, aufhören Gide zu lieben. Freilich den denkerischen Erzähler mehr als den systemscheuen Denker. Wir fahren mit Gide übers Meer; er ist kein Steuermann, aber er holt uns das abenteuerlichste Seegetier, Schwämme, Polypen, Medusen, und die herrlichsten Perlen aus der Tiefe.

Der Rundfunk sucht seine Form von Rudolf Arnheim

Wer gute Filme zu machen sucht, wer gegen die Filmindustrie und das Filmpublikum für Kunst und Wahrheit kämpft, ist des Beifalls und des Anteils aller Gutgesinnten sicher. Das wärmt und stützt ihn und läßt ihn leichter die entnervenden Diskussionen überstehen, die jede ungewöhnliche Bildeinstellung, jedes mutige Wort erregen. Entsprießt der Mesalliance zwischen Filmkaufmann und Filmkünstler eine schwächliche Zwittergeburt, so sind tausend freundliche Blicke bereit, die guten Eigenschaften des Kindes zu erkunden. Diese Ermutigung, dies Verständnis der Gleichdenkenden fehlt den Pionieren des Rundfunks noch fast gänzlich.

Das Gute müßte sich beim Rundfunk leichter durchsetzen lassen als beim Film. Denn während der Filmindustrielle Gefahr liefe, sein Geld einzubüßen, wenn er seinem Kinopublikum unbequeme Kulturarbeit zumuten, statt oberflächliche, gefährliche Zerstreuung liefern wollte, ist der Rundfunk einerseits kein privates kaufmännisches Unternehmen und andrerseits Monopolinhaber. Man könnte dem Hörer schon auf eine ziemlich unpopuläre Weise erzieherisch kommen, ohne daß deshalb der Zustrom der Zweimarkstücke am Monatsersten empfindlich abebbte. Denn der Hörer hat ja keine Auswahl, und ehe er gar nichts hört, hört er lieber Gutes. Es besteht auch für die Leitung des Rundfunks kein Anlaß, in erster Linie auf hohe Abonnentenzahl, also auf möglichst große Einnahmen hinzuarbeiten. Die Rundfunkdirektoren arbeiten nicht, wie die Filmproduzenten, in ihre eigne Tasche sondern sind Angestellte. Aber auch aus weniger selbstsüchtigen Gründen sollte ihre Marschlinie eine andre sein als die der Filmindustrie. Ebenso wie die Reichspost nicht primär als eine Einnahmequelle für den Staat — etwa wie Tabak- oder Getränkesteuer —, sondern als ein gemeinnütziges Beförderungsmittel zu betrachten ist, das natürlich seine Kosten einbringen muß, so sollte auch der Rundfunk als ein gemeinnütziges Unternehmen betrieben werden. Er dient zunächst einmal nicht dem Staatssäckel. Sondern wie die Post Briefe und Pakete befördert, so befördert er Geschmacksveredlung und Bildung. Eben weil er von Angestellten geleitet wird und ein Monopolunternehmen ist, nimmt er Formen des sozialistischen Idealstaates vorweg. Er hätte die Möglichkeit, einen unausweichlichen Druck zum Guten auszuüben, auch gegen den Willen des Verbrauchers. Warum tut er es nicht?

Von allen weltanschaulich-politischen Dingen sehen wir hier einmal ab. Denn es wäre kindlich, sich darüber zu wundern, daß die regierende Gesellschaftsklasse ein so wichtiges

Machtwerkzeug, das sie in ihrem Besitz hat, nachdrücklich anwendet. Dieser Mißstand ist, wie alle ähnlichen, nicht vom Spezialgebiet sondern nur von der großen Politik aus abzuschaffen. Alle Proteste können da nur zu schwächlichen Einzelerfolgen führen, und alles, was geschehen kann, ist, wie beim Film, Aufklärungsarbeit im Publikum.

Wohl aber darf man sich darüber wundern, daß Macht über den Rundfunk immer noch so viele Leute haben, die weder künstlerisches Gefühl für seine besondern Wirkungsformen, noch originelle Einfälle, noch die erforderliche Bildung und Geschmackskultur haben. Warum nimmt man sich für die Abendunterhaltungen die dürftigsten Bockbierfeste zum Vorbild? Warum verwendet man für die Konzerte eine Bumsmusik, die selbst abgehärtete Sterndampfer zum Kentern brächte? Warum erschreckt man uns durch öligen Refraingesang und abendfüllende Opernpotpourris? Warum läßt man neckische Rezitatorinnen ihren Altweibersommer in den Jugendstunden austoben? Oder näselnde Rentiers im Amtsjargon über Kleinviehzucht und deutsches Wesen dozieren? Weil dem Publikum das gefällt? Ihr habt euer Publikum doch in der Hand. Ihr seid seine Lehrer.

Vieles würde sich bessern, wenn die paar Männer, die sich bemühen, die Rundfunksendungen zeitgemäß und gehaltvoll zu gestalten und seine Eigenart zu entwickeln und auszunutzen, bei den geistig Anspruchsvollen mehr Unterstützung fänden. Der Rundfunk arbeitet vor größter Öffentlichkeit und dabei unter fast gänzlicher Ausschaltung der öffentlichen Meinung. Niemand ist da, der in die Fanfare stößt, wenn etwas Gutes durchgesetzt worden ist; niemand, der antreibende Gewissensbisse austeilt. Verstreute Fünfzeilenreferate sind wertlos. Es wäre die Pflicht der großen Zeitungen, eine Mode des Rundfunkhörens unter den Geistigen zu entfesseln. Denn die haben ihn bis jetzt nur als Einnahmequelle entdeckt. Das Rundfunkprogramm erscheint ihnen, mit Ausnahme der zwanzig Minuten, für die sie selbst engagiert sind, des Anhörens und Diskutierens nicht wert. Sie finden, daß die Blasmusik, die reichlich aus dem Lautsprecher quillt, das letzte Mauerwerk der Volkskultur wie die Wälle von Jericho zu Fall bringt, aber sie greifen nicht ein. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß jede Rundfunkdarbietung nur einmal und zu einer vorgeschriebenen Zeit erfolgt; denn so bildet sich ihr Publikum mehr aus jenen, die abends, um sich zu zerstreuen, den Empfänger andrehen, ohne sich das Programm allzu kritisch durchzulesen, als aus den Wählerischen, die sich — wie bei Buch oder Theaterabend — gern aussuchen, was sie genießen und wann sie genießen. Aber schließlich haben ja auch Tanz- und Vortragsabende und Konzerte ihren festen Termin und trotzdem ihr Publikum. Es gilt, den Rundfunk hoffähig, wichtig zu machen. Er muß ein Stück der „allgemeinen Bildung" werden, die man besitzen muß, wenn man mitreden will. Und kommt er unter besseres Publikum, so wird er sich auch bessere Manieren angewöhnen. Bis heute dringt aus der Außenwelt in die schalldichten Räume der Sendeleitungen kaum eine

andre Stimme als die des Schlächtermeisters Pachulkski, der zürnend im Funkhaus anläutet, warum man ihn für seine zwei Mark schon wieder mit der verfluchten Kammermusik und literarischen Vorträgen langweile. Verständlich, daß da allmählich die Arbeitslust der Gutgesinnten erlahmt.

Man muß sich aber klar darüber werden, welcher Art die Verbesserungen sein sollen, die man wünscht. Heute leidet das Programm darunter, daß neben knalligstem Massenschund die esoterischsten Kulturgenüsse stehen. Entweder man hört ein orientalisches Stimmungsbild „Persische Nächte" oder komplizierte Klavierstücke von Schönberg; entweder die Rülps- und Analgeräusche des Herrn Manfred Lommel oder eine feingeistige Mädchenstimme, die leise klagend über die Gesichte der heiligen Therese berichtet. Indem man dem Hörer Dinge bietet, die er unvorbereitet weder verstehen noch schön finden kann, erweckt man in ihm die schiefe Vorstellung, als seien Kunst und Wissenschaft ihrem Wesen nach langweilig und vertrackt. Zu fordern ist nicht eine kompromißlerische Mittelschicht, sondern Volkstümlichkeit in dem Sinne, wie ein Song von Brecht und Weill, ein Roman von Jack London, ein Gedicht von Kästner volkstümlich ist. Der Rundfunk könnte viel dazu beitragen, den für unsre Zeit so blamablen Gegensatz zwischen Kulturmenschen und Unkulturmenschen zu überbrücken. Denn er hebt ja zwangsweise die sonst übliche Trennung in verschiedene Publikumsschichten auf, und so kann er unsre Musiker, Dichter und Redner aller Art ausgezeichnet darin schulen, auf gehaltvolle Weise einf.
zu sein. Der notwendigen Auflockerung wird aber nicht dadurch gedient, daß man beispielsweise das Prinzip des Vortrags grundsätzlich verpönt und alles in Dialoge aufzulösen sucht. Solche schematischen Lösungen führen zu nichts. Vielmehr gilt es, immer wieder von Fall zu Fall zu prüfen, was ansprechend ist und was nicht. Unzweckmäßig dürfte es auch sein, gute und schlechte Musik durcheinanderzumengen. Denn dadurch wird im Gegenteil erreicht, daß der Hörer die substanzreiche Musik genau so oberflächlich und ungeschult aufnimmt wie die Operettenschlager. Es ist noch nichts damit gebessert, daß man den Hörer auf Schleichwegen dazu kriegt, gute Musik anzuhören, ohne abzustellen, sondern er soll ja zu einer gesammelteren, ernsteren Form des Hörens erzogen werden. Vielleicht könnte man es mit einer Art musikalischen Anatomieunterrichtes versuchen: ein Musikstück in seine Teile zerlegen, indem man die einzelnen Instrumente ihren Part nach Bedarf solo spielen läßt. Damit würde zugleich an den Hang des Volkes zum Technischen appelliert, und wäre der Vortragende einigermaßen geschickt, so müßte es schon seltsam zugehen, wenn der Basteltrieb des Hörers nicht auch vor der Musik rege würde.

Zum Schluß sei noch kurz wenigstens auf einen Versuch hingewiesen, zu spezifischen Rundfunkformen vorzudringen. Dieser Tage brachte der berliner Sender eine anspruchlos als bunte Abendunterhaltung angekündigte Funkrevue von Karl Schnog und Walter Gronostay. Zu solchen in bezug auf die Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung ganz unabhän-

gigen Formen drängen den Rundfunk die Charaktereigenschaften seines Darstellungsmaterials hin. Schauplatzwechsel läßt sich, wo alles Optische fehlt, noch viel leichter bewerkstelligen als im Film; ja man kann, was es im Film nur ganz andeutungsweise gibt, Menschen aus ganz verschiedenen Schauplätzen und Zeiten miteinander verhandeln lassen: Goethe mit Frick, berliner Arbeitslose mit argentinischen Getreidehändlern. Denn der Hörer „ergänzt" ja nicht etwa in der Phantasie das fehlende Bild, sondern vom Raum gänzlich losgelöste Stimmen sprechen zu ihm. Das verweist den Rundfunk aufs Oratorische und Dialektische und damit aufs Lehrhafte. Die Stimmen brauchen nicht in einen realen Handlungszusammenhang gesetzt zu werden, sondern es gibt Diskussionen über Raum und Zeit hinweg: die begrifflichste, abstrakteste Darstellungsform, die wir bisher haben. Die genannte Revue — und sie steht hier nur als ein Beispiel für viele ähnliche Versuche — hat etwas von diesem volkstümlich Lehrhaften, und zugleich spürte man formal deutlich das Bestreben, die Rundfunksendung nicht als den aus einer kompletten Realsituation herausgelösten akustischen Sektor aufzufassen sondern als ein arteignes Spiel mit abstrakten Stimmen. So gab es etwa einen melancholischen Männerchor: Eine Filmfirma singt. Ohne daß man sich dabei dicke Direktoren vorzustellen hätte, die rings um einen Konferenztisch sitzen. Sondern das hat abstrakten Oratorienstil, und es fehlt der beim Konzertoratorium so störende Gegensatz zwischen Gehörtem und Gesehenem: daß man nämlich etwa die Partie des Christus von einer herrlichen Männerstimme gesungen hört, die die Rollengestalt gänzlich deckt, und in krassem Gegensatz dazu einen schmerbäuchigen, schwitzenden Bassisten vor dem Dirigenten stehen sieht. Sehr einleuchtend war auch die Art, wie der Musiker Gronostay als Dialogregisseur die sprechenden Stimmen rein als charakteristische Klänge gegeneinandersetzte; wie er Geräusche des Ächzens, Stöhnens und Seufzens als akustische Gebärdensprache reichlich verwendete; wie er die Stimmen sätzeweise durcheinanderflocht, weil, wenn ein einzelner Sprecher zu lange hintereinander spricht, die übrigen, die Zuhörer, durch ihr Schweigen aus dem „Gehörkreis" des Publikums am Lautsprecher verschwinden und so die Hörsituation gestört wird. Die kleine Funkrevue, die sich im übrigen durch eine erfrischende Frechheit des Inhalts auszeichnete, zeigte grade in der grotesken Überwirklichkeit ihres Stils deutlich, wo die besondern Formeigentümlichkeiten des Rundfunks liegen.

Schnipsel von Peter Panter

Zur Rassenfrage. Die Blonden sind ganz umgängliche Menschen. Aber die Dunkeln, die gern blond sein möchten . . .!

*

Komische Junge sind viel seltner als komische Alte.

*

Es gibt Leute, die wollen lieber einen Stehplatz in der ersten Klasse als einen Sitzplatz in der dritten. Es sind keine sympathischen Leute.

*

Kolonien nehmen den Überschuß des Mutterlandes auf. Irgendwohin muß ein Land doch schießen.

*

Emil Ludwig hats nicht leicht. Er müßte eigentlich ein Rundschreiben an seine Kritiker schicken: „Entschuldigen Sie bitte, daß ich so viel Erfolg habe."

*

Man fällt selten über seine Fehler. Man fällt meistens über seine Feinde.

*

Da gab es neulich in der ‚Frankfurter Zeitung' eine Auseinandersetzung zwischen der Kunsthandlung Paul Cassirer und dem Kunstmaler Kokoschka.

Kunsthändler sind meist keine reine Freude. Aber wie dieser Maler da loslegte, das blamierte doch die ganze Innung. Die Inhaberin der Firma Cassirer, Frau Doktor Ring, hatte klar und einfach dargelegt: wieviel Vorschüsse dieser Maler bezogen habe, daß seine Bilder jetzt nicht mehr so gut gingen wie früher, alles einleuchtende und verständliche Dinge, die der Beteiligte nun bestreiten oder kommentieren konnte... Er habe sich das Geschäftsdeutsch, schrieb er, erst ins Deutsche übersetzen lassen müssen — eine Korrektur, die bei seinen Büchern bisher leider nicht erfolgt ist. Und schwafelte und jampelte und schrie... früher hat so etwas eine Samtjacke getragen.

Es ist da während der guten Konjunktur eine Sorte Künstler aufgewachsen, die diskreditieren jeden guten wirtschaftlichen Kampf ihrer Genossen. Größenwahnsinnige Schauspieler, Maler wie der da — lauter Leute, die nicht begreifen können, daß man ihren Kram weit, weit überzahlt hat. Und daß es damit nun aus ist. Wenns weiter nichts wäre! Kokoschka bemüht Franz Hals und Rembrandt und wen weiß ich noch. Er tröste sich — so viel ist er nicht wert. Im übrigen mache er gescheite Verträge, und wenn er das nicht kann, nehme er sich einen Rechtsanwalt. Mit Kunstpflege hat dieses Geschwafel nichts zu tun. Cassirer war tausendfach im Recht.

*

Satire hat eine Grenze nach oben: Buddha entzieht sich ihr. Satire hat auch eine Grenze nach unten. In Deutschland etwa die herrschenden fascistischen Mächte. Es lohnt nicht — so tief kann man nicht schießen.

*

Merkwürdig, was dieselben zweitausend Menschen zu gleicher Zeit sein können: unsre tapfern Krieger; Mob; Volksgenossen; verhetzte Kleinbürger. Wie man eine Masse anspricht, so fühlt sie sich.

*

Laß dir von keinem Fachmann imponieren, der dir erzählt: „Lieber Freund, das mache ich schon seit zwanzig Jahren so!" — Man kann eine Sache auch zwanzig Jahre lang falsch machen.

*

Die dunkle Stelle der Nasenlöcher in einem Gesicht zeigt an, was für eine Luft im Schlafzimmer des Menschen ist. Dieser Satz läßt sich nicht begründen; er ist aber wahr.

*

„Arzt sein heißt: der Stärkere sein", hat Schweninger gesagt. Krankenkassen-Patient sein heißt: der Schwächere sein.

*

Es gibt in der Kunst ein unumstößliches Gesetz. Was einer recht auffällig ins Schaufenster legt, das führt er gar nicht: Brecht keine Männlichkeit, Keyserling keine Weisheit und Spengler keine Ewigkeitsperspektiven.

Industriesanierung durch Inflation

von Bernhard Citron

Die Vereinigten Staaten haben mit großem Aufwand an Kapital und Vorschußlorbeeren die Finance Reconstruction Corporation aufgezogen. Ihr ist die Aufgabe gestellt worden, mit einer halben Milliarde Dollar Aktienkapital und 1,5 Milliarden Dollar Obligationen den Banken Kredit zuzuführen und gleichzeitig die Industrie zu sanieren. Das ist der große Redeflations-, Krediterweiterungs- und Ankurbelungsplan des Präsidenten Hoover. Das Kapital der deutschen Akzept- und Garantiebank beträgt nur etwa ein Fünfzigstel von den Mitteln, die der Finance Reconstruction Corporation zur Verfügung stehen. Man macht bei uns von dem neuen Akzeptbank-Plan auch nicht viel Aufhebens, obwohl dieses Institut trotz den erheblichen Rückzahlungen der sanierten Banken noch immer 1 Milliarde Mark Wechselmaterial im Portefeuille hat. Allerdings haben sich die Bankakzepte in ihrer Qualität jetzt wesentlich gebessert. Da die Akzeptbank nur ein während der Bankenkrise zwischengeschaltetes Institut ist, bedeutete dessen Entlastung auch eine Erleichterung der Zentralnotenbank, bei der die von der Akzeptbank girierten Wechsel diskontiert werden können. Die Reichsbank hat für die Bonität ihres Wechselmaterials sehr große Opfer gebracht. Die in den letzten Jahren angesammelten Überschüsse sind fast ganz für die Bankensanierung herangezogen worden. Nun aber wird die Akzept- und Garantiebank — künftig nur Akzeptbank genannt, weil sie keine Garantien mehr übernehmen soll — zu neuem Leben erweckt. Die zweite Bankengarnitur, die sich gegenüber der ersten als verhältnismäßig krisenfest erwiesen hat, wird bei der Akzeptbank einen Rückhalt finden. Aber auch die Industrie soll mit Hilfe jenes Instituts saniert werden. Man hatte eine Zeitlang geglaubt, daß es sich hierbei nur um die mittlere Industrie handeln würde, aber vermutlich wird jetzt grade an deutsche Großunternehmungen gedacht. Mit rechten Dingen kann dies unmöglich zugehen. Gewiß kann die Akzeptbank genau so, wie sie früher die Finanzwechsel der Danatbank und Dresdner Bank mit ihrem Giro versehen bei der Reichsbank rediskontiert hat, das Gleiche mit Stahlvereins-, AEG.- oder Hapag-Lloyd-Wechseln tun. Nur ist die Position der Reichsbank heute nicht mehr dieselbe wie bei Gründung der Akzeptbank. Der Plan läuft also am Ende darauf hinaus, daß sich der Umlauf von Finanzwechseln, zum Teil als Handelswechsel frisiert, nicht verringert, während in der Zwischenzeit die Reserven der Reichsbank zusammengeschmolzen sind. Es ist dies wie so oft eine naturgetreue Nachbildung des amerikanischen Vorbildes — nur nicht in Marmor sondern in Gips. Einst hatten die USA. eine Konjunktur auf Gold, wir auf Borg; heute wird drüben eine Redeflationsbewegung bei ausreichender Notendeckung und Rückzahlungsbereitschaft für sämtliche Auslandskredite in Gang gebracht, hier unternimmt man das Gleiche, obwohl die Notendeckung nur 25 Prozent beträgt und außerdem noch

ein sehr erheblicher Betrag an Scheidemünzen im Umlauf ist. Von einer Rückzahlungsbereitschaft für Auslandskredite kann bei uns schon gar nicht die Rede sein. Es erweist sich hier, wie lächerlich die Vorwürfe gegen die deutsche Zentralnotenbank gewesen sind, weil diese während der Bankenkrise die Institute nicht vorbehaltlos gedeckt hat. Man durfte die Reserven damals nicht aufs Spiel setzen. Daß dies jetzt zum Zwecke der Bankensanierung geschehen ist, wird besonders von Seiten der Industrie bemängelt. Aus Kreisen der Schiffahrt, des Bergbaus und der Elektrowirtschaft hört man die Ansicht, daß es richtiger gewesen wäre, erst der Industrie und dann den Banken zu helfen. Den Banken sind vor der Sanierung Mittel zur Verfügung gestellt worden, bei der Industrie soll dies erst nach der Sanierung der Fall sein. Nämlich nur diejenigen Unternehmungen sollen bei der Akzeptbank Wechselkredit in Anspruch nehmen dürfen, die ihre Bilanzen vollständig bereinigt haben. Wie vollständig diese Bereinigung sein kann, wird sich erst zeigen müssen.

Die hierfür notwendigen Vorbereitungen scheint jetzt die Hapag-Lloyd-Union zu treffen, die am 1. April erhebliche Rückzahlungen — auch solche an das Reich — zu leisten hat. Der Kampf um die Durchführung der Schiffahrts-Sanierung ist noch nicht abgeschlossen. AEG. und Vereinigte Stahlwerke haben vor kurzem Bilanzen vorgelegt, denen man die Reinigung keineswegs ansehen kann. Diese Unternehmungen haben bisher die Ansicht vertreten, daß eine Kapitalzusammenlegung nur dann für sie einen Zweck haben könnte, wenn sie gleichzeitig wieder neue Kapitalzufuhr erhielten. Diese Aussicht ist auf dem Wege über die Akzeptbank vielleicht gegeben. An der Börse sprach man schon von einer Kapitalreduktion des Stahlvereins im Verhältnis 8 : 1. Vielfach kommen derartige Relationen lediglich durch eine kursmäßige Berechnung zustande. Vorläufig gibt es im Stahlverein noch einige Schwierigkeiten zu überwinden. Die Holdinggesellschaften müßten selbstverständlich auch zu einer Zusammenlegung schreiten, gegen die infolge der Umtauschbedingungen der Rhein-Elbe-Union-Anleihe in Gelsenkirchen-Aktien gewisse formaljuristische Bedenken bestehen.

Wenn die Akzeptbank ihre Tätigkeit als Industriefinanzierungs-Institut aufnimmt, dann kommt es nicht so sehr auf die Höhe des Eigenkapitals als auf die Rückgriffsmöglichkeiten an. Auszuschalten sind von vornherein jene Akzepte, zu deren Diskontierung die Banken infolge ihrer Sanierung fähig und bereit sind. Hierbei handelt es sich aber lediglich um den legitimen Kreditbedarf, der angesichts der noch immer nicht überwundenen Wirtschaftsdepression nicht allzu hoch sein dürfte. Einen Teil des übrigen Wechselangebots wird — so hofft man wenigstens — die Industrie selbst wieder aufnehmen. Ähnlich wie bisher die Deutsche Bank und die Commerzbank einen Teil der Danat- und Dresdner-Bank-Wechsel aus den Beständen der Akzept- und Garantiebank übernommen haben, so werden möglicherweise die I. G. Farben-Industrie, die Salzdetfurth Kaliwerke, der Siemens-Konzern

und die Rheinische Braunkohlen- und Brikett-A.-G. Wechsel der illiquiden Unternehmungen ins Portefeuille legen. Der dann verbleibende. erhebliche Rest wandert zur Reichsbank und muß dort zu einer Erhöhung des Notenumlaufs führen — falls nicht noch immer Mittel zur Verfügung stehen, um die Akzeptbank so auszustatten, daß sie die eingereichten Wechsel selbst im Portefeuille behalten kann. Woher diese Mittel stammen sollten, ist nicht ersichtlich.

So steht die deutsche Währungspolitik heute wieder vor einer schweren Entscheidung. Kreditausweitung und Redeflation ohne inflationistischen Einschlag ist vielleicht in den USA., gewiß nicht in Deutschland möglich. Soll die Währung wie bisher mit Erfolg verteidigt werden, dann muß entweder die Wirtschaft durch die Wirtschaft saniert werden — oder das Reich muß seine kurzfristige innere Schuld durch Zwangsmaßnahmen zu erhöhen suchen und den notleidenden Teil der Industrie in eigne Regie nehmen. Diese halbsozialistischen Gedankengänge würden allerdings auf Widerstand bei den heute maßgebenden Politikern stoßen, die einer Bankenverstaatlichung keine Schwierigkeiten bereitet haben. Außerdem wird sich die Notwendigkeit, die innern Schulden zu erhöhen, vielleicht schon nach Vorlage des Reichsetats ergeben, so daß für die Sanierung der Industrie keine Mittel mehr zur Verfügung stehen. Wenn aber alle diese Versuche fruchtlos bleiben und die Akzeptbank mit ihrer Tätigkeit den Reichsbankstatus wesentlich verschlechtern wird, dann müssen die Verteidiger der Goldwährung schließlich ihre Waffen strecken. Hätten sie es früher tun sollen, müßten sie es wenigstens jetzt tun? Nein: solange noch Aussicht besteht, durch Selbsthilfe oder durch einen plötzlich wieder entdeckten internationalen Kapitalmarkt Hilfe zu bringen, darf nicht zum Rückzug geblasen werden. Oder geschieht es schon — still und leise, damit niemand etwas davon bemerkt?

Zu dieser Reaktion von Ludwig Börne

Es wird noch dahin kommen, daß man in politischen Schriften sich nur der Vokale wird bedienen dürfen. A, e, i, o, u — nichts allgemeineres als das. Diphtonge haben schon viel Unbescheidenes, und man wird sie bloß in den seltenen Fällen verstatten, wo es notwendig ist, das Volk zu begeistern — so etwa in Befreiungskriegen.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde setzen wollen, dann drehen sie ihn nicht zurück, sondern sie lassen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun ist zwar die Menschheit keine Uhr; da es aber Leute gibt, die sie dafür ansehen, so sollten sie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

Das Licht, das sogenannte offizielle Mitteilungen verbreitet, ist oft nichts als ein Irrwisch, der uns in Sümpfe führt.

Die bürgerliche Gesellschaft ist in Gärung, sie strebt, sich in ihre Elemente aufzulösen. Derer sind zwei: Herrschaft und Freiheit. Alle Massen, alle Stoffe ziehen sich nach dieser oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entschieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde aufeinandertreffen. Aber der Ministerialismus sucht die Mischungen zu erhalten.

Bemerkungen

111

Die Frau Reinhold Sorges, dem wir das schöne und bedeutende Drama „Der Bettler" verdanken (erschienen bei S. Fischer) hat Erinnerungen an ihren im Kriege getöteten Mann herausgegeben: „Unser Weg" von Susanne M. Sorge (erschienen bei Kösel und Pustet in München).

Sorge ist Protestant gewesen und ist dann zum Katholizismus übergetreten. Sein Gefühl hat einen ähnlichen Weg zurückgelegt wie etwa der Verstand des Kardinals Newman, der von der anglikanischen Kirche nach Rom gewandert ist. Der Weg Sorges war schwer, doch für ihn selber beglückend; es mag für Gläubige stärkend sein, diesen Weg nachzuwandern. Das Buch seiner Frau ist rein, ehrlich und ergreifend, es enthält nicht einen falschen Ton. Eine Einzelheit sei herausgegriffen.

Sorge wurde im Jahre 1915 eingezogen. „In Stockach," schreibt Frau Sorge, „wurde er der Ersatzreserve 111 in Konstanz zugeteilt, und die dreifache Eins auf dem Achselstück war ihm Symbol des Dreieinigen Gottes, in Seinem Dienst fühlte er sich auch hier."

Ist so etwas menschenmöglich! Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Kein Zweifel, daß dieser Gedanke, von einem Atheisten ausgesprochen, zu einem jener Hexenprozesse führte, die man als Gotteslästerungsprozesse bezeichnet.

Da wird also einer gezwungen, auf Menschen zu schießen. Sorge hat, nach den Aufzeichnungen der Frau, Tötungen offenbar vermeiden können, aber er, der ein gläubig fühlender Katholik gewesen ist, hat unter diesem Druck gelitten. Doch war der Zwiespalt zwischen „Du sollst nicht töten!" und „Seid untertan der Obrigkeit!" bei ihm nicht so stark, daß es zu einer Kriegsdiensverweigerung gereicht hätte; die christlichen Religionen gehen ja in ihrer Praxis den klaren Entscheidungen gern aus dem Wege, und aus diesem ewigen Kompromiß erwächst ihre Macht. Die Bibel ist ein radikales Buch; die Ausführungsbestimmungen mildern nachher manches.

Und nun bekommt es ein gläubiger Christ fertig, in einer Regimentsnummer ein Symbol des dreieinigen Gottes zu sehn! Er schämt sich nicht! Er fühlt nicht die Diskrepanz, er scheut sich nicht, diese plumpe Allegorie auszusprechen, denn es ist unmöglich, daß etwa die Frau diese Äußerung erfunden oder hinzugesetzt hat. Wenn es eine Gotteslästerung gibt: dies ist eine.

Kleine Marginalie: Karl Muth hat dem lesenswerten Buch ein Nachwort geschrieben.

Der Verlag Fischer, der sich für Reinhold Sorge eingesetzt hat, als ihn niemand kannte, vermochte dem Dichter auf seinem weiteren Wege nicht zu folgen und lehnte eine Dichtung „Guntwar" ab. Damals war Moritz Heimann noch sein Lektor. Das quittiert nun Muth so:

„Samuel Fischer, dem das den neuen Weg des Dichters offenbarende Werk nicht in seine Richtung paßte ..." Frau Sorge schreibt stets, wie wir alle schreiben: S. Fischer. Zu einer blanken antisemitischen Äußerung hat Muths Mut nicht gereicht, es bleibt bei dieser hämischen Anspielung. Der üble Satz ist des schönen Buches nicht würdig.

Ignaz Wrobel

Im Schiller-Theater

erregt „Die endlose Straße", ein Stück, das ohne literarische Zusätze und Pointierungen das Kriegserlebnis des Frontsoldaten sozusagen: rein gestaltet, Nerven und Gemüt der Zuhörer. Leopold Lindtberg hat das Frontstück (so nennen es die Autoren Sigmund Graff und Carl Ernst Hintze) eindrucksvoll und lebenswahr inszeniert, im Zusammenspiel der vielen Darsteller wird kein falscher Ton laut, die Stimmung auf der Szene stellt sich ein, ohne daß sie gemacht würde. Jede Figur

hat ihr markantes Gesicht, und alle mitsammen das Gesicht der Kriegs-Sklaverei, die den ihr Verfallenen den Willen bricht, sie zu brechen. Ja, der brave Infanterist im Spiel kürzt sogar freiwillig seinen Urlaub, um nur rasch wieder bei der Kompagnie zu sein, und zwar tut er das nicht aus übermäßigem Pflichtgefühl, aus kameradschaftlichen Erwägungen oder weil es ihn fern vom Schuß nicht hält, sondern aus keinem andern Motiv, als weil er sich daheim nicht mehr zurechtfindet (also ähnlich wie der Gefangene, der in der Freiheit Heimweh nach der Zelle hat), obschon, das lehrt „Die endlose Straße", selbst das labyrinthischste Zuhause dem klarsten Schützengraben noch vorzuziehen sein müßte. Das Stück zeigt die Aufgabe des Frontsoldaten: zerrieben zu werden von der Maschine, die ihn immer wieder faßt, bis nichts mehr von ihm da ist, es zeigt verschiedene Methoden und Haltungen, gröbere oder feinere, wie der Frontsoldat sich in solche Aufgabe schickt, und verschleiert nicht oder nur sehr dünn den einzig stichhaltigen brutalen Urgrund, warum er so tut: nämlich, weil er muß. „Die endlose Straße" hat die sonderbare Eigenschaft, sowohl bei Kriegsgegnern wie bei Kriegsfreunden Zustimmung zu finden. Bei jenen wegen der Schreckbilder körperlicher und geistiger Not, die entrollt werden, bei diesen vermutlich wegen des heldischen Zeremoniells, nach dem, besonders vom Leutnant aufwärts, geduldet und gelitten wird. Jene halten sich an die abscheulichen Mittel des Kriegs, wie das Stück sie unverfälscht aufzeigt, diese an den Zweck, der, geisterhaft über den blutigen Wässern schwebend, die Mittel heiligt, und an den in der „endlosen Straße" kein Zweifel rührt. Auch scheint das Drama beispielhaft die Meinung der Kriegsbejaher zu erhärten, der Krieg mache den Mann nicht böse, sondern gut. Wie väterlich, wenn auch rauh, sind die Unteroffiziere, wie gütevoll und herzlich die Offiziere, wie wird der Schwache gestützt, der in Angst Strauchelnde durch Zuspruch aufgerichtet, wie wattiert mit Menschlichkeit scheint die Kette der Disziplin! „Die endlose Straße", die den Krieg (sagt der eine Verfasser) als Erlebnis „an sich" schildert, plädiert nicht gegen den Krieg, obschon sie der häßlichen Wahrheit über ihn die Ehre gibt. Sie zeigt erschütternd, was für ein rauhes Handwerk der Krieg ist. Aber das wird seine Propagandisten nicht von der Überzeugung abbringen, daß dieses Handwerk einen sittlichen, die Kanonenmacher nicht von der Überzeugung, daß es einen goldenen Boden hat.

Alfred Polgar

Alltäglichkeit in Moabit

Die Frau ist fünfundvierzig Jahre alt und trägt einen Pelzmantel. Neben ihr sitzt ihr Sohn, ihr Ebenbild, zwanzig Jahre alt, schön und verderbt. Er sieht aus wie eine blonde Intellektuelle.

Die Frau sagt, sie sei arm. Warum auch nicht? Der Mann ist Kaufmann, längst stellungslos ohne Unterstützung. Die Frau hatte nichts gelernt, drei Menschen waren zu ernähren. Sie gründete deshalb ein Bordell, was

man in Berlin fein, scheu und schüchtern „Massagesalon" nennt.

Sie behandelte die Mädchen gut. Sie bekamen vierzig Prozent der Bruttoeinnahmen. Die Spesen für Reklame und Propaganda trug sie allein.

Das alles ist alt wie die Menschheit. Neu aber ist die Nuance, daß der zwanzigjährige Sohn ein zweites Bordell aufmachte und nebenbei Geld als seltsamer Flaneur der Tauentzienstraße verdiente.

Sein Warenlager bestand aus zwei Mädchen, die die Mutter für ihn durch eine Annonce engagierte. Sie sind sechzehn Jahre alt. „Es war sehr nett," sagte die Trude, „wenn ein Herr kam, wurden wir beide vorgestellt. Er hat dann eine ausgewählt. Es waren vier Herren im Tag durchschnittlich. Perverse Sachen wurden nicht verlangt. Es war wohl ein Kleiderschrank in der Stube, in dem waren die Folterwerkzeuge. Aber sie wurden nicht benutzt. Wir haben ganz schön verdient. Jekocht hat der Edmund."

„Wie hats denn geschmeckt?" fragte der Richter. „Och, sehr gut — und reichlich wars auch."

Diese beiden von Mutter und Sohn geleiteten Betriebe, in dem es die Mädchen sehr nett fanden, wären weitergegangen, wie alle diese Betriebe weitergehen, wenn die Mädchen nicht aus der Fürsorge entlaufen gewesen wären. So wurden sie gesucht, die Polizei kam auf ihre Spur, sie wurden abgeholt.

Ein sittsames Fräulein begleitete sie nun zum Gericht, wo sie Zeuginnen sind, während Mutter und Sohn wegen Kuppelei angeklagt waren.

Aber das Gericht konnte es nicht schwer nehmen.

Wir haben da einen Richter in Moabit, der kann solche Sachen nicht schwer nehmen. Er gab der Mutter hundertachtzig Mark Geldstrafe. Edmund, der Geschäftsführer des zweiten Bordells, kam mit sechzig Mark davon. Dieser Richter hat einmal gesagt: „Irgendwo müssen ja wohl solche Dinge vor sich gehen."

Gabriele Tergit

Spielklubs

Die Bestrebung, durch Zufall materielle Gewinne zu erzielen, ist ein uralter Trieb des Menschen; dennoch ist der „Spieler" geblieben, was er war: ein Außenseiter, ein Abenteurer, Figur bürgerlicher Verachtung, ein Mensch, der immer mit einem Fuß im Gefängnis steht.

Aber der Glücksspieler, der in den Spielklubs, von der bürgerlichen Moral als „Höllen" gekennzeichnet, seine Nächte verbrachte, ist seiner romantischen Außenseitererscheinung verlustig gegangen. Es ist nicht mehr so, daß nur wenige Männer, verwegene Kerle, denen das Leben nichts ist als ein unaufhörliches va banque, in die großen Modebäder fahren, wo die konzessionierten Spielplätze stehen. Das Glücksspiel ist zu einer Zeiterscheinung geworden, die Spielklubs zur Selbstverständlichkeit jeder größeren Stadt, fast existieren sie mit der Häufigkeit von Kinos. Das vereinzelte Laster von Abenteuern ist wie eine Epidemie in die Masse geraten. Die kleinen Leute fingen zu spielen an.

Es gibt zwei Arten von Spielklubs. Zunächst die konzessionierten. Sie sind heute keine richtigen Spielklubs mehr sondern harmlose Unterhaltungsstätten. Früher wurden diese Klubs oft zum Schauplatz polizeilicher Razzien. Solange es die Spieler aushalten konnten, wurde nur das erlaubte Ecarté gespielt, immer wieder aber kamen die Übertretungen, die Exzesse, die strafbaren Hazardspiele. Sobald die Spieler bei verbotenen Spielen erwischt wurden — und oft fand man Arbeitslose in den Räumen, die ihre Unterstützungen verloren — wurde der Klub sofort geschlossen.

Es war seltsam mit diesen Klubs, grotesk. Sie waren nicht totzukriegen. Sie waren wie Stehaufmännchen aus Gummi. Drückte der Finger des Gesetzes sie nieder, so waren sie ausgelöscht, sowie er sich aber wie-

der löste, sprangen sie munter empor.

Oft überraschte Beobachter dieses komische Bild: Plötzlich eines Abends sieht man den Toreingang eines Geschäftshauses offen, das um diese Zeit immer geschlossen war. Ein Transparent leuchtet, bunt, lockend. Auf dem Hausflur windet sich ein grellroter Teppich, der ganz unmotiviert auf irgendeiner Treppenstufe aufhört, als sei er zur Verbilligung abgeschnitten worden. Ein Portier steht am Tor und ruft die Passanten an (ein Portier, der sicher nie ein Portier war). Seine verwaschene Livree verrät die Ausleihe beim Trödler. Da es keinen Eintritt kostet, gehen außer den Spielern auch Neugierige hinauf. Immer befinden sich die Spielklubs in Etagen, in zufällig freien, vorläufig nicht zur Vermietung gelangten Geschäftsräumen. Einige Wochen geht man an dem neuen „Etablissement" vorbei. Das Transparent leuchtet, der Teppich nicht minder, der Portier lockt — und dann, eines Abends, ist es wieder dunkel, still. Das Transparent ist erloschen, Portier und Teppich sind verschwunden, das alte eiserne Gitter verschließt wieder das Tor. Nicht lange aber dauert es, und in einer andern Stadtgegend taucht alles wieder auf: Klub, Portier, Teppich und Transparent. Intermezzo. Der Klub wandert. Mit neuen Konzessionen auf andern Namen. Das Glück der Glückshäuser ist kurz, die Ausdauer der Besitzer ist unbesiegbar.

Die Transparente der geschlossenen Spielklubs bleiben zurück. Sie werden gar nicht abmontiert, obwohl der Klub aufgelöst ist. Beispiel eines frechen Optimismus. Die Klubgründer wissen: nur die Zeit muß vergehen, einige Monate, gar nicht so lang, dann ziehen sie in den Raum wieder ein, wenn er noch immer nicht vermietet ist. So sparen sie eine überflüssige Arbeit.

Nun hat sich in letzter Zeit die Situation der Spielklubs stark geändert. Auch das Ecartéspiel wurde verboten, überhaupt jedes Kartenspiel. Die Klubs haben jetzt kleine rouletteartige Spiele, wo die Kugeln schon bei zwei Groschen Einsatz rollen. Die durch die geringen Einsätze entstandene Verringerung der Gewinnchance erzeugte einen Rückgang des Besuchs. Immer weniger Leute kommen, die Klubs werden langweilig. Die Einrichtung ist primitiv, denn der Klub weiß, daß er in keinem Raum alt wird. So ist für den Zuschauer, der nicht spielen will, der Reiz gering. Wenige Stühle sind da, auf kleinen Tischen stehen Wasserkaraffen, Alkohol wird nicht ausgeschänkt, zwei Lastern soll nicht zu gleicher Zeit gefrönt werden. Es ist harmlos geworden, zum Gähnen; und wenn heute wieder einmal ein konzessionierter Klub geschlossen wird, so hat das nicht die Polizei sondern der Hausbesitzer verursacht — der Klub hat keine Miete bezahlen können.

Um so mehr haben sich die andern Klubs vermehrt, die heimlichen, unerlaubten, die wahren Quellen familiären Unglücks. Sie blühen, in Hinterzimmern von kleinen Kaschemmen, von Wirten und Spitzeln behütet. Hier ziert man sich nicht, hier wird nichts vorgetäuscht, hier wird noch Geld verspielt, eignes und gestohlenes. Jedes Spiel unter 17 : 4 ist hier lächerlich und kindisch, die berüchtigten „Tanten" wandern von Hand zu Hand. Raffiniert verborgene Winkel, deren Entdeckung und Zerstörung oft lange dauert. Die Armut

und die wie Hochwasser steigende Not der Menschen sind es, die sie jenen Plätzen zutreiben, wo sie glauben, ihr bißchen Geld vermehren zu können; ein Zufall, der nur die wenigsten trifft. Auch hier spielen Arbeitslose, und durch sie werden die meisten Klubs gefaßt. Die Frauen, die vergeblich auf das Unterstützungsgeld warten, forschen ihren Männern nach, wo diese das Geld verspielen, zeigen die Klubs an, und so werden sie geschlossen. Aber es können nicht so viele geschlossen werden wie gegründet werden. Täglich liest man in den Zeitungen von ausgehobenen Spielklubs, und in der nächsten Nacht setzen sich anderswo wieder neue zusammen.

Hermann Linden

Strafen? Fürsorgeerziehung?

„Die frankfurter Polizei hat einen Schüler-Geheimbund aufgedeckt, der eine zeitlang im Stadtteil Sachsenhausen Fahrraddiebstähle begangen hat. Die Angelegenheit kam dadurch heraus, daß ein jugendlicher Fahrraddieb beim Stehlen erwischt und verfolgt wurde. Bei der durch die Polizei vorgenommenen Haussuchung fand man dann viele Fahrradteile. Die Ermittlungen führten schließlich zur Feststellung, daß acht vierzehnjährige Schüler sich zu einem Geheimbund zusammengeschlossen hatten und fortgesetzt Diebstähle begingen. Zur Unkenntlichmachung der gestohlenen Fahrräder haben die jugendlichen Burschen sämtliche Fahrzeuge ummontiert. Die Polizei nimmt an, daß die Schüler nicht aus verbrecherischer Neigung, sondern eher aus romantischem Geltungsbedürfnis gehandelt haben."

Warum?

„Wie sich aus den Vernehmungen der Beschuldigten, die sämtlich aus guten Familien stammen, ergab, sollte der Geheimbund später in einen Radfahrerverein umgewandelt werden."

Keine Strafen. Keine Fürsorgeerziehung. Gute Familien.

Bildung

Heiligkeit war ein der Seele immanenter Zustand des ganzen Menschen, der aber sein Leben und seine stets-werdende Innerlichkeit aus der bewußten Beziehungsverknüpfung im transzendenten personalen „Göttlichen" schöpfte; ein stets-fließendes Erlebnis-Sein ohne zerfließendes Leistungsverleben. Es war ein transzendent-Göttliches, das auf dem individuellen Boden der Einzelseele, die hineingestellt war in Zeit und Raum, dem individuellen Menschen durch seinen seinshaften Einbruch in das Nur-Ichhafte als das personale Du, als das einzig-erfüllende und ausfüllende und deshalb echt-liebende Ganz-Du zum Bewußtsein kam. Und die Antwort des Seelenich, das von diesem Du einmal erfaßt war, mußte diesem Du gegenüber eine das ganze Menschsein durchglutende Liebe sein. Die Beziehung zwischen göttlichem Aufruf und dem freudigen Ja der ganz-liebenden Seele, zwischen göttlichem Aufwärtsreißen und demütigem Hingerissenwerden, zwischen ewiger Liebesbestimmung und zeitlicher seinshafter Liebesbestimmtheit im Ausdruck der ganzen Lebensanlage und Lebensentfaltung, zwischen göttlicher Liebesgewalt und menschlicher Ohnmacht, zwischen göttlichem Gesetz und menschlicher Einordnung in die

Hierarchie des geistigen Lebensgesetzes, diese vielgestaltige Beziehung ist das Ausdrucksphänomen, das das Verhältnis andeutet, das der religiöse Mensch in seiner Erfüllung als Aufgabe des Heiligen sieht. Und nur von dieser erlebnis-fundierten, einzel- und gerade deshalb ganzmenschlichen metaphysischen Situation aus ist das Leben des Heiligen zu erklären und zu interpretieren.

Neue Züricher Zeitung

Immer legal

Pg., schütze dein Leben!
Der Schlager 1932
Waffenscheinfreie
schießende Bleistifte
für Gas- und Schreckschuß.

*

Hände hoch!
Prakt. Scherz
Zigarettenetui in
Browningform.

'Völkischer Beobachter'

Liebe Weltbühne!

Zwei kehren geheilt aus dem Sanatorium heim, ein Herr und eine Dame. Im Omnibus kamen sie ins Gespräch.

Er erzählte, man hätte ihm die Mandeln entfernt.

„Dann", sagte die Tschechin, „is der Herr in derselben unglicklichen Lage wie ich. Mir ham s' mei Geburweibel genommen." *Roda Roda*

Mond und Maschinen

Eine Leichenhalle gähnt.
Von glanzsilbernen Kolben tränt
Stumpfes Öl. Tropfen um Tropfen.
Wer kann die Lücke im rasenden Geschehen uns stopfen?
Wer kittet den Riß? . . .
Maschinen müssen gehen,
Stampfen, schreien! Blinken muß ihr Gebiß!

Durch trübe Scheiben
Schimmert Mond.
Seine Spinnwebstrahlen wollen am Stahl hängen bleiben —
Das armselige Licht thront
Auf den faulenden, eisernen Eingeweiden.

Da knarrts an der Decke!
Da scharrts in der Ecke!
Aus der Hölle kommen in weiten,
Faltigen Gewändern die Flüche:
Dumpfe, in die Maschinen gepreßte Flüche.

Zu tanzen beginnen Maschinen,
Um die grauen Flüche, die immer unterdrückten,
Einen rasenden, wilden, verzückten
Triumphtanz! Und hohles Grienen
Spiegeln die Lichter
Auf das Metall der Maschinengesichter.

Unbewußt
Packt die Lust
Alles in dem toten Saale.
Und im Glanz
Gießt der Tanz
Seines Hohnes volle Schale
Auf der Flüche düstre Mienen.

Tierische Maschinen.

Doch des Mondes weiße Strahlen
Blassen. Dunkel breitet samtnes Tuch
Um die Räder, Riemen; und nur an den kahlen
Wänden huscht noch ein Schattenbesuch.
Ruhe wird. Die Leichenhalle gähnt.
Von einem starrenden Kolben tränt
Stumpfes Öl.

Melchior Douglas

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Montag 20.30. Reichswirtschaftsrat, Bellevuestr. 15: Der Bauer und der Staat. Es sprechen: Fritz Baade, Hans Eder, W. Scheuermann, Georg Schulz.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (14.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Aus der Praxis einer psychotherapeutischen Kinderpoliklinik.

Bücher

Ferdinand Bruckner: Timon. S. Fischer, Berlin.
Joseph Hergesheimer: Bergblut. Ernst Rowohlt, Berlin.
Emil Ludwig: Schliemann. Paul Zsolnay, Wien.
Hans Marchwitza: Vor Verdun verlor ich Gott. Verlag für Arbeiterkultur, Berlin.
Victor Margueritte: Aristide Briand. S. Fischer, Berlin.
Joachim Ringelnatz: Gedichte dreier Jahre. Ernst Rowohlt, Berlin.
Jakob Wassermann: Lukardis. S. Fischer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 19.25: Abkehr von der Goldwährung? August Müller und Felix Pinner. — Berlin 21.15: Querschnitt durch die Bürgschaft von Kurt Weill. — Mittwoch. Berlin 15.20: Das Asylrecht, Kurt Großmann. — Mühlacker 19.05: Boulangers Glück und Ende, Hermann Wendel. — 20.30: Die letzte Nacht des Johann Heinrich Merck, Hörspiel von Willy Haas. — Donnerstag. Berlin 19.30: Goethes Faust. — München 21.00: Kleine Anzeigen, Hörfolge von Anton Schnack. — Freitag. Berlin 16.40: Albert Daudistel liest. — Königsberg 20.00: Der eingebildete Kranke von Molière. — Leipzig 21.10: Frankfurt, Das Gesicht einer Stadt von Alfons Paquet. — Sonnabend. Breslau 19.00: Film im Funk 1931, Pem und Hans Tasiemka. — Königsberg 20.00: Von der Utopie zur Technik, Waldemar Baumgarten und Ernst W. Freißler.

Antworten

Düsseldorfer. Sie schreiben: „Als Hitler neulich bei uns vor einem Parkett von Industriellen sein Wirtschaftsprogramm entwickelte, eine Veranstaltung, der übrigens nicht weniger als dreißig deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens beiwohnten, nahm nachher Fritz Thyssen das Wort, um sich als Geschichtsphilosoph zu produzieren. Fritz Thyssen stellte fest, die deutsche Geschichte weise ‚drei Momente' auf, nämlich 1. Konradins Hinrichtung, 2. den Freiherrn vom Stein, 3. Adolf Hitler. Was halten Sie davon?" Wir erklären uns für unzuständig. Wir sind keine Fachleute für Mystik wie der Geschäftsmann Thyssen. Hitler ist kein lichter Moment der Geschichte, und bei Fritz Thyssen werden sie auch immer seltener. Fragen Sie Spengler.

Walter Mehring. Sie senden uns als Beitrag eine „Parodie auf ein völkisches Feuilleton": „Das Judentum in der Gesangskunst. Mit ernstlicher Besorgnis wird der an der Oper interessierte Deutsche feststellen, daß mehr und mehr jüdische Sänger und Sängerinnen auf der Bühne erscheinen, selbst an Theatern, in welchen die obersten Führer durchaus deutsch gesinnt sind. Wie ist das möglich? Die erste Erwiderung pflegt zu sein: ‚Es kommt bei allen Gesangswerken vornehmlich auf die schöne Stimme an!' Die Behauptung ist grundfalsch. Selbst im Konzertsaal ist es nicht angenehm, wenn man, bei noch so wohlklingender, gut gepflegter Stimme, den ganzen Abend den Vertreter einer fremden Rasse vor sich sieht, ganz abgesehen davon, daß ein Mensch, dem deutsches Blut nicht in den Adern kreist, niemals die Fähigkeit besitzen kann, sich mit der durchaus erforderlichen Tiefe in ein Kunstwerk zu versenken, das aus deutschem Gemüte geboren ist... Und jetzt sehe man sich einmal die Gestalten der jüdischen Sänger und Sängerinnen an, die uns eine Sieglinde, Brünhilde, Minneleide, Gräfin Siegmund, Siegnot, Heinrich, Max etcetera auf die meistens recht krummen Beine stellen. Wenn man ihre Gesichter ansieht, klappt man unwillkürlich die Augen zu... Der jüdische Sänger hat Zukunft, vor allem Profit. Der deutsche Sänger dagegen, wenn er unter tausend Entbehrungen auf dornenvollem Pfad in ständigem Kampf gegen die jüdische Überheblichkeit... das Ziel der Vollendung erreicht hat, ... wird bewußt unterdrückt, wenn er sich nicht von Anfang an unterwürfig der jüdischen Oberherrschaft beugt." Wir sind aber sehr bald hinter Ihren Dreh gekommen. Ihre angebliche Parodie ist wortgetreu ein Original aus dem ‚Völkischen Beobachter' vom 26. Februar. So gut können Sie es doch nicht!

Leser in Essen a. d. Ruhr. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Rudi Josephs, Kaupenstraße 6, der regelmäßige Zusammenkünfte der Weltbühnenleser von Essen in die Wege leiten will.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. April 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Wer hat gesiegt? von Carl v. Ossietzky

Der Ausgang der Präsidentenwahl wird von den beteiligten Parteien sehr verschieden ausgelegt werden. In der Tat hat er nur einen Sinn: die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes hat dem Fascismus eine Absage erteilt! Gewiß ist der Stimmenzuwachs, über den Hitler quittieren kann, nicht unerheblich, und er wird bei den bevorstehenden Preußenwahlen schwer ins Gewicht fallen. Aber das, worauf es dem Fascismus ankam, die ganze Macht mit einem brutalen Griff zu erobern, das ist vorbeigelungen. Der antikapitalistisch aufgezogene Betriebsanwalt der Schwerindustrie, der rotgestempelte Klopffechter der weißen Reaktion schließt seine legale Periode einstweilen mit hohem Defizit ab. Adolf Bonaparte muß weiter auf seinen 18. Brumaire warten.

Ärger noch ist die Schlappe Hugenbergs. Es ist im Augenblick noch nicht zu übersehen, ob noch ein zweiter Wahlgang erforderlich werden wird. Aber sicher ist, daß Duesterbergs zweieinhalb Millionen die letzte Entscheidung nicht mehr beeinflussen können. Damit löst sich die Kalkulation Hugenbergs ins Nichts auf.

Hitler hat noch am Tage vor der Wahl in einem Interview erklärt, er würde ebensoviel Stimmen erhalten wie Hindenburg. Er hat sich gröblichst getäuscht. Nicht die Tatsache des Unterliegens allein bedeutet die Gefahr für ihn sondern die Länge der Strecke, um die er zurückblieb. Und in höherm Maße noch seine großmäulige Agitation, die alles auf eine Karte setzte. Es wird diesmal um Sein oder Nichtsein ge- [illegible]! rief der berliner Tribun pathetisch aus. Kein Parteiführer von gesundem Menschenverstand wird sich so weit vergessen, die mögliche Niederlage dem endgültigen Ruin gleichzusetzen. Es ist behauptet worden, Hitler selbst sei gegen die eigne Kandidatur gewesen und nur durch seine ehrgeizigen Abteilungschefs vor die vollendete Tatsache gestellt worden. Ein seltsamer Führer, der sich von den Herren Unterführern ans [illegible]tseil nehmen läßt. Soweit die Geschlagenen.

Und nun die Sieger. Da erhebt sich die Frage, wer denn eigentlich gesiegt hat. Ein bunter Heerhaufen von Westarp [illegible] ist für Hindenburg ins Feld gerückt. Diese Kandidatur beruhte einzig auf dem persönlichen Vertrauen zu Hindenburg. Sie hatte sonst kein politisches Profil. Sie war nicht an Forderungen geknüpft, nicht von Garantien abhängig. Die Propaganda war so, als bemühte man sich, dem Herrn Reichspräsidenten zu verbergen, daß er diesmal der Mann der Sozis sei.

Und doch wäre diese Hindenburgschlacht ohne das schwere Fußvolk der Sozialdemokratie, ohne das Pionierkorps der Gewerkschaften von vornherein verloren gewesen. Der kaiserliche Marschall, der sich einmal zur Dolchstoßlegende

bekannt hat, ist von den „Novemberverbrechern" gerettet worden. Auch diesmal ist, wie in allen innern politischen Schlachten seit 1918, der unbekannte Soldat der Sozialdemokratie der wirkliche Held gewesen. Die Sozialdemokratie hat mit einem heroischen Krafteinsatz die Reste der bürgerlichen Demokratie vor der letzten Demolierung bewahrt. Wer von den feinen Herren der Hindenburg-Komitees hat sich jemals auch nur zufällig dort aufgehalten, wo es galt, die Republik zu verteidigen? Unbekannter Soldat der Sozialdemokratie, geduldigster aller Kämpfer, wenn du doch einmal erlegen sein wirst — keiner der gebügelten Treviranen wird vor deinem Ehrengrab achtungsvoll den Zylinder lüften, denn du wirst niemals eines erhalten. Der Reichskanzler selbst hat sich im Parlament gerühmt, gegen die Revolution gestanden zu haben, und Minister Groener hat seine Verbündeten von der Eisernen Front leichtherzig mit den Messermännern von Boxheim verglichen.

Die Sozialdemokratie hat ihre Schuldigkeit getan. Jetzt wird man sie nicht mehr bemühen. Die sozialistischen Arbeiter, die sich eingebildet haben, für das Gesetz, für die republikanische Verfassung zu stimmen, haben in Wahrheit für die Notverordnungen und für Herrn Groener gestimmt. Der Triumph Hindenburgs wird in der Praxis zur Bestätigung des gegenwärtigen Reichskabinetts und seiner Politik werden.

Wenn die sozialdemokratische Führerschaft schon zur Parole für Hindenburg entschlossen war, so hätte sie es nicht ohne feste Zusicherungen tun dürfen. Politik kennt keine Dankbarkeit. „Wir verlangen Ware für unser Geld." Diese Formulierung des Herrn Goebbels klingt nicht ganz christlich, aber sie ist leider richtig. Die Sozialdemokratie hat demutsvoll Leib und Seele in ein sehr irdisches Geschäft gesteckt und ihm damit einen wahrhaft sakralen Charakter verliehen. Sie hat dem Kaiser gegeben, was Gottes ist.

Hitler ist geschlagen, und dennoch dürfte diese Niederlage nicht zur Katastrophe ausarten. Brüning, der so oft seine Bereitwilligkeit versichert hat, Hitler in die Regierung aufzunehmen, wird dafür sorgen, daß der Nationalsozialismus nur gedämpft, nicht zerschmettert wird. Wenn Hitler ein geordneter Rückzug gelingt, bleibt er noch immer eine ansehnliche Macht, mit der es sich zu paktieren lohnt, deren Feindschaft gefährlich werden kann. Ein Prinzip ist abgelehnt worden, der Fascismus. Aber welches hat denn nun gesiegt? Daß diese Frage nicht beantwortet werden kann, daß niemand auf der Linken daran denkt, sie überhaupt zu stellen, bezeugt am besten, daß sich nichts an jener Atmosphäre geändert hat, in der das Hitlertum so üppig gedeihen konnte.

Noch immer hat sich bisher jeder Sieg der Republik schließlich ins Gegenteil verkehrt. Das wird auch diesmal nicht anders kommen. Der geschlagene Hitler ist den reaktionären Exzellenzen der Hindenburgfront lieber als die eignen siegreichen Soldaten.

Wie lange noch, Catilina? donnerte Cicero.

Noch sehr lange, Cicero! flüsterte Catilina.

Briand von Hellmut v. Gerlach

Am 10. September 1926 stand ich auf der Galerie der Salle de Réformation in Genf, um der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund beizuwohnen. Stresemann entwickelte auf dem Rednerpodium den Gedanken, daß sich Nation und Menschheit nicht nur auf geistigem Gebiet sondern auch im politischen Streben zu verbinden hätten, um der Menschheit Höchstleistungen zu schenken.

Briand saß vor Stresemann, den Kopf vorgebeugt, den Rücken leicht gekrümmt, unbeweglich, ohne eine Notiz zu machen.

Als sich der Beifall nach Stresemanns Rede gelegt hatte, schritt Briand langsam auf das Podium und improvisierte eine Rede, die nie vergessen wird, wer sie gehört hat. Sie schloß:

„Dieser Tag, der im Zeichen des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich steht, bedeutet: daß die unglückseligen und blutigen Zusammenstöße, die jede Geschichtsseite der Vergangenheit beflecken, zu Ende sind; daß der Krieg zwischen uns aufgehört hat; daß es in Zukunft keine Trauerschleier, keinen Krieg, keine gewaltsamen und blutigen Lösungen mehr geben wird, um die Differenzen zwischen uns, die sich natürlich nicht aus der Welt schaffen lassen, zu regeln. Von nun an hat der Richter Recht zu sprechen. Fort mit den Gewehren, Maschinengewehren und Kanonen! Platz der Verständigung, der Schiedsgerichtsbarkeit, dem Frieden!"

Eine Sekunde schwieg der bis auf den letzten Stehplatz gefüllte Saal, benommen, ergriffen, erschüttert. Dann aber brach ein Jubel los, wie ihn die nüchtern-ehrwürdige Salle de Réformation noch nicht erlebt hat.

Der deutsche Zeitgenosse mußte an die Worte denken, die Goethe nach der Kanonade von Valmy an seine Begleiter richtete, nachdem er die Überlegenheit der demokratischen Heere der französischen Revolution über die Heere des deutschen Fürstenabsolutismus gesehen hatte:

„Hier beginnt eine neue Epoche der Geschichte, und Sie, meine Herren, können sagen, daß Sie dabei gewesen sind."

Der 10. September 1926 war der größte Tag im Leben des Staatsmannes Briand.

Oder sollte ihm, der nicht bloß Staatsmann sondern auch ein durch und durch gütiger und empfindender Mensch war, ein andrer Tag doch noch größer erschienen sein? Nämlich jener Tag, als er die Abordnung einer internationalen Organisation von Kriegsbeschädigten empfing? Unter diesen Kriegsopfern war ein junger Oesterreicher, der von seiner Frau geführt wurde, blind, ohne Arme, mit schleppendem Bein. Der kam auf Briand los und sagte ihm mit zitternder Stimme:

„Herr Briand, lassen Sie sich von Ihrem Werk nicht abhalten. Wir sind auf der Welt fünf Millionen Krüppel. In ihrem Namen komme ich zu Ihnen, ich, der Blinde ohne Arme, ich, ein menschlicher Scherben, der das Recht zum Reden hat, um Ihnen zu sagen: Setzen Sie Ihr Werk fort! Setzen Sie es fort! Unsre Herzen sind mit Ihnen."

Solche Worte aus solchem Munde gaben Briand die Gewißheit, daß er mit seinem „Guerre à la guerre!" der Voll-

strecker des Sehnens der Menschheit sei. Sie gaben ihm die Kraft, durch die Niederungen der Tagespolitik unbefleckt und unbekümmert hindurchzuschreiten, ohne je sein fernes, hohes Ziel aus dem Auge zu verlieren.

Dieser Skeptiker von Grund aus war nämlich ein Gläubiger geworden. Das sinnlose Gemetzel von Verdun hatte ihm die Augen geöffnet. Von da an wußte er, was er zu tun hatte. Und er glaubte, auch seinen Mitmenschen die Augen öffnen zu können. Weil er nämlich an die Vernunft der Menschheit glaubte, die zwar zu Zeiten verdüstert werden konnte, aber der doch der Endsieg sicher sein mußte.

Helene Stöcker hat einmal ein reizvolles Büchlein geschrieben „Verkünder und Verwirklicher".

Das Eigenartige, ja fast Einzigartige an Briand war, daß er Verkünder und Verwirklicher in einer Person war.

Er wollte das Ganze, das ganz Große, den ewigen Frieden Immanuel Kants. Aber er wußte, daß, je stolzer ein Ziel, um so länger der Weg zu ihm. Und wie die Natur keine Sprünge macht, so kann es auch in der Politik nur Schritt vor Schritt gehen. Darum vermählten sich in ihm Idealismus und Realismus in dem Leitsatz:

„Jeder kleine Schritt in der Richtung des Friedens bedeutet schon einen großen Erfolg für die Völker. Mag der Schritt auch noch so klein sein, wenn man nur gewillt ist, morgen wieder einen zu tun und übermorgen noch einen und so fort, jeden Tag seines Lebens!"

Talleyrand war der größte französische Staatsmann der alten Schule: Alles mit allen Mitteln für die Größe meines Vaterlandes! Alle internationale Politik hat nur den Zweck, das Nationalinteresse des eignen Landes zu fördern.

Briand war der große Staatsmann der neuen Schule: Alles mit allen gesetzlichen Mitteln für die Organisation der Welt und damit für die Verhinderung neuer Kriege! Das Nationalinteresse des eignen Volkes kann nur im Rahmen der Zusammenarbeit aller Völker gewahrt werden.

Der französische Kammerpräsident Bouisson hat in seiner Gedächtnisrede Briand den vollkommenen Franzosen genannt.

Er war mehr als das. Er war der vollkommene Europäer, also ein sublimierter Franzose.

Victor Margueritte hat soeben eine wundervolle Biographie Briands (deutsch im Verlage von S. Fischer) erscheinen lassen. In der Vorrede hebt er mit Recht als grundlegenden Unterschied zwischen Gambetta und Briand hervor: Fortschritt vom nur französischen Opportunismus zu einem Opportunismus, der sich zu internationaler Solidarität erhebt.

Die Erkenntnis der internationalen Solidarität, jawohl, das ist das entscheidende Unterscheidungszeichen zwischen Briand und allen Staatsmännern der Vergangenheit. Die internationale Klassensolidarität hatte die Arbeiterinternationale längst erkannt. Die internationale Völkersolidarität erkannt zu haben, war den drei großen Staatsmännern unsrer Zeit vorbehalten: Wilson, Stresemann und Briand.

Von ihnen war Briand der beredteste Verkünder der internationalen Solidarität, im Punkte Beredsamkeit der echteste Sohn seines Volkes, der wirklich vollkommene Franzose, ein Gipfel, nur vergleichbar einem Mirabeau oder Jaurès.

Margueritte nennt ihn „ein Bindeglied zwischen der Wirklichkeit, deren er sich bedient, und dem Traum, dem er dient".

Er hat sich der Wirklichkeit bedient, um den Locarnopakt zu machen; um Deutschland in den Völkerbund zu führen; um die vorzeitige Rheinlandräumung durchzusetzen; um den deutsch-französischen Handelsvertrag abzuschließen; um den Kelloggpakt zustande zu bringen, dessen Anregung sein ausschließliches Verdienst ist. Er, der alte Sozialist, ist sogar der Vater der scheinbar so kapitalistischen deutsch-französischen Industriekartelle. Auch sie sollten, nach seinem Willen, nur Patenschaft der Realpolitik für das eine ideale Ziel bedeuten: Verquickung der Wirtschaftsinteressen beider Völker in einem Maße, das den Krieg zwischen ihnen zur Unmöglichkeit werden ließ.

Hat dieser Verwirklicher als Verkünder nur einem Traume nachgejagt?

Am 11. September 1930 rief Briand in Genf aus: „Solange ich da sein werde, wird es keinen Krieg geben."

Er ist nicht mehr da. Wenn es trotzdem keinen Krieg geben sollte, so dank der von Briand ausgestreuten Saat, die doch schon vielfältig gekeimt hat.

Wer nur mit leiblichen Augen sieht, sieht falsch. Erst die Distanz klärt den Blick.

In hundert Jahren wird die Menschheit von allen Namen der Weltkriegszeit nur noch drei kennen: Wilson — Stresemann — Briand.

Lenin ist ein Kapitel für sich.

Das gefährliche Geschenk von K. L. Gerstorff

Der Reichskanzler Brüning hatte in einem Interview mit einem englischen Redakteur vergangenen Herbst die deutsche Arbeitslosenziffer auf sieben Millionen geschätzt. Die letzte Zahl lautet: reichlich 6,1 Millionen. Daher scheint die Wirklichkeit etwas hinter den pessimistischen Schätzungen Brünings zurückgeblieben zu sein. Aber das ist nur in der Statistik so. In Wirklichkeit beträgt die Zahl der Arbeitslosen heute sicherlich bereits sieben Millionen. Denn überall ist festzustellen, daß die Arbeitslosen, die sich nicht mehr registrieren lassen, ständig zunehmen. In der gesamten Zusammensetzung ist gegenüber den Jahren 1929/30 eine starke Veränderung eingetreten. Die Wohlfahrtserwerbslosen und diejenigen, die überhaupt keine Unterstützung mehr bekommen, wachsen ständig. Unter den reichlich sechs Millionen, die registriert sind, ist, wie bereits amtlich festgestellt wird, zirka eine Million, die keinen Pfennig Unterstützung mehr bezieht. Es sind das Jugendliche, verheiratete Frauen oder Arbeitslose, die den immer schwierigern Bedürftigkeitsnachweis nicht erbringen konnten.

Sieben Millionen Arbeitslose haben wir also jetzt im Winter; und es ist mit allem Nachdruck zu betonen, daß ihre Zahl durch die Saisonbewegung im Sommer nicht stark abnehmen wird. Denn der Baumarkt, der neben der Landwirtschaft früher eine starke Entlastung gebracht hat, liegt heute völlig nieder. Und die wenigen Hunderttausende, die im Sommer von der Landwirtschaft aufgenommen werden können, sind mehr als ausgeglichen durch die weitere Schrumpfung der industriellen Produktion. Es ist klar, daß die Unterstützung der Arbeitslosen eine immer schwierigere Frage wird. Die Bankensanierung hat außerordentliche Summen erfordert — wo sollen die Gelder herkommen, um bei ständig rückläufigen Produktionszahlen und daher auch Steuereingängen die Arbeitslosen in der bisherigen Weise zu unterstützen?

Das Monopolkapital wird bereits in nächster Zeit eine starke Senkung der Arbeitslosensätze durchzusetzen versuchen. Und man forscht daher nach Methoden, um die Durchführung möglichst reibungslos zu gestalten. Es ist kein Zufall, daß in der ‚D.A.Z.', die in diesen Dingen oft sehr gut informiert ist, lange Artikel veröffentlicht werden, in denen propagiert wird, daß die Gewerkschaften zu einem Teil mit der Durchführung der Arbeitslosenversicherung beauftragt werden sollen. Die Pläne, die Doktor Goerdeler, der Preiskommissar, vorlegte, gehen in derselben Richtung.

Im Januar 1932 sind nicht einmal mehr 30 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder voll beschäftigt gewesen. Die Gewerkschaften melden, daß 47,6 Prozent ihrer Mitglieder voll arbeitslos sind und 24,3 Prozent Kurzarbeiter. Es ist selbstverständlich, daß dabei auch die Finanzen immer ärger in Mitleidenschaft gezogen werden, daß die Unterstützungssätze für die arbeitslosen Mitglieder immer mehr abgebaut werden müssen, daß nur noch eine Minorität der Arbeitslosen von der Gewerkschaft überhaupt unterstützt wird. So wird das Band der Unterstützung immer mehr gelockert, und da die Gewerkschaften durch das Notverordnungssystem bei der Regelung der Löhne immer mehr ausgeschaltet werden, so verlieren sie auch ihre entscheidende Funktion immer mehr. Die Pläne der ‚D.A.Z.' und des Herrn Goerdeler gehen dahin, den Gewerkschaften neue Funktionen dadurch zu geben, daß man ihnen einen Einfluß bei der staatlichen Arbeitslosenversicherung einräumt. Und die ‚D.A.Z.' schreibt dabei ganz offen, daß die Gewerkschaften die Bedürftigkeit viel genauer prüfen könnten als die staatlichen Institutionen, weil sie die einzelnen Arbeiterkategorien besser kennen. Es ist ein gefährliches Spiel, das hier getrieben wird. Und der ‚Vorwärts' schreibt dazu in einem Aufsatz über die Pläne Goerdelers, fünfhundert Millionen bei der Arbeitslosenversicherung zu sparen:

„Wie sollen vor allem durch ‚Zusammenlegung' der einzelnen Zweige der Arbeitslosenbetreuung fünfhundert Millionen ‚gespart' werden? Durch den Abbau der obern Lohnklassen der Arbeitslosenversicherung?

So etwas nennen wir nicht sparen sondern plündern.

Eine Finanzierung der Arbeitsbeschaffung durch Zerschlagung der Arbeitslosenversicherung und Ausplünderung der Arbeitnehmer,

die jahrelang fest Beiträge zahlen dürfen, nun aber mit einem Wohlfahrtsalmosen abgespeist werden sollen, erscheint uns unzulässig. Arbeitsbeschaffung ist ein Ziel, das erreicht werden muß, aber Arbeitsbeschaffung durch Zerstörung des Arbeitslosenschutzes — das heißt den Teufel durch Beelzebub austreiben. Arbeitsbeschaffung als Kulisse, hinter der mit dem Arbeitslosenschutz höchst gefährliche Experimente gemacht werden sollen — wir danken.

Der Arbeitslosenschutz geht die Allgemeinheit an. Goerdelers Plan möchte aber die bisherige Erwerbslosenversicherung den Gewerkschaften übertragen. Allem Anschein nach gingen seine ursprünglichen Vorschläge sogar noch weiter, nämlich bis zum Bruch mit dem Sozialversicherungssystem überhaupt. Sein Vorschlag für die Arbeitslosenversicherung hat bereits eine böse Verwirrung angerichtet. Schon sympathisieren die Freunde einer Aufgliederung der Reichsanstalt auf berufsständischer Grundlage mit dem Teil der Goerdeler-Pläne.

Die Gewerkschaften ihrer heutigen Form ‚zu entkleiden', so schreibt die ‚Gewerkschaftszeitung', das Organ des ADGB., dürfte tatsächlich manchem schon eine Messe wert sein. Zumal dann, wenn der Weg vielleicht gar zu einer Diskreditierung der Gewerkschaften in den Massen führen könnte. Die Krise des Arbeitsmarktes und damit der Finanzen wird leider nicht so bald überwunden werden. Es sind Stimmen laut geworden, die mindestens mit einem Stand von 2 bis 3 Millionen Arbeitslosen auf Jahre hinaus rechnen. Die ‚soziale Belastung' soll abgebaut werden. Jede Senkung der Einzelunterstützung, die das Existenzminimum der Millionen Arbeitslosen immer erbarmungsloser herabdrückt, führt zur Kritik des Staates. Man mache die Gewerkschaften für den Arbeitsmarkt ‚mitverantwortlich', das heißt, man übertrage die Verantwortlichkeit für die Unterstützung der Arbeitslosen weitgehend auf die Gewerkschaften — und siehe da: die Verantwortlichkeiten sind verschoben, ein Prügelknabe ist gefunden."

Es ist ganz fraglos eine sehr zweischneidige Sache, die Verwaltung oder einen Teil der Verwaltung der Arbeitslosenversicherung an die Gewerkschaften abzugeben. Es ist vor allem dann eine zweischneidige Sache, wenn gleichzeitig eine Veränderung in den politischen Machtverhältnissen stattfindet. Die neue Notverordnung, die die Herabsetzung der Arbeitslosensätze bringen wird, muß ungefähr in den gleichen Zeitraum fallen, wo sich eine Umbildung der Regierungen im Reich und in Preußen ergeben wird.

Wie auch immer die Preußenwahlen ausfallen werden, die bisherige Koalition dürfte kaum wiederkommen. Eine Verschiebung der Regierung nach rechts wird eintreten, wobei es für unsern Zusammenhang nicht wesentlich ist, ob eine Regierung mit Hugenberg oder ein Beamtenkabinett oder eine ähnliche Kombination. Man wird auch dann noch von der Sozialdemokratie weitere Tolerierung zu erreichen versuchen. Und man wird sie ihr dadurch schmackhaft machen wollen, daß man ihr für die verlorenen Machtbezirke andre Einflußmöglichkeiten als Ersatz zu sichern sucht. Die Sachwalter des Monopolkapitalismus haben die Vorstellung, daß die Einflußnahme der Gewerkschaften auf die staatliche Arbeitslosenversicherung ein in dieser Richtung liegendes Mittel ist.

Die Gewerkschaften sollen die Bedürftigkeit der einzelnen Arbeiter feststellen. In den Gewerkschaften verstärkt sich jeden Tag die oppositionelle Strömung Es gibt kaum

eine Gewerkschaft mehr, die noch zentrale Mitgliederversammlungen einberuft; die Mißstimmung der Arbeiterschaft ist zu groß. Man begnügt sich fast überall mit sehr gesiebten Funktionärversammlungen. Und wenn die Spitzenführung des ADGB. einen außerordentlichen Krisenkongreß beschlossen hat, der zur augenblicklichen Lage Stellung nehmen soll, so ist dafür gesorgt, daß dieser Kongreß nicht aus Vertretern der Betriebsarbeiterschaft zusammengesetzt wird. Er besteht so gut wie ausschließlich aus Gewerkschaftssekretären. Die ‚D.A.Z' war der Ansicht, daß die Gewerkschaften mit ihren eignen rebellierenden Mitgliedern vielleicht am besten fertig werden könnten, wenn sie die finanzielle Verwaltung der Arbeitslosenversicherung zum großen Teil in die Hände bekommen und so ihre Machtfunktionen eine Verstärkung erfahren würden. Die Sätze aus dem ‚Vorwärts', die wir zitiert haben, zeigen sehr deutlich, daß die Gewerkschaftsführung bisher diesen Plänen sehr ablehnend gegenübersteht; sie befürchtet, daß grade dadurch die Spannung zwischen Mitgliedermassen und Führung noch schärfer, noch unerträglicher werden könnte.

*

Die Weltproduktion steht bereits unter dem Vorkriegsniveau. Die deutsche Produktion ist nicht einmal mehr so groß wie um die Jahrhundertwende. Immer deutlicher zeigt sich die marxistische Wahrheit, daß der Kapitalismus die Produktionskräfte, die er geschaffen hat, nicht mehr zu beherrschen vermag; immer deutlicher auch, daß er seinen Sklaven, die Arbeiterschaft, nicht mehr zu ernähren vermag.

Die Fronten werden immer klarer, und die Aufgabe der Opposition in den Gewerkschaften wird dahin gerichtet sein müssen, zu verhindern, daß sie in dieser Lage den Prügelknaben zwischen Monopolkapital und Arbeiterschaft abgeben, den Prügelknaben, auf den sich die Erbitterung der hungernden Massen lenken soll.

Menschliche Komödie in Genf von Ernst Toller

In einem Keller des Völkerbundhauses stapeln sich, mit landesfarbigen Bändern eingeschnürt, die Akten, Listen, Briefe, Karten von acht Millionen gutgläubiger Menschen, die der Abrüstungskonferenz von der Sehnsucht der Menschheit nach Frieden und ihrer Verdammung des Krieges Kunde geben.

Neben den ledergebundenen, luxuriös gedruckten Eingaben geldkräftiger Verbände, die ihre Friedensforderung als bibliophile Rarität ausstaffieren, liegen die schmucklosen Briefe und Karten von Kriegsverletzten, von Frauen, Arbeitern, kleinen Beamten, die mit rührenden, einfältigen und manchmal klugen Worten den politischen Herrn der Erde ihren „Herzenswunsch" vortragen.

Stimmen aus Deutschland.

Ein Lehrer aus Ostpreußen:

Ich erkläre mit Ernst und Nachdruck, daß ich für Deutschlands Gleichberechtigung und gegen den Krieg bin.

Eine Frau aus dem Rheinland:

Wir müssen Abrüstung in der ganzen Welt, in allen Ländern der Erde fordern, damit die Welt wieder zu Arbeit und Brot und damit zur Ruhe kommt.

Ein Arbeiter aus Schlesien:

Im Interesse für Frieden zwischen den Völkern und dem wirtschaftlichen Wiederaufbau gebe ich hiermit meine Stimme für die allgemeine Abrüstung aller Völker ab, um damit ein friedliches Verhandeln über Wirtschaft zu gewährleisten.

Ein Bankbeamter aus Berlin:

Ich gebe meine Stimme zur Abrüstung aller Völker gegen einseitige Abrüstung Deutschlands, bin übrigens der festen Überzeugung, daß sich von solchem Herzenswunsch und solcher Rechts- und Vernunftsforderung kein Deutscher, auch wenn er sich nicht zur Erklärung aufschwingt, ausschließt.

Eine Frau Kunstmaler aus Süddeutschland:

P.P. Abrüstung. An Hand der schweren, nutzlosen Verwundung meines Mannes (ohne Rente), dessen Verschlimmerung ich allein verspüre, komme ich doch zu dem Entschluß, daß ein Krieg nicht kultiviert, sondern ruiniert. Der Geist baut sich den Körper selbst zur Gleichberechtigung.

In diesem Keller weht die kalte Luft des Mausoleums, Schicksale, Leiden, Entbehrungen, Traum und Glauben, eingesargt, Makulatur, Ruhe sanft.

Oben aber im Licht der Welt tagen die Adressaten. Einer Versammlung oller, ehrlicher Börsenmakler gleicht die Konferenz. Da wird spekuliert, auf Hausse, auf Baisse, da werden Transaktionen mit dunklen Hintergründen eingeleitet, da sagen Strohmänner die entscheidenden Dinge, und die politischen Gewaltigen sagen Banalitäten, da wird der Ernst der Stunde mit pathetischer Miene erfaßt, wenn Photographen und Filmkurbler Regie führen und die Herrschaften bitten, für die Kinobesucher aller Länder einen Moment recht freundlich zu sein.

Lichtenberg hat vor mehr als hundert Jahren gesagt: „Wie herrlich würde es nicht um die Welt stehen, wenn die großen Herren den Frieden wie eine Mätresse liebten, sie haben für ihre Person zu wenig vom Krieg zu fürchten."

Die Herren, die den Frieden wie eine Mätresse lieben, sind nicht vertreten. Die Anwesenden lieben den Frieden eher wie eine Schwiegermutter: sie finden sich bei Lebzeiten mit ihr ab, es bleibt die Hoffnung, daß man, wenn sie entschläft, etwas erben wird.

Die Kulisse von Genf bildet die öffentliche Weltmeinung, die Familie der Kriegsberichterstatter zur Disposition, Journalisten aus allen Ländern, Männer mit ehrlich enttäuschten und resignierenden Gesichtern und solche, die fröhlich nach pikanten Sensationen jagen. Will ein Großstaat, daß gegen einen andern Großstaat etwas gesagt wird, was er nicht selbst sagen möchte, bedient er sich geschmeichelter und sich ungeheuer wichtig vorkommender Journalisten als postillons d'amour politique, die auf der Hintertreppe die Mädchen für alles, die landesgefärbten Pressechefs, hofieren.

Es geht auch hier nicht anders zu als bei Streitigkeiten, die Schulzes und Müllers ausfechten: hinter den großen Worten

lauern Machthunger, Neid und Ressentiment. Immer ist von Moral und Idealen die Rede, nie von den investierten Milliarden, die nicht auf ewigen Werten sondern auf dem Pfund Sterling, dem Dollar, dem Franc basieren.

Und der Klatsch blüht. Man kennt die Tagegelder der Delegierten, die sich zwischen zwölf und zweihundert Franken bewegen; man konstatiert, daß die armen Deutschen sogar das Ei zum Frühstück aus eigner Tasche bezahlen müssen; daß die italienische Abordnung mit sechs funkelnagelneuen Fiats nebenbei ein bißchen Reklame für ihre nationale Autoproduktion treibt; daß die Japaner am zahlreichsten erschienen sind, im luxuriösesten Hotel wohnen und einen Stab von Sekretärinnen mitgebracht haben, vor deren Gehältern die Presseleute erblassen. Man erzählt sich die Tageswitze, die in Radioschnelle die Korridore durchfliegen. Daß die Abrüstungsdebatte mit der Rede des Vertreters von Panama beschlossen wurde, der, als er an die Reihe kommen sollte, erst gesucht werden mußte, wird als der Panamaskandal der Konferenz bezeichnet; daß Radek die schweizer geheimen Herren mit der Melone durch freundliche Grüße in Verlegenheit bringt, wird auf allen Teegesellschaften milde belächelt.

Die Börsenstifte sind die militärischen Sachverständigen, gutgenährte markig aussehende Herren, die jeden militärischen Landesfeind sozusagen lieben und die eignen landfremden Pazifisten verachten.

Als Tribünenzuschauer fungieren reiche Amerikanerinnen, die endlich eine neue Form gefunden haben, ihre Zeit totzuschlagen, aufdringliche Salongräfinnen, die sich interessant vorkommen, Spione und arme Toren, die in großen Zügen die welthistorische Luft einsaugen. Auch „Beobachter" sind anwesend. Bisher war es das Privileg der Weltmacht Amerika, Beobachter zu entsenden, jetzt hat der Staat im Staate Hitler dieses Privileg übernommen und eine Delegation, an deren Spitze der General Epp steht, entsandt, die ihrerseits wiederum durch einen Beobachter des Herrn Röhm überwacht wird.

Nur in einem Punkte sind sich alle, Schieber und Geschobene, einig. Sie finden diese Monate sich hinziehende Konferenz langweilig, und sie meinen, daß die Konferenz besser an einem Ort hätte tagen sollen, der mehr Zerstreuung und Vergnügungen als das puritanische Genf bietet. An den sittlichen Ernst der Konferenztage glaubt nur die genfer Polizeibehörde, die eine verständnisvolle öffentliche pariser Dame mitsamt ihren heimlichen weiblichen Schützlingen nach einer Woche auswies und damit die Friedensbereitschaft sichtlich herabdrückte.

Nicht einmal der schöne Schein bleibt gewahrt, die rührenden Friedensreden werden von japanischen Batterieschüssen, die nach einem Wort unsres Jubilars Goethe einsilbiger sind als die deutsche Sprache, unfeierlich unterbrochen. Und ein andres beteiligtes Land schickt im Zeichen der Abrüstungskonferenz Männer, die kapitalistisches Kriegs- und Soldatenhandwerk als das bezeichnen, was es ist: Mordhandwerk — bitte Herr Groener, für diesen Satz trage ich die Verantwortung — auf die Anklagebank.

Man muß nur diese Konferenz ein paar Tage beobachten. Glaubt jemand ernstlich: hier wird der Krieg „verhindert"? Daß die Konferenz auffliegen wird, ist unwahrscheinlich. Kein Teilnehmer wird diesen Schritt wagen, aber was wird herauskommen?

Es gibt bornierte Kaufleute und einsichtige. Die bornierten ruinieren sich im Kampf mit einer übermächtigen Konkurrenz, die einsichtigen verständigen sich und teilen den Profit. In Genf sitzen kluge Kaufleute beisammen, die nach Wegen suchen, wie man den Krieg billig vorbereiten kann. Ohne unnütze Spesen (Waffen, die morgen durch neue Erfindung des Gegners nutzlos werden), ohne Prestige-Risiko, das die Ware verteuert.

Der einzige sinnvolle Vorschlag, den die Russen unterbreiteten, nämlich allseitige und vollkommene Abrüstung, ist abgelehnt. Man wird sich auf 20 bis 25 Prozent Kostenverminderung einigen, eine Sache, die den Steuerzahler angeht.

Über „Sicherungen" wie eine internationale Polizeitruppe weiß niemand Klares und Vernünftiges zu sagen. Sie soll gegen den angreifenden Teil verwandt werden, aber wer bestimmt den Angreifer? Sagen nicht auch die Japaner, daß sie die Angegriffenen sind? Wer soll die strategischen Pläne, die doch von einem internationalen Generalstab für den Eventualfall gegen alle Teilnehmer des Völkerbunds vorbereitet werden müssen, aufstellen? Wer für ihre Geheimhaltung bürgen? Glaubt man etwa, ein französischer Polizeitruppenchef werde die Truppen gegen sein französisches Heimatland führen, oder ein deutscher gegen sein deutsches?

Solange nicht kapitalistisches Macht- und Profitstreben, solange nicht imperialistische Unterdrückungstendenzen als entscheidende politische Antriebe überwunden sind, ist der Völkerbund ein Traum, und der von Genf, der die weltpolitische Situation von Versailles 1919 für alle Zeiten stabilisieren möchte, gewiß kein schöner.

Vor dem Restaurant „Ivrou" in Genf hängt ein großes buntes Plakat. Darauf stehen die Worte:

„Désarmer, c'est bien, mais bien manger, c'est mieux."

Abrüsten ist gut, aber gut essen, ist besser.

Ein zynisches Wort, aber ein tiefes, wenn man es recht deutet.

Staaten, die unfähig sind, zwanzig Millionen arbeitsloser Menschen Brot und Arbeit zu verschaffen, werden nie und nimmer fähig sein, auf das Mittel des Krieges zu verzichten.

In Genf sind die Frontsoldaten der falschen Fronten versammelt. Wie sollten sie das einzige Erlebnis, auf das sie stolz sind, diffamieren und einer kommenden Jugend vorenthalten?

Litwinow hat in einer kleinen Geschichte die Abrüstungskonferenz charakterisiert. Ein Mann zog aus, die Kannibalen zu überzeugen, daß Menschenfressen eine unsittliche Beschäftigung sei. Nach einem Jahr kam er wieder. Neugierige Freunde fragten ihn, was er erreicht habe. Er zuckte traurig die Achseln: „Leider fressen die Kannibalen immer noch Menschen, aber etwas habe ich in diesem Jahr doch erreicht, sie fressen sie jetzt mit Messer und Gabel."

Moskau 1932 von E. J. Gumbel

I

Jahrelang wurde uns täglich erzählt, die Bolschewisten könnten sich nur noch vier Wochen halten. Beinahe ebenso lange marschierte bei uns die Sozialisierung. Beide Rufe sind verstummt. Der demokratisch-parlamentarische Weg zum Sozialismus hat in eine Sackgasse geführt. Die Arbeiterschaft ist gespalten, ihre Mehrheit konservativ. Die Bourgeoisie scheint sich unter der roten Fahne des Hakenkreuzes zu einigen, ihr entschlossener Flügel ist revolutionär. Unser Leben ist erfüllt mit Ungewißheit für die nächste Zukunft.

Von diesem Hintergrund hebt sich Rußland hell ab. Denn dieses Land beherrscht der frohe Glaube an eine gesicherte, bessere Zukunft.

Aber andre berichten genau das Gegenteil. Dieser Widerspruch in den Nachrichten liegt an objektiven und subjektiven Faktoren. Zunächst variieren manche äußerlich auffallenden Zustände, wie die Nahrungsmittelversorgung zeitlich. Ferner existieren große örtliche Unterschiede. Der allgemeine Bestand an Tatsachenwissen über Rußland ist gering. Dann ist, stärker als irgendwo anders, jede Betrachtung hier gefühlsbetont. Das Gros der Rußlandreisenden berichtet nicht über das, was sie gesehen haben, sondern über ihre politischen Wunschbilder, „weil nicht sein kann, was nicht sein darf", oder sein muß, was sein soll. Weil die Bolschewisten sich nicht an die bewährten Regeln der parlamentarischen Demokratie gehalten haben, seufzt das Volk unter der Tyrannei und erwartet den Tag der Freiheit. So die einen. Die andern verkünden uns bereits im Dezember 1931 die fertigen Produktionsstatistiken für das ganze Jahr, setzen Plan für Wirklichkeit und erzählen uns daher, daß in Moskau keine Wohnungsnot existiere. Beide Auffassungen ersetzen die Realität durch die Willenstendenz.

Nun ist niemand tendenzlos. Jeder gefühlsbetonte Eindruck trifft auf bereits vorhandene Vorstellungen, von denen niemand abstrahieren kann. So kann auch ich nur versprechen, mir Mühe zu geben, über das zu berichten, was ich selbst während drei Wochen in Moskau gesehen habe. Da ich vor sechs Jahren mehrere Monate dort war, glaube ich einen Vergleichsmaßstab zu besitzen.

Wer an Rußland vom bürgerlichen Standpunkt herantritt, dort diejenigen Formen der europäischen Kultur sucht, an der die Mehrheit der Bevölkerung auch hier nur einen relativ geringen Anteil hat, wer nur nach aesthetischen Prinzipien urteilt und für Kulturwerte nur das hält, was innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft verwirklicht werden kann, muß dieses Land verdammen. Und mit Recht, denn all dies existiert dort nicht und soll gar nicht existieren. Es ist das Evangelium der Armut und der Arbeit, das hier verkündet wird. Wie die katholische, so verlangt auch die kommunistische Lehre Entsagung und Gehorsam. Da dieses Land ein Staat der Arbeiter sein will, darf es nur von diesem Standpunkt aus betrachtet werden.

Jeder auch nur einigermaßen günstige Bericht aus Rußland begegnet dem Einwand: „Sie haben sich das eben zeigen lassen". Demgegenüber möchte ich betonen, daß ich die Sprache verstehe, daß mir nichts, gar nichts „gezeigt" wurde, daß ich als niemandes Gast von der ersten Minute an mein freier Herr war, Moskau durchstreifte und mit alten Bekannten sprach. Ich sah nur, was jedermann sehen konnte, habe an keiner Schau teilgenommen und bin weder zu Lob noch zu beredtem Schweigen verpflichtet.

Das Bild der Stadt hat sich wesentlich gebessert. Vor sechs Jahren Arbeitslosigkeit, in ihrem Gefolge die gewohnten zerlumpten Bettler vor den Kirchen und an den Straßenecken, die der Stadt ein orientalisches Gepräge gaben. Heute ist die Zahl der Bettler geringer als in Berlin während der besten Zeit. Die Straßen sind sauberer, besser gepflastert; die Zahl der Betrunkenen hat abgenommen. Die Straßenhändler mit den Bauchläden sind seltener geworden. Heizung und Beleuchtung in den Häusern funktionieren tadellos. Die Straßen sind nachts hell beleuchtet. Vor Jahren die drängende Frage der verwahrlosten Kinder, von denen noch heute in Europa eine ganze Literatur lebt. Von diesen Haufen ist nichts mehr zu sehen. Gegenüber den gradezu infamen Verdächtigungen, die man über das Verbleiben dieser Kinder in Europa ausstreut, möchte ich keinen Zweifel darüber lassen, daß sie als Personen heute noch leben, aber als Schicht von der Industrie aufgesogen worden sind.

Vor Jahren beherrschte die private Pferdedroschke die Straße. Heute sausen zahlreiche Dienstautomobile, daneben mächtige Lastautos, zum Teil bereits im Land montiert, durch Moskau; Autobusse und Taxis, deren Zahl allerdings noch viel zu gering ist, geben der Stadt ein europäisches Aussehen. Die Pferdedroschke, mit der man wie im Orient zunächst über den Preis verhandeln muß, stellt den kärglichen Rest einer freien Wirtschaft dar. Die Verkehrsregelung ist gut, der Polizist auf der Straße korrekt. Geblieben ist die fürchterliche Überlastung der Trambahn in den Hauptverkehrszeiten. Ein Europäer wird sie normalerweise überhaupt nicht benutzen. Auch das Aussehen der Menschen hat sich gehoben: mehr Hemden, mehr Kragen, bessere Stiefel. Man sieht Leute auf der Straße lachen.

Schlimmer geworden ist die Wohnungsnot. Moskau hat heute an die drei Millionen Einwohner. Es wird gebaut, neue Viertel sind entstanden. Gegenüber vom Kreml steht der erste Wolkenkratzer mit fünfzehn Stockwerken, das „Haus der Regierung", mit allen technischen Schikanen der Neuzeit ausgestattet. Aber die Menschen vermehren sich weit rascher als die Häuser, vor allem durch Zuzug vom Land. Noch rascher wachsen die Bureauräume. Als Normalfall gilt ein Zimmer pro Familie. Auch die neugebauten Wohnungen sind für unsre Begriffe bereits überlastet. Die Mieten sind niedrig, nach dem Einkommen und dem Stand abgestuft, so daß der Arbeiter weniger zahlt als der Angestellte.

Zentral für die Betrachtung Rußlands ist die Tatsache, daß es so gut wie keinen privaten Unternehmer und keine be-

sitzende Klasse mehr gibt. Die Produktionsmittel sind im Besitz der Allgemeinheit. Man sieht in Moskau fast keine privaten Läden, keine privaten Betriebe. Dieser Beweis, daß eine Produktion ohne den Motor des Privatprofits möglich ist, ist eine ungeheure Leistung. Der Reichtum ist verschwunden. Wohl gibt es große Einkommensunterschiede; aber großes Einkommen gibt keine Macht. Es diskreditiert den Glücklichen. Auch der Unterschied von oben und unten ist geblieben, doch haben seine Träger gewechselt. Die herrschende Schicht ist persönlich arm, aber mit unerhörter Machtfülle ausgestattet. Diese Macht kann mißbraucht werden, auch zum persönlichen Wohlleben, aber diese Fälle sind nicht häufig.

Die Frage: wie hoch stehen die Löhne, läßt sich nicht eindeutig beantworten. Zunächst weisen die Löhne in verschiedenen Stellungen große Unterschiede auf. Diese Differenzierung verschärft sich. Die Forderung der Egalisierung gilt als kleinbürgerlich.

Dann existiert unser Begriff des einheitlichen Preises nicht. An seine Stelle treten mindestens fünferlei Preise. Die Mehrzahl der zur baren Lebenshaltung benötigten Waren ist rationiert. Sie werden in bestimmten Läden nur auf Karten zu relativ billigen Preisen abgegeben. Dem Käufer ist ein bestimmter Laden vorgeschrieben (sogenannte geschlossene Verteilung). Innerhalb dieser Läden, die im Besitz verschiedener Konsumvereine sind, existieren wieder Qualitäts-, Quantitäts- und damit Preisunterschiede. Die Mehrzahl aller Läden gehört zu diesem geschlossenen Typus.

Einen Spezialfall der geschlossenen Verteilung stellen die beiden in Moskau für ausländische Arbeiter und Spezialisten reservierten Läden dar. Hier finden sich weit bessere Qualitäten und viel größere Auswahl als in den für die Einheimischen bestimmten Läden. Die größern Mengen, die zur Verfügung stehen, bewirken, daß es hier keine „Schlangen" gibt. Normalerweise wird der Ausländer nicht einmal die rationierten Mengen aufbrauchen.

Neben diesen beiden geschlossenen Arten existieren die ebenfalls staatlichen Betrieben gehörigen, sogenannten kommerziellen, offenen Läden, in denen zu höhern Preisen in besserer Qualität und ohne Marken verkauft wird.

Die drei genannten Kategorien stellen verschiedene Abstufungen in der Kaufkraft des Rubels dar. Von ihnen heben sich sehr deutlich zwei weitere dadurch ab, daß sie den Goldrubel als Standard erheben. Es sind dies die Valutaläden und der freie Markt. In den Valutaläden (in Moskau existieren mehrere) sind die Preise in Rubeln festgesetzt, müssen jedoch in ausländischer Währung oder in Gold bezahlt werden. Sie entsprechen annähernd dem europäischen Niveau. Durch diese Läden will die Regierung die im Lande vorhandene ausländische Valuta, die dringend benötigt wird und deren Besitz nicht ganz legal ist, erfassen. Endlich gibt es einige Marktplätze mit sehr hohen Preisen.

Die Vergleichbarkeit der Preise zwischen diesen fünf verschiedenen Märkten ist dadurch erschwert, daß in jedem

andre Waren verkauft werden. Eine Zigarettensorte aus der „geschlossenen Verteilung" existiert im kommerziellen Magazin nicht, und der Goldladen führt wieder andre Sorten. Der Ausländer kann gegen Valuta Waren kaufen, die dem Russen unerreichbar sind.

Fortsetzung folgt

Depression in U.S.A. von Rudolf Hildebrand

Duluth in Minnesota (USA.), Februar 1932

Kein braver Mann wundert sich, wenn ein junger Mensch, der Zigaretten raucht, in der Welt nicht vorankommt. Kein braver Mann wundert sich, wenn ein Trinker oder ein Glücksspieler in Not gerät. Kein braver Mann wundert sich über das Unheil, das einen Lotterbuben befällt, der das Weib nicht achtet.

Aber nun ist der brave Mann perplex. Denn er sieht abnorme Vorgänge, sieht widernatürliche, unverständliche Vorgänge. Es ereignen sich Dinge, wovon man in der Schule gelernt hat, daß sie sich gar nicht ereignen dürfen und folglich nicht ereignen können. Das nach orthodoxer Lehre Unmögliche geschieht: Mißgeschick befällt nicht mehr ausschließlich Sünder, Polygamisten, die kein Englisch verstehen, die keine Schulbildung haben, ignorant sind, falsche Ansichten haben. Nein: Mißgeschick befällt auch die Gerechten, die nicht trinken, richtige Ansichten haben, das Weib verehren.

Die orthodoxen lustigen Aufmunterungssprüche, „Pfeffersprüche", an den Wänden der Bureaus und Sprechzimmer (Keep smiling, Don't cry, Never say die) verkriechen sich verschämt in dunkle Winkel, ja verschwinden gänzlich. Erstklassige Zahnärzte vergessen sich so weit, von Mietesorgen zu sprechen. Gutbezahlte Prediger wagen so unziemliche Meinungen, wie zum Beispiel, daß auch moralisch einwandfreie Christen, Nichttrinker, Nichtraucher, Nichtspieler, durch eine unerforschliche Vorsehung in Not und Armut geraten könnten. Henry Ford gesteht offen ein, daß er keine Fortschritte an Einkünften mehr macht, vielmehr mit beträchtlichem Verlust arbeitet. Henry Ford hat ein gutes Herz. Wenn er ein gewinnsüchtiger und fühlloser Mensch wäre, so würde die Nickelbettlergilde ein paar tausend mehr Mitglieder zählen. „Haben Sie einen Nickel übrig für eine Tasse Kaffee?"

Die amerikanische Weltanschauung fängt an zu wackeln. Schon mehrere der allerheiligsten Glaubenssätze des Amerikanismus werden von der Wirklichkeit so anschaulich, so handgreiflich, so fühlbar widerlegt, daß zuweilen sogar schon Lehrerinnen — also Priesterinnen des Amerikanismus — ein wenig darüber spötteln.

Die sogenannte Depression ist hierzulande in wirtschaftlicher Beziehung bei weitem nicht so schlimm wie in Deutschland oder in England. Aber sie ist — falls ich nicht beträchtlich dümmer bin, als ich mir zu sein schmeichle — psychologisch viel bedeutsamer. Europäer sind Kummer gewohnt, betrachten ein gutes Quantum Not als natürliche Beigabe zu den Freuden des Lebens. Unser Volk aber lernt in der Schule, daß

alles Unheil nur die strafweise Folge des unamerikanischen Lebens sein darf: falscher Meinungen, undemokratischer Einrichtungen, moralischer Unsauberkeit. Dem rechtgläubigen amerikanischen Gemüte sind Prosperität und Moralität gradezu eins. Auf dieser Einheit beruht die ganze Ethik des Amerikanismus. Und die solcher Ethik zugrunde liegende Metaphysik ist ein simpler und simpelhafter Optimismus; kurzsichtiger, flachsichtiger, unkritischer, leichtgläubiger Optimismus. Etwa der natürliche Optimismus normaler, gesunder, einigermaßen geistig beschränkter junger Mädchen, denen es in dieser Welt gut geht. Grundsatz: die Dinge sind, was sie scheinen, halten, was sie versprechen. Die Welt ist so, wie sie sich abmalt im Köpfchen des siebzehnjährigen Dinges, das seinen devoten Kavalier hübsch am Gängelbande hält und Apfelkuchen mit Schlagsahne die Fülle hat und dazu eine gute Verdauung. Also die Weltanschauung der amerikanischen Lehrerin, der offiziell bestellten, geweihten geistigen Führerin, Erzieherin des süßen auserwählten Volkes, das wiederum zur Führung, Erleuchtung, sittlichen Hebung der Menschheit göttlich berufen ist.

Der Amerikanismus ist gar nicht so schwer zu verstehen. Denn wir sind alle geborene Amerikanisten — sonst wären wir ja nicht geboren; sind in dieser Hinsicht alle „frei und gleich erschaffen": alle Esel, alle Götter, alle Menschen. Esel sind zu dumm, Götter sind zu selig. Beim Menschen geht gewöhnlich — wenn er nicht zu eselhaft und nicht zu götterhaft ist — jene angeborene Weltanschauung in die Brüche unter der praktischen Belehrung des Lebens.

In Amerika konnte die große Naivität zur Nationalreligion werden, weil sie von der physischen Geographie so außerordentlich begünstigt wurde. Was für weite Felder barg der noch verschlossene Wilde Westen in seinem Schoße! Weizenfelder, Goldfelder und noch realere Felder: Traumgefilde. Und noch jetzt sind wir begünstigt vor allen Völkern der Erde, wie schon ein Blick auf die Erdkarte zeigt.

Wir haben geglaubt, unsre Bahn führe in unendlichem Aufstieg zu immer seligern Paradiesen. Jetzt sind wir im Begriffe zu entdecken, daß wir einen Berg erklommen haben, der einen Abhang nach der andern Seite hat. Darin, in dieser dämmernden Einsicht, liegt die große moralische Bedeutung der wirtschaftlichen Depression dieser dreißiger Jahre. Amerika hat mehrere Wirtschaftskrisen durchgemacht, die schlimmer gewesen sind. Aber das waren nur Mulden oder Trichter im Wege. Die änderten nichts an der aufsteigenden Tendenz des ganzen Marsches. Die gegenwärtige Krise jedoch bedeutet den Anfang des großen Bergab. Der Abstieg, der nun kommt, wird durch kleine Lokalhügel unterbrochen werden. Aber die werden nichts ändern an der absteigenden Tendenz des ganzen Marsches.

Früher konnte man immer voraussagen, daß — und warum — eine daniederliegende Industrie sich bald wieder erholen und reichliche Verdienstmöglichkeit für die zeitweilig Arbeitslosen gewähren werde. Nun ist das ganz anders. Wie soll etwa die Automobilindustrie sich wieder „erholen"? Sie liegt

ja gar nicht danieder. Im Gegenteil, sie blüht, wächst, gedeiht — allzu sehr und allzu schnell. Sie verkauft viel mehr fertige Produkte als je zuvor. Das Unheil kommt aus dem Mißverhältnis dessen, was man produzieren kann — und zwar mit immer weniger menschlichen Arbeitskräften — und dessen, was man verkaufen kann. Wenn es so weitergeht, werden schließlich zehn Leute in zehn Stunden mehr Automobile machen, als zehn Millionen in zehn Jahren kaufen könnten — wenn dann noch soviel Kaufkraft möglich wäre.

*

Dieses Jahr ist Präsidentenwahl. Die in den letzten vier Jahren oft wiederholten regierungsseitigen Verheißungen von einer baldigen Besserung der Lage haben sich nicht erfüllt. Dennoch kommt unser gegenwärtiger Präsident ganz ernstlich zur Wiederwahl in Betracht. Das ist sehr bedeutsam, ein Novum. Orthodoxerweise stünde die Wiederwahl eines ökonomischen und finanzpolitischen Mißerfolges außer Frage. Denn nach der Reinen Lehre ist ja alles Unheil, das uns befallen kann, politisch-administrativer Natur. In diesem Falle wird also — zum erstenmal seit 1776 — eine wirtschaftliche Kalamität nicht wesentlich der politischen Verwaltung zur Last gelegt. Mit Freuden stelle ich fest, daß das Volk etwas gelernt hat. Selbst der gemeine Mann ist der Belehrung fähig, wenn sie nur recht anschaulich, handgreiflich, fühlbar ist. Selbst der gemeine Mann ist solcher primären Abstraktion fähig, etwa zu urteilen: „Mir ist kalt"; „Mir ist warm"; „Prügel tun weh". Es liegt in den meisten Fällen so klar zutage, daß der Verlust einer Arbeitsstelle gar nichts damit zu tun hat, wer Präsident ist oder was im Senat geredet wird. Und die Intelligenteren bezweifeln sogar das grundlegendere Dogma, daß maschinentechnischer Fortschritt eo ipso Fortschritt zur menschlichen Glückseligkeit sei.

Glaubenszweifel aber besagt Minderung der priesterlichen Autorität. In der Tat steht denn auch die Autorität der Lehrerin nicht mehr so unbezweifelt fest wie noch vor zehn Jahren. Die geheiligten Sprüche der Revolution werden nicht mehr so kritiklos verschluckt, nur weil sie jeden Morgen bei der Flaggenparade von der Lehrerin andächtig vorgebetet, von den Kindern nachgebetet werden. Mir sind mehrere Fälle bekannt, daß ältere Schulknaben öffentlich in der Schulklasse zur hilflosen Konsternation der Lehrerin sakrosankte Lehren bezweifelt haben, disputiert haben; wie zum Beispiel die Gleichheit der Intelligenz aller neugeborenen Babys, wie auch die angeborene moralische Vortrefflichkeit aller Menschen weißer Rasse, oder die Wahrheitsermittelung durch Mehrheitsabstimmung.

In solchen Fällen nehme ich natürlich offiziell, und zum Teil auch herzlich, die Partei der Lehrerin. Denn die Jungens werden zu frech, wenn sie schon einmal anfangen, mit der Lehrerin zu disputieren. Sie nehmen alles von der persönlichen Seite, zeigen persönliche Animosität. Das liegt wahrscheinlich daran, daß sie ausschließlich von Weibern erzogen werden.

Wenn ich mich nicht sehr irre, hängt mit diesem Niedergang der Schulautorität eine gewisse Abnahme der Autorität des Weibes überhaupt zusammen. Das Weib als Weib wird nicht mehr mit so unbedingter und blinder Unterwürfigkeit verehrt und bedient. Einige Züge, die ich in meiner Abhandlung über den Feminismus in der ‚Neuen Schweizer Rundschau' (Januar oder Februar 1928) mitgeteilt habe, werden schon kulturhistorisch. Das geht manchmal schnell. Und erst vor zehn Jahren! Wie war mir das doch widerlich: waren die Männer unter sich, ließen sie sich salopp, rüpelhaft gehen; und dann diese plötzliche bedientenhafte Art, sich zusammenzureißen, dieses devote Lakaientum, sobald eine sogenannte Lady auftauchte. Jedes Weib ist eine Dame, versteht sich. Es ist drollig, wenn meine Kinder meinen Bilderkatalog vom berliner Zoo besehen: jedes weibliche Tier ist eine „Dame": die Löwenlady, die Känguruhlady. Andrerseits gewinnt das Wort woman. Eine vornehme und gebildete Frau wird nun mit Vorliebe als eine woman bezeichnet, Ladengehilfinnen als Ladies. Einem beobachtungsfähigen Europäer, der uns vor zehn Jahren besucht hätte und jetzt wieder besuchte, würde jene — vielleicht schwer definierbare, doch merkliche — Änderung auffallen. Die Männer haben an Selbstachtung gewonnen, erniedrigen sich nicht mehr so absolut sklavenmäßig vor jedem Weibe. Ich weiß, wie so manchem jungen Mädchen der geistige Masochismus ihrer Knabenfreunde zu widerlich wurde. Damit zugleich wird unser Weib wieder weiblicher. Gott sei Lob und Dank. Die Matronen in Kniehosen nahmen sich ganz abscheulich aus mit ihren kurzen Beinen. Die büstenlosen Knaben weiblichen Geschlechts mit ihren Schnapsflaschen und Zigaretten sind fast ganz verschwunden. Auch den vor zehn Jahren allgegenwärtigen dreiviertelnackten Flapper vermisse ich. Wies scheint, wirkt der Exhibitionismus nicht mehr, würde eher abstoßend wirken.

In solchen kleinen Erscheinungen erblicke ich eine erfreuliche Rückkehr zur Wirklichkeit des Lebens. Das aber heißt: Abkehr vom Amerikanismus. Ich fürchte schon nicht mehr, was noch einige intelligente Amerikaner fürchten, während andre — auch H. L. Mencken — die Zukunft in hoffnungsvollerem Lichte sehen. Ich fürchte nicht mehr, daß unser Volk rettungslos der geistigen Verblödung verfallen ist. Im ganzen geht meine Prognose dahin, daß der wirtschaftliche Daseinskampf für unsern lieben kleinen Nachwuchs härter ausfallen wird, daß die Ansprüche ans Leben in materieller Hinsicht beträchtlich herabgeschraubt werden müssen; daß aber trotzdem — oder vielmehr grade darum — das Leben im ganzen befriedigender und heiterer sein wird. Sicherlich ist Glück in der geistigen Verblödung. Das Kuhleben ist wohl meistens glücklicher als das Menschenleben. Aber wer wollte mit einer Kuh tauschen? Und wer, der nicht verblödet ist, wollte das Heil der Menschheit von einer ins Unendliche fortschreitenden Komplizierung, Steigerung, Vermehrung und — versteht sich — Befriedigung unsrer physiologischen Bedürfnisse erwarten?

Gottseidank, daß die Depression uns ein Halt zugerufen hat. Ein Halt, eine Besinnung, ist uns notwendiger als Brot

und Benzin. In diesem Sinne denn: Es lebe die Depression! Auch diese kleine Gemütsdepression, diese possierliche Perplexität, dieser unamerikanische Skeptizismus. Ein bissel Depression ist untrennbar von einer Bekehrung.

Die Schuldfrage der Rationalisierung

von Erik Reger

Unter dem Zwang der Ereignisse ist auch von der Industrie stillschweigend anerkannt worden, daß die Art der deutschen Rationalisierung ein schwerer Fehler war. Nicht, daß man die Fehler dort eingesehen hätte; nicht, daß man über die Gründe im klaren wäre; nicht, daß man hinter den wirtschaftlichen Irrtümern den geistigen Zustand durchschaute, der sie verursacht hat. Aber man glaubt, an einer taktischen Wendung nicht vorbeizukommen, und rollt die Schuldfrage auf — freilich nicht vom Grundsätzlichen sondern vom Zufälligen her, nicht aus der Anschauung des Gesamtkomplexes sondern aus der Begrenzung auf eine Einzelerscheinung, nicht aus der Kritik der Gesinnung sondern aus der Kritik der Dokumente. Es ist ein Weg, der scheinbar die Tatsachen ordnet und tatsächlich ihre Ordnung verwirrt, bis vor lauter Details kein Tatbestand, vor lauter Aufzählungen kein Zusammenhang, vor lauter chronistischem Material kein Hintergrund mehr zu entdecken ist.

Diese Untersuchungsmethode muß schließlich wieder zu dem Standpunkt zurückführen, der maßgebend war, bevor man sich — nicht aus innerer Überzeugung sondern durch äußere Einwirkung — zu einer Untersuchung genötigt sah. Der Streit, der darum entbrennt, gleicht in der Verschiebung der Perspektiven ganz den Erörterungen über die Kriegsschuld. Schon tröstet man sich damit, daß, wie im neuesten Halbjahresbericht der Reichskreditgesellschaft zu lesen ist, „Fehler und Übertreibungen, die im vergangenen Jahrfünft gemacht worden sind, durch die unterdurchschnittliche Investitionstätigkeit der beiden letzten Jahre zu einem Teil berichtigt werden". Kein Wort von jener sinnlosen Aufblähung des Produktionskörpers, dessen Kapazität selbst im Fall einer guten Konjunktur nicht mehr voll ausgenutzt werden kann; kein Gedanke an den Verlust der Kapitalien, die in Unternehmungen festliegen, welche niemals mehr rentabel werden können — nur ein vertrauensvoller Blick auf die paar Betriebe, wo eine traditionelle Vorsicht dafür gesorgt hat, daß sich die Rationalisierung in einer Vorwegnahme künftig notwendiger Dimensionen erschöpfte.

In diesen Tagen hat sich an der Ruhr — aus guten Gründen in aller Stille — etwas ereignet, was für den starrköpfigen Wahn der legendären, von der Hausbiographentradition geheiligten Wirtschaftsführer ebenso bezeichnend ist wie für die geistigen Grundlagen der Rationalisierungspsychose. Die Vereinigten Stahlwerke haben in dem essener Vorort Katernberg die neue Zentralschachtanlage der Zeche Zollverein in Betrieb genommen. Damit werden vier andre Schachtanlagen und 1200 Arbeiter überflüssig. Die modernen Einrichtungen des neuen Schachts gestatten es, die Hauerleistung auf 25 bis 30 Wagen

pro Mann und Schicht, also um 25 bis 50 Prozent zu steigern und mit stark verminderter Belegschaft eine Rekordförderleistung von drei Millionen Tonnen auf einem einzigen Schacht zu vereinigen — rund zehntausend Tonnen an jedem Arbeitstag. Wenn solche Zahlen ausgesprochen werden, fragt man sich natürlich zuerst, welches Ausmaß auf den Halden dieser Zeche das schwarze Gebirge unabsetzbarer Kohle erreichen wird. Nun, sagen sich die Industriellen, wenn zu nichts anderm, so wird es zum Lohndruck tauglich sein; so ein trostloser Klotz ist ja nicht wegzudisputieren; man kann ihn photographieren und in Denkschriften verwenden; die Pressechefs können reißerische Titel dazu erfinden; die Regierung und die Schlichter, denen wir aus Anhänglichkeit wenigstens ihren Namen lassen wollen, werden erschreckt und ergriffen, wie heißt es doch gleich in dieser schönen Sprache, „tief beeindruckt" davor stehen; es ist ein unheimlich totes Material, das unter der Einwirkung unsrer agitatorischen Kniffe unheimlich lebendig wird.

Aber man muß noch andre Fragen stellen. Was hat die Schachtanlage gekostet? 50 Millionen. Was erspart sie an Löhnen und Gehältern? 2½ Millionen. Was erfordert sie an Zinsendienst? Fast das anderthalbfache. Was setzt sie auf das Abschreibungskonto? Mindestens fünf Millionen, wahrscheinlich aber doppelt soviel. Wenn man soweit ist, bleibt nur noch eine Frage, dann weiß man alles. Diese letzte Frage betrifft den Zeitpunkt des Baubeginns. Es war das Jahr 1929. Es war das Jahr, wo die ersten Zweifel an der Wirtschaftlichkeit der überspannten Methoden auftauchten. Trotzdem wurde gebaut. Die Krise brach herein, selbst der Optimismus der Unentwegten wagte sich nicht mehr hervor. Trotzdem wurde gebaut. Denn das, was diesen Plan in Wahrheit geschmiedet hatte, behielt ja seine Suggestionskraft. Es war das deutsche Verhängnis, es war der Rausch des Gigantischen.

„In demselben Maße, in dem die Erzeugung stärker wächst als die Zahl der Menschen, erleichtert sich die soziale Lage." Diese Feststellung Albert Vöglers stimmt durchaus, falls die Menschen so viel verdienen, daß die Erzeugung abgesetzt werden kann; denn nur auf eine Zeit planvoller und abwägender Mobilisierung der mechanischen Kräfte folgt eine Zeit leichterer und billigerer Lebenshaltung. Wo diese Voraussetzungen fehlen, wird die soziale Lage erschwert; aber es ist nicht die Maschine, die die Menschen brotlos macht, sondern die Zurückgebliebenheit des Geistes, der sich an überkommene Wahrheiten hält, obwohl diese sich längst unter dem Einfluß der Technik in Unwahrheiten verwandelt haben; es ist nicht die Mechanisierung, die den Rückschlag bedingt, sondern ihr falscher Einsatz und ihr überstürztes Tempo. Dieses Tempo stand in Deutschland einerseits im engsten Zusammenhang mit den Quotenkämpfen und Konzernierungsbestrebungen, mit den Machtverschiebungen und Interessenverlagerungen der Industriedynastien, die sich mit der Rationalisierung eine Waffe zur Austragung persönlicher Rivalitäten zu schmieden gedachten; andrerseits war es eine Folge der allgemeinen Geistesverfassung, die den Krieg nach der militärischen Niederlage durch die Erobe-

rung von Superlativen wie „das größte technische Wunder", „das modernste Hüttenwerk", „die größte Kokerei Europas" noch moralisch zu gewinnen trachtete.

Weil es so war, weil diese superlativistische Rationalisierung nicht von wirtschaftlichen Einsichten bestimmt wurde, sondern ein „Akt der Notwehr" in einem privaten Machtkampf und eine bewußte Rekonstruktion der wilhelminischen Fassade auf einem neuen, aktuellen Gelände war — darum trifft eine einseitig ökonomische Beurteilung niemals ihr eigentliches Wesen. Bei jedem Ereignis unterscheidet man eine Ursache und eine Veranlassung. Die ökonomische Beurteilung beschäftigt sich nur mit der Veranlassung. Sie formuliert die Schuldfrage dahin, ob es die Gewerkschaften waren, die zur Eile spornten, um höhere Löhne herauszuschlagen, oder ob es die Unternehmer waren, die sich beeilten, die Höhe der Löhne und sozialen Beiträge zu kompensieren. Sie greift in die gegenseitigen Bezichtigungen ein und liefert sich dem Spiel und Gegenspiel der Interessenten aus, ohne je die Aussicht zu haben, zu einer bindenden Entscheidung zu gelangen. Diese Aussicht bestünde nur dann, wenn die Notwendigkeit einer Rationalisierung überhaupt bestritten würde; aber grade dies ist das einzige, was unbestritten ist, und selbst wenn man beweisen kann, daß die Lohnpolitik der Gewerkschaften nicht immer gut und nützlich gewesen ist, so kommt man nicht an der Pflicht ihrer Führer vorbei, den Arbeitern einen Anteil an den Früchten der Rationalisierung zu sichern, die alle Welt, von den Wirtschaftsführern bis zu den meisten Wirtschaftskritikern, damals hoffnungsfroh reifen sah. Da es nicht in Form einer Senkung der Preise geschehen konnte, mußte es in Form einer Erhöhung der Löhne geschehen: eine zwangsläufige Entwicklung, die zunächst mit der Kaufkrafttheorie und dergleichen wissenschaftlichen Erläuterungen nicht das mindeste zu tun hat.

So bleibt, wer in der Periode der Rationalisierung nichts andres erkennt als eine Periode der Mißverständnisse über Kapitalanlagen und Lohntheorien, in den Reihen derer, die jetzt klug vom Rathaus herunterkommen und sich nur noch darüber streiten, wer nun eigentlich der Dümmste gewesen ist. Wer aber die Dinge unter größern Aspekten betrachtet, wer sich damit beschäftigt, die geistigen Wurzeln menschlicher Handlungen und Einrichtungen bloßzulegen, dem konnte die durchlaufende Linie der Verherrlichung des schönen Scheins vom romantischen Machtwahn der Kaiserzeit bis zum technisch-industriellen Götzendienst der republikanischen Zeit nicht verborgen bleiben. Von welcher Seite der Taumel der Maschinenanbetung am meisten genährt wurde, wird unter diesen Umständen belanglos, und daß auf die Zeit der Maschinenanbetung die Zeit der Maschinenverfluchung folgt, ist kein außerordentliches Phänomen, sondern das unerbittliche Lebensgesetz eines Volkes, das selbst aus Erkenntnissen keine Konsequenzen zieht, ewig zwischen Rausch und Ernüchterung schwebt und mit der Grausamkeit einer Logik, die seine einzige ist, auf 1914 sein 1918, auf 1927 sein 1931 erlebt.

Aber die Maschinenverfluchung ist kein Einwand gegen die Technik, denn die Technik kann nicht darum angreifbar

werden, weil sie falsch angewandt wird und weil die Menschen versäumen, ihren Neuerungen durch eine Erneuerung der wirtschaftlichen Dogmen gerecht zu werden und auf diese Weise ihre wertschaffende Arbeit zum Nutzen der Allgemeinheit produktiv zu machen. Wenn jetzt die Grenzen zwischen den richtigen Bedingungen der Technik und ihrer fehlerhaften Verwertung zuweilen verwischt erscheinen, so rührt es daher, daß die Wirtschaft unentwegt den Anschein erweckt hat, als seien ihre Methoden identisch mit den Methoden der Technik — ein Verfahren, das kürzlich Oskar von Miller, der Präsident des Deutschen Museums der Technik in München, vor einem Auditorium rheinisch-westfälischer Industrieller energisch zurückgewiesen hat. Danach wirkt die Entrüstung nicht mehr echt, womit ein Publizist des Vereins für die bergbaulichen Interessen zur Verteidigung der Technik aufsteht: „Kurzsichtig, wie die Gewerkschaften die überstürzte Rationalisierung gefordert und erzwungen haben, sind sie neuerdings im Begriff, in die böseste Wirtschaftsreaktion zu geraten... Damit wären wir also in die dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zurückgekehrt, die während der Chartistenbewegung die Zertrümmerung der ersten mechanischen Webstühle durch die englischen Handwerker sahen."

Es kommt im Augenblick mehr auf die Zitierung gewisser Charaktereigenschaften als auf den Nachweis historischer Unrichtigkeiten an, sonst müßte man betonen, daß die ersten mechanischen Webstühle in England schon um 1810 in Betrieb waren und daß die Chartistenbewegung ursprünglich nicht vom Ressentiment gegen die Maschine ausging sondern politische Forderungen im Sinne einer fortschrittlich-sozialen Partei erhob. Was aber die Vergewaltigung der Industrie durch die Gewerkschaften betrifft, so halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß es Leute gibt, die sogar bei dieser Vorstellung ernst bleiben können. Anton Erkelenz hat sich deshalb der Mühe unterzogen, ihnen ernsthaft zu antworten: „Wenn wir unser Möglichstes getan haben, um die Rationalisierung grundsätzlich zu fördern, so war es weder die Aufgabe des Politikers noch des Gewerkschaftsführers, den Unternehmern im einzelnen zu sagen, wie weit sie mit der Rationalisierung gehen dürfen... Der Unternehmer ist bis heute allein verantwortlich für seine Maßnahmen." Mir scheint, daß es nicht einmal eine Sympathiekundgebung für die Gewerkschaften sondern nur eine Verpflichtung auf klare Verhältnisse ist, wenn man dieser Meinung des Herrn Erkelenz beitritt. Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat erst in seiner Neujahrsbotschaft wieder behauptet, daß „die ganze staatliche, wirtschaftliche und kulturelle Zukunft Deutschlands auf dem freiheitlichen Grundsatz der von den schöpferischen Kräften der Einzelpersönlichkeit getragenen Privatwirtschaft beruht." So bleibt keine andre Wahl, als diese schöpferischen Kräfte entweder zur Verantwortung zu ziehen oder sie in einen geistigen Rahmen einzuordnen, innerhalb dessen auch sie nur ein Symptom darstellen und zu einer teils im Wesen verankerten, teils als Trickformel benutzten Phrase zusammenschrumpfen.

Kleine Nachrichten von Kaspar Hauser

Die Sowjet-Regierung hat sich entschlossen, nach Finnland einen ausrangierten Kommunisten zu schicken, damit die Lappo-Bewegung endlich einen Feind hat.

*

Dem Eierhändler Awrumele Gänsekries aus Bialystock (dem Geburtsort von Jehuda Joissip Göbbeles) ist ein Gesuch um Naturalisation abschlägig beschieden worden. Gänsekries wohnt bereits achtzehneinhalb Jahre in Deutschland und hat noch keinen Hochverratsversuch unternommen. Für eine Einbürgerung ist er demnach nicht geeignet.

*

Der Erfinder Gustav Papenstrumpf aus Niederschöneweide hat einen Apparat erfunden, der die gesamte Tätigkeit des IV. Reichsgerichts-Senats automatisch verrichtet. Von seiner Einführung ist jedoch abgesehen worden; der IV. Senat macht das genau so gut wie ein Automat.

*

Das Gerücht, die SPD werde im Falle eines Verzichts Hindenburgs für Ludendorff als Reichspräsidenten stimmen, entspricht noch nicht den Tatsachen.

*

Ein berliner Schauspieler hat sich mit sich selbst zusammengeschlossen, um als Kollektiv aufzutreten. Um Tantiemen zu sparen und die ohnehin überflüssigen Autoren abzuschaffen, wird er den Text vom Souffleur beziehn.

*

Eine Abordnung arbeitsloser Nationalsozialisten hat gestern ihrem Oberhaupt vor dem Hotel Hitlerhof einen Fackelzug dargebracht. Hitler, der bis vor kurzem selbst arbeitslos war, versprach jedem der Fackelträger eine Stellung bei der ostpreußischen Gesandtschaft in Braunschweig. Die herbeigeeilten amerikanischen Journalisten verließen unter dem Ruf „So blue!" die Gaststätte.

*

Der Reichsinnenminister hat einen Erlaß herausgelassen, in dem er Beschimpfungen politischer Gegner verbietet. Als erste Kundmachung verfiel ein Erlaß des Reichswehrministers dem Verbot.

*

Die Bildstreifenausschüsse zur Prüfung kulturbildender Bildstreifen haben Richtlinien herausgegeben. Danach dürfen in Filmen, die auf das Prädikat „kulturfördernd" Anspruch haben wollen, nicht mehr vorkommen:

Mädchen über 19 Jahren — Mädchen unter 19 Jahren — unverheiratete Männer (an Männern überhaupt pro Film nicht mehr als zwei) — Totengräber — Lebedamen — Arbeitslose — Frauenärzte — Embryos — öffentliche Plätze bzw. Häuser — Großaufnahmen von Gliedmaßen aller Art — Küsse (nur Elternküsse) — Betrunkene — Hungrige — Bolschewisten — Prostituierte — Richter.

Insbesondere ist das Auftreten politisch Andersdenkender grundsätzlich verboten.

*

Der noch in Freiheit befindliche deutsche Wirtschaftsführer hat bei der Reichsregierung angeregt, die Veröffentlichung von Herstellungspreisen der I. G. Farben als Landesverrat zu bestrafen. Mit Recht.

*

Der Papst hat in einer Rundfunkrede als Grundübel der Gegenwart drei Dinge genannt: den Stolz, die Geldgier und die Fleisches-

lust. Wie wir hören, haben die Reichswehroffiziere, die auf deutschen Gütern angestellten polnischen Arbeiter und der Reichsverband Deutscher Fleischermeister dagegen protestiert.

*

Das Rabbinat von Bialystock (dem Geburtsort von Awrumele Gänsekries) hat Jehuda Joissip Göbbeles angeboten, dessen Töchter und Söhne gratis zu beschneiden.

*

Chaplin hat Hitler um leihweise Hergabe seines Schnurrbarts gebeten. Die Verhandlungen dauern an.

*

Japan ist Mitglied des Völkerbundes.

*

Das Reichskartell des nationalen Mittelstandes hat einen Lichtstreik proklamiert. Das Einatmen von Leuchtgas zur Lösung der Arbeitslosenfrage ist ausdrücklich ausgenommen. Armut ist ein großer Glanz von innen.

*

Die Herren Noske und Geßler weilen zur Zeit in Berlin, um bei Herrn Groener Nachhilfeunterricht zu nehmen.

*

Die SPD ist eine Arbeiterpartei.

Donau-Plan von Bernhard Citron

Der Plan des französischen Ministerpräsidenten André Tardieu hat in fast allen Ländern eine schlechte Presse gefunden. Man wittert hinter dem Projekt eine politische Absicht des Quai d'Orsay und zweifelt daher an der Ehrlichkeit der französischen Hilfsbereitschaft. Teilweise wird sogar eine gewisse Entrüstung zur Schau getragen, als hätte Frankreich die Welt und vor allem Deutschland überrumpelt. Dieser Vorwurf ist völlig unbegründet. Nach dem Scheitern der deutsch-österreichischen Zollunion sind die verschiedensten Pläne aufgetaucht, von denen ein Teil seit Ende vorigen Jahres schon feste Form angenommen hat. So äußerte vor zwei Monaten der tschechoslowakische Außenminister Doktor Benesch bereits seine Gedanken über die Bildung von vier europäischen Wirtschaftsblocks. Benesch sprach damals von einem Balkan-Donau-Europa, von einem Ostsee-Europa, von einem Block der lateinischen Mächte (Frankreich, Italien, Spanien) und von einer britischen Gruppe. Aber auch von französischer Seite sind bereits vor längerer Zeit Pläne zur Bildung einer Donauföderation entwickelt worden, als deren Vater Berthelot, der Staatssekretär am Quai d'Orsay, anzusehen ist. Allerdings erhoben sich damals nicht nur in Deutschland und Italien sondern auch in Südslawien und Rumänien erhebliche Widersprüche. Diese beiden Staaten hatten bereits auf der Konferenz von Sinaia eine andre handelspolitische Kombination ersonnen. Die drei Agrarstaaten Jugoslawien, Rumänien und Ungarn fanden sich dort in einer gemeinsamen Front zusammen. Immerhin ist es bemerkenswert, daß dieser älteste Donau-Balkan-Plan durchaus die Billigung des Völkerbundes und der in Genf vertretenen Großmächte fand. Anscheinend

nahm man jenen Agrarblock Südost-Europas nicht so ernst wie eine Wirtschaftsföderation, der die hoch entwickelte Tschechoslowakei angehört und hinter der Frankreich steht.

Aber hatte nicht Oesterreich selbst den Wunsch einer engern Zusammenarbeit der ehemaligen habsburgischen Kronländer geäußert? Der österreichische Ministerpräsident Buresch hat sich kurz vor der Umbildung seines Kabinetts dahin geäußert:

> Wir haben in Genf den Völkerbund ersucht, uns größere ökonomische Bewegungsfreiheit zu gewähren, damit wir mit allen Nachbarstaaten — ich sage mit allen Nachbarstaaten, ohne Ausnahme, und ohne an politische Bindungen zu denken — wirtschaftliche Abkommen treffen können. Wir wollen nie außer acht lassen, daß Oesterreich ein deutscher Staat ist, und wir werden diese Linie halten.

Vor- und Nachsatz stehen in einem gewissen Widerspruch. Unter Betonung des deutschen Charakters wird von Vereinbarungen mit allen Staaten, aber nicht mehr von einer deutschösterreichischen Lösung gesprochen. Und nun hat Frankreich den Versuch unternommen, die vielfältigen Wünsche der Donauländer zusammenzufassen. Daß diese Aktion nicht allein aus dem Gefühl der Hilfsbereitschaft entsprungen ist, versteht sich von selbst. Aber könnten sich nicht in diesem Punkte die wohlverstandenen Interessen Frankreichs und Mitteleuropas begegnen?

Was Frankreich beabsichtigt, das hat Tardieu bei der Beratung des Budgets für auswärtige Angelegenheiten in der Kammer gesagt: „Die Herstellung des Gleichgewichts der Dinge und der Geister in Mitteleuropa ist wichtig genug, um jeden zu einem Opfer seiner persönlichen Wünsche zu veranlassen. Das zu erreichende Ziel ist hoch genug, um die Zustimmung der ganzen Welt zu finden." Die Beruhigung Mitteleuropas, für die Frankreich Opfer zu bringen bereit ist, liegt auf wirtschaftlichem Gebiete, denn auch die politische Unruhe hat ihren Ausgang von der Wirtschaftsnot genommen. Wenn Tardieu von Mitteleuropa sprach, so muß er zweifellos auch Deutschland gemeint haben. Mit ihrer Währungspolitik befinden sich die mitteleuropäischen Staaten in ganz ähnlicher Lage, wobei allerdings Gradunterschiede zwischen dem völlig ausgebluteten Oesterreich und der innerlich noch gesunden Tschechoslowakei zu machen sind. Frankreich erblickt in der Möglichkeit, daß die mitteleuropäischen Staaten vom Goldstandard abgehen könnten, eine gewaltige Gefahr, die das Gleichgewicht der wirtschaftlichen Mächte zuungunsten Frankreichs und vielleicht zugunsten Englands verschieben würde. Daher müssen nach französischer Anschauung jene Länder, die selbst nicht in der Lage sind, die Goldwährung auf die Dauer zu verteidigen, unterstützt werden. Zu ihnen gehört selbstverständlich auch Deutschland. Nur das Mißtrauen, das man bisher gegenüber der innenpolitischen Entwicklung Deutschlands gezeigt hat, hält Frankreich von enger wirtschaftlicher Zusammenarbeit mit Deutschland noch zurück. Das im Anschluß an den berliner Besuch des damaligen Ministerpräsidenten Laval gegründete Deutsch-französische Wirt-

schafts-Komitee war bisher nicht in der Lage, wirkliche Brücken zwischen Deutschland und Frankreich zu schlagen. Man kann bestenfalls als negativen Erfolg die verhältnismäßig leichte Verständigung zwischen den beiden Ländern über die französische Einfuhr-Kontingentierung buchen. Verhandlungen über einzelne Positionen wurden nicht von Regierung zu Regierung sondern von Industrie zu Industrie gepflogen.

Man verkennt die Ziele der französischen Wirtschaftspolitik, wenn man annimmt, daß der Donauplan André Tardieus auf eine handelspolitische Vormachtstellung Frankreichs innerhalb des alten habsburger Territoriums hinzielt. Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei sind so eng begrenzt, daß auch in einem Wirtschaftsblock, dessen Vorort Prag ist, und hinter dem Frankreich und Deutschland stehen, dem deutschen Handel die weitaus größere Bedeutung zukommen würde. Frankreich möchte sich für einen bestimmten Zweck des gegenseitigen Anlehnungsbedürfnisses der Donaustaaten bedienen; seine Gedanken kreisen immer wieder um das Gold, den Angelpunkt der bisherigen wirtschaftlichen Vormachtstellung in Europa. Der aus währungs- und wirtschaftspolitischen Motiven entstandene britische Block, dem auch die skandinavischen Staaten angehören, steht im Begriff, das Kapitalzentrum Europas zu werden.

England spielt augenblicklich eine ähnliche Rolle wie Frankreich kurz nach der Stabilisierung des Franken. Ein von der Regierung selbst ausgehender Druck auf den Sterlingkurs zieht Devisen nach London. Überdies hat sich der Goldzustrom aus Indien seit Jahresbeginn außerordentlich verstärkt. So muß heute Frankreich, dessen Wirtschaft sich mitten in jenem Depressionszustande befindet, den England bereits überwunden zu haben scheint, seine Position in der Weltwirtschaft verteidigen. Dies ist nur möglich durch die Stärkung der Autorität des Goldes und damit auch durch die Konsolidierung der dem Golde treu gebliebenen Länder. In diesem Sinne war die Anleihe von sechshundert Millionen Francs, die unter Garantie des französischen Staates der Tschechoslowakischen Republik gewährt worden ist, zu verstehen. Unter diesem Gesichtspunkt sucht Frankreich auch die wirtschaftlich schwachen Donaustaaten zu einigen und zu festigen und wird schließlich, wenn hierfür gewisse Garantien gegeben sind, auch die deutsche Finanzlage zu bessern suchen. Für Deutschland wäre eine solche Annäherung gewiß von größerm Vorteil als die Annahme vager Inflationsprojekte, von denen man sich augenblicklich eine Ankurbelung der Wirtschaft verspricht. Eine politische Abhängigkeit von Frankreich ergäbe sich aus einer derartigen Kombination keinesfalls, da die französische Regierung im Hinblick auf die politischen Strömungen in Deutschland solche Ambitionen kaum hegen dürfte. Am Ende hängt das Gelingen des Donauplans doch nur von dem Preis ab, den Frankreich zahlt. Auch Deutschland könnte Kredite gebrauchen, aber nicht nur der Anleihenehmer sondern auch der Anleihegeber fragt sich, ob der Partner vertrauenswürdig ist. Diese Frage ist aber noch unentschieden.

Wie mans macht . . . von Theobald Tiger

a) Trost für den Ehemann

Und wenn sie dich so recht gelangweilt hat,
   dann wandern die Gedanken in die Stadt . . .
Du stellst dir vor, wie eine dir,
und wie du ihr, das denkst du dir . . .
   Aber so schön ist es ja gar nicht!

Mensch, in den Bars, da gähnt die Langeweile.
Die Margot, die bezog von Rudolf Keile
Was flüstert nachher deine Bajadere?
Sie quatscht von einer Filmkarriere,
und von dem Lunapark und Feuerwerk,
und daß sie Reinhardt kennt und Pallenberg . . .
   Und eine Frau mit Seele? Merk dies wichtige:
   die klebt ja noch viel fester als die richtige.

Du träumst von Orgien und von Liebesfesten.
Ach, Mensch, und immer diese selben Gesten,
derselbe Zimt, dieselben Schweinerein —
was kann denn da schon auf die Dauer sein!
Und hinterher, dann trittst du an
mit einem positiven Wassermann,
   so schön ist das ja gar nicht.

Sei klug. Verfluch nicht deine Frau, nicht deine Klause.
Bleib wo du bist.
                    Bleib ruhig zu Hause.

b) Trost für den Junggesellen

Du hast es satt. Wer will, der kann.
Du gehst jetzt häufiger zu Höhnemann.
Der hat mit Gott zwei Nichten. Zart wie Rehe.
Da gehst du ran. Du lauerst auf die Ehe.

Bild dir nichts ein. Du schüttelst mit dem Kopf?
Ach, alle Tage Huhn im Topf
und Gans im Bett — man kriegt es satt,
man kennt den kleinen Fleck am linken Schulterblatt . . .
   So schön ist es ja gar nicht!

Sie zählt die Laken. Sagt, wann man großreinemachen soll.
Du weißt es alles, und du hast die Nase voll.
Erst warst du auf die Heirat wie versessen;
daß deine Frau auch Frau ist, hast du bald vergessen.

Sei klug. Verfluch nicht deine Freiheit, deine Klause.
Bleib wo du bist.
                    Bleib ruhig zu Hause.

c) Moral

Lebst du mit ihr gemeinsam — dann fühlst du dich recht einsam
Bist du aber alleine — dann frieren dir die Beine.
Lebst du zu zweit? Lebst du allein?
Der Mittelweg wird wohl das richtige sein.

Bemerkungen

Ich zeige an!

Eingabe an das Reichswehrministerium betr. Erlaß vom 29. Januar 1932

Herr Minister!

Obwohl Sie durch Ihre Bulle über die „Wehrfreudigkeit" nicht nur der Majorität der nationalgesinnten Deutschen, sondern sogar aller Erdbewohner aus der Seele gesprochen haben, gibt es doch noch immer einige Intellektuelle (Pazifisten, Militaristen etcetera), die fortfahren, durch Schrift und Bild der „Pflege nationaler Ideen" Abbruch zu tun. Wird solche Propaganda von lebenden Autoren ausgeübt, so ist es ein Leichtes, sie durch exemplarische Bestrafung binnem Kurzem völlig auszurotten. Gefährlicher ist der Einfluß verstorbener Autoren, deren Werke vorläufig weiter in öffentlichen und Privatbibliotheken einer kritiklosen Jugend zugänglich sind. Soweit es sich um Ausländer (wie Swift, Voltaire, Tolstoi), Juden (wie Heine, Börne), notorische „Kulturbolschewisten" (wie Schubart, Lichtenberg, Freiligrath) handelt, bedarf man keines besondern Hinweises. Leider findet sich auch in den Schrift-Erzeugnissen solcher Leute, die bisher unumschränktes Asylrecht in der Literatur genossen haben, eine Reihe von Sätzen, auf die die Aufmerksamkeit eines verehrlichen Reichswehrministerium hinzulenken ich mich verpflichtet fühle.

„Mitglieder solcher Organisationen, die im Grunde wehrfeindlich eingestellt sind" (Groener-Erlaß)

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu entgegnen, daß unsre heutigen Religionen der Religion Christi so wenig gleichen wie der der Irokesen. Jesus war ein Jude, und wir verbrennen die Juden; Jesus predigte Duldung, und wir verfolgen; Jesus predigte eine gute Moral, und wir üben sie nicht ... Jesus war eigentlich ein Essener; er war durchtränkt mit der Essenischen Moral ..." (Lexikon: Essener, Name einer asketischen Genossenschaft — verwarfen den Eid, den Krieg und alle auf Krieg abzielenden Beschäftigungen.)

Brief an d'Alembert, 18. Oktober 1770

„Offenkundiger Mißbrauch zum Zwecke entnervender Kriegspropaganda" (‚Völkischer Beobachter')

„Ich bin überzeugt, daß, wenn Monarchen ein wahres Bild von all dem Elend sähen, das eine einzige Kriegserklärung über die Nation bringt, sie davon gerührt sein würden. Ihre Einbildungskraft ist nur nicht lebhaft genug, um ihnen die Leiden, die sie nicht kennen und vor denen sie ihr Stand schützt, nach der Natur zu schildern. Wie sollen sie etwas von den Steuern empfinden, welche das Volk drücken, von dem Fehlen der Jugend im Lande, die zu den Waffen geht, von den Seuchen, welche die Heere zugrunde richten, von den Greueln der Schlachten und mancher noch mörderischerer Belagerungen, von der Verzweiflung der Verwundeten, welche das feindliche Schwert einiger Gliedmaßen beraubt hat, der einzigen Werkzeuge ihres Gewerbefleißes und ihrer Ernährung, von dem Kummer der Waisen, die durch den Tod ihres Vaters die einzige Stütze ihrer Schwachheit verlieren und von dem Verluste so vieler, dem Staate nützlicher Menschen, welche der Tod vor der Zeit hinweggerafft hat?"

Antimacchiavell Kapitel 26

„Unser Feldzug ist beendet und hat auf keiner Seite ein andres Ergebnis als den Verlust sehr vieler ehrenwerter Leute, das Unglück sehr vieler armer Soldaten, die für immer verstümmelt sind, den Ruin einiger Provinzen, Beraubung, Plünderung und Brand einiger blühender Städte. Darin, mein lieber Mylord, bestehen die Heldentaten, welche der Menschheit Schauder einflößen, die traurigen Folgen der Bosheit und des Ehrgeizes einiger Machthaber, welche alles ihren zügellosen Leidenschaften opfern."

An den Lord-marschall von Schottland. 23. Oktober 1921

Verfasser der angeführten Sätze war Mitglied des Hauses Hohenzollern und hat im preußischen Heere eine hohe Position bekleidet. In Filmen, die auch von Angehörigen der Reichswehr besucht werden, spielt er als Fridericus Rex eine Rolle.

Verächtlichmachung des Soldatenstandes

„Es schaudert mich die Haut vom Wirbel bis zur Zehe, wenn ich an den preußischen Despotismus und den Schinder der Völker denke, welcher das von der Natur selbst vermaledeite und mit lybischem Sand bedeckte Land zum Abscheu der Menschen machen und mit ewigem Fluche belegen wird. Lieber ein beschnittener Türke, als ein Preuße."

An Usteri, 15. Januar 1763

Schreiber: Johann Jochim Winckelmann, Archäologe, Konrektor in Seehausen, Mitarbeiter an der „deutschen Kaiser- und Reichsgeschichte".

Nationale Würdelosigkeit

„Ja, gesetzt, es wird über kurz oder lang Friede; gesetzt, die itzt so feindselig gegen einander gesinnten Mächte söhnen sich aus: was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leser, und vielleicht der Grenadier selbst, zu so mancher Übertreibung sagen werden, die sie itzt in der Hitze des Affects für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überschreyet den Dichter zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind! Vielleicht zwar ist auch der Patriot bey mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wonach ich geitzen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger seyn sollte."

An Gleim, 16. Dezember 1758

Bibliothekar an der Herzoglichen Bibliothek Braunschweig. Die Werke dieses Mannes, eines gewissen Gotthold Ephraim Lessing, sind in den Lehrplan aller preußischen Lehranstalten aufgenommen.

Beschimpfung des kriegerischen Geistes

„Denn die Deutschen wissen von nichts Anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber."

Erzählungen, II. Abtheilung

Verfasser: Johann Peter Hebel, Subdiakonus am Gymnasium zu Karlsruhe, Kirchenrat, Mitglied der evangelischen Kirchenkommission. Sein Biograph Wendt sagt ausdrücklich von ihm: „für die Erhebung des deutschen Volkes hat er kein einziges warmes Wort."

Mangel an „sittlicher Reife für die Aufnahme in die Wehrmacht"

Sind nur darum Europas Staaten,
Daß die Soldaten grünen und blüh'n?
Müssen für drei Millionen Soldaten
Unsre zweihundert Millionen sich müh'n?
Freilich, das ist das Glück, das moderne,
Das uns gelehrt hat Soldaten erzieh'n:
Ganz Europa ist eine Kaserne,
Alles Dressur und Disziplin!"

„Unpolitische Lieder"

Verfasser war ordentlicher Professor für Deutschkunde an der Universität Breslau. Aber obwohl er sich durch die zitierten Verse

als „im Grunde wehrfeindlich eingestellt" zeigt, wird eines seiner Lieder (Deutschland, Deutschland über Alles) auch in den von Mitgliedern der Wehrmacht und der Ministerien offiziell besuchten Veranstaltungen zum Vortrag gebracht!

In der Hoffnung, durch den Hinweis auf solche Mißstände im Sinne des Erlasses vom 29. 1. 32 gehandelt zu haben,

verbleibe ich in sicherer Erwartung auf baldige Abhilfe als

Ihr sehr ergebener

Walter Mehring

Whitechapel in China

In der letzten ‚Weltbühne' hat W. Colepepper die Hintergründe der Zusammenarbeit zwischen Hitler und Frankreich ausgezeichnet geschildert. Nicht nur die deutsch-französische Politik hat ihren Herrn Hoschiller aus Lemberg. Auch im Fernen Osten „tut sich was". ‚Daily Mail' berichtet unter dem Titel „Die Macht hinter China" von dem phantastischen Lebenslauf eines chinesischen Kriegsherrn und großen Diplomaten. Der kommandierende General der chinesischen 19. Armee, der zur Zeit an der Schanghaifront steht und den seine Eltern und Geschwister in England als den wahren Präsidenten Chinas bezeichnen, startete vor vierzig Jahren im londoner East End. Sein Bruder, heute ein großer Kaufmann in Manchester, steht in dauernder Korrespondenz mit ihm. In diesen Briefen teilt Seine Exzellenz, der Herr General, mit, daß er hoffe, in dem geeinigten China recht bald westeuropäische Regierungsformen einzuführen.

Der Herr General behauptet, sein Heimatland einzig aus einem unstillbaren Drang nach Abenteuern und einer unendlichen Vorliebe für östliche Völker verlassen zu haben. Immerhin wanderte er nicht etwa nach Ostasien aus sondern nach Kanada, wo er sich als Grundstücksmakler betätigte und auf diese Weise mit chinesischen Auswanderern bekannt wurde. Bei Kriegsausbruch soll er ein chinesisches Arbeitsbataillon zusammengestellt haben, das an der französischen Front Dienst tat. Hierdurch lernte er nun offizielle chinesische Persönlichkeiten kennen, so daß man ihn nach Kriegsschluß zum Mitglied einer mächtigen chinesischen Geheimorganisation machte.

Durch seine organisatorischen und vor allen Dingen finanziellen Geschicklichkeiten wurde er ein Machtfaktor in der Nationalistischen Partei Chinas.

So verhalf er Sun Yat Sen beim Sturz der Nationalistischen Regierung zur Flucht nach Kanada und fühlt sich jetzt als dessen politischer Testamentsvollstrecker. Heute werden seine Befehle in der chinesischen Nationalbewegung befolgt.

Als Handelsbotschafter zwischen China und dem Westen hat er Großbritannien schätzenswerte Dienste durch Erteilung von beträchtlichen Warenaufträgen geleistet. Er war der vertrauliche Ratgeber von San Fo, Sun Yat Sens Sohn, der 1928 die chinesische Wirtschaftskommission nach England brachte.

Der Bruder des „chinesischen Präsidenten" erklärte einem Reporter von ‚Daily Mail', er habe grade einen ausführlichen Brief von Seiner Exzellenz erhalten, es stünden sehr wichtige, aber hochvertrauliche Dinge darin, über die er leider nicht reden dürfe!

Übrigens hört Chinas heimlicher Präsident, Kriegsherr und Wirtschaftsführer auf den echt chinesischen Namen Moritz Abraham Cohen. Und das ist keine Erfindung von Hitler.

Johannes Bückler

Kolossal berühmt

Auf der sprachlichen Niederjagd gefangen: „berühmt geworden".

Irgend ein Esel mag das einmal geschrieben haben, um sich wichtig zu machen: „die berühmt gewordene Rede des Kanzlers..." Und nun schreiben es ihm alle, alle nach: die berühmt gewordene Szene, das berühmt gewordene

Chanson, die berühmt gewordene Wendung. Gemeint ist: bekannt.

Homer ist berühmt. Chaplin ist zur Zeit berühmt. Der Ruhm Napoléons, das kann man sagen. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, daß berühmt sei, was zweimal in der Schlagzeile einer Mittagszeitung gestanden hat, denn da steht vieles, was früher, Borgis, ohne Durchschuß, im lokalen Teil zu stehen pflegte. Es ist da eine jammervolle Verengung des Gesichtskreises eingetreten, die Vordergrund-Figuren erscheinen ganz groß, und die gesamte Welt verschwimmt zu einem grauen Fond. Geistige Autarkie.

Sprache ist stets Ausdruck einer Gesinnung. Diese hier ist beklagenswert. Jeder dieser kleinen Kreise hält sich für das Zentrum der Erde, und man muß einmal erlebt haben, was geschieht, wenn sich diese Leute im Ausland mit Fremden unterhalten: wie da beide Teile aneinander vorbeireden, wie der Deutsche auch nicht einen Augenblick auf den Gedanken kommt, seine Begriffe und Maßstäbe könnten vielleicht dort nicht gelten, mehr, überhaupt nicht bekannt sein ... seine Seele kreist um den Potsdamer Platz oder um drei Zeitschriften oder um Hitler oder um sonst eine Lokalgröße und ist nicht davon loszubekommen. Und dann sind alle Beteiligten erstaunt, weil es zu keiner Einigung kommt. Wenn zwei Kaufleute miteinander abschließen wollen, und der eine meint, es handle sich um Kauf, und der andre meint, es handle sich um Miete, so kommt auch bei einer scheinbaren Einigung kein Vertrag zustande — Dissens nennt es der Jurist. So ungefähr verlaufen die meisten internationalen Diskussionen. Es ist ein Jammer, daß dabei nicht Latein gesprochen wird.

Man blättere, was viel zu wenig getan wird, in den Zeitungen ein Jahr zurück, und man wird sehen, was das „berühmt gewordene Stück" heute ist: Geraschel eines welken Kranzes. Und zwei Flugstunden weiter, grade um die Ecke, haben sie von dem statuierten Ruhm überhaupt nichts gewußt. Es ist ein Ruhm, dessen Reichweite mit den Grenzen eines postalischen Bestellbezirks zusammenfällt und der vierzehn Tage dauert, gut gerechnet. Diese Zeit spricht noch nicht ihre Sprache, oder: ihre Sprache ist die der Zeit von gestern. Sie pappt große Wörter, die beinah ihren Sinn verloren haben, auf die kleinen Begriffe des Alltags, ihr Kleid ist vier Nummern zu weit, und wenn alles schief geht, so sieht sie sich doch ununterbrochen im Spiegel eines imaginären Konversationslexikons und kommt sich sehr berühmt geworden vor.

Peter Panter

Die Bibliophilen

Vor einigen Wochen fand im Haus der Deutschen Presse zwischen Mitgliedern des PEN-Clubs und Mitgliedern bibliophiler Vereinigungen eine Aussprache über die Entfremdung statt, die zwischen diesen beiden Gruppen

besteht, also zwischen Bücherschreibern und Büchersammlern. Wie gewöhnlich führte die Diskussion zunächst zu einer allgemeinen Verwirrung der Tatbestände. Erst der Beifall, den einzelne Redner mit der Versicherung fanden, sie seien Bibliophile, und die Not der Schriftsteller ginge sie daher so wenig an. wie die Not von Richtern, Rechtsanwälten und Mitgliedern andrer Berute, führte zumindest dazu, daß der Gegensatz zwischen Schaffen und Sammeln zwar nicht behoben, aber in seiner krassesten Form wenigstens festgestellt wurde. So sprachen, so denken also wirklich Menschen, die Geld für besonders kostbar gepflegte Bücher ausgeben, offenbar ohne jeden innern Zusammenhang zwischen einer äußern Kulturform und dem Wesen, dem sie dient. Nur die Anwesenheit von Bibliophilen mit wirklich geistiger Kultur und von Schriftstellern, die doch ein Verständnis für das Sonderrecht der Buchform hatten, ermöglichte es, die Aussprache zu dem Ergebnis zu führen, daß die bibliophilen Vereinigungen neue Wege suchen sollen, ihre Produktion mit der der Zeit geistig auszugleichen.

Die große Öffentlichkeit ist in einer Krise, die nur Not und Entsagung kennt, gewiß nicht an der Sondernot des Dichters interessiert. Wohl aber ist die Tatsache von allgemeiner Bedeutung, daß eine, wenn auch kleine, so doch finanziell beachtenswerte Zahl von Menschen eine solche Diskrepanz zwischen Form und Inhalt, Zweck und Mitteln, Buch und Buchschöpfung seit langem erträgt, ohne sich mit ihr auseinanderzusetzen. Die naive Meinung des Laien, daß ein Buch zum Lesen bestimmt ist, trifft gewiß nicht auf jedes bibliophile Buch zu. Was es auf allen Gebieten gibt, nämlich die Verselbständigung von etwas, was im Wesen nur Mittel ist, besteht beim Buch seit langem. Das Buch ist außer, daß es zum Lesen bestimmt ist, ein Schauobjekt, in vielen Fällen ein Bildwerk, oft eine Reliquie und, wenn es bibliophil produziert wird, Kunstgewerbe. Trotzdem ist aber grade die deutsche Bibliophilie zu einer Inzucht geworden, ohne Zusammenhang mit den geistigen Strömungen der Zeit, eine Liebhaberei von Sonderlingen, eben weil sie seit Jahrzehnten viel zu sehr vergessen hat, daß auch die Pflege der Buchkunst als eines Mittels sinnlos wird, wenn sie nicht ununterbrochen aus dem Bedürfnis des wirklichen Lesers neu entsteht.

„Le livre est avant tout un texte." Mit dieser Erklärung hat die französische Bibliophilie ein für allemal festgestellt, daß sie im Dienste des Wortes, des Dichters steht. Nur eine solche Verbindung führt zwangsläufig zu einer bibliophilen Produktion moderner Dichtung. Auch hier zeigt sich wieder, daß der Franzose eher so ist, wie der Deutsche sich selbst sieht. Die deutsche Bibliophilie ist voll von Spielereien, Nichtigkeiten und unsachlich. Die französische Bibliophilie ist mit dem dichterischen Schaffen unlösbar verbunden, Bücherschreiber und Büchersammler sind keine Gegensätze sondern identisch. Nur wenn die Bibliophilie ein Teil der Geistesgeschichte des Landes und seines Schrifttums ist, hat sie Existenzberechtigung. Die unvergeßliche Ausstellung französischer Bibliophilie hat uns das vor zwei Jahren gezeigt. Sie war fast nur der typographische oder illustrative Ausdruck des dichterischen Schaffens. Würde die deutsche Bibliophilie eine ähnliche Ausstellung veranstalten, so wäre das Ergebnis deprimierend. Von der deutschen Dichtung der letzten dreißig Jahre sind noch nicht fünfzehn Namen in der Bibliophilie vertreten.

Einige Wochen nach diesem Diskussionsabend hat die Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei ein Verzeichnis aller Veröffentlichungen der „Deutschen Bibliophilie in 3 Jahrzehnten" ihren Mitgliedern vorgelegt. Das Buch, einem der noblen Geister der deutschen Bibliophilie,

nämlich Fedor von Zobeltitz, gewidmet, ist Seite für Seite ein Beleg bibliophiler Inzucht und einer gradezu unverständlichen Angst vor der Berührung mit den Lebenden. Es ist ja kein Geheimnis, daß bibliophile Publikationen zum Haben und nicht zum Lesen bestimmt sind, aber so lange die Bibliophilie sich gradezu darauf versteift, Texte zu drucken, die niemand mehr lesen will, ist es verständlich, daß sie sich als Gesamtheit außerhalb der Nation stellt, Nation im Sinne von Kultur- und Schicksalsgemeinschaft. Gewiß ist eine gewaltige Arbeit an typographischer und bildnerischer Kultur in diesen zweitausend Publikationen geleistet worden. Es spricht aber nicht grade für unsre Dichter, daß erst heute die Not sie dazu treibt, sich an die bibliophile Produktion zu wenden, sozusagen um sich ein neues Absatzgebiet zu erobern. Es wäre längst die Pflicht deutscher Dichter gewesen, den bisherigen Zustand der Bibliophilie unerträglich zu finden und auf eine Änderung zu dringen. Auch auf diesem Gebiet wird es so sein wie überall sonst in Deutschland: der Geistige wird nicht gerufen, er bekommt nur das, was er sich selbst holt. Wenn die deutschen Dichter darauf dringen werden, daß die deutsche Bibliophilie endlich zu einem Ausdruck geistigen Wollens wird, dann wird es auch geschehen. Wenn nicht, werden die bibliophilen Vereinigungen weiter wie bisher (mit erfreulichen Ausnahmen der Verbände in Chemnitz, Hamburg, Frankfurt) „Goethes Taufanzeige mit dem Druckfehler des Originals" und Wilhelm Abraham Tellers „Trauerrede für Herrn von Itzenplitz und Fräulein von Friedland", 1792, ihren Mitgliedern vorlegen statt Dichtung von gestern, heute und morgen.

Felix Stössinger

Die Damen wollen auch dabei sein

Dem Arbeitsausschuß für die Deutsche Kundgebung zur Abrüstungskonferenz ist es jetzt endgültig geglückt, die Idee einer großen deutschen Frauenaktion für den Frieden noch nachträglich zu diskreditieren. Schon die Vorbereitungen waren beschämend: die Internationale Frauenliga hatte auf der letzten Tagung in Belgrad eine Friedensresolution angenommen, die von den Frauenverbänden aller angeschlossenen Länder für die Abrüstungskonferenz unterzeichnet werden sollte. Diese einheitliche internationale Kampffront wurde vom Bund Deutscher Frauenvereine durchbrochen. Auf der leipziger Tagung im Herbst vorigen Jahres beschloß der Bund, die internationale Aufforderung zur Unterschriftensammlung nur mit einem „Deutschen Vorbehalt" in Umlauf zu setzen. Der Bund protestierte gegen den Konventionsentwurf und forderte im deutschen Interesse „unbedingte Rechtsgleichheit zwischen den bereits abgerüsteten und den andern Nationen", strikte Erfüllung der Versprechungen des Versailler Vertrages. So werden die deutschen

Frauen mit saurem Gesicht neben eine Weltbewegung gestellt.

Der deutsche Staasbürgerinnenverband setzte sich für die Propaganda dieser Fassung ein und ließ durch den Arbeitsausschuß die „blaue Liste" kursieren. Bei den offiziellen Gelegenheiten wurde geschickt der Eindruck erweckt, als hätte man in absoluter Übereinstimmung mit den ausländischen Organisationen gehandelt. Gleichzeitig kursierte die wirklich pazifistische weiße Liste der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, auf der in allen Ländern gleichmäßig die allgemeine und totale Abrüstung gefordert wurde. Der Arbeitsausschuß hatte sich beim Auswärtigen Amt dafür eingesetzt, daß die deutsche Delegation ein weibliches Mitglied nach Genf mitnehmen sollte. In diesen Verhandlungen wurde natürlich der Anschein erweckt, als wären die Mitglieder des Staatsbürgerinnenverbandes die legitimierten Vertreterinnen aller politisch interessierten deutschen Frauen. Trotzdem blieb das Auswärtige Amt taub und weigerte sich, eine weibliche Delegierte aufzufordern. Begründung: „Wir haben nur Fach-Delegierte, wir sind eine Sachverständigen-Delegation mit Fachleuten für Land-, See- und Luftrüstung, wir können Euch nicht gebrauchen." Der Arbeitsausschuß mußte für eigne Rechnung und Gefahr in Genf auftreten. Mit der feierlichen Übergabe der Listen in Genf wurde Frau Ministerialrat Helene Weber betraut, Reichstagsabgeordnete des Zentrums, unterstützt von Frau Doktor Lüders.

Vor einigen Tagen hat nun Frau Doktor Weber von ihren genfer Erlebnissen berichtet und gleichzeitig Abrechnung mit dem Auswärtigen Amt gehalten. Man kann ihr wohl glauben, daß es nicht schön ist, als Privatvertreterin der deutschen Frauen aufzutreten, während andre Länder den Frauen in ihren Delegationen einen Platz eingeräumt haben. In ihrer unendlich geschickten und überzeugenden Art schilderte Frau Weber den Kampf der freien Abordnungen von Arbeitern, Studenten, Jugendlichen, Frauen und den Kirchenverbänden mit der Völkerbundsbureaukratie. Sie klagte die Heimat an, daß nicht mehr als 930 000 Unterschriften für die blauen Listen gewonnen worden sind, von dem großen Erfolg der weißen Listen mit den Millionen Stimmen aus allen Ländern sprach sie lieber nicht. Das weibliche Auditorium schwamm in unverbindlicher Friedensbegeisterung. Wer denkt noch an Rüstungsfragen? Wer weiß noch, daß von jeher der Kampf gegen den Krieg, gegen die Rüstungen Freiheit, Ehre und Leben gekostet hat? Die glänzende Rednerin aus der guten Schule einer mächtigen Partei und Kirche trifft den richtigen Ton, um die Gemüter zu vernebeln. Sie hat eine stärkere Resonanz als die bekannten demokratischen Führerinnen, die ohne eine Massenpartei hinter sich nur noch mit verwelkten persönlichen Lorbeern prunken können. Ihr glaubt man beinahe, daß sie etwas riskiert für die Friedensidee, sie hat auch einen schönen Erfolg zu verzeichnen: Das Auswärtige Amt hatte die Damen abgelehnt, aber ihr Kanzler und Parteigenosse hat in seiner offiziellen Rede in Genf die Frauenaktion erwähnt. Auf dieser Basis wurde der Trumpf ausgespielt, der dem ganzen Humbug von angeblicher Solidarität aller Frauen und Mütter der Welt die Krone aufsetzt: der anwesende Vertreter des Auswärtigen Amts soll zuhause bestellen, daß die Damen unbedingt solange kämpfen würden, bis sie bei der nächsten Konferenz einen Sitz in der deutschen Delegation bekämen. Sie böten auch was dafür, man solle nicht denken, daß sie die Ehre nicht zu achten wüßten: sie böten die Versicherung, daß nichts gesagt werden würde, was der Regierung auf die Nerven fallen könnte.

Nun wissen wir endlich, was gespielt wird. Da haben sich die echten Kriegsgegner aller Länder bemüht, da gibt es Aufklärung

und Kampf gegen die internationale Rüstungsfront. Das glorreiche deutsche Resultat haben wir nun gesehn: Ein ganz kleiner Kreis von arrivierten Frauen bemächtigt sich der Massenbewegung im kritischsten Augenblick, um sie hoffnungslos zu verfälschen. Wenn die Bonzinnen der bürgerlichen Frauenbewegung Sitz und Stimme bekommen, kann jeder Wehrminister ruhig schlafen gehn. Sie werden ihm sicher nicht in die Parade fahren; sie werden ihr Amt nur zum Jasagen benutzen. *Hilde Walter*

Der Soldate, der Soldate ...

In der letzten illustrierten Sonntagsbeilage der ‚Voß', den Zeitbildern, war eine Seite den Photos der verschiedenen Präsidentschaftskandidaten gewidmet. In der Mitte prangte, wie sich das gehört, der Generalfeldmarschall. Unter ihm in fescher Uniform — so wie er wahrscheinlich vor fünfzehn Jahren aussah — Herr Oberstleutnant Duesterberg. Wenn viele Mädchen und teutsche Frauen dies Bild gesehen' haben, muß ihr Herz höher schlagen. Links von Duesterberg Regierungsrat Hitler, an beiden Seiten flankiert von uniformierten Braunhemden, und rechts vom Oberstleutnant marschiert, in gleichem Schritt und Tritt mit einer Kompagnie Rotfront, der Kommunistenkandidat Thälmann.

Ein Leutnant muß es sein.

Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen, singt begeistert vierstimmig:

Der Soldate, der Soldate, ist der schönste Mann im ganzen Staate.

Goethe und ...

Das ‚Weinblatt, Allgemeine Deutsche Weinfachzeitung':

„Das Jahr 1932 ist ganz dem Gedenken Goethes gewidmet.

In Frankfurt wie in Weimar wird der 100. Todestag unseres größten deutschen Dichters festlich begangen und In- und Ausland in den Bann dieser ‚Feier im Geiste' gezogen.

Unser ‚Weinblatt' will die Beziehungen zwischen Goethe und dem Wein besonders hervorheben und beleuchten. Goethe, ein großer Weinverehrer, hat dem deutschen Wein unvergeßliche Lieder gesungen. Diese Zusammenhänge wollen wir in einer illustrierten Ausgabe:

Goethe und der Wein

festhalten. Das Sonderheft wird auf jeden Leser Eindruck machen und geeignet sein, ihn zugunsten des Weinkonsums zu beeinflussen.

Goethe drückt im Goethejahr unserer Zeit seinen Stempel auf, — das Geistesleben trägt sein Gepräge. Damit es auch in die Lebenshaltung vieler Deutscher kommt, wollen wir die Ausgabe ‚Goethe und der Wein' in künstlerisch hervorragender Aufmachung und inhaltsreich herausbringen. Eine würdige Repräsentationsreklame auch für Sie ist hier gegeben. Haben Sie Interesse, in diesem in sich gerundeten Werkchen, das sorgfältig aufbewahrt und immer wieder durchblättert wird, mit Ihren Angeboten vertreten sein? Zu Propagandazwecken wird diese Arbeit zahlreich benutzt werden.

Dürfen wir Ihnen einen Raum reservieren?"

Der völkische Raum ist immer ein Anzeigenraum gewesen. Eine Profanation Goethes —? Das weniger. Aber eine Frage: Wer soll den Wein eigentlich kaufen —?

Die von den Kartellen ausgepowerten Deutschen können es nicht.

Wat ein richtiger Essai is —

in dem muß folgendes vorkommen:

Situation der Jugend — taktische Position — geschichtsphilosophisch — musik-historisch — staatspolitisch — handelspolitisch — theaterpolitisch — rationales Element — eklektische Strategie — Wirtschaftsraum — völkischer Raum — Handelsraum — Kriegsraum — seelischer Raum — Waschraum — psychologische Grundlagen — psychophysische Grundlagen — subjektive und objektive Bedingungen — Elastizität der Nachfrage — soziologische Strukturbilder — der Raum des Angebots — der Seinsgrund — zwangsläufig — menschlich — er als Güterverfrachtungsstellenvorsteher und Mensch — rein menschlich gesehn — menschlich reingesehn — dialektisch — wirtschaftliche Struktur — wirtschaftsgeographischer Gedankengang — Großraumwirtschaft — geistig, intellektuell, kulturell und rein menschlich — rein städtebautechnisch — forstwissenschaftlich gesprochen — rein theaterwissenschaftlich betrachtet — soziophysisch — bevölkerungspolitischer Raum — es geht um — das Wissen um —:

ad nauseam usque.

Fragment

Omelette: die Form, in der die Hühner Geburtenkontrolle treiben.

Roda Roda

Liebe Weltbühne!

Ein reizendes Vorkommnis wird erst jetzt bekannt.

Der Reichswehrminister Groener ging neulich durch die Bendlerstraße, als vor ihm eine Schar soldatenspielender Knaben stramm stramm stand. Der Minister nickte freundlich, wie das so seine Art ist, und sagte:

„Na, das ist hübsch, daß ihr Soldaten spielt." Und, zu einem Knaben gewandt: „Was bist du denn?" — „Ich bin General, Herr Minister!" antwortete der Knabe. „Und du?" fragte Herr Groener einen zweiten Knaben. „Ich bin auch General!" antwortete dieser. Ein dritter Knabe antwortete ebenso; ein vierter auch. „Ihr seid ja alle Generale!" sagte Herr Groener. „Wer macht euch denn dazu?" — „Wir ernennen uns gegenseitig!" riefen die Knaben.

Kopfschüttelnd und lächelnd entfernte sich der Minister.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Individualpsychologische Gruppe. Montag (21.). Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27, 20.00: Praktische Anwendung der Individualpsychologie, dargestellt an einer Kinderbehandlung; Sidonie Reis.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 10: Kolonialpolitik.

Bücher

H. H. Houben: Der polizeiwidrige Goethe. Grote-Verlag, Berlin.
H. R. Knickerbocker Deutschland so oder so? Ernst Rowohlt, Berlin.
Gustav Stresemann: Vermächtnis, Band I. Ullstein A.-G., Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Mühlacker 19.05: Der polizeiwidrige Goethe, H. H. Houben. — Frankfurt 19.05: Zur wiesbadener Aufführung der Bürgschaft, Paul Bekker, Kaspar Neher und Kurt Weill. — Berlin 20.30: Wilhelm Furtwängler dirigiert. — **Mittwoch.** Leipzig 19.30: Peter Scheer liest. — Berlin 19.40: Der Aufstand der Nationalitäten gegen Napoleon, Valeriu Marcu. — 20.30: Große Aufschneider, Ernst Bringolf und Edlef Köppen. — Hamburg 20.30: Walther v. Hollander liest. — Mühlacker 21.00: Erwin und Elmire von Goethe. — Berlin 22.30: Was wird aus der Mandschurei? Zeitbericht von Actualis. **Donnerstag.** Berlin 15.20: Kampf gegen die Langeweile, Hellmuth Falkenfeld — Mühlacker 18.40 Mißtrauen, Ludwig Marcuse. — **Freitag** Leipzig 17.30: Empire von gestern und morgen, Felix Stössinger. — Berlin 17.55 Ernst Busch singt Moritaten und hochtragische Balladen. — 20.15: Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters, Thomas Mann. — **Sonnabend.** Breslau 18.05: Wer ist Traven? Erich Knauf.

Antworten

Regierungsrat Hitler. In einem Prozeß, bei dem es um Ihre Tätigkeit an der Front ging, wurde eine eidesstattliche Versicherung abgegeben, die über die Gründe der Verleihung des Eisernen Kreuzes erster Klasse an Sie Klarheit schaffen sollte. Nach dem ‚Angriff' vom 7. März hat sich das so abgespielt: „Adolf Hitler war als Regimentsordonnanz auf dem Wege zum Bataillonsstab ins Sperrfeuer gekommen, vermutete hinter einem Hügel das Bataillon, sprang über diese Böschung und geriet in einen von Engländern besetzten Trichter, die ihn sofort aufforderten, sich zu ergeben. Hitler zog seine Pistole als einzige Waffe, die er hatte, hielt damit nicht nur die Engländer in Schach, sondern nahm sie gefangen und führte sie seinem Regimentsstab zu. Einen Offizier, einen Sergeanten und dreizehn Mann." Da sieht man doch wieder, was die Deutschen für Kerle sind. Ein einziger Mann entwaffnet fünfzehn bewaffnete Engländer und nimmt sie gefangen. Münchhausen hat einen würdigen Nachfolger gefunden. Verschämt verschweigt der ‚Angriff', wer diese famose eidesstattliche Versicherung abgegeben hat. Vielleicht Sie selber? Oder gar einer der feigen Engländer? Was andres gibts ja nicht. Wer so etwas unter seinem Eid erklärt, muß dabei gewesen sein. Ist es aber ein Kriegskamerad gewesen, dann waren Sie doch nicht allein bei der Ausübung dieser Heldentat. Eine vertrackte Sache mit diesen nationalsozialistischen Eiden. Aber wie dem auch sei: Ihre Schäfchen werdens schon glauben; und das ist die Hauptsache.

Schriftsteller. Der Hauptvorstand Ihres Schutzverbandes verschickt an die Mitglieder der berliner Ortsgruppe ein Rundschreiben, in dem er sich bitter über den berliner Vorstand beklagt. Aus alledem geht hervor: es will den Mächtigen Ihres Verbandes nicht in den Kopf, daß sich die Oppositionellen die berliner Ortsgruppe erobert haben und nun gewerkschaftliche Arbeit, wie sie sie verstehen, leisten wollen. Die Machthaber sabotieren die Tätigkeit der Berliner und holen jetzt zum entscheidenden Schlage aus, indem sie ein einseitig gefärbtes Bild des Konfliktes entwerfen und die Mitglieder vor die Alternative stellen, entweder das so dargestellte Vorgehen ihrer Ortsgruppenleitung zu billigen und sich damit außerhalb des Verbandes zu stellen oder zu Kreuze zu kriechen und sich der inzwischen eröffneten zweiten berliner Gruppe, genannt Ortsgruppe Berlin-Brandenburg, anzuschließen. Hoffentlich geben Sie den Herren die richtige Antwort und verlangen, daß Ihnen in genau der gleichen Breite eine Darstellung von seiten der Beschuldigten zugeleitet wird, ehe Sie sich zu einer Stellungnahme entschließen. Kleine Anfrage an die Oppositionellen: Nachdem ihr es erlebt habt, daß der von euch gewählte Jakob Schaffner euch, sagen wir, untreu geworden ist, mußtet ihr da ausgerechnet mit eurer Zustimmung Herrn Walter Bloem zum Vorsitzenden des Gesamtverbandes machen lassen? Hieß das nicht, zum zweiten Mal einen Bock zum Gärtner zu machen?

Schupo. Ein preußisches Amtsgericht hatte vor kurzem darüber zu entscheiden, ob ein Polizeibeamter, dem 78,30 Mark im Monat zur Bestreitung seiner Lebenshaltungskosten übrigbleiben, monatlich zehn Mark an seinen arbeitslosen Vater zu zahlen imstande sei. Das Urteil sah so aus: „Die vom Kläger aufgestellte Berechnung seiner Unterhaltskosten geht über die Anforderung seines Standes hinaus. Zum standesgemäßen Auftreten eines jungen Wachtmeisters gehört kein Zivilanzug. Deshalb mußte auch die Ratenzahlung von 12,50 Mark monatlich unberücksichtigt bleiben. Weiter war die Rate von 10 Mark für die Beamtenbank unberücksichtigt zu lassen. Ferner sind die Ausgaben für Reinigung und Ausbesserung der Wäsche zu hoch berechnet. Stopfen der Strümpfe und sonstige Ausbesserungen der Wäsche kann der Kläger selbst vornehmen. Was früher vom Militär

verlangt worden ist, wird der Kläger auch noch leisten können. Das Rasieren braucht nicht durch den Friseur zu erfolgen. Der Kläger mag sich ein Messer oder Apparat anschaffen, dessen Anschaffungskosten auf längere Zeit umzulegen sind. Für Schuhcreme, Hautcreme und Zahnpasta ist monatlich nur 1 Mark anzuerkennen. Der Preis für Butter ist vom Kläger ebenfalls zu hoch angesetzt worden ... Der Kläger kann außerdem ab und zu Margarine essen. Aus welchem Grunde der Kläger Bohnenkaffee trinken muß, ist nicht ersichtlich. Bohnenkaffee ist teuer und zudem gesundheitsschädlich. Für ein Abendessen darf der Kläger nicht 1,20 Mark berechnen. Es ist nicht erforderlich, daß der Kläger jeden Abend warm ißt. Es genügt, wenn er zu dem schon berechneten Brot und zur Butter noch ¼ Pfund Aufschnitt zum Preise von 40 Pfennig täglich hinzukauft und zwischendurch einmal warm zu Abend ißt." Der Beamte wurde also verurteilt, die zehn Mark zu blechen. Wie wäre es denn, wenn der betreffende Richter sich einmal derselben Prozedur unterzöge, fleißig Margarine zu essen, keinen Bohnenkaffee zu trinken, sich die Strümpfe selber zu stopfen und überhaupt auf jeden Lebenskomfort zu verzichten? Denn daß der Beamte mal ins Kino oder ins Theater gehen möchte, wird der für Askese (der Andern) schwärmende Herr sicher als sträflichen Luxus ansehn.

Ivo Puhonny, Baden-Baden. Sie schreiben an Peter Panter: „Vielleicht interessiert es Sie, etwas über Reutter aus jener Zeit zu erfahren, als er erstmals das Podium bestieg. Ich kam 1896 als Kunstschüler nach Karlsruhe. Reutter trat damals in kleinen Kneipen im sogenannten ‚Dörfle' auf. Ich und meine Kollegen hielten ihn für einen waschechten karlsruher ‚Dörflesbrigant'-Pachulken. Daß er aus der Mark stammt, erfuhr ich jetzt erst. Im karlsruher Colosseum-Variété wird er bei Maxstadt seine ersten Anregungen geholt haben. Unvergeßlich ist mir Reutters Debut als Kanzler Leist in der Wirtschaft ‚Zum Elefanten' auf der Kaiserstraße. Er hatte sich seinen schäbigen Frack und einen Zweispitz mit armseligen Silberlitzen benäht und tobte mit Reitpeitsche und Schleppsäbel auf dem kleinen Podium der düsteren, schwach besuchten Kneipe. Was er vortrug, überraschte mich durch die knappe Form, war meist recht bitter, und er wirkte in seiner Lebhaftigkeit, mit hochstehender Tolle und stechendem Blick gar nicht so gemütlich, wie es damals die Komiker taten. Als ich ihn in tadellosem Frack als Star wiedersah, war er sehr verändert. Er hatte seinen Stil gefunden, war ‚vornehm' und in der Beschränkung Meister geworden." Schönen Dank!

Doktor Alfred Apfel. Es ist nicht wahr, daß die Redakteure das Wichtigste bei einer kämpfenden Zeitschrift sind. Das Wichtigste ist heute der Rechtsbeistand. O Eitelkeit der Schreibenden — wie versinkst du in dieser Epoche der politischen Prozesse! Diese Erkenntnis, lieber Herr Doktor, lege ich zu Ihrem fünfzigsten Geburtstag auf Ihren schön geschmückten Tisch.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Gang zwei von Carl v. Ossietzky

Der erste Gang hat mit dem Sieg Hindenburgs geendet. Die Sozialdemokratie hat dem alten Marschall einen gewaltigen Vorsprung gesichert. Duesterberg und Hugenberg, die sich zwischen den Fronten einen kleinen Sonderprofit sichern wollten, kehren als gueules cassées aus der Wahlschlacht zurück. In Preußen hat Otto Braun soeben mit einem kräftigen Trompetenstoß den Wahlkampf eingeleitet. Die Preußenwahl, das ist der dritte Gang, der wichtigste, in dem Duell zwischen Republik und Fascismus. Aber Gang zwei am 10. April wird auch für das Ringen um Preußen entscheidend werden.

Wir haben hier vor einer Woche am Ende der Wahlnacht die Frage aufgeworfen: Wer hat gesiegt? Darauf hat es inzwischen noch keine Antwort gegeben. Die Hindenburger feiern und haben keine Lust, sich von Skeptikern den Ausblick in eine wolkenlose Zukunft vermiesen zu lassen. Und am lautesten jubilieren wieder die Etappenschweine der politischen Linken, die sich seit September Dreißig still verhielten und sich in ihren freundlichen Winterquartieren schon eine neue Fahne nähen ließen, um sie beim Herannahen der fascistischen Truppen aufzuziehen. Heute tun sie so, als hätten sie alles allein gemacht. Es ist gewiß hart, diesen vielen glücklichen Menschen jetzt eine Denkaufgabe zumuten zu müssen, aber wir kommen nicht drum herum. Die verschiedenen Teilnehmer des Hindenburgblocks müssen jetzt endlich erklären, was sie eigentlich wollen.

In der Tat, gesiegt hat keine politische These, kein Programm. Gesiegt hat nur ein sehr berühmter alter Mann. Gesiegt hat Hindenburg, ein Stück Legende, ein heroischer Rahmen, in den ein jeder nach Belieben ein buntes Geflecht von Illusionen spannen kann. Gesiegt hat ein historischer Name, der, realpolitisch betrachtet, jedoch nur ein Zéro darstellt, vor das erst eine konkrete Größe zu setzen ist. Wer diese Zahl setzen darf, der wird am Ende der wirkliche Sieger sein.

Was werden soll, ist am 13. März nicht entschieden worden. Nur eine Ablehnung ist, wenn auch mit erschütternder Stärke, zum Ausdruck gekommen. Abgelehnt worden ist der fascistische Cäsaropapismus, die Vereinigung von aller Macht über Geister und Leiber in der Hand eines „Führers". Darüber herrscht Übereinstimmung, sonst findet man in Hindenburgs Mehrheit bei bestem Bemühen kein weiteres einheitliches Motiv. Die Sozialdemokraten haben für Hindenburg gestimmt, weil die Partei es so befahl. Die Mehrzahl der bürgerlichen Indifferenten, weil sie in Hitler nur einen Unruhefaktor sehen und ihnen wohl auch die Form der von den Fascisten geführten Agitation unappetitlich erschien. Die politisch Interessierten von rechts dagegen hätten viel lieber ein Bündnis Hindenburg-Hitler gewünscht als die beiden in Front gegeneinander. Es läßt sich nicht annähernd schätzen, wie viele solcher Hindenburgwähler darauf brennen, am 24. April mit ihrem Stimmzettel die „rote Wirtschaft" in Preußen zu beseitigen.

Das Fazit: nach dem 10. April gibt es keinen Hindenburgblock mehr, und wenn die Sozialdemokraten, die neben dem Zentrum zwischen lauter zersplitterten und versinkenden Mittelparteien die kompakte Masse darstellen, ihren Anteil am Triumph fordern sollten, dann wird ihnen kalt bedeutet werden, daß sie, indem sie Hindenburg wählten, nur ihre verdammte vaterländische Pflicht und Schuldigkeit getan hätten. Dann wird weiter notverordnet werden, dann kann der Sturm auf die Sozialpolitik, auf die Arbeitslosenversicherung von neuem losgehen. Die Sozialdemokratie aber wird das Nachsehen haben, weil sie über kein einziges Druckmittel mehr verfügt, weil sie mit ihrer Entscheidung nicht nur Hindenburg sondern auch Brüning und Groener neu bestätigt hat.

Der ‚Vorwärts' schweigt sich über diese unangenehmen Aspekte einstweilen aus. Dafür finden aber einige jener bürgerlichen Republikaner, die sich ganz besonders für die Kandidatur Hindenburg eingesetzt haben, die Sprache der Politik langsam wieder. Das ist gewiß löblich, aber es wäre mit größerm Nutzen vor dem 13. März geschehen. Nach neune is alles aus. Nach der Wahl kann man keine Forderungen mehr anmelden. Es gibt in der Politik nichts überflüssigeres als den Wähler, der eben seinen Zettel in die Urne geworfen hat.

Daß ein so kluger Mann wie Georg Bernhard das nicht weiß! Er bemerkt im ‚8 Uhr Abend-Blatt' mit Recht, daß jene agrarischen und industriellen Schichten, die von der Regierung Brüning auf Kosten des gesamten Volkes gepäppelt worden sind, sich zu Hitler und Duesterberg geschlagen haben, während die Leute von links die Republik höher stellten als das Eigeninteresse. „Will die Regierung der Republik", so fragt Bernhard, „nun nicht endlich die Konsequenz aus diesem offenbaren Ergebnis der Präsidentenwahl ziehen?" Da muß man mit dem Dichter sagen: „Der Rabe krächzt: Es ist zu spät!"

Lieber Herr Bernhard, Sie haben uns neulich hart gerüffelt wegen unsrer Parole für Thälmann. Und doch war das die einzige Möglichkeit, um herauszukommen aus dem fatalen Wechselspiel von intellektuellem Opfer und Enttäuschung, das sich republikanische Politik nennt. Wir haben die Situation vorausgesehen, wo die sozialistischen und republikanischen Hindenburgwähler mit leeren Händen dastehen würden. Wir haben uns rechtzeitig und freiwillig ausgekreist, denn wir hatten von vornherein keine Neigung, die Schar der Leidtragenden bei dem Begräbnis der Illusionen zu vergrößern. Herr von Hindenburg hat volle Handlungsfreiheit, und ihn kann auch kein Vorwurf treffen. Er hat nichts versprochen, denn die Sozialisten und Republikaner haben ihm kein Versprechen abverlangt. Während Goebbels „Ware für sein Geld" verlangte, war für euch die Kandidatur Hindenburgs eine Sache des Glaubens und Gemütes.

Heute gibt es nichts zu fordern. „Allzulange ist die Politik derer betrieben worden, die, wie sich gezeigt hat, doch Hitler wählen. Jetzt verlangen die Hindenburg-Wähler ihr Recht," so schreibt Bernhard, und gewiß stimmen dem viele Hunderttausende zu. Einen Dreck wird man euch geben. Ge-

arbeitet habt ihr pour le roi de Prusse, pour le président du Reich. Es kommt auf eins heraus.

Zu spät!

Was die republikanischen Hindenburgwähler nach dem 11. April zu erwarten haben, davon gibt eine kleine Kostprobe schon das Verhalten des Herrn Ministers Groener zu dem preußischen Vorgehen gegen die nationalsozialistische Verschwörung. Was Herr Groener unternimmt, wird praktisch zu einem Hilfsdienst für die Bedrängten, mag er gewiß auch nach einer für uns nicht durchschaubaren Theorie seine Handlungsweise höchst korrekt finden.

Als Severing in einem längern Bulletin darlegte, daß für die Nacht vom 13. auf den 14. März der Bürgerkriegsapparat der N.S.D.A.P. schlagbereit war, ließ Hitler sogleich entgegnen, dies alles sei durchaus legal gewesen, denn Stabschef Röhm habe davon ja im Reichsinnenministerium Meldung erstattet. Das war, im Gegensatz zu den meisten andern Verlautbarungen des Osaf, ganz phrasenlos, ganz scharf und dezidiert. Darauf konnte es nur heißen: alles gelogen oder alles wahr! Die Erklärung Groeners ist eine Bestätigung.

Es treffe zu, so wird darin ausgeführt, daß Röhm einige Tage vor der Wahl dem Minister habe melden lassen, er beabsichtige, für den Wahltag die S.A. in ihren Unterkunftsräumen zusammenzuhalten, um allen Zusammenstößen auf der Straße vorzubeugen. Gegen diese Maßnahme habe beim Reichsministerium des Innern kein Bedenken bestanden, vor allem deshalb, weil dadurch die Verantwortung der obersten S.A.-Leitung für alle Vorkommnisse klar festgestellt worden sei. Der ruhige Verlauf des Wahltages habe dieser Auffassung Recht gegeben. Was die in der Presse verbreiteten Nachrichten über Mobilmachung der S.A. und Putschabsichten betreffe, so handle es sich dabei zum Teil um alte bekannte Nachrichten. Soweit es sich um neue Nachrichten handle, würden sie unverzüglich scharf nachgeprüft.

Groener fühlt sich glänzend gerechtfertigt: es ist ja nicht zum Losschlagen gekommen! Das ist aber nicht das Verdienst des Herrn Ministers sondern das der Wähler. Etwa drei Tage vor der Wahl wurde bereits davon gesprochen, Hitler ziehe seine S.A. zusammen, um im Falle des Sieges sofort mit dem Mittel des Staatsstreichs aufs Ganze zu gehen; aber auch bei einem Unterliegen mit außerordentlich hoher Stimmenziffer werde er das Glück durch einen Putsch korrigieren, die kleine Differenz mit dem Boxheimer Messer aus der Welt schaffen. Es ist anders gekommen, Hitler ist beim Wettlauf stark zurückgeblieben, und wenn auch die 30 Prozent, die er gewinnen konnte, schrecklich genug sind, so genügen sie doch nicht, um den Bürgerkrieg aussichtsreich zu eröffnen. Jedenfalls ist es am 13. März offenkundig geworden, daß auch Hitlers Macht Grenzen findet. Er hat etwas, wofür die gesamte kämpferische Potenz seiner Organisation mobilisiert war, nicht erreicht. In diesem Augenblick mußte etwas geschehen, um nach abgeschlagenem Sturm zum Gegenangriff überzugehen. In diesem Augenblick aber geschieht das Abenteuerliche: der Minister der Armee

und Polizei, der Chef der gesamten Exekutive des Reichs erklärt die Veröffentlichungen der preußischen Regierung für olle Kamellen und bestätigt, daß die Massierung der S.A. an bestimmten Punkten mit seinem Wissen vorgenommen worden sei.

Es ist nicht einfach, diese Gedankengänge des Ministers zum Schutze unsrer Sicherheit mit den Mitteln der Logik abzuleuchten. Groener behauptet, es hätten keine Bedenken bestanden, „weil dadurch die Verantwortung der obersten S.A.-Leitung für alle Vorkommnisse klar festgestellt worden sei." Der Herr Minister vergißt, daß die „Vorkommnisse", die er mit Recht befürchtete, erheblich erleichtert wurden, indem man den Bürgerkriegsgarden die Sammlung gestattete. Und was wäre wohl passiert, wenn, was durchaus möglich sein konnte, in einzelne der S.A.-Kasernen eine falsche Parole gelangt wäre? Dann hätte es Blutvergießen gegeben, und ob der Brand hätte lokalisiert werden können, ob nicht der ausgezeichnete Presseapparat der Rechten sofort einen „roten Aufstand" daraus gemacht hätte, das bleibt eine offene Frage.

Zwei Rechtsputsche hat die Deutsche Republik bisher erlebt. Im März 1920 marschierte Ehrhardt von Döberitz auf Berlin, Ende September 1923 wollte die Schwarze Reichswehr von Küstrin aus vorstoßen. In beiden Fällen begann die Meuterei unter den Augen von Ministern, die sahen und nicht glauben wollten. Noske hat bis zuletzt auf Lüttwitz und Ehrhardt geschworen, und Geßler mußte seinem vaterländischen Herzen viel Gewalt antun, ehe er endlich in dem berühmten Erlaß vom 1. Oktober seine Schöpfung, die heimliche Armee, in einen „national-bolschewistischen Haufen" verwandelte. Groener hat von dem Mißgeschick seiner Vorgänger nichts gelernt. Nicht sein Verdienst ist es, wenn alles gut gegangen ist.

Es gibt noch immer genug Sozialisten und Demokraten, die in Groener den starken Mann der Republik sehen, wenn sie auch in Einzelheiten mit Kritik nicht zurückhalten. Wir teilen diese Meinung nicht, wir haben oft genug klar herausgesagt, daß wir ihn für einen Gegner halten und daß er deshalb als solcher zu behandeln ist. Ein wie schwerer Gegner Herr Groener ist, das haben grade wir erfahren, und wir tragen allzu deutlich die Spuren einer frühern Auseinandersetzung mit ihm. Aber hier sind klare Verhältnisse, wir stehen Front gegen Front; wir wissen, woran wir sind. Für seine Verbündeten ist Herr Groener viel gefährlicher, denn sie wissen es nicht. Und seinen Verbündeten hat er, seit er im Innenministerium regiert, einen Rippenstoß nach dem andern versetzt.

Von Wohlunterrichteten wird immer wieder versichert, im Reichswehrministerium wirtschaftete ein militärisches Banausentum, das, unberührt von den Prinzipien bürgerlicher Politik, in der Privatarmee Hitlers nicht etwa die Bedrohung des republikanischen Staates sieht, sondern eine gut gedrillte Truppe, die für den Fall des Falles schon verwendbar ist. Vielleicht gestatten uns Die in Genf doch einmal eine Aufrüstung, und dann haben wir da gleich diese prächtigen braunen Kerle. Das mag uns schlichte Zivilisten aberwitzig anmuten, dennoch kann man von Offizieren immer wieder solche Meinungen hören. Soll die Deutsche Republik einer unkontrollierbaren

Monomanie geopfert werden? Sollen die Militärs sich mit den Feinden der Republik aus falsch verstandenem Ressortinteresse zu rangieren versuchen, während Republikaner entschlossen sind, bis zum letzten zu kämpfen?

Natürlich wird auch in der Bendler-Straße nicht der hundertprozentige Fascismus gewünscht, das müßte ja das Ende für eine Reihe glanzvoll begonnener Karrieren bedeuten. Aber sein militärisches Exterieur sticht in die kundigen Generalsaugen, man möchte ihn einordnen, ihn verwenden — den Preis des Paktes mag die Republik bezahlen. Es ist kein Zufall, daß es grade Herren aus dem Wehrministerium waren, die Anstrengungen machten, Hitler mit Brüning zu versöhnen. Und es ist ebenso wenig ein Zufall, daß sich jetzt der Reichswehrminister persönlich bemüht, Hitlers Schlappe nicht in eine Katastrophe ausarten zu lassen. Herrn Groener, der ein so ungewöhnlich entwickeltes Gefühl für die äußere Sicherheit des Staates besitzt und der jeden harmlosen Zeitungsartikel mit dem Schleppsäbel verfolgt, fehlt der Sinn für die innere Sicherheit des Staates. Mag man ihm subjektiv den besten Glauben zubilligen, objektiv trägt sein Verhalten die ewigen Merkmale des Verrats.

„Großmutter" ist nicht gestorben, wie Hitler dachte. Aber solange Groener den Arzt spielt, wird das Befinden der alten Dame weiter zu wünschen übrig lassen.

Vormarsch der Westkalmücken

von **Hanns-Erich Kaminski**

„Schleswig-Holstein und Pommern seien als mustergültig hervorgehoben, sie haben alle geschlagen," schreibt Alfred Rosenberg im ‚Völkischen Beobachter'. Der ziemlich spät zum Deutschtum erwachte Balte stellt damit eins der wichtigsten Ergebnisse der Präsidentenwahl fest. Der Nationalsozialismus hat in der Tat seinen Standort verändert, und es ist unausbleiblich, daß sich dadurch allmählich sein ganzer Charakter verwandelt.

Die Reichstagswahlen vom 14. September 1930 zeigten noch ein völlig einheitliches Ergebnis. Schon die ersten Zahlen, die damals am Abend des Wahltages bekannt wurden, waren typisch für das ganze Land, und zwischen der Stimmung in den Städten und Dörfern, in den agrarischen und den industriellen Teilen des Reichs bestand kaum ein Unterschied. Überall hatten die Nazis und in geringerm Umfang die Kommunisten gewonnen, während die Mittelparteien aller Schattierungen verloren hatten. Selbst das Zentrum war an einigen Orten von der allgemeinen Strömung unterspült worden.

Diesmal sieht die Karte der einzelnen Wahlergebnisse sehr verschieden aus. Sie kennzeichnet einerseits den Mißerfolg der Nazis im Süden und Westen, andrerseits ihr Vordringen in den Norden und Osten des Reichs. Während sie in den alten demokratischen, katholischen und industriellen Teilen Deutschlands ihren Höhepunkt überschritten haben, hat sich ihnen in den agrarischen Provinzen Preußens ein neues Kraftfeld eröffnet.

Und zwar das ihnen gemäße Kraftfeld. Denn nun hat die Reaktion endlich ihren richtigen Platz gefunden, nämlich dort, wo sie seit jeher in Deutschland zu Hause war. Damit beginnt eine Entwicklung, die vielleicht bald die politische Situation klären, die Dinge auf ihr richtiges Maß zurückführen und die historische Struktur Deutschlands wiederherstellen wird.

Der Nationalsozialismus ist in München entstanden. Unter welchen Bedingungen, das hat Lion Feuchtwanger in seinem „Erfolg" unvergleichlich geschildert. In diesem wunderbaren Buch kann man lesen, wie die ersten Erfolge Hitlers ein Produkt der Inflation waren, wie sie sich aber auch aufbauten auf den Eigenschaften der subalpinen Bayern, ihren primitiven Ressentiments, ihrer Freude an Raufereien, ihrem komödienhaften Hang zu jeder Art Hatz und zu pomphaften Aufzügen. So ist der Nationalsozialismus bis auf den heutigen Tag geblieben.

Diese Bewegung, die die germanische Rasse der deutschen Nation gleichsetzt, entstammt also einem Land, das ganz und gar dem lateinisch-katholischen Kulturkreis angehört. Grade die nationalistischen und reaktionären Propheten, die die Nazis als ihre Vorläufer für sich in Anspruch nehmen, haben Bayern immer als „welsch", als einen Vorposten Roms in Deutschland angesehen. Alle diese Gelehrten sind sich darin einig, daß das größte Erlebnis des deutschen Volkes die Reformation ist und daß erst durch sie sich die staatenbildende Kraft Preußens auswirken konnte, um aus den Trümmern des Heiligen Römischen Reichs einen neuen Staat zu zimmern. Bayern aber hat die Reformation nicht mitgemacht, es galt immer als „reichsfeindlich", als „römisch", und bayrisch, römisch und katholisch ist auch das ganze Gehabe des Nationalsozialismus. Daß er sich gegen diese Einsicht sträubt, ist kein Gegenbeweis. Der Nationalsozialismus ist in keiner Weise er selbst, er tritt unter lauter falschen Flaggen auf.

Vor kurzem ist eine Schrift von Ernst Niekisch erschienen, die den katholisch-lateinischen Charakter des Nationalsozialismus deutlich ins Licht rückt. (Sie heißt „Hitler — ein deutsches Verhängnis", und der Verlag, es ist der Widerstands-Verlag, legt Wert auf die Feststellung, daß sie nur 80 Pfennig kostet.) Über den Verfasser, der auf seiner Reise durch die deutschen Parteien nun glücklich in der Nähe Ludendorffs angelangt ist, braucht hier nichts weiter gesagt zu werden. Sein preußisch-protestantischer Standpunkt, der den Staat als „sittliche Leistung" auffaßt und als Ideale „Nüchternheit, Kühle, Strenge, Haltung und Zucht" predigt, ist einfach der Kitsch, den die höhern Lehranstalten in Preußen früher ihren Schülern als Moralkodex mitgaben. Immerhin, dieser Niekisch mit dem umgelogenen Kant im Tornister sieht den Nationalsozialismus mit den hellsichtigen Augen eines feindlichen Bruders:

„Nationalsozialistische Politik ist Entscheidung für die rechte Lehre und den rechten Heiland. Das Dritte Reich beginnt mit dem Gerichtstag; die Schafe werden von den Böcken getrennt. Wer nicht den rechten Glauben hat, wird im Dritten Reich verdammt sein. Das Dritte Reich ist weniger eine politische Möglichkeit als vielmehr eine religiöse Hoffnung: es ist kein irdischer Staat, sondern eine Art Reich Gottes auf Erden. Wenn es zu uns kommen soll, ist es nötig, daß ein

nationaler Messias es bringe. Der Nationalsozialismus ist eine Form von nationalem Messianismus; der Messias ist Hitler. Nationaler Messianismus ist jüdischen Ursprungs... Er ist ein Gewächs des Mittelmeergestades; wo er Wurzel faßt, senkt er zugleich den Geist der Mittelmeerkultur in das Erdreich. Für deutsche Menschen ist er Gift... Der nationale Messias, der sein Gottesreich auf irdische Bedürfnisse einrichtet, wird zum Cäsar... Cäsarismus ist immer römisch ... Der Papst hat die Kraft, für das himmlische Reich zu lösen oder zu binden; der fascistische Führer hat die Entscheidung darüber, wer des Dritten Reiches würdig, wer seiner unwürdig ist. Es gibt keinen Zugang zu Gott, es sei denn durch das hohepriesterliche Mittleramt. Es gibt keinen Zugang in das Dritte Reich, es sei denn durch den fascistischen Führer, der auch ein Mittler ist. Der Fascismus ist in jedem seiner Züge katholisch. Es ist nicht Zufall, daß Hitler Katholik ist. Es ist ebenso wenig zufällig, daß alle maßgeblichen nationalsozialistischen Führer Katholiken sind... Man spürt die katholische Atmosphäre, sobald man eine nationalsozialistische Massenversammlung betritt... Allein der Führer weiß über das Geheimnis des Dritten Reiches Bescheid; er zelebriert das deutsche Befreiungs- und Erlösungswunder. An der Versammlung teilzunehmen, stiftet allein schon den Zusammenhang mit dem Dritten Reich — ähnlich wie die Anwesenheit bei der Messe ein Vorgefühl der mystischen Vereinigung mit dem gegenwärtig Göttlichen erweckt."

Und an andrer Stelle:

„Nach 1923 wurde München für Hitler zur Heimat; es hatte ihn besiegt, und er beugte sich der Entscheidung. Diese Unterwerfung fiel ihm nicht schwer; sie war am Ende doch nur Heimkehr zu seinem eignen Selbst. Er ist romanisierter Deutscher; gegenreformatorische Instinkte halb wittelsbacher, halb habsburger Färbung trägt er in seinem Blute... Wer sich in München politisch zu Hause fühlt, ist unter deutschen Gesichtspunkten stets verdächtig. Von München her kann man die deutschen Dinge immer nur so sehen, wie sie sich vom romanischen Raume her ausnehmen."

„Wie südeuropäische Besatzungstruppen stehen seitdem seine Scharen auf deutscher Erde", meint Niekisch, um sich schließlich zu dem Satz zu versteigen: „Indem Hitler im Zeichen des römischen Grußes und der fascistischen Geisteshaltung gegen den deutschen Norden vordrang, nagte er das protestantische Erbe Luthers an und nahm er an der preußischen Hinterlassenschaft Bismarcks eine lang verhaltene Rache für Königgrätz."

Ich habe schon mehr als genug zitiert. Denn Niekisch sieht zwar richtig, aber er erklärt falsch; und wenn er es für Hitlers Aufgabe hält, Protestantentum und Preußentum „seelisch zu entwaffnen und beide dem romanischen Schicksal zu überlassen", so gehört das — leider! — in das Kapitel des im Ludendorffschen Kreis herrschenden Verfolgungswahnsinns.

Nein, der Nationalsozialismus ist nicht die Vorstufe zum Katholizismus, er ist nur auf einem Boden entstanden, der vom Katholizismus und noch früher vom Imperium Romanum gedüngt ist. Trotz seiner Geistesverwandtschaft mit dem italienischen Fascismus gehört er nicht dem römischen Kulturkreis an, den Niekisch verächtlich als einen Teil des Abendlandes bezeichnet. Er hat von ihm nur die Formen entlehnt, mit denen er seine Ungeistigkeit ausstaffiert hat. Sein Inhalt ist die nackte Barbarei, ist der völlige Mangel aller Bildung und Gesittung, die den deutschen Süden kennzeichnet.

Die katholischen Provinzen Deutschlands, also nicht nur der Süden sondern auch der Westen des Reichs, gehörten allerdings schon — darin hat Niekisch Recht — zu Europa, als der Norden und Osten Deutschlands noch nicht einmal entdeckt, geschweige denn kolonisiert waren. Der Süden und Westen hatte schon eine tausendjährige Kultur, als die alten Pruzzen noch Missionare totschlugen und zu ihren drei Göttern Perkunos, Pikollos und Potrimpos beteten. Es war darum ein historischer Widerspruch, wenn in den letzten Jahren die Zentren der deutschen Reaktion sich in Süddeutschland befanden. Am Rhein und an der Donau war man oft reichsfeindlich, autonomistisch, separatistisch; reaktionär war man, von kurzen Anfällen abgesehen, nie. Die Heimat jeder Reaktion in Deutschland liegt jenseits der Elbe, mindestens seit hundert Jahren findet deshalb jeder deutsche Reaktionär seine Basis in den preußischen Agrargebieten.

Wenn jetzt der ‚Völkische Beobachter' stolz auf Schleswig-Holstein und Pommern hinweist, die sich „mustergültig" geschlagen haben, so sind die Braunhemden keine Kreuzfahrer, die diese Provinzen noch nachträglich der pax romana unterworfen haben, sie sind vielmehr Söldner, die endlich heimgefunden haben. Der Main und darüber hinaus die Elbe werden so wieder zu Grenzen, das Braune Haus wird sich bald in Berlin befinden, seine Säulen aber werden im Erdreich der preußischen Junker stehen.

Sicher wird der Gegensatz zwischen dem süddeutsch-lateinischen Gehabe der Nazis und dem Preußentum ihrer neuen Kerntruppen noch zu mancherlei Auseinandersetzungen führen; ihr Ausgang kann nicht zweifelhaft sein. Hitler und die Seinen bestehen ja nur aus Äußerlichkeiten, die alteingesessene preußische Reaktion jedoch hat ein Programm und versteht zu herrschen. Ihr Ideal ist begrenzt, aber klar: es ist der alte preußische Klassenstaat, zu dem die Junker das Reich grade noch als Anhängsel in Kauf nehmen.

Die Verschiebung der nationalsozialistischen Basis bedingt aber nicht nur eine politische sondern auch eine soziale Umschichtung der Partei. Bis jetzt bestand sie im wesentlichen noch aus kleinbürgerlichen, also städtischen Elementen. Nunmehr haben die Ostelbier sie am Finger ergriffen und werden sie bald ganz verschlingen. Der Traum, in die „marxistische Front" einzubrechen, ist damit endgültig ausgeträumt, und für die großstädtischen Agitatoren wird bald kein Raum mehr in der Partei sein. Otto Straßer und Stennes werden andre Dissidenten folgen, und an ihre Stelle werden Leute treten, die weniger den Industriellen als den Agrariern zinsen. Die preußischen Junker haben sich noch nie geniert, sich zu demaskieren und ihren Egoismus offen zur Schau zu tragen.

Das Ergebnis der Präsidentenwahl, das diese Entwicklung zum ersten Mal aufzeigt, führt so zurück zu der politischen Struktur des Kaiserreichs. Mehr und mehr werden die Soldaten des Dritten Reichs nun zu Preisfechtern jener Kulturträger werden, die Ferdinand Freiligrath „die preußischen Westkalmücken" nannte.

Ivar Kreuger von Alfred Kolmar

Ivar Kreuger hat sich erschossen. Für den internationalen Kapitalismus ist das ein schwererer Schlag, als wenn Thälmann zum Präsidenten des Deutschen Reiches gewählt worden wäre.

Die Bedeutung, die der Freitod Kreugers hat, liegt ja nicht nur in der Selbstvernichtung irgend eines Großkapitalisten. Sie besteht vielmehr darin, daß die letzte bisher noch stark gebliebene Position des internationalen Kapitalismus hierdurch ihren eigentlichen Träger verliert. Denn soviel ist sicher, daß das ganze Riesengebäude, das die Firma Kreuger & Toll umfaßt, auf den Schultern Ivar Kreugers geruht hat.

Kreuger war ein begabter und ein belasteter Mensch. Seine wirtschaftliche Tätigkeit wies unbestreitbar geniale Züge auf. Sie wurde nur mehr und mehr durch Menschenscheu überschattet und erschwert. Hieraus entstand der innere Konflikt, der Kreuger in einer unbeherrschten Stunde schließlich in den Tod trieb. Es war für ihn auf die Dauer eben unmöglich, seine Person immer mehr abzuschließen, seine private Sphäre mit einer immer höhern Mauer zu umgeben und gleichzeitig der Finanzier vieler Kulturstaaten zu sein, damit aber mitten im Brennpunkt des weltwirtschaftlichen Geschehens stehen zu müssen. An diesem privaten Konflikt ist Kreuger zerbrochen. Aber mit ihm zerbricht wahrscheinlich nicht nur ein materielles Gebäude sondern auch ein solches ideeller Natur; mit einem Ideen-Gehalt, der grundlegend für den Kapitalismus in seiner modernsten Form geworden ist — in der Form, die die Gleichberechtigung wirtschaftlicher Gebilde gegenüber dem politischen Staat als endgültig vollzogen erkennen ließ.

Denn in dieser Idee und ihrer Durchführung lag die Eigenart der Schöpfung Kreugers. Das Auftreten von wirtschaftlichen Unternehmungen riesenhaften Umfanges in einem Verhältnis zum Staat, das man nicht anders bezeichnen kann denn als völlig gleichberechtigt, hat er als erster realisiert. War das einzelne zum Zwecke der Gewinnerzielung wirtschaftende Unternehmen in den bisher abgelaufenen Phasen der kapitalistischen Entwicklung zwar oft genug dazu imstande, den Rahmen staatlicher Fürsorge, oder wenn man so will Bevormundung und Beherrschung zu sprengen, so hat es sich hierbei bisher doch nur um ein Gegeneinander gehandelt, das sich grundsätzlich nicht auf der Ebene der Gleichberechtigung abspielte. Es war, prinzipiell betrachtet, ein Ausnahmefall, wenn wirtschaftliche Gebilde die Möglichkeit hatten, mit Erfolg gegen staatliche Maßnahmen anzugehen; es war in gleicher Weise ein Ausnahmefall, daß der Staat überhaupt in die Notwendigkeit versetzt wurde, mit privatwirtschaftlichen Unternehmungen seines oder eines andern Landes zu kämpfen. Tat er dies, so geschah das stets unter Anwendung von Machtmitteln, die ihm auf Grund seiner Souveränität zu Gebote standen. Es handelte sich hier also schließlich stets um die Stellung des Staates zu einem inländischen oder ausländischen

Staatsbürger, mochte dieser nun eine physische oder eine juristische Person sein; es handelte sich dem Grundsatz nach nicht um ein Verhältnis von Macht zu Macht, innerhalb dessen neben den Staat eine neue Kategorie von Machtinhabern tritt, die ihm prinzipiell gleichgeordnet und nicht mehr untergeordnet ist. Diese Kategorie hat Kreuger geschaffen. Seine Schöpfung war auf der höchsten Stufe sozialer Form — auf der des Staates — „bündnisfähig" geworden. Das ist etwas ganz andres als etwa die Plazierung von Staatsanleihen durch Banken, wie sie die Weltwirtschaft seit langem kennt. Diese waren doch immer nur ausführende Organe eines Staates, mag es sich hierbei auch um noch so rentable Geschäfte gehandelt haben. Es fehlte eben zwischen den Kontrahenten derartiger Abmachungen an der grundsätzlichen Gleichberechtigung des Gebenden und Nehmenden, wie sie erst Ivar Kreuger für seine Gruppe den Staaten gegenüber herausgebildet hat. Seine Abkommen mit diesen waren echte „Staatsverträge" und nicht Abmachungen von Staaten mit irgend welchen andern ihnen nicht gleichgeordneten Erscheinungsformen. Darin lag das Neue, das Kreuger in die kapitalistische Entwicklung hineingebracht hat. Er hat sie damit zweifellos zu einem neuen Höhepunkt geführt. Sein jäher persönlicher Absturz ins Nichts wirkt unter diesen Umständen als ein großes Symbol.

Es ist gar keine Frage, daß Kreuger bei seinen Geschäften nicht nur wirtschaftlich sondern auch politisch gedacht hat. Man sehe sich doch einmal die Position an, die er sich den Russen gegenüber geschaffen hat. Man muß sich dann zunächst vergegenwärtigen, daß Kreuger nicht nur der Konkurrent der Russen im internationalen Zündholzgeschäft war, sondern daß er auch direkter Anleihegläubiger sämtlicher Staaten wurde, die die Westgrenze Rußlands bilden (mit der alleinigen Ausnahme Finnlands). Man brauchte die Bedeutung dieser Tatsache zu Kreugers Lebzeiten in ihren politischen Möglichkeiten gewiß nicht zu überschätzen und etwa an einen „Zündholzkreuzzug" Kreugers gegen Rußland zu glauben. Aber daß in dieser Konstellation ein starker politischer Explosivstoff aufgehäuft wurde, und zwar offenbar ganz bewußt, das steht außer Zweifel, und es ist immer noch leicht möglich, daß er früher oder später einmal zur Explosion kommt. Wie weit die zerstörende Kraft einer solchen reichen kann, darüber Vermutungen anzustellen, wäre heute allerdings müßig. Wir müssen uns aber doch immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen, daß Kreuger & Toll von den Staaten, die im Westen an Rußland grenzen, also von Estland, Lettland, Litauen, Polen und Rumänien zusammen einen Betrag von rund Vierhundert Millionen Schwedenkronen zu fordern haben — den Zinsendienst nicht gerechnet. Das sind Summen, die das Interesse Kreugers an der politischen und wirtschaftlichen Integrität der Randstaaten sehr weit über das Handelsinteresse eines durchschnittlichen Kaufmanns oder „Wirtschaftsführers" hinausgehen lassen. Wenn nämlich derartige Summen einmal auf dem Spiel stehen, so wächst der Charakter eines wirtschaftlichen Interesses bereits in das Gebiet der hohen Politik hinein. Dies war aber im vorliegendem Falle um so eher denk-

bar, als auch diejenigen Staaten, die hinter dem Randstaatengürtel liegen — Deutschland, Ungarn, Griechenland — mit der Zeit direkte Schuldner von Kreuger & Toll geworden sind.

Es kann an dieser Stelle nur darauf hingewiesen werden, daß das System von Nichtangriffspakten zwischen den einzelnen Randstaaten und Rußland sich im engsten Zusammenhang mit der Tätigkeit Ivar Kreugers in diesen Staaten entwickelte. Er mußte größten Wert darauf legen, daß die Fortexistenz seiner Schuldnerländer in der Nachbarschaft Rußlands durch derartige vertragliche Abmachungen nach menschlichem Ermessen gesichert bleibe, denn hiervon hing auch die Fortexistenz seiner Gruppe ab.

Man sieht also: An Perspektiven hat es diesem Manne nicht gefehlt. Er war die stärkste Kraft des Kapitalismus der Nachkriegsjahre. Er war dies in einem ganz andern Sinne und auch in einem viel höherm Grade als diejenigen Typen, die man bei uns und anderswo als Kriegs- und Inflationsgewinnler kannte. Deren Stärke erwies sich sehr bald als Schwäche — in dem Augenblick nämlich, wo es nicht mehr möglich war, an der Börse „Geld" zu verdienen durch wahlloses Zusammenkaufen von Aktienpaketen oder Industriekönig zu werden durch ebenso wahllosen Ramsch von irgendwelchen Werken. Kreuger hatte eine Idee: Er wollte der Finanzier sämtlicher europäischer und eines guten Teiles außereuropäischer Staaten sein und bleiben. Er wollte dies aber nicht nur — wie früher einmal die Rothschilds in einer viel primitiveren internationalen Wirtschaftsform — durch die Aufbringung und Hergabe von Anleihen gesichert sehen, was allein niemals eine Sicherung vor der Möglichkeit, entbehrlich zu werden, bedeuten kann, sondern ihm lag daran, diese Position durch die Übernahme von Produktionsstätten in bestimmten Industriezweigen noch weiterhin zu sichern. In dieser Hinsicht hatte er einen sehr glücklichen Ausgangspunkt: Die Zündholzindustrie. Das Zündholz ist ein konjunkturloser Artikel. Sein Verbrauch ist der Menge nach von Konjunkturschwankungen nicht abhängig. Auch in der Krise der letzten Jahre hat es sich erwiesen, daß die Höhe des Zündholzverbrauches in den Ländern, deren Bevölkerung einmal eine bestimmte Zivilisationsstufe erreicht hat, nicht von der Wirtschaftslage abhängt sondern lediglich eine Funktion der Bevölkerungsziffer bildet. Von diesem Punkt aus hat Kreuger seine Anleihegeschäfte mit den Staaten gemacht, denen er für die Hergabe von Krediten ihre Zündholzindustrie in der Weise abzunehmen pflegte, daß er gemeinsam mit dem betreffenden Staate eine Monopolgesellschaft gründete, aus deren Erträgnissen er zunächst einmal seinen Zinsendienst sicherte. Das ist eine viel stärkere Position als sie ein Bankier im allgemeinen dem Staat gegenüber zu gewinnen vermochte. Sie hatte aber auch eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Verhältnis, in dem die europäischen Mächte früher zur Türkei oder zu China gestanden haben, als sie sich die Zölle dieser Länder als Pfand für die gewährten Kredite zu sichern pflegten. Kreuger repräsentierte die „Dette Publique" Europas und Südamerikas. Man sieht aus diesem Vergleich wohl am besten, wie weit die europäischen

Staaten in ihrem Verhältnis gegenüber ihren Geldgebern bereits gesunken waren.

Das scheint jetzt alles mit dem Tode Kreugers vorüber zu sein. Er war der einzige Exponent einer Entwicklung, die den modernen Kapitalismus sozusagen einen neuen Ring, wahrscheinlich seinen letzten, ansetzen ließ. Er war ein einsamer Mensch und hat als solcher wohl auch kaum Schule gemacht. Sein Tod wird auf dem internationalen Kapitalmarkt, soweit von einem solchen heute überhaupt noch die Rede sein kann, wahrscheinlich eine ungeheure Verwüstung anrichten. Die ganze Konstruktion dieses Marktes kann hierdurch ihren letzten Stoß erhalten.

Freilich ist die erste Bestürzung über den Tod Kreugers sehr bald einer scheinbar ruhigen Beurteilung der Situation durch die Weltbörsen und die beteiligten Kreise von Politik und Wirtschaft — was eben hier durchaus nicht mehr auseinander zu halten ist — gewichen. Aber man lasse sich durch diese Ruhe nicht täuschen. Gewiß ist in den letzten Tagen alles aufgeboten worden, um den radikalen Zusammenbruch der Konstruktion Kreugers zu verhindern, wobei erst später zu entscheiden sein wird, welche Rolle die Regierungen einzelner Länder, insbesondere die Frankreichs und der Vereinigten Staaten, hierbei gespielt haben; es geht ja auch um das ganze System. Aber die wirklichen Folgen der Vorgänge, für die der Tod Ivar Kreugers nur ein Symptom darstellt, werden erst im Laufe der nächsten Monate offenbar werden. Nach menschlicher Voraussicht werden wir dann wahrscheinlich sehen, daß mit dem „Schwedentrust" Veränderungen vorgenommen werden müssen, die auch das ganze Bild der Weltwirtschaft und Weltpolitik umgestalten werden.

Die mandschurische Republik

von Richard Huelsenbeck

Die Eroberung der Mandschurei durch die Japaner datiert nicht von gestern, und außer den Herren im Völkerbund weiß jeder, der sich nur ein wenig mit ostasiatischen Verhältnissen beschäftigt hat, daß die Ausrufung der mandschurischen Republik der Schlußstein eines nach genauen Plänen angelegten Baues ist.

Zweierlei Tatsachen sind es, die einer wirklichen Kenntnis der Ereignisse im Fernen Osten hemmend entgegenstehen. Das Vorgehen der Japaner ist ein so typisch kapitalistisch-imperialistisches, daß das kapitalistische Europa — von Amerika nicht zu reden — darin seinen eignen Herzschlag erkennt und sich nicht eingestehen will, welch ungeheuerliche Perfidien hier begangen werden. Das ist der Hauptgrund. Der andre besteht in der Unfähigkeit der politischen Führer, sich mit der Materie zu beschäftigen, auf die es ankommt. In die Hohlheit der genfer Politikerköpfe geht vielleicht noch ein wenig statistisches Material hinein — wie aber sollte man von ihnen verlangen, daß sie sich mit asiatischer Gesinnungsart vertraut machen?

Ohne Kenntnis der kapitalistischen Voraussetzungen und ohne Wissen von der Wesensart der Japaner ist man unfähig zu begreifen, um was gewürfelt wird. Dieser imperialistische Eroberungskrieg wird von einem Volk inszeniert, bei dem die Seele Dschingis Khans hart neben den Idealen des Preußentums liegt. Wie Spreu vor dem Wind verfliegen dem Japaner alle Versprechungen der Washington-Konferenz, der Völkerbundsakte, des Kellogpaktes, wenn es sich darum handelt, den besten Augenblick zum Vorteil des eignen Landes zu nutzen.

Gezwungen von kapitalistischer Not haben die Japaner nach ihrem unerwarteten Sieg über die Russen im Jahre 1905 die Eroberung der Mandschurei begonnen, und sie werden sie schon deshalb nicht aufgeben, weil sie, wie der Asiate sagt, in diesem Fall ihr Gesicht wahren müssen. Diese mörderische Angelegenheit ist zu einer Prestigefrage geworden, und eher würde ganz Japan sich im Harakiri den Bauch aufschlitzen als die Hände von der Mandschurei fortnehmen.

Das ist die harte Wahrheit, die man begreifen muß. Die Tatsache, daß den Japanern der Frack gut steht, besagt nicht, sie seien der europäischen Wesensart ähnlich.

Genau wie England, Deutschland und Amerika (imperialistische Kolonialländer, auf die man sich heute in Tokio mit einem gewissen Recht beruft) haben sie eine Eisenbahn zum Rückhalt ihrer Eroberung gemacht. Deutschland hat in Schantung seinerzeit, als ihm noch die Machtmittel des Kaisertums zur Verfügung standen, nicht anders begonnen, nur anders geendet. Schon die Verträge, die zur Durchführung und Betriebhaltung der Bahn bis Tschangtschun mit den Chinesen geschlossen wurden, sind Schulbeispiele imperialistischen Eroberungswillens. Den wirklichen Machtverhältnissen nach sollte nur Dalny eine japanische Stadt sein; die Japaner haben sich aber immer so aufgeführt, als gehöre ihnen auch Mukden, die mandschurische Hauptstadt.

Seit dem russisch-japanischen Krieg sind die chinesischen Herrscher der Mandschurei japanische Strohmänner gewesen. Tschangtsolin, der gewiegte Räuberhauptmann, der zu überraschender Legalität aufsteigen konnte, wurde in die Luft gesprengt, als er Lust zeigte, chinesischer Patriot zu werden. Sein Sohn Tschangshueliang, ein milder und gerissener Knabe, hatte in dem Augenblick zu gehen, als den Japanern die Zeit gekommen schien. Heute wird er sich freuen, daß er mit dem nackten Leben davongekommen ist.

Die Konferenz von Washington im Jahre 1922 hatte den Japanern das fast eroberte China wieder fortgenommen. Herr Morgan in New York hatte ein energisches Wort gesprochen, weil er nicht einsah, warum die Staaten nicht ebensogut das chinesische Geschäft machen könnten. Mit bewundernswerter Disziplin steckten die Japaner die Konferenzniederlage ein und warteten auf den geeigneten Moment.

Der Augenblick ist jetzt gekommen. Man hat es nun nicht mehr nötig, in mühsam friedlichem Wettbewerb mit den chinesischen Bahnunternehmungen der Mandschurei zu konkurrieren. Es ist jetzt kein Krieg der Bahnen und Sojabohnen mehr sondern ein Krieg der Maschinengewehre und Flammen-

werfer. Die japanische Generalität hat den gordischen Knoten der Weltwirtschaftskrise, die Japan besonders peinigte, durchhauen. Nie war die Stunde so günstig. England durch die Pfundkrise außer Gefecht gesetzt, Rußland durch den Fünfjahresplan außenpolitisch gelähmt. Mit Frankreich und seiner Rüstungsindustrie innigst befreundet. Gegen Amerikas Eifersucht — alle Zeichen sprechen dafür — durch einen geheimen Vertrag über die Beuteverteilung geschützt.

So kommen die japanischen Siege in der Mandschurei und so die mandschurische Republik von Japans Gnaden zustande. Nach der endgültigen Beseitigung Tschangshueliangs geht man auf die Suche nach einem willigeren Strohmann und findet den Knabenkaiser Henry Puji, der bisher in der japanischen Konzession in Tientsin seine Tage mit viel Liebe und wenig Vorlesungsbesuch hingebracht hatte. Die Tatsache seiner Herkunft von den Mandschus sicherte den Auftraggebern in Tokio das Gefühl, man habe es hier mit einem absolut revolutionsfeindlichen Menschen zu tun. Die Tatsache, daß diesem Herrn Henry einst, als Fengjüsiang ihm die Gurgel abschneiden wollte, Japaner in Peking das Leben gerettet haben, seine Erziehung und Aufpäppelung unter dem Bilde des Mikado, des angebeteten Vorbildes feudaler Macht, geben den Gründern der mandschurischen Republik die Garantie der Loyalität. Der Haß gegen alles, was Revolution heißt, wird ihn, so hofft man, auch verwendbar machen, wenn die mandschurische Republik das sein wird, als was sie eigentlich gedacht ist, nicht Rohstoffland, nicht nur Sojabohnenplantage sondern ein Aufmarschgebiet gegen das verhaßte Sowjetrußland.

Hier liegt der Sinn dieser Konstruktion. Sozusagen die Pointe. Japans Feind ist nicht nur China sondern vor allem auch Sowjetrußland. Die Idee des Boykotts, die Japan an den Rand des wirtschaftlichen Verderbens und reif zu seinen kriegerischen Entschlüssen machte, stammt von Borodin und den Russen. Die Russen haben damals in Kanton den ersten Boykott gegen die imperialistischen Ausbeuter organisiert, und durch die Russen haben die Chinesen erst begriffen, was für eine entscheidende Waffe ihnen damit gegen Japan zur Verfügung steht.

Kein Feind auf der Welt hat die Japaner so in Unruhe versetzt wie der Marxismus. Nichts hat ihrer feudalen Bushidovorstellung einen solchen Stoß versetzt wie die Verwirklichung des sozialistischen Staates in Rußland. Auf Asien übertragen würde das bedeuten, daß die Kulis, jene ärmste Klasse der Menschen, auf deren Rücken die von deutschen und ausländischen Ästheten bewunderten Kulturen aufgebaut worden sind, daß diese unglücklichsten aller Unglücklichen, der Sockel, auf den die japanischen Feudalherren ihre Füße zu setzen gewöhnt sind, das Recht bekämen, ein menschenwürdiges Leben zu führen, während sie doch bisher nur das Recht hatten, sich für ihre Auftraggeber zu opfern. Diese wahre Umdrehung aller Verhältnisse, die für den Japaner die Wirklichkeit bedeuten, ist es, was ihn so erbost gegen Sowjetrußland macht. Die immer mächtiger sich bemerkbar machenden wirtschaftlichen Folgen des russischen Fortschritts tun das ihrige.

Asiaten sind zähe. Nicht umsonst haben die Japaner damals die fernöstliche Republik gegründet. Sie waren die wirklichen Antreiber, nicht die Amerikaner, die Tschechen und die Franzosen. Den Japanern hat es damals schon auf den Fingernägeln gebrannt, die russische Revolution zu beseitigen, sie sind heute in derselben Lage. Noch mehr als das. Sie sind darauf angewiesen, sich mit einer Weltanschauung zu messen, die der Todfeind des militärischen Feudalismus ist, weil die sowjetrussischen Ideen in ihrem eignen Lande eine sich ständig vergrößernde Anhängerzahl gefunden haben.

Man kann die revolutionäre Situation in Japan nicht nach der Zahl der sozialistischen Abgeordneten beurteilen. Die japanische Militärkaste unterdrückt jede Meinung, und nur wenige haben den Mut, sich wegen ihrer Ideen den völligen moralischen und wirtschaftlichen Boykott gefallen zu lassen. Die Lage der Arbeiter und der Bauern in Japan ist verzweifelt, und alle Zeichen sprechen dafür, daß der von ihnen ausgehende unterirdische Druck einer der Hauptgründe gewesen ist, der die Militärclique veranlaßt hat, diesen Entlastungskrieg grade jetzt in Szene zu setzen.

Sehr wichtig ist die Meldung, daß Vertreter der Mongolei, eines deutlich unter russischem Einfluß stehenden Landes der grotesken Inthronisierung des Mister Henry beigewohnt haben. Das zeigt die Absicht der Japaner deutlich auf. Sie wollen den Einfluß Sowjetrußlands vorläufig durch eine Reihe von Pufferstaaten verkleinern, die willenlos unter ihrem Einfluß stehen. Die mandschurische Republik, die Mongolei und dann, wenn möglich, noch einmal eine fernöstliche Republik mit der Hauptstadt Wladiwostok.

Die Zähigkeit der Japaner, keinen ihrer alten Pläne aufzugeben, wird unterstützt und überboten von den weißrussischen Emigranten, dieser Horde verkommener Aristokraten und zaristischer Offiziere, die bisher ihr Leben dadurch gefristet haben, daß sie den von Kidnappern bedrohten chinesischen Compradoren Leibwachendienste leisteten. Schon haben sich der im zaristischen Hofzeremoniell ergraute General Kusmi und jener Semenow, dem die Internationale der Kolonialausbeuter in Schanghai die Bildung einer weißrussischen Truppe gestattete (mit der alten Zarenfahne) nach Charbin begeben. Diese Wölfe riechen Blut. Sie haben nichts zu verlieren und eine Welt zu gewinnen. Sie werden also mit dem Geld der Japaner marschieren, wenn es gewünscht wird.

Noch ist es nicht heraus, ob die ungeheure Verachtung gegen die weiße Rasse, die die Japaner in ihren Verhandlungen mit dem Völkerbund deutlich gezeigt haben, sie diesmal schon gegen die Sowjetgrenzen treiben wird. Das würde wahrscheinlich das Signal für die europäischen Kapitalisten sein, die Einkreisung Rußlands zu vollenden. Der neue Weltkrieg wäre da und damit ein letzter Versuch, sich durch die Konjunktur der Granatfabrikation vor dem endgültigen Untergang zu retten. Ob dies kommen wird oder nicht, hängt von keiner Zufälligkeit ab sondern von der innern Fäule der kapitalistischen Ordnung. Es fragt sich, ob sie muß. Wenn sie muß, wird sie müssen.

Riviera-Pleite von Friedrich Hinteracker

Dieser Aufsatz, für eine große berliner Tageszeitung geschrieben, wanderte von Redaktion zu Redaktion. Er wurde nicht gedruckt, weil das Inserat mächtiger ist als die Wahrheit. Die Riviera stirbt, aber sie inseriert noch.

Ich kam in Nizza an, das ich einige Jahre nicht gesehen hatte. Der Bahnhof hatte sich erneuert, ein ungeheures Glasdach wölbte sich über zwanzig Gleisen, neue Wartesäle dehnten sich neben dem eigentlichen Stationsgebäude aus, fünfzig oder sechzig Träger, Hotelportiers und Fremdenführer warteten auf uns Ankommende. Ich sah mich um und stellte fest, daß mit unserm Morgenzug, der aus Paris kam, etwa fünfzehn Fremde eingetroffen waren. Das kleine Häuflein marschierte zum Ausgang. Dort empfing uns ein Spalier von Droschkenchauffeuren, gut hundert Limousinen warteten auf die wenigen Gäste, die wirklich einstiegen. Ich fuhr in die Stadt. Nizza ist mit seinen hundertfünfzigtausend Einwohnern die viertgrößte Stadt Frankreichs. Ein idealer Rivieratag erwartete uns, blauester Himmel, goldigster Sonnenschein, die mildesten Lüfte. Wir fuhren durch die vier Stock hohen Straßen. Aus der Entfernung hörte man ein dumpfes Lärmen. Wellenschlag vom Meere her konnte es nicht sein, der Tag war windfrei. War es das Schreien der Massen, die den Faschingszug begrüßten? Wir näherten uns der großen Luxusstraße an der Küste, der „Promenade des anglais". Komisch, daß hier Franzosen ihre schönste Straße dem Spaziergang der Engländer widmeten. Das Volksgeschrei kam näher. Plötzlich bog der Chauffeur in eine Seitenstraße, er wollte den Massen ausweichen, die uns entgegenströmten. Kein Zweifel, was wir da hörten, war kein Karnevalsjauchzen, das war ein vielhundertstimmiger, nein, vieltausendstimmiger Schrei ... nach Arbeit. Es war eine Demonstration der Erwerbslosen, die den Magistrat von Nizza bewegen wollten, schleunigst städtische Arbeiten an sie zu vergeben. Der Chauffeur drehte sich um, zwinkerte mir zu und sagte halb entschuldigend: „Ach, die Leute meinens nicht so schlimm". Ich beruhigte ihn: „Natürlich, das kann mal vorkommen." Nur an der Riviera, im Paradies der Rentner, an dieser märchenblauen Küste, wo sonst Arbeiter und Arbeit in den Hintertrakten der Gebäude versteckt wurden, nur hier war diese Erwerbslosendemonstration ein unerwarteter Empfang. Wir kamen in der Promenade des anglais an. Ich gab mein Gepäck in einem kleinen Hotel in einer Seitenstraße ab und wollte schnell zum Hafen. Hier lagen in den fetten Jahren der Riviera Dutzende von Luxusjachten, eine eleganter aufgetakelt als die andre. Jetzt waren keine zehn Privatjachten zu zählen. Ich dachte: Die Promenade ist geblieben, aber die Engländer sind verschwunden. In frühern Jahren wanderten an solchen sonnigen Vormittagen Tausende den Quai entlang. Die Frauen zeigten ihre hellen Lanvin-Kleider, die Männer standen an das Geländer gelehnt, mit dem Rücken zum Meer, und ließen die mehr oder minder jung geschminkten Damen wie Mannequins vorbeimarschieren. Heute wimmelte es nicht. Das Gedränge war sehr gelichtet. Der Einzelne war acht bis

zehn Schritt vom nächsten Spaziergänger entfernt. Nicht einmal an der Kapelle, die vor dem Casino spielte, waren sehr viel Leute versammelt, und dabei zählten wir den 25. Januar, einen Tag, an dem die Hochsaison von Nizza branden sollte. Gegen Mittag konnte ich mich nicht entblöden, ich mußte in eins der riesigen Hotels hineingucken und mir den Anblick der weiten Speisesäle gönnen, dieser Riesenhallen, die sonst fünfhundert plaudernde, lachende, plappernde Gäste beherbergten, und die sich jetzt mit einem Dutzend besetzter Tische begnügen mußten, einem Dutzend, durch das die Leere des unbesetzt gebliebenen Raumes erst recht unterstrichen wurde. Ich habe mir sagen lassen, daß die großen Hoteliers ihren Stammgästen Briefe schreiben, in denen sie ihnen die Fixierung des Pensionspreises überlassen. Vergebens. Die Engländer haben vollkommen die Disziplin gewahrt und sind nach dem Pfundsturz nicht mehr an die côte d'azur gegangen. Den skandinavischen Völkern liegt der Niedergang der Krone in den Nerven, und selbst diejenigen, die ihren Besuch angemeldet haben, sind nicht gekommen. Es ist auch Geschwätz, wenn erzählt wird, daß man auf der Promenade des anglais am meisten deutsch sprechen höre. Niemals ist in Nizza so ausschließlich französisch geredet worden wie in diesem Winter — zur Verzweiflung der Franzosen. Es gibt in Nizza eine übrigens sehr nationalistische Zeitung, den ‚Eclaireur de Nice', deren Hauptstolz ehedem die Fremdenliste war, die sie täglich veröffentlichte. Wie stolz war der ‚Eclaireur' auf all die Lords, Herzöge, Missis, mit deren schwer aussprechbaren Namen er sich täglich aufputzte. In diesem Jahr muß er sich mit einer kleinen französischen Fremdenliste behelfen, und er muß sich so weit erniedrigen, auch die Namen ganz gewöhnlicher Bürger, Lederhändler oder Tapetenfabrikanten aus Lyon oder Nantes aufzunehmen, die von den billigen Preisen angelockt werden. Das gibt der Riviera jetzt ein familiär-kleinbürgerliches Gesicht. Weit und breit keine elegante Kokotte wie einst im Mai, dagegen ältliche Damen mit altertümlichen Regenschirmen.

Von Nizza aus fährt man in einer Stunde in den elegantesten Ort der Riviera, nach Cannes. Grade Cannes hat in den letzten Jahren die heftigsten Anstrengungen gemacht, der erste Ort der blauen Küste zu werden. Hier ist ein sechsstöckiger Hotelkasten neben dem andern jählings emporgeschossen. Alle diese funkelnagelneuen Fremdenverkehrsfabriken machen einen unheimlich abgestorbenen Eindruck. Auf den Balkons rekelten sich sonst die sonnengierigen Gäste. Es gab ein Hinauf- und Hinunterblicken, die hohen Fenstertüren waren weit geöffnet, um Ströme der linden Luft in die Zimmer hereinzulassen. Wenn man jetzt aufwärts blickt, liegen ganze Stockwerke, militärisch geordnet, die Türen gleichförmig verschlossen, in Reihen unbewohnt da. Niemand winkt hinauf, niemand lacht herunter. In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen. Abends unternahm ich einen Sprung ins Casino. Dort saß man im vorigen Jahrhundert, will sagen voriges Jahr, von neun Uhr bis Mitternacht, in dem großen, gläsernen Pavillon, der ins Meer hinausgebaut ist. Die Amerikaner pflegten am frühen Morgen durch ihren Diener

einen Tisch zu bestellen, wenn sie am Abend hier Platz finden wollten, und es war der Ehrgeiz der Millionäre, ihren Tisch mit so viel Rosen, Nelken und Mimosen zu schmücken, daß man schon an der Üppigkeit der Blumenverschwendung die Schwere des bestellenden Geldsacks ermessen konnte. Vor einigen Jahren hat hier ein österreichischer Neureicher, der heute wahrscheinlich schon wieder in einem kleinen Vorortkämmerchen haust, einen Tisch für seine Freunde und Damen bestellt, der einem Blumenboot gleichen sollte. Als der frischfröhliche Parvenu in den strahlenden Saal eintrat und der Kellner ihn und seine Gesellschaft zu dem girlandengeschmückten Tisch führen wollte, entdeckte der erzürnte Besteller, daß neben ihm der Herzog von Connaught einen fünfmal so großen Tisch mit noch viel üppigerem Blumenschmuck sich hatte reservieren lassen. Dieses Nebeneinander verdroß den in den Hintergrund gedrängten wiener Millionär so sehr, daß er sich mit seiner Gesellschaft auf der Stelle wegdrehte, abfuhr und in einen Hotelsaal übersiedelte, in dem nur er die erste Geige spielen konnte. Solche Duelle der Protzerei sind vorbei. Gewiß versucht Cannes noch zu tun als ob. Sein schönstes Schauspiel ist nicht abgesagt: Wenn um zehn Uhr abends der Glassaal halbwegs gefüllt ist, werden die Lichter plötzlich abgedreht, weil draußen auf dem Meere ein märchenhafter Feuerzauber ersteht. Silberne und goldene Lichtgarben schießen zur Höhe, eine Flut von Leuchtkugeln breitet sich über den dunkelblauen Horizont aus, und immer wieder zerteilt jede Sonne sich in zehntausend glitzernde Sterne. Jählings verlischt das Feuerwerk. Im selben Augenblick brennen wieder alle Lampen im Glassaal, das Abendessen wird fortgesetzt. Nur der kleine Unterschied gegen früher besteht, daß das herrlich inszenierte Schauspiel heute vor ganz wenigen Zuschauern stattfindet. Nach dem Abendessen wanderte man in den Spielsaal. Der fordert in Cannes ein Eintrittsgeld von 300 Francs. Der Kassierer, der Einem das legitimierende Billett einhändigte, hatte eine Kartothek neben sich. Nur wenn der Name des Eintretenden kein bedenkliches Kreuz aufwies, wurde er in die Bakkaratsäle eingelassen. Es gab ehedem jeden Abend einige Zurückgewiesene, die in Frack und weißer Kravatte vor der großen Glastür auf und ab wandelten in der Hoffnung, durch einen Protektor doch noch den Eintritt ins gelobte Land des Bakkarats zu finden. Zurückgewiesene schien es jetzt nicht mehr zu geben. Aber auch die Zahl der Einlaßheischenden hatte sich sichtlich reduziert. Vor allem fehlten hier die fürstlich herausgeputzten Schau- und Liebesspielerinnen, die hier ehedem mit der geduldigsten Beharrlichkeit nach ihren weißhaarigen englischen Karpfen angelten. Nicht einmal die Dolly-Sisters aus Debreczin sind da. Mit dem Fortbleiben der amerikanischen und englischen Verschwender haben auch diese Glücksbringerinnen den Boden unter den Füßen verloren, diese liebenswürdig parasitären Geschöpfe, die sich im Spielsaal hinter dem jeweiligen Gewinner aufzustellen pflegten und ihm, wenn er in einer Glückssträhne war, unvermutet ins Ohr flüsterten: „Sehen Sie, ich bringe Ihnen Glück." Im Casino fehlten auch jene ältlichen Damen aus Budapest, die sich gern

einen dünnen Anstrich bürgerlicher Reputation geben wollten und von denen doch jedermann wußte, daß sie sich ausschließlich mit der Anbahnung und Vermittlung vorübergehender Bekanntschaften befaßten. Sie versicherten immer, einige junge Amerikanerinnen an der Hand zu haben, in der Nähe waren sie aus Czernowitz. Das Schmarotzertum ist fort, weil es nichts mehr zu schmarotzen gibt. Die Franzosen, die jetzt an der Riviera so ziemlich unter sich sind, haben ihre Tradition der Sparsamkeit mitgebracht und ihren Instinkt, auch im Casino nicht zu verschwenden, sie schließen im Bedarfsfalle die Zwischenhändlerinnen aus und wenden sich direkt an die Produzenten, um übrigens auch dort noch zu feilschen, oft nur aus Freude am Feilschen; da ist für Frau Warren keine Verdienstchance übrig. Da die Amerikanerinnen fehlen, fehlt auch jene gräßliche Sorte von dekadenten ungarischen und österreichischen Aristokraten, die sich ihren pompösen Adelsnamen mit schweren Mitgiften bezahlen ließen. Der Polo-Platz in Mandelieu bei Cannes ist verödet. Wer kann es sich noch leisten, mit fünf oder sechs Pferden auf Reisen zu gehen?

Ist Cannes still geworden, weil es der teuerste Ort der Riviera gewesen ist? Ich dachte in Monte Carlo, das schon seit Jahren ein mehr bürgerliches als plutokratisches Bild bot, vielleicht mehr Betrieb zu finden. Aber hier war es erschreckend traurig. Verhältnismäßig am lautesten ging es in dem Vorsaal des Casinos zu, in jenem steinernen Wartesaal, den man ohne Entree zu zahlen betreten darf. Eine groteskere Gesellschaft habe ich kaum jemals beisammen gesehen. Über verarmte Menschen wird niemand spotten wollen. Wenn aber die Armut sich mit den schäbigen Resten eines aus der Mode gekommenen Reichtums von vor vierzig Jahren schmückt, dann kann man sich eines Lachens kaum erwehren. Hier schienen lauter Adele Sandrocks herumzusitzen, und sie trugen mit einem höchst drolligen Selbstbewußtsein die Riesenstrohhüte und die Schnürkleider von 1900 zur Schau. Der Mode von heute hatten sie sich nur insofern angepaßt, als sie sich mit ungeheuren farbigen Glasstücken, die sie in Ketten um den Hals gelegt hatten, zu zieren versuchten. Und neben ihnen der Typus Hans Junkermann in etwas spiegelnden Salonröcken, aus deren Innentasche sie von Zeit zu Zeit abgeschabte Notizbücher hervorholten, in denen sie offenbar ihr System eingezeichnet hatten. Dies alles Wartesaal-Erscheinungen, Leute, die offenbar auf den Partner harrten, der das Entree bezahlen sollte. In den Spielsälen selber war, das muß ich sagen, voller Betrieb. Allerdings hat die Spielsaal-Leitung die Einsätze bis auf einen Franc herabgesetzt, das heißt, man konnte schon, wenn man 18 Pfennig hinwarf, als Beteiligter das Schicksal der rollenden Kugel verfolgen. Der Spielsaal von Monte Carlo ist wahrhaftig keine aristokratische Institution mehr, wenn er es je gewesen ist. Blickte man die Gestalten, die um den grünen Tisch saßen, Gesicht für Gesicht an, so sah man fast auf allen Mienen eine Verbissenheit, die offenbar der Ausdruck einer letzten Chance war. Eine Menge Spieler hatten Tabellen vor sich, in die sie nach jedem Spiel ihre Bleistifteintragungen machten. Offenbar führten sie eine Art Wahrscheinlichkeitsrechnung,

mit der sie zu siegen glaubten. Man hatte den Eindruck, daß die Hälfte der Spieler nach einem System setzte, ungemein vorsichtig, nachdem sie mühsam ausgerechnet hatten, welche Glücksziffer eine Chance bot, und indem sie sich nur zögernd und mit klammen Fingern von ihren Geldstücken trennten. Aufrichtig gesagt, diese schwunglose, spintisierende Art zu spielen war mir zu langweilig. Ich verließ das Casino. Drei Häuser weiter lag das Pfandhaus. Es war leer, als ich eintrat und den Pfandleihbesitzer um ein kleines Interview bat. Der gute Mann, der nichts Besseres zu tun hatte, antwortete mir willig auf jede Frage. Er hätte am liebsten sein Leihhaus geschlossen. „Ich bitte Sie, was kommt denn zu mir? Alte Leute mit noch älterm Schmuck. Aber Sie wissen ja, wie es jetzt mit Schmuck steht und gar mit diesem Talmischmuck, der einem meistens angeboten wird, Halbedelsteine, Granate, die aus der Mode sind, Türkise, die niemand mehr trägt. Wenn ich den Herrschaften den wahren Wert nenne, sind sie empört. Aber selbst bei vorsichtigen Schätzungen habe ich nachträglich draufzahlen müssen, weil die Pfänder ja hier fast niemals ausgelöst werden und weil bei den Feilbietungen niemand nach diesen veralteten Schmuckstücken fragt." Wenn selbst der Pfandleiher an Monte Carlo zweifelt...

Ich fuhr noch am Nachmittag von Monte Carlo weg. Ein paar Stationen weiter stieg ich in der stillen Bucht von Beaulieu aus. Das ist immer so ziemlich der ruhigste und feinste Ort der Riviera gewesen. Hier lebt man auf den Sonnenbalkons und im Speisesaal. Es gibt nicht einmal ein Casino in Beaulieu. Aber es hat als einziger Platz einen wunderschönen, am Meer gelegenen Park, der dem Hotel Bristol gehört und aus dem man nicht vertrieben wird, auch wenn man nur in einem bescheidenen kleinen Gasthof abgestiegen ist. Leider hätte ich mich in Beaulieu nicht niederlassen können, denn die Hotels, die ich kannte, waren geschlossen, offenbar aus Gästemangel. Der reizende kleine Ort schien zu schlafen. Sogar das große Hotel Bristol schien mir nur halb geöffnet. Ein ganzer Trakt lag mit geschlossenen Augen, will sagen mit herabgelassenen Holzjalousien da. Auch das bekannteste Freßlokal, die „Reserve", machte einen gespenstisch ausgestorbenen Eindruck.

Die Frage ist, ob die Riviera aus dieser verhängnisvollen Pleiteperiode je wieder auferstehen wird. Seien wir ehrlich, die Riviera war eigentlich immer mehr eine gesellschaftliche als eine Naturangelegenheit. Dieser dünne Streifen Land, hinter dem sofort das Gebirge jäh in die Höhe steigt, gestattete kaum einen größern Spaziergang, und der Betrieb zerriß jede Stille. Hier gab es keinen Tag, denn er wurde meist verschlafen, hier gab es keine Nacht, denn sie wurde verspielt.

*

Still geworden, ist die Riviera nicht mehr die Riviera. Ich fürchte oder glaube, das große Sonnengeschäft ist nicht nur vorübergehend geschlossen...

Film als Kunst von A. Kraszna Krausz

Liebe macht blind. Die Massen haben sich am Film blindgesehen. Es ist bequem, blind zu sein. Blinden die Augen öffnen zu wollen, bleibt ein quälender und undankbarer Versuch.

Es bedeutet einen eitlen und verzweifelten Kampf, über Filme zu schreiben. Einen Kampf mit Schatten, deren Besitzer Versteck und Verwechseln spielen. Produzenten und Künstler ducken sich hinter den breiten Rücken des Publikums, und wenn es sich mal abwendet, gelangweilt aus den Kinos wegzubleiben beginnt — dann springt wieder die Technik ein. Als der stumme Film endgültig abgewirtschaftet schien, verhalf der Ton zu neuem Geschäft. Bevor der Tonfilm ausgelitten haben wird, dürfte die Farbe rechtzeitig drankommen. Oder das neue Bildformat. Vielleicht auch die fehlende Dimension der Plastik. Dann das Fernkino, etcetera. Es ist die Tragödie der Filmtheorie, daß sie im gleichen Augenblick, wo sie grade ihr Recht bewiesen zu haben glaubt, von neuen Erfindungen zertrampelt wird.

Sie könnte widerstandsfähiger gebaut sein, die Filmtheorie, wenn nicht die meisten Betrachtungen über Aufgaben, Gesetze und Wirkungen des Films ebenso isoliert voneinander dastünden, wie von einer genügend breiten Leserschaft entfernt. Es gibt mindestens ein gutes Dutzend gescheiter Filmbücher. Man kennt sie nicht. Auch die Leute nicht, die sie gerne kennen lernen würden. Auch jene nicht, die sie kennen müßten. Fast jeder Kritiker des Films macht so, als ob er der erste wäre in dieser Gegend. Er baut sich einen eignen Standpunkt, und wehe den Dingen, die er von diesem Standpunkt aus nicht sehen kann.

Rudolf Arnheim versteht als Erster, zu erkennen, abzuwiegen und auszunützen, was bereits Andre gesagt haben. Sein Buch „Film als Kunst" (Ernst Rowohlt-Verlag) ist seinen sämtlichen Vorläufern überlegen, schon weil es Arnheim gelingt, sie zu werten und einzuordnen. Er tut das mit den ruhigen und sachlichen Mitteln einer physikalisch, psychologisch und ästhetisch gleichmäßig geschulten Beweisführung und der saubern Gesinnung eines jungen Menschen, der sich von keiner gestempelten Meinung dieser Zeit an die Leine nehmen läßt. Er wird dadurch wieder den andern überlegen, die alles an Hand einer Formel, einer Sentenz, eines Schlagwortes begreifen und begreiflich machen möchten.

Béla Balázs, der vor Arnheim das wichtigste theoretische Buch dieses Gebietes schrieb, wurde noch von der Erscheinung, Möglichkeit und Schwierigkeit „Film" wie von einer Sensation betroffen, begeistert, aufgeregt. Dem jüngern und spätern Arnheim erscheint die Materie schon weniger überraschend. Er umdichtet den Film nicht sondern seziert ihn. Ruhig besieht er sich die Dinge, die dabei zum Vorschein kommen, überlegt ihre Bedeutung und erklärt ihre Zweckmäßigkeit. Er tut das in einer einfachen Sprache, die aus dem ungezwungenen Sprachgebrauch des Alltags die anschaulichsten Wendungen herholt und von einem moussierenden Humor er-

füllt ist. Es ist die Sprache eines guten Lehrers, eines jungen Lehrers, der an seinen laut ausgesprochenen Gedanken auch selbst weiterlernen will.

Rudolf Arnheim hat ein Lehrbuch des filmgemäßen Sehens geschrieben. Ein Lehrbuch für Leute, die gern und nicht gleichgültig ins Kino gehen. Noch mehr aber für jene, die Filme zu machen haben.

Zunächst begründet er, warum man im Filmbild nicht ein Abbild der Natur sehen darf sondern es als Ergebnis gestaltender Menschenarbeit zu betrachten hat. Das schöpferische Minus in der Kinematographie, ihre Begrenztheit auf bestimmte Ausdrucksmittel, dient als Grundlage von Arnheims Betrachtungen. Er stellt Körperhaftigkeit und Flächenwirkung einander gegenüber; die Verringerung der räumlichen Tiefe erscheint ebenso als kompositorischer Faktor, wie der Wegfall der Farben und das Hinzukommen der absichtlichen Beleuchtung; der Begrenzung des Bildfeldes und dem veränderlichen Abstand vom Objekt wird ihre Bedeutung zugewiesen, schließlich auch der Formbarkeit des raumzeitlichen Ablaufs und dem Fehlen der nicht-optischen Sinneswelt.

Der nächste Abschnitt des Buches bringt nach Klärung ästhetischer Grundbegriffe Erläuterungen und Beispiele für die künstlerische Ausnutzung dieser einschränkenden Momente, die das Filmbild charakterisieren.

Nachdem so klargelegt worden ist, wie gefilmt werden sollte, erzählt Arnheim, was gefilmt wird. An der Spitze dieses Abschnitts steht eine prinzipielle Auseinandersetzung mit der uralten Frage der Beziehungen zwischen Inhalt und Form. Er sagt: „Das Operieren mit diesem Begriff ist gefährlich, weil man sich selten klar macht, daß Form und Inhalt nicht etwa qualitative sondern nur quantitative Unterschiede darstellen, daß sie Punkte innerhalb derselben Skala sind, und zwar willkürlich angesetzte, relative Punkte." Der filmischen Exposition, der Darstellungsmöglichkeit seelischer Vorgänge sind die nächsten Kapitel gewidmet, die zu Betrachtungen über die schematisierende Stoffwahl und die Psychologie des herrschenden Konfektionsfilms überleiten. Die Schlußkapitel dieses Abschnitts stellen die Pole „Gehalt und Einfall", „Manuskript und Regie" einander gegenüber.

Die vielseitige, kritische und objektive Tiefe, mit der Arnheim diese grundlegenden Fragen betrachtet, führt ihn zu Formulierungen, die erstaunlich lückenlos und treffsicher sind. Die besten Theoretiker des Films dürfen neidvoll mitansehen, wie hier ein andrer ihre subtilsten Gedanken, wenn nicht vor ihnen, so doch eindeutiger als sie ausspricht.

Geteilter wird die Aufnahme sein, die der letzte Abschnitt des Buches, der über den Tonfilm, finden kann. Arnheim geht von einer richtigen Bewertung der Begriffe Licht und Schall aus („Licht gibt uns das ‚Sein' des Dinges, während Schall uns zumeist nur gelegentliches Tun mitteilt") und gelangt auch zu der einzig möglichen Erkenntnis, daß der hinzukommende Ton eine Bereicherung und Umlagerung der filmischen Mittel, nicht aber den Umsturz der filmischen Gesetze bringen könne. Er weist auch den optischen und akustischen Elementen ihre

Grundaufgaben richtig zu, wenn er sagt: „Dem Prinzip des Tonfilms entspricht es, daß nicht Bild und Ton gleichzeitig dieselbe Aufgabe erfüllen, sondern daß sie sich in die Arbeit teilen". Seine Folgerungen, die er von solchen Erkenntnissen auf bestimmte Fälle ableitet, erscheinen aber oft unvermittelt eigenwillig. Inmitten dieses blutjungen Werdens „Tonfilm", das erst so wenige Resultate und kaum Entscheidungen zeigt, wirkt Arnheims Stimme plötzlich auch nicht mehr als Richterspruch sondern nur als Zeugenaussage; nicht mehr als wissenschaftliche Einsicht sondern als parteiischer Geschmack. Wenn auch ein sehr guter Geschmack.

Auf seinen letzten Seiten wird Rudolf Arnheims objektives Buch über den „Film als Kunst" von Kapitel zu Kapitel immer subjektiver, in dem Maße wie es den Umkreis der Gegenwart und den Weg in die Zukunft nach dem Film naheliegenden Formen absucht. Arnheim ahnt nicht nur, er weiß es genau — wenn er es auch nicht wahrhaben will —, daß der Film ein Ausdrucksmittel ist, das sich, in einem für die Kunst ungewohnten Tempo, nach einer künftigen Formung unterwegs befindet. Mit einer fühlbaren Vorsicht hält er nach den Schatten Ausschau, die verfilmtes Theater, Hörspiel, das farbig und plastisch und ungerahmt bewegte Bild, der Rundfunk-Film von übermorgen schon heute werfen. Fast unbewußt bezieht er eine Abwehrstellung, Zukunftsmöglichkeiten gegenüber, die auch seine Filmtheorie gefährden könnten. Diese abgeklärteste, weiteste und beste, die ich kenne.

Der Zerstreute von Theobald Tiger

Mein Blinddarm, der ruht in Palmnicken;
ein Backenzahn und überdies
ein Milchzahn liegen in Saarbrücken.
Die Mandeln ruhen in Paris.

So streu ich mich trotz hohen Zöllen
weit durch Europa hin durchs Land.
Auch hat die Klinik in Neukölln
noch etwas Nasenscheidewand.

Ein guter Arzt will operieren.
Es freut ihn, und es bringt auch Geld.
Viel ist nicht mehr zu amputieren.
Ich bin zu gut für diese Welt.

Was soll ich armes Luder machen,
wenn die Posaune blasen mag?
Wie tret ich an mit meinen sieben Sachen
am heiligen Auferstehungstag?

Der liebe Gott macht nicht viel Federlesen.
„Herr Tiger!" ruft er. „Komm hervor!
Wie siehst du aus, lädiertes Wesen?
Und wo — wo hast du den Humor?"

„Ich las" — sag ich dann ohne Bangen —
„einst den Etat der deutschen Generalität.
Da ist mir der Humor vergangen."
Und Gott versteht.
Und Gott versteht.

Moritz Rosenthal von Gabriele Tergit

Rosenthal hat ein Äußeres, geeignet vor Gott und Menschen unangenehm zu machen. Er ist mittelgroß und stark, blond und blauäugig, das verfettete Gesicht mit der gebogenen Nase, die fast auf den Lippen aufliegt, den kleinen blauen ironischen Augen, den abstehenden Ohren, macht ihn zum Typus des Geldmenschen, wie er vom Bankier L. Cäcilius Jucundus aus Pompeji bis zu Moritz Rosenthal eben aussieht. Sein eines Auge, kleiner als das andre, gibt dem Gesicht einen zwinkernden Ausdruck, den der immer sehr fein und ironisch lächelnde Mund verstärkt.

Rosenthal kennt die Antipathie, die er einflößt, er sagt: „Man sagt mir sehr viel Schlechtes nach, aber eins kann man mir nicht nachsagen, daß ich unordentlich bin."

Zum erstenmal kommt in den Verhandlungssaal ein Hauch von Format, als Rosenthal vernommen wird. Denn das ist ja das Erschreckende des Sklarekprozesses: er ist ein Prozeß von kleinen Leuten, gut verdienenden, bestechlichen, bestochenen, aber kleinen Leuten. Diese ganze Sklarekatmosphäre, in der man für einen Bettvorleger die Stadt um Tausende schädigte, ist nicht die Atmosphäre eines Panama. Wo Korruption im alten Regime war, war die Form besser und es ging um Millionen. Der Brodem einer Bierkneipe taucht auf, trotz Kaviar und Sekt, wo alle Brüderschaft trinken, sich auf die Schulter schlagen und Geschäfte machen, von denen sie nichts verstehen, Einkommen haben aus Schulden, und reiche Leute sind an geborgtem Geld, wo die Sklareks gerissene Naive sind, die Beamten plumpe Naive, die Stadträte törichte Naive. Alle aber sind ohne jedes Format, ohne Klugheit, ohne Kaufmannswissen, ohne Redlichkeit und ohne Ehrbarkeit. Rosenthal aber ist ungemein klug, ein wenig ölig, geschmeidig, überaus höflich. Der Vorsitzende verbessert ihn: „Ich bin dem Herrn Vorsitzenden", antwortet er, „dankbar, daß er mich auf meinen Denkfehler aufmerksam gemacht hat."

Aus allen Berichten über Rosenthals Aussage klingt, daß man ihn für gerissen hält. Das ist ein Vorurteil. Wenn man nicht wüßte, könnte man nur sagen, es war die Aussage eines gescheiten Menschen. Dieser gescheite Mensch ist Kaufmann, Besitzer von vier Wäschefabriken, aber er spielt auch die Rolle „königlicher Kaufmann", er war nicht mit von der Partie, er wurde selbst getäuscht. Er ist empört wie der Vorsitzende, der fragt: „Wenn Sie von den Postscheckmanipulationen der Sklareks gehört hätten?..."

„Dann wäre ich doch hoch gegangen."

„Wenn Sie gehört hätten, daß Bestellzettel nicht in Ordnung wären?"

„Das hätte natürlich vollkommen genügt, um zuzugreifen."

Er hat von alledem nichts gehört.

Er hat keine Ahnung vom Kreislauf der Dinge. Sklarek war Kunde von Rosenthal, Rosenthal Mitglied des Kreditausschusses der Stadtbank, Rosenthal mit Max Sklarek befreundet — und keine Ahnung.

Der Vorsitzende sagt „Rußland". „Wenn ich das Wort nur höre", sagt Rosenthal, „das ist ein Land, das ich hasse," und wehrt mit beiden Händen ab. Der Vorsitzende sagt: „Die Sklareks haben Geschäfte mit den Sowjets gemacht, sie haben dafür Wechsel bekommen." „Ich weiß," sagt Rosenthal und winkt wieder ab: „Sowjetwechsel, ich halt nichts davon. Ich hab eine Voreingenommenheit gegen Akzepte und so Sachen. Nein, nein. Ich bin ein Kaufmann der alten Schule." Er verachtet die Sklareks heute tief, er sagt: „Was hatten die Leute nötig, unkorrekte Sachen zu machen, mit einem solchen Vertrag, wie dem Monopolvertrag in der Hand?" Und es klingt daraus die ganze Verachtung des Tüchtigen, der den Untüchtigen nicht deshalb verachtet, weil er unredlich ist, sondern weil er zu dumm ist, um eine große Chance auszunützen. Rosenthal kennt Bücher, Geschäfte, Banken. Die Weisheit aus Soll und Haben fließt aus seinem Munde, die Weisheit der „Briefe eines Kaufmanns an seinen Sohn." „Waren sind keine Sicherheit, Waren soll man nicht beleihen", — oder „das deutsche Konkursrecht ist das Beste der Welt, Herr Vorsitzender, alle Länder haben von unserm Konkursrecht gelernt, aber der Konkurs ist der größte Vernichter aller Werte. Ich war gegen den Konkurs der Sklareks." Das ist wirtschaftlich gedacht, ob es außerdem unredlich gedacht ist, bleibt offen, weiß niemand.

Der Vorsitzende fragt ihn: „Was dachten Sie sich, als Sie hörten, die Leute hätten 80 bis 81 Millionen Warenumsatz?" „Ich dachte, es wäre Bankumsatz gewesen, demnach dreißig Millionen Warenumsatz." Der Vorsitzende fragt noch einmal: „Also was dachten Sie, als Ihnen Hoffmann von den 80 bis 81 Millionen sprach?" Und Rosenthal antwortet: „Ich bekam Respekt." Er hielt überhaupt was von den Sklareks. Es waren für ihn die Leute, die „pünktlich regulierten". Ganz Kaufmann alter Schule, will er damit zum Ausdruck bringen: Leute, die pünktlich regulieren, sind gute Kaufleute, angesehene Menschen; von Leuten, die pünktlich regulieren, nimmt man, übrigens mit Recht, an, daß sie keine Wechsel fälschen.

Es wird ihm vieles vorgeworfen. Er soll einem Angestellten der Sklareks, einem Herrn Fischer, ein Geschäft gegründet haben, hinter dem die Frauen der Sklareks stehen und das nun wieder sein Kunde ist. „Gewiß, Herr Vorsitzender, ich habe dem Herrn Fischer eine Existenz gegründet. Er war ein besonders tüchtiger Mann. Ich habe vielen Menschen eine Existenz verschafft." „Wissen Sie etwas davon, daß die Frauen der Sklareks an dem Geschäft beteiligt sein sollen?" „Nein." So redet der tüchtige Kaufmann der vorigen Generation, dem Wohltätigkeit eine Verpflichtung des Reichtums ist.

Es wird ihm vieles vorgeworfen. Er war im Kreditausschuß und nahm selbst Kredit, war Verwalter und Nehmer öffentlicher Gelder in einer Person. Er hatte keine Bedenken dagegen. „Dem Reinen ist alles rein", sagt er im andern Zusammenhang.

Weiter. Die Sklareks waren seine Kunden. Ist ein Kaufmann dem Kunden gegenüber unvoreingenommen? „Ja," sagt

Rosenthal. Es waren nur sieben bis acht Prozent seines Umsatzes, die er an sie lieferte. Trotzdem hat er mit ihnen einen Jahresumsatz von 460 000 Mark erzielt. Im übrigen hielt er den Kredit an die Sklareks für einen Kredit an die Stadt. Auf Grund der sichersten Grundlage, der Bevorschussung nämlich von Forderungen. „Ich habe angenommen, daß die Originalfakturen der Stadt eingereicht würden."

Weiter. Es wird ihm vorgeworfen, er habe den Stadtbankdirektor Hoffmann beeinflußt, den Sklareks einen Sonderkredit von einer Million zu gewähren, er habe Hoffmann von der Kreditwürdigkeit der Sklareks gesprochen, sei extra deshalb nochmals in die Stadtbank gekommen. Hoffmann erzählt Einzelheiten. Rosenthal weiß nichts davon. Ein Notizbuch wird beigebracht, ein Besuch Rosenthals bei Hoffmann ist darin verzeichnet. Rosenthal zuckt die Achseln: „Hirngespinste von Hoffmann."

Weiter. Hoffmann erklärt, Rosenthal habe die Nachforschung bei den Bezirksämtern verhindert. Rosenthal bestreitet das entschieden. Alle diese Vorwürfe entkräftet er nur durch ein „Nein".

Gegen andre Vorwürfe hat er Beweise. Es existiert ein Protokoll, das Schröder angelegt hat und in dem steht: „Rosenthal war (unter Andern) für eine Erhöhung des Kredits, dieserhalb bei ihm nachgefragt." Tatsächlich war aber Rosenthal gar nicht in Berlin zu dieser Zeit. Das Protokoll ist falsch.

Weiter. Rosenthal wird verdächtigt, daß er den Sklareks ein städtisches Grundstück, ein Stück Kommandantenstraße hat zuschanzen wollen. Tatsache ist, daß ein Brief der Sklareks existiert, daß Sklareks mit Schneider und Rosenthal über die Sache sprechen wollten. Rosenthal erklärt, daß die Sklareks nicht mit ihm gesprochen haben und in der betreffenden Sitzung, der Rosenthal beiwohnte, wurde der Antrag einstimmig abgelehnt.

Nein, es ist ihm nichts nachzuweisen. Er hat auch vergessen, daß er drei Tage vor der Verhaftung der Sklareks bei dem Stadtverordneten Kimbel mit den jetzt Angeklagten Degner, Sklareks und Schneider eingeladen war. Er weiß nichts mehr davon. Er weiß auch nichts davon, daß die Sklareks bei ihm Waren mit eingeprägtem städtischen Stempel kauften, obwohl das nicht erlaubt war, um die Restbestände der KVG., die sie übernommen hatten, aufzufüllen.

Es ist viel, was ihm vorgeworfen wird, aber nichts ist zu beweisen. In diesem Prozeß, in dem so vielen viel zu beweisen ist, in dem so vieles so grob auf der Hand liegt, so leicht einzuordnen unter Strafparagraphen, ist Rosenthal nichts zu beweisen. Er stellt dar, in Rede und Auftreten, nichts weiter als einen ungewöhnlich gescheiten, übertrieben zuvorkommenden Kaufmann. Aber der Staatsanwalt beantragt, ihn nicht zu vereidigen, weil er Kredite gewährte an die eignen Kunden und weil er Nachforschungen bei den Sklareks verhinderte, wie Hoffmann erklärt. Das Gericht folgt ihm. Die Aussage Hoffmanns sei nach Überzeugung des Gerichts nicht falsch. Aber wenn sie nicht falsch ist, was wußte Rosenthal und wo hörte Rosenthals Redlichkeit auf?

Colloquium in utero von Kaspar Hauser

Ein trüber Herbsttag im Mutterleib. Zwei Stück Zwillinge, Erna und Max, legen sich bequem und sprechen leise miteinander.

— „Mahlzeit!"

— „Mahlzeit! Na, gut geschlafen . . .?"

— „Soweit man bei diesem Rummel schlafen kann — es sind bewegte Zeiten. Ich träume dann immer so schlecht."

— „Was hast du bloß?"

— „Du bist gut! Was ich habe! Hier, hast du das gelesen, im Reichsverbandsblatt Deutscher Leibesfrüchtchen?"

— „Nein. Was steht da?"

— „Da steht: Warnung vor dem juristischen Studium. Fünfzigtausend Primaner legen die Reifeprüfung ab. Hundertunddreißigtausend stellenlose Akademiker, es kann auch eine Null mehr sein, ich kann das bei der Beleuchtung nicht so genau unterscheiden. Warnung vor dem Veterinär-Studium. Warnung vor Beschreitung der Oberförster-Laufbahn. Warnung . . . und so geht das weiter."

— „Na und?"

— „Na und . . . du dummes Keimbläschen! Willst du mir vielleicht sagen, was man denn eigentlich noch draußen soll? Nun fehlt nur noch die Warnung vor einem Beruf!"

— „Vor welchem?"

— „Vor dem eines Deutschen. Aber, wenn das so weiter geht: ich bleibe hier."

— „Ich gehe raus."

— „Warum?"

— „Weil es unsre Pflicht ist. Weil wir heraus müssen. Weil im Kirchenblatt für den Sprengel Rottenburg und Umgegend steht: Das Leben im Mutterleibe ist heilig. Lieber zehn Kinder auf dem Kissen als eines auf dem Gewissen, steht da. Und die Präservativ-Automaten sind auch aufgehoben. Wir stehen, mein Lieber, unter dem Schutz der Staatsanwaltschaft und der Kirche!"

— „Draußen?"

— „Nö, draußen nicht. Bloß drin."

— „Na, da bleib doch hier!"

— „Wir haben nur für neun Monate gemietet, das weißt du doch!"

— „Es ist, um sich an dem eignen Nabelstrang aufzuhängen! Ich für mein Teil bleibe drin!"

— „Du bleibst nicht drin. Sei froh, daß wir nicht dreie sind, oder vier, oder fünf, oder sechs . . ."

— „Halt! Halt! Wir sind doch nicht bei Karnickels!"

— „Es ist alles schon mal dagewesen, Deutschland kann keine Kinder ernähren, nur Kartelle. Deutschland braucht Arbeitslose!"

— „Ich bleibe drin."

— „Ich geh raus!"

— „Du gehst nicht raus! Streikbrecher!"

— „Pergamentfrucht!"

— „Dottersack!"

(*Gestrampel*)

Die Mutter: „Was er nur hat —?"

Krisen-Querschnitt von K. L. Gerstorff

Wie lange wird man noch lavieren können? Das hängt von der ökonomischen Entwicklung ab. Sie muß nüchtern geprüft werden. Keine agitatorische Übertreibung wäre hier am Platze. Es handelt sich nicht mehr darum, die Tendenzen herauszuarbeiten; die sind bekannt. Es handelt sich darum, Ansatzpunkte für das Tempo zu gewinnen, in dem sich diese Tendenzen auswirken. Denn davon wird das Tempo der politischen Weiterentwicklung bestimmt.

Wir halten uns im weitern an den letzten Vierteljahresbericht des Institutes für Konjunkturforschung. In diesem Bericht, der einen halboffiziellen Charakter trägt, ist die Sprache eine sehr deutliche. Es heißt dort über die Weltwirtschaft:

> Die Abkapselung der Volkswirtschaften im Kampf um ihre Währung und ihren Binnenmarkt hat das Geflecht internationaler Handels- und Verkehrsbeziehungen in den letzten Monaten in starkem Umfange zerstört. Der Welthandelsumsatz ist erneut stark zurückgegangen. Der internationale Fremdenverkehr und die Wanderbewegung kommen mehr und mehr zum Erliegen. Der Weltkreditverkehr ist nahezu völlig erstarrt .... für die Weltwirtschaft als Ganzes kann bei der Ungelöstheit der schwebenden politischen Probleme in den nächsten Wochen und Monaten ein entscheidender Tendenzumschwung noch kaum erwartet werden.

Die Vertiefung der Krise bewirkt auch einen immer weitern Rückgang der Produktion:

> Der Index der industriellen Weltproduktion fiel von 84,3 im Juli auf 80,2 im Dezember. Seit dem Höchststand von 1929 hat sich das Produktionsvolumen der Welt um 30 v. H. verringert. Schaltet man hierbei die unter Sonderverhältnissen stehende Industrieproduktion der UdSSR aus, die inzwischen nach der Größe ihres Anteils an die zweite Stelle unter den Industrieländern aufgerückt ist, so liegt infolge eines Rückgangs von 38 v. H. die Weltproduktion jetzt sogar unter dem Stand von 1913.

Mit Recht wird hier die Produktionsentwicklung Sowjetrußlands der Entwicklung der kapitalistischen Staaten entgegengesetzt. Sowjetrußland hat in der Kohlenproduktion bereits Frankreich überholt, in der Eisen- und Stahlproduktion in den letzten Monaten nicht nur England sondern auch Deutschland. Um ein Bild vom wirklichen Rückgang der kapitalistischen Produktion zu gewinnen, muß man sie getrennt von der Entwicklung der Sowjet-Wirtschaft behandeln. Dann ergibt sich, daß die Weltproduktion bereits unter jener der letzten Vorkriegsjahre liegt, und dies bei einer Produktivität der menschlichen Arbeit, die mehr als das Doppelte der Vorkriegszeit beträgt.

Die Weltwirtschaftskrise hat in den Vereinigten Staaten begonnen. Wie sieht es dort heute aus? Nun, die Arbeitslosigkeit ist verhältnismäßig so groß wie in Deutschland, das heißt circa 12 Millionen. Der Lohnabbau in der Krise ist riesenhaft. Wenn die gesamten Arbeitslöhne 1929 mit 100 angesetzt werden, so sind sie im Dezember 1931 bereits auf 50 zurückgegangen, und das hält weiter an. Die amerikanische Ausfuhr hat so gelitten, daß sie in manchen Monaten bereits unter der deutschen lag. Der amerikanische Kapitalexport wie überhaupt die Kapitalemissionen der kapitalistischen

Gläubigerländer sind buchstäblich auf den Nullpunkt heruntergekommen. Wenn die gesamten Kapitalemissionen im ersten Vierteljahr 1931 noch 1 Milliarde 163 Millionen betragen haben, so betrugen sie im vierten Vierteljahr 1931 — das ist kein Druckfehler — 2 Millionen Mark. Und so scheut sich der Vierteljahresbericht nicht, zu schreiben:

Während sonst der Rückgang der Wirtschaftstätigkeit durch die mit ihm verbundene Auflockerung der Kreditmärkte die Voraussetzungen eines neuen Aufschwungs zu schaffen pflegte, vernichtet er im gegenwärtigen Stadium des Preisverfalls immer mehr die Kräfte des Wiederanstiegs und treibt damit statt zu einer heilsamen Liquidation zur Katastrophe.

Das ist deutlich genug. In den Vereinigten Staaten glaubt man, von der Kreditseite her der immer stärkern Produktionseinschränkung entgegenzutreten. Der Bericht ist diesen Plänen gegenüber sehr skeptisch.

In den vergangenen Monaten sind dem Kredit- und Wirtschaftsorganismus freilich so schwere Schäden zugefügt worden, daß sich auch bei Eintritt der geschilderten Entwicklung ihre konjunkturanregenden Wirkungen nur langsam einstellen könnten... Für Produktion und Beschäftigung folgt hieraus, daß eine konjunkturelle Besserung in dem unmittelbar vor uns liegenden Zeitabschnitt kaum erwartet werden kann... Nach dem gegenwärtigen Stande ihrer Entwicklungsbedingungen ist also damit zu rechnen, daß die amerikanische Wirtschaft in den nächsten Monaten kaum mehr als eine verhältnismäßig schwache Saisonentlastung erfahren wird.

Von den Vereinigten Staaten aus hat sich die Weltwirtschaftskrise immer weiter verbreitet. Von dort aus wird in nächster Zeit kaum eine Besserung eintreten. Und in Europa? Hat sich da nicht eine gewisse Stabilisierung im englischen Kapitalismus, im gesamten Empire ergeben, und wird diese Welle nicht weiter treiben? Die Entwicklung des Pfundes und die Schutzzollpolitik haben zunächst einmal fraglos in England ein Stop zur Folge gehabt. Aber die Wirkung war nur eine vorübergehende:

Während der Schrumpfungsprozeß in den übrigen großen Industrieländern anhielt, kam in Großbritannien der Rückgang der Geschäftstätigkeit — nachdem bereits vorher eine Verlangsamung eingetreten war — im vierten Vierteljahr zum Stillstand. Die Gesamtproduktion, die Rohstoffeinfuhr und die Ausfuhr belebten sich; die Arbeitslosigkeit ging zurück. Diese Entwicklung ist als Folge der Loslösung des Pfundes vom Goldstandard und der damit verbundenen Pfundentwertung zu betrachten. Jedoch wurde durch diese Maßnahme Großbritanniens Abhängigkeit vom Verlauf der Weltkonjunktur nur gelockert, nicht aber gelöst. Denn bereits zu Beginn des neuen Jahres setzte ein neuerlicher Rückgang der Geschäftstätigkeit ein, durch den die im vierten Vierteljahr eingetretene Besserung zum großen Teil wieder zunichte gemacht wurde.

Während in England die Entwicklung aber etwas verlangsamt wurde, hat in Frankreich grade im letzten Halbjahr die Krise mit besonderer Intensität eingesetzt:

Nachdem schon im dritten Vierteljahr die Krise sich auf der ganzen Linie verschärft hatte, gewann sie gegen Ende des Jahres mit großer Schnelligkeit an Ausdehnung und Tiefe. Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Zusammenbrüche nahmen rascher zu als je. Im neuen Jahr hat, wie die Entwicklung des Arbeitsmarkts, der Güterumsätze,

des Außenhandels und der Staatsfinanzen zeigt, die Rückgangsintensität noch zugenommen.

Das Gespenst der Arbeitslosigkeit geht auch in Frankreich immer sichtbarer um:

> Für Anfang Januar ist die gesamte Arbeitslosigkeit auf mindestens 900 000 gegen etwa 675 000 Anfang Oktober und etwa 300 000 Anfang 1931 zu schätzen. Ganz besonders hat aber die Kurzarbeit zugenommen. In den Betrieben mit über 100 Arbeitnehmern steht mehr als die Hälfte der Arbeitnehmer in Kurzarbeit; rund ein Viertel ist weniger als vier Tage in der Woche beschäftigt.

So sieht der Weltkapitalismus in den entscheidenden außerdeutschen Gebieten aus. In Deutschland steht es am schlimmsten. Nirgends ist der Produktionsrückgang so stark, ist die Weltproduktion unter das Niveau der letzten Vorkriegsjahre zurückgegangen, über die Entwicklung bei uns aber wird festgestellt, daß „in Deutschland nur etwa ebenso viel Waren produziert werden, wie im Jahre 1897". Es wird betont, daß die Krise sich immer weiter frißt und daß von der Weltwirtschaft her keine Entlastung zu erwarten ist. Und dann folgen Sätze, die man zweimal lesen sollte:

> So ist also eine unverminderte Kraft der depressiven Faktoren festzustellen. Zugleich wird erkennbar, daß sich der Abschwung mehr und mehr seiner ökonomisch und soziologisch überhaupt denkbaren Grenze nähert. Schon seit Herbst 1930 erfüllt der Abschwung seine eigentliche Funktion, Mittel für neue Betätigung frei zu setzen, nicht mehr. Statt daß sich die Kreditmärkte verflüssigen, dadurch rentable Neuinvestitionen möglich werden und so auf eine Umschaltung der Produktionskräfte auf neue Produktionswege hingearbeitet wird, verbindet sich mit der Abwärtsbewegung ein starker Deflationsdruck. Das Warten auf die heilenden Kräfte der Depression hat damit seinen Sinn verloren. Der Abschwung ist über die Grenze längst hinausgegangen, bis zu der er als notwendige Reaktion auf einen übersteigerten Aufschwung betrachtet werden konnte.

Das ist so deutlich, daß jeder Kommentar abschwächt. Die Krise nähert sich ihrer ökonomisch und soziologisch überhaupt denkbaren Grenze.

Wird diese Grenze überschritten, dann muß sich die politische Krise verschärfen. Dann kann die Kugel auf der Pyramide, wie Trotzki die Situation des deutschen Kapitalismus illustriert hat, nicht länger durch die bisherigen Methoden balanziert werden.

Zu diesen Militärs von Johann Wolfgang v. Goethe

Das Vaterland eines Regiments-Chefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot seyn, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht als so weit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet, und sie so gut einzuexerciren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen. Ich hasse alle Pfuscherey wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherey in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

Zu Eckermann, März 1832

Bemerkungen

Achtung!

Steigt das Angebot, wird der Nachfragende frech; das ist immer so.

Niemals ist die gewerkschaftliche Moral der Angestelltenschaft schlechter als in Krisenzeiten — die Chefs können heute mit ihren Leuten so ziemlich machen, was sie wollen, vom Gehalt schon gar nicht zu reden. Arbeit als Gnade.

Unter der Überschrift

Achtung!

bietet sich einer so an:

„Zuverlässiger Verkäufer u. Expedient (Textilbranche), guter Hausdetektiv, leichte Auffassungsgabe, sucht per sof. . ."

Ein feiner Herr. Was ist das: ein Hausdetektiv? Früher nannte man das anders, einfacher und bildkräftiger: einen Astkriecher.

Welches Getue, um eine so simple Sache auszudrücken! Was er meint, ist ganz klar: er hinterbringt den kleinsten Knatsch dem Chef, um sich beliebt zu machen. Oder glaubt der Mann, in jedem Betriebe werde unendlich viel gestohlen, und man habe auf ihn gewartet, um das zu enthüllen? Das meint er sicherlich nicht. Der Kerl ist ein Astkriecher, und tausend Chefs finden so etwas sehr schön, „weil es ja immer sehr gut ist, über alles unterrichtet zu sein", es kündigt sich dann leichter.

Nie ist die Solidarität der Angestellten schwächer als in Krisenzeiten.

Und nur eines kann man dem smarten Detektiv nicht zubilligen, nämlich jenes Wort, das er selber über seine Annonce gesetzt hat.

Ignaz Wrobel

Im Namen Goethes

wird heut viel gesündigt, recht reichlicher Unfug geschieht, und über das Meiste darf man, zumal schwerere Sorgen drängen, den Mantel der Liebe breiten. Aber es gibt eine Hutschnur, und was darübergeht . . .

Was darübergeht, ist zum Beispiel: bewußte, gewollte Zweideutigkeit, bewußte, gewollte Irreführung, damit man schöne Unterschriften bekommt. Durch die Presse ging letzte Woche ein „Aufruf zum Goethe - Jahr", schwülstig, phrasenreich, ideenleer, unterzeichnet von Ministern, Professoren, Oberbürgermeistern und sonstigen Mandarinen der Bildung, auch von den Dichtern Carossa, Gerhart Hauptmann, der Huch, Kolbenheyer, Thomas Mann, W. v. Scholz und Stehr. An der Spitze der Namen: Hindenburg, Brüning. Diese dabeizuhaben, insonderheit den alten Herrn, daran lag den managenden Mandarinen offenbar ganz gewaltig. Weiß der Teufel, warum. So wurde denn Goethe im Text zu einer Art Turnvater Jahn, der „in den Jahren hoffnungslosen Tiefstands seinem Volke den Weg der Wiedergeburt gewiesen" habe. (Als ob nicht die Goethezeit, im Gegenteil, eine Periode hoffnungsvollen Hochstands gewesen wäre, eben durch Goethe und die Schaffenden neben ihm, während in den Jahrzehnten, die folgten, der Patriotismus den Tiefstand brachte.) Aber nein: Goethe, nun einmal kein Politiker, muß für Zwecke von heute durchaus einer sein. Er „mahnt" „zur einträchtigen Überwindung selbstzerfleischenden Streites" — ein Hindenbürger hundert Jahre vor Hindenburg! „Das Goethejahr soll die ganze Volksgemeinschaft in einem Erlebnis zusammenführen" . . . vor allem wohl die ausgesteuerten Erwerbslosen. Offengesagt, dagegen habe ich nichts.

Aber um die Unterschriften des Präsidenten und des Kanzlers zu gewinnen, hat man sich etwas geleistet, was, sanft gesprochen, aufs gröbste gegen den guten Geschmack verstößt. Man hat Goethes Todestag als den Tag bezeichnet, „an dem Deutschland vollendetster Geist seinem Glauben gemäß in die Unsterblichkeit einging", und man hat, im Goethe - Zusammenhang, „die

Kraft des Aufblicks zum Ewigen" gepriesen. Kein Mensch wird mir weismachen, daß die Zweideutigkeit dieser beiden Formeln unbeabsichtigt, also einfach schlechter Stil sei. Sie ist Absicht. „Seinem Glauben gemäß in die Unsterblichkeit einging" — das kann, je nach Belieben, interpretiert werden als: „Es kann die Spur von meinen Erdetagen nicht in Äonen untergehn" oder als frommer Kirchenglaube an die Unsterblichkeit der Seele. Für Intellektuelle etwas; für Konservative etwas; bitte, bedienen Sie sich. Und „die Kraft des Aufblicks zum Ewigen" — steckt in diesem „zum" nun der Ewige oder das Ewige? Bitte, je nach Weltanschauung; auswechselbare Begriffe! Goethe als Kirchenchrist, Goethe als Westarp — wer nicht mag, der darfs pantheïstisch oder selbst heidnisch deuten; wir rühren die Jubiläumssauce so an, daß sie bei einigem guten Willen allen Richtungen schmeckt.

Das aber ist ein Schmocktum aus überjournalistischen Sphären, dem, bei Goethe, nur ein Erbrechen gerecht wird. Der Mann, der schrieb: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe", muß sich im Grabe umdrehn, wenn in seinem Namen auf solche Art metaphysisch gemogelt wird. Hätten die Herren sich doch in den ‚Maximen und Reflexionen' ein wenig umgesehn! Dann würden sie auch die Bemerkung gefunden haben: „daß Diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufstecken, meistens Heuchler werden". Ob, wenn die Weimaristen dies Zitat in den Aufruf getan hätten, Hindenburg und Brüning ihn unterschrieben haben würden, bleibt zweifelhaft.

Kurt Hiller

Film vom Fernamt

Man soll nicht schadenfroh sein, und doch muß es den Fernsprechteilnehmer im Menschen mit Befriedigung erfüllen, wenn er sieht, wie vier Telephonbeamte, zwei französische und zwei deutsche, zwei männliche und zwei weibliche, sich nun einmal untereinander gründlich falsch verbinden. Dies geschieht in dem Film „Hallo, Hallo — hier spricht Berlin", den der David Golder-Regisseur Julien Duvivier mit deutschen und französischen Schauspielern hergestellt hat.

Die einzige reale Verbindung zwischen Hauptstadt und Hauptstadt ist nach wie vor der Telephondraht, und selbst diese Verständigungsmöglichkeit schildert Duvivier recht pessimistisch: die Leute vom Fernamt sind bei ihm erstaunlicherweise lauter radebrechende Kannitverstans — sollte man nicht vermuten, daß sie die Sprache von jenseits des Rheins wenigstens vom Hörensagen kennen? Die pariser Damen und die berliner Herren benutzen ihr Sextanervokabular zu außerdienstlichen Anbändeleien, aber die Aufsicht, die im Fernamt für störungslosen Verkehr sorgt, läßt im Leben die Telephonisten im Stich, und so entsteht Konfusion: je einer pro Geschlecht und Nation ist tugendlich, je einer lasterhaft-sinnlich — aber statt daß das Gleichnamige sich von vornherein anzieht, wie es der Moral, wenn auch nicht der Physik entspräche, erleben wir mit Erbauung ein verführerisches Mädchen, das nicht verführt wird, und einen Verführer, der nicht verführt. Doch die unnatürliche Situation dauert nicht lange an; die Moral siegt über

die Physik; der lasterhafte Jüngling erhält Faustschläge, und das lasterhafte Mädchen erhält, als nicht minder schwere Strafe, einen Journalisten zum Freund.

Ein solches Puppenspiel der Irrungen mit symmetrisch angeordneten Liebespaaren paßt nicht gut in den irdischen Bezirk von Telephonämtern, Bahnhöfen und großstädtischen Vergnügungslokalen. Wir würden freier lachen, wenn alles Lustige, was in diesem Film geschieht, wirklich geschehen könnte. Den Monomanen des Operettenstils sei gesagt, daß Natürlichkeit die Heiterkeit befördert und daß wir in Beerdigungsstimmung geraten, wenn, wie neulich in dem deprimierenden Joe May-Film: „Zwei in einem Auto", zwecks Schlußpointe ein Komiker den andern in den Hintern beißt. Auch Duvivier schadet seinem Film stellenweise durch Possenmimik und knallige Chargen, wenngleich ihm andrerseits als Einlagen zwei echt französische Grotesken gelingen: die wilde Jagd im Rundfahrtauto mit den schief umhertorkelnden Sehenswürdigkeiten und der Empfang des naßgeregneten Auslandspotentaten. Diese in sich stilistisch sehr einheitlichen Spektakelstücke platzen unbarmherzig mitten zwischen die sanften, etwas langatmig-umständlichen Liebeslieder des Telephonistenquartetts, mischen überirdischen Spuk in irdisch gemeinte Schicksale. Hier deutet sich wieder die Stilunsicherheit und der Mangel an Kontakt mit der Wirklichkeit an — typische Eigenschaften des französischen Films, wie wir neulich zu zeigen versuchten. Was jedoch in Duviviers „David Golder" als peinliches Herumspielen mit einem ernsten Thema auf die Nerven ging, wirkt hier, bei einem leichten Stoff, als geistreicher Übermut, als sehr notwendige Erfrischung nach der immer beängstigender ausartenden Verödung des deutschen Tonfilms. Es macht uns schon fast Mühe, der witzig abkürzenden, impromptuhaften Formensprache des Franzosen zu folgen. Wir frischen unsre Sehkünste auf, wir dürfen ihm dankbar sein. Er bemüht sich, die Schauplätze seines Films mit charakteristischen, statt schematisch schönen Figuren zu bevölkern, er läßt den Dialog sehr einleuchtend aus dem unartikulierten Geschnatter der Volksmenge hervorwachsen. Er führt, als Manuskriptautor, das Motiv der langen Leitung aus Telephondraht sehr glücklich bis zum Ende durch: die beiden Liebenden finden sich, obwohl im selben Raum, doch erst durch Vermittlung der Strippe, des Tischtelephons. Und die Schlußszene gehört ins Sammelalbum des Filmfreundes: während die Beiden sich schweigend die Hand reichen, liegt neben ihnen der abgehobene Hörer, Berufsabzeichen und zugleich Symbol der vergeblich zeternden Außenwelt.

Rudolf Arnheim

Ich weiß einen Mann,

der erfindet. Still für sich hin tut er das, ohne Nebengeräusch, ganz nebenbei. Es bildet ein Patent sich in der Stille.

Jetzt hat er was erfunden, sowas hat die Welt noch nicht gesehn. Nämlich Lutschbonbons. „Aber, die ..." Sei still, Herr Leser, und hör erst zu. Natürlich gibts Lutschbonbons. Aber solche, wie dem seine, die gabs noch nicht.

Die sind so: man nehme einen dieser Bonbons und nuckele dran herum. Da, kurz bevor einem schlecht wird — „Nanu", denkt man, man denkt „Nanu" — in den Lutschbonbons ist was. Und wenn mans ausspuckt, dann sind das, aus einer unlutschbaren Masse, „Köpfe berühmter Männer". Die kann man sich aufheben, die kann man sich ins Knopfloch oder an den Hut stecken oder sie den lieben Kleinen zum Spielen schenken.

Das gibt es. Zunächst zwar nur in der Idee. Doch die ist patentiert. Und nun möchte der Erfinder eine Bonbonfabrik finden, die das Patent erwirbt. Ich meine, nicht nur hierbei müßte man ihm behilflich sein, man sollte ihm seine Idee auch noch erweitern, ausbauen, sie beispielsweise politisch nutzbringend verwerten. „Lutschbonbons für alle Parteien", mit den Köpfen der Parteiführer drin. So ein Bonbon wäre Symbol: außen der schmockhafte Schmonzes des Parteiprogramms und drin lauter ungenießbare Köpfe, die man sich an den Hut stecken kann.

Grete Wels

Religiöse Streiter

In Frankfurt a. M. kämpfen die Eltern verzweifelt um die Erhaltung einer besonders gesund gelegenen Simultanschule. Die Behörden rechnen hin und her, der Elternbeirat dringt in die Kanzleien — da fliegt dem Rektor der umkämpften Schule plötzlich ein Erlaß auf den Schreibtisch, nach dem die Schule endgültig geschlossen wird. Der Rektor ist platt, ruft den zuständigen Stadtrat an, der weiß von nichts. Der Schulausschuß hat ebenfalls keine Ahnung. Woher also dieser Beschluß? Sehr einfach:

Ein Unterausschuß, der hier gar nichts zu beschließen hatte, bestehend aus einem Prälaten, dem evangelischen Stadtpfarrer, einer katholischen Rektorin und einem katholischen Turnlehrer, geführt von einem katholischen Rektor, der als stellvertretender Schulrat eine einigermaßen eindrucksvolle Unterschrift geben kann, — diese fünf Herren haben sich zusammengesetzt und die Sache kurzerhand zugunsten der konfessionellen Schule erledigen wollen. Simultanschulen fördern die Humanität, aber sie hindern die hemmungslose Konfessionspropaganda, und dieser letzte Punkt lag den Herren allen am Herzen. Dafür darf sogar mal die Distanz fallen, hat sich der evangelische Herr Stadtpfarrer gesagt.

Ad maiorem dei gloriam. Ich stelle mir vor, wie er da oben sitzt und sich mit einer Wolke die Nase zuhält.

Gattamelata

Das Chefbureau

„Herr Präsident, wenn ich alles verstehe — Ihren, grade Ihren Mißmut verstehe ich nicht: Ihre Geschäfte gedeihen — Sie beziehen eine halbe Million Gehalt — sind gesund und kräftig — Ihre Gemahlin ist eine prachtvolle Frau ..."

„Alles sehr schön," sprach er und blickte betrübt ins Leere, „aber meine Sekretärin ist heute so ungnädig."

Zur Hebung des Standes

Vom Landesverband Hessen der Strafanstaltsaufsichtsbeamten wird uns geschrieben:

„Ihre geschätzte Zeitung brachte unter der Nr. 55 vom 5. 3. 1932 einen Artikel über den Ausbruchsversuch einiger Gefangener im Landgerichtsgefängnis Mainz. In diesem Artikel bedienten Sie sich bei Schilderung der Vorgänge über die Nachtdienst versehenden Beamten des Ausdrucks ‚Wächter'. Es wird dieses von unsrer Berufsgruppe als Herabwürdigung und Beleidigung angesehen, zumal einem Regierungsorgan doch mindestens bekannt sein müßte, daß es im modernen Strafvollzuge keine Wächter und Wärter gibt, sondern Aufsichts- und Erziehungsbeamte. Die heutigen Amtsbezeichnungen der Gefängnis-Strafanstalts-Aufsichtsbeamten gliedern sich in: Wachtmeister, Oberwachtmeister und Hauptwachtmeister. Eine Bezeichnung, die Sie beliebten, gehört der Vergangenheit an und findet man nur noch bei wilden Tieren in zoologischen Gärten.

Indem wir hoffen, daß auch Ihre geschätzte Zeitung zur Hebung unsres Standes beitragen möge, zeichnet

Hochachtungsvoll
Für den Hauptvorstand
Wolff II, Vorsitzender."

‚Darmstädter Zeitung'

Dekret

In einer südamerikanischen Republik wurde folgendes Gesetz erlassen:

„Niemand kann zum General ernannt werden, der nicht wenigstens ein Jahr in der Armee gedient hat."

Was noch —? Weiter nichts.

Allzu schlicht

Hätte nicht die Preußen-Regierung als Dekoration ihre berittene Polizei hergeliehen, dann hätte man mit wenigen Ausnahmen hinter Stresemanns Sarg nichts als Zylinder gesehen. Das Volk will aber nicht nur Zylinder. Es will Uniformen als sichtbaren Ausdruck der Staatsmacht.

‚Vossische Zeitung'

Liebe Weltbühne!

Selmar Fehr, ehemaliger Direktor der Deutschen Bank, wird als Zeuge im Schultheiß-Prozeß vernommen. Der Vorsitzende fragt ihn, ob er den Eid in weltlicher oder in religiöser Form abzulegen wünsche.

Darauf Fehr: „Herr Vorsitzender, wie ist denn das hier Usance?"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Ortsgruppe Berlin des S. D. S. Mittwoch 20.00. Kammersäle Teltower Str. 1—4: Was ist uns heute Goethe? Es sprechen: Ernst Bloch, Friedrich Burschell, Herbert Ihering, Georg Lukacs, Erich Mühsam. Von Mitgliedern eingeführte Gäste haben Zutritt.

Essen

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.00. Restaurant zum Ritter, Kettwiger Straße. Zusammenkunft. Sonst immer Freitags.

Bücher

Kurt Hiller: Der Sprung ins Helle. Reden, offne Briefe, Zwiegespräche, Essays, Thesen, Pamphlete gegen Krieg, Klerus und Kapitalismus. Wolfgang Richard Lindner, Leipzig.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 15.20: Der Film in der Wirtschaftskrise, Herbert Rosenfeld. — Leipzig 17.00: Goethes Torquato Tasso. — Berlin 19.30: Faust, II. Teil (Reichssendung). — **Mittwoch.** Frankfurt 19.05: Ludwig Marcuse spricht. — **Donnerstag.** Berlin 16.05: Dichter fliehen vom Schreibtisch, Friedrich Burschell. — 17.50: Die Stellung des Künstlers in der Gesellschaft, Erik Reger. — 20.30: Jüngste Lyrik. — **Sonnabend.** Berlin 19.35: Die Erzählung der Woche, Hans Kafka.

Antworten

Sozialdemokrat. Dein hamburger ‚Echo der Woche' ist sehr stolz. Es hat eine Nummer herausgebracht, in der die Kriegserlebnisse Hitlers erzählt werden; Hitler hat durch eine einstweilige Verfügung einige Änderungen durchgesetzt. Das Blatt liegt also vor uns... Sehr stolz ist das ‚Echo der Woche'. Und sehr dumm. Genau so dumm wie der ‚Vorwärts', der eine Zeichnung bringt, auf der der kleine Goebbels die wackern Feldgrauen, die in die Schlacht marschieren, aus dem Fenster mit „Deserteure!" anspuckt. Und Hitler, sagen die in Hamburg, sei gar nicht so ein guter Soldat gewesen... Ja, merkt ihr denn nicht, daß ihr den Namen einer Arbeiterpartei, den ihr immer noch fälschlich führt, schändet? Seid ihr Soldaten oder seid ihr Zivilisten? Ihr seid nur entlassene kaiserliche Muschkoten. Merkt euch: Es ist gleichgültig, ob Hitler ein guter oder ein schlechter Soldat gewesen ist. Es ist gleichgültig, ob der kleine Goebbels jemand einen Deserteur nennt. Diese Kategorien gelten für uns nicht — wir sind Zivilisten. Eben das ist das Schmähliche, daß diese Schreihälse die Noten für ethisches Verhalten vorschreiben, und ihr fallt ihnen in eurer maßlosen Instinktlosigkeit auch drauf herein. Es interessiert nicht, ob Hitler vier Eiserne Kreuze erster Klasse oder ein Eisernes Kreuz vierter Klasse hat. Es interessiert nicht, ob Goebbels im Kriege war. Es ist gleichgültig, was Liebknecht und Lenin als Soldaten geleistet haben — es interessiert nur, was ein Arbeitervertreter für den Klassenkampf leistet. Nicht Hitler gibt uns Noten — mit denen wischen wir uns die Augen aus. Wir geben ihm eine: ein hirnloser Marktschreier. Und wir lehnen es ab, uns gegen ihn oder gegen Groener oder gegen sonst jemand gegen den Vorwurf zu verteidigen, wir seien unpatriotisch. Wir sind es. Denn ein Land hat keine Kaserne zu sein — auch keine Hindenburg-Kaserne.

Hilde Walter. Sie schreiben: „In meiner Glosse ‚Die Damen wollen auch dabei sein' in Nr. 11 vom 15. März ist durch eine Korrektur ein Mißverständnis entstanden. Die sogenannte Belgrader Friedensresolution wurde vom Internationalen Frauenbund angenommen und nicht von der Internationalen Frauenliga. Der Internationale Frauenbund ist eine Spitzenorganisation nationaler Verbände, die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit dagegen eine selbständige Organisation."

Ungeduldiger. Die Fortsetzung des Rußlandartikels von E. J. Gumbel erscheint im nächsten Heft.

Aufmerksamer Leser. In der Glosse von Walter Mehring „Ich zeige an" aus dem letzten Heft der ‚Weltbühne' ist für den Brief Friedrichs II. an den Lord-marschall von Schottland in einem Teil der Auflage durch ein Versehen ein falsches Datum angegeben worden. Der Brief stammt vom 23. November 1758.

Neugieriger. Nein. Die deutsche Reichsregierung hat zur Beisetzung Briands niemand delegiert. Das kann sie nicht wagen. Dafür hat sich Briand von den französischen Kriegshetzern um das ‚Echo de Paris' als Freund der Boches beschimpfen lassen müssen.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. – Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Das Ende der Pressefreiheit von Carl v. Ossietzky

Das offizielle Deutschland feiert Goethe, aber nicht als Dichter und Künder, sondern vornehmlich als Opium. Goethe als Betäubungsmittel, Goethe als künstlerisch ausgeführter Paravent zwischen Volk und Wirklichkeit. Die Spitzen eines halb fascisierten Staates feiern die Unendlichkeit des Geistes, infolgedessen findet wenig Beachtung, wie eifrig die Zensur grade jetzt daran ist, die Geister zu binden. Literatur, Presse, Film, Funk und bildende Kunst, sie alle können von der amtlichen Interpretation der durch die Verfassung garantierten Meinungsfreiheit ein mißtönendes Lied singen. Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, die Zensur beschränkte sich auf die wohlbekannten großen Fälle. Der Prozeß George Grosz, die Kämpfe um den Remarque-Film, den Granowsky-Film zeigten mehr die öffentliche Gefahr als ihre heimlichen Fortschritte. Es wird genug Gutmeinende geben, die das Bestehen einer Zensur in Deutschland überhaupt bestreiten werden. Sehr richtig, eine nominelle Zensur gibt es in Deutschland nicht, und trotzdem fallen Bücher wie Kräuter im Maien, trotzdem wird der Bereich des für publizistische Behandlung Möglichen immer enger. Die deutsche Zensur, das ist ein höchst undurchsichtiges Kapitel, das den Versuch rechtfertigt, in diesem Heft der ‚Weltbühne', wenn auch ohne Anspruch auf Vollständigkeit, über ihre Mittel und Wirkung Aufschluß zu geben.

Kürzlich ist ein bemerkenswertes Buch erschienen „Der polizeiwidrige Goethe", eine wirklich aktuelle Gabe neben allzu vielen feierlichen Papierkränzen. Verfasser ist Professor H. H. Houben, der ausgezeichnete Sammler und Redaktor von Dokumenten aus dem Vormärz. Die Lektüre ist ebenso erheiternd wie bestürzend; man erfährt daraus, wie dem Olympier mit der Zensorenschere zugesetzt wurde, was für dümmliche Verballhornungen er sich gefallen lassen mußte, und man begreift, was für Ärger er sich in dem berühmten Vers vom Herzen dichtete:

> Hafis auch und Ulrich Hutten
> mußten ganz bestimmt sich rüsten
> wider braun und blaue Kutten;
> meine gehn wie andre Christen.

Der Geheimerath und Antipolitiker Goethe war weder ein aufsässiger Untertan noch ein unbarmherziger Kritiker bestehender Staatsordnung. Und trotzdem liegt in diesem Vers die deutliche Erkenntnis einer miterlebten Wandlung: die Zensur hatte sich säkularisiert, sie war aus Priesterhänden endgültig an die weltliche Macht übergegangen. Der feudalistisch-bureaukratische Staat tarnte sich nicht mehr theologisch sondern mit romantisch-reaktionären Philosophemen, und die herrschenden Schichten des heutigen demokratisch-bureaukratischen Staates denken noch weniger daran, zur Verteidigung ihrer sozialen Position den lieben Gott zu bemühen. Allerdings auch keine Philosophie mehr; ein höchst unmeta-

physischer aber auch juristisch wenig stichhaltiger Ordnungsbegriff genügt, um das ehrwürdige liberale Palladium der Gedankenfreiheit auf den Kehricht zu werfen. Unsre Republik trägt unter ihrem bürgerlichen Hauskleid eine Kombination von dickstem Militärtuch, und ein Marquis Posa, dem es einfiele, ihr die Wahrheit zu sagen, würde bei seinem zweiten Erscheinen kaum ungemeldet vorgelassen werden, sondern schon bei der ersten Audienz unter den Artikel 48 fallen.

In der Weimarer Verfassung heißt es allerdings: „Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern". Das steht da so schön voll und rund, daß es endlich, entsprechend intoniert, von Richard Tauber gesungen werden sollte. In Wahrheit gleicht jedoch dieser Artikel 118 noch mehr als viele andre einem jener Palimpseste, wo der alte Text durch späteres Gekritzel und Schichten von Staub und Vogelleim völlig überdeckt ist. Den Zensor mit Rotstift und Schere, dieses ehrwürdige Gespenst mit Zopf und Klebelocken, gibts nicht mehr. Dafür ist der klare Sinn der Konstitution von Verwaltungsmaßnahmen, Polizeiedikten, lokalen Verfügungen und, zuletzt nicht weniger, von Justizwillkür bis zur Unkenntlichkeit überklebt worden. Und als ob auch das nicht genügte, kamen endlich die Notverordnungen, um die letzten formalen Hemmnisse zu beseitigen. „. . . meine gehn wie andre Christen." Und oft auch wie andre Konfessionslose. Sie gehn nicht wie Torquemada sondern wie jeder bürgerliche Beamte, wie sozialdemokratische Polizeipräsidenten. Es gibt keine Znsur, aber es gibt Behörden, die dieses Buch oder jenen Zeitungsartikel staatsgefährlich oder für gewisse Volksschichten verletzend finden, und sie fischen aus den ordnungspolizeilichen Bestimmungen irgend eines vermotteten Landrechts die erforderlichen Paragraphen.

Gegen eine Zensur, die in einer dafür bestellten und bezahlten Amtsperson ihre Verkörperung findet, kann man kämpfen. Man kann sie abschaffen. Aber was ist die Zensur in Deutschland? Jeder Gendarm, jeder Zöllner, der Anstoß nimmt. Jeder Vereinsmufti, der sein berufsständisches Gefühl gekränkt sieht und einen Magistrat zu mobilisieren versteht. Jede alte Moralvettel, die anonyme Briefe schreibt. Jeder Stahlhelmpapa, der sich über ein Drama von Toller in der Schulbibliothek aufregt. Jeder besorgte Herr aus dem Auswärtigen Amt, der ausländische Empfindlichkeiten angekratzt sieht. Jeder Minister, der die schlechte Laune seiner Koalitionsfreunde fürchtet. Und notfalls tritt sogar der Schah von Persien respektheischend in deutsche Offizialbezirke ein.

So mischen sich die Motive in verwirrendster Weise. Es gibt keine Einheitlichkeit der Argumentation, sondern nur eine Einheitlichkeit des Zugriffs. Es gibt keine Maßstäbe, sondern nur . . . Rücksichten. Auf der Börse der Couloirpolitik haben Literatur und Presse nur die Bedeutung von Kompensationsobjekten. Niemand weiß, wie viele Zeitungen beschlagnahmt, wie viele Verfahren angestrengt wurden, nur um eine Fraktion zu bewegen, einen heiklen Antrag nicht einzubringen.

Die Zensur ist körperlos, aber sie funktioniert trotzdem. Und dabei war die politische Parteipresse niemals so dumm und roh wie jetzt, wo sie unter Generalvormundschaft steht. Die nationalsozialistischen Blätter bilden eine einzige Aufreizung zum Schädelspalten, und wenn einmal eingeschritten wird, so muß zur Gesellschaft gleich ein rotes Blatt mit. Die Störer jeglicher Ordnung und Sicherheit sitzen, wie zu Kaisers Zeiten, links. Nationalismus und Fascismus fühlen selbst noch in der Strafe eine nonchalante Hand.

Der preußische Ministerpräsident hat in seiner letzten Landtagsrede ausgeführt, die überwältigende Zunahme der Hitlerstimmen in Ostpreußen müsse auf die verheerenden Wirkungen eines nationalistischen Hetzromans zurückgeführt werden, der mit unverantwortlichem Leichtsinn eine polnische Invasion an die Wand malt. Otto Braun war höflich genug, nicht hinzuzufügen, daß es sich dabei um den auch von uns charakterisierten Roman „Achtung! Ostmarkenfunk" von Hans Nitram handelt. Dieser „Nitram" ist, wie wir vor einigen Wochen mitteilen konnten, ein aktiver Reichswehroffizier, ein Oberleutnant Martin, Adjutant beim Ausbildungs-Bataillon des 3. (Preußischen) Infanterie-Regiments in Marienwerder. Es ist uns nicht zu Ohren gekommen, daß man Nitram so behandelt hat wie etwa einen jungen kommunistischen Schriftsteller, der seine Parteigesinnung episch umzusetzen versucht. Der Kuriosität halber sei nur erwähnt, daß anscheinend auch der Heeresleitung die literarisch begabten Offiziere auf die Nerven fallen, denn Herr General von Hammerstein hat neulich den folgenden inhaltlich wie stilistisch gleich beachtlichen Befehl herausgegeben: „Die Maßnahmen, die die Schreibweise im Heere verringern sollen, schließen den höhern Zweck in sich, die Verantwortung der einzelnen Personen zu schärfen und die Persönlichkeitswerte zu heben." Das ist nun wieder etwas zu allgemein ausgedrückt und auch zu hart, wenn auch die von geringer Schreibkundigkeit zeugende Hand auf ungeahnte Persönlichkeitswerte schließen läßt. Es soll ja nur den Nitrams das gemeingefährliche Maul gestopft, nicht aber ein junger Kleist oder Liliencron abgewürgt werden.

„Wehrfreudigkeit", das ist das neue deutsche Evangelium. Die gegenwärtige Personalunion zwischen Wehrministerium und Innenministerium bietet besondere Chancen, alles zu verfolgen, was sich dem gewünschten Schema anzubequemen weigert. Die letzte Spezialität heißt: „Beschimpfung des Soldatenstandes". Wer den Krieg als Barbarei bezeichnet, wer es niederzuschreiben wagt, daß Töten das Handwerk des Soldaten ist und bleibt, der macht sich straffällig. Da hilft kein Hinweis auf die großen Religions- und Sittenlehrer der Menschheit, die fast alle den Krieg verworfen haben. Eine allgemeine Treibjagd auf die Freunde des Friedens und die Lästerer des Waffenspiels hat eingesetzt. Aggressiven Antimilitarismus gibt es in Deutschland schon lange nicht mehr, jetzt wird auch die abstrakte akademische Untersuchung über die moralische Legitimation des Soldatentums ebenso unter Strafe gestellt, wie die kritische Durchleuchtung militaristischer Machtansprüche. Nach der Weltbühne' ist auch gegen

das ‚Tagebuch' ein Verfahren eingeleitet worden; von einem besonders bizarren Prozeß gegen den katholischen Demokraten Werner Thormann in Frankfurt, den Herausgeber der ‚Deutschen Republik', berichtet Rudolf Olden an andrer Stelle.

Die Methodik dieses Feldzuges gegen die unabhängige Presse ist nicht zu unterschätzen. Zuerst kamen die großen Fälle dran, die grundsätzlichen Auseinandersetzungen mit der Reichswehr und gewissen bedenklichen Experimenten; das wurde als Landesverrat angesehen und entsprechend honoriert. Jetzt geht man systematisch daran, die bloße Skepsis auszurotten, die theoretischen Zeugnisse einer andern Denkart. Wer die kriegerischen Tugenden nicht als die höchsten auf Erden schätzt, ist von vornherein verdächtig und läuft Gefahr, konfisziert zu werden. So soll die öffentliche Meinung uniformiert, so soll der Anschein erweckt werden, als herrschte in allen militärischen Fragen allgemeine Übereinstimmung, als wäre Deutschland in allen seinen Gliedern wehrfreudig wie noch nie. Und während das geschieht, reist Herr Groener mit dem neuen Goetheorden geschmückt im Lande herum und nimmt das Défilée der deutschen Geistigkeit ab. Nord- und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände.

Nun wird der Leser hier eine begreifliche Frage einwerfen: Ist das alles denn wirklich so schlimm? Man merkt doch wenig davon! Die Blätter bringen ihre Schlagzeilen in Parteikolorit wie sonst. Die Regierung wird angegriffen. Diesem Minister wird Unfähigkeit vorgeworfen, jenem Schlappheit. Was hat sich denn unter den Notverordnungen geändert?

Der Einwand ist richtig formuliert und kann ohne Kulissenkenntnis nicht anders formuliert werden. Gewiß wird noch kritisiert und polemisiert, aber es kommt bei jeder Polemik doch nicht nur auf „Schärfe" an, sondern auch auf Dichtigkeit. Die öffentliche Kritik hat ihre Intensität verloren. Und vor allem: man darf die Zeitungen heute nicht mehr nach dem beurteilen, was sie bringen, sondern danach, was sie verschweigen. Keine Linkszeitung ist heute mehr in der Lage, ihr Material so wie vor einem Jahr noch auszubreiten. Die Wirkung der Zensur ist nicht in den erreichten Konfiskationen oder gerichtlichen Bestrafungen zu suchen, überhaupt nicht in der Quantität. Diese Zensur errichtet Warnungszeichen, sie will zunächst abschrecken. Die Konsequenz für die Presse ist, daß ihr ein Thema nach dem andern entgleitet. Sie wagt nicht mehr an bestimmte Dinge zu rühren, das Risiko wäre zu groß. Ein verhängnisvoller Vorgang, denn alles vollzieht sich unsichtbar. Die Dynamik der Zeitung ist die gleiche geblieben, die Substanz aber schwindet. Der Leser merkt von alledem wenig, denn was nicht im Blatt steht, das gibt es nicht.

So sinkt die Freiheit der Presse langsam in sich zusammen, nicht nur weil das im Gesetz der kapitalistischen Entwicklung liegt, das ist ein andres Stück und soll in diesem Zusammenhang nicht berührt werden, sondern weil der immer mehr diktatoriale Formen annehmende Staat in jeder fundierten gegnerischen Meinung ein Kardinalverbrechen sieht. Der Effekt bleibt nicht aus. Wir können ohne Übertreibung behaupten, daß es zum Beispiel seit dem Landesverratsprozeß

gegen die ‚Weltbühne' im vergangenen November kaum mehr eine ernsthafte Militärkritik in der deutschen Presse gegeben hat. Das Exempel hat gewirkt. Wer hat danach noch Lust, sich die Finger zu verbrennen? Das Reichswehrministerium hat, was es wollte, durchgesetzt. Es ist seitdem vor lästigen Fragen sicher. Unter den berliner Blättern haben sich die ‚Berliner Volkszeitung' und das ‚8-Uhr-Abendblatt' nicht einschüchtern lassen, das verdient ehrenvoll hervorgehoben zu werden. Aber jeder Unterrichtete weiß auch, daß beide wiederholt von Verbotsgefahr umwittert waren.

Heute kann auf Grund der Notverordnung jedes Blatt auf Wochen und Monate verboten werden. Ein Verbot aber kann unter den jetzigen Verhältnissen kein Verleger auf sich nehmen, kein Redakteur verantworten. Denn eine Zeitung oder Zeitschrift, die ein privates Unternehmen ist und kein Parteiunternehmen, wird ruiniert, wenn sie für drei Monate von der Straße verschwindet. Sie wird niemals wiederkehren. Die deutsche Linkspresse befindet sich in einer ungeheuren Krise. Die wirtschaftliche Schrumpfung bedroht ihren Lebensboden. Die allgemeine Unfreiheit, die Furcht vor Beschlagnahmen und Prozessen nötigt sie, ihren geistigen Spielraum einzuengen und auf den besten Teil ihres Intrumentars zu verzichten. Heute wird das noch durch viel Lärm verdeckt, die Dynamik, wie gesagt, ist nicht verändert; noch immer riesige Überschriften, Bilder, großaufgemachte Lokal- und Sportsensationen, Filmskandale und Baby Lindbergh. Aber eins Tages wird der Leser sich doch fragen, warum man ihm das Wichtigste und Bewegendste seiner Tage vorenthält, er wird fragen, warum seine Zeitung so langweilig geworden ist.

Das ist kein freundliches Bild, das wir hier vorüberziehen lassen, und wir denken auch nicht mit einem schön rollenden Proteste zu schließen. Unsre Väter noch gründeten Bünde im Namen Goethes und Lessings und beriefen sich mit wehender Krawatte auf den Geist der Klassiker. Vorbei die Zeit der liberalen Notablen, die mit echtem Gefühl und falschem Vokabular ihre Verwahrungen deklamierten. Alles ist heute sehr zugespitzt, die Dinge stehen bös und hart gegeneinander. Aus den Kämpfen der Geister sind nüchterne Klassenkämpfe geworden. Die junge aus dem Proletariat steigende Literatur ist unpathetisch, propagandistisch, lehrhaft. Sie ist noch herzlich unbeholfen, aber sie wird auch das Singen wieder lernen, und sie wird, vor allem, nicht mit Schikanen aus der Zeit Metternichs zu bändigen sein. Es war in der muffigsten Reaktion des Vormärz, als der junge Karl Marx diese Bemerkung niederschrieb: „Man muß jede Sphäre der deutschen Gesellschaft als die partie honteuse der deutschen Gesellschaft schildern, man muß diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, daß man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt!" Einmal werden auch die deutschen Verhältnisse wieder zu tanzen anfangen, und von der Klugheit unsrer Regierenden wird es abhängen, ob dieser Tanz der schöne, lustige Wirbel sein wird, mit dem eine Generation die andre ablöst, oder der Totentanz, mit dem eine überfällige Gesellschaft machtberauscht und ahnungslos, im Bettelputz ihrer Illusionen zu Grabe hüpft.

Preußenwahlen — und was dann?

von K. L. Gerstorff

Wie hat man in Preußen bei der Reichspräsidentenwahl gewählt? Es erhielten Stimmen (in 1000):

Hindenburg 11 022, Hitler 6845, Duesterberg 1825, Thälmann 3725.

Während Hindenburg im ganzen Reich an der absoluten Majorität nur hundert- bis zweihunderttausend Stimmen fehlten, ist er in Preußen von der Majorität viel weiter entfernt. Um mehr als 1,3 Millionen Stimmen sind die Gesamtzahlen der gegnerischen Kandidaten stärker. Grade in Preußen wird die Veränderung der Stimmenverhältnisse im Vergleich zum alten Landtag besonders stark sein; denn der preußische Landtag ist im Mai 1928 gewählt worden. Mit den Wahlen von 1928 hätten die Kandidaten folgende Stimmen erhalten (in 1000):

Hindenburg 12 536, Hitler 553, Duesterberg 3275, Thälmann 2237.

Bei den Wahlen von 1928 hatten die Parteien, die jetzt für Hindenburg eingetreten sind, eine Zweidrittelmajorität. Deshalb war in Preußen eine Regierung sogar ohne die Deutsche Volkspartei möglich. Es ist fraglos, daß nach den Wahlen die Regierung Braun-Severing gestürzt werden wird. Hindenburg ist bereits um 1,3 Millionen in der Minorität geblieben. Weiter aber: Präsidentschaftswahlen sind keine Parlamentswahlen. Hindenburg wählten die Splitter der Rechtsparteien und die Volkspartei, die sonst in Opposition stehen. Den Hindenburgblock kann man schon deshalb nicht der bisherigen Preußenkoalition gleichsetzen. Und auch die Kommunisten werden bei den Landtagswahlen voraussichtlich besser abschneiden als am 13. März. Schon bei der Präsidentenwahl von 1925 erhielt Thälmann weniger Stimmen als die Kommunisten bei den Reichstagswahlen, und es sind fraglos viele Schichten gewesen, die dieses Mal für Hindenburg gestimmt haben — bei andern Wahlen aber kommunistisch wählen — in dem Glauben, daß durch Hindenburg die fascistische Gefahr doch noch für einen bestimmten Zeitraum gebannt werden kann. Das Stimmverhältnis wird also für die Parteien der Weimarer Koalition in Preußen noch ungünstiger sein. Was ist die Folge?

Die Weimarer Koalition kann nicht wiederkehren. Auf der andern Seite ist es ebenso fraglos, daß die Front von Harzburg, auch wenn sie durch rechte Splittergruppen und Deutsche Volkspartei verstärkt wird, für den preußischen Landtag keine Majorität erlangen kann. Wie in Hessen, wird daher auch in Preußen das Zentrum zur Majorität notwendig und somit das Zünglein an der Wage sein. Das Zentrum wird zunächst wohl in keine Koalition mit den Nazis gehen. Es wird ihnen Bedingungen stellen ähnlich wie in Hessen, die die Nazis um ihrer S.A. willen ablehnen müssen. Ein Beamtenkabinett ist die wahrscheinlichste Lösung. Nachdem durch die immer stärkere Abwälzung der Arbeitslosenlasten auf die Städte die kommunale Selbstverwaltung immer mehr zerstört wird, wäre es manchen Reaktionären gewiß nicht unangenehm, wenn auch die Länderverwaltung von innen heraus immer mehr unterhöhlt

würde. Was die Länderregierungen an Macht verlieren, gewinnt das Reichsministerium des Innern. Sein diktatorische Machtfülle verstärkt sich immer mehr.

Trotzki hat jüngst geschrieben, daß eine passende Analogie für die Situation im deutschen Kapitalismus eine Pyramide sei, auf deren Spitze sich eine Kugel befindet. Sie könnte jeden Augenblick auf einer von beiden Seiten herabrollen. Bisher hat die Brüning-Regierung zu balanzieren gesucht. Der Ausgang der Präsidentenwahl scheint ihr die weitere Balanzierung zu erleichtern. Sie wird auch nach den Preußenwahlen weiter zu balanzieren suchen. Sie wird versuchen, weiter den legalen Fascismus zu organisieren, ohne zunächst die Nazis in die Regierung zu nehmen. Denn es ist gut, wenn die nächste Notverordnung von Sozialdemokraten und Gewerkschaften toleriert wird. Hitler in Opposition ist dafür günstiger als in der Regierung.

Natürlich werden auch mit Hitler in der Opposition die Beziehungen nicht ganz unterbrochen. Severing geht gegen die Nazis vor und Groener empfängt ihre Abgeordneten. Die ‚Germania' gefällt sich in sehr scharfen Tönen gegen die Nazis. Aber wie lange noch, wenn sich die Krise weiter zuspitzt?

In den letzten Wochen hat man nicht mehr mit Hitler gefrühstückt. Bis zu den Preußenwahlen wird man es auch nicht tun. Aber dann wird der Tisch bald wieder gedeckt sein.

Schutz den Militärmärschen! von Rudolf Olden

Über die Zensur, die nach der braven alten Verfassung „nicht stattfindet", wird man sich später, sehr viel später einmal die Hucke voll lachen. Wer weiß, ob die zukünftigen humoristischen Betrachter unsrer Reaktion das genügende Verständnis dafür haben werden, wie sehr uns dabei zum Weinen war. Folgendes hat sich zur Erheiterung unsrer Enkel und zu unsrer Beschämung begeben:

Am 12. Mai 1931 führte der Musikschriftsteller Hans Winge in einem Rundfunkvortrag über „Außenseiter der Schallplattenproduktion", nachdem er eine Reihe von folkloristischen Musikstücken zum Vortrag gebracht hatte, chinesische, javanische, ägyptische, spanische, spaniolische und endlich auch den „Erzherzog-Albrecht-Marsch" des k. u. k. Hoch- und Deutschmeister-Infanterieregiments Nr. 4 vor und sagte: „Es klang ein wenig wie aus dem Grabe, diese ganze martialische Pracht, und nicht nur, weil die Aufnahme schon so lange her ist; wir wollen uns nichts vormachen ..."

Ein Privatmann, der Diplom-Ingenieur A. Bachmann aus Berlin-Schöneberg (das heißt wenn es ihn gibt), schrieb am 14. Mai an das Reichswehrministerium:

Zur beliebigen Verwertung teile ich Ihnen folgendes mit: ... Im unmittelbaren Anschluß an die Vorführung einiger Platten mit Negermusik ging der Vortragende ohne logische Verbindung auf Militärmärsche über. Es wurde zuerst der Marsch eines brandenburgischen Regiments gespielt; die Trompeter legten nach dem Blasen desselben

ihre Trompeten fort und verbanden die Verwundeten mit ihren Verbandpäckchen, glossierte der Vortragende diesen Marsch. Dann mußte der Marsch des sehr beliebten wiener Regiments „Hoch- und Deutschmeister" daran glauben, gespielt auf einer fünfundzwanzig Jahre alten Platte, wie der Vortragende hinzufügte. Es klang auch danach. Im Anschluß an diesen Marsch nun bemerkte der Vortragende: — ungefähr wie oben —.

Die letzten sechs Worte wurden mit hochmütiger, wegwerfender Betonung gesprochen. Mir scheint, daß das Militär, repräsentiert durch die Reichswehr, verächtlich gemacht wird, wenn es vom größten Rundfunksender Deutschlands aus als eine begrabene Sache bezeichnet wird. Hochachtungsvoll.

In der Zeit unsrer Jugend, unter dem liberalen Régime Kaiser Wilhelms II., hätte man das genannt: „vom wilden Soldaten gebissen". Heute wird man sich hüten.

Einiges hat der Herr Anzeiger (im Telephonbuch steht er nicht) in den Vortrag gradezu hineinphantasiert. Weder von einem brandenburgischen Marsch noch von Verbandpäckchen war die Rede. Das hochmütige Wegwerfen hatte, wie die Musikabteilung der Berliner Funkstunde berichtet, auch nur der Diplom-Ingenieur (oder Pseudonymus) empfunden. Man darf sich wundern, daß er nicht auch die Handbewegungen, das Mundverziehen und Augenplinkern Winges geschildert hat.

Nun gehts weiter. Der Herr Reichswehrminister bittet am 16. Mai den Herrn Reichsminister des Innern um Stellungnahme. Noch am selben Tag antwortet der Herr Reichsminister des Innern dem Herrn Reichswehrminister, er habe den Programmleiter der Funkstunde verständigen lassen, „daß die beanstandete Äußerung des Herrn Winge, selbst wenn diesem auch jede Absicht, die deutsche Reichswehr verächtlich zu machen, ferngelegen habe, recht unnötig gewesen sei, und daß er ferner seinen Vertreter (im Überwachungsausschuß) beauftragt habe, darauf hinzuwirken, daß derartige Bemerkungen im Rundfunk künftig unterbleiben."

Der Herr Reichsminister des Innern, das war damals der Doktor Josef Wirth. Einstmals rief er im Reichstag: Der Feind steht rechts! Jetzt, also vor einem Jahr, mußte er es fühlen, wie nah ihm die Rechte auf die Haut gerückt war. Der Herr Reichswehrminister überweist ihm die Eingabe des Diplom-Ingenieurs nicht „zuständigkeitshalber", sondern zur „Stellungnahme". Und die Zurechtweisung, die er dem Vortragenden erteilte, wird ihm selbst peinvoller gewesen sein, als dem Zurechtgewiesenen.

Die ‚Deutsche Republik', die Doktor Josef Wirth einmal, während des Kampfs gegen den „Besitzbürgerblock" mit Löbe und Ludwig Haas gegründet hatte, schrieb am 20. Juni unter dem Titel „Militärzensur":

Doch das Reichswehrministerium scheint wenig oder gar unbeschäftigte Referenten zu haben, die sich mit den schwachsinnigen Zuschriften kleiner fascistischer Bierbankpolitiker ungebührlich ernst und gewissenhaft befassen. Es liegt sogar der Schluß nahe, daß solche sachlich abscheulichen Zuschriften in den Herzen der Bureau-Majore ein nicht lediglich amtliches Echo finden ... Und dafür werden die Steuergroschen der notleidenden Bevölkerung vergeudet, dafür: zur

Finanzierung einer geheimen Militärzensur, die sich vor ihren geschichtlichen Vorbildern nur durch Einfalt und Anmaßung auszeichnet.

Als Minister war Wirth nicht mehr Herausgeber der Zeitschrift. Der Reichswehrminister stellte für seine Referenten Strafantrag gegen den Redakteur Doktor Werner Thormann, und die Staatsanwaltschaft erhob die Offizialklage.

Gegen diese Anklage hat sich Herr Thormann mit vielen guten Argumenten gewehrt: Herr Winge habe nur als Musikästhet gesprochen, weil doch keine Truppe mehr mit Märschen gegen Giftgas und Tanks marschiere, nicht als Politiker. Dann: er habe die Referenten nicht getroffen, sondern das Regime. Er habe auch deshalb nicht beleidigt, weil er überhaupt keine Beleidigungen zum Druck befördert habe. Sodann, der Schutz des § 193 stehe ihm zur Seite, denn: ein demokratischer Publizist müsse eben, um leben zu können, demokratische Kritik üben, es sei auch seine Pflicht, das zu tun, und die Verfassung garantiere ihm das Recht darauf.

Endlich hat er sich auf den Papst und auf den Kelloggpakt und auf den Kardinal Faulhaber berufen, die alle nicht säuberlich vom Krieg reden. Faulhaber erst kürzlich: „Der Nimbus der Uniform und Militärparade ist verblaßt. Die alten Kriegslieder können ruhig zum alten Eisen im Kriegsministerium gelegt werden . . ." Wenn ein Vortragender vom Reichswehrministerium zur Rechenschaft gezogen wird, hat Thormann gesagt, weil er Meinungen äußert, die ein kirchlicher Oberhirt vertritt, dann müsse er, Doktor Thormann, ein katholischer Publizist, sich mit aller Kraft dagegen wehren. Die Anklage, sagte er, verschleiere, „daß das, was Herr Winge gesagt hat, nicht nur seine und aller vernünftigen Leute Meinung, sondern zugleich Glaubensgut der katholischen Kirche ist, und daß das Reichswehrministerium zur Durchsetzung seiner Wehrhaftigkeitsideologie sich nicht nur mit allen modern und freiheitlich Denkenden in Widerspruch befindet, sondern einen häretischen und kulturkämpferischen Standpunkt vertritt."

Ja, und dann hat ihn das Gericht verurteilt.

Was man aber dazu sagen soll? Ich schlage vor, man werfe die Augen klagend gen Himmel und rufe: So weit sind wir gekommen. Mir wenigstens bleibt die Spucke weg.

Wie weit? So weit, daß Kirchenfürsten in der Weltgeschichte nicht bekannt als Vorkämpfer freiheitlicher Gesinnung, bald die einzigen sind, die noch anklagend das Wort ergreifen gegen die Tyrannis. Aber schon ihre Anhänger haben, obwohl Brüning und Schmidt, der preußische Justizminister, treue Katholiken sind, in puncto puncti nichts zu bestellen.

Gar wir?

Das habe ich mir nicht träumen lassen, daß ich einmal hinter dem Kardinal Faulhaber Deckung nehmen werde. Aber ich tue es und lasse ihn das Schlußwort sprechen: „Völker, die vor dem Frieden Angst haben, statt vor dem Kriege, müßten aus der Liste der Kulturvölker gestrichen werden."

Reemtsma kauft von T. H. Tetens

Wir verweisen den interessierten Leser auf die Artikel von Tetens, die in den Nummern 46 und 52 des Jahres 1929 und in der Nummer 5 dieses Jahres veröffentlicht worden sind.

„Generalstaatsanwälte an die Front!" So lautet der vielsagende Titel einer Broschüre, die der Zigarettenkönig Philipp Reemtsma neben andern Manuskripten durch Mittelsmänner für einige hunderttausend Mark aufkaufen ließ. Wir haben hier den etwas ungewöhnlichen Fall, daß ein bekannter Wirtschaftsmann aufschlußreiche Bilder über Glück und Aufstieg seines Hauses mit Hilfe großer Schweigegelder ängstlich als Geheimnis hüten möchte, ein Vorgang, der auch Generalstaatsanwälte stutzig machen sollte.

Dem Außenstehenden drängen sich immer wieder drei Fragen auf:

Wie konnte sich eine kleine, vor einem Jahrzehnt noch fast unbekannte Firma in der Zeit von 1924 bis 1928 zur Zentralmacht des deutschen Zigarettentrusts entwickeln?

Warum rührt sich keine amtliche Stelle, warum versagt der Staatsanwalt, obwohl seit Jahren schwere Anschuldigungen nicht nur gegen das System Reemtsma und seine Manager sondern auch gegen dessen Protégés in hohen Amtsstellen vorgebracht werden?

Was veranlaßt Herrn Reemtsma, in zahlreichen Fällen durch große Summen Schweigen zu erkaufen?

Die letzte Frage glaubte Reemtsma im karlsruher Prozeß mit der Vorsorge für seine Marken beantworten zu müssen, da ihm für diese angeblich „kein wirksamer Rechtsschutz zur Verfügung stehe". Im deutschen Zigarettengewerbe ist aber Reemtsma als gewiegter Praktiker zur Erlangung einstweiliger Verfügungen bekannt genug, und er muß demnach durch Schweigegelder und „Stillhalteverträge" Dinge zu schützen suchen, für die er die Gerichte ungern mobil machen möchte.

Im Reichswirtschaftsrat war man sich schon 1928 darüber im klaren, daß Reemtsma nicht nur die fahrlässig gehandhabten Tabaksteuergesetze sondern auch durch einflußreiche Beziehungen die maßgebenden Stellen der Reichsfinanzverwaltung rücksichtslos für das Machtstreben seines Konzerns ausnutzte. Durch eine raffiniert ausgeklügelte Methode wurde auf scheinbar legalem Wege Reemtsmas Eroberungszug mit allen Kräften gefördert, während in derselben Zeit der größte Teil der deutschen Zigarettenindustrie durch den Machtapparat des Reichfinanzministeriums den Todesstoß erhielt. Während sich der Zigarettentrust mit 150 bis 200 Millionen Mark zinslosen Steuerkrediten vollsaugte, wurden zahlreiche lebensfähige Betriebe, soweit sie nicht im Reemtsma-Konzern aufgingen, systematisch der Liquidation und dem Konkurs überantwortet. Einzelne Phasen dieser Entwicklung, so das Tabaksteuer-Ermächtigungsgesetz von 1925 und die berüchtigte Maiverfügung von 1927, zeigten in der Praxis Auswirkungen, die anständige Kaufleute nur mit unparlamentarischen Ausdrücken charakterisieren würden.

In der Kette von Begünstigungen, Irreführungen, Bestechungen und Schiebungen überschneiden sich fortgesetzt Unkorrektheiten mit strafbaren Vorgängen:

1. Reemtsma hat den Machtapparat der deutschen Finanz- und Zollbehörden zur rechtswidrigen Förderung seiner privaten Interessen eingespannt und mißbraucht, und zwar im gemeinsamen Zusammenspiel mit dem vereidigten und vom Reichsfinanzministerium eingesetzten Treuhänder und Buchprüfer „Doktor" Hans Schulte. Der „Treuhänder" verwaltete im Interesse Reemtsmas das ehrbare Amt eines Generalhenkers über die freie deutsche Zigarettenindustrie, aber nach außen zeichnete für alles verantwortlich: das Reichsfinanzministerium!

2. „Doktor" Schulte wurde von Ministerialdirektor Ernst Parlamentariern gegenüber als „Persönlichkeit von großer Sachkenntnis" ausgegeben, und das zu einer Zeit, als es im Reichsfinanzministerium schon längst bekannt war, daß der „Treuhänder" sein Amt zu übelsten Praktiken mißbrauchte. Selbst als Schultes Erpressungen bekannt wurden, griff das Reichsfinanzministerium nicht ein. Trotzdem schon 1927 vor Schulte eindringlich in der Fachpresse gewarnt wurde, hat das Reichsfinanzministerium es fertig gebracht, ihn als Gutachter für Tabaksteuer- und Wirtschaftsfragen dem Reichswirtschaftsrat zu präsentieren.

3. Diese „Persönlichkeit von großer Sachkenntnis" hat in fortgesetzter Zusammenarbeit mit Komplizen erhebliche Vermögenswerte des deutschen Fiskus beiseite geschafft. Heute sitzt dieser Vertrauensmann des Reichsfinanzministeriums mit rund zehn Millionen Mark flüchtig in Paris. Im karlsruher Prozeß wurde Schulte von Ministerialrat Schröder in befremdlicher Weise gedeckt.

4. Seit langer Zeit verschiebt der Tabaktrust Reemtsma-David Schnur seine Gewinne durch künstlich überhöhte Rohtabakpreise ins Ausland, die von Sachkennern auf etwa 60 bis 70 Millionen Mark jährlich geschätzt werden. Die zuständigen fiskalischen Stellen bemerken nichts.

5. Reemtsma hat sich der dauernden Zahlung von Bestechungs-, Schmier- und Schweigegeldern zur Durchführung ungesetzlicher Handlungen und zur Erlangung von Sondervorteilen schuldig gemacht.

6. Reemtsma hat sich in den Jahren 1924 bis 1926 durch betrügerische Handlungen Millionenbeträge rechtswidrig verschafft. Nach dem amtlichen Protokoll war im Haushaltsausschuß „der Vertreter des Reichsfinanzministeriums gezwungen, den Vorgang bei der Zigarettenfabrik Reemtsma hundertprozentig zu bestätigen". Eine strafrechtliche Ahndung ist aber bis heute nicht erfolgt, ebensowenig wurden die in den Tabaksteuergesetzen vorgesehenen Strafmaßnahmen durchgeführt.

7. Reemtsma hat heimlich die vom Fiskus gepfändeten Batschari-Aktien von Borg für 2,4 Millionen gekauft. Im Haushaltsausschuß erklärte der frühere Reichsfinanzminister Doktor Köhler, daß „die Beamten des Ministeriums sich in ihrer beamtenmäßigen Ehrlichkeit und Gradheit von Borg haben einwickeln lassen". Ministerialdirektor Ernst mußte dabei zugeben, „daß möglicherweise Borg das Reichsfinanzministerium

geleimt hat". Wenn das Herr Borg aus Danzig schon konnte, wie müssen es da erst Reemtsma, „Treuhänder" Schulte und der Zigarettensyndikus Regierungsrat a. D. Doktor Flügler getrieben haben!

8. Herrn Doktor Flüglers Praktiken und Duzfreundschaften im Reichsfinanzministerium brachten dem Hause Reemtsma vielfachen Millionensegen. Gerichtsnotorisch steht jedenfalls fest, daß Flügler durch Angaben, „die der Wahrheit nicht entsprochen haben", dem Reichsfinanzministerium eine von ihm abgefaßte Verfügung entlockt hat, durch die Reemtsma sich um Millionenbeträge bereicherte. Durch Reichstagsbeschluß wurde später diese ungesetzliche Verfügung aufgehoben.

9. Zwei unabhängig von einander urteilende Landgerichte haben in umfangreichen Begründungen Herrn Reemtsma attestiert, daß sein geschäftliches Gebaren und wirtschaftliches Machtstreben wider die guten Sitten verstößt. Im karlsruher Erpresserprozeß wagte jedoch der Zeuge Reemtsma folgende Aussage: „Nur durch einwandfreie kaufmännische Methoden und durch Tüchtigkeit haben wir unser Unternehmen groß gemacht. Alle gegenteiligen Behauptungen erkläre ich hier unter meinem Eid für schmutzige Lüge".

10. Die Gebrüder Borg, die das dunkle Batscharigeschäft mit Reemtsma gefingert haben, erleichterten in wenigen Monaten den deutschen Fiskus um fünf Millionen Mark. Ministerialrat Schröder mußte in Karlsruhe zugeben, daß Max Borg schwere Untreue begangen habe. Trotzdem betreibt einer der Brüder Borg jetzt eine Zigarettenfabrik in Offenbach und soll dabei mit ansehnlichen Steuerkrediten gesegnet sein. Wie ist das möglich — weiß er zu viel?

In der deutschen Wirtschaft beginnt jetzt grade ein Großreinemachen. Da sollte das Kapitel Reemtsma nicht übergangen werden. „Generalstaatsanwälte an die Front!"

Die Verfolgung der Literatur in der Deutschen Republik von Walther Karsch

Es soll hier nicht protestiert werden. Proteste haben ihre Wirkung verloren. Es sind doch immer wieder Dieselben, die zum xten Male betonen, daß sie „mit Entrüstung von dem Verbot Kenntnis genommen haben und aufs allerschärfste Verwahrung dagegen einlegen". Lassen wir das, es wird da oben im Höchstfall zur Kenntnis genommen, um dann zu den Akten zu wandern. Es ist ein nutzloses Unterfangen, den Zensoren ins Gewissen zu reden. Die Angst, die aus allen ihren Maßnahmen spricht, zeigt zu deutlich, daß sie nicht gewillt sind, den Argumenten der Vernunft Gehör zu schenken. Sie verteidigen ein System und wenden eben dabei je nach der Situation die ihnen am geeignetsten erscheinenden Mittel an. Der politische Kampf hat sich verschärft, ergo verschärfen sich seine Methoden. Wer das erkannt hat und weiß, daß dem andern jedes Machtmittel und uns nur die Überzeugung vom Sieg unsrer Anschauungen zur Verfügung steht, wird allen Protest als verlorene Liebesmüh ansehn. Wichtiger ist daher, des Zensors

Spuren in seinem Jagdrevier zu verfolgen; nachzuforschen, wie er seine Maßnahmen rechtlich unterbaut; zu untersuchen, ob seine Beute wirklich die Tatbestandsmerkmale aufweist, die zu ihrer Erlegung führten.

Von der Unmasse der Zeitungsverbote, die in ihrer Mehrzahl die kommunistische Presse betroffen haben, kann hier nicht die Rede sein, weil ihre Behandlung mehr als eine ganze Nummer der ‚Weltbühne' füllen würde. Der Kuriosität halber sei nur erwähnt, daß sogar die ‚Moskauer Rundschau' ein paarmal Polizeimaßnahmen über sich ergehen lassen mußte; und zwar geschah dies in Bayern und in Baden. Dabei attestierte unter dem 23. September 1931 die Polizeibehörde von Traunstein der Zeitschrift:

> Ihr ausschließlicher Zweck ist nach ihrem Inhalt, den Umsturz auch im Gebiet des Deutschen Reiches herbeizuführen und die russische Staats- und Wirtschaftsform einzurichten. Sie gefährdet daher die öffentliche Ordnung und Sicherheit.

Unmöglich kann der Verfasser dieses Ukas' das Blatt richtig gelesen haben, denn sonst müßte er wissen, daß die ‚Moskauer Rundschau' als ein durchaus wissenschaftliches Organ anzusprechen ist, das in instruktiver, oft recht trockener Weise über die Aufbauarbeit in Rußland berichtet. Doch der Kollege von der Polizeidirektion Nürnberg-Fürth ist der gleichen Ansicht wie der Machthaber über die 9300 Einwohner von Traunstein, auch ihm ist das „russische Muster" anscheinend ein rotes Tuch, gegen das unbedingt alle verfügbaren Maßnahmen getroffen werden müssen. Eine Extratour leistet sich das Innenministerium von Baden. Zu einer Verbotsbeschwerde erklärt es: Weil auf den Exemplaren „weder ein im Inland liegender Verlagsort, noch ein für den Inhalt verantwortlicher Redakteur angegeben" sei, fehle „der ‚Moskauer Rundschau' die Eigenschaft einer periodischen Druckschrift". Weil aber das Kind schließlich einen Namen haben muß, wird mit messerscharfer Logik aus der eindeutig periodischen Druckschrift auf einmal ein Flugblatt politischen Inhalts gemacht, das auf Grund des § 10 Abs. 2 der Notverordnung vom 28. März 1931 vierundzwanzig Stunden vor der Verteilung der Polizei vorgelegt werden müsse. Ist das nun Hilflosigkeit oder bewußte Vertuschung der wahren Gründe? Würde nämlich diese Praxis Platz greifen, dann könnten alle ausländischen Zeitungen ihren Vertrieb nach Deutschland einstellen, weil doch auch diese Blätter keinen im Inland liegenden Verlagsort angeben. Und sowas nennt das badische Innenministerium „eine Sach- und Rechtslage", bei der es „unerörtert bleiben" könne, „ob die (von dem beschwerdeführenden Abgeordneten Bock) angefochtene Maßnahme nicht auch noch aus andern Gründen gerechtfertigt ist".

Verschiedene Städte veranstalteten richtiggehende Polizeirazzien auf politisch anrüchige Literatur. In Augsburg ließen dabei die Beamten einmal 2450 billige Schriften mitgehen, worunter sich solche befanden, von denen jeder Mensch weiß, nur eben die bayrische Polizei nicht, daß sie niemals Gegenstand eines Verbotes waren. Macht nichts: Verfassernamen wie Stalin, Titel wie „Volksgesundheit", „Wo bleibt

der zweite Mann?", „40 Tage im Dienste der JAH" sind hinreichend verdächtig, um die Beschlagnahme zu rechtfertigen. In München mußten sogar Hirschfeld-Linserts „Empfängnisverhütung" und Otto Rühles „Kultur und Sittengeschichte des Proletariats" den Weg ins Präsidium antreten, obwohl die Notverordnungen über Anstößigkeit bisher nichts aussagen. Damit ihr aber nicht glaubt, sowas komme nur in dem finstern Bayern vor, sei euch verraten, daß der stettiner Polizeirat Nitz Stalins Rede „Neue Lage, neue Aufgaben" und die Schrift „Wie sie hetzen" ebenfalls konfiszieren ließ und, auf die Ungesetzlichkeit seiner Maßnahme hingewiesen, erklärte, er müsse sich erst einmal in Berlin erkundigen, ob nicht doch etwas „Staatsgefährliches" in den Broschüren enthalten sei. Sicherlich mit eingekniffenem Schleppsäbel ließ er am nächsten Tage die Hefte den Eigentümern wieder aushändigen.

Besonders hart werden die theoretischen Schriften ins Gebet genommen. Wir haben es ja oft genug erleben müssen, daß Zeitungen, die Marx-, Engels- oder Lenin-Zitate brachten, der Beschlagnahme verfielen, obwohl doch jeder diese Zitate in den Schriften der betreffenden Autoren nachlesen kann. In den ‚Antworten' der ‚Weltbühne' wurde schon einmal darauf hingewiesen, daß sich dieser scheinbare Unsinn sehr leicht erklären läßt. An die teuren Bücher kann der Proletarier für gewöhnlich nicht heran, also werden diese ungeschoren gelassen; aber man sorgt wohlweislich dafür, daß er ihren Inhalt auch nicht in geringern und also billigern Dosen zu sich nehme, und unterdrückt einfach die betreffenden Zeitungsnummern oder Broschüren, die solche unbeliebten Zitate aufweisen. Am deutlichsten zeigt sich dies bei dem Verbot der militärpolitischen Schriften Lenins. Der Internationale Arbeiter-Verlag, dem, wie wir gleich sehen werden, die Paragraphen der Notverordnungen das Leben besonders sauer machen, hat eine Zusammenstellung all der Stellen aus den Werken von Engels und Lenin besorgen lassen, die sich mit militär-politischen Fragen beschäftigen. Beim ersten Band, den Darlegungen von Engels, fand die Zensur, bisher, nichts auszusetzen. Dagegen stürzte sie sich auf Band II, in dem die entsprechenden Äußerungen Lenins über die Zeit von 1905 bis 1918 wiedergegeben worden sind. Gegen das durch den berliner Polizeipräsidenten für ganz Preußen ausgesprochene Verbot erhob der Verlag Einspruch — natürlich nutzlos. Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg schloß sich unter dem 4. Dezember 1931 den Argumenten der Zensurbehörde an:

Das Buch ist scheinbar, wie auch in seinem Namen zum Ausdruck gebracht wird, aus Abhandlungen von Engels und Lenin zusammengestellt. In Wirklichkeit spielt jedoch der verbindende Zwischentext, die zusammengesetzten Titel, Bemerkungen und Übergänge eine derartige Rolle, daß von einem selbständigen originären Werk gesprochen werden muß. Ebenso ist auch die scheinbar historische Form, nämlich die Behandlung der Ereignisse von 1905 bis 1918, nur der Rahmen, hinter dem sich in Wirklichkeit eine auf unmittelbare praktische Zwecke, nämlich die Vorbereitung revolutionärer Handlungen, gerichtete Belehrung und Anweisung aufbaut. Bei der ganzen Struktur der kommunistischen Bewegung, vor allem

ihrer Wehrverbände, wird kein diesen Kreisen entstammender Leser dieses Buch als ausschließlich historische Abhandlung lesen, sondern er wird die Schilderung und Kritik, die die Revolutionshandlungen von 1905, die Februar- und Oktober-Revolution erfahren, als unmittelbare Kritik und Belehrung auch für von ihm zu treffende Maßnahmen ansehen.

Unterlassen wir es, uns die aufgeführten Stellen, die dem Verbot die Unterlagen liefern mußten, näher zu betrachten. Es mag genügen, zu wissen, daß es sich hier nicht um eine „scheinbare" Zusammenstellung handelt sondern um eine tatsächliche; daß der geringe Zwischentext ebenso wie die Titel nur dazu dienen, den historischen Aufbau zu ermöglichen; daß von kommunistischen „Wehrverbänden" schon deshalb nicht die Rede sein kann, weil der Rote Frontkämpferbund ja längst verboten ist; und daß die meisten revolutionären Handlungen der Zukunft mit ganz andern Tatsachen zu rechnen haben werden, als sie Lenin zur Beurteilung vorlagen. Der Herr Oberpräsident hätte sich mit seiner Begründung ruhig etwas mehr Mühe geben können. Das haben die Behörden offenbar nicht nötig. Da erscheint vor Jahren eine RGO-Broschüre „Streik" von Losowski. Keine polizeiliche Stirn runzelt sich mißbilligend. Als aber das Heft in der zweiten Auflage einen etwas knalligen Umschlag und den Titel „Streik als Massenschlacht" erhält, springt dies der Obrigkeit so heftig in die Augen, daß sie die Schrift vor ihrer Bestimmung, weiter verbreitet zu werden, durch eine Beschlagnahme bewahrt. Die Dehnbarkeit der Notverordnungsparagraphen macht auch hier, wie in jedem andern Fall, die Einspruchsmöglichkeiten illusorisch.

P. Langers Broschüre „Der Massenstreik im Kampfe des Proletariats" (wiederum Internationaler Arbeiter-Verlag) fordert nach der Ansicht des berliner Polizeipräsidiums „zum Ungehorsam gegen Gesetze oder rechtsgültige Verordnungen oder die innerhalb ihrer Zuständigkeit getroffenen Anordnungen der verfassungsmäßigen Regierung oder der Behörden" auf; nach welcher Weisheit auf Grund einer eingehenden und bei Gott nicht unkritischen Lektüre gefragt werden muß, ob der Streik heute noch ein erlaubtes Mittel im Klassenkampf ist oder nicht. Denn diese Schrift übt in schärfster Form Kritik an den bisherigen Streikbewegungen und gibt Richtlinien für derartige Aktionen, falls sie sich in Zukunft wiederholen sollten. Das verstößt gegen die „Gesetze"? Mir scheint, dies Verbot verstößt gegen ganz etwas andres. Langer spart nicht mit schweren Vorwürfen gegen die reformistische Gewerkschaftsbureaukratie. Deren politische Freunde sitzen im berliner Polizeipräsidium. Wie leicht kann dadurch die Objektivität getrübt werden.

Mit Zitaten aus Werken von Marx, Engels, Lenin etcetera, mit Gedichten, Photos und Bildreproduktionen mahnt jeden Tag der „Illustrierte Arbeiter-Kalender" (Carl Hoym, Hamburg) den Proletarier an die Erfüllung seiner sozialistischen Pflicht. Kein Wunder, daß des Zensors Schere fast in jedem Jahr dem Kind, kaum daß es geboren ist, den Lebensfaden abschneidet. Warum dies auch mit dem Kalender für 1932 ge-

schah, hat Axel Eggebrecht in Nr. 2 der ‚Weltbühne' ausführlich dargelegt.

In der Nachbarschaft der theoretischen Schriften haust die Memoiren-Literatur. Der Mopr-Verlag hat in dünnen 20-Pfennig-Heftchen ein paar Episoden aus der Arbeiterbewegung darstellen lassen. Die preußische Zensur, also Berlins Polizeipräsident, dessen Verbote ja für ganz Preußen Gültigkeit haben, hat sich an den Heftchen bisher nicht vergriffen. Dagegen sind sie den stuttgarter, den chemnitzer und den nürnberg-fürther Behörden unangenehm aufgefallen, wovon wir in den Antworten (1931/51 und 1932/8) Kunde gaben. Alles Notwendige wurde zwar dort bereits gesagt, die Willkür dieser Maßnahmen ist aber so arg, daß wir noch einmal zitieren wollen, wie sich auf eine Beschwerde die Kreishauptmannschaft von Chemnitz zu Kobayashis „15. März" äußerte:

Die Prüfung der Druckschrift ergibt, daß zwar in ihr japanische Vorgänge geschildert werden, daß aber die Tendenz der Schilderung eine Aufreizung der Anhänger der kommunistischen Idee gegen die jetzt bestehenden Verfassungen nicht bloß in Japan, sondern auch in allen Ländern, die kommunistisch nicht regiert werden, bezweckt. Daß sie auch gegen die Verfassung des Deutschen Reiches und seiner Länder aufreizen will, ergibt sich schon daraus, daß sie ins Deutsche übersetzt worden ist und im Deutschen Reiche verbreitet werden soll.

Angeblich mit Vernunft begabte Wesen waren es, die diesen horrenden Unfug dem beschwerdeführenden Verlag als „Begründung" offerierten. Daß sich die Kreishauptmannschaft dabei auch noch auf ein angeblich von der Polizeidirektion Nürnberg-Fürth erlassenes Verbot der Erzählung Kobayashis bezieht, wo die Bayern sich doch grade auf Schapowalows Erinnerungen an Lenin versteift hatten, kennzeichnet sowohl den Grad der angerichteten Gemütsverwirrung als auch die schlampige Art, mit der solche Dinge en bagatelle behandelt werden.

Drei Bände seiner Reihe „Der Rote 1-Mark-Roman" mußte sich der Internationale Arbeiter-Verlag (schon wieder!) wegnehmen lassen. Von prinzipieller Wichtigkeit ist dabei, was die letzte Instanz, das Preußische Oberverwaltungsgericht, über Hans Marchwitzas „Sturm auf Essen" ausführte. Diese Entscheidung soll darum in ihren wesentlichen Punkten gesondert abgedruckt werden.

Ein weiteres Zensuropfer aus dieser Romanserie: Walter Schönstedts „Kämpfende Jugend". Ein paar Schilderungen über Zusammenstöße zwischen jugendlichen Kommunisten und Nazis, eine mehr als zahme Kritik an der politischen Justiz: diese Geringfügigkeiten, im ganzen vier Stellen aus einem mehr als hundert Seiten starken Buch, mußten herhalten, um das Verbot zu „begründen". Die Kritik, die der Autor von sich aus an den geschilderten Terrormaßnahmen übt, hat der Herr von Werder wahrscheinlich gar nicht erst gelesen. Die Rotstiftstriche des Sachbearbeiters genügten ihm, das Erstlingswerk eines jungen kommunistischen Arbeiters auf den Scheiterhaufen zu werfen.

Mit besonderer und auch verständlicher Sorgfalt hat sich die Polizei in Klaus Neukrantzs dokumentarischen Roman über

die Maitage von 1929 „Barrikaden am Wedding" hineingelesen. Das Verbot vom 2. Juni 1931 führt nicht weniger als fünfzehn, sich teils über mehrere Seiten erstreckende, Stellen an, „in denen Organe, Einrichtungen der berliner Polizei und das Polizeipräsidium Berlin als Behörde des Staates überhaupt beschimpft und böswillig verächtlich gemacht werden". § 1 Ziffer 2 der Notverordnung vom 28. März 1931 hat den Text hierzu geliefert. Ich kann wahrhaftig nicht zugeben, daß die durch Dokumente jederzeit zu belegenden Darstellungen jemanden „beschimpfen" oder gar „böswillig verächtlich machen". War es nicht so, wie Neukrantz es da schildert? Hat Zörgiebel nicht im ‚Vorwärts' schon vor dem 1. Mai die Schuld an den kommenden Ereignissen den Kommunisten zuschieben wollen? Waren nicht unter den verprügelten und erschossenen Opfern auch Unbeteiligte? Wurde nicht ein amtlicher Bericht herausgegeben, in dem es hieß, daß „Dachschützen" Schupos die Karabiner aus den Händen geschossen haben, ohne daß einer von den Polizisten verletzt wurde? Ich weiß: die öffentliche Meinung, wie sie damals auch in der ‚Weltbühne' zum Ausdruck kam, und die Ansicht der Polizei über die Frage der Schuld an den Vorgängen und über diese selbst gehen weit, sehr weit auseinander. Aber ein Verbot, die Vorgänge darzustellen, löscht diese Diskrepanz nicht aus, macht diesen ersten Mai nicht vergessen. Das Polizeipräsidium hätte besser daran getan, die Schatten des Jahres 1929 nicht noch einmal heraufzubeschwören.

Und damit in dieser blutig-ernsten Sache die Komik nicht zu kurz kommt: unter den aufgeführten Stellen findet sich auch jene, wo erzählt wird, wie eine Delegation von drei Bauarbeitern nach einem vergeblichen Versuch, bis zu Zörgiebel vorzudringen, dem Polizeivizepräsidenten Weiß ihre Aufwartung macht und ihn beschwört, das Demonstrationsverbot aufzuheben. Weiß windet sich, und als ihn der Eine fragt, was er denn über das Verbot denke, antwortet er: „... wenn ich sagen soll, was ich denke ...? — Ich denke überhaupt nicht!" Derselbe Weiß setzte seine Unterschrift unter das Dokument, das den weitern Vertrieb des Buches unterband. Finden Sie das nicht ein bißchen peinlich, Herr Polizeivizepräsident?

...bleibt zu bedenken, daß es ein großer Unterschied ist, ob diese Gedichte ein jedes für sich allein in einer Zeitung oder in einer andern Druckschrift gelegentlich eingestreut worden ist oder ob diese Gedichte in einem umfassenden besonderen Gedichtband in die Öffentlichkeit gebracht werden. In der Fülle der in der Beschlagnahmeverfügung am Schluß angegebenen Seiten mit Gedichten liegt das Entscheidende. Der unbefangene Leser der Druckschrift erhält den Eindruck, daß in der Druckschrift ganz planmäßig die Klassengegensätze und der Klassenhaß und die politischen Leidenschaften aufgepeitscht, die Gefühle der Rachsucht entfesselt und die Neigung zur Ausschreitung gefördert werden. Eine solche Ansammlung und Veröffentlichung von aufhetzerischen und am Ende die Leser zu einem neuen politischen Umsturz reif machenden Gedichten ist grade in der heutigen Zeit der politischen Hochspannung nicht zu dulden. Ihr muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegengetreten werden, da sie eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung ist. Demnach ist auch der Tatbestand des § 2 Abs. 1 der Verordnung vom 10. August 1931 gegeben.

In einem solchen Stil sprach der Oberpräsident der Provinz Brandenburg am 12. Februar 1932, und die „Roten Signale" (Neuer Deutscher Verlag) dürfen nun endgültig nicht mehr ertönen. (Guter — nicht strafbarer! — Rat an die Leser der ‚Arbeiter-Illustrierten': Schneidet euch die Gedichte aus, klebt sie auf, heftet alles zusammen, dann habt ihr eine Lektüre, in die euch kein Zensor hineinreden kann. Der Verlag darfs allerdings nicht machen. Dem wird das Klebehandwerk gelegt.) Ignaz Wrobel hat hier (1931/52) über das Verbot berichtet. In seiner Verfügung notierte damals der Zensor fein säuberlich die Seitenzahlen, auf denen die Gedichte zu finden waren, die seinen Unwillen erregt hatten. Da sieht man zum Beispiel auf der Seite 32 im Bilde die zerhackten, blutigen Gesichter von zwei Verbindungsstudenten, und Theobald Tiger hat ihnen ein paar liebevolle Verse gewidmet. Das darf nicht sein, und alles andre auch nicht. Regierung, Reichswehr, Polizei, Justiz, Religion, Waffenstudententum — sie sind tabu, und wehe dem Kritiker, der sich an sie heranwagt. Die Machthaber verstopfen sich die Ohren vor den gellenden Pfiffen der Satire und lassen den unangenehmen Gesellen das Maul verbinden. Es muß doch sehr wacklig um diese Gesellschaft stehn, wenn ihre Repräsentanten so nervös auf den Stühlen herumrutschen und gleich den Rotstift spitzen, macht einer unzarte Bemerkungen über die Güte dieser Gesellschaft.

*

Verbote, Verbote, Verbote — und fast immer nur nach links. Auf dem rechten Auge sind die Exekutoren der herrschenden Mächte anscheinend blind, was wohl daran liegt, daß man von dieser Seite genau weiß, sie wird, wenn es hart auf hart geht, keinerlei Schwierigkeiten machen, sie wird ihre Pflicht als allergetreuste Opposition Seiner Majestät des Kapitalismus erfüllen. Immer nur nach links. Aber bei alledem hat man das tröstliche Bewußtsein: in Sturmzeiten war das nie anders, und doch haben die Metterniche nicht gesiegt.

„Sturm auf Essen" vor der höchsten Instanz

Im vergangenen Sommer ließ der berliner Polizeipräsident das schnell bekannt gewordene Buch „Sturm auf Essen" des jungen kommunistischen Schriftstellers Hans Marchwitza auf Grund der Notverordnungen beschlagnahmen. Der 1929 erschienene, in mehreren Tageszeitungen abgedruckte, in fünfzehntausend Exemplaren verbreitete Roman sollte zwei Jahre später plötzlich Sicherheit und Ordnung gefährden. Der Internationale Arbeiter-Verlag hat durch Rechtsanwalt Doktor Apfel beim Preußischen Oberverwaltungsgericht Klage erhoben. Diese Klage ist kürzlich vom Dritten Senat unter Vorsitz des Präsidenten Doktor Drews abgelehnt worden. In Anbetracht der besondern Bedeutung dieses Urteils für die gesamte Literatur drucken wir im folgenden den größern Teil

der Urteilsbegründung ab. Vorausgeschickt werden muß allerdings, daß auch dieses Verdikt die Rätselfrage nicht löst, was erlaubt, was verboten ist. Wir erfahren immerhin daraus, daß dem beschlagnahmten Roman „eine vollständige Anleitung für die praktische Führung" des Bürgerkriegs zu entnehmen sei, was allein das polizeiliche Vorgehen rechtfertige. Weiter wird der Einwand des künstlerischen Wertes mit der dürren Bemerkung abgetan, die Form des Werkes bilde nur die äußere Hülle staatsfeindlicher Absichten. Wir machen uns anheischig, mit einer solchen Argumentation Hauptstücke unsrer Klassiker, wie den „Götz", „Die Räuber", „Fiesco" oder „Tell" auf ihre Verbotswürdigkeit zu untersuchen und ihre staatsgefährlichen Merkmale festzustellen. Das Preußische Oberverwaltungsgericht hat zwar sehr fleißig gearbeitet, aber trotzdem der Jurisprudenz kein Fest bereitet. Wenn es indessen Brauch werden sollte, an Hand dieser Entscheidung die klassische und moderne Literatur zu untersuchen, so bietet sich wenigstens die Aussicht auf ein recht amüsantes Gesellschaftsspiel.

*

Die Schrift schildert an der Hand der Erlebnisse einer Anzahl von Bergleuten und Arbeitern den Aufstand der Ruhrarbeiter im März 1920 und dessen Zusammenbruch. Als Motiv des Aufstandes wird, wenn auch vorwiegend nur in Andeutungen, die Ausbeutung der Arbeiter durch die Besitzenden, die Unerträglichkeit ihres Daseins gekennzeichnet (S. 8, 13, 51, 95, 112, 128). Als Führer erscheinen die vom Klassenbewußtsein und Kampfesmut erfüllten Angehörigen der Unabhängigen Sozialdemokratie und die Mitglieder des Spartakusbundes, als Vorbild die Vorkämpfer der russischen Revolution (vgl. S. 101, 112 ff., 128). Die Vertreter des Bürgertums und der Revierpolizei werden als Feiglinge (S. 20, 66, 92), die den Arbeitern gegenüberstehenden Schutzpolizisten und Soldaten als erbarmungslose Unmenschen geschildert, die die besiegten Gegner oder auch gänzlich Unbeteiligte bestialisch ermorden (S. 7, 72, 120, 122, 142, 154) und Gefangene, Frauen und harmlose Passanten feige mißhandeln (S. 20, 21, 23, 27, 37, 54, 57, 58, 155—57, 159). Von den Vertretern der Arbeiterschaft werden sie demgemäß wiederholt mit den ärgsten Schimpfworten bedacht (S. 33, 34, 35, 60 usw.). Das Auftreten unsauberer Elemente und Plünderer in den Reihen der Arbeiter wird zwar erwähnt, aber mehr episodisch behandelt, der moralische Nimbus der Führer dadurch erhöht, daß sie sich dieser Elemente energisch entledigen (S. 76 ff., 108 ff.). Als Ziel wird, wiewohl ebenfalls nur in undeutlichen Umrissen, die Machtübernahme durch das Proletariat, die endliche Befreiung der Arbeiterschaft von dem Elend ihres bisherigen Daseins, hingestellt (S. 16, 113, 149). Stets aber wird betont, daß dieses Ziel nur mit äußerster Zähigkeit und Energie und nur durch Waffengewalt erreicht werden kann. Zutreffend verweist der Polizeipräsident auf den Schluß des Buches, der diesen Gedanken in folgenden Worten zusammenfaßt:

> „Die tausend Gräber der roten Ruhrrebellen werden stets der Wegweiser sein für die frischen, roten Bataillone, die wir neu formieren werden, Genosse! Der Prolet wird wieder eines Tages mit seinen Fäusten in die Räder greifen, die Gewehre an sich reißen! Dann gibt es keinen Waffenstillstand mehr. Wir werden die, die ihn predigen, in die Ruhr werfen. Wir werden die Schwätzer aufs Maul schlagen. Nur eins wird sprechen: Unsre Gewehre."

Gegenüber dem Einwand der Klägerin, daß es genügt hätte, wenn die Streichung dieses Schlußabsatzes gefordert worden wäre, ist her-

vorzuheben, daß derselbe nur die Gedankengänge wiederholt, die auf fast allen voraufgehenden Seiten bereits Ausdruck gefunden haben, so daß seine Streichung die Würdigung des Werkes vom polizeilichen Standpunkt aus nicht zu ändern vermöchte.

Ist somit das Buch nach seiner Grundtendenz offensichtlich darauf eingestellt, den Gedanken des Bürgerkriegs im Sinne kommunistischer Ideengänge zu verherrlichen und zu verbreiten, so gibt es andererseits gleichzeitig eine vollständige Anleitung für die praktische Führung eines derartigen Kampfes. Es stellt gewissermaßen ein knapp gefaßtes Handbuch der Taktik des Bürgerkriegs dar. Die Darstellung der Kampfhandlungen in allen ihren Einzelheiten füllen viele Seiten. Der Straßenkampf (S. 61—72, 76—80), die Erstürmung besetzter Gebäude (S. 72—75, 81, 89—91), der Kampf im offenen Gelände (S. 116—141), die Sprengung einer Brücke (S. 153) werden geschildert. Für das Verhalten gegenüber der Verwendung der verschiedenen Waffengattungen auf Seiten des Gegners werden Anleitungen gegeben (S. 23, 116, 130 ff., 135). Die Fragen der Versorgung mit Gewehren, Handgranaten, Maschinengewehren und der dazugehörigen Munition (S. 29, 30, 60, 61, 152), der Beschaffung von Kraftwagen (S. 89, 96 ff.), der Verproviantierung und Beköstigung (S. 66 ff., 99 ff.), der Sorge für die Verwundeten (S. 84, 98), der Verwahrung der Gefangenen (S. 64, 119), der Beschaffung von Geldmitteln (S. 94) werden erörtert. Insbesondere die Notwendigkeit der Bewaffnung wird, wie erwähnt, unausgesetzt hervorgehoben (S. 17, 23, 24, 29, 30, 44, 65, 110, 149, 151).

In Zeiten, in denen die politischen Gegensätze aufs Äußerste verschärft sind und der auf der Gesamtheit des Volkes lastende wirtschaftliche Druck den Wunsch nach einer gewaltsamen Veränderung irgendwelcher Art in breiten Kreisen wach werden läßt, bedeuten derartige Kundgebungen eine unmittelbare Gefahr für die Erhaltung des innern Friedens. Die Gefahr erhöht sich, wenn nicht nur der Bürgerkrieg an und für sich als Heilmittel angepriesen wird, sondern gleichzeitig praktische Winke für seine Durchführung gegeben werden, die ihn besonders blutig und wirksam zu machen geeignet sind.

Die Klägerin beruft sich auf den künstlerischen Wert des Buches, der von der Kritik anerkannt worden sei. Ob demselben ein solcher Wert innewohnt, ist für die polizeiliche Beurteilung unerheblich. Nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen kommt es für die Frage des polizeilichen Einschreitens gegen ein bestimmtes Verhalten lediglich auf dessen objektive Polizeiwidrigkeit an (vgl. OVG. Bd. 87, S. 280 und die Zusammenstellung früherer Entscheidungen auf S. 283 daselbst). Wohl vermag die literarische Form unter Umständen einen an sich bedenklichen Gegenstand derart in die Sphäre künstlerischer Betrachtung zu erheben, daß eine gefährliche Wirkung ausgeschlossen erscheint. Im vorliegenden Fall bildet diese Form aber offensichtlich nur die äußere Hülle, unter der die staatsfeindliche Absicht der hinter der Veröffentlichung stehenden Kreise verborgen werden soll.

Hiernach rechtfertigte sich die getroffene Entscheidung. Die Klägerin trägt die Kosten nach § 103 des Landesverwaltungsgesetzes vom 30. 7. 1883.

SPD

Fällt der Stein auf den Krug — wehe dem Krug! Fällt der Krug auf den Stein — wehe dem Krug! So oder anders — immer: wehe dem Krug —!

Talmud

Funk in Fesseln von H. G. Kahle

Fast vier Millionen Empfangsgeräte sind bei der deutschen Reichspost registriert. Rund fünfzehn Millionen Menschen hören täglich das deutsche Rundfunkprogramm. Der Rundfunk ist zu einem politischen und kulturellen Machtfaktor erster Ordnung geworden, der heute vielleicht schon die breiten Massen mit einer stärkern Intensität als die Presse beeinflußt. Trotz der Wirtschaftskrise, den viel zu hohen Funkgebühren und dem in seiner Grundtendenz reaktionären Rundfunkprogramm wächst die Zahl der Hörer von Monat zu Monat; eine Tatsache, die von der selbstgefälligen Reichsrundfunkgesellschaft als Beweis für die Zufriedenheit der Rundfunkhörer angesehen wird. Die Ursachen für das Anwachsen der Hörerziffern liegen, so paradox es klingen mag, in der wirtschaftlichen und kulturellen Not der minderbemittelten Volksschichten. Hunderttausende von Arbeitern, Angestellten und kleinen Beamten können sich heute keinen Theater- oder Konzertbesuch, nicht einmal einen bescheidenen Kinoplatz, die wöchentliche Zeitung oder ein gutes Buch leisten. Sie entschließen sich, ein billiges Rundfunkgerät auf Stottern zu kaufen, abonnieren den Rundfunk ... und erleben binnen vierzehn Tagen eine restlose Enttäuschung: weil das Rundfunkprogramm gegen die Forderungen und Wünsche der überwiegenden Hörermehrheit zusammengestellt wird, weil der Rundfunk kein Spiegel sondern ein Zerrspiegel der Zeit ist, weil an allen Sendern mit Hilfe der raffiniertesten Geräuschkulissen Potemkinsche Dörfer vorgezaubert werden.

Nur ein kleines Beispiel: Die berliner Funkstunde veranstaltet eine Übertragung aus der Zigarettenfabrik Josetti. Für einen Teil der Belegschaft wird eine Feierschicht eingelegt. Vor leerlaufenden Maschinen und einem kleinen Kreis gesiebter Betriebsveteranen rollt ein Hörfilm aus der Zigaretteninduslrie ab, den der Rest der Belegschaft, der an andrer Stelle kollektiv mithört, als falsch, ja als verlogen bezeichnet.

Der erstaunte Zeitgenosse wird überrascht fragen, wie so etwas möglich sei. Der Rundfunk soll doch allen Schichten der Bevölkerung dienen, er ist „neutral" und „überparteilich". Da muß doch etwas nicht stimmen. Jawohl, im deutschen Funkbetrieb stimmt nicht nur etwas, da stimmt vieles nicht. Denn der Staat als Inhaber des Rundfunkmonopols übt eine außerordentlich scharfe Kontrolle über das Rundfunkprogramm aus. Die Intendanten aber, die in den Jostys der deutschen Sendestädte gerne „radikale" Diskussionen führen, zucken die Achseln und verkriechen sich hinter unbekannten Größen, die sich Überwachungsausschüsse und Kulturbeiräte nennen.

Die Überwachungsausschüsse sind die wahren Herren des deutschen Rundfunks. Sie werden von jenen beamteten Wächtern deutscher Kultur und Sitte eingesetzt, die die muffigen Amtsstuben unsrer Innen- und Kultusministerien bevölkern. Vor der Öffentlichkeit zeigen sich diese Herren nicht, die hinter schalldichten Wänden das Rundfunkprogramm zusammenbrauen. Nur einmal in der Geschichte des deutschen Rund-

funks, gelegentlich der Fünfjahrfeier der Reichsrundfunkgesellschaft, erschienen sie im vollen Rampenlicht. Es war ein erschreckender Anblick. Dutzendfache Ausgaben des unsterblichen Professor Unrat marschierten dort auf. Gerissene Muckermänner aller Konfessionen bewiesen durch ihre lautlose Anwesenheit den stillen aber um so kräftigern Druck, den die fuldaer Bischofskonferenz und das preußische Konsistorium auf den Rundfunk ausüben. Musterexemplare aus den Kultursekretariaten der SPD enthüllten ihre verstaubte Beschränktheit und ihren hoffnungslos spießbürgerlichen Horizont. Diese Nachtwächter der Kultur des andern Deutschland führen den Belagerungszustand im Äther durch, haben den Funk in unerträgliche Fesseln geschlagen. Sie tragen die Verantwortung für die endlose Kette von Zensurskandalen, die den deutschen Funkbetrieb kennzeichnen.

Die Rundfunkzensur richtet sich ausschließlich gegen links, besonders gegen die revolutionäre Arbeiterbewegung; denn für die nationalsozialistischen Interessen sorgen am berliner Sender Gerd Fricke und jener Arnold Bronner aus Wien, der sich im oberschlesischen Stahlbad zum Arnolt Bronnen verjüngte. Nationalsozialistische Kundgebungen und kirchliche Feiern nehmen im Programm viel Raum ein, während die Zensurstreiche nach links eine beliebig zu verlängernde Liste füllen.

Wir nehmen heute nur einige der krassesten Fälle heraus. Die Weltbühnen-Leser werden sich sicher noch der geplanten Diskussion zwischen Kurt Hiller und dem christlichsozialen Pater Strathmann über das Thema „Können Kriege vermieden werden?" erinnern, die dem Moloch Zensur auf Betreiben kirchlicher Kreise zum Opfer fiel. Selbst das Hörspiel eines bürgerlichen Autors, der für den frankfurter Sender seit Jahren die Zeitberichte zusammenstellt, wurde abgesetzt, weil in seinem „Affenprozeß von Tennessee" die Evolutionstheorie behandelt wurde. Ein besonderer Stein des Anstoßes für die Rundfunkzensoren ist Alfons Goldschmidt. Ein Zwiegespräch zwischen ihm und dem Inder Naidu wurde mit Rücksicht auf eine Völkerbundstagung aus dem Programm entfernt. Auch Paul Friedländer, Chefredakteur der ‚Welt am Abend', erfreut sich seit seinem Streitgespräch über die politische Jugenderziehung, in dem er den Zentrumsabgeordneten Joos ziemlich zudeckte, keiner Beliebtheit beim Überwachungsausschuß. Seine Diskussion mit Herbert Ihering „Idealismus und Materialismus", im Rahmen der Zwiegespräche „Bewegung und Schlagwort", wurde im allerletzten Augenblick, und trotzdem beide Herren schon im Funkhaus erschienen waren, abgesagt mit der Begründung, daß ein Zensor, der deutschnationale Ministerialrat Scholz vom Reichsinnenministerium, Bedenken gegen das Manuskript hätte. Der gesamte Überwachungsausschuß trat darauf zusammen und verbot kurzerhand das Zwiegespräch. Die beiden andern Zensoren waren der staatsparteiliche Abgeordnete Riedel und der Sozialdemokrat Heilmann. Das gleiche Schicksal hatte eine spätere Diskussion zwischen Paul Friedländer und dem Universitätsprofessor Heller zum Thema: „Diktatur oder Demokratie?"

Den letzten großen Zensurskandal der Deutschen Welle bildete das Verbot des Dreigespräches „Kommunismus und Eigentumsbegriff" zwischen Alfons Goldschmidt, Doktor Duncker und Professor Resch. Hierzu ist zu bemerken, daß die Deutsche Welle eine Veranstaltungsreihe durchführte, in der Vertreter aller Weltanschauungen zum Eigentumsbegriff gesprochen haben, angefangen mit den beiden großen Kirchen und abschließend mit Herrn Hilferding. In diesem Fall ist das Verbot auf ein Eingreifen des Reichsinnenministers Groener zurückzuführen, nachdem der Überwachungsausschuß bereits die Veranstaltung freigegeben hatte. Auf das Kommando aus der Bendler-Straße klappten die drei Zensoren der Deutschen Welle, Ministerialrat Scholz, Doktor Bohne, der zweite Vorsitzende des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, und der sozialdemokratische Kultursekretär Baake, gleichzeitig Leiter des reformistischen Arbeiter-Radio-Bundes, prompt um. Der nationalsozialistische Beitrag zum gleichen Thema wurde nicht verboten, er wurde nur wegen einer Verhinderung des Herrn Feder verschoben. Gegen den Vortrag des Naziprofessors Wundt über die geistigen Grundlagen des Nationalismus hatte der Überwachungsausschuß nichts einzuwenden.

Bedarf es noch eines weitern Beweises, daß sich die Rundfunkzensur gegen links im allgemeinen und gegen Kommunisten im besondern richtet? Außer diesen großen politischen Funkskandalen ereignen sich täglich Übergriffe der Ressortleiter der Sendegesellschaften, die Texte von Hörspielen und Chansons verstümmeln. So wurde der Refrain eines Tonfilmschlagers „Liebe kommt, Liebe geht, das kann keine Regierung verbieten" in „Liebe kommt, Liebe geht, das kann niemand auf Erden verbieten" abgeändert, anscheinend um die Würde der Regierung von der profanen Liebeslust abzugrenzen. Einzelne Hörspiel-Autoren könnten der Öffentlichkeit erstaunliche Tatsachen mitteilen, unter welchen Schwierigkeiten und Kämpfen mit den verschiedensten offiziellen und inoffiziellen Funkinstanzen sie die Annahme ihrer Hörspiele durchgedrückt haben. Fast ein Jahr dauerte es, bis sich die Norag dazu aufraffte, Rudolf Franks und Georg Licheys Hörspiel „Wir hatten gebaut ein stattlich Haus" umzuarbeiten und von allen schwarzrotgoldenen Reminiszenzen an die Paulskirche zu reinigen.

Eine andre Form der Rundfunkzensur ist es, wenn die deutschsprachigen Sendungen des moskauer Gewerkschaftssenders so nachhaltig gestört werden, daß ein Empfang in ganz Deutschland unmöglich gemacht wird, oder wenn Herr von Hindenburg als einziger Präsidentschaftskandidat eine Kandidatenrede hält, von der der offizielle Rundfunk behauptet, sie sei keine Wahlrede gewesen. Der Rundfunk von heute ist keine Tribüne des Fortschritts und der Freiheit sondern die Kanzel der Reaktion und des Muckertums. Die Schuld an diesem unwürdigen Zustand trifft zu einem großen Teil die deutschen Intellektuellen selbst, die sich mit geringen Ausnahmen vom Rundfunkintendanten bis zum kleinsten Rundfunkkritiker durch den Rundfunk korrumpieren lassen und den Kampf der Rundfunkhörer für ein freiheitliches Programm nur ungenügend unterstützen.

Petzet, Kuhle Wampe, Albers von Rudolf Arnheim

In einer lesenswerten Schrift „Verbotene Filme" (Societätsverlag Frankfurt am Main) gibt Wolfgang Petzet eine zuverlässige und gut belegte Beschreibung der Filmzensurstellen und ihrer Wirksamkeit. Nicht leicht, das Material für eine solche Untersuchung herbeizuschaffen, bei der Geheimniskrämerei der Prüfstellen und der Unlust der Filmfirmen, sich durch Publikation von Zensurmaterial mißliebig zu machen. Petzet, der nachdrücklich betont, daß er nicht für die Industrie sondern für den guten Film gegen die Zensur kämpfe, zeigt an einleuchtenden Beispielen, wie verworren und widerspruchsvoll die Entscheidungen, wie vieldeutig die sogenannten Richtlinien sind und mit welcher politischen Einseitigkeit Verbote erlassen werden. Die Schrift liefert gutes Material, läßt aber den Leser im Stich, wo er klare Haltung und Forderungen erwartet. Ganz scharf hätte die Grundfrage gestellt werden müssen: Soll das demokratische Prinzip publizistischer Meinungsfreiheit unbegrenzt gelten, oder muß dem Staat das Recht gegeben werden, Feindliches und Schädliches zu unterdrücken. Richtet sich der Kampf nur gegen die Anwendung der Zensur im heutigen Staat oder ist er grundsätzlich? Und wenn es hier keine Entweder-Oder-Entscheidung gibt — welche Richtlinien sind denen der Prüfstelle entgegenzusetzen? Petzet bekennt sich zu „einer gelassenen und gläubigen Liberalität als der an sich würdigen Haltung". Durch solche Unbestimmtheit — und durch den wenig geschickten Einfall, das doch richtunggebende Anfangskapitel einem sehr durchschnittlichen und durch das Zensurverbot keineswegs geadelten Kriminalreißer zu widmen — nimmt er seiner substanzreichen Arbeit die propagandistische Schlagkraft.

*

Dieser Tage fällt die Entscheidung der Filmprüfstelle über den von Bert Brecht und Ernst Ottwalt und dem Regisseur S. Th. Dudow hergestellten Film „Kuhle Wampe". Es ist zu hoffen, daß die Kommission mit Leuten besetzt ist, die viel ins Kino gehen und also den Wust von Verlogenheit und Verspieltheit kennen, der augenblicklich produziert wird. Denn dies Aufatmen vor einem Stück Natürlichkeit und Wirklichkeit gibt die richtige Grundhaltung für die Bewertung des Kuhle Wampe-Films. Die Herren Zensoren müssen sich klar machen, daß eine solche Arbeit, bei allen Unvollkommenheiten, heute eine hegenswerte Seltenheit darstellt und nicht durch kleinliche Einwände verstümmelt werden darf. Ein Eingriff verbietet sich um so mehr, als die eigentliche Handlung des Films nicht politisch ist. Sie beweist keine politische Theorie. Sondern es wird nur eine Reportage von Schauplätzen gegeben, deren Betrachtung politisch ausgewertet werden kann: Arbeitssuche, arbeitslose Familie, Kleinbürgersiedlung, Arbeitersport. Der Film weist nicht Ursachen auf sondern schildert die Sorgen der Hungernden und Wohnungslosen, die Häßlichkeit eines Biergelages und die gesunde Schönheit der kämpferischen Proletarierjugend. Im Zuschauer sollen durch bloßen Augenschein Sympathien für die Verfechter des Fortschritts

geweckt werden. Was an Argumenten geboten wird, folgt nicht aus der Handlung sondern ist reines Gespräch, so die ausgezeichnet gelungene Diskussion zwischen Arbeitern und Bürgern im überfüllten Stadtbahnwagen, eine Episode, die ohne weiteres als Kurzfilm für sich gezeigt werden könnte. Ähnlich wie dem Zuschauer geht es der Hauptfigur des Films. Der junge Mann wohnt einer Arbeitersportveranstaltung bei, die ihm gefällt. So wird er zum Mitkämpfer. Die Abneigung gegen eine allzu individuelle Handlung, die man wohl fälschlich für eine individualistische hielt, führt dazu, daß man es sich versagt, an einer lehrreichen Einzelbegebenheit den Mechanismus des herrschenden Systems und die notwendige politische Folgerung für die Betroffenen aufzuzeigen. Diese Unbestimmtheit, diese mehr hymnisch anfeuernde als aufklärende Haltung bedeutet für uns einen Einwand. Die Zensoren muß sie nachgiebiger stimmen, wie denn die notwendige Rücksicht auf die Zensur von vornherein manches Deutlichwerden verboten haben mag. Der Regisseur Dudow hat mit guten Rohstoffen gearbeitet: viele Freilichtaufnahmen, die übrigens in der unbefangenen Verwendung des natürlichen Außentons manche abergläubische Vorurteile der Tontechniker beheben könnten; Verwendung von Nichtschauspielern, denen allerdings mangels geeigneter Dialogregie die Natürlichkeit des Sprechens abhanden gekommen ist. Wunderschön einfach die beiden jungen Leute: Ernst Busch und Hertha Thiele. Die Verfasser des Films halten sich nicht an die Tonfilmgepflogenheit, lange Akte auf einheitlichem Schauplatz durchzuspielen. Sie zeigen, zumal im ersten Teil, daß man, wie beim Stummfilm, von Ort zu Ort springen kann, wobei dann manchmal in der einzelnen Szene nur Platz für einen einzigen epigrammatischen, durch seine Kürze wirksamen Dialogsatz bleibt. Sehr gut geraten der Arbeiter, der mit holpriger Stimme seiner Frau eine lüstern-schmalzige Schilderung von Mata Haris Nackttänzen aus der Zeitung vorliest; der junge Selbstmörder, der vor dem Sprung aus dem Fenster sorglich seine Taschenuhr auf den Tisch legt; die Abtreibungsvision des Mädchens, eingeleitet von einem wirkungsvollen Aufschrei der Musik. Hanns Eislers kraftvolle Lieder, von Ernst Busch sehr schön, von Helene Weigel sehr unschön gesungen, vertiefen und befeuern das Bildgeschehen. Dieser Film, sauber, gesund, fortschrittlich muß unzerschnitten vor das Kinopublikum kommen, das einer solchen Erfrischung dringend bedarf.

*

„Der Sieger" im Gloria-Palast — zwei aufdringlich von Erfolg strotzende Vokabeln. Und Hans Albers, der doch mehr kann als lächeln, ja vieles besser kann als grade lächeln, spielt die magere Bombenrolle des strahlenden Goldjungen. Nur sekundenweise darf der volkstümliche Humor dieses wertvollen Charakterspielers aufblitzen; im übrigen durchmißt er mit gefletschtem Gebiß und in elastischem Dauerlauf eine Handlung, für die er bei weitem zu schade und ein wenig zu alt ist. Die Verantwortung für das jammervolle Manuskript übernehmen zwei Autoren, und so ist nicht leicht zu sagen, was auf das Konto von Leonhard Frank geht und mit wieviel Prozent Ro-

bert Liebmann beteiligt ist. Nur: Robert Liebmann, ohne künstlerische Ansprüche, ist ein schlichter Arbeiter im Hugenberge des Herrn, während Leonhard Frank einen Namen zu verkaufen hat, und so muß man ihm deutlich sagen, daß seine Mitarbeit an diesem Schmarren eine Schande ist. Frank, der ursprünglich gepredigt hat, daß der Mensch gut sei, zeigt heute, daß der Mensch sich verbessert, und zwar mit Hilfe von Hochstapeleien und sogenanntem Glück. (Corriger la fortune, pour augmenter sa fortune.) An diesen verlogenen Radauoptimismus, an dies Handgemenge abgestandenster Zwischenfälle verschwendet der Meisteroperateur Günther Rittau seine besten Künste. Großartige Trickaufnahmen, in denen Zusammengesetztes zu phantastischen Nebelbildern ineinanderschwimmt, und erstaunliche Passagen, die das Interieur eines ganzen Hauses an dem laufenden Schauspieler vorüberjagen lassen. Wie überhaupt im Formalen vieles vorbildlich ist. Die handlungsstörenden Songs hat man den Schauspielern aus dem Munde genommen; sie werden, ähnlich wie bei René Clair und in „Kuhle Wampe", von unsichtbaren Männerchören als sehr wirksame Bildbegleitung gesungen. Die vom Geräusch der Wirklichkeit erfüllte Szene im Buchmacherladen, Ida Wüsts prasselnder Rapid-Speech über Sex appeal und Schneiderkunst und das Wolgalied der Gigolos erfreuen unser Herz. Ein bezeichnendes Produkt der Pommerproduktion — Einfälle am untauglichen Objekt. Führt denn wirklich „kein andrer Weg zur Seligkeit"? Duponts „Peter Voß" etwa will auch nichts andres sein als oberflächlichste Unterhaltungsware und ist doch frei von allen Peinlichkeiten und aufgepropften Wirkungshaschereien. Ohne Krampf und Ängstlichkeit gearbeitet, lose, lustig und gutgelaunt.

Schnipsel von Peter Panter

Höflich wie ein Engländer zu Hause. Unhöflich wie ein Engländer auf Reisen.

*

Man sollte gar nicht glauben, wie gut man auch ohne die Erfindungen des Jahres 2500 auskommen kann!

*

Kriminalroman im Bett ist schwer. Ein Bett ist doch keine Eisenbahn!

*

Und immer wieder: man stelle sich vor, wie unsre Bücher aussähen, wenn Herr Seeger und seine Mannen sie vorher zu zensieren hätten! Rundfunk und Film sehen aus wie die Literatur in einem Polizeistaat: kindisch, gefesselt und uninteressant. Zu fordern ist — immer wieder —: Filmfreiheit, Rundfunkfreiheit, und zwar völlige Freiheit. Die Strafgesetze genügen, wie bei den Büchern. Jeder Einwurf dagegen, auch solche von den Bildungsbonzen der SPD, stammt aus einem Polizeigehirn.

*

Für einen Weißen, der Afrika nicht kennt, haben die Hochzeitsgebräuche eines Negerstammes keinen Sinn — er sieht, aber begreift nichts.

Wenn man einmal aus dem Bürgertum herausgefallen ist, erscheint eine mondäne Bar in Paris sinnlos: alles fällt auseinander, die Frauen riechen nach Verwesung, die Männer wirken wie verkleidet, und eine

leere Musik macht ein vertragsmäßig ausbedungnes Geräusch dazu. Ich habe dort nie das Gefühl: wie unsittlich! Sondern ich fühle: welch Anachronismus.

*

Für die kleinen Nöte des Lebens ist unser Apparat nicht geschaffen; dazu ist er zu sehr Selbstzweck. Ärzte und Rechtsanwälte machen gewaltige Fortschritte, aber mit einer Forderung von 46,50 Reichsmark und mit einem Schnupfen bist du doch immer der Dumme.

*

In Spanien gründeten sie einmal einen Tierschutzverein, der brauchte nötig Geld. Da veranstaltete er für seine Kassen einen großen Stierkampf.

*

Auf den Völkerbund schimpfen darf nur, wer gegen die absolute Souveränität der Staaten ist. Ein Rechtsgebilde über den Staaten besitzt an Macht lediglich, was ihm die einzelnen Staaten geben. Also gibt es zur Zeit gar keinen Völkerbund, und Genf ist eine Farce. Das darf aber kein Nationaler tadeln. Er ist ja damit einverstanden.

*

Rein hippologisch betrachtet ist er vom Pferd gefallen.

*

Es ist der grundlegende Irrtum aller Dilettanten, der lyrischen Damen, romantisierenden Lehrer und katholischen Familienblattschreiber: daß, wer ergriffen sei, dadurch schon den Leser ergreife. „Aber ich habe es doch mit Gefühl geschrieben!" Ergriffen zu sein, ist eine Voraussetzung — für ein Kunstwerk bedeutet es allein noch gar nichts.

*

Warum sagen die Russen eigentlich niemals, wieviel Geld sie sich im Ausland geliehen haben, um den Fünfjahresplan durchführen zu können? Ihre Leistung verkleinerte es nicht. Es ist geschickt und gut, daß sie den Kapitalismus mit dessen Waffen schlagen — doch sollte das Geschrei über eine neue Fabrik auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Hier ist Geld investiert worden —: wird es richtig und fruchtbringend arbeiten —?

Verzeiht, o Kleriker des marxistischen Korans, mir die Sünde.

*

Eine allen Deutschen gemeinsame Literatur gibt es nicht. Bei uns liest jeder nur seins.

*

Die schönste Geschichte über Masochismus, die ich weiß:

Wir lagen in einem polnischen Nest, gleich hinter der damaligen deutschen Grenze, hinter Marggrabowa. In unserm Armierungsbataillon waren Schlesier und Berliner anmutig gemischt. Und eines sternenklaren Abends stand ich hinter einer Hausecke, da schlugen die trauten Laute der Heimat an mein Ohr. A richtich! Ich lauschte.

Es waren zwei waschechte Berliner, die sich da um die Ecke unterhielten. Der eine mußte von Beruf wohl so eine Art Zuhälter gewesen sein; jedenfalls rühmte er sich dessen und erzählte viel von einer gewissen Ella, bei der er die Spinde abjewackelt hätte. Dieses Mädchen nun hatte auch eine masochistisch veranlagte Kundschaft, die sie gut und richtig bediente. Und ich hörte:

„Ick komm also ruff bei Ellan, un die hatte sonen Meckerjreis, den mußte sie imma vahaun. Jutet Jeld — jedet Mal achssich Mark. An den Ahmt wah a ooch da. Wie ick die Korridortür uffschließe, heer ick schon von weitn: Wißte mal die Pantoffeln uffhebn! Jleich hebst du die Pantoffeln uff, du Sau! Du Hund! Heb mal die Pantoffeln uff!" — „Wat haste denn da jemacht?" fragte der andre.

„Na", sagte der erste, „ick bin rinjejangn un hab zu den altn Herrn jesacht:

Warum tun Sie denn die Dame nich den Jefalln un hehm die Pantoffeln uff —?"

Internationale Sozialisierung

von Bernhard Citron

Man hat sich die Enteignung des Kapitals, die Sozialisierung und gar die internationale Vergesellschaftung der Produktions- und Finanzwirtschaft einmal anders vorgestellt. Die internationale Sozialisierung marschiert heute im Rhythmus von Trauerweisen, und das Musikkorps an der Spitze trägt die Uniform kapitalistischer Parteien. Revolutionäre Zukunftsträume ... über Nacht in Erfüllung gegangen, obwohl die Reaktion in allen Ländern niemals so stark wie heute gewesen ist. Vielleicht spricht dies für die Kraft des sozialistischen Gedankens, daß er grade von seinen Gegnern aufgenommen und zum Teil verwirklicht werden mußte. Der Kampf Aller gegen Alle, die ungehemmte Betätigung der freien Wirtschaft hat den selbstherrlich und individualistisch denkenden Unternehmer Schiffbruch erleiden lassen. Jakob Goldschmidt, wohl die markanteste Erscheinung unter den deutschen Finanzmännern der Nachkriegszeit, wurde 1928 auf dem kölner Bankiertag mit seiner groß angelegten Charakteristik der invidualistischen Wirtschaft als der Verkünder der einzig wahren Wirtschaftsethik vom deutschen Unternehmertum gefeiert. Heute muß der Angebetete von damals, den man jetzt in die Wüste schickt, bekennen, daß jedes einzelne Glied der Wirtschaft, der öffentlichen wie der privaten, auf das andre angewiesen ist. Man wird vielleicht einen zum Rücktritt gezwungenen Bankleiter, dem noch nicht einmal die übliche Ehrung durch Zuwahl in den Aufsichtsrat zuteil geworden ist, nicht als Kronzeugen anerkennen wollen, jedoch dürfte Jakob Goldschmidt noch längst nicht zum Schweigen gebracht sein, so daß auch diejenigen, die von der allein selig machenden Privatwirtschaft überzeugt sind, Stellung zu dieser Sinnesänderung nehmen müssen.

In keinem Lande der Welt ist das Geschrei über die Betätigung der öffentlichen Hand größer gewesen als bei uns. Man hat kleine Korruptionsskandale, die in der Privatwirtschaft kaum bis an den Sitzungssaal des Aufsichtsrats gelangen würden, jahrelang breit getreten. Dennoch läßt sich kaum ein Fall gröbster Mißwirtschaft und katastrophalen Zusammenbruchs wie in der Privatwirtschaft finden. Die einzige größere Insolvenz eines öffentlichen Bankinstituts, nämlich die der Landesbank der Rheinprovinz, wird auch von dem konkurrierenden Privatbankgewerbe als unglücklicher, aber unverschuldeter Schicksalsschlag betrachtet. Die andern Bankinstitute der öffentlichen Hand, Reichs-Kredit-Gesellschaft, der größte Teil der Giro-Zentralen und Sparkassen haben trotz den Schwierigkeiten, die bei ihnen nicht kleiner als bei den privaten Instituten waren, die Wirtschaftskrise besser als jene überstanden. Natürlich ist die Tatsache, am Leben zu sein, noch kein Befähigungsnachweis. Wer in den letzten Jahren sich von jeder Betätigung zurückgehalten hat, darf zwar auf die Rettung seines Vermögens hinweisen, aber nicht auf die Erfüllung volkswirtschaftlicher Aufgaben. Diese sind aber von den öffentlichen Instituten nicht weniger genau beobachtet worden als von den privaten. Lediglich die Voraussetzungen

von Kreditgewährungen sind dem Charakter und der Tendenz der Institute entsprechend verschieden gewesen. Man hätte den Privatbanken wohl etwas mehr bureaukratische Hemmschuhe gewünscht, die das Ausgleiten auf schiefer Wirtschaftsebene verhindert hätten.

In Zeiten der Not hat sich erwiesen, daß weder das Solidaritätsgefühl noch die Hilfsreserven des privaten Unternehmertums groß genug sind, um aus eigner Kraft der bedrohten Wirtschaft zu helfen. Die letzte Zuflucht blieb stets die öffentliche Hand. Der im Wirtschaftsleben geltende Satz, daß derjenige, der Pflichten übernimmt, auch Rechte erwirbt, trifft zwar bei der Sozialisierung der Verluste nicht in vollem Maße zu, zwangsläufig hat sich aber der unfreiwillige Einfluß zahlreicher Staaten auf ihre Volkswirtschaften verstärkt. Den Grad der Sozialisierung kann man am Fiebergrad der Wirtschaftskrise ablesen. Daher ist auch der Einfluß des Staates auf die Privatwirtschaft in Deutschland besonders groß. Neben den Banken gilt dies von nicht unerheblichen Teilen der Industrie. In jüngster Zeit hat erst die Sanierung der Reedereien zu neuer staatlicher Kapitalhergabe und Machterweiterung geführt. Außer der sichtbaren Interessenphäre gibt es aber auch einen unsichtbaren Einfluß der öffentlichen Hand. Auf der Generalversammlung der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft hat der Angestelltenvertreter Marx mit Recht gesagt, daß die Kunden sich vielleicht auf der einen Seite freuen, mit einem privatwirtschaftlichem Institut weiter zu arbeiten, daß es ihnen aber andrerseits große Beruhigung einflößt, den Staat hinter sich zu wissen. Selbstverständlich ist es einer Bank oder einer Industrie-Gesellschaft, die zwar noch keine öffentlichen Mittel in Anspruch genommen hat, eine etwaige Hilfe aber als letzte stille Reserve betrachtet, nicht möglich, die Absichten der Staatsleitung zu durchkreuzen. In einer solchen Lage befindet sich der größte Teil der deutschen Privatwirtschaft.

Blicken wir auf andre Länder mit liberalen, konservativen, fascistischen oder sozialistischen Regierungen, überall bleibt der Staat die letzte Zuflucht, um die Krise ohne sichtbare Katastrophen zu überwinden. Eine übersichtliche Statistik der internationalen Konkurse lieg nicht vor. Man hat aber Berechtigung zu der Annahme, daß die Zahl der großen Zusammenbrüche ziffernmäßig geringer ist als die der mittlern und kleinern. Diese Feststellung ist zu treffen, obwohl die Großkonzerne in fast allen Ländern von der Krise am schwersten berührt worden sind. Wenn der Eisenbahnkönig Strousberg nicht in den siebziger Jahren sondern sechzig Jahre später gelebt hätte, dann würde sein Ende vermutlich auch ein andres gewesen sein. Man läßt heute in Europa ebensowenig wie in Amerika Konzerne von großer Bedeutung zusammenbrechen. Während das einzelne Unternehmen vor dem Untergang gerettet wird, schwindet allmählich die Überzeugungskraft des kapitalistischen Gedankens. So marschiert die internationale Sozialisierung, getrieben nicht vom Glauben an den Sieg des Sozialismus sondern von der Furcht vor dem Untergang des Kapitalismus.

Das verbietet keiner!

Über Tierquälereien im Film sprach Joseph Delmont im Nationalhof, Bülowstraße. Delmont ist Artist, Tierwärter, Tierfänger, Dompteur und Filmregisseur gewesen. Er hat als solcher Einblick in die Herstellung von Tierfilmen. Er führte aus, daß alle Großtierfangfilme und Afrikafilme unzählige Quälereien für die wilden Tiere enthalten. So werde zur Zeit ein deutscher Film gedreht „Atlantide", in dem verhungernde Kamele in einer belgischen Kolonie gezeigt würden. Die Filmleitung sei so weit gegangen, die Kamele tatsächlich dem Hungertode preiszugeben. Der Belgische Tierschutzverein verfolge aber die Angelegenheit. In dem Film „Trader Horn" sei einem Löwen ein Holzpfahl durch den Unterkiefer getrieben worden. In „Afrika spricht" seien einem Löwen, um ihn in allernächster Nähe mit Revolvern erschießen zu können, die Sehnen der Hinterpranken durchschnitten worden. Selbst die Kampfszene in „Simba", wo ein Löwe „gespeert" wird, sei zu beanstanden, zumal die Massai eine solche Kampfesweise nur noch gegen Bezahlung ausführen. Schlimm ginge es auch oft bei der Herstellung von Cowboyfilmen zu, in denen die Bezwingung wilder Pferde gezeigt würde. Da würden zahme Pferde durch Feuer künstlich scheu gemacht, unter den Sattel schmerzende Holzscheite gebunden, so daß das Pferd vor Pein den Reiter immer wieder abwirft. Das erst ergäbe dann die „mutigen" Szenen.

D.A.Z. 12. 3. 32

Beschlagnahmefreies Gedicht von Theobald Tiger

Ich bin klein.
Mein Herz ist rein.
Soll niemand drin wohnen als nach Belieben auszufüllen allein.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht, daß Ponds Creme das beste für die Haut ist.
Hipp.
Wer seine Obrigkeit läßt walten,
der bleibet immer wohlbehalten.
Hipp, hipp.
Wenn ich nur meinen Adolf hab,
bis an mein schwarz-weiß-rotes Grab.
Hurra.
Ein Veilchen stund an Baches Ranft,
so preußisch-blau, so lind und sanft;
da kam ein kleines Schaf daher,
jetzt steht da gar kein Veilchen mehr.
Hurra.
Ein Richter steht im Walde,
so still und stumm.
Er war republikanisch bis zuletzt,
drum haben sie ihn in den Wald versetzt,
und da steht nun der Richter,
auf seinem linken Bein,
ganz allein.
Lieb Vaterland (siehe oben).
Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
„Rechts müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei.
Die Republik kann nicht zerschellen,
Frau Wirtin hatte auch ein Ei.
Die Zeiten werden schön und schöner,
Ich denk an Männer, kühn und barsch:
An Noske, Geßler und auch Groener.
Lieb Vaterland (siehe oben).

Bemerkungen

Was der Nazi nicht darf ...

Im Parteiprogramm und in den zahllosen Enzykliken des Osaf steht genau zu lesen, wie es der Pg. anfängt, ein hitlergefälliges Leben zu führen. Er darf nichts Jüdisches berühren, keine Nichtarierin heiraten, nicht in Kaufhäusern kaufen — die Mönchsregel ist lang. Aber doch enthält sie kein Wort der zahllosen Verbote, die sie konsequenterweise aufzählen müßte. Wir haben im Folgenden versucht, sie zusammenzustellen — leider gibt es keine Exekutive, um die orthodoxen Hitleranbeter zu zwingen, sie wirklich einzuhalten.

Verboten ist — um eine kleine Auswahl aufzuzählen — der Gebrauch der folgenden, aus der jüdischen Bibel stammenden Phrasen und Zitate: Kein Nazi ist „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn", keiner ein „Kopfhänger" (Jes. 58,5), keiner ein „Lästermaul" (Salom. 4,24). In Deutschland herrscht weder „ägyptische Finsternis" noch „babylonische Verwirrung". Sie dürfen ihren Führer nicht „wie den Augapfel hüten" (5. Mos. 32,10), nicht „auf der Bank der Spötter sitzen" (Psalm 1,1), nicht „ihr Herz ausschütten" (1. Sam. 1,15), sich nicht „mit Füßen treten" lassen (Jes. 10,24). Keiner darf ein Deutscher sein „vom Scheitel bis zur Sohle" (5. Mos. 28,35), keiner „sich gütlich tun" (Kohel. 3,12), keiner „ums goldene Kalb tanzen", keinem dürfen „die Haare zu Berge stehen" (Hiob 4,15), keiner darf „auf Herz und Nieren geprüft werden" (Ps. 7,10), niemand darf ihm „ein Dorn im Auge" sein (4. Mose 33,55) ...

Verboten sind die Worte: Menetekel, Hiobspost, Amen, Moloch, Hexensabbath, Lockvogel (Jer. 5,27), Zeichen und Wunder (2. Moses 28,35), Fleischtöpfe Ägyptens (2. Moses 16,3), Abrahams Schoß, Krethi und Plethi, Hosianna und Halleluja etcetera; verboten die Taufnamen: Josef, David, Emanuel, Michael, Gabriel, Joachim, Thomas, Johann, Anna, Elisabeth, Susanne, Maria etcetera; verboten die aus dem Talmud herrührenden Sprichworte: „Im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick (Talmud Baba mezia 57 b), Gedanken sind zollfrei (Kiddusch 49 b), Jeder ist sich selbst der Nächste (Sanh. 9b), Einem Lügner glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht (Sanheddrin 89 b), Schmiede das Eisen solange es heiß ist, Unter Blinden ist der Einäugige König (Ber. r. 30), Not kennt kein Gebot (Erub 27 a), Gleich und gleich gesellt sich gern" (Baba R 92 b) — und andre, die alle auf die Parteigenossen (siehe das letzte und das erste) so gut passen. Hier sei noch hinzugefügt, daß auch Dialektworte aller Art nicht verwendet werden dürfen, da sie aus dem Hebräischen stammen; etwa „kaputt" für hin (von Kappara — dahin) oder „Kaffer" für Bauer (Kafran), Moos für Geld (maoth), kläffen für bellen (keleb), Techtelmechtel etcetera.

Mag es aber durch Training gelingen, sich die obigen Worte und Sätze abzugewöhnen, so wird es doch schwer werden, bei Lues die Behandlung mit Salvarsan (entdeckt von dem Juden Ehrlich) oder die Wassermannsche Reaktion abzulehnen. Zu schweigen von psychoanalytischer Behandlung — die ein rassischer Mann schlechterdings entbehren muß und kann — oder der Behandlung mit Insulin, das auf der Entdeckung des Juden Minkowski von 1889 beruht, des Fleckfiebers (Edmund Weil) oder der Gonorrhoe (Erreger von Albert Neisser gefunden). Daß ein teutsches Herz rasch genug schlägt, um die Aufpulverung durch Digitalis (entdeckt von dem Juden Ludwig Traube) entbehren zu können, versteht sich von selbst, ebenso die Betäubung durch Kokain (durch Salomon Stricker). Der aufgenordete Mensch läßt sich die Zähne ohne Kokain ziehen! Daß er auch Gersonkuren oder eine Steinachoperation verpönt, ist selbstverständlich!

Aber verboten sind leider auch viel näher ans Herz gehende Dinge: verboten ist — ach, man kann keine Rheinfahrt mehr machen! — das deutscheste aller deutschen Lieder: „Die Lorelei" des Juden Heine, verboten ist: „Leise zieht durch mein Gemüt ..."! Niemehr wird man singen dürfen: „Es ist bestimmt in Gottes Rat", „O Täler weit o Höhen" und „Wer hat dich du schöner Wald" — man wird sich um eine andre Vertonung als die Mendelssohns umsehen müssen. Von Juden stammen — es muß einmal zur Warnung gesagt werden — „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen" (Herlossohn), „Die alten Deutschen tranken noch eins" (Kanitz) und die Studentenlieder: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren" (A. Wollheim), „Das war der Graf von Rüdesheim" (Bloch, Benda) und „Es hatten drei Gesellen ein feins Kollegium" (Elias Salomon). Alle diese wird von nun an ein echter, rassisch fühlender Fuchs niemehr über die Lippen bringen! (Leise bemerkt: und Operetten von Offenbach bis Oskar Strauß?)

Daß kein Pg. Chloralhydrat (Entdecker Oskar Liebreich), Antipyrin oder Pyramidon (Filehne in Breslau) verwenden wird, sondern lieber mit Kopfschmerzen schlaflos bleibt, versteht sich von selbst. Aber er darf auch nicht mit dem Zeppelin fahren, weil sein Chefkonstrukteur Doktor Karl Arnstein Jude ist; er darf nicht Radio hören, weil Heinrich Hertz die Basis für die Funkentelegraphie schuf; er darf den — doch so rechtsstehenden — ‚Kladderadatsch' nicht zur Hand nehmen, da er von dem Juden Kalisch begründet wurde; er darf — wir wollen die Klosterregel nicht ins Unendliche fortsetzen — moderne Bauten in Berlin nicht bewundern, die, von Messel (Wertheim) bis Mendelssohn, von Juden stammen.

Als letztes „Verbot" sei aber betont, daß es dem Nationalsozialisten strenger Observanz unerlaubt ist, von Juden als von „fremdstämmigen Eindringlingen" zu sprechen, da die ältesten Stammtafeln (Familien Mainz, Lurie und Rindskopf) bis 1390, 1350 und 1498 zurückgehen, wobei erwähnt werden muß, daß Kaiser Konstantin im Jahre 321 nach Christus an die kölner Juden ein Edikt erließ, in dem sie „Besitzer" genannt werden, so daß angenommen werden muß, sie seien damals schon lange in Deutschland heimatberechtigt gewesen. Und — Hand aufs Herz — wer unter den „Führern" kann dies (um 300 nach Christus) mit Sicherheit von seiner Familie behaupten?

„Schwer zu sein ein Nationalsozialist!"

Paul Elbogen

Dann schon lieber Politik!

„Unser Morgenblatt, das ist ne ganz famose Zeitung", sagte unlängst ein bekannter Verleger zu mir. „So was wollen die Leute: sanfte Betrachtungen — kleinen gemütlichen Schmus, halb gebildete Abhandlungen — bloß nicht soviel Politik!" Die Auflageziffer seines Blattes scheint ihm beinahe Recht zu geben, obgleich andre Leute von der schwarzen Zunft behaupten, das „Volk" verlange einzig und allein über Politik unterrichtet zu werden. Und wie verträgt sich diese Sehnsucht mit dem ins Peinliche gestiegenen Goetherummel?

Wohin wir blicken: Goethe. Wahrscheinlich, weil wir sonst nichts zu bieten haben. Goethe in Weimar und Goethe in Frankfurt. Goethe der Mensch und Goethe der Befreier. Was ist Goethe uns Juristen? Goethe im Winter und Goethe im Frühling, Goethe und die Erwerbslosen, Goethe und die Hebammen. Goethe ein Turm, Goethe ein Sturm!

Kommt man auf irgend eine Redaktion, dann läuft die Sekretärin des Feuilletonredakteurs schweißgebadet und wie ein Huhn in einem engen Käfig, nur matt mit den Flügeln schlagend, herum. „Was ist denn los, Lilli, was haben Sie denn?" „Mensch, lassen Sie mich bloß — Joethe! Nicht wie Joethe!" „Und warum die Hetze?" „Ach Gott, der Chef

fährt doch nach Weimar, ich weiß schon nicht, wo vorn und hinten ist. Gehnse bloß nicht etwa zu ihm! Die Laune!"

Goethe kursiv und Goethe als Kasten, Goethe als Spitze (dreimal fette Borgis als Überschrift!), Goethe und das Radio, Goethe und die Homosexuellen ...

Rundfragen, Querschnitte, Rundschnitte, Querfragen. Ein zweiundzwanzigjähriger Student schreibt: „Laßt mich bloß mit Goethe zufrieden. Der Mann kann einem ja leid tun! Mir hängt er zum Hals heraus, und ich glaube, daß es den meisten so geht, sie mögen es nur nicht sagen. Wem die Klassiker in der Jugend so eingebläut sind wie mir, der rührt sie sein Leben lang nicht wieder an. Und wenn Goethe wirklich der große Mann wäre, den sie aus ihm machen, auch dann traute ich ihm noch nicht zu, daß er dieses ‚Goethejahr' überlebte. Wenn es bloß schon vorbei wäre!" Bravo, tapferer Student. Es sind die Schlechtesten nicht, die offen ihre Empfindungen sagen. Wem von uns Normalen hinge der Goetherummel nicht schon lange zum Halse heraus, und dabei fängt er grade erst an. Mehr als neun Monate liegen noch vor uns, in denen uns Goethe in Beziehung zur Umwelt vorgesetzt werden wird. Politik wird vernachlässigt, aber bei all den banalen, abgegriffenen, feinsinnigen Abhandlungen wäre es erlösend und erhebend, auch einmal Goethes Verhältnis zu ganz modernen, neuzeitlichen Errungenschaften zu beleuchten. Es käme da in Betracht: Goethe und die öffentliche Lichtwirtschaft, anläßlich seiner letzten Worte, für den Innenpolitiker: Goethe und der Osterburgfrieden (Faust I.), für den Landwirt: Goethe und die Osthilfe, für den Verband neuzeitlicher Architektur: Goethe und die Hochhäuser (Faust II.,V. Akt: mein Hochbesitz, er ist nicht rein), Goethe und die N.S.A.P. (ebenda: die braune Baute, das morsche Kirchlein, ist nicht mein), Goethe und die Kanalschiffahrt (ebenda: ein großer Kahn ist im Begriffe, auf dem Kanale hier zu sein). Von mir selbst sind zwei, das Thema erschöpfende Werke, bereits in Arbeit: Goethe und die Skandalprozesse, unter besonderer Berücksichtigung des Falles Sklarek, und: Goethe und die chinesischen Wirren.

Denn was ist uns Goethe? Ein nie versagendes, wunderbares Lexikon.

Lisa Matthias

Die armen Luder

Daß die Nazis keine Schriftsteller besitzen, die fähig sind, deutsch zu schreiben, weiß man aus den Leistungen ihrer Führer. Daß dieses Gesocks aber systematisch klaut, um den Lesern ihrer Papiere vorzuführen, was herzustellen sie selber nicht fähig sind ...

Es ist jetzt der zweite Nazi-Diebstahl, den ich hier festnagele.

Das ‚Blatt der Niedersachsen', Nat.-Soz. Tageblatt für den Gau Hannover-Ost, bringt in seiner Nummer vom 24. Februar 1932 einen Beitrag:

„Kurzer Abriß der Nationalökonomie, von Karl Murx, staatlich prämiierter National-Komiker."

Der Beitrag ist gestohlen; er hat hier unter derselben Überschrift am 15. September 1931 gestanden und war damals Kaspar Hauser gezeichnet.

Stehlen — sich die deutsche Nationalität ermogeln — lügen — stehlen —: es sind arme Luder.

Kaspar Hauser

Ufa und Autoren

Die Ufa stellt einen neuen Werner Krauß-Film nach Motiven von Balzacs „Oberst Chabert" her. Anläßlich dieses Films ist es zu Streitigkeiten zwischen der Ufa und Filmschriftstellern gekommen, die den Anspruch erheben, diesen Film angeregt und mitvorbereitet zu haben. In meinem besondern Fall wird alles Rechtliche auf dem Prozeßwege geklärt werden. Für die Öffentlichkeit wissenswert scheint mir nur, daß es mir durch glücklichen Zufall möglich ist, schlüssiges Beweismaterial für etwas beizubringen, was andre Autoren oft behauptet haben, ohne es recht belegen zu können: daß nämlich die Ufa im Umgang mit Autoren vor bewußten Verdrehungen nicht zurückschrickt.

Ich unterstelle, daß ich nicht der einzige bin, der der Ufa den „Obersten Chabert" als Filmstoff vorgeschlagen hat. Darum handelt es sich hier aber gar nicht. Die Ufa behauptet, daß ich ihr den „Chabert" wohl vorgeschlagen habe, aber nicht in moderner Fassung. Erst ihr Chefdramaturg, Herr Podehl, habe mich darauf hingewiesen, daß „Chabert" nur in moderner Fassung brauchbar sei, „denn selbstverständlich sei das bloße Hinschleudern des Titels eines so bekannten Buches ohne Bedeutung". „Erst daraufhin hat Koffler versucht, ein Exposé in moderner Form für sich auszuarbeiten." Dies Exposé habe Herrn Podehl nicht gefallen. Koffler habe jedoch die Hoffnung nicht aufgegeben und eine neue Bearbeitung des Stoffes eingereicht, die aber ebenfalls nicht gefallen habe und zurückgegeben worden sei. Für die Ufa stehe also nichts im Wege, das Manuskript durch Herrn Robert Liebmann ausführen zu lassen. Ich erhielt meinen zweiten Entwurf, den ich in zwei Exemplaren eingereicht hatte, mit dem Bemerken zurück, die Ufa habe beschlossen, das Projekt zur Zeit zurückzustellen. Aber nur ein Exemplar — das zweite hätte der Produktionsleiter, Herr Stapenhorst, eingefordert. (Ich habe es bis heute nicht zurückerhalten.)

Die Ufa hat Pech. Mein Entwurf zu einer modernen Fassung des „Obersten Chabert" lag, bevor ich ihn der Ufa einreichte, schon seit zwei Monaten beim Pressechef der Terra, von dem ich ihn mir für die Ufa ausbat. Die Anregung zu einer modernen Fassung kam mir also nicht von Herrn Podehl. Zweitens: jene zweite Fassung stellt keineswegs einen neuen Entwurf da, sondern ist nichts als eine auf Herrn Podehls Wunsch hergestellte detaillierte Ausgestaltung der ersten. Zum Beweis dafür liegt — von mehreren Zeugen und der Korrespondenz mit der Ufa abgesehen — eine Zwischenfassung vor, die ich mit Herrn Podehl durchgesprochen und in der ich mir seine Einwände und Wünsche an Ort und Stelle mit Bleistift notiert habe. In der letzten Fassung habe ich diese Korrekturen dann verwertet. Es handelt sich also nicht um einen neuen Entwurf nach Ablehnung des ersten sondern um eine Ausgestaltung des ersten, die ich im Auftrage Herrn Podehls und unter seiner Mitarbeit hergestellt habe.

Die Ufa scheut also in ihrem Umgang mit Autoren nicht davor zurück, klare Tatbestände zu verdrehen. Zum Schluß noch dieses: Als ich auf ähnliche Fälle von Autorenausbeutung hinwies, gab man mir in der Rechtsabteilung der Ufa die Antwort: falls ich damit etwa auf die Veröffentlichungen der ‚Weltbühne' anspielen wolle, so rate man mir, sich auf dies Blatt lieber nicht zu berufen; denn ich würde sonst vor Gericht einen sehr schlechten Eindruck machen! Es bleibt nichts übrig, als zu hoffen, daß auch die Ufa vor Gericht einen sehr schlechten Eindruck machen wird.

Dosio Koffler

Berlin und Paraguay

In Lugano saßen wir, eine unwahrscheinlich bunte Gesellschaft.

Der Herr aus Paraguay erzählte von den Peonen. Peon: in Spa-

nien bedeutet es einfach Bauer; in Latein-Amerika versteht man darunter den Viehhirten. Jeder von ihnen hat zwei Pferde — fünf oder sechs Peone halten, fast ewig im Sattel, eine Riesenherde von zehn-, zwölftausend Rindern im Zaum. Die Peone sind die gebornen Reiter, von prachtvoll primitiver Ritterlichkeit. Einmal galoppiert solch ein junger Peon vor seinen Herrn, schlägt mit edelm Anstand den Mantel über die Schulter und sagt: „Señor, ich brauche zweihundert Pesos Vorschuß." Vierhundert Mark also — es ist der Lohn von zehn Monaten, Donnerwetter. Aber man darf einem Peon keine Bitte abschlagen — er geht sonst, beleidigt, auf der Stelle aus dem Dienst. „Gut", erzählt der Herr aus Paraguay, „ich gab ihm die zweihundert Pesos. Und was, meinen Sie, fing er damit an — mit dem Lohn von zehn Monaten? Zunächst verschwand er. Am dritten Morgen war er wieder da — aus der Stadt Conception, auf todmüdem Gaul, achtzig Meilen hin, achtzig zurück — und das Handpferd war über und über bepackt mit Raketen — für zweihundert Pesos Raketen. Am Abend brannte der Peon all diese Raketen in einer Viertelstunde ab: er hatte sich verlobt; und das Feuerwerk hatte die Freudenkunde der Nachbarschaft bekanntzugeben. Was sagen Sie zu diesem Menschen? Sein Vermögen buchstäblich verpulvern vor Jubel — ist das nicht Grandezza? Großmut? Stolz?"

Die Damen ergingen sich in Bewunderung des prachtvoll dreisten Bräutigams.

Still hatte bisher Stobitzer dagesessen — Stobitzer, Kaufmann aus Berlin. Mummelte an seiner Zigarre — endlich brummte er:

„Ick hab 'n Laden am Kurfürstendamm, ziemlich bekannten jroßen Laden. Wenn ick in zehn Monaten zweohundert Pesos rein verdienen könnte — ick würde ooch Raketen abbrennen."

Roda Roda

Von Mozart bis Friedrich den Großen

An einem ganz ähnlichen Tag, wie vor 140 Jahren — bei Schnee, Regen und Wind — wurde unlängst die Gedenktafel an der Stefanskirche enthüllt, die an die unerquicklichen Umstände bei Mozarts Tod und Begräbnis erinnern soll. Der Sarg ist an der Louis-XVI-Halle neben dem Capistron-Denkmal eingesegnet worden und wurde dann ohne Begleitung in den Sankt-Marxes-Friedhof befördert, wo er in einem Massengrab verschwand. Niemand weiß heute mehr wo. Die Wenigen, die dem Sarge folgten — Begräbnis III. Klasse: 8 Gulden 36 Kreuzer, Leichenwagen: 3 Gulden —, kehrten vor Schnee, Regen und Wind schon in der Schülerstraße, im I. Bezirk, zurück.

Mozart war schon zu seinen Lebzeiten ein anerkannter Künstler. Viele hielten ihn für den größten lebenden Musiker. Er fand auch Gönner, und diese Verbindung zwischen der österreichischen Aristokratie und dem mit sechsunddreißig Jahren in Schwindsucht und Elend verkommenem österreichischen Genie gehört zum „österreichischen Barock". Wie sein Tod und Verschwinden im Massengrab als eine rührselige Biedermeiergeschichte weitergegeben wird.

Man sagt, daß heute der Künstler auf den Markt gehen und dort Ruhm und Geld finden kann. Der anerkannte Künstler gehöre zu den Spitzen unsrer Gesellschaft und die Auffassung der Großen unsrer Zeit über die Stellung des Künstlers habe sich gründlich geändert...

Wirklich?

Da muß ich eine Anekdote erzählen, die ich auch eine historische nennen könnte. Im Jahre 1916 war ich als Berichterstatter in Kowno im Hauptquartier von Hindenburg. Meine Artikel mußten selbstverständlich der Zensur vorgelegt werden, und ein österreichischer Generalstabshauptmann hatte die Aufgabe, mit mir über die Einwendungen der Zen-

sur zu verhandeln. Eines Tages läßt er mich wieder rufen.

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen", sagte er zur Einleitung, „glauben Sie nicht, daß wir nicht wissen, wer Beethoven war. Sie schreiben aber hier an einer Stelle: „... vor mir taucht die hünenhafte Gestalt und die Maske auf, die heute schon so allbekannt ist, wie die Beethoven-Maske...' Ich möchte Sie gefälligst bitten" — und hier wurde der Ton des Generalstäblers streng — „Sie müssen es verstehen, das geht doch nicht. Wir wissen sehr gut, was Beethoven ist! Sie vergleichen aber den Feldmarschall — mit einem Musiker! Das kann keinesfalls bleiben... Wir werden hier" — und seine Stimme wurde teils versöhnlich, teils triumphierend — „Friedrich den Großen setzen..."

Und schon schwang er den Blaustift. Und so ist es auch gedruckt erschienen. Hindenburg mit der Maske Friedrichs des Großen.

Nur ein Musiker... Also: ich weiß nicht, wenn Mozart noch einmal stürbe...?

Paul Kéri

Hörspiel in Naturfarben

So nahm der Kalif das Leben irgend eines hilflosen Menschen, der zufrieden war in seinem kleinen Haus und in seinem kleinen Garten und sich der Bläue glücklicher Tage freute. Dieses Leben färbte er mit dem Purpur der Macht, brachte Streifen hinein mit dem Scharlach der Lust; dann überzog er es mit dem tiefen Grau der Erniedrigung und fleckte es mit dem grellen Rot der Pein: dieses alles aber umsäumte er mit dem schwarzen Bord der Vernichtung.

Eilnachrichten des Westdeutschen Rundfunks

Goethe und . . .

Verleger gesucht
für
Goethe und die Südslawen
und
Goethe und Amerika
Dr. L. Brajjer
Stamparija Pleitz
Veliki Beckerek
Jugoslawia

Inserat

Brüning seiner Zeit voraus

Reichskanzler Dr. Brüning traf Dienstag abend, 11.30 Uhr, mit dem fahrplanmäßigen Schnellzug, von Berlin kommend, in Begleitung von Staatssekretär Dr. Pünder in Weimar ein.

Deutsche Allgemeine Zeitung
Dienstag morgen

Liebe Weltbühne!

Norbert Schiller kommt mit Manuskripten in ein illustriertes Blatt, in dem sich einmal wöchentlich die Welt spiegelt. Die Redaktion erfreut sich wegen ihres ausgedehnten Fremdenverkehrs und ihrer gemütlichen Kaffeestunden allgemeiner Beliebtheit.

Dort begrüßt ihn die Vorsteherin des gastfreundlichen Hauses: „Ah, der Herr Schiller — welch angenehme Abwechslung im Goethejahr!"

Hinweise der Redaktion

Darmstadt

Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Vorträge. Dienstag (5. 4.) 20.00. Musikverein, Wilhelm-Glässing-Str. 24: Droht ein neuer Weltkrieg? K. A. Wittfogel.

Bücher

M. Iljin: Fünf Jahre, die die Welt verändern. Malik-Verlag, Berlin.
Robert Neumann: Die Macht. Paul Zsolnay, Wien.

Rundfunk

Dienstag. Langenberg 18.40: Künstler und Auftraggeber, Adolf Behne. — Berlin 19.30: Reise in Spanien, Ernst Toller. — Breslau 19.30: Vom Mißtrauen gegen unsre Zeit, Ludwig Marcuse. — Königsberg 19.30: Utopie von gestern – Technik von heute, Waldemar Baumgart und Ernst W. Freißler. — Frankfurt 21.15: A. M. Frey liest. — **Mittwoch.** Berlin 22.15: Arbeitslosigkeit in den U.S.A. von Actualis. — **Donnerstag.** Königswusterhausen 17.30: Vom Werden heutiger Künstler, Paul Westheim. — **Sonnabend.** Königsberg 19.05: Baumwolle und Petroleum von B. Traven.

Antworten

Reichswehrminister Groener. Das ‚Hamburger Fremdenblatt' vom 10. März berichtet über eine Rede des Bürgermeisters Petersen: „In tiefempfundenen Worten und mit charakteristischen Einzelzügen zeichnet Dr. Petersen die heroische Gestalt Hindenburgs, die erinnere an Bismarck, an den alten Kaiser. Er erzählte dabei auch ein persönliches Erlebnis von Hindenburgs Besuch in Hamburg: Als er mit Hindenburg durch die Stadt zum Hafen fuhr, schrie ein kommunistischer Sprechhor am Wege: ‚Massenmörder! Massenmörder!' Ich sagte: ‚Herr Reichspräsident, es gibt überall Irrsinnige! Es gibt auch bei uns in Hamburg Irrsinnige!' Da sah mich der alte Herr sehr ruhig an und sagte mit einem überlegenen Lächeln: ‚Massenmörder? — Das ist doch Ansichtssache.'" Was sagen Sie dazu? Sie wollen doch jetzt, nach der ‚Weltbühne', auch das ‚Tagebuch' beim Kanthaken nehmen. Wann stellen Sie denn nun Strafantrag gegen den Herrn Reichspräsidenten?

Arthur Ernst Rutra. Sie senden uns folgende Resolution: „Die münchner Volksbühne ist eine Gründung der Sozialdemokratischen Partei, wird von einem sozialdemokratischen Stadtrat geleitet, und in ihrem mehrköpfigen Kunstbeirat sitzt wenigstens ein Herr, der sich als Redaktionsmitglied der ‚Münchener Post' doch zur Sozialdemokratischen Partei bekennt. Aber schon der angestellte dramaturgische Beirat ist ein Schriftsteller: Paul Alverdes, der als Autor des Georg Müller Verlages über dem Verdacht einer kulturellen ‚Linksorientierung' steht. Das zeigt sich auch in der Auswahl der Stücke, die von der Volksbühne ihren Mitgliedern im Verlaufe der letzten Jahre zugedacht worden sind. So wurden in den beiden abgelaufenen Jahren Kolbenheyers ‚Jagt ihn — ein Mensch!' und ein Stück um den salzburger Erzbischof ‚Paris Graf von Lodron' für die Mitglieder angenommen, ein wohlgemeintes Werkchen von Bassermann-Jordan, einer münchner Lokalgröße, die neben dem Kritikeramt am ‚Bayrischen Kurier' eine einflußreiche Stellung in der zweiten großen münchener Theater-Besucherorganisation, der katholischen ‚Theatergemeinde' innehat; und ebenso selbstverständlich wurde Kolbenheyers zweites, gleichfalls am bayrischen Staatstheater gespieltes Stück ‚Das Gesetz in Dir' den Mitgliedern der Volksbühne vorgesetzt, das — wie sein Vorläufer — ebenfalls im Verlage Georg Müller erschienen ist, und eben erst die jüngste Errungenschaft des Staatstheaters, der ‚18. Oktober' von Schäfer. Die Besucher der Volksbühne konnten ihre Eindrücke mit den Gästen der weltanschaulich heterogenen Theatergemeinde austauschen, die ihrerseits gleichfalls diese Stücke erworben hatte. Die Homogenität in der künstlerischen Betreuung beider Besucherorganisationen zeigt sich aber auch in der Ablehnung von Stücken, von der allerdings in erster Linie die münchner Kammerspiele betroffen werden, die für Wolffs ‚Cyankali' und Döblins ‚Ehe' vergebens bei der Volksbühne angeklopft haben, während Lampels ‚Revolte im Erziehungshaus' erst nach langem Zögern und auf intensives Verlangen der Mitglieder angenommen wurde. In diesem Jahre bildete lediglich ‚Das weiße Rößl' einen Unterschied in der Repertoiregestaltung, das von der münchner Volksbühne für ihre Mitglieder gut befunden, von der Theatergemeinde jedoch aus kulturellen Gründen abgelehnt worden war. Die Volksbühne hat allerdings die Möglichkeit, spielplanbildend zu wirken und alljährlich ein Stück an beiden münchner Bühnen zu verlangen. Von diesem Recht hat sie jedoch bisher nur zweimal Gebrauch gemacht: als sie vor einigen Jahren ihr Jubiläum feierte und die Kammerspiele mit ihrer Unterstützung ein ‚revolutionäres' Stück spielen wollten, wählte sie aus einer Reihe von Vorschlägen Georg Kaisers romantischen ‚Oktobertag' und setzte sich im vorigen Jahre beim Staatstheater für Pen-

zoldts ‚Portugalesische Schlacht' ein, wobei sie diesmal behutsamerweise als zweites Stück Wolffs ‚Matrosen von Cattaro' vorschlug. Man konnte diese schöne Geste ruhig wagen, denn die Gefahr, daß das bayrische Staatstheater Friedrich Wolff spielen würde, bestand — wie der Kunstbeirat der Volksbühne sehr wohl wissen mußte — auch nicht einen einzigen Augenblick lang. Diese Feststellungen werden von den Unterzeichneten einmal darum gemacht, weil nicht einzusehen ist, warum München zwei weltanschaulich getrennte Besucherorganisationen haben soll, deren eine — die Theatergemeinde — ihr künstlerisches Programm durchaus zurecht in strenger Linienhaltung verficht und damit beinahe auch das Programm für die andre entwirft, so daß man die künstlerischen Beiräte ruhig vertauschen könnte, ohne daß in der Spielplangestaltung beider Verbände eine besondere Änderung wahrzunehmen wäre. Ferner werden sie darum gemacht, weil dem gegenwärtigen Kunstbeirat der Volksbühne in seiner seit Jahren starren Zusammensetzung der Sinn für Ziele und Aufgaben einer Volksbühne abhanden gekommen zu sein scheint und eine Änderung durch Einsicht, trotz Vorstellungen, Mahnungen oder Beschwerden, nicht mehr zu erwarten ist." Unterzeichnet von A. M. Frey, Oskar Maria Graf, Ödön Horvath und A. E. Rutra.

Liga gegen Imperialismus. Wir veröffentlichten in der Nr. 49 des vergangenen Jahres einen Artikel von Asiaticus über M. N. Roy. Asiaticus appellierte dabei an die proletarischen Organisationen, Hilfsaktionen für Roy, der sich im Gefängnis befand, in die Wege zu leiten. Er machte den betreffenden Organisationen, also auch Ihnen, zum Vorwurf, daß Sie sich für Roy nicht einsetzten, weil er Differenzen mit der III. Internationale gehabt habe. Ihre Absicht, uns sofort eine Entgegnung zu übermitteln, scheiterte an der bekannten polizeilichen Beschlagnahme Ihres gesamten Materials, worunter sich auch das vorbereitete Manuskript befand. Sie lassen uns nunmehr eine Darstellung zugehen, aus der wir entnehmen, daß Sie Ihrer Auffassung nach gewichtige Gründe haben, für Roy keine Sonderaktionen vorzunehmen sondern seinen Fall als einen der vielen Unterdrückungsmaßnahmen Englands gegen die revolutionäre Bewegung in Indien zu betrachten. Sie werfen Roy vor, daß er durch sein Verhalten die Gewerkschaftsbewegung Indiens gespalten habe; daß er eine opportunistische Politik treibe; daß er an den englischen Gewerkschaftskongreß ein Begrüßungstelegramm gerichtet habe. Sie sehen in diesen und andern Maßnahmen ein Abweichen Roys von der einzig richtigen Linie des revolutionären Kampfes in Indien. Ihrer Ansicht nach hat Roy durch sein Verhalten gegenüber den bürgerlichen Kreisen der revolutionären Bewegung Indiens die Kampffront des Proletariats geschwächt. Darum glauben Sie von einer Sonderaktion für Roy Abstand nehmen zu müssen, betonen aber, daß Sie den nunmehr mit zwölf Jahren Verbannung Bestraften natürlich nicht von Ihrer Forderung nach Befreiung aller verurteilten Revolutionäre Indiens ausnehmen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. April 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Alba im Schlafrock von Carl v. Ossietzky

Im vorigen Heft der ‚Weltbühne' hatte sich durch zahlreiches Material und einige notwendige Bemerkungen dazu zwanglos eine Sondernummer „Zensur" gefügt. Wem unsre Feststellungen etwas zu pessimistisch erschienen, der ist inzwischen auf höchst drastische Weise belehrt worden. Denn inzwischen hat das Reichsministerium des Innern das Verbot des Films „Kuhle Wampe" vor der Prüfstelle vertreten und durchgesetzt. Gleichfalls vor acht Tagen hat Rudolf Arnheim diesen Film, den bereits Verbotsgerüchte überschatteten, hier gewürdigt. Dieses Verbot krönt frühere Zensurskandale aufs würdigste. Abwechslungshalber haben diesmal keine militärischen Momente mitgespielt sondern, wie vor alters, Kirche und Sittlichkeit. Aber den Zivil-Schleichern im Reichswehrministerium des Innern paßt eben die ganze Richtung nicht, der Film nicht und seine Motive, und die Autoren erst recht nicht. Sonst würden die Herren nicht außer Acht lassen, daß grade dieser Film Gesundheit und Ertüchtigung des Körpers feiert, zwei Dinge, die der militärische Chef dieser Behörde doch sonst als gut zu feiern pflegt. Besteht hier wieder ein Kompetenzkonflikt zwischen Krieg und Innerm? Wünscht der Innenminister fromme und gutgesinnte, wenn auch rachitische Soldaten, während sein militärisches alter ego naturgemäß auf seelische Ornamentik weniger Wert legen muß als auf grade Knochen? Wir wissen, daß Groener es schwer hat. Als ministerieller Hermaphrodit steht er oft vor harten Aufgaben, und er findet die Synthese darin, indem er in den verschiedenen Funktionen gleichartig versagt.

Die „Egmont"-Aufführung im berliner Staatstheater hat bei der Kritik und bei einem großen Teil des Publikums eine sehr schlechte Note gefunden. Es wurde neben manchem Andern bemängelt, daß der ausgezeichnete Schauspieler Aribert Wäscher den Herzog von Alba nicht wie üblich im dunklen Brustharnisch spielte sondern in einem gemütlichen wattierten Schlafrock. Ich habe diese Vorstellung nicht gesehen und kann deshalb auch keine Meinung darüber haben, aber nicht alle modernen Regisseureinfälle sind ansprechend. So entsinne ich mich, vor einigen Jahren einen Schauspieler erlebt zu haben, der Philipp II. als Homosexuellen spielte und den stattlichen Darsteller des Marquis Posa während seiner langen Rede lüstern anblinzelte und endlich am Kinn krabbelte. Aber die offiziellen Besucher der „Egmont"-Aufführung, worunter sich vielleicht auch die Filmhenker aus dem Reichsinnern befanden, hatten am wenigsten Veranlassung, eine solche

Auffassung der Albafigur abzulehnen. Denn dieser Diktator im Schlafrock, dieser gar nicht imposante, gespenstisch meckernde Vertreter der Staatsraison, der den Artikel 48 von Madrid nach Flandern und Brabant importiert, ist die beste Symbolisierung der Methoden, nach denen wir regiert werden. Es muß ein seltsamer Theaterabend gewesen sein. Im Parkett saß befrackt und bebändert der Staat, oben auf der Szene geisterte sein Bild.

Ich möchte hier beileibe nicht Kostümgeschichte oder sonstige Geschichte treiben. Aber Fernando Alvarez Toledo Herzog Alba ist durch die Jahrhunderte eine volkstümliche Personifizierung fanatischer Ordnungsretterei geblieben, und die aktuelle Verbindung für unsre Zeit stellt sich leicht her, wenn wir ihn als Erfinder dessen vorstellen, was wir heute „wirtschaftliche Notverordnungen" nennen. Durch die „Drei Dekrete" vom März 1569 mußte jedermann von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen ein Prozent abgeben, fünf Prozent bei Verkauf von Grundeigentum, zehn Prozent von jeder verkauften Ware. Als dann aber kein Geld einkam, wohl aber Tumulte entstanden, schuf dieser Klassiker des Ausnahmezustandes seinen Vierten Strafsenat, den „Rat der Unruhen". Die historische Wirkung ist bekannt. Nach sechs Jahren zog Alba davon, Leichenhügel hinter sich lassend, von den Flüchen und dem Hohn Europas verfolgt. Aus dem von ihm tyrannisierten Boden wuchs eine neue unabhängige Republik.

Die deutsche Reaktion von heute hat nicht die Kraft, einen Alba zu produzieren. Diese harte, sehnige Gestalt aus der Gegenreformation, mit Gott, den Priestern und Juristen in bestem Einklang, frei von Skrupeln, mit einer Seele ohne Hintertreppe in private Moralauffassungen, kann sich nicht in Zeitläuften entwickeln, deren regierende Schichten unter dem Druck eines schlechten sozialen Gewissens agieren. Diese so stramm diktierenden Staatslenker laufen herum, halb die Verfassung, halb fascistische Kinderspiele im Herzen, eingewickelt in einen biedern wattierten Schlafrock, der mehr verbirgt als die Linien des Körpers. Wir leben in einer Diktatur, aber ihr Terror, noch immer unblutig, gibt sich hausbacken, treuherzig, schlichtbürgerlich, als Dienst am gemeinen Besten. Eine solche Politik ist weniger schrecklich als ärgerlich. Sie scheut das Blut. Sie schlägt nicht tot, sie räuchert aus. Sie versöhnt sogar manchmal durch ihre unfreiwillige Komik.

Gibt es zum Beispiel ein zweites Land auf Gottes Erde, wo ein solcher Konflikt möglich ist, wie der zwischen Groener und Severing über die preußische Polizeiaktion gegen die Nazis —? Das heißt, ein richtiger Konflikt ist es nicht, denn der preußische Vertreter vor dem Staatsgerichtshof zieht mit verbindlichem Lächeln ein von Groener eigenhändig unter-

fertigtes Schreiben aus der Mappe, das, wenigstens für den gesunden Menschenverstand, Preußens Vorgehen legitimiert. In der Rechtspresse aber hält man entgegen: gewiß hat Groener unterschrieben, aber diese Unterschrift ist ihm abgelistet worden; er kannte den Inhalt des Schreibens nicht. Das wird in allen Rechtsblättern behauptet, und vom Reichsinnenministerium ist keine stichfeste Erklärung zu erlangen. Oder aber: über den Empfang der Naziführer bei Groener wird von diesen die Lesart ausgegeben, der Minister billige die preußische Aktion nicht. Das Ministerium rückt zwar von dieser Lesart ab — aber wie? Und die grade Herrn Groener besonders gewogene Presse vom Schlage der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' schreibt weiter, Groener denke gar nicht daran, Severing rechtfertigen zu wollen und habe das auch niemals getan. Vor dem Staatsgerichtshof vergleicht sich Severing mit Hitler in aller Stille, die Streitobjekte verschwinden plötzlich, eine amtliche Darstellung der Vorgänge ist nicht zu erlangen, und in der Presse führen die verschiedenen Lesarten eine katalaunische Schattenschlacht weiter.

Wenn ein Mann wie Groener einen so wichtigen Fall dem allgemeinen Rätselraten überläßt, wenn er sogar den Vorwurf auf sich sitzen läßt, ein wichtiges Schriftstück unterschrieben und nicht gelesen zu haben, so läßt sich bei diesem kräftigen Sechziger schließlich nicht Altersschwäche annehmen sondern ein politisches Motiv. Der Herr Minister zweier Ressorts will gewiß den Staat verteidigen, aber er will auch dessen Feinde nicht verletzen. Der Verfassungsminister will Hitler in den Schranken halten, der Militärminister ihn für wehrpolitische Interessen nutzbar machen. Beide Groenerhälften sträuben sich gegen die Präsidentschaftskandidatur Hitler, aber mindestens die eine davon möchte spätere Möglichkeiten für Preußen, für das Reich offen lassen. Ein solches Spiel wäre eines Talleyrand würdig gewesen, auch der lächelnde Bülow konnte das. Aber Herr Groener ist kein wendiger Diplomat und überhaupt kein großer Geist sondern ein durchschnittlicher General, ein Politiker von spießigen Ordnungsbegriffen, wenn schon ein Alba, dann einer im gefütterten Schlafrock. Groener hatte Meriten als Chef des Transportwesens, der andre Transportfachmann ist russischer Reitergeneral. So seltsam ist es oft im Leben.

Groener hat den Ehrgeiz, gleichzeitig an den zwei großen politischen Hochzeiten teilhaben zu wollen. Ich bin nicht geneigt, Herrn Groeners Rundungen Unrecht widerfahren zu lassen, aber um zugleich bei der Republik und beim Fascismus zu sitzen, dazu langt nicht einmal der dickste deutsche Ministerarsch. Groener wird bald zwischen die Stühle plumpsen, und niemand sollte den Sturz aufhalten. Nur scheint es notwendig, daß die Republik rechtzeitig ihr Tafelservice in Sicherheit bringt.

Die jüngste Partei von Hans Deutsch

Man setze den Fall, die Kommunisten hätten sich mit Putschabsichten für die Nacht der Präsidentenwahl getragen, sie hätten nach deren Bekanntwerden beim Staatsgerichtshof Rückgabe des polizeilich beschlagnahmten Materials verlangt. Wir brauchen nicht zu schildern, was geschehen wäre. Die völlig andersartige Behandlung der Nazis vor dem Staatsgerichtshof zeigt, wie ernst die Gefahr der legalen Fascisierung noch immer ist.

Und dabei ist die Arbeiterschaft uneiniger denn je. Der ‚Vorwärts' erzählt, wie weit es die Arbeiterschaft in Deutschland gebracht habe, weil sie Hindenburg wählen darf; die ‚Rote Fahne' ist zwar etwas betreten über den Mißerfolg der Kommunisten bei der Präsidentenwahl; aber die obern Instanzen der Partei versuchen, sich von aller Schuld reinzuwaschen, und schieben den Mißerfolg auf die schlechte Durchführung der Linie durch die untern Funktionäre. Und während die Kommunisten behaupten, daß sie die gesamte Arbeiterklasse gegen den Fascismus führen wollen, schreiben sie jeden Tag einen Artikel, daß die neu gegründete SAP zur Zeit Hauptfeind sei und wichtigstes Angriffsziel.

In diese Epoche ärgster Zersplitterung der deutschen Arbeiterbewegung fällt der erste Parteitag der Sozialistischen Arbeiterpartei, die jetzt etwa ein halbes Jahr alt ist. Ihre Kaders bildeten oppositionelle Sozialdemokraten, die im Gegensatz zur Tolerierungspolitik gestanden hatten. Die Partei hatte ihre Stützpunkte in Zwickau, Plauen, Breslau, Frankfurt. Allmählich stießen zu ihr die ehemalige USPD, der Sozialistische Bund, dessen führender Kopf Ledebour war, und zuletzt die Minderheit der Kommunistischen Opposition, in der neben Paul Frölich vor allem die entscheidenden Gewerkschaftsfachleute der KPD vertreten waren. Dazu stießen radikale Pazifisten, die die Panzerkreuzerpolitik der Sozialdemokraten nicht mitmachten.

Die SAP hatte sich vor einem halben Jahr ein vorläufiges Aktionsprogramm gegeben, von dem man mit einigem Recht sagen konnte, daß es, als es in Druck ging, bereits veraltet war; dieses Programm hielt noch an vielen demokratischen Illusionen fest, während der größte Teil von den Mitgliedern der neuen Partei bereits viel weiter fortgeschritten war. In dem halben Jahr hat die junge Partei ständig weiter zugenommen. Ende Januar hatte sie bereits 52 000 Mitglieder und wird jetzt knapp von 60 000 entfernt sein. Allerdings ist das Wachstumstempo nicht so groß gewesen, wie es manche, die aus der Sozialdemokratie kamen, zunächst gehofft hatten.

Die Mängel des vorläufigen Aktionsprogramms wurden in der politischen Arbeit vielfach empfunden, und so sollte der erste Parteitag zunächst ein Programm formulieren. Es lagen dazu größere Vorarbeiten vor: der Programmentwurf von Zweiling-Sternberg, die den linken Flügel innerhalb der Partei darstellten; und der von Fritz Lewy-Weckerle, die die Ansichten der Mittelgruppe repräsentierten. Der Parteitag nahm kein endgültiges Programm an; man hatte in der Zwi-

schenzeit die Erfahrung gemacht, daß es unmöglich war, alle die verschiedenartigen Elemente, die sich in der neuen Partei vereinigten, so schnell unter einen Hut zu bringen. Schließlich hatte ja auch die kommunistische Internationale neun Jahre gebraucht, ehe sie sich ein endgültiges Programm gab. Man legte daher dem Parteitag eine Prinzipienerklärung vor, die in gedrängter Form ungefähr die Gedankengänge enthielt, die dem Programmentwurf Zweiling-Sternberg entsprachen. Da hinter dieser Prinzipienerklärung die beherrschende Autorität des Parteiführers Seydewitz stand, so wurde diese Erklärung nicht nur von dem linken Flügel sondern auch von der Mitte angenommen und erzielte so eine überwältigende Majorität: mehr als siebzig Stimmen bei insgesamt einigen neunzig. Während man von dem ehemaligen Aktionsprogramm sagen konnte, daß es hinter dem damaligen Reifezustand der SAP zurückgeblieben war, so kann man umgekehrt von der absolut revolutionären Prinzipienerklärung sagen, daß sie dem Reifezustand eines großen Teils der Mitglieder weit vorauseilt.

Und das zeigte sich auch bereits bei den Verhandlungen des Parteitages. Gegen die Erklärung hatte zunächst nur ein kleiner Kreis der Delegierten gestimmt. Aber im Laufe der Verhandlungen wurden die politischen Konsequenzen, die sich daraus ergaben, immer klarer, und so erfolgte kurz vor dem Ende des Parteitages eine Erklärung von mehr als einem Viertel der Delegierten, unter andern den Reichstagsabgeordneten Siemsen, Portune und Ziegler, daß sie diese Prinzipienerklärung nur als eine Diskussionsgrundlage anerkennen. Damit wurde nur direkt vor aller Öffentlichkeit dokumentiert, was sich im Laufe der gesamten Debatte herausgestellt hatte: daß es innerhalb der SAP noch keine einheitliche Grundauffassung über die Gestalt der Partei und ihre Aufgaben gibt. Diejenigen, die aus der Sozialdemokratie kamen, betonten immer wieder mit Recht, daß es viel leichter gewesen war, in der SPD Opposition zu machen, als in der SAP eine eigne Politik. Zeigte so der Parteitag noch sehr deutlich, von wie verschiedener Herkunft die führenden Köpfe sind, und wird dadurch natürlich die Aktionsfähigkeit in gewissem Umfange geschwächt, so ist aber auch als starkes Positivum zu bewerten, daß mit der SAP wohl die einzige sozialistische Tribüne in Deutschland gegeben ist, wo noch wirklich diskutiert wird. Wenn die Sozialdemokratie heute einen Parteitag abhielte, so würde es noch weniger Diskussionen geben als auf dem letzten in Leipzig. Und wenn die KPD einen Parteitag abhielte, so würden alle Beschlüsse einstimmig angenommen werden. In der SAP dagegen verkörpert sich der immer stärker werdende Wille der Massen zu einer wirklichen Klärung. Und die kommende politische Entwicklung dürfte eine Verstärkung der Partei bringen. Aus mehrfachen Gründen: Man hatte vor dem ersten Wahlgang vielfach die Diszipliniertheit der sozialdemokratischen Arbeiter unterschätzt. Sie sind bei der Parole Hindenburg nicht zu Thälmann gegangen, sie sind nicht einmal zu Hause geblieben, sie haben gewählt. Sie haben gewählt, weil eben Hindenburg doch noch nicht Hitler ist. Aber sie haben

gewählt, ohne daß man ihnen etwas dafür versprochen hat. Nun wird wohl bald wieder ein neuer Lohnabbau einsetzen, und das wird das Eindringen von Gedankengängen der SAP bei den alten sozialdemokratischen Mitgliedern erleichtern, die spüren werden, daß ihnen die Wahl Hindenburg nichts nützt.

Aber auch innerhalb der KPD beginnt es zu rumoren. Die Funktionäre, die in einer unerhört intensiven Kleinarbeit alles für die Wahl Thälmanns getan haben, lassen sich nicht einfach mehr von den zentralen Instanzen beschimpfen, lassen sich nicht einfach herunterputzen, daß sie die Weisungen der Zentrale falsch ausgeführt hätten. Und wenn jetzt nach dem kommunistischen Mißerfolg die ‚Rote Fahne' als Kampfparole nur auszugeben weiß, daß man in der Agitation die Bedrohung Sowjetrußlands von der Mandschurei her in den Vordergrund stellen müsse, so erklären viele kommunistische Funktionäre und natürlich noch mehr die großen mit der KPD sympathisierenden Massen, daß ihnen andre, und zwar dankbarere Aufgaben, heute näher stünden. Die SPD wird in diesem Sommer noch viel tolerieren müssen, das wird der SAP nicht zum Schaden werden. Die KPD wird sobald keine wirkliche Aktion fertig bringen, das wird wiederum die SAP begünstigen. So wird sie voraussichtlich zur Klärung der Köpfe in den eignen Reihen noch eine Spanne Zeit haben.

Wie wenig es sich bei dieser Abspaltung von der Sozialdemokratie um eine nur deutsche Angelegenheit handelt, zeigt unter anderm, daß auch in der holländischen Partei grade in diesen Tagen ein Abfall des linken Flügels unter Führung Edo Fimmens eingetreten ist. Die SAP wird in die Preußenwahlen mit eignen Kandidaten gehen; bei der mangelnden Stärke der Organisation, der Presse und der Finanzen sind die Aussichten natürlich in keiner Weise beträchtlich. Aber auch diese Kampagne kann dazu ausgenutzt werden, den Gedanken der Einheitsfront in der Arbeiterschaft zu kräftigen. Daher hat die SAP beschlossen, sowohl der KPD wie der SPD Listenverbindung vorzuschlagen. Sie sieht ihre Lebensberechtigung darin, dem Fascismus die geschlossene Arbeiterfront entgegenzustellen.

Blutige Konjunktur von Rudolf Braune

> Die Weltbörsen begegnen den Ereignissen im Fernen Osten mit einer nicht nur erstaunlichen Ruhe, sondern sogar in einigen Fällen mit einer Art von Hoffnungsfreudigkeit, die mit der Zunahme der Komplikationen um Schanghai nur zu wachsen scheint... Natürlich profitiert in solchen Fällen zuerst die Rüstungsindustrie... Hausse der Hotchkiss.-Aktien... von etwa 1100 auf 1268... Gnome & Rhone von 300 auf 360... Lorraine-Werke von 90 auf 118... Schneider-Creuzot von 1300 auf 1350...
>
> *‚Deutsche Bergwerkszeitung' 4. 2. 1932*

Was dem Monsieur Schneider-Creusot und dem Mister Vickers-Armstrong recht ist, ist den Herren Klöckner, Thyssen und Duisberg billig: Vom großen Schiffsfriedhof im waltershofer Hafenbecken werden Frachtdampfer gechartert, im hamburger Freihafen entwickelt sich ein schwunghafter

Waffenhandel, und die Spezialabteilungen wichtiger „Vestag"- und „I. G."-Betriebe, die bisher vollkommen still lagen oder nur unter Einschiebung langer Feierschichten ein kümmerliches Leben fristen konnten, arbeiten wieder mit Hochdruck: Konjunktur, blutige Konjunktur...

Der Dank der Rüstungsindustrie ist diesmal den unmittelbar Beteiligten an der Verlängerung dieser Konjunktur, den Kulis von Tschapei und Tokio gewiß, obwohl die nur mittelbar beteiligten aber unmittelbaren Arrangeure an Hand des Völkerrechts haarscharf und präzis beweisen, daß juristisch ein Kriegszustand im Fernen Osten überhaupt nicht besteht und die Toten in die Rubrik „Verkehrsunfälle" einzuordnen sind. Diese Tarnung der militärischen Operationen durch nichterlassene Kriegserklärungen findet eine würdige Parallele im Verhalten der deutschen Rüstungsindustrie, die Kriegsmaterial für den Fernen Osten produziert, ohne daß die Belegschaften etwas ahnen.

In dem der „Schmiedag" (Hoesch-Konzern) angeschlossenen „Grünthaler Eisenwerk" in Hagen wurden bisher Tankbestandteile (Raupenschlepper, Traktoren) und Eisenbahnbedarf hergestellt. Vor wenigen Wochen kam ein neues Stück in die Abteilung Bohrerei, dessen Form und Produktionsweise erheblich von ähnlichen Stücken abwich. Die erste Sendung ergab 500 Stück, „Rohlinge" genannt — in Wirklichkeit Maschinengewehrmäntel, die nach der Schweiz gingen, um dort für Japan weiterverarbeitet zu werden.

Das ebenfalls in Hagen liegende „Akku"-Werk stellt neuartige Panzerplatten für U-Boote her. Eine japanische Militärkommission nahm 10 000 Stück ab.

Diese Abnahmekommissionen des japanischen Generalstabs sind überhaupt häufige Gäste in den westdeutschen Industriewerken. Auch beim Einschießen Kruppscher Langrohrgeschütze auf dem Schießplatz Löhningen (Oldenburg) waren japanische Offiziere zugegen.

Die Firma Kaspar & Nölle, Lüdenscheid, führte einen Auftrag über 4000 Kilo Kupferstreifen für Granatringe aus. I. H. Henkels in Solingen lieferte 4000 Stück Maschinengewehrteile nach der Schweiz. (Die weiterverarbeitenden und die Montagebetriebe der internationalen Rüstungsindustrie scheinen sich in der Nähe von Genf am wohlsten und geborgensten zu fühlen).

Die Firma Karl Berg in Werdohl produziert Kartuschen für schwere Granaten, das Textilwerk Rheine Sandsäcke, Bestimmungsort: Kobe.

Stacheldraht ist ein gesuchtes Produkt. So viel Schrebergärten gibt es in der ganzen Welt nicht, um die als „Gartendraht" deklarierte Ware zur Umzäunung zu verwenden. „Konix", Düsseldorf, und die „Gute Hoffnungshütte" in Gelsenkirchen, die ein neues Kaltverfahren anwendet, sind die Hauptthersteller der Spanischen Reiter. Die Stacheldrahtabteilung der Hoeschwerke arbeitete in den letzten Monaten nur drei Tage in der Woche, seit Anfang dieses Jahres in drei Schichten täglich!

Wo Krieg ist, steigen die Chemie-Aktien. Statt Bembergseide läßt sich, wenn es gewünscht wird, sehr schnell Schießbaumwolle fabrizieren, ohne daß die Arbeiterinnen viel merken. Die Schwefelkiesgrube Sachtleben schickt seit Wochen Hunderte von Tonnen „Pflanzenschutzmittel" nach Schanghai.

Die Mannesmann-Röhrenwerke in Düsseldorf-Rath produzieren Stahlflaschen, die in einem Stickstoffwerk der I. G. ihre tödliche Ammoniaksulfat-Füllung erhalten. Von Leverkusen gehen mit Chlor gefüllte Bomben nach dem Fernen Osten, und eine neue Versuchsstation für Giftgase erhebt sich auf dem wiesdorfer Gelände. Die Kokerei der Schachtanlage „Kaiserstuhl 2" (Hoesch-Werke), Köln-Neuessen, lieferte 400 Tonnen Ammoniak nach Japan. 70 Waggons derselben Ware verfrachtete die Kokerei des Hoerder Vereins nach Übersee; Umschlaghafen: Amsterdam.

Die Mehrzahl dieser ammoniakliefernden Betriebe sind der I. G. angeschlossen, in deren ludwigshafener Werk vor wenigen Wochen der stellvertretende Chef des Sicherheitswesens, Diplomingenieur Eicke, der seltsamerweise gleichzeitig Führer der 10. Standarte der NSDAP (Pfalz) war, wegen Herstellung einer größern Anzahl von Bomben verhaftet wurde. Die Bomben waren natürlich nur zur Abwehr kommunistischer Putsche bestimmt.

„Der Angriff Japans auf Charbin", schrieb der ‚Deutsche', das Organ Stegerwalds, vor wenigen Wochen, „ist ein Angriff auf Rußland ... Japan könnte in diesem Krieg auf die Sympathie Europas rechnen ..." Das nebulöse Wort „Sympathie" bedeutet, in die eindeutige Kaufmannssprache übersetzt: Maschinengewehre, Gasbatterien, Spanische Reiter, Chlor ...

Aufgeteilt auf Dutzende kleiner und mittlerer Betriebe — die sich keinesfalls auf die wenigen, hier aufgezählten westdeutschen Beispiele beschränken — hat sich ein Kettensystem der Rüstungsproduktion entwickelt, das den Arbeitern des betreffenden Werkes fast gar keine Kenntnisse vom Endprodukt vermittelt. Die einzelnen Abteilungen stellen nur harmlose Einzelteile her, die erst in absolut zuverlässigen Montagewerkstätten oder im Ausland zusammengebaut werden.

Blutige Konjunktur — und was weiter? „Der Krieg im Osten soll uns freuen", erklärte der christliche Gewerkschaftssekretär Wagner bei einer Versammlung des Christlichen Metallarbeiterverbandes im Ruhrgebiet, „denn dadurch bekommen auch die Arbeiter wieder ein dickeres Portemonnaie ..."

Eamon de Valera von Hanns-Erich Kaminski

Der Held des irischen Unabhängigkeitskampfes, der Mann, der heute mit diplomatischen Noten und parlamentarischen Voten gegen England kämpft wie vor einigen Jahren mit Bomben und Revolvern, ist nur ein halber Ire; sein Vater war ein Latein-Amerikaner. Trotzdem sieht Eamon de Valera wie ein Angelsachse aus, und zwar wie ein puritanischer Professor, obgleich er selbstverständlich katholisch ist. Die hagere Gestalt und mehr noch das schmale Gesicht mit den verkniffenen Lip-

pen erinnern an Wilson. Er spricht auch wie ein Angelsachse: in kurzen, klaren Sätzen, schwunglos und mit deutlicher Vorliebe für Statistiken.

Als ich ihn im Oktober 1929 in Dublin aufsuchte, erklärte er mir: „Unsre Haltung gegenüber England geht davon aus, daß England nicht das mindeste Recht hat, sich in die irischen Angelegenheiten einzumischen. Der Vertrag von 1921 war ein Diktat, er wurde uns durch Kriegsdrohungen aufgezwungen, das irische Volk hat ihn nicht freiwillig angenommen. Das irische Volk ist an ihn moralisch nicht gebunden. Sollte die englische Einmischung aufhören, so ist nicht einzusehen, warum wir nicht mit England in nachbarlichen und freundschaftlichen Beziehungen leben könnten."

„Wie wollen Sie Ihr Ziel verwirklichen?" fragte ich. „Hoffen Sie vielleicht auf ausländische Hilfe?" De Valera gab mir darauf keine Antwort. „Ich hoffe", sagte er nur, „auf den guten Willen aller, die die Freiheit lieben." Im übrigen müsse Irland sich selber helfen. Wie? „Indem wir unser Volk organisieren, seine Rechte wahrzunehmen."

Dann sprach er von den zwanzig Millionen Pfund, die Irland jährlich an England zu zahlen hat. „Wenn man diesen Betrag auf den Kopf der Bevölkerung umrechnet", setzte er mir auseinander, „so ergibt sich, daß er größer ist als der Betrag, den jeder einzelne Deutsche für die Reparationen aufbringen muß."

Das Programm de Valeras war also schon fertig, als seine Partei noch die Opposition im irischen Parlament bildete. Es ist jedoch ein nur scheinbar klares Programm, in Wahrheit spiegelt es die allzu pompöse, wirklichkeitsfremde und dabei fanatische Romantik wider, die typisch für Südirland ist. Schon in dem Namen der Partei wird sie deutlich. Sie heißt Fianna Fail, zu deutsch „Heer des Schicksals".

Was will der Fianna Fail denn eigentlich? Die Unabhängigkeit von England? Aber der irische Freistaat ist unabhängig! Er hat eine eigne Armee, eigne Justiz, eigne Hoheitszeichen, eignes Geld, eigne Briefmarken. Er empfängt und entsendet Gesandte, selbst in London hat er einen diplomatischen Vertreter. Er erhebt Zölle, und zwar auch auf englische Ware. Er kann selbständig Verträge schließen; beispielsweise die Locarnoverträge hat die irische Regierung nicht unterzeichnet. Ja, diese Republik, die einen eignen Präsidenten an der Spitze hat, braucht nicht einmal an Kriegen teilzunehmen, die England führt. Sie zahlt daher auch keine Beiträge für die Flotte. Ihre ganzen Beziehungen zum britischen Imperium beruhen auf dem Treueid, den die Regierung dem König zu leisten hat, und auf den zwanzig Millionen Pfund, die de Valera jetzt nicht mehr zahlen will.

Von diesen zwanzig Millionen Pfund bilden einen kleinen Teil die Pensionen für die britischen Beamten, die früher in Irland tätig waren. Der weitaus größere Teil aber besteht aus dem Zinsendienst und der Amortisation einer Summe, die die englische Regierung in Irland zur Durchführung der Agrarreform investiert hat. Durch diese Agrarreform von 1903 er-

hielten die irischen Pächter Geld aus Staatsmitteln, um den Landlords ihr Pachtgebiet abzukaufen. Der Fianna Fail hätte trotzdem das Recht, diese Zahlungen zu verweigern, wenn er eine radikalere Agrarreform durchführen wollte. Aber de Valera denkt gar nicht daran, die Großgrundbesitzer, die heute alle irische Patrioten sind, ohne Entschädigung zu enteignen. „Die Agrarfrage ist erledigt", erklärte er mir. Jawohl, durch das Gesetz, dessen Urheber Lloyd George war, und mit Hilfe der englischen Staatskasse, aus der die Entschädigungsgelder flossen!

Verläßt man Dublin, so sieht man jedoch, daß die Straßen des Freistaates noch immer durch hohe Mauern gesäumt sind. Um jedes bebaubare Stückchen Land, um jede Weide erheben sich diese Mauern, die den Besitz der Landlords abgrenzen. Die Pächter, die zu selbständigen Bauern geworden sind, und auch jene Pächter, die fremden Boden bearbeiten, bilden dabei ebenfalls schon eine bevorzugte Klasse. Die Masse der Landbewohner sind Proletarier ohne Ar und Halm, und häufig trifft man verfallene Hütten, aus denen die Bewohner fortgezogen sind, um in die Stadt oder, wenn sie das Geld für die Überfahrt aufbringen konnten, in die Vereinigten Staaten von Amerika zu ziehen. Denn die Vereinigten Staaten sind das gelobte Land der Iren, in dem mehr Iren wohnen als auf der grünen Insel.

Sie ist schön, diese Insel. Das Meer, das sie umspült, schlägt an pittoreske Felsen, zwischen sanften Hügeln liegen schwarze Seen, über dem feuchten Grün weiter Moore brodeln ewige Nebel, und zwischen keltischen Hünengräbern und uralten Heiligtümern wachsen Legenden, Märchen und Lieder wild wie das Heidekraut. Aber leben wollen in dieser melancholischen Landschaft nicht einmal die Großgrundbesitzer, die ihre in endlosen Gärten versteckten Schlösser allenfalls zur Jagdzeit aufsuchen. Alles drängt in die Städte; von den drei Millionen Menschen, die im Freistaat leben, wohnen allein vierhunderttausend in Dublin.

Das ist keine Flucht in die Industrie, denn es gibt kaum Industrie in Dublin. Dies ist lediglich eine Flucht in die Hoffnung, in der Hauptstadt wenigstens nicht Hungers sterben zu müssen. Eine vergebliche Hoffnung! Bereits im Jahr 1929 war beinahe jeder siebente Bewohner des Freistaates arbeitslos. Schon damals hausten in Dublin 79 000 Menschen, also mehr als ein Fünftel der gesamten Einwohnerschaft, familienweise in einem einzigen Raum. Freilich, diese Zahlen nannte mir Eamon de Valera nicht.

Ich bin ziemlich weit herumgekommen in Europa, nirgends aber habe ich so viel Elend gesehen wie in der Hauptstadt des irischen Freistaates. Nur noch in den ärmsten Teilen des Balkans sieht man derartig zerlumpte Bettler, und selbst in die Höhlen der südspanischen Zigeuner dringt mehr Licht als in die Lehmhütten der dubliner Vorstädte. Mitten in der Stadt gibt es einen Trödelmarkt, der scheint der Phantasie eines Wahnsinnigen entsprungen. Lumpen liegen da zum Verkauf aus, die man anderswo nicht auf den Schuttabladeplätzen finden könnte, weil sie schon weggeworfen wurden, als sie noch

in besserm Zustand waren: einzelne Schuhe mit zerrissenen Sohlen, Hosen, deren Boden aus Fetzen von eingesetzten Bettlaken bestehen, zerbrochene Waschgeschirre, Madonnenstatuen ohne Köpfe, Bratpfannen ohne Stiel, Schränke ohne Türen. Und als ich in die Häuser hineinblickte, sah ich, daß man solchen Hausrat auch benutzte.

Der Fianna Fail aber interessiert sich nur für äußere Politik und spielt nationales Leben. Besonders grotesk sind dabei die Versuche, die gaelische Sprache zu neuem Leben zu erwecken. „Suchen Sie etwas? Ich kann Ihnen Auskunft geben, ich spreche englisch", erklärte mir liebenswürdig ein Polizist, als ich mich in einer irischen Kleinstadt umsah. Ich bin ganz sicher, daß der Gute nur englisch sprach. Mit Ausnahme von ein paar alten Leuten in Westirland benutzt überhaupt niemand das Gaelische als Umgangssprache. Ich mußte unzählige Leute fragen, bis ich einen fand, der mir sagen konnte, was Fianna Fail eigentlich auf englisch heißt. Trotzdem sind die Straßennamen zweisprachig, und gaelisch sind auch die Inschriften der Münzen, Banknoten und Briefmarken. Auch im Dail Eireann, dem irischen Parlament, ist alles zweisprachig; nur daß die meisten Redner englisch sprechen.

Es ist richtig, die Iren sind keine Angelsachsen, obgleich aus ihrer Mitte Männer wie Nelson, Swift, Tomas Moore und selbstverständlich Bernard Shaw hervorgegangen sind. Wäre nicht das feuchte Klima, man könnte manchmal glauben, das Land St. Patricks und St. Kevins liege am Mittelmeer, so südlich ist hier das Leben. Den ganzen Tag sind die Leute auf der Straße, man schreit und singt, in den Lokalen knutschen sich Liebespärchen, und die Asche seiner Zigarette wirft jedermann auf den Fußboden. Es gibt auch keine englischen Geschäfte in Irland, selbst die größten londoner Firmen haben hier keine Filialen. Und ganz unenglisch ist schließlich der wilde Haß, der überall gegen die nächsten Nachbarn, nämlich die nordirischen Ulsterleute, herrscht. Dennoch gehört der Freistaat zum Kulturkreis und erst recht zum Wirtschaftsgebiet der britischen Nation. Ohne England, den einzigen Abnehmer seiner Erzeugnisse, kann Südirland überhaupt nicht existieren.

De Valera und seine Partei besitzen freilich ein Rezept, um das zu ändern, ein sehr modernes Rezept: die Autarkie. Irland, das bisher so gut wie kein Getreide erzeugt, soll nicht nur Getreide sondern alles selbst erzeugen, dann wird es England nicht mehr nötig haben. Produktionsprämien und Prohibitivzölle sollen diese vollkommene Unabhängigkeit schaffen. Daß die Preise für die notwendigsten Bedarfsartikel, die jetzt schon in Irland sehr viel höher sind als in England, durch eine solche Wirtschaftspolitik ins Ungemessene steigen müßten, stört den Fianna Fail nicht.

Diese Partei, die sich revolutionär nennt, ist in Wirklichkeit durch und durch reaktionär. Sie übersieht geflissentlich alle sozialen Fragen, sie starrt nur gebannt auf ihr nationalistisches Programm, das durch die Entwicklung längst überholt ist. Viel mehr als ein Republikaner ist de Valera ein

Fascist, und vielleicht wird er auch vor der Diktatur nicht zurückschrecken, um sein Ziel durchzusetzen. Auf legalem Wege ist er dazu außerstande, denn seine Mehrheit verdankt er den Stimmen der allerdings nur kleinen Arbeiterpartei, die das Zünglein an der Waage der irischen Parteien bildet und nicht daran denkt, dies Land, das schon so viel gelitten hat, einem unabsehbaren Abenteuer auszuliefern.

Wunder der Statistik von Walter Mehring

Die Zahl der französischen Journalisten, denen es als einzigen gelungen ist, eine Unterredung mit Adolf Hitler zu erreichen, beträgt nach vorsichtigen Schätzungen 987½. (Das ½ bezieht sich auf den Schriftsteller S...., zu dem Herr Hitler in der Tür des Kaiserhofes Verzeihung! gesagt hat.)

*

Die vor und nach den Wahlen über Adolf Hitler in der französischen Presse erschienenen Aufsätze ergeben aneinandergelegt das Fünfzehnfache der Strecke Berlin—Schneider-Creusot.

*

Der Prozentsatz der Druckfehler in den Namen der Präsidentschaftskandidaten verteilt sich folgendermaßen: Hitler 1 Prozent, Hindenburg 3 Prozent, Thaelmann 47 Prozent (Tellmann, Toelman, Thalmen), Duesterberg 48 Prozent (Dusterback, Dunstberg, Duenstenburg), Winter 1 Prozent.

*

Ein statistisches Kuriosum: Die Zahl der Nazi-Wahlversammlungen ist gleich der Zahl der in der ganzen Welt veranstalteten Goethefeiern. Die Besucherzahl dieser, multipliziert mit den seit Goethes Tode verflossenen Jahren, ergibt die Besucherzahl der ersten. Diese wieder multipliziert mit der Bandzahl der Sophienausgabe zeigt das Maß an Popularität des Regierungsrates Hitler gegenüber der des Geheimrates Goethe.

*

Der Kummer des M. Pertinax über die Niederlage Hitlers steht im direkten Verhältnis zur Freude Léon Blums über das Eintreten der Sozialdemokratie für Hindenburg.

*

Der Quotient der nationalsozialistischen Legalitätsbeteuerungen ist $= \frac{\text{Belastendes Material.}}{\text{Groener.}}$

*

Setzt man die Zahl der Abrüstungsvorschläge mit x, das Heeresbudget mit y und den Weinkonsum der zu Abrüstungszwecken veranstalteten Diners mit z an, so ist das Resultat

$$\frac{(x + z)^{y}}{(y - x)^{z}} = 0.$$

*

Die Höhe der Wettgelder auf Kapitalismus (Sieg oder Platz) ist gleich den in den japanischen Feldzug investierten Kapitalien. Die Zahl der Menschenopfer steht dazu in gar keinem Verhältnis.

*

Auf je drei Großunternehmer kommt eine Stützungsaktion. Auf jeden Kopf der übrigen Bevölkerung die ganze Pleite.

*

Die bisher mit den Marsbewohnern getätigten Verständigungen betragen fast das Doppelte der von den europäischen Völkern untereinander erzielten. Die Entfernung vom Mars zur Erde ist gleich dem deutsch-französischen Rapprochement.

*

Vom Gebäude des neuen berliner Arbeitsamtes kommt ein Ziegelstein auf jeden Arbeitslosen.

*

2 × 2 = 5. Groener × Breitscheid = Deutsche Republik.

Moskau 1932 von E. J. Gumbel

II

Eine neue Literatur, die nur mit Ganghofer verglichen werden kann, stellt Moskau als eine Stadt ständiger Hochstimmung dar. Die Emigranten erzählen uns von ständigem Hunger. Natürlich kennt Moskau den Alltag und seine grauen Sorgen, die Wohnungsnot, die Anstrengung einer Trambahnfahrt und die Schlangen vor den Butterläden. Einige Einheimische erzählten mir, was es alles nicht gäbe: ein Gang ins Warenhaus genügte — es war alles da. Manches freilich zu teuer, andres nicht in der gewünschten Qualität, vieles im Stile Kyritz an der Knatter, Jahrgang 1880. Auch der Einheimische, für den die Ausländer- und Valutaläden verschlossen sind, hat die Möglichkeit, so ziemlich alle Gegenstände des täglichen Bedarfs zu kaufen. Aber die Tatsache, daß manchmal solche Dinge für kurze Zeit fehlen, andre, relativ unnötige vorhanden sind, erzeugt die übliche Hamsterei, die ihrerseits wieder, zusammen mit kurzfristigen Transportschwierigkeiten, den Mangel schafft. Vielfach wandert das unnötig Gekaufte auf den freien Markt, wo es zu bedeutend höhern Preisen wieder verkauft wird. Überall bleibt das Warenangebot hinter der gestiegenen Kaufkraft der Arbeiter zurück.

Die Kalenderwoche ist abgeschafft. An ihre Stelle trat ursprünglich die Viertagewoche mit durchlaufender Arbeit, also ohne allgemeinen Ruhetag. Die Belegschaft der Betriebe wechselte daher dauernd. Dies führte zu Schwierigkeiten in der Zuständigkeit und Verantwortlichkeit für die einzelnen Arbeiten. Daher wurde die Fünftagewoche eingeführt, bei der jeder sechste Tag als allgemeiner Sonntag gilt. Dafür sind sämtliche kirchlichen Feiertage abgeschafft.

Auch für die Intellektuellen existiert keine Arbeitslosigkeit. Charakteristisch ist vielmehr der Mangel an geistigen Arbeitern; daher die fürchterliche Überlastung und Überan-

strengung der Intellektuellen. Die Gehälter sind niedrig. Ein Universitätsprofessor erhält pro Unterrichtsstunde etwa zehn Rubel. Er wird also vielleicht vierzig bis sechzig Stunden im Monat geben. Um dies zu ermöglichen, wird er mehrere Stellen annehmen, was leicht zu erreichen ist. Da aber niemand tatsächlich zwei bis drei Stellen vollständig ausfüllen kann, führt dies natürlich zu dienstlichen Schwierigkeiten.

Im Gegensatz zu den Gehältern sind die Schriftstellerhonorare sehr hoch. Es gibt keine geistige Arbeit, die nicht bezahlt wird — ausgenommen die Arbeit für die Partei. Ein Parteiloser kann schon aus diesem Grunde viel mehr Geld verdienen als ein Kommunist. Im allgemeinen kann ein Wissenschaftler gut auskommen. Nur fehlt ihm normalerweise die Zeit zur eigentlich wissenschaftlichen Arbeit. Häufig macht dem Gelehrten auch die Notwendigkeit, die politische Linie einzuhalten und sich rechtzeitig auf einen neuen Kurs umzustellen, das Leben sauer.

Wer als Ausländer im Hotel lebt, wird für ein sauberes Hotelzimmer mit elektrischem Licht und laufendem warmen Wasser pro Tag etwa acht bis zwölf Rubel, für Frühstück etwa ein bis zwei Rubel, für ein reichliches Essen vier bis fünf Rubel ausgeben. Das Essen ist gut, ziemlich sauber, aber nicht ganz nach europäischem Geschmack, da das Fleisch zu stark vertreten ist. Dasselbe Essen kostet in einem Klub ein bis zwei Rubel. Ein Ausländer braucht im Tag also etwa zwanzig Rubel, das heißt normalerweise vierzig Mark. Er kann aber mit dem russischen Honorar für einen längern Artikel gut zehn Tage leben. So kommt es, daß manche Reisende berichten, das Leben in Moskau sei teuer, andre, es sei billig.

Der offizielle Kurs des Rubels ist zwei Mark. Manche Stellen legen aber bereits den gesunkenen Wert von einer Mark zugrunde. Da der Rubel nirgends im Ausland notiert ist, existiert kein objektives Kriterium, wie es der Stand der Wechselkurse in gewisser Hinsicht darstellt. Auf der schwarzen Börse soll er auf zwanzig Pfennig stehen.

Die Frage nach dem Wert des Rubels läßt sich nicht beantworten. Denn er schwankt je nach der Zugehörigkeit des Käufers zu einem bestimmten Ladentypus und nach der Ware. In Eisenbahnfahrten gerechnet steht der Rubel auf der Goldparität; dasselbe gilt annähernd für Brot und Fleisch, die Hauptnahrung der Russen. In Zigaretten der gangbaren Sorten gerechnet unter Berücksichtigung der Qualitätsminderung höchstens auf fünfzig, in Droschkenfahrten etwa auf zwanzig, in Äpfeln oder Textilien höchstens auf zehn Prozent.

Wenn man unter Inflation eine Vermehrung der umlaufenden Zahlungsmittel, verglichen mit der Menge der umlaufenden Güter versteht, so sprechen erhebliche Merkmale für ihre Existenz. Nämlich: die trotz aller dafür getriebenen Propaganda geringe Spartätigkeit, die bereits erwähnte nominelle Preissteigerung der Güter im freien Verkehr, der ungeheure Warenhunger, die leichten Verdienstmöglichkeiten, entscheidend endlich die gegenüber früher erheblich gewachsene Kaufkraft der ausländischen Währung. Dagegen spricht, daß das wirtschaftliche Niveau der Arbeiterschaft gestiegen ist.

Von den uns bekannten Folgen einer Inflation müssen sich die einer russischen in wesentlichen Punkten unterscheiden. Denn es existiert keine Unternehmerklasse, welche aus dem Nachhinken der Löhne hinter den Preisen besonders dadurch gewinnt, daß sie nach dem Ausland in Gold verkauft und die Löhne in Papier bezahlt. Keine Klasse erfährt durch Bezahlung ihrer alten Schulden im nominellen Betrag, aber in entwerteter Währung ein praktisches Geschenk. Wenn eine Inflation existiert, so bedeutet die hierdurch vor allem innerhalb des landwirtschaftlichen Sektors herbeigeführte Lohnsenkung, daß die staatliche Industrie mehr bauen kann und daß der Staat seine innern Schulden auf Kosten der Zeichner, also der Arbeiter und Angestellten, teilweise abstößt.

Die Gefahr, daß eine Inflation zur Auspowerung der Arbeiterschaft zugunsten einer Kapitalistenklasse führe, existiert also nicht. Im Gegenteil, eine Reihe von Maßnahmen, ganz besonders die Staffelung der Preise nach dem sozialen Stand, können, wenn man die Inflation als gegeben ansieht, als Versuche gedeutet werden, ihre Lasten von der Industrie-Arbeiterschaft auf die andern Teile der Bevölkerung, also Angestellte, Bauern und die kümmerlichen Reste der Bourgeoisie, abzuwälzen.

Man kann aber aus diesen Tatsachen nicht folgern, daß eine Inflation dort gefahrlos sei. Denn sie bedroht das kostbarste Gut der russischen Wirtschaft, den Plangedanken. Da der Abrechnungsverkehr im Inland in Rubeln vor sich geht, kann eine Erfüllung der Planvorschriften in Bezug auf den Wert der Produktion unter Umständen völlig bedeutungslos werden, da der Wert der verkauften Waren unterhalb der Kosten liegen kann. Zudem bedeutet eine Inflation, daß die Herrschaft über die Preise aufhört, daß die verdrängten Sonderinteressen der einzelnen Betriebe wieder auferstehen, daß ein Teil der nationalen Produktion trotz allen Kollektivisierungen wieder den Weg in eine neue privatwirtschaftliche Sphäre, den Schleichhandel, nimmt.

Die Frage nach der Existenz, dem Umfang und Tempo der Inflation läßt sich natürlich nach dem Eindruck eines kurzen Aufenthaltes nicht beantworten. Eine innenwirtschaftliche Krise in unserm Sinn, also Arbeitslosigkeit und Fallen der Produktion, besteht absolut nicht. Infolge der gesteigerten Akkumulation wächst vielmehr der Beschäftigungsgrad. Aber die Weltkrise hat auch Rußland in ihren Bann gezogen. Denn der Preisfall der landwirtschaftlichen Produkte auf dem Weltmarkt bedeutet, daß Rußland mehr ausführen muß, um die gleiche Zahl von Maschinen einzuführen. Dies wäre bedeutungslos, wenn die russischen Produkte der für die Ausfuhr geeigneten Waren schneller wüchse als ihre Weltmarktpreise und damit die Absatzfähigkeit sinkt, was augenscheinlich nicht der Fall ist. Das Sinken der Weltmarktpreise zwingt zu erhöhter Ausfuhr, die ihrerseits die Preise senkt. So entsteht als Folge der Weltkrise eine Knappheit an allen Waren, die zur Ausfuhr geeignet sind.

Schluß folgt

Entthronung des Willens von Rudolf Arnheim

Die Erforschung gewisser Geisteskrankheiten lehrt auf seltsam eindringliche Art, das normale Seelenleben verstehen. So haben besondern Einfluß auf die neueste Psychologie einige Untersuchungen, die unter der Leitung der Professoren Adhémar Gelb und Kurt Goldstein an einem sogenannten „Seelenblinden" angestellt werden. Der geheimnisvolle poetische Reiz dieser Bezeichnung verspricht nicht zuviel. Es handelt sich im besondern Fall um einen achtunddreißigjährigen Handwerker, der sich im Kriege eine Gehirnverletzung zugezogen hat. Er versieht seinen Beruf, er lebt mit Frau und Kindern, er findet sich im Straßenverkehr zurecht, er kann lebhaft und zusammenhängend sprechen, aber er erkennt einen Brief nicht wieder, den er selbst geschrieben hat, er erkennt weder ein Menschengesicht noch ein Buch auf dem Tisch, noch kann er Schrift lesen, ohne sie mit dem Finger oder dem Kopf nachzufahren; aber er hat so scharfe Augen, daß er Flugzeuge und Vögel am Himmel sieht. Er versagt vor kinderleichten Denkaufgaben, er kann nur mit Mühe sagen, welche Farbe ein Laubfrosch hat, er kennt die Farbe seiner eignen Augen nicht, aber er kann Schillers Glocke auswendig und entwickelt einen übernormalen Wissensschatz. Die erwähnten Forschungsarbeiten (die soeben erschienene dreizehnte stammt von Wolfgang Hochheimer und heißt „Analyse eines Seelenblinden von der Sprache aus", „Psychologische Forschung", 16. Band, 1. und 2. Heft, Verlag Julius Springer, Berlin) bemühen sich, diese zunächst völlig regellos anmutenden Störungserscheinungen wissenschaftlich zu erfassen. Dabei stellt sich, wie häufig bei Geisteskrankheiten, ein Abbau der phylogenetisch späten Seelenfunktionen heraus, ein Wiederhervortreten von Verhaltungsweisen, die man von Naturvölkern, Kindern, Tieren her kennt. So erweist sich beispielsweise dieser Hirnverletzte als ein interessierter, lebendig denkender Mensch in allen Situationen, die einen sinnvollen Zusammenhang mit seinen eignen Lebensaufgaben haben. Dagegen wird er starr, automatisch, gequält und unfähig, sobald man ihn nach rein theoretischen Dingen fragt. Der Denkapparat kann nicht oder kaum auch als Luxusapparat arbeiten, wie bei uns, sondern dient streng als Werkzeug zur Bewältigung des Lebens. Dies gilt, wie man aus den übereinstimmenden Berichten weiß, auch für alle Naturmenschen. Die Missionare, die bei der geringsten Abstraktion unerträgliche Anstrengung konstatieren, beschreiben dieselben Naturmenschen als „scharfsinnig, urteilsfähig, geschickt, gewandt, ja spitzfindig, wenn ein Gegenstand sie fesselt und zumal wenn sie ein sehnlichst erwünschtes Ziel erreichen wollen" (Lévy-Bruhl). Man mag unsre eigne Fähigkeit, auch dort zu denken, wo es nicht „in Wahrung berechtigter Interessen" geschieht, für einen Fortschritt im Geistigen oder aber für einen krankhaften Auswuchs halten — jedenfalls gehört das Studium der phylogenetisch früheren Verhaltungsweisen zu den lehrreichsten Methoden der Psychologie.

Wolfgang Hochheimers Gespräche mit dem Seelenblinden sind auch für den Nichtfachmann in mancher Beziehung fes-

selnd, lehrreich, belustigend. Menschliche Dummheiten und Unarten, etwa das Monolog-Reden im Gespräch oder die phrasenhafte Verwendung von Denk- und Wortklischees, erscheinen in der pathologischen Verzerrung wie bewußt stilisierte Karikaturen; und die hilflose, krankhaft originelle Art zu sehen führt zu merkwürdigen Formulierungen. Über Rastelli: „Bloß, daß die Bälle auf ihm waren wie wenn ... als wenn wir den Hut aufhaben, hat er die Bälle aufgehabt." Das kann man kaum besser ausdrücken.

Sehr auffällig nun ist an diesem Gehirnkranken eine gewisse Willenlosigkeit, eine Unfähigkeit zu eignen Entschlüssen, zur Spontaneität jeder Art. Er tut nichts aus eigner Anregung, er spricht nur, wenn er gefragt wird, er wünscht sich niemals bestimmte Speisen, er trägt immer denselben Schlips, er ist in der Liebe niemals der anregende, immer der angeregte Teil. Er kann nicht spazierengehen sondern braucht immer ein Ziel. Es ist ihm „unmöglich, willentlich in Vielheiten einzugreifen", sagt Hochheimer. Das heißt: er muß sich immer in einer Situation befinden, die ihm zwangsläufige Reaktionen vorschreibt. Er kann nicht wählen und nicht aus eigner Anregung irgend etwas beginnen.

Auch diese Erscheinung wird man als einen Rückfall in stammesgeschichtlich Älteres auffassen dürfen. Sie gibt Anlaß zum Nachdenken über die Aufgabe des Willens im Haushalt unsres Seelenlebens und über den Sinn und Wert des Wollens. Man erinnere sich des auffälligen Willenskultes, der im konservativen Lager, zumal von hausbackenen Pädagogen getrieben wird. Das Wollen wird da eine „königliche Kunst" genannt; mit verdächtigem Eifer wird die Selbstbeherrschung gepriesen, und im Mittelpunkt der Sittenlehre findet sich die Propagierung des Heldischen, das im gewaltsamen Niederkämpfen von Widerständen besteht. Auf solche Ideale, denen man etwas Krampfhaftes, ja Krankhaftes leicht anspürt, fällt ein überraschendes Licht, wenn man sie vom Standpunkt jener „biologischen Weltanschauung" aus betrachtet, die aus guten Gründen als kulturbolschewistisch bekämpft wird, die sich aber beispielsweise auf Goethe als einen ihrer ersten Vorkämpfer berufen darf.

Im Wesen einer solchen, die Einheit der Welt betonenden Naturbetrachtung liegt es, eine organismische Erscheinung nicht zunächst beim Menschen zu studieren, wie es immer üblich war, sondern ihre natürlichere, wahrere Form erst in der „niedern" Lebewelt aufzusuchen. Von dort aus begreift man ihre Abwandlung im Menschlichen als einen Sonderfall, der sich auf diese Weise sogleich mit der nötigen Bescheidenheit in den Kosmos einordnet. Geht man aber anmaßend vom Menschen aus, so ergeben sich mit Sicherheit schiefe Perspektiven. Man wird dann beispielsweise leicht dazu kommen, dem Willen eine zu große Rolle im Lebensbetrieb einzuräumen, und erst auf Umwegen einsehen lernen, daß echte Entschlüsse, echte Willensakte verhältnismäßig selten, weil selten notwendig sind.

Wenn man das repräsentativste Buch über die moderne amerikanische Psychologie, John B. Watsons „Behaviorismus"

(Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart), nach dem Willen durchsucht, so findet man ihn auf vierhundert Seiten nicht behandelt. Und das in einem Werk über das Gesamtgebiet des Seelenlebens. Kein Wunder, denn die Behavioristen erklären alles menschliche und tierische Handeln als automatisch ablaufende Reaktionen auf gewisse äußere oder innere Reize. Alles, was ein Lebewesen tut, wäre also restlos bestimmt durch die jeweilige Situation des Augenblicks, und eigner Antriebe bedürfte es nicht. Wobei man den Ausdruck „eigne Antriebe" richtig verstehen muß. Denn damit sind nicht Hunger, Gier, Lustbetonungen aller Art gemeint. Diese Triebregungen, die wir nicht hervorrufen sondern erleiden, bilden die „innere Situation" im Gegensatz zur äußern, mit ihren „Aufforderungscharakteren" (wie der berliner Willens- und Handlungspsychologe Kurt Lewin sagen würde): rotbäckiger Apfel, verführerisches Mädchen, Geldscheine auf dem Straßenpflaster. Aus dem Anziehungs- und Abstoßungsspiel dieser „Feldkräfte" allein also erklärt Watson alles menschliche Handeln. Auf den äußern Reiz „Feuer" zum Beispiel habe ich mehrere Reaktionsmöglichkeiten. Welche eintritt, das bestimmen „meine frühere Organisation und mein augenblicklicher physiologischer Zustand". Also meine innere Situation. Willensakte werden dazu nicht benötigt, meint Watson. Wohl mit Recht.

Man hat den Behavioristen sehr verübelt, daß sie mit amerikanischer Unbefangenheit die Existenz alles Seelischen leugnen. „Niemand hat je eine Seele berührt oder sie in einer Versuchsröhre gesehen." Deswegen halten sie sich allein an das äußere Verhalten, das behavior — ein Verfahren, das für die Tier- und Kleinkindpsychologie natürlich sowieso das einzig mögliche ist. Uns scheint wenig darauf anzukommen, ob jemand von der Seele oder ihren physiologischen Korrelaten spricht. Wenn er nur die Erscheinungen richtig und vollständig beschreibt und erklärt. Das aber tun die Behavioristen nicht.

Für die Pflanze wird man gern zugeben, daß sie gänzlich „reizbedingt" handelt. Die Art ihres Wachstums hängt teils von den eignen Triebkräften, teils von den äußeren Bedingungen (Wasser, Humus, Licht) ab. Die Tropismen, beispielsweise das Hinneigen zum Licht, sind typische Reaktionshandlungen. Sie werden vom Reiz her zureichend bestimmt. Aber schon bei den Tieren gibt es gelegentlich ganz andre Verhaltungsweisen. Friedrich Engels sagt in seinem Aufsatz über den „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen", den bezeichnenden Unterschied zwischen Affenrudel und Menschengesellschaft mache die Arbeit. Wobei er unter Arbeit, ziemlich willkürlich, alle nicht durch Instinkte oder Reize unmittelbar ausgelöste Tätigkeit versteht. „Die Arbeit fängt an mit der Verfertigung von Werkzeugen." Nun wissen wir heute, daß auch Tiere Werkzeuge „erfinden", deren Herstellung sie kein Instinkt lehrt. So beschreibt Wolfgang Köhler, wie ein Schimpanse darauf verfiel, hohle Bambusstöcke ineinanderzustecken, um mit Hilfe dieser künstlich verlängerten Stange eine vor dem Gitter liegende Banane herbeizuholen. Solche Intelligenzhandlung nun erfordert als Voraussetzung zweifellos eine willentliche Abkehr von dem umweglos zum Ziel drängenden

Trieb. Das Tier muß für eine Weile vom Ziel ablassen und zunächst eine Umweghandlung erledigen. Ähnliches beobachtet man, wenn ein Tier lernt, um einen Zaun herum zum Ziel zu laufen, statt blindlings durch den Zaun hindurch daraufzuzudrängen. Hier haben wir den Typus einer reinen Willenshandlung: Verzicht auf unmittelbare Triebbefriedigung auf Grund eines eignen, von Einsicht diktierten Antriebes. In den Streit um Determinismus und Indeterminismus wollen wir hier nicht eingreifen. Wir sagen nur: es gibt Vorstellungen, Entschlüsse, Handlungen, die unser Bewußtsein selbständig hervorruft, und andre, die ohne sein Zutun auftreten; (Hunger erweckt in mir ohne mein Zutun Vorstellungen von leckerer Speise, aber ich kann mir auch ohne von „außen" diktierten Grund, aus eignem Willen, eine Speise vorstellen). Charakteristisch ist, daß auch in Fällen wie den obigen der Willensakt sehr bald überflüssig wird. Die Umweghandlung gliedert sich gänzlich ein und wird als Teil des direkten Weges zum Ziel empfunden. Das Hemmende, Situationsstörende des Willensaktes verschwindet schnell, sobald es sich um einen vernünftigen Entschluß in einer passenden Umwelt handelt. Das ist für später wichtig.

Nützlich ist die Betrachtungsweise der Behavioristen, insofern sie als normales und elementares Handlungsagens im Lebensbetrieb nicht den willentlichen Impuls sondern die auf Reize antwortende Reaktion sehen. Auch im Menschenleben beobachten wir überall, wie man, nicht aus Faulheit sondern aus einem gesunden Gefühl für Kräfteökonomie, eigne Entschlüsse zu sparen und statt dessen passende Situationsantriebe zu bekommen sucht: Rennfahrer und Wettläufer bedienen sich des Schrittmachers. Krasser Fall im Pathologischen: der Seelenblinde ist unlustig und unfähig, Entschlüsse zu fassen, und reagiert nur auf Beanspruchung und Zielsetzung von außen. Die natürliche Aufgabe des Willens setzt da ein, wo ein Lebewesen erkennt, daß zur Erreichung eines Ziels ein andrer Weg besser ist als der von den Situationsantrieben unmittelbar diktierte. Da im biologischen Haushalt ein Organ immer erst auftritt, wenn eine Funktion für es bereit ist, so erscheint Wille erst, wo Einsicht existiert. Denn erst die Einsicht gibt Anlaß zu Handlungsagentien, die sich außerhalb instinktiver Impulse und im Gegensatz zu ihnen betätigen.

Tier und Pflanze sind mit allen ihren Organen und Instinkten in dauernder Anpassung an ihre Umgebung entstanden. Sie leben in einer für sie günstigen Situation und sind nach Kräften ausgestattet, das Beste aus ihr für sich herauszuholen. Die meisten Menschen hingegen leben heute unter Bedingungen, die ihnen im höchsten Maße unnatürlich und schädlich sind. Da gibt es nun zwei Auswege: entweder sich durch heftigste Willensanspannung gegen diese ungünstigen Umweltbedingungen zu behaupten. Oder aber: die Umweltbedingungen zu ändern. Den ersten Weg propagieren die Konservativen, weil sie an der bestehenden Gesellschaftsordnung interessiert sind. Sie pflegen den Willens- und Heldenkult und tun, als sei die ewige Lebensaufgabe des Menschen Kampf gegen etwas so naturgegeben Schlechtes wie Siegfrieds Drache. „Die Ökonomen sagen, daß die gegenwärtigen Verhältnisse —

die Verhältnisse der bürgerlichen Produktion — natürliche sind... von dem Einfluß der Zeit unabhängige Naturgesetze. Es sind ewige Gesetze, welche stets die Gesellschaft zu regieren haben" (Marx). Weil sie die Verhältnisse nicht schlecht nennen wollen, sagen sie, der Mensch sei schlecht und müsse deshalb gegen sich selbst kämpfen. Sie empfehlen dem Verbrecher, seine bösen Triebe zu bekämpfen, sie predigen Keuschheit und Enthaltsamkeit, statt zu fragen, ob es nicht natürlicher wäre, die Umwelt der Menschen so zu verbessern, daß sie ihre natürlichen Bedürfnisse befriedigen können und nicht vom Guten abweichen. Es ist sehr bemerkenswert, wie sich bei den deutschen Philosophen, die den Willen als Ding an sich in den Mittelpunkt der Welt stellen, zugleich die Lehre vom Radikalbösen der menschlichen Natur auftritt. Das führt zu den perversesten Verdrehungen: „Fichtes teleologische Naturauffassung besteht nur darin, daß er deduzieren will, die Natur, wie sie da ist, habe erzeugt werden müssen, um als ein Widerstand die Verwirklichung der sittlichen Aufgabe möglich zu machen. So überträgt sich auch in Fichtes Naturauffassung der Widerspruch, bei dem Kant stehen geblieben war. Beiden Denkern gilt das natürliche Wesen und vor allem das dazu gehörige sinnliche Triebleben des Menschen als etwas dem Sittengesetze Widerstrebendes und seine Erfüllung Hemmendes" (Windelband). Dazu kann man nur sagen: um so schlimmer für das Sittengesetz. Es wäre eine schöne Aufgabe, diesen pessimistischen Willenskult von Kant bis Schopenhauer einmal auf seine politischen Ursachen hin marxistisch zu durchleuchten.

Wille und Selbstbemeisterung sind schön, wo sie den Menschen über zufällige Augenblicksantriebe und schlechte Einflüsse hinweg zu der natürlichen Bestimmung hinführen, die seinen Instinkten, seinen Anlagen entspricht. Wille kann ein intelligenzgelenktes Korrektiv im Instinkthaushalt sein. Aber es heißt nicht, der Sittlichkeit und Menschenwürde dienen, wenn man durch Willensmißbrauch auszugleichen sucht, was man durch falsche Einrichtungen und Vorschriften sündigt. Man vergleiche die freie Natürlichkeit des Willensaktes, mit dem das Männchen das Weibchen zu etwas zwingt, was ihnen beiden im Grunde angenehm und nützlich ist, mit der eklen Krampfhaftigkeit einer Vergewaltigungsszene; vergleiche die ungezwungene Enthaltung von Augenblicksbegierden mit dem unappetitlichen Schauspiel neurosenschaffender Askese. Wo gewaltsame Willensanspannung nötig ist, da sehen wir das Kriterium für eine Änderung der Situationsbedingungen. Unsre Ethik besteht nicht darin, den Willen zu stärken sondern die Anlässe zur Gewaltanwendung zu beseitigen. Gegenseitiges Übertrumpfen durch kriegerische Gewaltakte führt zu Siegen aber nicht zu Lösungen. Die Psychologen lehren uns, daß es der Sinn der Reaktion sei, die durch den Reiz ausgelöste Spannung zu beseitigen und wieder Gleichgewicht zu schaffen. Gleichgewicht, nicht Hochspannung zu schaffen, ist unsre Aufgabe, die Aufgabe unsrer Ethik. Wenn es gelingt, den Menschen lose und angenehm in eine Umwelt einzupassen, die ihm seine Arbeit erleichtert, statt ihm heldische Gewaltakte aufzudrängen, so ist das kein Rückfall in tierische Gemütlichkeits-

ideale, sondern erst dann wird die Menschheit bewiesen haben, daß sie würdig ist, auf dieser Erde zu wohnen. Daß sie nämlich aus eigner Kraft und auf eignem Niveau eine Ordnung zu schaffen verstanden hat, die sich neben der selbsterwachsenen Ordnung der Naturgesetze sehen lassen kann.

Schnipsel von Peter Panter

Das Christentum ist eine gewaltige Macht. Daß zum Beispiel protestantische Missionare aus Asien unbekehrt wieder nach Hause kommen —: das ist eine große Leistung.

*

Ein Mitarbeiter dieser Blätter hatte einst einen sonderbaren Traum. Er träumte, daß er sein Abitur noch einmal machen müßte, und das Thema zum deutschen Aufsatz lautete:

„Goethe als solcher."

*

Die Amerikaner kommen bestimmt alle in die Hölle, besonders die frommen — aber eines wird ihnen hoch angerechnet werden: das ist ihr Humor.

Im ‚Life' neulich: Da sitzen zwei Kaufleute schluchzend am Schreibtisch und lesen und kramen in Skripturen. Was tun sie —? Sie sehen sich die alten Orders aus dem Jahre 1928 an.

Es ist sehr schwer, nachzuschmecken, was hier so gut mundet. Es ist, wie wenn einer alte Speisekarten noch einmal nachliest, erhöhte Tätigkeit der Mundspeicheldrüsen... warum muß man da lachen?

Was denen in ‚Life' und im ‚New Yorker' einfällt —: ach, daß wir das doch hätten! Es ist wohl so: sie kommen in ein lustiges Fegefeuer und wir in einen ernsten und durchaus sachlichen, in den Landesfarben angestrichenen Himmel.

*

Weil wir grade von ‚Life' reden:

Zu meinem hundertsten Geburtstag wünsche ich mir das Original des Titelblattes, das dort im vorigen April erschienen ist.

Oben, auf dem Gerüst eines Wolkenkratzers, sitzt ein Arbeiter, den sieht man ganz aus der Nähe, ein etwas dreckiger Kerl mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, behaarte Arme, nicht rasiert. Unten auf der Straße stehen, winzig, zwei feine Damen und sehen so zum Haus herauf. Und was tut der Mann —?

Er zieht sich seine Kravatte grade.

Das Bild trug keine Unterschrift.

*

Es gibt deutsche Katholiken, die zerreißen sich fast das Maul darüber, daß die Kommunisten „ihre Befehle aus Moskau entgegennehmen". Und woher bekommen jene ihre Befehle? Aus Rom. Wird jemals ein deutscher Katholik Papst?

Das Papsttum ist seit Jahrhunderten eine italienische Prärogative.

*

Die meisten Leute wissen gar nicht, daß sie im Jahre 1932 leben. Die andern können sich nicht darüber beruhigen, daß sie im Jahre 1932 leben.

*

Pressefreiheit ist einmal ein gutes politisches Schlagwort gewesen. Was heute verlangt werden muß, ist: Filmfreiheit und Rundfunkfreiheit. Die Zensoren machen aus beiden einen Kindergarten.

*

Ein skeptischer Katholik ist mir lieber als ein gläubiger Atheist.

Brolat von Gabriele Tergit

Die Vernehmung von Brolat, dem Direktor der Berliner Verkehrsgesellschaft, war erschütternd. Erschütternd war, wie Amtsgerichtsrat Keßner ihn behandelte, erschütternd, daß er sich so behandeln ließ, erschütternd die Kreatur, umspült vom Hohn des berliner Volks im Zuhörerraum, zu dem er gehört wie nur je einer, erschütternd die schiefen Sachen, die dieser Mann machte, der 72 000 Mark Gehalt bezieht.

Verkörpert ist in ihm Glanz und Abstieg einer großen Bewegung, einer großen Idee, einer Partei, die links steht, „wo der Menschheit großes Herz schlägt." Es stand vor Gericht nicht der Wunschtraum, nämlich der kluge, seiner Klasse nahe Direktor eines gemeinnützigen Unternehmens, es stand vor Gericht in Wahrheit der kleine Mann, der das große Los gewonnen hat, Lustspielfigur seit George Dandin von Molière.

Brolat ist Metallarbeiter auf dem Wedding gewesen. „Unsre braven Metallarbeiter," pflegte Ebert zu sagen und meinte damit im wesentlichen Brolat. Die Metallarbeiter des Weddings waren immer für Brolat. Er ist einer der ihren, alles andre ist schlecht passende Schale. Er ist klein, dick und untersetzt, hat kurze dicke Finger, spricht falsches Deutsch, ist ohne Geschmeidigkeit und weiß nicht, sich zu benehmen. Rosenthal, der kluge Kaufmann, saß Amtsgerichtsrat Keßner ebenbürtig gegenüber. Seine Waffe war seine Krankheit, dadurch saß er, nahm Pillen, trank Wasser. Brolat, der simple, einfache Arbeiter aber stand wie der Gemeine stramm steht vor dem Offizier und wie dieser war er stumm und hilflos gegenüber dem Witz des Vorsitzenden, dem Hohn des Gebildeten und der schneidenden Schärfe der Jurisprudenz.

Brolat ist bestimmt ein anständiger Mensch, seine Tragödie ist die Tragödie aller aus der SPD, die nicht ganz charakterfest waren und nicht sehr klug. Herausgeworfen aus seiner Sphäre, war er dem Neuen nicht gewachsen. Sein Schicksal mußte mit Naturnotwendigkeit die innere Unsicherheit werden, die Überschätzung der äußern Formen, die er nicht kannte. Daß er niemand andern fand als Führer zur Welt, zur feinen Sprache, zur richtigen Gabelhaltung, denn Leo Sklarek, ist seine Tragik und sein Verbrechen. Daß er aber dies mitmachte, Diners und übertriebene Kleidung und Aufenthalt in Tanzdielen, diesen ganzen Quatsch mit Frack und Presseball, dafür ist er nur zum Teil schuldig. Der größere Anteil seiner Schuld ist zwar nicht den Sternen, aber der Gewissen und Geist beraubten Zeit zuzuschreiben.

Er wurde Leiter der Brennstoffgesellschaft und damit kaufmännischer Direktor eines großen Unternehmens. Er hat sich gut bewährt, das heißt, es gelang ihm, sehr große Mengen Kohlen zu verkaufen. Er sagt von Sklarek: „Sie haben mir geschäftlich den Weg geebnet, zu Rosenthal, Tietz und Karstadt." Alle diese haben ihre Kohlen durch die Brennstoffgesellschaft bezogen.

Hier liegt der tragische Konflikt. Von der Barrikade zum Kohlenverkauf, vom Arbeiterführer zum tüchtigen Leiter eines

Kohlenunternehmens, von der Theorie zur Praxis, von der roten Mütze des Jakobiners zum Frack auf dem Presseball, vom blauen Hemd des Metallarbeiters zu den seidenen Hemden der Sklareks. Das soll kein Vorwurf sein, sondern die Schwere des Weges, die Tragik, die Konflikte aufzeigen. Es ist nicht Sache des Führers einer Arbeiterpartei, 72000 Mark zu verdienen, einzugehen in die Gefilde des Reichtums. Schuld sind die, die solche Riesengehälter auswerfen, 360000 Mark für den Deutschnationalen Lütke, 72000 Mark für den Sozialdemokraten Brolat. Man sehe sich die Gehälter des reichen Auslands an. Der Direktor des gesamten Verkehrswesens der reichen Stadt Zürich bezieht 10000 Francs. Macht ergreifen ist heroisch, Macht besitzen das Gegenteil. Der Heroismus der französischen Revolution ging über in den Heroismus der napoleonischen Kriege, der Heroismus der Sozialdemokratie in das gemeinnützige Unternehmen. Nur Riesen an Charakterstärke konnte es gelingen, rein diesen Übergang zu vollziehen. Brolat strauchelte. Er befreundete sich mit Leo Sklarek. Man soll aber die Kirche beim Dorf lassen. Wo waren die Vorteile für die Sklareks? Sie hatten immer für die B.V.G. geliefert. 1926, also vor Brolats Zeit, für 110000 Mark im Jahr. 1928 zur Zeit von Brolat für 94000 Mark, 1929 mehr. Vorteile für Brolat? Brolat hat sich seine Anzüge durch Sklarek bei Keller & Furch besorgen lassen und für die Anzüge weniger bezahlt, als sie kosteten. Er will es nicht gewußt haben, und das ist auch möglich. Warum soll Brolat unterscheiden können zwischen Anzügen für 250 und 450 Mark? Er hat dann später nach dem Zusammenbruch der Sklareks die Rechnungen für Anzüge, die die Sklareks ihm und andern Beamten besorgt hatten, schnell aus der eignen Tasche bezahlt, statt den ganzen Kleiderkomplex dem Staatsanwalt anzuzeigen. Diese Handlung bringt ihn heute in den Verdacht der Begünstigung, damals war das Bezahlen der Rechnung a) eine Panikhandlung aus Furcht vor der Öffentlichkeit, b) ist es nicht jedem gegeben, den Freund sofort dem Staatsanwalt zu überliefern. Man kann sagen, daß eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens sich ihrer privaten Gefühle zu enthalten hat, aber wenn ihre privaten Gefühle unter einen Paragraphen des Strafrechts fallen, so soll man sie bedauern, aber nicht verhöhnen. Da hat ferner Sklarek den Pelz von Brolats Frau mit 2000 Mark bezahlt. Brolat will Leo Sklarek die 2000 Mark in die Jackentaschen gesteckt haben, weil der das Geld nicht nehmen wollte, und er ist dann nochmals zum Pelzlieferanten gegangen und hat ihm 2000 Mark für die Ausstellung einer Rechnung bezahlen wollen. Das sind natürlich alles unmögliche Sachen. Aber was die sechs seidenen, von Sklarek geschenkten Hemden für den Preis von 819 Mark anbetrifft, so muß man auch mitteilen, daß Brolat sagte: „Ich habe mich geschämt, solch teure Hemden zu tragen. Ich dachte, Leo muß seine Sinne nicht beisammen gehabt haben, als er solche Hemden für mich bestellte."

Das ist Brolat. Ein in Reichtum und falschen Luxus verirrter Metallarbeiter, aber sein Gegenspieler ist der Obermagistratsrat Brandes, der ihm grade das zum Vorwurf macht,

was ein Positives seiner Arbeit ist. Denn zum guten Kohlenverkäufer braucht man ja schließlich keinen Arbeiterführer. Er hat ein schönes Erholungsheim für Kohlenarbeiter gebaut. „Eine Gesellschaft von 20 000 Mark kann sich nicht erlauben, eine Anlage von 250 000 Mark zu errichten," sagte Brandes. „Wie", ruft Brolat, „15 Millionen waren aber der Umsatz, bei einem Lohnkonto von 2 Millionen. Kohlenarbeiter sind die schwerstarbeitenden Menschen und haben drei bis sieben Tage Urlaub." Brolat will bei Brandes kurz vor dem Zusammenbruch der Sklareks gewesen sein, „wegen das Erholungsheim", wie er sich ausdrückt. Brandes aber erklärt, er habe offenbar um gut Wetter für die Sklareks bitten wollen. Aussage steht gegen Aussage. Brandes, der an der Aufdeckung des Komplexes Sklarek stark beteiligt war, hat das vornehme Aussehen und Benehmen eines alten preußischen Beamten. Aber wenn er in einem stillen, vornehmen Nebensatz, so ganz nebenbei, in formvollendeter Intrigue, ks, einen abmurkst, wie den Stadtkämmerer Lange, bei dem es ihm nicht gelang, oder Brolat, bei dem es ihm gelang, da kann einen wirklich eine Gänsehaut überlaufen. Und so ist es ein erlösendes Wort, als Brolat zu Brandes sagt: „Sie besitzen eine Voreingenommenheit gegen Linksparteien. Wenn ich Ihnen erzählt hätte, die Sklareks haben Tausende von Mark an die Deutschnationalen und Blumenarrangements an eine hochgestellte Dame gegeben, der sie auch Tausende für Offiziere stifteten, so wäre Ihre Meinung von den Sklareks eine ganz andre geworden."

Man kann von Brandes kein Verständnis für die historische Tragik eines Menschen wie Brolat verlangen, für die schweren Konflikte, die dieses Leben im Gegensatz zu seinem eignen, glatten, bringt. Aber auch Amtsgerichtsrat Keßner zeigte keinen Hauch von Verständnis.

Der Zuhörerraum gefüllt mit Arbeitslosen, die wahrscheinlich Kommunisten waren, überschüttete Brolat mit Hohn, aber die Rechten sind es, die Brolat mit Vergnügen diesem Hohn hinhalten.

Sie bildeten ein Kollektiv von Erich Kästner

Solo ging Jedem Alles schief.
Da packte sie die Wut.
Sie bildeten ein Kollektiv
und glaubten, nun seis gut.

Sie blinzelten mit viel Geduld
der Zukunft ins Gesicht.
Es blieb, wies war. Was war dran schuld?
Die Rechnung stimmte nicht.

Addiert die Null zehntausend Mal,
und rechnets gründlich aus!
Multipliziertsl Mit jeder Zahl!
Steht Kopf! Es bleibt euch keine Wahl:
Zum Schluß kommt Null heraus...

Die Sonne tönt von Marthe Schwerdtlein

Der Direktor, Dramaturg Neumeister, drei Erzengel.
Dunkle Bühne einer größern Hafenstadt.
Von Zeit zu Zeit hört man die Souffleuse niesen.

Der Direktor: Warum fängt es denn nicht an. Los! Na red schon.

Raphael: Die Sonne tönt —

Direktor: Wieso? „Habe nun ach", fängt es an. Was schauen Sie so. Ich habe recht. Sie können mir glauben. Ich inszeniere den Faust nicht zum ersten Mal. Ja, ja, ich könnte auch Jubiläum feiern, ich bin nur nicht der Mann dazu. Goethe ist in diesen Tagen hundert Jahre tot, meine Faustinszenierung fünfzehn. Aber ich bitte Sie, keine langen Vorträge. Los, red schon.

Raphael: Die Sonne tönt —

Direktor: Es ist gradezu lächerlich, wie man bei dieser Renitenz gutes Theater machen soll. Neumeister, geben Sie bitte das Buch her. Doch, Sie haben zufällig recht. Das heißt, auch ich habe recht, Sie werden sehen, drei Seiten später heißt es „Habe nun ach" oder ähnlich. Warum halten Sie die Probe so lange auf und reden nicht.

Raphael: Die Sonne tönt nach alter Weise —

Direktor: Wie? Wieso? Oh nein. Ich lese hier eben bei Reklam, daß dieser Raphael Erzengel ist. Erzengel. Glauben Sie, daß ein Erzengel so spricht? Nein, mein Lieber, viel weniger piano, bedeutend mehr dur. Viel fanfarenstößiger. So ungefähr wie das der Dingerich sprechen würde, der —, nein nicht Wüllner, nein auch der andre nicht, na also mir fällt der Name nicht ein. So ungefähr: „Frau Sonne tönt nach alter Weise." Ich hab' es eben auch nicht ganz, ich bin etwas bei Morgenschleim. Weiter, weiter!

Raphael: Die Sonne tönt nach alter Weise —

Direktor: Jetzt versuch mal dabei die Arme zu verschränken. Das könnte etwas Neues sein. Das Publikum sagt sich dann sofort: „Verschränkte Arme, aha, also Menschen, die nicht viel zu tun haben, aha, also Erzengel."

Raphael: In Brudersphären Wettgesang —

Direktor: Neumeister, schauen Sie in der Mythologie nach, was Bruder Sphären sind. Es könnte natürlich auch ein Goethizismus sein. Unterbrechen Sie mich doch nicht immer, red schon.

Raphael: Und ihre vorgeschriebne Reise —

Direktor: Entschuldigen Sie, wenn ich diesmal unterbreche, aber sagen Sie im Bureau oben an, man möchte mir das Auto um zehn vor vier schicken, Neumeister weiter. Weiter. Aber jetzt einmal richtig. Erzengelhaft. Los!

Raphael: Und ihre vorgeschriebne Reise —

Direktor: „Vorgeschriebne Reise" ist bestimmt falsch. Sie meinen vielleicht „vorgefaßte Reise". „Vorgeschriebne Reise" würde Goethe nie sagen. Das tut meinem Ohr weh. Das entbehrt jeder Lautmalerei. Die goethischen Tonfarben müssen wir schon lassen, wie sie sind. Was? Hier steht im Buch doch vorgeschrie —. Also los, los, weiter! Aber rein prinzipiell habe ich recht.

Raphael: Vollendet sie mit Donnergang.

Direktor: Zu pathetisch. Sie müssen alles modern und trotzdem packend sprechen. „Vollendet sie mit Donnerkrach", hier haben Sie wieder echte Lautmalerei. Ihr jungen Leute habt alle keinen Schimmer mehr. Ein solches Werk wie der Faust! Wenn ich einmal in meinem Leben als junger Mensch das Glück gehabt hätte, unter meiner Regie den Faust zu spielen! Weiter. Nein, halt! Neumeister, was werden die Erzengel für Schuhe anziehen. Daß die Engel gepanzert sind, ist klar, hellblau. Keinen Widerspruch bitte! Sie können Ihre Meinung äußern, aber keinen Widerspruch, Erzengel müssen, wie schon

der Name sagt, hellblau gepanzert sein. Während der Probe können Sie ruhig Anzüge von Knische tragen, aber abends hellblau gepanzert. Weiter, weiter.

Raphael: Vollendet sie mit Donnergang.

Direktor: Nein, ich will versuchen, das alles zu streichen. Trotz zweifellos sprachlich schöner Tonfärbereien will das Publikum doch mehr — Sie verstehen schon. Wir streichen. Das mit dem Donnerkrach nehmen wir direkt auf Schallplatten und übertragen es mit Lautsprecher und Sie, meine Herren, stehen einfach mit verschränkten Armen da und hören gläubig auf die Stimme vom Vater.

Max Fränkel von Bernhard Citron

Die Hypothekeninstitute bildeten nach den Erschütterungen der Inflation den eigentlichen Kristallisationspunkt der wirtschaftlichen Stabilisierung. Die Goldpfandbriefe, die von diesen Instituten ausgegeben wurden, genossen jahrelang weit größeres Ansehen als Reichs- und Staatsanleihen. Vielleicht war für diese Bevorzugung durch weite Kreise der Öffentlichkeit die Silbe „Gold" im Namen jener Pfandbriefe maßgebend. Gewiß entspricht diese Haltung einer etwas primitiven Anschauungsweise; aber die Leuchtkraft des Goldes war nach Krieg und Inflation so stark, daß man den goldgeränderten Glanz eines Pfandbriefes dem wirklichen Golde gleichstellte. Dazu kam, daß sich aus der Inflation grade der Grundbesitz, der das Fundament des Realkredites bildet, am besten hinüberretten konnte, während Noten und Schuldverpflichtungen in der Inflation wertlos wurden und zahlreiche damals groß gewordene Industriezweige das Opfer der ersten Stabilisierungsperiode wurden. Der gewaltige Aufschwung, den der Grundstücksmarkt zwischen 1925 und 1928 nahm, verstärkte den Eindruck, daß Realkredit die sicherste Kapitalsanlage sei. Als dann allmählich die Grundstückspreise sanken und die Bautätigkeit nachließ, besaßen die Hypothekenbanken noch immer einen großen Fundus an Kapital und Reserven sowie einen Stock von gut gedeckten Hypotheken. Eine Erschütterung dieses Gebäudes erschien noch vor einem Jahre ausgeschlossen. Damals setzte sogar eine kräftige Hausse in allen Pfandbriefen ein, so daß die Kurse aus dem ersten Viertel des Jahres 1931 kaum hinter den Höchstkursen früherer Jahre zurückblieben.

Dem Wesen der Hypothekenbanken entspricht eine solide, vielleicht sogar etwas bureaukratische Geschäftsführung. Noch heute pflegen die beiden leitenden Direktoren einer angesehenen berliner Hypothekenbank alle Grundstücke, auf die sie eine Hypothek geben wollen, selber zu besichtigen. Bekannt sind auch die strengen Grundsätze der bayrischen Institute, die zu den bestgeleiteten gezählt werden. Der Aufschwung des Realkreditwesens, die Leichtigkeit, mit der jahrelang große Kapitalien umgesetzt werden konnten, bot aber auch das günstigste Terrain für spekulative Betätigung. Der Mann, der verschiedene Realkredit-Institute in einem gewaltigen Block zusammenfaßte und für sich und die ihm nahestehenden Gruppen große Vorteile aus dem Aufblühen dieses Geschäfts zog,

wurde erst in den letzten Jahren weithin bekannt. Doktor Max Fränkel ist zuletzt in die Arena der Finanzmatadore gestiegen; als Jacob Goldschmidts Stern schon verblaßte, da sprach die Öffentlichkeit bewundernd von dem Beherrscher der Hypothekenbanken. Fränkels Karriere nahm ihren Anfang bei der Roggen-Rentenbank, die er mit der Preußischen Pfandbriefbank im März 1927 vereinigte. Schon damals begann er sich für die Preußische Hypothekenbank zu interessieren, deren Majorität er mit der Unterstützung Ivar Kreugers erwarb. Im Juli 1929, als in Preußen die Fusion zwischen Pfandbriefbank und Hypothekenbank vollzogen wurde, war das Kapital von 4 Millionen Mark nach der Goldmark-Umstellung bereits auf 25 Millionen Mark angewachsen. Allgemein bekannt wurde Fränkel dann durch die Fusion mit einem der bedeutendsten Realkredit-Institute, der Preußischen Zentralboden-Kreditbank, die im März 1930 erfolgte. Bei all diesen Transaktionen standen dem neuen Konzernschöpfer verschiedene wichtige Verbindungen zur Seite. Erstens konnte er sich auf seine väterliche Firma, das Bankgeschäft Fränkel & Simon, stützen. Durch dieses Haus pflegte er seine großen Transaktionen durchzuführen. Ferner lieh ihm Ivar Kreuger seine Autorität und vielfach auch die dafür notwendigen Mittel. Dazu kamen enge Verbindungen mit der Dresdner Bank und dem londoner Bankhaus Singer & Friedlaender, das bei der Plazierung von Pfandbriefen und Aktientransaktionen wertvolle Dienste leistete. Heute läßt sich kaum mehr übersehen, wie alle diese Konsortialgeschäfte zusammenhingen. Es fanden gemeinsame Aufkäufe, Aktienübertragungen, Lombardierungen und Plazierungen statt, die den Grundstein für den größten deutschen Hypothekenbank-Block und gleichzeitig für das zeitweilig sehr große Privatvermögen Fränkels bildeten.

Nach der Vereinigung von Pfandbriefbank und Zentralboden-Kreditbank galt es, die in ihrer Geschäftsführung etwas bureaukratische Gemeinschaftsgruppe deutscher Hypothekenbanken, die sich aus recht heterogenen Elementen zusammensetzte, in den Kreis des neuen Blocks zu ziehen. Vorerst mußte die Fränkel-Bank einen Beweis ihrer Machtstellung liefern. Im Frühjahr 1930 ergaben sich Schwierigkeiten bei der Deutschen Grundcreditbank in Gotha.

Im allgemeinen pflegt es in Wirtschaftszweigen, die hauptsächlich auf das öffentliche Vertrauen angewiesen sind, üblich zu sein, daß ein schwach gewordenes Institut von dem stärksten Unternehmen aufgenommen wird. Die Übernahme der Deutschen Grundcreditbank Gotha war also vor allem eine Prestigefrage. Fränkel respektive seine Gruppe stellte im Juni 1930 die für die Fusion benötigten 2 Millionen Mark Preußische Zentralboden-Kreditbank-Aktien zum Kurse von 180 Prozent zur Verfügung. Sein Interesse galt jetzt der Fusion einzelner zur Gemeinschaftsgruppe deutscher Hypothekenbanken gehörender Gesellschaften. Zu diesem Zwecke hatte er vor allem durch Fränkel & Simon Aktien der Preußischen Bodenkreditbank und der Schlesischen Bodenkreditbank zusammengekauft. Bei der Fusion ist er die Aktien ungefähr zum höchsten jemals erreichten Kurse, nämlich zu 155 Prozent, an sein Institut

losgeworden. Als im November 1930 die Deutsche Zentralboden-Kreditbank durch Verschmelzung den Preußischen Zentralbodenkredit- und Pfandbriefbank mit der Preußischen Bodenkreditbank und der Schlesischen Bodenkreditbank geschaffen wurde und dieses Unternehmen an die Spitze der Gemeinschaftsgruppe deutscher Hypothekenbanken trat, hatte der Einfluß Fränkels im Hypothekenbankwesen und im deutschen Bankwesen überhaupt seinen Höhepunkt erreicht. Der Zusammenschluß war keine organische Vereinigung, sondern die aus spekulativen Gründen vollzogene Aufpfropfung verschiedener Institute auf einen kaum zusammengeschweißten Block. Die rheinischen Institute haben schon damals in richtiger Erkenntnis der Lage ihre Beteiligung entschieden abgelehnt. Wie groß die Autorität Fränkels gewesen ist, geht daraus hervor, daß im Januar 1931, als Eingeweihte begannen, sich über die Danatbank Gedanken zu machen, Fränkel als deren kommender Mann und wohl auch als der Reorganisator genannt wurde.

Wie alle großen Konzerngebilde, die durch Spekulationen entstanden sind, trug auch der Fränkel-Block den Krankheitskeim von vornherein in sich. Gewiß ist das Realkreditgeschäft ein durchaus gesundes Fundament, auf dem sich eine solide Bankpolitik aufbauen läßt. Man kann diese Art des Bankgeschäfts vielleicht als die relativ krisenfesteste bezeichnen. Aber Fränkels Politik bedurfte einer ständigen Geschäftserweiterung zur spekulativen Betätigung. Da seit anderthalb Jahren das Geschäft am Realkreditmarkt stagniert, bieten sich auch keine Aussichten mehr für die Durchführung großzügiger Transaktionen, die bis zum Jahre 1930 üblich waren. Im übrigen hat Fränkel mit seinen Konsorten viel Unglück gehabt. Die Dresdner Bank ist in Staatsbesitz übergegangen und hat für die spekulativen Transaktionen ihres Geschäftsfreundes kein Interesse mehr. Man hat Fränkel bei der Generalreinigung des Aufsichtsrats zwar sein Mandat belassen, wird aber vermutlich auch auf die Abwicklung bestehender Engagements gedrängt haben. Die Firma Singer & Friedlaender in London kann infolge der Devisenschiebungsaffäre keine Geschäfte mehr in Deutschland tätigen; Ernst Friedländer, der Inhaber, ist im Februar aus dem Aufsichtsrat der Deutschen Zentralboden-Kreditbank ausgeschieden. Die Stütze, die Fränkel an Ivar Kreuger gehabt hat, ist mit dessen Tod dahin. So ist es auch nicht erstaunlich, daß Fränkel & Simon, die Hausfirma Doktor Fränkels, in den letzten Wochen auf Grund von Abgaben in Deutschen Zentralboden-Kreditbank-Aktien in den Mittelpunkt von Börsengerüchten geraten sind. Bald wird auch der letzte Komet am Bankenhimmel wieder verschwinden. Man braucht nicht zu befürchten, daß er bei seinem Sturz die Erde erschüttern wird. Das Realkreditgeschäft ist in seinem Kern auch heute noch gesund, wenn auch die Deutsche Zentralboden-Kreditbank respektive ihre Vorgängerinnen eine nicht ganz so strenge Beleihungspraxis geübt haben wie andre Institute. Daran ist wiederum der Fränkels-Kurs schuld, der nach Verbreiterung, nicht nach Vertiefung strebte. Die großen Mittel, die durch jene Verbindung mit dem Auslande zur Verfügung gestellt wurden, sollten rasch und gewinnbringend angelegt

werden. Wie leicht es der Fränkel-Bank noch im vergangenen Jahre gemacht wurde, beweist die Gründung der Internationalen Bodencreditbank in Basel. Leider hat man auch dieses auf Kreugers Initiative zurückzuführende Institut weniger für langfristige Placierungen von Pfandbriefen aus dem Stock der Deutschen Zentralboden-Kreditbank als für die Ablagerung von Kommunalobligationen, die Doktor Fränkel gehörten, herangezogen. Wenn jetzt endlich mit der gefährlichen Politik Fränkels gebrochen wird, wenn sich die Zentralboden-Kreditbank eine längere Atempause gönnen kann, dann wird auch wieder die Grundlage für ein gesundes Realkreditgeschäft vorbereitet werden können. Im Widerspruch zu dieser notwendigen Konsolidierung steht allerdings die Ausschüttung einer siebenprozentigen Dividende an die Aktionäre, die entweder aus falschen Prestigegründen oder aus Fürsorge für die Großaktionäre vorgenommen wird. Bei den vorhandenen Risiken, die durch Haftung von Kapital und Reserven für Pfandbriefe und Kommunalobligationen begründet sind, ist eine solche Dividendenpolitik schwer zu rechtfertigen.

Hoffentlich ist sich die Aufsichtsbehörde bewußt, wo augenblicklich der Krebsschaden liegt. Man hätte wohl sonst schon früher, als die merkwürdige Praxis der Zentralboden-Kreditbank bei der Behandlung von Aufwertungsrechten bekannt wurde, ein Machtwort sprechen sollen. Leider aber wird meist erst dann die notwendige Konsequenz gezogen, wenn ein unabsehbarer Schaden für die deutsche Wirtschaft entstanden ist.

Singt eener uffn Hof von Theobald Tiger

Ick hab ma so mit dir jeschunden,
ick hab ma so mit dir jeplacht.
Ick ha in sießen Liebesstunden
zu dir „Mein Pummelchen" jesacht.
    Du wahst in meines Lehms Auf un Ab
    die Rasenbank am Elternjrab.

Mein Auhre sah den Hümmel offen,
ick nahm dir sachte uffn Schoß.
An nächsten Tach wahst du besoffen
un jingst mit fremde Kerle los.
    Un bist retuhr jekomm, bleich un schlapp —
      von wejen: Rasenbank am Elternjrab!

Du wahst mein schönstet Jlück auf Erden,
nur du — von hinten und von vorn.
Mit uns zwee hätt et können werden,
et is man leider nischt jeworn.
    Der Blumentopp vor deinen Fensta
    der duftet in dein Zimmer rein...
    Leb wohl, mein liebes Kind, und wennsta
    mal dreckich jeht, denn denke mein —!

Bemerkungen

Zensur ohne Hemmung

Dieser Tage hat die berliner Filmprüfstelle den Film „Kuhle Wampe" von Brecht, Ottwalt und Dudow verboten. Schon vor acht Tagen wiesen wir darauf hin, daß ein solches Verbot nicht zu rechtfertigen sein würde, und soweit sich aus den Mitteilungen über den Verlauf der Verhandlung und die Verbotsgründe ein Bild ergibt, hat man sich diesmal auch vor den groteskesten Argumenten nicht gescheut. Wieder scheint es der in der Filmzensurpraxis nun schon unheimlich berühmte Vertreter des Ministeriums gewesen zu sein, der als politischer Sachverständiger in der Rolle des advocatus diaboli die Zensurkammer an die Wand spielte, samt gesundem Menschenverstand und demokratischer Freiheit. Das Innenministerium vertrat Herr Oberregierungsrat Erbe.

Immer deutlicher wird, daß man gesonnen ist, alle irgend freiheitlichen und fortschrittlichen Filme zu verbieten, koste es, was es wolle. Nicht aus den Argumenten folgt das Verbot, sondern weil verboten werden soll, kratzt man die Verbotsgründe aus den entferntesten Ecken herbei. Was soll man dazu sagen, daß dem Film vorgeworfen wird, er betreibe kommunistische Propaganda und enthalte schwere Angriffe gegen die SPD, obwohl er vor der Prüfstelle ausgerechnet durch den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Landsberg vertreten wurde! Der „Kuhle Wampe"-Film ist, wie wir schon neulich sagten, von vornherein in Manuskript und Regie so angelegt worden, daß mit seiner Zulassung zu rechnen war; denn niemand arbeitet ja gern für den Abfallkasten. Deshalb bewegt sich alles Politische in den allgemeinsten Andeutungen: In dem großen Lied der Arbeitersportler wird nichts gesagt, als daß die Stärke in der Einigkeit bestehe, und die Diskussion über die ungerechte Verteilung der Güter gipfelt in den Sätzen: „Wer wird die Welt verändern? Die, denen sie nicht gefällt." Wenn man das nicht mehr sagen kann, wenn nicht mehr mitgeteilt werden darf, daß es Menschen gibt, die den Zustand der Welt zu verändern wünschen, dann ist damit erwiesen, daß die Zensurpraxis beim nackten Machtkampf angelangt ist, in dem die Vernunft zu schweigen hat wie das Weib in der Kirche. A propos...

Es läuten die Glocken, die Kirche ist da. Wer den Film gesehen hat, wird sich vergeblich den Kopf zermartern, was die Stellvertreter Gottes diesmal geärgert haben könnte. Er wird nicht darauf kommen. Da sieht man in einer Szene, wie des Morgens junge Sportsleute aus ihren Zelten treten und nackt ins Wasser laufen. Während dies geschieht, läuten, wie den Prüfern aufgefallen ist, Kirchenglocken, und im Hintergrund ist ein Kirchturm sichtbar. Mir sind bei der Vorführung weder Glocken noch Turm aufgefallen — es bedarf dazu wohl einer krankhaften Empfindlichkeit für religiöse Symbole —, und außerdem sind diese kirchlichen Zutaten nicht etwa vom Regisseur tückisch hinzukomponiert, sondern es handelt sich um eine Freilichtaufnahme, bei der der liebe Gott es so eingerichtet hat, daß zufällig die Glocken läuteten. Ihm kann der erfreuliche Anblick junger nackter Menschen kaum unwillkommen oder neu gewesen sein, ja für einen weniger vermufften Religionskult könnte der nackte Mensch in der Natur geradezu ein erlesenes Symbol des Gottesdienstes abgeben. Aber es soll nicht sein, und wer künftig im Film etwa zeigt, wie eine Hündin Junge wirft oder ein Liebespaar sich auf einer Wiese küßt, der lasse zunächst seinen Regieassistenten den Horizont mit dem Feldstecher nach Kirchtürmen absuchen und den Tonmeister in der Abhörkabine auf etwaige versprengte Glockentöne horchen. Auf daß die kirchliche Bannmeile nicht verletzt werde.

Ein junger Arbeitsloser, dem durch die Notverordnung die Unterstützung entzogen wird, springt aus dem Fenster. Daß dies Motiv ausgerechnet eine Beleidigung des Reichspräsidenten sein solle, wird man um so schwerer verstehen, als im Film dieser Selbstmord keineswegs nur auf den Entzug des Stempelgeldes sondern ganz eindeutig auch darauf zurückgeht, daß die Eltern des jungen Menschen ihm wegen seiner angeblichen Lässigkeit im Arbeitsuchen die heftigsten Vorwürfe machen. Bei einigem guten Willen läßt sich das gar nicht übersehen, und ebenso hinfällig ist die Behauptung, der Arbeitersportklub finanziere in diesem Film die Abtreibung. Denn die drei jungen Leute, die sich hier gegen den Paragraphen 218 vergehen, tun dies durchaus privat und nicht in ihrer Eigenschaft als Arbeitersportler, und zum Überfluß wird klar angedeutet, wie schwer dem Mädchen der Entschluß wird und wie gern sie eigentlich ein Kind hätte.

Über einzelne Ausschnitte wäre zu diskutieren gewesen. Man könnte sich vorstellen, daß die Zensur den Richter verböte, der Exmissionsurteile teilnahmslos herunterschnarrt oder allenfalls die Exmissions-Szene des Roten Sprachrohrs. Auch aus solchem Verbot ginge schon hervor, daß es nicht erlaubt ist, die Wahrheit zu zeigen, aber in diesen Fällen ließe sich wenigstens eine verständliche Begründung geben. Daß aber der Film als ganzer geeignet sei, die öffentliche Ordnung zu stören und zur Gewalttat aufzureizen, kann nur behauptet werden, wenn man es nicht mehr für nötig hält, auch nur den Schein einer freiheitlichen Gerechtigkeit zu wahren.

Der Film „Kuhle Wampe" wird nun noch einmal, von der Oberprüfstelle, beurteilt werden. Man muß hoffen, daß die Entscheidung, die alle anständige Filmkunst zugunsten des verlogenen Industriekitschs endgültig abdrosseln dürfte, noch unschädlich gemacht werden wird.

Rudolf Arnheim

Ehrfurcht vor der Vergangenheit

Der deutschnationale Oberstudiendirektor Pflug in Friedenau, dessen Name in recht peinlichem Zusammenhang mit dem Selbstmord des Primaners Adler genannt worden ist, setzt sich mit „Berichtigungen" zur Wehr. In der an den ‚Vorwärts' gesandten Berichtigung bestreitet er, „bei Verfassungsfeiern vor versammelten Schülern parteipolitische, gegen die Republik gerichtete Propaganda getrieben zu haben." Richtig sei vielmehr, daß er „am 11. August 1931 in der Aula sich gegen eine Darstellung verwahrte, die ihm die Ehrfurcht vor der Vergangenheit zu verletzen schien."

Ob Herr Pflug als Hugenbergianer vielleicht die monarchische Vergangenheit allzusehr auf Kosten der Republik herausgestrichen hat, bleibt eine offene Frage. Ohne Kenntnis des Textes der direktorialen Rede ist keine sachliche Kritik möglich. Aber auf diese Rede kommt es auch wirklich wenig an. Wichtiger ist, daß für Herrn Pflug als monarchistischen Direktor eines republikanischen Gymnasiums nach seiner eignen Erklärung die „Ehrfurcht vor der Vergangenheit" das Leitmotiv seiner Pädagogik zu sein scheint.

Die Republik hätte nie entstehen können, wenn 1918 das deutsche Volk eine übertriebene Ehrfurcht vor der Vergangenheit gehabt hätte. Nur weil es die Verrottung des Hohenzollernregimes satt hatte, konnte es den Schritt nach vorwärts tun. Herr Pflug als Deutschnationaler bedauert wahrscheinlich, daß die von ihm gepriesene Ehrfurcht vor der Vergangenheit nicht auch zur ehrfurchtsvollen Konservierung Wilhelms II. auf dem Throne all seinen Sünden zum Trotz geführt habe.

Ehrfurcht vor der Vergangenheit — natürlich nur der kaiserlich-königlich-kurfürstlichen Vergangenheit Preußen-Deutschlands, das war ja die Seele des Geschichtsunterrichts vor dem Kriege. Aus dieser Ehrfurcht

heraus wurde uns Schülern verschwiegen: daß der Große Kurfürst als Stipendiat Frankreichs und Friedrich der Große als Frankreichs Bundesgenosse das Elsaß an Frankreich verschachert hatten; daß Friedrich Wilhelm I. ein banausischer Rohling war; daß Friedrich Wilhelm II. auf den drei Gebieten der Maitressenwirtschaft, der Verschwendung und des Wortbruchs Rekorde erzielt hat; daß Friedrich Wilhelm III. ein reaktionärer Trottel war, der sein Volk zum Dank für seine Blutopfer in den sogenannten Befreiungskriegen fünfundzwanzig Jahre hindurch um die feierlich versprochene Verfassung betrog; daß der gekrönte Narr Friedrich Wilhelm IV. schon längst verrückt war, ehe er offiziell dazu erklärt wurde.

Der ganze Geschichtsunterricht, soweit er Preußen-Deutschland betraf, war Legendenbildung. Die „Ehrfurcht vor der Vergangenheit" war Flucht vor der Wahrheit über die Vergangenheit. Um uns Schüler hohenzollerntreu zu machen, wurden wir über die Hohenzollern nach Strich und Faden belogen.

Noch keinen Franzosen habe ich gefunden, der aus Ehrfurcht vor der Vergangenheit Napoleon III. zu verteidigen unternommen hätte. Alle gaben sie ihn so preis, wie ihn schon im September 1870 das ganze französische Volk preisgegeben hatte.

Die Deutsche Republik hat es leider unterlassen, denselben deutlichen Strich zwischen sich und der monarchischen Vergangenheit zu ziehen. Wer heute von der Kriegsschuld Wilhelms II. zu sprechen wagt, wird wie eine Art Landesverräter angesehen.

Was wir in Deutschland brauchen, ist wahrhaftig nicht mehr Ehrfurcht vor der Vergangenheit, sondern mehr Kritik an der Vergangenheit. Zerstörung von Legenden, Zertrümmerung von Götzenbildern! Weniger Treitschke, mehr Voltaire!

Allzuviel Ehrfurcht vor der Vergangenheit führt zur Mumifizierung.

Hellmut von Gerlach

Wenn man vielleicht . . .

Es ist nicht üblich. Aber schön wärs doch.

Schön wäre es, wenn Romanfiguren eines Autors in dem Buche eines andern Autors vorkämen, so ganz nebenbei und durchaus nicht als Hauptperson. Wenn also Hans Castorp aus dem Zauberberg in einem Roman Wassermanns auftauchte und Etzel Andergast bei Georg Kaiser und so fort und so weiter.

Man sähe dann nämlich, daß die sogenannte Hauptperson auch nur „ein andrer" ist — man sähe, wie geschickt jeder Roman den Rahmen um seine Hauptfigur legt, legen muß, und wie das doch künstlich ist. Hauptpersonen gibt es im Leben des einzelnen nur eine: das ist er selbst. Und keiner will vom andern recht glauben, daß auch der ein Schicksal habe, mit Innenleben, Bandwurm, Liebe und dem ganzen Komfort. Na ja, er hat es, aber so schön wie meins...

Sinclair Lewis hat das mit seinen Figuren oft gemacht, da wandern sie von einem Buch ins andre, und es macht einen merkwürdigen, einen beinah unheimlichen Eindruck, wenn im Elmer Gantry oder sonstwo von Babbitt die Rede ist. Balzac hat es getan und, wenn ich mich recht erinnere, Zola auch. Es ist so, wie wenn in einem Kriegsroman ein österreichischer Feldwebel sagte: „Da habe ich mal einen Kerl getroffen, der hieß Schwejk..." und weiter nichts. Wir wüßten Bescheid; für den Feldwebel aber wäre es nur eine flüchtige Begegnung... Hauptpersonen gibt es nicht. Von der Geschichte deines jeweiligen Landes abgesehn.

Weil aber jeder Künstler seine Welt neu schafft, so braucht er diesen Gegensatz: ich und die andern, wobei fast jeder ängstlich vermeidet, zu sagen, daß der Herr Ich eben auch nur ein andrer ist. Und um sich da herauszuhelfen, schreiben sie Stoßbrigaden-Romane, wobei man die Brigaden untereinander auswechseln kann, ohne daß es einer merkt.

Die Autoren kann man auch auswechseln.

Verschiebung der Perspektiven aber ist immer gut. „Unsre Zeit sucht das Absolute! Nieder mit Einstein! Wir müssen in das Innere der Dinge vorstoßen! Heil! Hoch! Nieder! Haut ihn!" Alle Mann auf Kaspar Hauser los. Als sich der Knäul auflöste, ergab es sich, daß sie einander gar kräftig gedroschen hatten, denn der relative Kaspar war längst nicht mehr da.

Kaspar Hauser

Die jugendliche Arbeiterin

Bei I. C. B. Mohr in Tübingen ist ein Buch erschienen (Lisbeth Franzen-Hellersberg: „Die jugendliche Arbeiterin. Ihre Arbeitsweise und Lebensform"), das den ersten umfassenderen Versuch der sozialpsychologischen Darstellung einer in dieser Hinsicht bisher etwas vernachlässigten Menschenschicht unternimmt: des weiblichen Jungproletariats.

Wer an die Lektüre des dankenswerten Buches herangeht, muß das gleiche tun, was die Verfasserin tat, als sie sich an die Arbeit machte: nämlich alle Illusionen und sogar viele Theorien zuhause lassen. Denn hier sind keine Bestätigungen der Frauenemanzipation zu holen und keine Propagandafanfaren für die Sache des klassenbewußten Proletariats. Hier ist eine Schicht dargestellt, die sich im vormarxistischen Stadium befindet, ja im eigentlichen Sinn des Wortes noch gestaltlos ist. (Parallelfall etwa: die Entwicklungsstufe der südromanischen Frau gegenüber der mitteleuropäischen.) Die riesige anonyme Masse der Fabrikmädchen ist den männlichen Arbeitskollegen um Jahrzehnte der Entwicklung unterlegen. Wie kommt das?

Es kommt vor allem vom primitivsten Unterschied der Geschlechter her, von der körperlichen Unterlegenheit der Frau. In geistigen Berufen gehobener Klassen, wo Gleichheit der Leistung erzielt werden kann, spielt er keine Rolle mehr — im Bereich der Handarbeit die allergrößte. Physisch versagen, technisch auf den Mann (Vorarbeiter, Werkmeister) angewiesen sein, bedeutet eine nie versiegende Quelle des Minderwertigkeitsgefühls, aus der sich für die Arbeiterin dauernde Unterbewertung ihrer selbst, suggestive Abhängigkeit vom männlichen Vorgesetzten, unsolidarischer Arbeitseifer etcetera ergibt. Wahrscheinlich ist es auch dieser primitive Urgrund, auf den die mißachtete Stellung der Frau innerhalb der proletarischen Familie zurückgeht, wo die kleinen Mädchen meist vom sechsten Lebensjahr an zu Hausarbeiten herangezogen werden, die man den Jungen nicht zumutet, und wo die verdienenden Töchter, wenn sie abends müde nach Hause kommen, Vater und Brüder bedienen müssen, ohne daß man ihnen (bevor sie sich selbständig machen) den für Söhne selbstverständlichen Ausgleich von Kino, Klubs und Sport erlaubt.

Der Ausgleich, den das heranwachsende Proletariermädchen braucht und sich schafft, ist vitaler Natur; die frühen sexuellen Beziehungen sind das einzig sichere Gegengewicht objektiver Minderwertigkeitsgefühle, die ein-

zige Befreiung aus dem Jammerkomplex von Armut, Schmutz, Wohnungselend, Familienmisere. Das erschütterndste Kapitel des Franzen-Hellersbergschen Buches schildert die Reifezeit der jugendlichen Arbeiterin, diese Zeit größter Verletzlichkeit und Empfindsamkeit, in der in proletarischem Milieu keinem der so notwendigen Erfordernisse Rechnung getragen werden kann: weder dem Einsamkeits- noch dem Aussprachebedürfnis, nicht der körperlichen noch der seelischen Schonungsbedürftigkeit der Pubertät. Ist es zu verwundern, wenn unter diesen Vorbedingungen das proletarische Mädchen überhaupt nicht zum klärenden Ich-Erlebnis kommt, da sie vorzeitig sich, wie die Verfasserin sagt, höchst realistisch im Andern gefunden hat, nicht als Individuum, aber als Geschlechtswesen? Daß sie unsicher bleibt, Kleider, Schmuck, Amüsement überbewertet, ihre sexuellen Möglichkeiten (die einzigen, die ihr bewußt werden) in den Arbeitskreis, in dem sie von Männern abhängt, überträgt, die Schwierigkeiten des sozialen Aufstiegs in den weitaus meisten Fällen als Unmöglichkeiten ansieht und nach kurzen Jugendjahren für immer in das dumpfe Dasein der verbrauchten Proletarierfrau versinkt, das schon Mütter und Großmütter geführt haben?

Die vorstehenden Andeutungen eines sozialen Tatbestandes erschöpfen natürlich nicht im mindesten den Inhalt des angezeigten Buches, das in seiner klaren Struktur, seiner sorgfältigen Einbeziehung aller in Betracht kommenden Tatsachen und Fragen, seiner grade durch die Leidenschaftslosigkeit doppelt wirksamen Art der Darstellung — es nimmt nicht Partei, es übt nicht Kritik, es berichtet nur — auf dem Gebiet der sozialpsychologischen Forschung einen schönen Schritt vorwärts tut. Wer es liest, begreift wieder einmal, daß es keine Brücke von der bürgerlichen zur proletarischen Welt gibt; daß selbst die Monate, die etwa bürgerliche Helferinnen in Fabriken verbringen, nur Verständnis für die Arbeitsweise ermöglichen, nicht für die Lebensform, der sich in ihrer ganzen, gesundheit- und lebengefährdenden Furchtbarkeit freiwillig zu unterziehen auch dem franziskanischsten Menschen nicht zugemutet werden kann — ein Grund übrigens, aus dem auch die Settlementbewegung letzten Endes ein Pflasterverfahren gegen Krebs bleiben muß. Es gibt keine Brücke — es gäbe nur Änderung der Gesellschaftsordnung.

M. M. Gehrke

Sozialabbau

Wohlfahrtspflege ist ein selbstverständlicher Bestandteil aller verantwortungsbewußten Kulturpolitik, das Geschwätz vom Staat als Fürsorgeanstalt nichts als purer Atavismus. Die wohlfahrtspflegerischen Einrichtungen des letzten Dezenniums sind als ein Forschritt zu werten, aber niemand kann darüber im Zweifel sein, daß sie in ihrer heutigen Gestalt nur ein Versprechen darstellen. Niemand gibt sich der Illusion hin, daß selbst unter günstigerer politischer und wirtschaftlicher Konstellation an eine Einlösung dieses Versprechens in absehbarer Zeit zu denken gewesen wäre. Und niemand wird sich auch der Einsicht verschließen, daß die derzeitige Lage einen Stillstand bedingt. Daß man aber heimlich, still und leise zum Krebsgang startet, um bei der Armenpflege alten Stils zu landen, dafür lassen sich zwingende Gründe nicht vorfinden.

Was geht vor? Der Kurs der Regierung ist eindeutig: jede Notverordnung hat an dem Bau der Wohlfahrtspflege Stein für Stein abgetragen, die „Vierte" ließ nur noch das blanke Fundament. Alle Gebiete sozialer und kultureller Werte mußten dran glauben. Ob es sich um Herabsetzung der Richtsätze für alle Unterstützungskategorien, der Leistungen der Krankenhilfe handelte, ob von der Streichung schwächliche Kinder, schwangere Frauen

oder gesellschaftsschädigende Elemente betroffen wurden, ob es um Schließung von Heimen, Schulen, ob um Abbau ganzer pädagogischer und sozialer Fachgruppen ging, überall erscheinen die Maßnahmen ebenso rigoros wie planlos.

Als neuster Schritt steht die Verschmelzung der Arbeitslosenversicherung, der Krisenfürsorge und der Erwerbslosenhilfe zu einer einheitlichen Institution bevor. Herr Goerdeler sucht nach glorreicher Beendigung seiner Preissenkungskomödie ein neues Betätigungsfeld. Die Realisierung der Verschmelzungspläne wäre der Auftakt zu einer sozialen Katastrophe ersten Ranges. Schlimm genug, daß wohlerworbene Rechte mit einem Federstrich beseitigt werden würden, noch schlimmer, wenn, unter Mißachtung von Treu und Glauben, Versicherungsleistungen ohne Gegenleistung blieben. Untragbar aber wäre es, sechs bis sieben Millionen unbescholtener Staatsbürger zu Almosenempfängern zu degradieren.

Mag finanzieller Druck dahinterstecken, die Tendenzen sind zu deutlich, als daß über den Endeffekt noch Unklarheit herrschen könnte. Aus der Zusammenlegung würde sich eine Verlagerung der Erwerbslosenfürsorge vom Staat auf die Kommunalverbände ergeben. Und wie wenig die Kommunalverbände einer solchen gewaltigen Aufgabe gewachsen sind, kann am Beispiel der berliner Wohlfahrtsämter exemplifiziert werden.

Vielleicht die Hauptterrungenschaft der Fürsorgepflichtverordnung vom Jahre 1924 war der Ersatz ehrenamtlicher Armenpfleger durch geschulte Fachkräfte. In vom Staat subventionierten, großzügig geförderten Lehranstalten wurden während der letzten zehn Jahre eine große Zahl von Menschen herangebildet, denen Fürsorge ausüben nicht Beruf, sondern vielmehr innere Berufung bedeutete. Zu relativ günstigen Existenzbedingungen waren diese sozialen Fachkräfte ihrer Aufgabe jedenfalls besser gewachsen, als Bäckermeister und Grünkramhändler, die sich nach Feierabend seufzend ihrer Ehrenpflicht widmeten. Heute ist es nun so, daß durch ebenso sinnreich wie raffiniert ausgeklügelte Praktiken das große Heer der kostspielig herangebildeten Sozialarbeiter der Arbeitslosigkeit preisgegeben wird und an ihre Stelle in aller Stille nach und nach andre, zum Teil berufsfremde, sicherlich aber wenig geeignete Elemente hineingeschoben werden. Es fing damit an, als mit Unterstützung der SPD die patente Erfindung der sogenannten „Praktikanten" ausprobiert wurde. Diese unbesoldeten Sozialschüler drückten den Lohn und statt zu lernen, erledigten sie umsonst, aber unzulänglich die Arbeit der Fürsorger. Die Lohndrückereibewegung wurde fortgesetzt durch den „freiwilligen Arbeitsdienst". Und neuerdings trägt man sich mit dem Gedanken, Militäranwärter, Versorgungsberechtigte und ehemalige Armenpfleger mit der Durchführung der Fürsorgepflichtaufgaben zu betrauen. Um der Öffentlichkeit, den betroffenen Fürsorgeobjekten und den erwerbslosen Fachberufen gegenüber das System zu tarnen, wird eine Komödie aufgeführt, die schäbig ist. Die Sozialarbeiter beschwichtigt man durch Nachschulungslehrgänge, denen angeblich Einstellungszwang der Kursusteilnehmer durch die Bezirke folgen soll. Gleichzeitig laufen

Kurse, die in zehn Tagen Gevatter Schuster und Nachbar Schupomann „1000 Worte Wohlfahrtspflege" vermitteln sollen. Was dabei herauskommt, bedarf keiner Schilderung: wer am billigsten arbeitet, kommt unter, der Rest kaut erst mal wochenlang an der hoffnungsreichen Beschwichtigungspille.

Marianne Lendzian

Menschen kleiner Städte

In den kleinen Städten leben
die Menschen wie ängstliche Fliegen —
oder wie Spinnen am grauen Gemäuer.
Sie haben kleine Augen
und ihre Häuser sind eng und kalt.

Aus ihren Stuben fließt täglich
Feindschaft und Haß —
kleiner, zänkischer Groll,
der sich breit um die Türen
aufpflanzt und früh verbittert.

Die Stahllinien der Eisenbahnen fliehen
ruhlos an ihren Mauern vorbei.
Rings um sie lauert das Land.
Nachts wächst die Ruhe riesengroß
urböse und erstickend über Mensch und Tier.

Nur lose sind sie mit der Welt verknüpft
und leiden an Gebrechen längst vergangner
Zeiten — Fluch steht bei Fluch.
Die Ahnen sehen böse
auf die Enkel!

Alfred Prugel

Der Ordnungsliebende

Dieser Tage war ich bei meinem Freund Grätinger, dem Lyriker; sprach ihm von einem seiner Gedichte. Des Titels konnt ich mich nicht entsinnen. Es war so voll von Melancholie.

„Warte", sagte er, „werden wir gleich haben."

Er schlug ein Verzeichnis seiner Werke auf. Ich konnte einen Blick darein tun:

Trauer hat mich befallen ...
Trübsinn ist mein hartes Los
Weh, Grauenvolles
Weh, Stummes
Wehmut? — Warum verfiel ich in...

„Und welches davon", sagte er, „meinst du?"

Roda Roda

Preisfrage

Wo ist eigentlich in Deutschland die kommunistische Gefahr —?

Das Trinkgeld

Marcel Proust kam eines Tages ins Ritz und sagte zum Portier: „Leihen Sie mir fünfzig Francs!" — „Bitte sehr, Herr Proust", sagte der Portier. „Sie können das behalten", sagte Proust. „Das ist für Sie."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte. Mittwoch 20.00. Deutsche Gesellschaft, Schadowstr. 7. Kontradiktorische Diskussion: Was folgt aus der Reichspräsidentenwahl? Walther Pahl.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (11.) 20.00. Clubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Positionskämpfe der Kinder, Wilhelm Göhre.

Hamburg-Altona

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00, Volksheim, Eichenstraße: Revolutionärer Pazifismus und Wehrhaftigkeit der Revolution, F. Wolffheim.

Bücher

Klaus Mehnert: Die Jugend in Sowjetrußland. S. Fischer, Berlin.
Sergej Tretjakow: Den Schi-Chua. Malik-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 16.50. Graf Keßler: Politische Bücher. — München 22.00. Ödön von Horvath. — **Mittwoch.** Berlin 17.40. Studenten diskutieren. 21.10. M. F. Mendelssohn: Schicksal des Commanders Kidston. — Breslau 18,00. Meineidseuche. — Königsberg 20.15. Lovis Corinth. — Langenberg 20.45. Alfred Mühr: Oberst Chabert. — **Donnerstag.** Berlin 20.00. W. Gronostay: Gartenlaube. — Königswusterhausen. 21.20. Vierhundert Millionen durchbrechen die Mauer. 19.00. Rudolf Mirbt: Verneinung der Persönlichkeit in Rußland. — Breslau 21.35. Walter von Molo. — Frankfurt 21.00. Gorki: Grischka. — **Freitag.** Berlin 20.00. Werther. — Hamburg 18.30. Stunde der Werktätigen. — Leipzig 19.00. Wolfg. Schumann: Soziologie. — Mühlacker 18.50. H. Ihering: Wert des Theaters.

Antworten

Hamburger. Ihre sozialdemokratischen Organe, mit denen wir uns schon ein paarmal beschäftigt haben, zeichnen sich wirklich durch besonders vornehme journalistische Methoden aus. Neulich druckten wir hier ab, was das ‚Hamburger Echo' zu dem Reichswehrprozeß gegen die ‚Weltbühne' zu sagen hatte. Wenige Tage später zitiert das Schwesterorgan, die Sonntags-Illustrierte, genannt ‚Echo der Woche', einen langen Absatz aus einer Glosse von Hans Glenk „Die wirkliche Internationale", natürlich ohne die Quelle anzugeben. So sehen diese Organe aus. Erst möchten sie uns am liebsten anspucken, schimpfen uns „Gift verspritzende Literaten", mit denen sie nicht die geringste Sympathie hätten, machen sich bei Herrn Groener beliebt, indem sie sagen, daß ihr Abscheu vor uns nicht geringer sein könne als der seine — und dann offerieren sie ihren Lesern geistige Nahrung, die sie sich aus ebenderselben vor wenigen Tagen beschmutzten Quelle holen, ohne zu erwähnen, woher die zustimmend zitierten Sätze stammen. Eine saubere Gesellschaft.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Sie haben am 2. April nachstehenden Brief an den Preußischen Minister des Innern gesandt: „Die unterzeichnete Gruppe hält es für ihre Pflicht, Ihnen bekanntzugeben, daß laut Nr. 16, Seite 4 der französischen kriegsgegnerischen Wochenzeitung ‚La Patrie Humaine' vom 19. März 1932 (17, Rue Grange-Batelière, Paris) die angesehene pazifistische Vorkämpferin Marcelle Capy auf einer Redetournee durch Nordfrankreich öffentlich erklärt hat: Herr Hitler werde von Schneider, dem Inhaber von Le Creusot und von Skoda-Pilsen, nicht nur subventioniert, sondern auch mit Sprengstoffen versorgt (Artillerie-Geheimpulver BM 11 und BM 13), und zwar im Einverständnis mit der Regierung Tardieu-Laval. (‚Marcelle Capy précise ses accusations en montrant que Hitler est, non seulement, subventionné par Schneider, propriétaire du Creusot et de la Skoda de Pilsen, mais encore armé en explosivs — poudre d'artillerie secrètes BM 11 et BM 13 — par le même Schneider avec l'autorisation du gouvernement Tardieu-Laval.' ‚La Patrie Humaine' an der angegebenen Stelle.) Marcelle Capy, eine unzweifelhaft seriöse Persönlichkeit, äußerte dies, unter Berufung auf eine Kammerrede des sozialistischen Abgeordneten Paul Faure, in Versammlungen jener ‚Ligue Internationale des Combattants de la Paix', deren Ehrenpräsident Romain Rolland ist und mit der die unterzeichnete Gruppe freundschaftlich zusammenarbeitet. Die ‚Ligue Internationale des Combattants de la Paix', in schärfstem Gegensatz zu gewissen scheinpazifistischen Kreisen Frankreichs, bekämpft die These von der Alleinschuld Deutschlands am Weltkrieg, tritt für Revision des Versailler Vertrags ein und lehrt, daß totale Abrüstung die beste Sicherheit ist. Wir können nicht annehmen, daß eine so ernsthafte Organisation wie die ‚Ligue Internationale' und eine so bedeutende Führerin wie Marcelle Capy derart ungeheuerliche Anklagen ohne gründliche Prüfung erheben. Der Abgeordnete Paul Faure aber, unsrer Information nach, hat seine Behauptungen durch die Photographie eines ministeriellen Briefs an Herrn Schneider-Creusot erhärtet, die er am 11. Februar auf den Tisch der Kammer niederlegte. Widerspruch ist nicht erfolgt. Der französische Kriegsminister hat zugegeben, daß es sich um geheimes Artilleriepulver handelt. Nach § 1 des Sprengstoffgesetzes vom 9. Juni 1884 ist ‚der Besitz von Sprengstoffen sowie die Einführung derselben aus dem Auslande' ‚nur mit polizeilicher Genehmigung zulässig'. (Die Einschränkung durch Absatz 3 kommt nicht in Frage.) Es erscheint uns ausgeschlossen, daß Herr Hitler oder seine Hintermänner zur Einfuhr französischer Sprengstoffe die Genehmigung der preußischen Polizei oder der Polizei eines der andern deutschen Länder nachgesucht und erhalten haben. Wir ge-

statten uns gleichwohl, anzufragen, ob sie erteilt wurde; wenn dies, wie wir keinen Augenblick zweifeln, nicht der Fall war: was, sehr geehrter Herr Minister, gedenken Sie dann zu tun? Mehrfach sind letzthin Arbeiter, bei denen nur ganz geringe Mengen Sprengmaterial gefunden worden waren, zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt worden; wir können nicht annehmen, daß Herr Hitler heute schon als unverantwortlich über dem Gesetz steht. Empfangen Sie, Herr Minister, die Versicherung unsrer ausgezeichneten Hochachtung." Unterzeichnet von Kurt Hiller, Eugen Brehm, Alfons Goldschmidt, Walther Karsch, Rudolf Leonhard-Paris, Walter Mehring-Paris, Kurt Zornig-Hamburg.

Walther Victor. Die beim Reichsgericht eingelegte Revision gegen das Gefängnisurteil in Ihrem Gotteslästerungsprozeß, über den wir bereits mehrmals berichteten, ist dieser Tage endgültig verworfen worden. Sie müssen nun also wirklich die vierzehn Tage absitzen.

Nero-Film A.-G. Sie schreiben uns: „In Nummer 13 Ihrer geschätzten Wochenschrift bringen Sie unter der Überschrift auf Seite 492 ‚Das verbietet keiner!' einen Artikel über einen Vortrag des Herrn Joseph Delmont im Nationalhof, Bülowstraße. Im Rahmen dieses Vortrages hat Herr Delmont u. a. ausgeführt: ‚So werde zur Zeit ein deutscher Film gedreht ‚Atlantide', in dem verhungernde Kamele in einer belgischen Kolonie gezeigt würden; die Filmleitung sei so weit gegangen, die Kamele tatsächlich dem Hungertode preiszugeben. Der belgische Tierschutzverein verfolge aber die Angelegenheit" ... Wir stellen ... fest, daß in unserm Film ‚Die Herrin von Atlantis', nach dem Buch ‚Atlantide' von Pierre Benoit, wir kein Kamel oder sonstiges Tier weder hungern noch dursten ließen. Es kommt überhaupt in dem ganzen Film auch keinerlei Aufnahme vor, zu der derartige Maßnahmen notwendig gewesen wären. Wenn Herr Delmont sich bei uns erkundigt hätte, bevor er in der Öffentlichkeit in leichtfertiger Weise derartige Erklärungen abgibt, hätten wir ihn darüber aufklären können, daß, angeblich vor zehn Jahren, als der französische Regisseur Feyder den Film ‚Atlantide' bereits einmal gedreht hat, man ein totes Kamel zeigen mußte und zu diesem Zwecke ein Kamel vergiftet hat. Als wir mit den Aufnahmen zu unserm Film ‚Die Herrin von Atlantis' begannen, veröffentlichte die brüsseler Zeitung ‚Etoile' die Zuschrift eines Lesers, in der derselbe anregte, man möge Pabst bitten, bei der Neuaufnahme des Films nichts Ähnliches zu unternehmen. Aus dieser Veröffentlichung sind die dann von Herrn Delmont mit viel Phantasie und Bösartigkeit gemachten Ausführungen entstanden."

Aufmerksamer Leser. In dem Artikel von H. G. Kahle „Funk in Fesseln" aus der vorigen Nummer stand auf der Seite 484, Absatz 2, Zeile 6, daß „nationalsozialistische Kundgebungen" im Funkprogramm viel Raum einnähmen. Soweit ist es denn doch noch nicht, es muß natürlich heißen:: „nationalistische Kundgebungen". Ebenso enthielt ein Teil der Auflage in dem Leitartikel auf Seite 465, Absatz 2, eine falsche Formulierung des Hammerstein-Zitats. Dieses heißt: „Die Maßnahmen, die die Schreiberei im Heere verringern sollen, schließen den höhern Zweck in sich, die Verantwortung der einzelnen Personen zu schärfen und die Persönlichkeitswerte zu heben."

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Die Besiegten von Hanns-Erich Kaminski

Das Endergebnis stand fest. Trotzdem haben Zehntausende den mitunter weiten Weg von der neuen Wohnung zum alten Wahllokal nicht gescheut, und die Zahl der Abstimmenden war nur wenig kleiner als am 13. März. Das ist die erste Überraschung dieses Sonntags.

Hugenberg hatte den Wählern Duesterbergs Wahlenthaltung empfohlen. Trotzdem haben Deutschnationale und Stahlhelmer geschlossen abgestimmt, zum kleinern Teil für Hindenburg, zum größern für Hitler. Der Einfluß Hugenbergs auf seine Anhänger ist also noch geringer als man annehmen durfte. Das ist die zweite Überraschung.

Duesterberg hatte im ersten Wahlgang 2,5 Millionen Stimmen aufgebracht. Trotzdem haben Hindenburg und Hitler zusammen 3 Millionen Stimmen mehr erhalten als beim letzten Mal, und das, obgleich die Wahlbeteiligung im ganzen schwächer war. Woher kommt diese halbe Million zusätzlicher Stimmen? Die Ergebnisse aus den einzelnen Wahlkreisen lassen keinen Zweifel darüber: sie kommen von den Kommunisten. Mindestens eine halbe Million Stimmen, die vor drei Wochen Thälmann erhielt, sind jetzt Hitler zugefallen. Und das ist die dritte und größte Überraschung dieses Wahlgangs.

Der Mißerfolg der KPD im ersten Wahlgang ist so zu einer offenen Niederlage geworden. Hoffentlich wird die Partei jetzt wirklich „bolschewistische Selbstkritik" üben und die Ursachen ihres Debakels nicht nur in mangelnden Hinweisen auf die bedrohte Lage Rußlands und Chinas suchen. Für den Kampf gegen den Fascismus, der in den nächsten Monaten erst mit seiner ganzen Schärfe beginnen wird, ist eine bessere Politik der Kommunisten eine unumgängliche Notwendigkeit.

Denn Hindenburg hat gesiegt. Aber wer ist eigentlich geschlagen? Der Fascismus gewiß nicht.

Man muß es gegenüber den Illusionen, die die Wiederwahl Hindenburgs hervorrufen wird, mit aller Deutlichkeit sagen: dieser Wahlkampf war kein Kampf zwischen der Demokratie und der Diktatur. Es war vielmehr ein Kampf zwischen zwei konkurrierenden Firmen, die um die Quote ringen, bevor sie sich vertrusten. Die ganze Art, in der der Wahlkampf für Hindenburg geführt wurde, macht das klar.

Sonst pflegt man den Wählern aller Kategorien das Blaue vom Himmel herunter zu versprechen. Der Reichspräsident, seine Regierung und seine Propagandisten jedoch haben den Republikanern nicht nur nichts versprochen, sie haben nicht einmal um sie geworben, sie haben grade noch ihre Stimmen angenommen und ihnen im übrigen gezeigt, daß sie nur Objekt der Regierung sind — diesen Republikanern, die dabei den weitaus größten Teil der Hindenburgmehrheit bilden.

Das Material, das die preußische, die bayrische und andre Regierungen über den nationalsozialistischen Militarismus veröffentlichten, war gewiß sehr eindrucksvoll. Überraschen

konnte es niemand, und die Polizeiminister haben sich wohl auch kaum eingebildet, Hitler durch diese Enthüllungen Wähler abzutreiben. Dies Material sollte fraglos in erster Linie dem Kampf dienen, der heute beinahe die gesamte deutsche Politik ausmacht, dem Kampf um die Seele Groeners.

Aber Groener ist keine isolierte Erscheinung. Er paßt ausgezeichnet in unsre Regierung, deren Landwirtschaftsminister „neutral" blieb und sich überhaupt nicht am Wahlkampf beteiligte, und deren Chef die ihm leider aufgezwungene Kampagne um jeden Preis ritterlich führen wollte, obgleich er in allen seinen Reden erklärte, die Verleumdungen Hindenburgs durch die Nazis trieben ihm die Schamröte ins Gesicht.

Ritterlich? Ach nein, das alles ist Politik, die Politik Brünings, Groeners und Schieles, die gleiche Politik, die die Minister veranlaßte, wenn sie nicht wie Schiele völlig auf Wahlversammlungen verzichteten, dann nur zusammen mit Reaktionären aufzutreten, etwa mit dem Grafen Westarp, der sich weigerte, in einem mit schwarzrotgoldnen Fahnen geschmückten Saal zu sprechen. Es ist die gleiche Politik, die die Propaganda für Hindenburg so gestaltete, daß man glauben sollte, er sei eigentlich ein besserer Nationalsozialist als Hitler. Zu dieser Politik und dieser Ritterlichkeit paßt es, daß Carl von Ossietzkys Begnadigung ausgerechnet während des Wahlkampfes abgelehnt wurde, und daß man ihn, damit ja kein Zweifel an der Behandlung linksstehender Publizisten aufkommen könnte, auch gleich aufforderte, seine Gefängnisstrafe sofort anzutreten.

Hitler wollte die Regierung niederkonkurrieren, statt die Macht mit ihr zu teilen. Es war echter Schmerz darüber, der aus Brüning sprach, als er in Königsberg erklärte: „Die Herren hätten andre Möglichkeiten gehabt, wenn sie wollten, an die Verantwortung zu kommen." Aber werden die Herren auch jetzt nicht wollen, nachdem das Wahlergebnis den Anspruch der Halbrechten auf ihre Quote bestätigt hat?

Die Arme der Reichsregierung sind immer noch geöffnet. Aus der ‚B. Z.' klang schon vor der Wahl die Stimme Groeners: „Schon heute die Aufnahmestellungen vorzubereiten, denen, die enttäuscht, verbittert, mutlos zurückkehren und eine neue Heimstätte suchen, nicht mit dem kalten Trotz des Alters entgegenzutreten." Und der Reichskanzler schloß seine letzte Wahlrede mit der Hoffnung, „daß wir nach der Wahl vielleicht alle, die wir zusammengehören, in diesen außenpolitischen Kämpfen und Nervenproben, die uns bevorstehen werden, uns zusammenfinden, um dann vielleicht unter Hindenburg als Reichspräsidenten endlich einmal einig zu sein, wenigstens in dem, was uns alle beseelen sollte, in dem Ringen um Deutschlands Freiheit und Zukunft".

Wie es üblich ist, wird die Regierung dem wiedergewählten Reichspräsidenten ihre Portefeuilles zur Verfügung stellen. In der Regel ist das nur eine Formsache, doch in Deutschland ist alles möglich, und vielleicht wird man schon diese Gelegenheit benutzen, um das Kabinett noch ein bißchen mehr nach rechts zu erweitern und den Republikanern definitiv zeigen, daß die wahren Besiegten des 10. April sie sind.

Der Hellseher von Ignaz Wrobel

,Weltbühne', 1. April 1930

— „Sie ... sind Hellseher?"

— „Ich bin von Haus aus eigentlich Schwarzseher — nun verbinde ich diese beiden Berufe ..."

— „Erfolge?"

— „Im Mai des Jahres 1914 notierte ich im Büchelchen: ,Was wäre, wenn ...' und wollte dartun, was sich begäbe, wenn es zu einem Kriege käme. Begeisterung Unter den Linden, allgemeiner Umfall ..."

— „Ich habe Ihre Arbeit nirgends gelesen."

— „Ich war zu faul, sie niederzuschreiben."

— „Das kann jeder sagen. Wußten Sie denn, daß es einen Krieg geben würde?"

— „So wenig wie ich sechs Tage vor Rathenaus Tod wußte, daß er gekillt werden würde. Trotzdem stieß ich am 22. Juni 1922 einen Kassandra-Ruf aus: Was wäre, wenn ..."

— „Und — wie sehen Sie heute ... hell? Schwarz? Hell? Bitte setzen Sie sich. Aber legen Sie nicht die Hand auf die Augen ... mit mir müßten Sie das nicht machen. Sagen Sie nur, was Sie wissen. Putsch?"

— „Putsch trocken. Ich sehe kein Blut. Ich sehe die aufgeregte Insel Deutschland. Fascismus Lagerbräu."

— „Erklären Sie sich näher."

— „Wozu ein Putsch? Die Herren haben ja beinahe alles, was sie brauchen: Verwaltung, Richter, Militär, Schule, Universität — wozu ein Putsch? Immerhin ... es ist Frühling ... in Deutschland geschieht nie etwas, aber in den Köpfen steht: es muß etwas geschehen. Es kann schon etwas geschehen. Was wäre, wenn ..."

— „Nehmen Sie etwas Kaffee. Es ist gar kein Kaffee, aber nehmen Sie nur etwas Kaffee. Also: der deutsche Fascismus. Was wäre, wenn ...?"

— „Der Stahlhelm, sorgsam gepflegt unter dem freundlichen Patronat einer Regierung, in der die Sozialisten stets auf die Koalition hinwiesen und in der die Rechten so taten, als wären sie ganz allein ... der Stahlhelm wird aufmarschieren. Geld hat er. Gedrillt ist er. Passieren kann ihm nichts."

— „Warum nicht —?"

— „Weil er die Verwaltung wachsen hört. Weil er alles, was jemals eine Behörde gegen ihn unternimmt, wenn es eine wagte, etwas zu unternehmen, achtundvierzig Stunden vorher weiß."

— „Durch wen?"

— „Durch seine Leute, die die Verwaltung durchsetzen wie der Schimmel den Käse."

— „Die Regierung?"

— „Die Regierung weiß es, will nichts wissen, ahnt es, möchte nichts ahnen ... der Stahlhelm weiß."

— „Die Hitlerleute?"

— „Halb so schlimm. Furchtbar viel Geschrei; Brutalitäten; Freude an organisiertem Radau; Freude an der Uniform, den Lastwagen und dem Straßenaufmarsch ... halb so schlimm. Vorspann — wenn sie den ersten Ruck gegeben haben, wird man sie bremsen, die armen Kerle. Es wird da große Enttäuschung geben."

— „Und was wird geschehen?"

— „Äußerlich nicht so sehr viel. Kleine lokale Widerstände der Arbeiter; die sind aber gespalten, desorganisiert, waffenlos, niedergebügelt von einer jahrelangen Vorbereitungsarbeit der Justiz. Die Besten sind nicht mehr. Die Zweitbesten hocken in den Zellen. Der Rest steht auf — und legt sich gleich wieder hin. Müde. Enttäuscht. Ausgehungert. Stempeln, stempeln, stempeln."

— „Ausrufung der Diktatur? Absetzung des Reichspräsidenten?"

— „Wo denken Sie hin! Mussolini hat seinen kleinen König; die hier haben ihren breiten Hindenburg. Der bleibt. Der Reichstag wird so gut wie nach Hause geschickt ... niemand wird ihn vermissen. Denn was die da in den letzten Jahren getrieben haben: so etwas von Leerlauf, Selbstzweck, von Insicharbeit ... so etwas war noch nicht da. Eine Karikatur des Parlamentarismus. Es ging wohl nur noch die Herren selbst etwas an. Der ist fertig. Ein Direktorium, ein Ausschuß, irgend etwas mit harmlos-hochtönendem Namen, das wird regieren."

— „Wie?"

— „Immer verfassungstreu, oho! Druck mit staatsfeindlichen Mitteln auf den Staat — und dann verfassungstreu. Wie sie regieren werden? Viel harmloser, als die maßlos enttäuschten, aber bald gebändigten Stahlhelmkleinbürger glauben. Deren radikale Flügel werden rasch unterdrückt; auch Herr Hitler hat seine Schuldigkeit getan und kann gehen. Es wird zunächst nicht viel geschehen. Aufhebung einiger kleiner verfassungsmäßig garantierter Freiheiten ... aber, du lieber Gott, die waren ja auch schon vorher nicht mehr da. Es wird keine Revolution sein, so wenig wie die von 1918 eine gewesen ist — Personalböen werden sie machen ..."

— „Bitte — klarer. Was sind Personalböen?"

— „Stürme in den Wassergläsern der Ressorts. Absägung der unbequemen Regierungssozialisten; Pensionierung von ein paar hundert Konzessionsschulzen, die sich schlecht und recht durchgebuttert hatten, bis zu diesem Augenblick — und die kindlich erstaunt waren, als es nun so weit war. Die Brüder hatten nie etwas anders gesehen als ‚Realitäten' — also gar nichts. Von der wahren Kräfteverteilung im Lande fühlten sie nichts; hier mußten ihre Informationen versagen, denn statistisch läßt sich dergleichen nicht erfassen. Die werden verschwinden. Nun wird Deutschland stramm nationalliberal."

— „Mehr nicht?"

— „Mehr nicht. Mehr ist gar nicht zu erzielen. Das wußten Schacht, Nicolai, selbst Seldte längst, ein paar Nazis wuß-

ten es auch, brüllten aber um des lieben Krieges willen mit den andern mit. Außenpolitisch: eine Art Friede mit denen da draußen; verklausulierte Weiterzahlung der Schmachtribute, natürlich ... wer kann denn auf den Mond fliegen? Platonische Liebe zu Italien, vergessen Südtirol; vage Noten an Frankreich, da geht Briand; Hin und Her; Verhandlungen mit England, mit Genf ... und an alle: Versprechen der absoluten Bolschewisten-Feindschaft. Das beruhigt ungemein. Was glauben Sie: Deutschland als Hort gegen Rußland! Eine sehr schöne Melodie."

— „Also ... innenpolitisch?"

— „Nicht, was Sie denken. Ein paar Zuchthausstrafen ... ein paar Roheiten gegen die Juden ... gegen eine Handvoll Republikaner ... Beschränkung des Reichsbanners ... Verbot der KPD — weiter nichts. Ja, und die Beamten werden wieder flegelhaft."

— „Sozialversicherungen?"

— „Zeitweiser Abbau — aber auch der halb so schlimm in seiner Auswirkung. Das ginge ja gar nicht. Man wird einiges plakatieren und vieles stehen lassen. Was wirklich abgebaut wird, das wird die Kampfkraft der Arbeiter sein. Auch die zahmsten Gewerkschaften werden nichts zu lachen haben."

— „Also, nehmen Sie noch etwas Kaffee, also Jubel im Lande?"

— „Gott, ja. Zunächst die übliche Verwirrung, an der Börse. Ach, diese Nase der Börse! Sie riecht alles, was in der Luft liegt — nachher. Übrigens ist es ihnen gleich. Die Börse wird nicht geschlossen werden, und der Kurfürstendamm, dessen Bewohner sich ein paar Tage ängstlich zu Hause halten oder verreisen, wird nicht gestürmt. Pogrome? Nein ... Dann atmen sie wieder auf. Und alles geht weiter. Eigentlich, werden sie sagen, eigentlich ist ja alles gar nicht so schlimm."

— „Die Zeitungen?"

— „Alle Obrigkeit kommt von Gott. Man muß sich nicht gegen das Gegebene auflehnen — das bekommt dem Inseratengeschäft nicht. Es sind Musterschüler; sie werden eine gute Zensur bekommen. Nach vier Wochen ist Ruhe im Lande ... ‚Wenn wir auch an dieser und jener Maßregel des Direktoriums Kritik geübt haben, so darf andrerseits doch gesagt werden ...' "

— „Schlafen Sie nicht ein!"

— „Verzeihen Sie: ich sah im Geiste Leitartikel. Geben Sie mir bitte noch etwas Kaffee. Ja ... die Bürger ... Auch in den Provinzstädten wird man auf die Dauer nicht zufrieden sein. Gewiß, die Jugend ist verhetzter als je, die Studenten hochfahrender, die Umzüge zahlreicher ... aber die Jugend hat im Grunde andre Sorgen. Und dann eben ... langsam ... die Enttäuschung ..."

— „Worüber?"

— „Daß Berlin nicht dem Erdboden gleichgemacht ist. Daß die Not andauert. Daß auch jetzt nicht die Arbeitsgelegenheiten aus der Luft geflogen kommen. Daß die Butter

nicht billiger wird. Leise, ganz leise kommt die Unzufriedenheit. Davon spricht aber kaum einer."

— „Die öffentliche Meinung?"

— „Bewußt entpolitisiert, bei einem Höchstmaß von politischen Schlagworten. Bündischer Unfug... Demonstrationen ...Fahnen ... im übrigen lenkt uns eine hochwohlweise Regierung. Das haben die Deutschen immer so gehalten. Verloren ist allerdings, wer in diesen Jahren der Justiz in die Finger fällt. Mit dem ist es dann aus. Die Richter werden zwar nicht finanziell, aber moralisch aufgebessert. Man wird ihnen geben, was sie brauchen, und wen sie brauchen. Kurz: es ist eine Nachahmung des Fascismus — so, wie sie alles nachahmen... wie sie nicht einmal fähig sind, sich eine Bewegung für sich und aus sich heraus zu schaffen. Der Marsch auf Rom! Das war ein faszinierender Filmtitel. Auf Berlin marschieren sie gar nicht. Nach Berlin werden sie nur fahren, wenn sie sich von der Mittelstadt erholen wollen. In Berlin sieht man sie nicht so, wenn sie auf die Weiber gehen. Widerstand—? Verzeihung... ich fühle, daß Sie das fragen wollen... Widerstand? Nein, den finden sie wohl kaum. Von wem denn auch? Von dem bißchen Republik? Die hat in zwölf Jahren nicht verstanden, echte Begeisterung zu wecken, Menschen zur Tat zu erziehen, nicht einmal in ruhigen Lagen, wie denn, wenn es Kopf und Kragen zu riskieren gilt? Widerstand? Lieber Herr, das Land ist so weit entfernt von jeder Revolution! Dies ist ein Volk, das noch nicht einmal liberal ist. Die vielgelästerte Verwestlichung ist gar nicht so tief eingedrungen... sie halten mildübertünchte Korruption für Parlamentarismus, wirres Geschwätz aller für Selbstbestimmungsrecht, Ressortstank für Politik, Vereinsmeierei für Demokratie... sie sind nie liberal gewesen, auch 48 nicht. Sie spüren nicht, daß die Welt um sie herum anders denkt und anders fühlt... sie spielen ihren politischen Skat auch ohne Partner. Wirft der andre die Karten hin, dann glauben sie, sie hätten gewonnen. Es ist ein Inselvolk."

— „Die deutschen Brüder im Ausland?"

— „Werden sich ein paar Unannehmlichkeiten mehr zuziehen. Und das bißchen Kulturfassade, das kleine bißchen deutscher Freiheit — es ist zum Teufel."

— „Das ist alles?"

— „Das dürfte alles sein. Ob es geschieht, weiß ich nicht. Wenn aber —: dann so. Übrigens... ich bin Hellseher... ich hatte eine Vision... Sie werden mir diese Sitzung honorieren ... Ich dachte an hundert Mark?"

— „Hier haben Sie ein Bildnis Hindenburgs. Und lassen Sie sich draußen in der Küche ein paar Butterbrote geben... Gott befohlen, junger Mann!"

— „Heißen Dank, gnädiger Herr. Wenn Sie wieder etwas brauchen: Nepomuk Schachtel, Hellseher und Original-Astrologe mit ff. indischen Erkenntnissen. Täglich von 9 bis 8, Sonntags geschlossen. Und empfehlen Sie mich in Ihrem werten Bekanntenkreise!"

Peykar von Bruno Frei

Die Bureaukratie des Auswärtigen Amtes, vom Schicksal nicht grade mit Erfolgen verwöhnt, war nach einem Erfolg hungrig. Man kanns verstehen. Zollunion ging nicht, Aufrüstung ging nicht. Von Genf bis London nichts als Nieten und Niederlagen. Vielleicht bringt Teheran die Wendung durch Allahs Fügung. Die Persische Gesandtschaft hatte in einer Verbalnote das Auswärtige Amt ersucht, die Ehre seiner Majestät Risa Khan vor den Angriffen subversiver Elemente zu schützen. Die zuständigen Herren des Auswärtigen Amtes flogen vor Begeisterung. Wann ist je einer hohen Diplomatie eine leichtere Aufgabe gestellt gewesen! Wie billig war hier Ruhm und Erfolg zu holen. Die kaiserlich-persische Regierung möge beruhigt zur Kennntnis nehmen, die deutsche Regierung werde sich der Ehre seiner kaiserlichen Majestät energisch annehmen. Weit und breit kein Gegner zu sehen. Ein paar schmutzige Ausländer auszuweisen, ihr Sudelblättchen zu verbieten — eine Angelegenheit für das zuständige Polizeirevier. Gesetz? Recht? Würde? Bagatellen!

Die Sache nahm vorerst den vorgesehenen Verlauf. Das Auswärtige Amt verständigte das Preußische Innenministerium, das Preußische Innenministerium das berliner Polizeipräsidium und dieses das zuständige Polizeirevier. Die persische Zeitschrift ‚Peykar' wurde erst beschlagnahmt, dann verboten, ihr Herausgeber Doktor Karl Wehner mit einigen Haussuchungen beglückt, der persische Student Alawi aus Preußen ausgewiesen. Der Apparat der Bureaukratie funktionierte mit gewohnter Präzision. Das Auswärtige Amt war zufrieden.

Da geschah etwas Unvorhergesehenes. Am 22. April 1931 erschien in der Zeitung ‚Berlin am Morgen' ein Artikel „Liegt Berlin in Persien?". In diesem Artikel wurde das Vorgehen der preußischen Verwaltungsbehörden gegen die persischen Emigranten als gesetzwidrig gebrandmarkt und die Liebedienerei der deutschen Regierung gegenüber dem „orientalischen Despoten" Risa Khan gegeißelt.

Damit beginnt die Betriebsstörung in der bureaukratischen Apparatur. Die persische Gesandtschaft schickt eine neue Verbalnote an das Auswärtige Amt, die sich mit diesem Artikel beschäftigt und die Ausdehnung der Verfolgung auch auf diese Zeitung verlangt. Damit vollzieht sich ein verhängnisvoller Gleiswechsel. In der Verhandlung, die dieser Tage vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte gegen fünf Majestätsbeleidiger durchgeführt wurde, erklärte der Verteidiger Rechtsanwalt Doktor Apfel mit Recht: Die persische Regierung hat mit ihrem Strafantrag nicht im entferntesten an ein Gerichtsverfahren gedacht. Sie wollte mit ihrem Ersuchen an das Auswärtige Amt um Strafverfolgung selbstverständlich nur Polizeimaßnahmen erwirken. Rad, Galgen, Deportation oder so etwas ähnliches. Aber daß die persische Regierung jemals angenommen hätte, ein Schöffengericht in Moabit werde darüber zu Recht sitzen, ob der im Jahre 1925 durch einen Staatsstreich zum Schah gewordene Diktator Risa Khan als orientalischer Despot angesehen werden kann, ist völlig ausgeschlossen.

Aber das Verhängnis ließ sich nicht mehr aufhalten, denn nun mußte das einmal eingeleitete Gerichtsverfahren seinen Fortgang nehmen. Ein kluger Richter glaubte die abenteuerliche Angelegenheit am besten aus der Welt zu schaffen, indem er die Sache verjähren ließ. Weit gefehlt. Die Bureaukratie, die noch nicht begriffen hatte, daß vor den Richtern die geschriebenen Gesetze gelten und nicht die ungeschriebenen Interessen der AEG. in Persien, verharrte auf ihrem Schein. Man muß ihr zugute halten, daß ihr der Rückzug von einer ebenso hartnäckigen Publizistik äußerst erschwert wurde. An dem Tage, an dem das Amtsgericht Berlin-Mitte den Einstellungsbeschluß verkündete, wiederholte die Zeitung ‚Berlin am Morgen' die Behauptung, daß Risa Khan ein „orientalischer Despot" sei. Darauf blieb dem republikanischen Staatsanwalt nichts andres übrig, als Beschwerde einzulegen, der die Strafkammer stattgab.

So kam es schließlich zu der denkwürdigen Gerichtssitzung vom 4. April 1932, in der ein famoser Richter der hohen Bureaukratie ihre Dummheit vordemonstrierte. Einem geschickten Schachzug des Verteidigers ist gelungen, aus dem Dunkel der Geheimsitzung die Beweisanträge für die Öffentlichkeit zu retten, die vorbereitet waren, um die gegen Risa Khan erhobenen Beschuldigungen zu beweisen und damit straffrei zu machen. Diese Beweisanträge seien hier zum ersten Mal wenigstens skizziert.

Der Verteidiger gruppiert die Vorwürfe, in denen die Staatsanwaltschaft die zu sühnenden Majestätsbeleidigungen erblickt, nach drei Gesichtspunkten. Zur Stützung des Vorwurfes, Risa Khan sei ein despotischer und räuberischer Charakter, schildert die Verteidigung einige der krassesten Terrorakte der blutigen Despotie. Da ist der Fall Waez. Jahja Waez war Redakteur der Zeitung ‚Nassihat'. Er wurde im Jahre 1925 auf offener Straße in Teheran ermordet, weil er in seiner Zeitung gegen die Ausrufung Risa Khans als König und für eine persische Republik geschrieben hatte. Der Mörder ist bekannt. Er hat sich öffentlich seiner Tat gerühmt, ohne daß er zur Verantwortung gezogen worden wäre. Zwei Tage vor der Ermordung hatte Risa Khan Waez zu sich bestellt, um ihn für sich zu gewinnen. Waez blieb standhaft. Risa Khan entließ ihn mit der Drohung: in zwei Tagen werde sich herausstellen, was mit ihm zu geschehen habe. Zwei Tage später wurde Waez ermordet. Die Verteidigung legt zum Beweise der Wahrheit ihrer Behauptungen die Photographie der verstümmelten Leiche vor. In der Stadt Ghom erlaubte sich ein Priester während einer Predigt, der die Königin beiwohnte, an dem Luxusaufwand, den die königliche Familie betrieb, Kritik zu üben. Risa Khan verprügelte den Priester eigenhändig mit einer Reitpeitsche bis zur Bewußtlosigkeit. Einer der demokratischen Journalisten Persiens, der den Mut hatte, gegen Risa Khan zu schreiben, war der Chefredakteur der Zeitung ‚Tufan' Farokhi. Risa Khan drohte mit einer Erklärung, die in der persischen Presse veröffentlicht wurde: „Wer gegen mich schreibt, dem wird die Feder aus der Hand geschlagen und die Zunge abgeschnitten." Als Farokhi in einer Parlamentssitzung vom August 1930 in

seiner Eigenschaft als oppositioneller Abgeordneter einige Worte über die Auswüchse der Despotie sprach, wurde er blutig geprügelt. Der Verteidiger beruft sich zum Beweis der Wahrheit auf diesen Farokhi selbst, der hier in Berlin als Emigrant lebt und an Gerichtsstelle erschienen war, um unter seinem Eid auszusagen. Im Juli 1924 wurde der Chefredakteur Eschghi von der persischen Tageszeitung ‚Gharn Biston' (20. Jahrhundert) in seiner Wohnung ermordet, weil er Risa Kahn, der sich eben zum König ausrufen lassen wollte, einen Despoten genannt hatte. Der Mörder erhielt zwei Monate Gefängnis. Im Jahre 1927, als Risa Khan in feierlichem Aufzug zur Parlamentseröffnung fuhr, ereignete es sich, daß der Student Mahdawi beim Vorbeifahren des königlichen Wagens die Hand in der Hosentasche ließ. Risa Khan spuckte ihm von seinem Wagen aus ins Gesicht und griff nach seinem Revolver. Der Vater des jungen Mannes warf sich vor dem Schah auf die Knie und bat um Gnade. Die Verteidigung beruft sich zum Beweis der Wahrheit auf die Zeugenaussage von dem in Deutschland studierenden Bruder des Studenten Mahdawi. Im Jahre 1923 wurden auf Befehl von Risa Khan zwei Frauen vor dem Polizeipräsidium von Teheran öffentlich ausgepeitscht. Beweis: Zeugnis des Schriftstellers Doktor Colin Roß. Die Verteidigung zählt noch eine Reihe ähnlicher Fälle von Auspeitschungen und Hinrichtungen auf, beruft sich auf das Zeugnis leicht erreichbarer Personen und legt Briefe und Zeitungsausschnitte in ungewöhnlicher Fülle vor.

Zur Stützung des Vorwurfs der Selbstbereicherung schildert der Beweisantrag der Verteidigung, wie Risa Khan, bevor er Ministerpräsident wurde (Februar 1921), ein völlig mittelloser Offizier war, während er jetzt vielfacher Millionär, einer der größten asiatischen Grundstücksbesitzer ist. Die Methode war einfach. Nach der Niederwerfung der aufständischen Stammeshäupter eignete er sich ihr gesamtes Privatvermögen an, das von Rechts wegen dem persischen Fiskus hätte zufallen müssen. In der nordpersischen Provinz Hasendra besitzt Risa Khan Latifundien so groß wie der Freistaat Sachen. Die Verteidigung beruft sich auf amtliche Mitteilungen des Grundbuchamtes in der offiziellen persischen Regierungszeitung ‚Iran'.

Um den Vorwurf der lakaienhaften Unterstützung des englischen Imperialismus zu stützen, schildert die Verteidigung das enge Verhältnis zwischen der Anglo Persian Oil-Company und der Regierung Risa Khans. Die Verteidigung beruft sich auf eine Fülle von persischen Zeitungsnachrichten und vor allem auf das Zeugnis von Reginald Bridgmann, einem ehemaligen Gesandtschaftssekretär der britischen Gesandtschaft in Teheran. Im übrigen sei hier festgestellt, daß das öffentlich verkündete Urteil des Schöffengerichts Berlin-Mitte vom 4. April feststellt, daß die in der Nummer 6 vom ‚Peykar' enthaltenen Vorwürfe gegen Risa Khan, obwohl sie zu einer Zeit erschienen sind, in der die Gegenseitigkeit bereits verbürgt war, dennoch straffrei bleiben müssen, weil sie eine durchaus zulässige Kritik enthalten. In dieser Nummer hatte die Staatsanwaltschaft als Majestätsbeleidigung den Vorwurf inkriminiert, daß Risa Khan „die Interessen Persiens zu einem Spielzeug der Imperialbank

und Englands gemacht habe" und daß „die Machthaber Persiens Tag und Nacht nur daran denken, Grundbesitz zu erwerben und niemals an das Wohl des Landes denken."

Die Angeklagten sind freigesprochen. Die Bureaukratie des Auswärtigen Amtes, die auszog, einen leichten Sieg zu erringen, hat eine schwere Niederlage erlitten. Sie hätte sich daran erinnern sollen, daß im kaiserlichen Deutschland der Schah von Persien ungestraft ein „asiatischer Despot" genannt worden ist, und zwar von niemand anderm als vom ‚Berliner Lokalanzeiger' am 29. Mai 1902.

Die republikanische Majestätsbeleidigung starb, bevor sie geboren wurde, an ihrer eignen Lächerlichkeit.

Der Fall Remarque von Carl v. Ossietzky

Die heutige Blüte des Nationalismus in Deutschland hat zwar nicht den allgemeinen Geist gehoben, wohl aber die Technik der Ehrabschneiderei vervollkommnet. Das ist eine Kunst, die aus dem Nichts viel hervorzaubert; sie glänzt am stärksten dort, wo gar kein Stoff vorhanden ist, wo ihre Anwürfe unklar bleiben, von den Beweisen ganz zu schweigen, und wo der Verdächtigte trotzdem als ein Abgestempelter herumläuft, unfähig, sich zu verteidigen. Gegen einen körperlichen Angriff kann man sich wehren, nicht gegen ein Odium, nicht gegen ein Achselzucken, nicht gegen die vielwissende Miene: „Man weiß ja ..."

Seit Jahr und Tag wird mit aller Energie gegen den Schriftsteller Erich Maria Remarque gehetzt, dem nicht verziehen wird, daß er einen Frontroman in den unfreundlichen Farben der Wahrheit geschrieben hat. Seitdem ist man unablässig bemüht, ihm etwas anzuhängen. Da er nachweislich keine groben Kriminalverbrechen begangen hat, versucht man es mit Kleinigkeiten. Remarque soll nicht Remarque heißen, sondern anders. Aus dem Recht des Schriftstellers auf ein Pseudonym wird plötzlich eine suspekte Sache. Auf dieser Linie bewegte sich lange Zeit der sogenannte Kampf um Remarque.

Jetzt hat man endlich einen fetteren Happen. Remarque soll Kapital verschoben haben. Wenigstens sind auf eine Denunziation hin Vermögenswerte von ihm bei der Danatbank beschlagnahmt worden. Zwar dämpfte eine Erklärung seines Rechtsbeistandes den Sensationswert dieser Nachricht etwas, aber sogleich war doch ein neues Schlagwort da: „Remarque lebt im Ausland, er zieht es vor, das mit seinem Buche verdiente Geld anderswo zu verzehren, anstatt es seinem notleidenden Vaterland zukommen zu lassen." Lebte Remarque hier in Deutschland, so würde es gewiß heißen: Remarque praßt, während Hitler im Kaiserhof darbt! Wahrscheinlich wird sich auch die Sache mit dem verschobenen Kapital am Ende als Verleumdung herausstellen, aber wenn die Lüge auch zerplatzt, ihr Geruch bleibt, und er bleibt nicht an dem haften, der sie aufgebracht hat.

Kapitalverschiebung, das hört sich nicht schön an, und ist Remarque schuldig, so wird ihn das Gesetz zur Ader lassen müssen. Aber rechtfertigt das eine große Pressehetze? Han-

delte es sich nicht um einen bekannten und erfolgreichen Schriftsteller sondern um den schwerreichen Kommerzienrat X, so würde man lächelnd sagen: „Aha, der kleine Verkehrsunfall eines sonst tüchtigen Geschäftsmannes!" und zur Tagesordnung übergehen.

Eine bestimmte idealistisch verkitschte Auffassung sieht den Künstler noch immer erhaben über die materiellen Notwendigkeiten des Lebens. „Willst du in meinem Himmel mit mir leben, so oft du kommst, er soll dir offen sein!", so dichtete der selige Schiller, und er hat damit namenloses Unheil angerichtet. Denn unsre Klassiker, deren Geist so hoch flog, waren im Leben durchweg arme verprügelte Untertanen, die sich in den reinen griechischen Äther schwangen, um zu vergessen, daß sie schließlich von der Laune eines Gönners oder von einem tristen Professorengehalt existieren mußten. Deshalb war Schiller nur konsequent, wenn er den Künstler endgültig aus der Welt verbannte, in der die Prozente verteilt werden. Und deshalb gibt es immer ein so großes und peinliches Erstaunen, wenn der Künstler plötzlich wie ein hungriger Spatz aus dem Blauen geflattert kommt und sich ein Stück Torte vom Tische holt.

Der Künstler hat jedoch das gleiche Anrecht auf die allgemeinen Gebrechen wie ein jeder in andrer Branche tätige Mitmensch. Man verübelt es einem Maler, wenn er rechnen kann wie ein Bankier, man ist enttäuscht von einem Dichter, der für seine Auslandskonten sorgt, als wäre er ein national gesinnter Wirtschaftsführer. Da zerbricht man sich den Kopf über einen ehrenwerten alten Schriftsteller von streng konservativer Anschauung, der sein Haus angezündet hat, um die Versicherungssumme zu erlangen, und weil keine Anzeichen sichtbar sind, daß er plötzlich Bolschewik oder Antimilitarist geworden ist, sagt man einfach, er könne nicht mehr bei gesundem Verstande sein. Wirklich geisteskrank? Der Ärmste handelte nicht anders als ein kleiner Geschäftsmann, der sich am Ende weiß, keine Hilfsmittel mehr sieht und in einem desperaten Anfall das Glück mit einem törichten Gewaltstreich zu korrigieren versucht. Früher lag die Sündendomäne des Künstlers in den weiten Gebieten der Erotik. Heute wäre ein Fall Oscar Wilde nicht mehr möglich, und zwar nicht, weil wir freiheitlicher oder toleranter geworden sind, sondern weil wir andre Sorgen haben. Die Sünden dieser Zeit sind ökonomische. Auch der Künstler wird nur seiner sozialen Kategorie entsprechend reagieren. Es ist Dummheit und Heuchelei, ihn härter zu beurteilen, nur weil er von Berufs wegen gleichsam der Menschheit Würde zu vertreten hat.

Niemand wird jemals enträtseln können, warum grade Erich Maria Remarque in der Agitation der Rechten zu einer Art von Plakatscheusal geworden ist. Sein Kriegsroman ist gewiß eine glänzende Leistung, voll von wirklichkeitsnahen Schilderungen — aber um Tat zu werden, dazu fehlt der Rest, auf den es ankommt. Auch ohne mit dem Spachtel aufgetragene Tendenz muß ein Roman, der das stärkste Erlebnis einer Generation behandelt, aus der Literatur in die Politik hineinwirken. Das ist nicht geschehen, das Buch ist nur eine inter-

essante isolierte Leistung geblieben. Seine ungeheure Verbreitung hat dem Nationalismus keinen Abbruch getan. Es ist im Grunde effektlos vorübergerauscht. Es ist als eine Modesache aufgenommen, so gelesen und wieder weggelegt worden.

Vielleicht ist das Verhalten des Autors daran nicht unschuldig. Es war von Remarque gut und geschmackvoll, daß er dem fatalen Tagesruhm auswich, der mit einem solchen Erfolg unvermeidlich verknüpft ist. Es war verhängnisvoll, daß er vor den Kämpfen kniff, die eine ebenso unausweichbare Konsequenz seines Erfolges waren. Den Angriffen auf den Roman, auf den Film, der danach gedreht wurde, setzte er ein beharrliches Schweigen entgegen. Während alles Stellung nahm, zog er sich selbst in eine bequeme Neutralität zurück, Freunden und Widersachern die Streitfrage überlassend, wie der Roman nun eigentlich gemeint sei. Die Haltung, die einem ruheliebenden Ästheten neidlos gegönnt sein mag, wird einem Schriftsteller nicht leicht durchgehen, der an das erregendste Thema unsrer Tage gerührt hat, der künstlerisch gestaltend an das gerührt hat, was Deutschland bis heute in zwei Teile spaltet: — an den Krieg.

Es ist eine Albernheit, Remarque vorwerfen zu wollen, er verzehre sein Geld nicht in Deutschland. Das kommt aus der Begriffswelt von Käsehändlern, die böse sind, wenn bei der Konkurrenz gekauft wird. Es ist kein besseres Argument gegen Remarque, ihm nachzuschreien, er wäre aus Deutschland geflohen. Denn Deutschland ist heute eine Gasse, in der dumme Jungen mit Steinen und Dreck werfen. Wer es nicht nötig hat, macht einen Umweg. Remarque ist nicht aus Deutschland geflohen, sondern aus der Zeit. Er hat die Verpflichtung ignoriert, die in seiner Arbeit und in seinem Erfolge lag. Das ist der ernste Einwand gegen ihn. Das ist der wirkliche Fall Remarque.

Das Buch ist heute schon vergessen. Sein Verfasser wäre es auch, wenn nicht die rachsüchtige Bosheit der Chauvinisten ihn immer wieder in Erinnerung brächte. Warum dieser Haß gegen den Autor von „Im Westen nichts Neues"? Das ist, wie gesagt, kaum zu beantworten. Vielleicht fühlen die auf der andern Seite, welch gewaltige Waffe dieses eine Buch hätte werden können mit einem Manne dahinter. Aber dieser Mann war nicht da sondern nur ein Glückskind, das einen Zufallstreffer gemacht und sich daraufhin sofort ins Privatleben zurückgezogen hat.

Das neue Spanien von Ernst Toller

I

L'España es Republica

Das spanische Volk, das die Republik nach der monarchistischen Mißwirtschaft, den kostspieligen Marokko-Kriegen mit unendlichen Hoffnungen, in einem Rausch chiliastischer Begeisterung begrüßte, ist heute unzufrieden.

Der Kapitalist hat Angst, er fürchtet den Einfluß der sozialdemokratischen Minister, die Kontrolle der Banken und

Gewinne, den Druck der Gewerkschaften, Tarifrecht und Sozialversicherung. Am ängstlichsten gebärden sich jene Liberalen, die mit dem Sozialismus „sympathisierten", solange dieser eine „schöne Idee" war.

Der Großgrundbesitzer fürchtet Aufteilung seines Bodens und hohe Grundsteuern.

Der Arbeiter fühlt sich getäuscht, er hat rasch eingesehen, daß politische Demokratie ohne soziale nicht genügt, er sieht eine neue Fahne, aber die alten kapitalistischen Gewalten. Ein Arbeiter im Gefängnis zu Barcelona gab mir auf meine Frage nach der Republik die bündige Antwort: „Der alte Hund mit einem neuen Halsband".

Die Regierung hat in einem halben Jahr siebentausend staatliche Schulen eröffnet, Presse-, Versammlungs- und Organisationsrecht geschaffen, diese Rechte durch das Republikschutzgesetz illusorisch gemacht, das Fundament zu vielen kulturellen und sozialen Reformen gelegt, die auf dem Papier großartig wirken, in der Praxis fehlen und erbitterte Luftkämpfe zu bestehen haben. Das Volk will Taten. Gesten wie die Ächtung des Königs als Hochverräter, seine Verurteilung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und die Beschlagnahme seines Vermögens genügen nicht, das Volk weiß zu gut, daß Alphons XIII., gleich andern Potentaten, längst vor der Revolution sein Vermögen bei ausländischen Banken angelegt hat.

In den ersten Tagen einer Revolution sind die herrschenden Schichten bereit, die Hälfte ihres Vermögens und ihrer Rechte freiwillig zu opfern, wenn ihnen die andre verbleibt. Als die deutsche Novemberrevolution an den Litfaßsäulen ankündigte, die Sozialisierung marschiere, erklärte die Großindustrie, sie werde einen Teil ihrer Habe dem Staat schenken. Als der Sturm der Revolution vorüber war und die wirklich revolutionären Kräfte aufgerieben schienen, wurde das Angebot rasch zurückgezogen und heute ist es vergessen.

Ähnlich war es in Spanien, heute kämpfen Großgrundbesitz und Industrie um jeden Fußbreit Boden — und mit Erfolg.

Was eine Revolution in den ersten Tagen versäumt, kann sie später nicht mehr einholen. Der Verängstigte erholt sich.

Die spanische Republik tritt in die Fußstapfen der deutschen. Resolutionen und Gesetze müssen Wirklichkeit werden, sonst entmutigen sie die Anhänger und stärken die Gegner. Spanien entwickelt sich zu einer bürgerlichen Republik, aber manche herrschenden Politiker möchten sich das nicht eingestehen und die Illusion aufrechterhalten, es sei anders. So geraten sie in Sackgassen, aus denen kein Weg herausführt, verärgern ihre wahren Auftraggeber und erregen das Hohngelächter des Volkes. Die Konflikte, die sie nicht lösen können, verschärfen die soziale Situation und rufen die Fascisten auf den Plan.

Das Agrarproblem ist die brennendste Frage. Was die deutschen und französischen Bauern in langwierigen Revolutionen erkämpften, ist in Spanien noch Wunsch und Traum, das Elend der kleinen Bauern, Landarbeiter und Pachtbauern ist unbeschreiblich, aber was geschieht? Man beginnt in großen Versprechungen und endet in Diskussionen.

Spaniens Wirtschaft könnte von den Folgen der kapitalistischen Weltkrise unberührt bleiben, die Konsumkraft des Volkes ist so gering, daß die kleinste Lohnerhöhung eine deutliche Absatzsteigerung vieler Industriewerke hervorruft. Aber die Arbeiterschaft muß in Streiks um jeden Centimo kämpfen.

Heute verkündet die Regierung, daß fünfzig Prozent aller Beamten abgebaut werden, Kenner sagen, es blieben immer noch zu viel, morgen beschwichtigt sie die Aufgeregten, es sei nicht so ernst gemeint, jeder Minister werde von Fall zu Fall entscheiden. Dabei beklagen sich alle, daß die Zahl der Beamten nicht vermindert sondern vermehrt wird. Jeder neue Beamte weiß irgendeinen Freund, irgendeinen Beamten, den er unterbringen muß. Man hat für dieses System im Spanischen einen drolligen Ausdruck, man nennt das „enchufe", Steckkontakt, wer vom Strom profitiert, schafft schnell eine Nebenleitung.

Das Heer, das in der Monarchie eine bedeutende Rolle spielte — Offiziersrevolten gehörten zum guten Ton, Offiziersräte wurden schon 1917 gebildet — ist als politische Macht ausgeschaltet. Die Republik hat aber keine republikanischen Bataillone formiert, als Schutztruppe dient die alte Guardia-Civil, ein Gendarmenheer von 25 000 Unteroffizieren. Die Guardia-Civil war früher die Schutztruppe der Monarchie, oft kam es zu blutigen Zusammenstößen. Die Zusammenstöße haben nicht aufgehört in der Republik, ob die Gesinnung der Guardia-Civil sich gewandelt hat, weiß nicht einmal die Regierung. Man hat der Guardia-Civil sogar die alte Operettenuniform mit dem hinten abgeplatteten Glanzleder-Dreispitz gelassen und nicht eingesehen, daß Uniformen ebenso wie Denkmale und Farben Symbole sind, darin sich gesammelt haben die Traditionen der herrschenden Klasse und gegen die sich richtet der Haß der Unterdrückten. Es gab die Möglichkeit, wenn man schon die Guardia-Civil nicht auflösen wollte, sie zu einem Instrument der Republik zu machen, indem man die reaktionären Offiziere verjagte und aus den Reihen der Truppe neue Offiziere wählte. Nichts ist geschehen.

Unamuno sagte: „Leider haben nicht die Republikaner die Republik, sondern die Republik hat Republikaner geschaffen."

Cum grano salis.

Die Monarchie ist zerstört, Perioden der Diktatur werden wiederkehren.

In Spanien wohnen dreiundzwanzig Millionen Menschen. Die erstaunliche Zahl von vierhundertdreiundsiebzig Abgeordneten ist ins Parlament, die Cortes, eingezogen. Jeder Abgeordnete bekommt tausend Pesetas und ein Eisenbahnbillett erster Klasse. Böse Zungen behaupten, man könne auf die ausländischen Touristen verzichten, man habe jetzt seine eignen, die Abgeordneten. Ich kann nur sagen, daß in den verschiedenen Provinzen des Landes die Leute erzählten, sie hätten ihre Volksvertreter noch nie gesehen, allerdings wohnten die Befragten nicht in den schönen Zentren des Tourismus. Wen diese Abgeordneten vertreten, wissen manche selber nicht, die republikanischen Parteien, alte und neue, haben gemeinsame Wahllisten aufgestellt, das Volk wählte als Pro-

gramm die Republik, und so wird es Fraktionen geben, die den stolzen Statisten eines Dramas gleichen, im ersten Akt sagen sie „Die Pferde sind gesattelt" und verschwinden dann für immer in der Versenkung. Das gilt besonders für jene Professoren, die aus den Debattierklubs in die rauhe Luft der Politik sich versetzt sahen, sie wußten selbst nicht wie, und die heute mit Schaudern konstatieren, daß die Republik kein Ende sondern ein Anfang ist, die schöne Staatsform noch kein Ziel, und die Forderungen der proletarischen Massen mit ästhetisch-lyrischen Gefühlen sich schlecht vertragen.

Es liegt im stürmischen Wesen jeder Revolution, daß ihr im Beginn die Zeit fehlt, Tüchtige von Hochstaplern, Idealisten von Geschäftemachern zu sondern. Man braucht sich darum nicht zu wundern, daß die Revolutionsspekulanten die Konjunktur ausnutzen. Aber das Volk hat dafür ein feines Gefühl, und es merkt sich die Leute, die neben dem Abgeordnetenmandat auf ihre breiten Schultern gleich fünf oder sechs Ämter laden, von denen sie nicht eines verstehen, für die sie aber fünf- oder sechsmal Gehalt beziehen.

Keine Partei kann sich beklagen, auch die sozialdemokratische nicht, neben erfahrenen Männern sitzen die „neuen Reichen". Ich traf im Zug einen Abgeordneten, der MacDonald für den theoretischen Vater des Sozialismus hielt und von Marx meinte, er sei ein russischer Bolschewik.

Eines Nachmittags besuchte ich die Cortes. Als Petrefakten der königlichen Tage sind die Parlamentsdiener geblieben, sie tragen vornehme Fräcke, bewegen sich wie kastilische Herzöge, blicken voll unsäglicher Verachtung auf den Plebs, der hier sein Unwesen treibt, und haben nur die eine Hoffnung, daß der Spuk bald verschwinden möge und die Krone wieder über dem leeren Thronhimmel im Sitzungssaal leuchte. Dort wird grade ein Verfassungsparagraph beraten. Die Regierungsparteien fordern, daß kein Geistlicher Präsident der Republik werden dürfe. Ein katholischer Abgeordneter spricht mit weitschwingenden Gesten gegen den Antrag, auch der spanische Geistliche sei ein Sohn des Volkes, der durch die Einschränkung zum Bürger zweiten Ranges gestempelt werde. Ihm antwortet Madariaga, der Vertreter Spaniens beim Völkerbund, jetzt Botschafter in Paris, der ein ausgezeichnetes Buch über Spanien (deutsch bei der Deutschen Verlaganstalt, Stuttgart, erschienen) geschrieben hat. Er erinnert an den Erzbischof von Sevilla, der einmal öffentlich die Berechtigung der Republik anerkannte, und der dann gezwungen wurde, diese Ansicht zu revidieren. „Von wem wurde er gezwungen", ruft er, „von einer fremden Macht. Wie kann der Herr Kollege behaupten, der Geistliche sei unabhängig und gehorche nur seinem Vaterland?"

Alle Redner sprechen mit großartiger Rhetorik, die besten Redner Europas sind hier versammelt. Aber da der Rednerstar nur sich hören kann, hören die andern niemals zu.

Vollzählig ist das hohe Haus selten versammelt, selbst bei wichtigen Verfassungsparagraphen fehlt manchmal die Hälfte. Bonavente meinte, die Herren hätten viel Ähnlichkeit mit feinen Damen, die ein Theaterstück besuchen, schon in der zwei-

ten Szene chokiert sind, leise murmeln „Nein, das nicht" und davongehen.

Drei Frauen sitzen im Parlament, eine von ihnen, die Präsidentin des spanischen Strafvollzugs, Victoria Kent, hat sich für die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse der Gefangenen und gegen das Stimmrecht der spanischen Frauen erklärt, sie befürchtet, daß die Republik sich ein Kuckucksei ins Nest legt. Sie mag so unrecht nicht haben, wenn ich an die Frau in Burgos denke, die mir sagte: „Die Republik hat uns das Wahlrecht gegeben, diese Idioten in der Regierung werden schon sehen, was wir damit anfangen".

An dem Abend, an dem ich in den Cortes war, saß ich im Café Granja El Henar, dem Café der Bohème von Madrid. Ich brauche es nicht zu beschreiben, wer das Romanische Café, das Café du Dôme kennt, wird alle Hoffnung fahren lassen. Seine Gäste haben nur eine nationale Eigentümlichkeit, sie tragen stets Visitenkarten bei sich, schwarz umrändert, weiß der Himmel, um wen jeder Spanier jedes Jahr trauert, und sie teilen darin mit, daß sie Advokaten sind.

Plötzlich dringt Lärm von der Straße. Wir springen auf und eilen hinaus. Eine monarchistische Demonstration. Zweihundert Studenten ziehen durch die Straße und schreien „Es lebe der König!" Die Cafégäste schreien noch lauter: „Es lebe die Republik!" In Automobilen rast die Guardia-Civil heran, zerstreut mit harten Zurufen die Monarchisten und zersprengt mit sanften Gummiknüppelhieben die Republikaner, die nicht aufhören wollen, die Republik hochleben zu lassen.

Wo habe ich das doch schon gesehn?

Nähe Waldfriedhof von Erich Kästner

Männer stolperten stumm durch den Wald.
Kiefernadeln fielen auf ihre Zylinder.
Die Gehröcke glänzten. Sie waren alt.
Männer stolperten stumm durch den Wald
wie zu groß geratene Kinder.

Der schwarze Leichenwagen fuhr
zwischen den Bäumen langsam nach Haus.
Nun lag der Leichnam in der Natur
und der leere schwarze Wagen fuhr
wieder aus ihr heraus.

Ein Mann blieb an einem der Stämme stehen.
Schuld trug die viel zu lange Predigt.
Er wippte verlegen auf seinen Zehen
und konnte sich selber nicht recht verstehen.
Dann war auch Das erledigt.

Er rannte hinter den Andern her,
jenem Baumstamm zu entfliehn.
Als ob gar nichts gewesen wär
und tief bekümmert sagte er:
„Schade um ihn."

Die Andern nickten streng und alt.
In ihren Ohren klang Choralgesang.
Der Himmel sah aus wie feuchter Asphalt.
Die Männer stolperten stumm durch den Wald
ins Restaurant.

Rund um den Funk von Rudolf Arnheim

Gregor Jarchos Tuberkulose-Hörspiel „Das weiße Sterben" (Berliner Sender, Regie: Max Bing) klärt in zuverlässigster Weise auf, lehrt Vorsichtsmaßregeln, zerstreut falsche Angstvorstellungen und zeigt den Zusammenhang zwischen Seuchenbekämpfung und Sozialwirtschaft. Der Lokaljargon eines Lungensanatoriums ist haargenau und lückenlos getroffen. Kleine Schallplattenvorträge bekannter Fachärzte sind in die Handlung eingefügt, als wären sie ein Stück von ihr. Für die Verwendung „echten" Materials (Reportageaufnahmen, Brüningreden, aber auch schon Zitate aller Art) gibt es noch die Möglichkeit, sie auch formal deutlich als Fremdkörper herauszuheben. Das wäre dann wirkliche Montage, in der Art, wie in den literarischen Querschnitten Zitatenmaterial ohne Schauplatzbindung aneinandergereiht wird. Es besteht da nur ein gedanklicher, begrifflicher Zusammenhang. Fragt aber der Schauspieler Herrn His, was er über die Tuberkulose denke, und antwortet dann der Geheimrat leibhaftig auf der Schallplatte, so ist das „unbemerkte Montage", wie sie im Film etwa für Doppelgängeraufnahmen Verwendung findet: die Naht zwischen dem Zusammengeklebten wird nicht bewußt betont sondern möglichst unsichtbar gemacht.

Funk lehrt besser als Film, weil er sich des Wortes, nicht des Bildes bedient. Der Film soll stets in der künstlerischen Sphäre des sinnlichen Symbols bleiben; der Funk darf aus der Kunst herausgehen und rein zum Verstand, rein vortragsmäßig sprechen. Es entsteht weniger leicht als auf der Sprechbühne ein Stilbruch, wenn man Lehren in eine Spielhandlung eingliedert. Nur ist es nötig, die Kolleg-Partien dann, bei aller Sorge um Verständlichkeit, besonders lebendig sprechen zu lassen, damit sie nicht als Einlagen in den Dialog wirken. Sehr eindrucksvoll, wenn auch besser für eine abstraktere Darstellungsform geeignet, war der Versuch, die Musik aller Komponisten, die an Tuberkulose gestorben sind, durcheinander tönen zu lassen. Sinnliche Vertonung eines ganz unsinnlichen Tatbestands — funkgemäßes Symbol.

*

Die Opern des Oratorienkomponisten Händel, die nach der Bühne streben, ohne sich ihr doch recht zu fügen, erscheinen im Rundfunk wie von den Schlacken des Optischen gereinigt. Ihr musikalischer Sinn erschließt sich eindringlich. Die Aufteilung in Musiknummern, in Arien und Rezitative, verwischt sich bei der Bühnenaufführung, weil sich optisch eine entsprechende Gliederung nicht erzielen läßt: dieselben Menschen stehen auf der Bühne und benehmen sich auf dieselbe Weise, und so entsteht vom Auge her eine unerwünschte Angleichung der kontrastierenden Musikformen aneinander. Und ebenso arbeitet das Bühnenbild gegen die Musik, indem es den musikalischen Sinn des Pausierens abschwächt: wer nicht zu singen hat, ist trotzdem zu sehen, spielt also eine dem Musikalischen konträre Rolle. Erst wenn man blind hört, ergibt sich der zwingende Eindruck einer eindimensional ablaufenden

Aktion, in der alles hintereinander geschieht und echtes Nebeneinander nur in den Augenblicken des Zugleichsingens als besondre Wirkung entsteht. Auch die rein instrumentale Zwischenmusik, etwa Vor- und Nachspiel der Arien, wirkt im Rundfunk nicht mehr als bloße Begleitung, als Untermalung im Souterrain, sondern ist als den Sängern gleichberechtigter Akteur in die eindimensionale Ablaufreihe eingegliedert. Sie ist nicht handlungshemmendes Füllsel, das den Sänger zum Warten verdammt, sondern kein Sänger existiert, so lange sie dran ist, sie ist allein auf der Welt und im Vordergrund, wie es dem Sinn der Musik entspricht. Das Besondre der Musik als einer mit starkem Zeitcharakter hintereinander ablaufenden Aktion wird beeinträchtigt dadurch, daß man auf der Bühne einen Zustand, herumstehende Menschen, sieht. Dem hüpfenden Dreivierteltakt-Ablauf einer Freudenarie etwa, der eine „Handlung" ist im eigentlichsten Sinne des Wortes, entspricht auf der Bühne völlige Leere, gestikulierende Figuren, bei denen nichts vorwärts geht sondern die Zeit ruht.

*

Oft hört man, das Einschalten eines Ansagers in eine Hörspielhandlung sei eine bloße Eselsbrücke, um Mitteilungen an den Hörer zu bringen, die unmittelbar aus der Handlung hervorgehen zu lassen dem Autor nicht gelungen sei. Solche eingelegten Beschreibungen von Schauplätzen und Begebenheiten seien, ähnlich wie die Zwischentitel im stummen Film, als unkünstlerisch und stilwidrig zu verwerfen. Diese Meinung ist sicherlich falsch; denn wenn man das Hörspiel auf seine Materialeigenschaften hin untersucht, erkennt man, daß es nicht wie der Film vom realen Schauplatz sondern vom gesprochenen Wort her kommt. Der Ansager ist gradezu das funkische Urelement (während gedruckte Zwischentitel in den stummen Film ein artfremdes Gestaltungsmittel brachten), und ihn zwischen Spielszenen einzufügen, entspricht durchaus dem eigentlichen Reiz des Rundfunks: daß er nämlich nicht wie das Theater an einen festen Bühnenschauplatz gebunden ist. Jedoch wird nur dann eine brauchbare Form zustandekommen, wenn die Aufgaben des Ansagers und des Spieldialogs folgerichtig verteilt sind. Gibt der Ansager nur Schauplatzbezeichnung und allgemeine Daten, der Dialog dagegen die individuelle Spielszene, so darf nicht mittendrin auch der Ansager einmal Lust am Fabulieren bekommen und mit den Stilmitteln eines Romanschriftstellers der eigentlichen Spielhandlung Konkurrenz machen. Das tat er zuweilen in M. Felix Mendelssohns Hörspiel „Das Schicksal des Commanders Kidston" (Regie: Alfred Braun), beispielsweise in der Schilderung einer Löwenjagd oder eines tödlichen Absturzes. Auch muß der Ansager sich aller rezitatorischen Ausdrucksmittel enthalten, wie sie beim Vorlesen einer Novelle angebracht sind, und sich wie eine Sprech-Maschine auf deutlichen Textvortrag beschränken; denn nur so bringt er den Charakter einer reinen, körperlosen Stimme und damit den notwendigen Gegensatz zum handelnden, „körperlichen" Schauspieler. Der Versuch, den Ansager aus seiner Anonymität zu befreien und ihm irgend eine

irdische Rolle, etwa die eines erzählenden Zeitungsredakteurs, äußerlich aufzupappen, ist überflüssig und unfunkisch.

Eine ähnliche abstrakte Funktion wie der Ansager kann die Musik im Hörspiel übernehmen. Aber auch ihr Part war im „Commander Kidston" nicht eindeutig genug charakterisiert. Zumeist war sie als reine Zwischenaktmusik gemeint, gelegentlich aber gehörte sie, etwa als Tanzmusik in einer Bar, in den Schauplatz hinein. Dadurch entsteht Unsicherheit im Hörer. Alle Architektur gerät ins Wackeln, wenn die Säule Deckenbalken spielen will.

Die wahre Geschichte eines englischen Offiziers, der unaufhörlich ins Wasser und aus dem Flugzeug und unter wilde Tiere fällt, ohne daß ihm etwas geschieht, ist schon als Thema keineswegs ein „Schicksal" sondern ein recht undramatisches Potpourri verpaßter Verkehrsunfälle. Da ist keine Steigerung und Entwicklung möglich, der Regisseur muß immer wieder Märsche und Geknatter auffahren; und die mittelmäßige Gedankenlyrik zum Thema Tod und Todesfurcht kann über den Mangel an einer Grundidee nicht hinwegtäuschen. Alles ist Zufall, wenngleich nichts erfunden sein mag. Too true to be good. So ließ Commander Kidstons Betätigung im Kriege und andern lebensgefährlichen Sportarten den Hörer gleichgültig. Zumal die Hauptrolle, für deren spärlichen Text Fritz Kortner die Stimme einer zärtlichen Wildkatze mitbrachte, als beherrschtes Temperament (etwa von Ernst Busch) und nicht pomadig-ironisch hätte gesprochen werden müssen. Und zumal die Akustik eines Rennbootes oder Rennautos nicht die einer Fernsprechkabine ist. Da hilft kein eifriges Motorengebrumm.

Goethe

eine Groteske in 2 Bildern von Alfred Polgar und Egon Friedell

Diese Groteske wurde (abgesehen von dem aktualisierten Schluß) zum ersten Mal vor dem Kriege im wiener Kabarett „Die Fledermaus" aufgeführt. Im ersten Bild ist Goethe dem schlechten Schüler Züst erschienen und hat sich bereit erklärt, an dessen Stelle (und in dessen Gestalt) die Prüfung über Goethe zu bestehen.

II. Bild

Prüfungszimmer. An der Wand eine Photographie des wiener Goethedenkmals, Schulrat, Professor der Literatur, Beisitzer, Fleißig, ein guter Schüler, Züst, ein schlechter Schüler, später Goethe, der Pedell.

Professor: Also, Sie wissen, in bezug auf Goethe verstehe ich keinen Spaß. Goethe ist ein Heiligtum.

Schulrat: In das man nur durch eisernen Fleiß sich den Eintritt erwirbt.

Professor: Wir haben noch den Fleißig und den Züst. Züst, Sie sind der Schwächere, stehen Sie auf! ... *(Spricht leise mit der Kommission. Währenddessen geht die Verwandlung Züst-Goethe vor sich.)* Goethe ist eine Erscheinung von so gigantischer Bedeutung, daß sie jedem Gebildeten aufs genaueste vertraut sein muß. Nur der kann mit Aussicht auf Erfolg in den Ernst des Lebens hineintreten, der Goethes Leben und Schaffen zu seinem täglichen Brot gemacht hat.

Goethe (bescheiden abwehrend): Bitte, bitte —

Professor (scharf): Sagten Sie etwas? *(blickt in sein Notizbuch)* Wir beginnen mit der Familiengeschichte. Wie hießen, was waren und wo lebten Goethes Großeltern, a) väterlicherseits, b) mütterlicherseits?

Goethe: No, der Vattersvatter war der alt' Schorsch Friedrich Goethe, der war scho Schneider in Frankfort, na, un sei Fraa war e geborne Schallhorn, das war de Tochter vom Weidewirt, die hat von Neckergemind' 'erübergemacht, un der Bruder, das war der Kaschper Schallhorn —

Professor (befriedigt): Nun, ganz schön. Das wäre ja soweit memoriert.

Goethe (unbeirrt): No un dem sei Fraa, de Bisemerskathrin, das war doch de erschte Hebamm, die vom Großherzog e beeidichtes Diplom gehabt hat, aber sonscht war se e bees Weib; der ältest' Sohn hat auch weche dem nach Bensheim niwwergeheirat, er hat den Krach net mehr ausgehalte, der Ulrich...

Professor: Nun ja, sehr gut, das genügt!

Goethe (nicht aus dem Konzept zu bringen): Der Ulrich Franz Theodor.

Professor: Sie scheinen sich ja soweit in die Materie vertieft zu haben.

Goethe: Des glaab ich!

Professor: Aber nun zum Dichter selber. Er wurde geboren?

Goethe: 28. August 1749.

Professor: In?

Goethe: Frankfort, Großer Hirschgrawe 12. *(Professor will weitersprechen)* in dem blaue Zimmer im zweite Stock links *(in Erinnerung versunken):* Da ware aach die zwää Pendeluhre vom Onkel Rettich mit die nette Amorettcher druff, die oin hat de Schorsch kaputt gemacht, wie er mit eme Klicker roigeschosse hat...

Professor (gereizt durch Goethes Mehrwissen): Verlassen wir Goethes Geburtszimmer... Er bezog wann die Universität?

Goethe: Mit sechzeh' Jahr'.

Professor: Er studierte in welchen Städten zu welchen Behufen?

Goethe: No in Leipzig, dann in Straßburg.

Professor: Was studierte er dort?

Goethe: Erscht nix...

Professor: Hm?

Goethe: Und nachher die Rechtswissenschaft und Kunstgeschichte un e bißche Philosophie.

Professor (zornig): Wie? Ein bißchen?

Goethe: Na 's war net viel!

Professor: Wann verließ Goethe Wetzlar?

Goethe: Ei, no so um die 71 oder 72.

Professor (triumphierend): Ich frage, wann Goethe Wetzlar verließ?

Goethe (unsicher, nachdenklich): 72, ja, ja 's wird scho so gewese soi, m Winter 72.

Professor: Mit diesem inhaltlosen Herumgerede werden Sie Ihre Unwissenheit nicht verbergen! In welchem Monat verließ Goethe Wetzlar?

Goethe: In welchem Monat? Warte Se, das werd' ich Ihne gleich sache. *(Denkt verzweifelt angestrengt nach.)* Ei, wann war's denn nur? Ei, das hab' ich doch gewißt...

Professor: Ja, das ist Ihre ständige Redensart! Sie haben immer nur gewußt! Aber Sie wissen nichts. Fleißig, wann verließ Goethe Wetzlar?

Fleißig: Selbstverständlich am 23. September 1772, 5 Uhr nachmittags mit der Fahrpost.

Goethe (erfreut): Ja, richtig, im September, mit der Fahrpost...

Professor (mit scharfem, strafendem Blick auf Goethe): Jawohl, mit der Fahrpost. *(Kleine Pause, während der Goethe Fleißig freund-*

lich-anerkennend anblickt.) Aus welchem Anlaß schrieb Goethe die „Laune des Verliebten"?

Goethe: No, da war er noch e junger Mensch, dem so allerlei durch'n Kopp gegange is. Da hat er wohl viel geschriwwe, wo ihm später liewer gewese wär, er hätt's net geschriwwe.

Schulrat: Ihnen wäre freilich am liebsten, wenn er gar nichts geschrieben hätte. *(Fleißig meckert, Goethe sieht ihn strafend an.)*

Professor: Wann las Goethe zum erstenmal Gottsched?

Goethe (unwillig): Ei, das weiß ich net.

Professor: Wie?

Goethe: Das weiß ich net. Das werd doch alles net so wichtig soi!

Professor: In Goethes Leben ist nichts unwichtig! Merken Sie sich das, Sie Grünschnabel!

(Goethe blickt den Professor erstaunt an.)

Professor (im Litaneiton): Alles hat seine Bedeutung als organischer Tragbalken in dem tektonischen Gefüge dieser in ihrer harmonischen Gegeneinanderwertung von Kraft und Last einzig dastehenden Biographie.

Goethe (jovial): No, so arch harmonisch war's ja gar net.

Professor: Ich denke, diese Frage ist bereits von kompetenteren Köpfen entschieden worden, als Sie es sind. Eine andre Frage: Wann besorgte Goethe die erste Umarbeitung der „Stella"?

Schulrat: Das wird doch hoffentlich, mit Ihrer Erlaubnis, wichtig genug sein?

Goethe: Die Stella? Warte Se mal. *(Für sich:)* E was! *(Dann laut und dreist:)* No, 1804.

Fleißig (entsetzt): Bsss!

Professor: Ich bin starr. Sie wissen wirklich nicht, daß die erste Umarbeitung der „Stella" 1806 stattfand? Ja, sagen Sie, was haben Sie denn eigentlich in Ihrem Kopf? Wann erschien „Hermann und Dorothea"?

Goethe (nach kurzer Überlegung): 1796.

Professor (höhnisch): Ich würde an Ihrer Stelle gleich 95 sagen!

Schulrat: Oder 94!

Professor (brüllt): „Hermann und Dorothea" erschien im Jahre 1797, Sie Ignorant!

Goethe (fest): Noi, 's war 96!

Professor: 97!

Goethe (unerschütterlich): 96!

Fleißig (übergibt durch Goethe dem Professor ein aufgeschlagenes Buch.)

Professor: Hier! Sie obstinater Bursche!

Goethe: Ja, wirklich ... ich hätt' doch druff geschwore, 's war 96!

Professor: Daß ein deutscher Jüngling derartige Daten nicht gegenwärtig hat, könnte einem wirklich den Glauben an die Jugend nehmen! Da muß sich ja Goethe im Grabe umdrehen.

Schulrat: Pedell, drehen Sie die Goethebüste um, damit ihr dieser Anblick *(er zeigt auf Goethe)* erspart wird. *(Es geschieht.)*

(Goethe lacht)

Professor: Nun, ich sehe schon, Daten darf man Sie nicht fragen. Also etwas über Goethes Innenleben. Welche seelischen Erlebnisse veranlaßten Goethe zur Fortführung des Wilhelm Meister?

Goethe: No, da hat er doch schon vom Verleger die 200 Taler Vorschuß uff'n zweite Band gehabt, da hat er'n doch aach schreiwe müsse.

Professor: Es ist unerhört! Sie behaupten also, daß schnöde Geldgier die Triebfeder von Goethes genialer Dichtung war?

Goethe: Ei wieso dann Geldgier? 's Geld hat er doch längst net mehr gehabt.

Professor: Nun, das sieht wohl ein jeder: Goethes Leben hat Sie nicht beschäftigt. *(Goethe blickt ihn erstaunt an.)* Jetzt will ich sehen,

ob Sie wenigstens bei meinen Vorträgen aufgemerkt haben. Was wissen Sie über den Charakter des Tasso?

Goethe: No, das is e kindischer, hysterischer Mensch, der sich net recht ausgekennt hat im Lewe, halt so e Dichter...

Professor (schlägt auf den Tisch, starr): Ich traue meinen Ohren nicht. *(Automatisch, im lehrhaften Ton, der durch parallele Bewegungen der beiden Zeigefinger unterstützt wird:)* Tasso zeigt den Kampf des Subjekts und seiner Gebundenheit, das, indem es sich in die Objektivität auseinanderlegt, notwendig an der inneren Zerrissenheit des Subjekt-Objekts, das heißt der nach außen projizierten Individualität, scheitern muß. *(Fleißig hat die Definition mit Kopfnicken skandierend mitgesprochen; die letzten Worte spricht er schon fast laut mit und schlägt gleichzeitig mit dem Professor auf den Tisch. Goethe erschrickt und ist zornig auf Fleißig.)*

Schulrat: Wissen Sie vielleicht zufällig, was Goethes Hauptwerk war?

Goethe (stolz): No, die Farwelehr'! *(Gelächter.)* Was is denn da zu lache?

Schulrat: Da ist allerdings nur zu weinen.

Professor: Wann entstand der Tancred? *(Goethe weiß es nicht, dreht sich fragend zu Fleißig um.)*

Fleißig (einsagend): 1800.

Goethe (befreit): 1800.

Professor: Ein Wunder, daß Sie einmal etwas wissen.

(Goethe blickt dankbar auf Fleißig.)

Professor: Welche Werke entstanden noch in diesem Jahr?

Goethe: No, e paar Gedichtcher, denk' ich.

Professor: Das ist keine Antwort. Gedichte fallen in jedes Jahr. Aber im Jahr 1800 entstand vor allem Palä — Palä —

Goethe (wendet sich wieder fragend zu Fleißig).

Fleißig (einsagend): Paläophron und Neoterpe.

Goethe (will erfreut nachsprechen): Paläophron —

Professor (scharf): Genug! Ich habe jedes Wort gehört. Meine Ohren reichen bis in die letzte Bank. Was waren Goethes letzte Worte?

Goethe: No, Milch hat er gewollt.

Professor: W—a—as? Ich verstehe immer Milch.

Goethe: No ja, Milch in sein Kaffee, weil er ihm zu dunkel war. Und da hat er gesacht: mehr licht!

Professor (entsetzt): Es zeigt die äußerste Niedrigkeit der Gesinnung, annehmen zu wollen, daß ein Genius wie Goethe sich ein so triviales Thema für seine letzten Worte hätte wählen können!

Schulrat: Wissen Sie vielleicht zufällig, wer die Frau von Stein war?

Goethe: No, soi Geliebte.

Professor (erhebt sich): Derartige Ausdrücke sind an einer Staatsanstalt absolut unstatthaft. Der Dichterheros schätzte Frau von Stein viel zu hoch, als daß er sie zu seiner Geliebten erniedrigt hätte. Lachen Sie nicht, Sie frecher Bursche! Warum löste Goethe sein Verlöbnis mit Lili?

Goethe (unwillig): Das kann ich doch net sache. Das wär' doch indiskret.

Schulrat: Diskretion ist allerdings die Haupteigenschaft, die Sie in bezug auf Goethe entwickeln.

(Fleißig meckert. Goethe sieht ihn strafend an.)

Professor: Wissen Sie wenigstens, warum er die Beziehungen zu Friederike abbrach?

Goethe (zornig): Ja, das weiß ich schon, aber das geht doch niemande was an!

Professor: Was behaupten Sie? Goethes Beziehungen zur Blume von Sesenheim, 1770—72, gingen die Wissenschaft nichts an?

Goethe: Noi, das geht niemande was an.

Schulrat: Wissen Sie vielleicht, wer der Herr dort ist? *(Zeigt auf die Reproduktion des wiener Goethedenkmals.)*

Goethe (ahnungslos): Noi, das weiß ich net.

Der sächsische Beisitzer (der bisher ganz stupid dagesessen ist, mit tiefer Baßstimme): Also jetz' weiß des blede Luder nich ämal, daß das den Gäthe vorstellt!

Goethe: Was, des soll der Goethe soi? *(mit der Faust auf den Professorentisch schlagend):* Jetzt werd mersch awwer zu dumm! Erscht frache Se mich Sache, die koi Mensch wisse kann, und die ganz wurscht sinn, nachher erzähle Se mir'n Blödsinn übern Tasso, dann mache Se mer de Farwelehr' schlecht, dann wolle Se iwwer die Weiber Sache wisse *(Professor will remonstrieren),* die Ihne en Dreck angehn, un jetz' wolle Se mer gar den Toppsitzer da als Goethe uffschwätze! Da muß ich schon de Götz zitiere: Ihr könnt mich alle mitennanna ... *(Will wütend ab).*

Professor: Halt! Jetzt sollen Sie Zeuge Ihrer Beschämung sein! *(Tempo von jetzt ab sehr rapid):* Fleißig! Stehen Sie auf! So stehen Sie doch auf!

Fleißig: Ich stehe doch schon!

Professor: Wann verließ Goethe Rom?

Fleißig: 22. April 1788.

Professor: Welche Orte berührte er noch in diesem Jahr?

Fleißig: Pempelfort, Münster, Stichroda.

Professor: Wann wurde Eckermann geboren?

Fleißig: 14. November 1790.

Professor: Was schrieb Goethe im Frühling dieses Jahres?

Fleißig: Urpflanze, Amyntas, der Sänger.

Professor (immer erfreuter): Was übernahm er in diesem Jahre?

Fleißig: Die Oberaufsicht über die Landesanstalten.

Professor: Für?

Fleißig: Kunst und Topographie.

Professor: Wie hieß Goethes Schwester?

Fleißig: Cornelia.

Professor: Geboren?

Fleißig: 1765.

Professor: Gestorben?

Fleißig: 1814.

Professor (ist in freudiger Erregung ganz aufgesprungen): Verheiratet an?

Fleißig: Schlosser.

Professor: Geboren?

Fleißig: 1754.

Professor: Gestorben?

Fleißig: 1829.

Professor: Kinder?

Fleißig: Franz, Georges, Marie, Theophil.

(Gleichzeitig im raschesten Tempo)

Professor:	*Fleißig:*
Geboren?	1780.
Gestorben?	1824.
Wo?	In Magdeburg.
Wann?	November.
Wie oft?	Dreimal.
Warum?	Wegen Herder.
Wo?	In den „Horen"
Mit wem?	Mit Schiller.
Erkrankt?	Am vierzehnten.
Genesen?	Am neunten.
Woran?	An Darmverschlingung.

(Das Kollegium gibt Zeichen der höchsten Zufriedenheit. Goethe hat erst unwillig und erstaunt, dann immer vergnügter zugehört; am Schluß schüttelt er sich vor Lachen.)

Professor: Der Mensch lacht noch über seine Blamage! *(Zu Goethe):* Zur Strafe für Ihre Unwissenheit dürfen Sie an der Feier anläßlich Goethes 100sten Todestag...

Goethe: Hundert Jahr is das scho her! *(Nachdenklich)* Noi, wie die Zeit vergeht!

Professor: .... nicht teilnehmen. Sie haben bei einer deutschen Goethe-Feier nichts zu suchen!

(Vorhang)

Der Richter Keßner von Gabriele Tergit

Der Richter Keßner, Vorsitzender, viel angegriffener Vorsitzender im Sklarekprozeß, ist das Gegenteil eines typischen preußischen Richters. Schon das Äußere! Er ist mittelgroß, schmal, und von einer unauffälligen Eleganz. Sehr dunkel, schwarz von Haaren, Augen und Hautfarbe, hat eine große Nase, ein mageres, von sehr vielen Linien zerfurchtes Intellektuellengesicht. Man könnte ihn für einen Franzosen halten. Aber er ist ein berliner Kind.

Und auch die übrige Persönlichkeit, wie stark unterschieden, wie auffallend unter der bewußten Unauffälligkeit der meisten Richter! Ich erinnere mich, wie Sling, als er noch lebte, oft durch Moabit gewandert ist, und in keinem Saal war etwas für den Journalisten zu finden. Überall war ein kleiner Diebstahl, eine übliche Hehlerei, über die er schon tausendmal geschrieben hatte, wobei hinzukam, daß alle wirkten, als kämen sie aus der Abteilung Normalmensch. Der Angeklagte, der Vorsitzende, der Ankläger, niemand sagte einen Satz, den nicht auch hundert andre Angeklagte, hundert andre Richter, hundert andre Staats- oder Amtsanwälte hätten sagen können. „Wissen Sie was", sagte dann Sling, „gehen wir zu Fritze." „Fritze" war Amtsgerichtsrat Fritz Keßner und für den Journalisten Sling war er die ultima ratio, denn bei ihm bekam jede Verhandlung ein Gesicht, wurde jeder Angeklagte originell, geschah etwas, war wirkliches Leben, nicht die Öde der Amtsstube, in der es nur zufällig um Menschenschicksale und nicht um Straßenverlegung ging.

Keßner ist Berliner, schlagfertig, witzig, geistvoll und ungewöhnlich weltkundig. Sling sagte von ihm, aus seinen Sarkasmen spüre man den Hauch der großen Welt. Er ist nicht humorvoll, aber witzig. Er ist nicht breit, aber spitz. Die Prägung einer schlagkräftigen und schlagfertigen Sentenz, diese typische berliner Begabung ist seine Stärke. Eine davon war: „Geschäfte per Du sind Geschäfte perdu". Oder: in einem Prozeß, wo zwei merkwürdige Leute sich durch eine Frau um zweihunderttausend Mark betrogen fühlten, sagte er das wirklich klassische Wort: „Wo die Liebe anfängt, hört die Rückzahlung auf", wogegen sich der junge Staatsanwalt ereiferte: „Auch durch die Liebe wird der Tatbestand des Betruges nicht aufgehoben". Was ihm gar nichts nützte. Keßner sprach frei.

Wie angenehm benahm er sich immer in Prozessen wegen aller menschlichen Vergehen, so Bigamie. „Warum haben Sie sich denn bloß damals nicht scheiden lassen?" fragte er einen

Bigamisten. Der antwortete: „Ach, durch den Krieg ist man mit dem Kopf vollkommen heruntergekommen." Und Keßner: „Aber trotzdem tröstet man sich doch nicht gleich mit einer zweiten Frau, und keinesfalls, indem man sie heiratet." Und dann gab er ihm die Mindeststrafe von sechs Monaten Gefängnis und Bewährungsfrist, so daß wieder alles gut in Ordnung kommen konnte.

Dabei war er nie einer von den Richtern, die Witze auf Kosten des Angeklagten für das Publikum machen. Aber er kannte das Leben, unterwarf es nicht dem Formelkram, nahm Dinge nicht wichtig, die unwichtig sind, war den kleinen Dieben geneigt und keinesfalls dafür, sie zu hängen. Er hat aber auch ein Gefühl für die Abgründe des Verstehens. Er fühlt, wichtigste Sache für einen Richter, wie schwer das Verstehen zwischen Mensch und Mensch ist, schon im Gröbsten, wie schwer zu wissen, was ein Mensch ausdrücken will, wenn er etwas sagt.

Dem deutschen Richter wird vorgeworfen, daß er eng sei, lebensfremd, keine Persönlichkeit. Keßner ist nun einmal ein Beispiel für das Gegenteil. Seine Weltkenntnis ist umfassend und seine Persönlichkeit scharf geprägt. Wie sehr dieses höchste Glück der Erdenkinder ein Fehler bei einem Richter sein kann, sieht man jetzt im Sklarekprozeß. Denn plötzlich im Sklarekprozeß ist alles anders. Plötzlich wurde aus diesem gescheiten Mann, der für jeden Gaunerhumor Verständnis hatte, aus einem nüchternen berliner Kind ein Inquisitor, ein so böser Inquisitor. Fassungslos steht vor dieser Verhandlungsführung, wer Keßner sonst gekannt hat. Er kann im Sklarekprozeß alle nicht leiden, die Angeklagten nicht und die Zeugen auch nicht und den ganzen Prozeß vor allem nicht. Es ist ihm alles widerlich. Sie sind ihm alle zu dumm. Aber das ist ja ein unmöglicher Standpunkt für einen Richter. Ein Richter, der weniger Persönlichkeit wäre, mehr Verwaltungsbeamter, könnte genau so fühlen. Aber erstens hätte er weniger Gefühle, und merken würde man sie überhaupt nicht. Hier im Sklarekprozeß wäre weniger mehr. So stark darf nie und nirgends die Person des Richters im Vordergrund stehen. Hier kreuzt sich dauernd das Prinzip des Rechts, das der objektiven Wahrheitsfindung dienen soll, mit einer Persönlichkeit von höchster Subjektivität. Er hat demütig die Wahrheit zu suchen, aber mit der ganzen Kraft seines Temperaments nimmt er immerzu Stellung. Seine kleinen Schnoddrigkeiten, die so urberlinisch sind, wirken in den kurzen Zweistundenprozessen erfrischend, tragen zur Vermenschlichung der Atmosphäre bei. Beim Sklarekprozeß aber klingt jede kleine Nuance, jede fallengelassene Nebenbeibemerkung wie durchs Megaphon gesprochen. Nichts ist in dieser politisch vergifteten Atmosphäre harmlos, alles wird vergrößert, erweitert und in andre Dimensionen transponiert.

Man weiß, daß er wegen einer solchen Bemerkung von der obersten Behörde gerügt wurde, wegen der Bemerkung, die er in einer Sitzung über Brolat fallen ließ: „Na, ich kann ihn ja nicht absetzen". Das ist seine Ansicht. Und wenn es tausend-

mal seine Ansicht ist, er durfte sie nicht aussprechen, seine Ansicht nicht in den Vordergrund stellen. Es handelte sich nicht um Meyer oder Lehmann, sondern um eine umstrittene Person des öffentlichen Lebens. Wenn irgendeiner, dann darf eben der Richter nicht urteilen, bevor er alle Umstände aufs genaueste geprüft hat. Daß dieses Vorurteil gegen Brolat auch bei dessen Vernehmung weiterzuspüren war, ist vielleicht ein Zeichen für die innere Freiheit des Mannes Keßner, den selbst eine Vorgesetztenrüge in seiner Haltung nicht beirrt. Aber derartiges laut werden zu lassen, festzuhalten an einem Vorurteil, das ist zugleich eine unmögliche Eigenschaft von einem Richter. Dieser Fall Brolat war einer von vielen, das meiste viel harmloser natürlich, aber dennoch von einer Meinung zeugend. Willi Sklarek erklärte neulich wieder einmal, daß das Lager einen viel höhern Wert gehabt habe und verschleudert worden sei. Das ist nun mal sein Glaube und er ist Angeklagter und beharrt auf diesem Glauben. Keßner erwiderte in wegwerfendem Ton und indem er sofort auf etwas andres überging: „Na ja, Sie kommen ja nicht davon los, von Ihrem zehnfachen Wert und Ihrem verschleuderten Lager. Bitte, Herr Staatsanwalt..." Brolat sagte bei seiner Vernehmung, er habe gleichsam nur als Bote ausstehende Rechnungen der Beamten bezahlt. Keßner mußte schlagfertig sein, mußte einen Witz machen: „Sie sind zwar Verkehrsdirektor, aber..." Schallendes Gelächter im Zuhörerraum. In einem kleinen Prozeß hätte das anders geklungen, und Keßner hätte es auch anders gesagt, humorvoll vielleicht, jedenfalls anders. Hier aber war es Hohn und Spott, Hohn und Spott ist böse bei einem, der sowieso schon die Macht hat. Er hat gar kein Verständnis für die Sklareks, gar keins für die niveaulose, kleinbürgerliche, schmierige, in jedem Sinne schmierige Korruption. Amtsgerichtsrat Keßner, den Sling einen der feinsten Köpfe von Moabit genannt hat, ist eiserner Besen geworden. Aber die Verachtung für den Gegenstand dieses Prozesses, die er vom ersten Tage an deutlich kundgab, bringt ihn der Gefahr nahe, daß sein Urteil aussieht wie ein Vorurteil und daß seine Schärfe die Angeklagten sympathischer macht, als sie es verdienen.

Arbeitsbeschaffung von Bernhard Citron

Die Not von sechs Millionen Erwerbslosen, das Defizit der öffentlichen Kassen und der drohende Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft haben den Wunsch nach großzügiger Arbeitsbeschaffung in den verschiedensten politischen und wirtschaftlichen Lagern wach werden lassen. Über die Wege, die zur Erfüllung dieses berechtigten Wunsches einzuschlagen sind, herrschen je nach der politischen Gesinnung und der wirtschaftlichen Lage, in der sich die einzelnen Projektemacher befinden, verschiedene Auffassungen. Die Rechtsparteien, vor allem die Nationalsozialisten, rufen nach Autarkie, weil ihnen die Abschnürung vom Ausland als Erfüllung politischer Forderungen erscheint. Ähnlichen Gedankengängen

huldigt aus andern Gründen auch ein Teil der Industrie, zu dessen Wortführer sich kürzlich der wandlungsfähige Präsident des Statistischen Reichsamts Professor Wagemann gemacht hat. Der übrige Teil der Industrie hat sich, wie die Entschließungen des Handelspolitischen Ausschusses im Reichsverband der deutschen Industrie beweisen, mit jenen Autarkie-Plänen nicht identifizieren können. Anscheinend gelang es der Exportindustrie, noch einmal die Oberhand zu gewinnen. Fest umrissene Arbeitsbeschaffungspläne hat aber die Industrie nicht aufzustellen vermocht.

Die bisher bekannt gewordenen Projekte entstammen teils privater Initiative, teils den Überlegungen der Gewerkschaften. Eines der ersten Arbeitsbeschaffungsprojekte, der sogenannte Lauterbach-Plan, sieht sein Hauptziel lediglich in der Wiederbeschäftigung von Arbeitslosen. Lauterbach ist der Ansicht, daß die psychologischen Vorteile, die aus einer Verringerung der Arbeitslosigkeit zu erzielen wären, und die Anregung, die sich für die Wirtschaft durch den Wiedereintritt der Arbeitslosen in das Erwerbsleben bietet, schon allein von ungeheurem Wert sein würde. Der Verfasser dieses Planes hat sich sogar zu der Behauptung verstiegen, daß man auch Pyramiden bauen könnte, um Arbeitslose zu beschäftigen. Bekanntlich ist es eine historische Entdeckung der jüngsten Zeit, daß der Bau der Pyramiden eine Maßnahme der Pharaonen zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit dargestellt hat. Lauterbach und mit ihm die Verfechter einiger andrer Theorien sind also der Meinung, daß es nur auf die Tatsache der Arbeitsleistung, aber nicht auf den erzielten Effekt dieser Tätigkeit ankomme.

Eine grundsätzlich andre Haltung haben die Gewerkschaften eingenommen. Bei ihnen stehen sich zwei Richtungen gegenüber, die Anhänger des sogenannten W.T.B.-Plans (Woytinsky-Tarnow-Baade) und die Gruppe um Aufhäuser, den Vorsitzenden des Afa-Bundes. Beiden Projekten ist aber die Forderung gemeinsam, daß die Arbeitsbeschaffung nur rentablen Zwecken dienen dürfe. Das heißt, es sollen solche Arbeiten verrichtet werden, die entweder positiven Gewinn bringen oder aber volkswirtschaftliche Schäden verhüten. Woytinsky rechnet zum Beispiel, daß der jährliche Aufwand für Straßenbau normalerweise 800 Millionen Mark beträgt, daß aber für das Jahr 1932 in den öffentlichen Etats nur 90 Millionen Mark hierfür angesetzt sind. Es ist selbstverständlich, daß bei einer Vernachlässigung der notwendigen Reparaturarbeiten auch der Straßenunterbau leiden muß und somit die diesjährigen „Einsparungen" späterhin große Aufwendungen erforderlich machen werden. Ähnlich verhält es sich mit Arbeiten zur Verhinderung von Hochwasserschäden. Die Mittel, die durch Errichtung von Staudämmen investiert werden müßten, können sich durch die Vermeidung von Hochwasserschäden allmählich rentieren. Der fundamentale Gegensatz zwischen den beiden Gewerkschaftsrichtungen beruht darin, daß Woytinsky sein Arbeitsbeschaffungsprogramm fast beziehungslos in das herrschende Wirtschaftssystem hineinstellen will, während Aufhäuser eine planwirtschaftliche Umgestaltung mit dem So-

zialismus als Endziel vorschlägt. Ein Meinungsaustausch über diese grundsätzliche Frage wird auf dem Krisenkongreß der Gewerkschaften am 13. April stattfinden. Die beiden wichtigsten Thesen des W.T.B.-Planes (siehe ‚Arbeit', Jahrgang 1932, Heft 3) lauten:

1. Bei der gegenwärtigen Wirtschaftslage Deutschlands ist die Arbeitsbeschaffung großen Umfanges im nationalen Rahmen ohne Kreditausweitung undenkbar.

2. Eine Kreditausweitung als Grundlage der Arbeitsbeschaffung ist nur insofern zu verantworten, als sie eine fühlbare Entlastung des Arbeitsmarktes und eine Belebung der Wirtschaft ohne jede Inflationsgefahr verspricht.

Es wird berechnet, daß die Einstellung von 1 Million Arbeitsloser in den Produktionsprozeß einen Lohnaufwand von 1,5 Milliarden und weitere Kosten in Höhe von 0,5 Milliarden Mark erfordern wird. Davon können 600 Millionen Mark durch die Ersparnisse an Arbeitslosenunterstützung aufgebracht werden. 100 Millionen Mark zahlen die Wiederbeschäftigten als Beitrag zur Arbeitslosenversicherung, und 200 Millionen Mark betragen die von ihnen nunmehr aufzubringenden Steuern. Darüber hinaus wird noch auf verschiedene Vorteile hingewiesen: Mehreinnahmen aus Verkehrsbetrieben, Gewinne der Reichsbahn durch Beförderung von Baumaterialien sowie Schuldenabzahlung durch die wieder erwerbstätig gewordenen Arbeiter und die mit der Durchführung der Arbeitsbeschaffung betrauten Unternehmer. Indessen bleibt trotz dieser anscheinend so reichlichen Deckung die Frage offen, wie der Plan tatsächlich zu finanzieren ist. Der Reichswirtschaftsrat, dessen möglichst allgemein gehaltenen Vorschläge die Verfasser des W.T.B.-Planes als Bestätigung ihrer Ansicht auffassen, wünscht keinesfalls in einen Gegensatz zur bisherigen Reichsbankpolitik zu treten. Damit würde aber wohl das ganze Finanzierungsprogramm in seiner gegenwärtigen Form hinfällig werden. Woytinsky will eine Anleihe aufnehmen, die bis zur endgültigen Plazierung von den Banken lombardiert werden soll. Dieser „Anleihe"-Gedanke ist selbst eine Anleihe, die Woytinsky bei Aufhäuser und dessen Freunden aufgenommen hat. Der W.T.B.-Plan nimmt es mit der Durchführung der Finanzierung überhaupt nicht sehr genau: „Statt ‚Anleihen' könnte ich ‚Kredite' oder ‚Kreditausweitung' sagen. Das eine Wort bedeutet so viel wie das andere. Die jüngste öffentliche Diskussion hat aber gezeigt, wie wichtig es ist, den Begriff ‚Kreditausweitung' zu präzisieren, um Mißverständnisse zu vermeiden". Die Mißverständnisse beruhen in der Gefahr, für einen Inflationisten gehalten zu werden. Man kann zu diesem Vorwurf verhältnismäßig leicht gelangen: erstens dann, wenn die Kreditausweitung selbst bereits inflationistische Wirkungen zeitigt und zweitens, wenn der erste Versuch zur Arbeitsbeschaffung keine wirkliche Belebung der Wirtschaft hervorruft, das heißt, wenn das Experiment noch einmal wiederholt werden müßte. Die Gruppe Aufhäuser plant eine konkrete Form der Anleihe, die auf Grund ihres Prämiencharakters in weiten Kreisen des Volkes untergebracht werden könnte. Vielleicht wäre es auch möglich, eine solche, mit besondern

Sicherheiten versehene Anleihe während des Fortschreitens der Arbeitsbeschaffung in kleinen Serien zu emittieren. Greift man aber — wie Woytinsky vorschlägt — vorerst nur auf die Banken respektive die Reichsbank zurück, so könnten lediglich Handelswechsel der mit der Durchführung der Arbeiten betrauten Firmen diskontiert werden, wodurch die zentrale Finanzierung, vielleicht sogar die zentrale Kontrolle erschwert wird. Aber auch Woytinsky stellt die planmäßige — nicht planwirtschaftliche — Arbeitsbeschaffung in den Vordergrund. Lediglich neue Kreditmöglichkeiten zu schaffen, führt, wie die Gründung der Finance Reconstruction Corporation in den U.S.A. beweist, noch längst nicht zu neuen Arbeitsmöglichkeiten und zur Ankurbelung der Wirtschaft. Die gegenwärtig sehr flüssige Lage des deutschen Diskontmarktes bringt der Wirtschaft nicht die geringste Anregung.

Im Verlauf einer Unterredung mit Herrn Woytinsky warf ich die Frage auf, ob der W.T.B.-Plan in irgend einer Form die Sanierungen und Subventionen, die der Privatwirtschaft gewährt worden sind, erfassen wolle. Diese Frage wurde verneint. Die Indifferenz gegenüber allen bisherigen Verbindungen und Verbindlichkeiten zwischen Staat und Wirtschaft ist aber der Kardinalfehler jenes Planes. (Unbestritten fällt den Verfassern das hohe Verdienst zu, zum ersten Male die Arbeitsbeschaffungsfrage wirklich durchdacht und seine Lösung zielbewußt angepackt zu haben.) Wenn das System nicht geändert wird, muß aber auch der schönste Arbeitsbeschaffungsplan fruchtlos bleiben. Aufhäuser legt im Gegensatz zu Woytinsky grade das größte Gewicht auf die Änderung des Systems — kurz gesagt auf die Sozialisierung. Er wünscht, daß Subventionen nicht à fonds perdu gegeben sondern in Beteiligungen umgewandelt werden sollen, nachdem bei den betreffenden Unternehmungen erst eine Herabsetzung des Kapitals vorgenommen worden ist. In den meisten Fällen, wo Schulden an den Staat als Beteiligungen stabiliert werden, wird über sozialistische Raubwirtschaft geklagt — so geschehen zum Beispiel im Falle der Sanierungsversuche für die Oberschlesischen Hüttenwerke. Aber dieser Vorwurf schreckt nicht einmal mehr unsre konservative Regierung. Aufhäuser erhebt die Forderung, die monopolisierten Grundstoffindustrieen in die Hand des Staates zu überführen. Er erwähnt Kohle, Eisen, Zement und Düngemittel. Während es in der Kaliindustrie noch mächtige Konzerne gibt, die nach dem Alleinbesitz des Kalimonopols streben, sind die drei andern Grundstoffindustrieen ohne staatliche Hilfe überhaupt nicht mehr lebensfähig. Derartige Monopole eignen sich aber meines Erachtens vorzüglich zur Deckung von Arbeitsbeschaffunganleihen. Auch auf dem Höhepunkt der Inflation schenkte man einem Blatt Papier, auf dem nicht 1 Milliarde oder 1 Billion sondern 1 Dollar Goldanleihe zu lesen war, wieder Vertrauen. Warum also sollte nicht heute eine Prämien-Monopolanleihe volkstümlich werden können? Die Verpfändung der staatlichen Monopole verleiht der Anleihe Sicherheit, und möglichst kurz aufeinander folgende Gewinnauslosungen machen den Ankauf besonders reizvoll. Eine weitere Voraussetzung ist gute Kurs-

pflege, so daß man bei wirksamer Propaganda mit einem recht erfreulichen Absatz rechnen könnte.

Die Organisation der Arbeitsbeschaffung erfordert langfristige Finanzierung und planwirtschaftlichen Neubau unsres Wirtschaftssystems. Die Stabilität der Währung zu opfern, ist ein kühnes und gewagtes Spiel; sie nutzlos zu opfern, wäre eine wirtschaftliche Katastrophe.

Frühlingsheil! von Walter Mehring

Nun strömt die Scholle Erdgeruch. Und harsch und rauh
Mobilisiert April zwei Frühlingsstürme —
Der Auslandsdeutsche Storch besetzt die Türme —
Und Pirol, Amsel, Drossel schlägt im Gau:
Wählthitler!
Wählthitler!
Wählthitler!

Weithin deckt sich mit Grün der Aufmarschplan —
Gen West und Ost steht strammer Eichwald Wache —
Veilchen! sei deutsch! Orientgewächsen Rache!
Wolln Sie jefälligst Haltung annehm, Sie Schwan!
Frühling erwache!
Frühling erwache!

Auf mein Kommando hören Wald und Fluren!
Schlagt dort dem Judenpack die Schädel ein!
Der Acker prangt von Fahnen und Monturen!
Und Deutschlands Zukunft wird gewonnen sein!
Autarkisch wachse Roggenbrot
Blutig gefärbt vom Morgenrot!
Stürmt die Natur im gleichen Schritt,
Daß von der Erde schwindet,
Was völkisch nicht empfindet —
Macht endlich Schluß damit!

Wenn es der Osaf fordert, daß es lenze,
Pflanzt jedes Rosenbeet im Hakenkreuz!
Laßt keine Sonne über Deutschlands Grenze!
Vernichtung rings! Zum Heil der Mannen Teuts!
Das Erdreich düngt mit fremdem Blut!
Wächst auch kein Halm — wächst doch der Mut!
Durch Brache auf gen Ost zum Ritt!
Gott schenkt nicht Frühlingsgaben,
Daß sich Marxisten laben!
Macht endlich Schluß damit!

Fragt nicht, wer diesen Kampf gewann!
Wenn längst verhaucht das Heilgekeuch,
Rauscht Wald noch auf. Ihr geht voran.
Baum, welsch und deutsch, setzt Früchte an
Auch ohne Euch! Auch ohne Euch!
Häuft für die Zukunft Stein auf Stein
Für Deutschlands Zuchthausmauern!
Saat senkt ins dritte Reich sich ein
Und wird es überdauern!

Bemerkungen

Zu einem sechzigsten Geburtstag

Lieber Roda Roda,
daß du der Meister der deutschen Anekdote bist, weißt du, und das wissen auch deine Gratulanten, und sie werden dir diese Erkenntnis mit schönen Blümchen auf den Geburtstagstisch legen. Ich möchte dir einen andern Strauß binden.

Ich gratuliere dir schön.

Und ich bedanke mich bei dir, denn ich habe sehr viel bei dir gelernt. Ich schäme mich nicht, das zu sagen; gutes Deutsch darf man bei jedermann lernen. Ich habe es — unter anderm — auch bei dir gelernt.

Und dann, nach langen Jahren, als ich dich schon längst aus deinen Büchern kannte, da habe ich dich auch kennen gelernt, wie du da bist, und da habe ich etwas gemerkt, und aus dem Grunde schätze ich dich hoch ein.

Du hast viele Male etwas geschildert, was es nicht mehr gibt: das alte Oesterreich, dieses bunte Tuch voller Flicken. Du bist Soldat gewesen; diese Zeit liegt hinter dir. Die Tage deiner aktuellen Tagesfrechheit liegen hinter dir — und du weißt das. Du hängst nicht an der alten Zeit. Du weißt, wie literarischer Ruhm kommt und geht, und du machst dir nichts draus. Du überschätzt das nicht. Du bist beinah weise.

Ältere Leute pflegen gern die Zeit ihrer männlichen Kraft mit dem Zeitalter der Vollkommenheit zu identifizieren („Zu meiner Zeit ...!"), und sie machen dann jener Epoche, in der sie die Magenbeschwerden bekommen, ein saures Gesicht. Aber sie glauben immer, es liege an der Epoche und nicht an ihrem Magen. Das hast du nie getan — und auch das habe ich von dir gelernt, wie man auf anständige Art alt werden kann, ohne eine komische Figur abzugeben.

Und so laß mich denn auf deinen Geburtstagstisch, gleich neben den Dank vom Hause Habsburg, eine kleine Geschichte legen. Du wirst sie wahrscheinlich kennen, weil du alle Geschichten kennst, aber laß mich.

Auf einer wiener Opernredoute gingen zwei angeschwipste Kokotten auf die Damentoilette, um sich die Hände zu waschen. Und während sie sich da zurechtmachten und puderten und schminkten, erzählten sie sich reichlich unanständige Dinge über ihre Liebhaber. In der Ecke saß still und bescheiden die letzte Frau. Und in ihrem Übermut wandte sich die eine der beiden Damen an die Alte und sagte: „Na, Mutterl, was sagst du denn dazu?"

Da hob die alte Frau den Kopf und sprach:

— „Du mei. Geliebt hat man in die achtziger Johr!"

„Geliebt" hat sie nicht gesagt.

Siehst du, Roda, und weil du ein kluger Mann bist und nie zurücksiehst, sondern immer ins Leben hinaus: deshalb gratuliere ich dir schön und wünsche dir alles Gute.

Peter Panter

Heraufsetzung des Wahlalters?

Von den Parteien der Mitte war angeregt worden, das Wahlalter von 21 auf 24 Jahre heraufzusetzen. Die Ursache ist ersichtlich: der Radikalismus, rechts mehr noch als links, wird meist von der Jugend getragen, und gegen ihn sollte der Schlag gehen. Der Antrag hat keine Mehrheit gefunden — mit Recht.

Daß das Lebensalter eines Menschen kein zureichender Grund ist für oder gegen die Meinung, die er vertritt, dürfte eigentlich selbstverständlich sein. Jugendliche Nazis haben nicht deswegen Unrecht, weil sie jung sind, sondern weil sie Nazis sind. Im übrigen gibt es ja wohl auch alte Spießer, die Hitler nachlaufen. Wer eine revolutionär-sozialistische Meinung verficht, hat Recht, sei er jung oder alt. Nur Vernunft kann Gründe geben, nur ein Soll die Maßstäbe liefern, nicht die

Tatsache, wer einer ist. Die kann höchstens die Motive aufzeigen, warum jemand zu dieser oder jener Anschauung gekommen ist. Außerdem: wieviele, an Jahren jung, sind greisenhaft alt, wieviel Alte jung. Gehört Kerr, bloß weil er die Sechzig überschritt, zu den Alten? Und wie vergreist beispielsweise ist Klaus Mann, der sich so gern als Vertreter der Jugend aufspielt. Übrigens könnte man gradezu eher die Beschränkung des Wahlalters nach oben hin fordern, um die Kompromißpolitik, die greisenhaft sanfte Verteidigung der Republik gegen ihre Feinde, das heißt nur gegen die von rechts, abzuwehren. Einige Prominente äußerten sich in einer Montagszeitung über diese Frage der Erhöhung des Wahlalters, darunter Heinrich Mann —: er ist für die Heraufsetzung. Wie schade! Heinrich Mann, der stets auf der Seite der Jugend war, der den Elan, der die Unbedingtheit — auch die querköpfige — jugendlichen Wollens fast zu sehr pries (so noch in seinem letzten Roman „Die große Sache"), ist gegen die Jugend. Er, der in seinen herrlichen Essays radikal, nämlich bis an die Wurzel der Fragen hinabreichend schrieb, ist gegen den Radikalismus. Weil er den rechten Radikalismus, den Nationalsozialismus, bekämpft, ist er generell gegen den Radikalismus. Und weil er diesen Radikalismus bei der Jugend findet, ist er gegen die Jugend. Aber wie kann man einer zufälligen aktuellen politischen Situation wegen eine Erkenntnis umstoßen? Nein, so kann man nicht gegen den Nationalsozialismus kämpfen, man würde damit nur den linken Radikalismus, den revolutionären Sozialismus, schädigen, und das kann Heinrich Mann nicht wollen. Im Gegenteil: denn nur dieser kann jenen schlagen.

Ernst Hirschlaff

Deutsch für Deutsche

Es wurde um dringende Verbescheidung der Beschwerde ersucht ...

‚Völkischer Beobachter'

Pflug, der Unschuldige

Weil er das Abiturientenexamen nicht bestanden hat, erschoß sich der Schüler Josef Adler aus Friedenau. (Hellmut v. Gerlach hat sich hier vor acht Tagen mit einer Äußerung des Schuldirektors befaßt.) Die Presse griff den Fall auf, Kerr im ‚B. T.' und Professor Hildebrandt in der ‚Voss' nahmen sich besonders des Jungen gegen seinen Direktor an. Pflug und die Seinen setzten sich in Rechtsblättern zur Wehr, und immerhin wurde soviel erreicht, daß eine Untersuchung schwebt.

Der Tatbestand ist kurz der: Adler, der, nach seinen Abschiedsaufzeichnungen zu urteilen, ein überdurchschnittlich begabter junger Mensch war, ging mit einer Vier in der Mathematik ins Examen und fiel durch, weil er sich in der mündlichen Prüfung noch eine Vier in der Geschichte holte. Daß er in Deutsch, Französisch, Englisch, Erdkunde und Musik gut hatte, konnte ihn nicht retten. Daraufhin nahm er sich das Leben, was gewiß nicht der richtige Ausweg ist. Der deutschnationale Direktor hielt nun in der Schulaula, auf Drängen der Mutter und gegen den letzten Willen des Verstorbenen, eine Leichenrede, in der er die Anstalt von jeder Schuld reinzuwaschen bemüht war. Mit Recht wurde der Kontrast zwischen dieser Rede und einem Empfehlungsschreiben festgestellt, das Pflug wenige Tage vorher dem Jungen mitgegeben hat. In diesem wird von Adlers „praktischem Sinn und Fähigkeit zu organisieren" gesprochen, während derselbe Herr ihm in der Leichenrede „etwas Unstetes und Gehetztes" nachsagte. Mit einundzwanzig Punkten verteidigte sich Pflug gegen Hildebrandt, in einer „Berichtigung", der die ‚Voss' loyalerweise Raum gab; was sie bis auf Kleinigkeiten gar nicht nötig hatte. Konnte Hildebrandt doch nachweisen, daß der von christlichen Redensarten überlaufende Herr es mit der Wahrheit in manchen Punkten nicht allzu genau genommen hat.

Was uns in erster Linie hieran interessiert: der Fall zeigt ganz kraß und eindeutig auf, was für einen Irrsinn auch heute noch Schule und Examen in den meisten Fällen darstellen. Damit dem berichtigungswütigen Pauker die bequeme Waffe des § 11 aus der Hand genommen werde, wollen wir uns nur an das halten, was eindeutig feststeht. Da hat es also dieser Junge in Deutsch, Französisch, Englisch, Erdkunde und Musik zu mehr als durchschnittlichen Leistungen gebracht, sein Begabungsgebiet dürfte damit für jeden einsichtigen Pädagogen abgegrenzt sein. Nein: man muß den Jungen, der sich mit seinem Geschichtslehrer, sagen wir, nicht gut stand, auch noch in der Geschichte rannehmen, und da ging es dann munter her. Wer das durchgemacht hat, der wird bestätigen, daß man bei einem solchen Dauerlauf durch die Historie leicht den Atem verliert, noch dazu, wenn man zweiundzwanzig Minuten lang dem Trommelfeuer manchmal speziellster Fragen ausgesetzt wird. Adler versagte und fiel durch. War das nötig? Der Junge pflegte das Tageblatt zu lesen, und Herr Pflug ebenso wie der Geschichtslehrer sagen von sich, sie seien „vaterländisch und christlich", also auf gut deutsch rechtsradikal. Nach allen Äußerungen des Direktors, und besonders nach seiner peinlich bigotten Leichenrede zu urteilen, wird sich diese Geschichtsprüfung ganz im „vaterländischen" Sinne abgespielt haben, also mit möglichst viel Schlachtendaten und dem ganzen äußerlichen Krimskrams der schon nach Verwesung stinkenden, von Treitschke genährten Geschichtsauffassung.

Kurz vor seinem Tode, erst recht aber vor dem selbstgewählten, pflegt keiner die Unwahrheit zu sagen: der Schüler Adler schrieb, er habe seinen Lehrern nicht viel zu verdanken, und warnte seinen Freund: „Gehe um Gottes willen nicht wieder auf unsre Schule". Er gab also der Schule oder vielmehr dem Schulsystem die Schuld an seinem Freitod. Daß der Vertreter dieses Systems sich gegen den Vorwurf wehrt, ist sein gutes Recht. Aber wie macht er das? Unter der Maske einer aufdringlichen Religiosität wälzt er die Schuld auf das durch den frühen Tod des Vaters notgedrungen unruhige Familienleben ab (als ob ein Familienleben, an dem der Vater teilhat, eo ipso harmonisch verlaufen müßte); der Schüler, mit dem er erst gut stand, habe ihm später das Vertrauen entzogen; „seine eigenwillige Art lehnte fremde Hilfe ab". Braucht es noch eines weitern Beweises, daß der Direktor Adler gegenüber voreingenommen war? Wenn das nicht genügt, dann wollen wir den Herrn weiter hören: „Andre Gründe persönlicher Art, die mir bekannt sind und über die zu sprechen ich nicht das Recht habe, kamen hinzu", nämlich zu den übrigen Gründen, die den Jungen in den Tod trieben. Schönes Christentum, das vor Sextanern solche dunklen Andeutungen von sich gibt.

Wie verträgt sich das mit der so penetrant plakatierten Religiosität? Professor Hildebrandt bemerkt hierzu, daß alle Mitschüler Adlers diese Äußerung so aufgefaßt haben, als wollte der Pflug damit sagen, Adler habe „zu einem seiner Freunde in unerlaubten Beziehungen gestanden". Daß dem Herrn Direktor der Gedanke an solche Beziehungen ein Greuel sein mußte, versteht sich — der Schluß, daß seine Haltung dem Jungen gegenüber dadurch beeinflußt wurde, liegt also nahe. Wer derartige auch noch so verklausulierte Schmähungen einem jungen Menschen ins Grab nachwirft, hat seine Unfähigkeit zum Pädagogen enthüllt. Die Geschichtsprüfung bot die erwünschte Gelegenheit, die Antipathie abzureagieren. Mag Herr Pflug zehnmal bestreiten, sich gegen den Sinn jener Bestimmungen vergangen zu haben, die den Unsinn des bisherigen starren Prüfungssystems mildern sollen: er hat nichts getan, den Jungen seiner Begabung gemäß zu prüfen und ihm das zu ersparen, was ihm nicht lag. Daran ändert auch eine noch so salbungsvolle Trauerrede nichts.

Herr Pflug hat zu verschwinden, die Aufsichtsbehörde sollte ihm das Schulhandwerk legen. Diese Sorte „vaterländischer und christlicher" Pauker hat nicht das Recht, durch starres Festhalten an dem Buchstaben einer Bestimmung ein Menschenleben zu vernichten.

Walther Karsch

Der Kämpfer Arthur Schnitzler

Der sanfte Arthur Schnitzler — dieser Lobsänger des milden Oesterreichertums und der in ihm liegenden philosophischen Werte — hat sein ganzes Leben lang darum kämpfen müssen: seinen Lobgesang überhaupt anstimmen zu dürfen. Denn die klerikal-großdeutsche Reaktion, die auch vor dem Kriege schon das große Wort (freilich kein so lautes wie heute) in Oesterreich zu führen versuchte, hörte stets in Schnitzlers Werk das „Nicht-Bodenständige" hinein. Im Jahre 1903 hatte die nach dem altösterreichischen Lustspieldichter Eduard von Bauernfeld benannte Stiftung Schnitzler für seinen Einakter-Zyklus „Lebendige Stunden" den Preis verliehen. Kuratoren dieser Bauernfeld-Stiftung waren keine Geringern als der bekannte Schiller-Forscher Jakob Minor und der spätere Burgtheater-Direktor Baron Alfred von Berger. Daraufhin hatte der Parteigänger Luegers, der christlichsoziale Führer Doktor Pattai, die Frechheit, in offner Haussitzung dem Unterrichtsminister Hartl die folgende Interpellation auf den Tisch zu legen:

„Wie rechtfertigt das k. k. Unterrichtsministerium die Verleihung des Bauernfeld-Preises an den Schriftsteller Arthur Schnitzler für seinen Einakter-Zyklus ‚Lebendige Stunden'? Die ausdrückliche Rangerhöhung eines Werkes, das bei den Aufführungen nicht einmal für Oberflächliche den Eindruck eines Dichterwerkes gemacht hat, muß im Ausland die falsche Vorstellung erwecken, als hätte das österreichische Schrifttum tatsächlich keine bessern Produkte aufzuweisen. Die Meinung des Auslandes über die heimische Literatur wird aber durch das Vorgehen des Bauernfeld-Kuratoriums auch noch in weiterer Hinsicht konsequent irregeführt, da die Preise der Stiftung in ganz kurzer Zeit einer unverhältnismäßig großen Zahl von jüdischen Literaten zugewiesen wurden. Unter diesen Umständen muß im Ausland die irrige Anschauung entstehen, daß einerseits die deutsche Literatur in Oesterreich fast nur von Juden geschrieben wird, andrerseits ihre Qualität eine niedrige ist..."

Der Unterrichtsminister des Kaisers parierte diesen Streich mit den historischen Worten: „Ich bin nicht, wie die Herren Interpellanten zu glauben scheinen, in meiner Eigenschaft als Unterrichtsminister in das Kuratorium der Bauernfeld-Stiftung berufen worden; vielmehr habe ich die Ehre auf Grund des Stiftungsbriefes demselben anzugehören. Obwohl

ich mich demnach nicht verpflichtet fühle, für meine Handlungen als Privatmann Rechenschaft zu geben, stehe ich doch nicht an, hier öffentlich und mit Nachdruck zu äußern, daß unter meiner Teilnahme Gerechte und Sünder, Christen und Juden, Ausländer und Inländer durch Ehrenpreise ausgezeichnet wurden, indem nach dem Worte und Geiste des Stiftungsbriefes hierbei nicht der Taufschein, sondern literarische Leistungen maßgebend waren."

So sprach zur Kaiserzeit ein österreichischer Unterrichtsminister. Im Jahre 1903. Als im Jahre 1920 der Kampf um den Reigen losbrach, da hat der Kultusminister der Republik den Dichter Arthur Schnitzler vor der völkischen Haßflut nicht schützen können. Schnitzler litt unter den österreichischen Nachkriegszuständen, obwohl er scheinbar heitere, ja spielerisch scheinende Stücke schrieb, mehr als mancher Publizist, der die Freiheit täglich im Munde führt. Er hatte die Humanität im Herzen, und ihr Schwinden aus der österreichischen Welt tat ihm unsäglich weh. Schon in der Vorkriegszeit hatte er das genial hellsichtige Schauspiel „Professor Bernhardi" geschrieben: ein humaner Arzt — der das private Pech hat, Jude zu sein — tritt einem Priester entgegen, der einen in euphorischen Träumen liegenden Totkranken mit dem Sakrament aufwecken will; unter der Lawine „Gotteslästerung" wird die soziale Existenz des Arztes begraben. Als bei der letzten berliner Aufführung des „Professor Bernhardi" Felix Holländer schrieb, dies seien doch wohl Vorkriegszustände, diese Intrige der Unduldsamkeit habe sich doch längst überlebt, da hielt Arthur Schnitzler mich auf der Straße an und sagte die erschütternden Worte: „Teilen Sie Holländer mit, daß er sich irrt! Es ist alles schlechter geworden bei uns! Nur die Preußen, welche die immerhin duldsame Zentrumspartei in der Regierung sitzen haben, können es sich nicht vorstellen..."

Heinrich Eduard Jacob

Moment beim Lesen

Manchmal, o glücklicher Augenblick, bist du in ein Buch so vertieft, daß du in ihm versinkst — du bist gar nicht mehr da. Herz und Lunge arbeiten, dein Körper verrichtet gleichmäßig seine innere Fabrikarbeit, — du fühlst ihn nicht. Du fühlst dich nicht. Nichts weißt du von der Welt um dich herum, du hörst nichts, du siehst nichts, du liest. Du bist im Banne eines Buches. (So möchte man gern gelesen werden.)

Doch plötzlich läßt die stählerne Bindung um eine Spur nach, das Tau, an dem du gehangen hast, senkt sich um eine Winzigkeit, die Kraft des Autors ist vielleicht ermattet, oder er hat seine Intensität verringert, weil er sie sich für eine andre Stelle aufsparen wollte, oder er hat einen schlechten Morgen gehabt... plötzlich läßt es nach. Das ist, wie wenn man aus einem Traum

aufsteigt. Rechts und links an den Buchseiten tauchen die Konturen des Zimmers auf, noch liest du weiter, aber nur mit dreiviertel Kraft, du fühlst dumpf, daß da außerhalb des Buches noch etwas andres ist: die Welt. Noch liest du. Aber schon schiebt das Zimmer seine unsichtbaren Kräfte an das Buch, an dieser Stelle ist das Werk wehrlos, es behauptet sich nicht mehr gegen die Außenwelt, ganz leise wirst du zerstreut, du liest nun nicht mehr mit beiden Augen ... da blickst du auf.

Guten Tag, Zimmer. Das Zimmer grinst, unhörbar. Du schämst dich ein bißchen. Und machst dich, leicht verstört, wieder an die Lektüre.

Aber so schön, wie es vorher gewesen ist, ist es nun nicht mehr — draußen klappert jemand an der Küchentür, der Straßenlärm ist wieder da, und über dir geht jemand auf und ab. Und nun ist es ein ganz gewöhnliches Buch, wie alle andern.

Wer so durchhalten könnte: zweihundert Seiten lang! Aber das kann man wohl nicht.

Kaspar Hauser

Das wahre budapester Mädchen

Brief eines budapester Mädchens an die christlich-nationale budapester Nationalzeitung ‚Nemzeti Ujsag'. Die Übersetzung hat den Ehrgeiz, wortgetreu zu sein.

Sehr geehrte Redaktion!

Mit Interesse las ich das Feuilleton in der am 5. Februar erschienenen Nummer der Nemzeti Ujsag. Der Schreiber des Feuilletons zollt eine gewisse Anerkennung jener jüdischen Schriftstellerin, weil sie die Figur des pester jüdischen Mädchens geschrieben habe. Wir ungarischen und christlichen arbeitenden Mädchen, die wir den ganzen Tag im Amt roboten und unser Brot mit schwerer Arbeit verdienen, freuen uns selber, daß der Schriftsteller selbst darauf hingewiesen hat, daß Manci Rado nicht ein christliches Mädchen sei, also nicht zu uns gehöre und den Typ der ungarischen christlichen budapester Mädchen nicht vertreten könne. Es gibt unser viele, die namenlos, jedoch in Ehren arbeiten, und nie jene moralischen Grundsätze vergessen, die die Familie, die Kirche und die Schule uns gegeben haben. Diese Elemente fehlen den Radomancis, die ebendeshalb zu Falle kommen. Die Radomancis nehmen das Leben sehr leicht und sie rendezvousn sich eins, zwei, drei in die Arme eines ihnen ähnlichen jungen Mannes, ohne daß sie dafür die moralische Verachtung oder der moralische Tod treffen würde. In unsrer Welt ist dergleichen unbekannt. Wir können uns niemals zu dergleichen hinreißen lassen, wir sind nicht geneigt, Wunderwesen zu erblicken in jenen Jampetzen (Superlativ von Schlieferl), die vor allem uns vom Pfade der Anständigkeit abbringen wollen. Wir protestieren aber dagegen, daß Manci Rado und Genossinnen die budapester Mädchen vertreten sollen. Wir christlichen Mädchen sind unser noch immer mehr, und wenn wir auch nicht wimmeln, und wenn wir auch nicht zu den Schönheitskönigin - Wettbewerben mit affektierter Arroganz und Selbst-Zurschaustellung erscheinen, so sind wir trotzdem noch immer etwas Besseres als die Radomancis, die sich nur ganz einfach vor uns gedrängt haben mit dem Anspruch, die wahren Budapesterinnen zu sein. Sehr geehrter Herr Redakteur, es gibt auch ein andres Budapest. Das arbeitende Budapest, das Budapest der Christen und der Ungarn. In diesem Budapest gibt es keine die Schamröte ins Gesicht jagenden Abenteuer, keine unmoralischen Rendezvous, keine Weekends und kein Mulatieren, dieses Budapest arbeitet, lebt das Leben des Familienlebens und der Ehrsamkeit. Dieses christliche Budapest arbeitet, robotet, kämpft gegen die Leiden des Alltags an, ist mit seiner Arbeit, seinem Schweiß, seinen Sitten Erhalter des ungarischen Geistes und des christlichen Glaubenslebens. Und von diesem Budapest hat uns Fräu-

lein Lily Brody, die Schreiberin der jüdischen Dämonen, nichts zu sagen? Vielleicht ist sie gar nicht geneigt, die grauen, schäbigen, kleinbürgerlichen, ordentlichen Wohnungen aufzusuchen, wo sorgenbeschwerte alte Eltern Abend für Abend bangend ihre in Arbeit gebückte Tochter erwarten. Dieses Budapest wohnt nicht in glänzenden Palästen und Sechszimmerwohnungen, hochstapelt nicht, borgt sich weder Pyjamas, noch Rougestifte, noch irgendwelche andern Verführungsrequisiten aus, sondern arbeitet, und wenn es sich amüsiert, dann amüsiert es sich unter seinesgleichen. Dieses Budapest entblößt sich nicht in Strandbädern und seine Töchter spielen nicht den Dämon in budapester Kaffeehäusern, in die sie gar nicht den Fuß setzen. Ja, nicht einmal im kleinen Kino haben sie ihren Stammplatz, und wenn sie sich hin und wieder doch einmal in ein Kino verirren, so geschieht das unter elterlicher Aufsicht, und nicht in Gesellschaft eines Sportjampetz, dessen Absichten so klar sind, daß sie gar nicht ehrlich sein können. Die leichtblütigen und leichtwiegenden Frauen liefern nicht wir christlichen arbeitenden Beamtenmädchen. Wir haben keine eignen Schriftsteller, denn wir bilden keine Welt für uns allein, wir gehören zu den Ungarn, wir gehören zu den Christen, wir gehören zu ihnen kraft unsrer Seele, unsres Herzens, unsrer Erziehung, unsrer Sprache und unsres Glaubens. Wir wollen gar nicht von einer besonderen Schriftstellerin entdeckt werden, der zum Zeichnen unsres Gesichtes die Farben fehlen. Wir sind einfache, hübsche, ordentliche Beamtenmädchen, die uns von unserm Verdienst erhalten, oft unsre Eltern unterstützen, unsre jüngern Brüder studieren lassen und unsre Pflicht gegenüber unsrer Familie erfüllen. Heiraten wir, dann ist unsre Mädchengeschichte abgeschlossen, eine Geschichte, die mit einer Verlobung beginnt und mit einer Heirat endet. Wir streben nicht aufzufallen, sondern unterstützen als gute Gattinnen unsern Gatten in den Kämpfen seines Lebens, und auch wir sind Budapesterinnen. Budapesterinnen im schönern, edlern und wahrern Sinne des Wortes: wir meiden die Formen, die die Radomancis erfunden und in die Spalten der Tagespresse geschmacklost haben.

Wir sind auch da, ja, wir sind in der Überzahl, und worauf wir stolz sind, ist, daß man uns nicht bemerkt, daß keiner uns schildert, weil wir keinerlei schreiendes und geschmackloses Element bilden, weil wir die christliche Arbeit und den ungarischen Geist vertreten. Ich schreibe diese Zeilen, damit nur gewiß nicht jemand glaube, daß es in Budapest nur die Radomancis gebe, und daß nur die Radomancis die Budapesterin bedeuten. Wir sind auch noch da, wenn auch stiller, wenn auch bescheidener. Wir leben, wir arbeiten, wir verrichten eine anständige Arbeit im Amt und in der Familie, wir sind bestrebt, all das Gute, das wir von unsern Eltern empfangen haben, ins Leben zu übertragen.

Wir wünschen nicht zu glänzen, unser ganzer Anspruch besteht darin, zufrieden zu sein und die, die in unsrer Umgebung sind, zufrieden zu machen. Wir erreichen dies nicht durch Entgleisungen, sondern durch stille und bescheidene Arbeit, die die Literatur aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht schätzen kann. Mit vorzüglicher Hochachtung

ein budapester Mädchen

Vertraulich, generell und staatspolitische Gründe

Betriebsanwalt Gustav Winter hat an den Reichswahlleiter folgendes Schreiben gerichtet:

„Zur Zeit Bautzen,
20. März 1932.

Es wird mir vertraulich mitgeteilt, daß die fanatischsten meiner Anhänger beabsichtigen, unter allen Umständen eine neue Kandidatur meinerseits für den zweiten Wahlgang durchzusetzen. Ich erkläre deshalb generell, daß ich aus staatspolitischen Gründen nicht wieder kandidiere.

Schon die erste Kandidatur war ja, weil an sich unbedeutend und nicht störend, nur als eine Vertrauensdemonstration eines Teiles meiner Anhänger zu betrachten, die die meisten in der politischen Betätigung nicht beeinträchtigt hat. Mit ausgezeichneter Hochachtung gez. Betriebsanwalt Gustav Winter, Großjena, Sächsische Gefangenenanstalt I."

Alraune auf Kundenfang

Berlin, den 2. März 1932
W 10, Hohenzollernstraße 21

Sehr geehrter Herr!

Mit gleicher Post geht Ihnen mein soeben im Cotta'schen Verlage erschienener Roman „Reiter in deutscher Nacht" zu. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß dies Buch, das das Wiedererwachen des deutschen Gedankens zur Grundlinie hat, Ihrer besondern Aufmerksamkeit wert ist. Es schildert die Entwicklung dieses Gedankens in der Nachkriegszeit, heraus aus der Arbeit der Freikorps bis zum Jahre 1932, gibt in romanhafter Form dennoch alle Geschehnisse, wie sie wirklich vor sich gingen — Dinge, die wir in unserer schnelllebigen Zeit bald vergaßen oder die geflissentlich von der Presse unterdrückt und entstellt wurden. Ich bitte Sie, das Buch zu lesen; sollte es, wie ich hoffe, in Ihrem Herzen anklingen, dann bitte ich Sie, in Ihrem Kundenkreis sich ganz besonders dafür einzusetzen. Da ich annehme, daß Sie Wert darauf legen, in Ihrer Privatbücherei ein vom Verfasser gezeichnetes Stück zu besitzen, habe ich Ihnen eine Widmung hineingeschrieben. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie nach der Lektüre mir Ihren Eindruck mitteilen wollten.

Mit deutschem Gruß bin ich

Ihr

Hanns-Heinz Ewers

Der Gipfel der Verzweiflung

Das Gebot der Stunde wird daher für den Theaterleiter, der die Situation erkennt, lauten müssen: Selbstbeschneidung.

‚Darmstädter Tagblatt', Nr. 201

Hinweise der Redaktion

Berlin

Liga für Menschenrechte. Montag 20.30. Herrenhaus, Leipziger Str. 3: Protestkundgebung gegen die Strafvollstreckung an Carl v. Ossietzky.

Bund Geistiger Berufe. Dienstag 20.00. Schubertsaal, Bülowstraße 104: Widerstand gegen Verelendung und Kulturabbau. Es sprechen: Franz Boening, Hermann Budzislawski, Richard Linneke und Gustav Wyneken.

Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Mittwoch 20.00. Nationalhof, Bülowstraße 37 Internationaler Abend.

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Ortsgruppe Berlin. Freitag 20.00. Kammersäle, Teltower Str. 1—4: Beginnt in Deutschland die Barbarei? (Diskussion über Bernard v. Brentanos neues Buch.) Für Mitglieder und von diesen eingeführte Gäste.

Bücher

Werner Türk: Konfektion. Agis-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 14.00: Berliner Theater von gestern (Schallplatten). — Königswusterhausen 15.15: Erziehung oder Abschreckung im Strafvollzug? K. Finkelnburg und Maretzki. — Leipzig 21.00: Gegenwartsfragen der Kunst, Paul Westheim. — Berlin 21.10: Beethovens Missa solemnis. — 22.20: Querschnitt durch die Weltabrüstungskonferenz in Genf. — **Mittwoch.** Leipzig 19.20: Der andre Schiller. — Mühlacker 21.00 Arno Nadel, Felix Stössinger. — **Donnerstag.** Langenberg 18.15: Peter Hille, H. Roslieb. — Königswusterhausen 18.55: Gegensätze der neusten Entwicklung der Sowjetunion, Michael Ansky. — Mühlacker 20.00: Oberst Chabert, Hörspiel nach Balzac von Alfred Mühr. — **Freitag.** Breslau 18.35: Staats- und Wirtschaftstheorien der Romantik, Gerhart Gleißberg. — Leipzig 19.00: Soziologie der Literatur, Anna Siemsen. — Berlin 21.00: Zu Wilhelm Buschs 100. Geburtstag, Ferdinand Bonn und Resi Langer.

Antworten

Amerikaverehrer. Die acht Negerknaben aus Alabama schweben erneut in der Gefahr, daß die gegen sie verhängte Todesstrafe vollzogen wird. Sie sollen sich an zwei weißen Mädchen vergangen haben, die sich nachher als Prostituierte entpuppten. Vor wenigen Monaten rettete die Verurteilten der Protest der ganzen Welt vor dem elektrischen Stuhl, aber die Rassenhetze will ihre Opfer haben, die Negerknaben, von denen der älteste einundzwanzig Jahre und der jüngste vierzehn zählt, sollen einer staatlich konzessionierten Lynchjustiz verfallen, weil sie das Verbrechen begangen haben, Neger zu sein. Es muß noch einmal versucht werden, einen zweiten Fall Sacco/Vanzetti zu verhindern. Hoffentlich gelingt es dem inzwischen gebildeten Komitee auch diesmal, und zwar endgültig, die Neger vom elektrischen Stuhl zu retten.

Scheringer-Komitee. Sie übermitteln uns nachstehenden Aufruf: „Der frühere Reichswehroffizier Richard Scheringer wurde am 4. Oktober 1930 wegen nationalsozialistischer Propaganda in der Reichswehr zu einer Festungsstrafe von einem Jahre sechs Monaten und zur Dienstentlassung verurteilt. Während seiner Festungshaft trat er nach einer innern Entwicklung aus Gründen der Überzeugung zum Kommunismus über. Scheringer setzte sich energisch für seine Gesinnung ein — in einer Broschüre, in Zeitungsaufsätzen und in Privatbriefen. Der Oberreichsanwalt sah darin eine ‚Vorbereitung zum Hochverrat'. Am 19. September 1931 wurde Scheringer aus der Festung nach Berlin-Moabit überführt. In den sechs Monaten der Voruntersuchung war er einer Behandlung ausgesetzt, die aus der ‚Untersuchungshaft' eine vorausgenommene Zuchthausstrafe machte. Scheringer steht wieder vor dem Reichsgericht in Leipzig. Wiederum droht eine lange Freiheitsstrafe. Hier wird ein Mann verfolgt und hinter Gefängnismauern gehalten, weil er ehrlich für seine Überzeugung eingetreten ist. Die Unterzeichneten protestieren — unabhängig von ihrem politischen Standort — gegen die Verfolgung eines von seiner Überzeugung getragenen Volksgenossen. Wir verlangen die Freilassung Scheringers." Unter anderm unterzeichnet von Alfons Paquet, Ernst Toller, Paul Oestreich, Herwarth Walden, Helene Stoecker, Gerhart Pohl, Herbert Ihering, Justizrat Broh, August Siemsen, Otto Corbach, Max Hodann, Kurt Hiller, Veit Valentin, A. M. Frey, Erich Weinert, Balder Olden, Berta Lask, Georg Ledebour, Schapke, Otto Straßer, Buchrucker, H. F. Wendt, Rechtsanwalt Samter, Kurt Kläber, H. Martin Elster, Alfred Wolfenstein, Odön Horvath. Wir schließen uns diesem Aufruf an und betonen noch einmal unsern Standpunkt, daß Scheringer für nichts andres bestraft werden soll, als für seinen aus Überzeugungsgründen getätigten Übertritt zur KPD. Solange er hitlertreu war, konnte er von der Festung schreiben, was er wollte.

Franzosenfresser. Die Pariser sind ja gewiß muntere Leute. Aber sich vorzustellen, daß die pariser Polizei militärisch mit Musike durch die Straßen zieht, ohne ausgelacht zu werden —: das ist nicht gut möglich. So, genau so, ist die Reklame für den vorigen Krieg gemacht worden; die Massenbesoffenheit vom August 14 ist nicht anders zu erklären. Es werden viele bunte Proben, sagen wir: Generalproben abgehalten, ehe im Ernst blutig gestorben wird.

C. D. in Schwelm, Westfalen. Sie machen uns zu unsrer Zensur-Nummer (Heft 13) eine Mitteilung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Da hat der Forschungsreisende Doktor Bäßler einen Expeditionsfilm „Unter den Indianern Südamerikas" hergestellt, und dieser Film wurde vor einigen Tagen im wuppertaler Thalia-Theater zur Aufführung gebracht. Doktor Bäßler zeigt unter anderm die Lebensgewohnheiten eines bisher ziemlich unbekannten Stammes, der im Gran-Chaco (Bolivien) lebt. Dieser Stamm bekennt sich noch zu einer

Art urkommunistischer Wirtschaftsordnung, und Einrichtungen wie die unsrer Ehe sind ihm völlig fremd. Eine Szene des Films zeigt nun das Liebeswerben der jungen Generation, man sieht die hierbei üblichen Bemalungen und Tänze. Im Zwischentext, bevor sich auf der Leinwand die jungen, geschlechtsreifen Mädchen in ihren Bemalungen präsentieren, heißt es auf einmal: „Die heiratsfähigen Mädchen schmücken sich..." Der anwesende Expeditionsleiter bemerkte dazu, daß dies natürlich sinnwidrig sei, es habe auch ursprünglich da gestanden: „liebesdurstige Mädchen", durch die Filmzensur sei das als „unsittlich" abgelehnt und geändert worden. Sie schreiben uns, daß das Publikum diese Erklärung Doktor Bäßlers gebührend belacht habe. Wir sind ja schon allerlei gewöhnt, wir wissen, daß diese Zensur zugunsten verlogenen Ufa-Kitsches Filme, die Wahrheiten enthalten, unterdrückt —, daß sie aber soweit geht, durch Eingriffe ethnographische Tatsachen zu fälschen, haben wir denn doch nicht für möglich gehalten. Weil den weiblichen und männlichen alten Jungfern der Prüfstelle „liebesdurstige Mädchen" ein Greuel sind, verbieten sie einfach deren Existenz und zwingen den Hersteller, seinem Publikum vorzulügen, diese Mädchen seien heiratsfähig. Da brüstet sich diese Gesellschaft immer so mit ihrer Moral, faselt, so jetzt wieder im Verbot des Kuhle-Wampe-Films, von bewußten Entstellungen der Wahrheit und scheut, wenn es notwendig ist, nicht davor zurück, dem Publikum Lügen über das Leben fremder Völker vorzusetzen. Blamiert euch nur immer weiter, aber glaubt nur nicht, ihr könntet eure Arbeit im Dunkeln verrichten, jeder eurer Streiche soll festgenagelt werden. Nicht weniger grotesk ist, was sich die Polizei dieser Tage wieder leistete. Sie erschien bei der Universal-Edition in Leipzig und beschlagnahmte auf Grund des § 2 der Notverordnung vom 10. August 1931 ein paar Kompositionen von Hanns Eisler, darunter die „Bauernrevolution", jenes Lied von Florian „Geyers schwarzen Haufen", das 407 Jahre alt werden mußte, ehe eine hochweise Polizei dahinter kam, daß es geeignet ist, die „öffentliche Ordnung und Sicherheit zu gefährden". Der scharfen Pressekampagne gegen diese Maßnahme, besonders einem auffallend geharnischten Artikel im sozialdemokratischen ‚Abend', ist es zu verdanken, daß die Behörde wenige Tage darauf die Beschlagnahme aufgehoben hat. Es war auch die höchste Zeit.

Leser in Sao Paulo. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Emil Zappe, Caixa Postal 3268, der regelmäßige Zusammenkünfte der dortigen Weltbühnenleser in die Wege zu leiten beabsichtigt.

Leser in Essen. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Rudi Josephs, Kaupenstraße 6, der regelmäßige Zusammenkünfte der essener Leser in die Wege leiten will.

Leser in Montevideo. Geben Sie Ihre Adresse an Fräulein Lilli Kellermann, Montevideo, Avda. General Flores 2672, damit die dortigen Weltbühnenleser sich regelmäßig treffen können.

Einsender. Bitte geben Sie auf Ihren Briefen und Manuskripten Ihre Adresse an. Briefumschläge landen zumeist im Papierkorb. Dadurch kommt es, daß sich in unsrer Redaktion einige Briefe und Manuskripte angesammelt haben, die nicht erledigt werden können, weil uns die Adressen der Absender nicht bekannt sind.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Das Verbot der SA. von Carl v. Ossietzky

Durch eine Notverordnung des Reichspräsidenten vom 13. April sind „sämtliche militärähnlichen Organisationen der NSDAP., insbesondere die Sturmabteilungen, die Schutzstaffeln, mit allen dazugehörigen Stäben und sonstigen Einrichtungen" verboten worden. Die Auflösung ging in aller Ruhe vor sich, ohne Meutereien, ohne spontane Widerstände. Die formidablen Hitlersoldaten, der Kinderschreck der Republik, trollten sich schimpfend unter Zurücklassung unflätiger Kritzeleien an den Wänden. Zwar gab es Feuersäulen und Aschenregen, aber in Südamerika und nicht in München, wo bayrische Polizei die Heiligtümer des Braunen Hauses durchstöberte. Deutschland blieb so ruhig wie es war.

Das Verbot der SA. bringt die Deutsche Republik dem Wesen des Rechtsstaats einen Schritt näher. Vorbereitung zum Bürgerkrieg gilt wieder als unerlaubte Handlung, auch wenn sie sich national drapiert. Aber das Verbot setzt nur der frechen Gewaltdrohung ein Paroli entgegen, es beseitigt nicht die mehr oder minder verschämte Begönnerung des Nationalsozialismus durch manche Organe von Justiz und Verwaltung. Im Reich und in den Ländern werden auch weiterhin viele und nicht nur untergeordnete Amtspersonen sich bemühen, daß Hitlers Schlappe nicht zur Katastrophe ausartet.

Bei alledem wird man sich noch fragen, was eigentlich zwischen Morgen und Mitternacht die Stimmung der Reichsregierung gegen die Nationalsozialistische Partei so gründlich gewandelt hat. Anstelle der Nachsicht plötzlich die Faust, anstelle des Augenzwinkerns der Blitz im Blicke. Der Umworbene, der Frühstücksgast von gestern unvermittelt ein Objekt der Politischen Polizei, vom Verdacht des Hochverrats und Landesverrats umwittert.

In rührender Übereinstimmung mit pariser Chauvinistenblättern hat die Hakenkreuzpresse sofort außenpolitische Motive unterstellt. Brüning müsse in Genf des Vorwurfs gewärtig sein, er dulde zu Haus eine milizähnliche Truppe von dreimalhunderttausend Mann, womit die deutsche Abrüstungsforderung an den französischen Nachbarn ihre Ernsthaftigkeit verliere. Aber auch unter Linksoppositionellen hört man, das ganze Verbot sei nur Camouflage. Obgleich Rücksichten auf Genf gewiß mitgespielt haben, darf doch der außenpolitische Flair der Regierung Brüning nicht überschätzt werden. Wir wissen auch, wie kühl die Aufdeckung der Putschpläne nach dem 13. März im Reichsministerium des Innern behandelt worden ist. Es muß also inzwischen etwas sehr Alarmierendes geschehen sein, um Beschlüsse reifen zu lassen, deren bloße Andeutung vor zwei Wochen noch ganz abwegig gewesen wäre.

Der preußische Ministerpräsident hat in seiner Rede im Sportpalast vom 11. April auf einige Ausführungen Hitlers hingewiesen, die dieser einige Tage vorher in Lauenburg in Pom-

mern gemacht hatte. Was hat Hitler gesagt? „Wenn man seiner Partei vorwerfe, daß sie sich einstweilen weigere, die deutschen Grenzen zu schützen, so müsse er allerdings sagen, daß er seine Kämpfer nicht für das System opfern wolle. Er werde die Grenze erst dann schützen, wenn die Träger des gegenwärtigen Systems beseitigt wären." In diesem Zusammenhang betonte Otto Braun, das in den Nazitresoren beschlagnahmte Material zeuge für die Verratspläne des Fascismus. Man kann daraus folgern, daß die NSDAP vorhatte, eine etwaige kriegerische Verwicklung zu einem Putsch zu benutzen, jedenfalls ergab sich daraus, daß sie nicht geneigt war, sich in die von der Bendler-Straße betriebene Wehrpolitik einzugliedern. Ihre SA. sollten eine selbständige Macht bleiben, nur den Parteizielen dienstbar, keine Miliz, kein Appendix der Armee. Und als endlich der Verdacht rege wurde, daß SA.-Leute Waffenlager der Reichswehr im Osten ausbaldowert hätten, da war auch für Groener die Grenze erreicht, die es unbedingt zu schützen galt, wenn er nicht sehenden Auges in ein zweites Küstrin schlittern wollte. Da mußten auch die diplomatischen Bureaugenerale die Frühstückstafel umstoßen und dem angenehmen Plaudergast die Pasteten ins Gesicht werfen. Es hat seinen eignen Witz, daß die erste bürgerliche Tat der Republik seit langem vornehmlich von militärpolitischen Erwägungen diktiert war. Niemals ist der Reichsinnenminister mehr Reichswehrminister gewesen als in dem Augenblick, wo er das Dekret zur Aufhebung der SA. und SS. unterschrieb.

*

Die Hitlerarmee existiert nicht mehr. Wo aber werden die mehreren hunderttausend Mann bleiben, die bisher von einer Hand nicht nur armiert, sondern auch bekleidet, beköstigt und behaust wurden? Das ist die andre Frage, die der Verbietende nicht leicht wird lösen können.

Eins ist sicher: ohne eine großzügige Arbeitsbeschaffung, ohne einen planmäßigen Vorstoß von der wirtschaftlichen Seite her muß sich bald ein grauenhaftes Marodeurtum entwickeln Das Land wird überschwemmt werden von Leuten, die nichts gelernt haben als Strammstehen und Schädeleinschlagen. Wir haben das alles schon einmal erlebt, und zwar bei dem Zusammenbruch der Landsknechtstruppen Ehrhardts und Roßbachs. Damals handelte es sich um kleinere Mengen von Freischärlern, die sich hauptsächlich auf Güter im Norden und Osten verteilten, wo sie als Landarbeiter verkleidet ihr Soldatenspiel fortsetzten. Heute können sich auch die Großagrarier keine eigne Garde mehr leisten. Eine furchtbare Aufgabe lastet auf dem Staat, der allzu spät zugegriffen hat, anstatt das Unwesen in seinen Anfängen zu bekämpfen.

Ein Teil der enttäuschten und verbitterten Braunhemden dürfte politisch zweifellos zu den Kommunisten stoßen, was bei den Preußenwahlen schon spürbar sein wird. Man kann der KPD zu diesem Zuwachs nicht gratulieren. Der Stalinismus, in seiner Unfähigkeit, die demokratisch-republikanischen Traditionen Europas zu verstehen, hat überall auf den fascistischen Nationalismus gesetzt und namentlich für Deutschland wurde

mit dessen vollkommenem Siege gerechnet. Jetzt ist die bewaffnete Armee des Nationalismus zersprengt — wie aber will die KPD die fascistischen Kombattanten verdauen, die ihr zulaufen werden?

Es ist unwiderleglich, daß am 10. April zahlreiche Kommunisten für Hitler gestimmt haben. Das zeugt nicht, wie ein kommunistisches Blatt meint, von „revolutionärer Ungeduld" sondern von innerer Inkongruenz der Partei und von verdrehten Köpfen, die rechts und links nicht mehr unterscheiden können. Im übrigen lehnen wir mit aller Deutlichkeit die wutkollernden sozialdemokratischen Kommentare dazu ab, grade die Presse der SPD ist am allerschwächsten zu einem Privatissimum über Prinzipientreue legitimiert, sondern halten uns lieber an die ruhige Feststellung der ‚Frankfurter Zeitung' vom 14. April: „. . . wir glauben nicht . . ., daß Moskau eine andre Parole als ‚Thälmann' ausgegeben hat. Aber wir wissen aus einer Reihe von Mitteilungen, daß in einer ganzen Zahl von kommunistischen Ortsgruppen unter der Hand (und wo das bemerkt wurde, von den Zentralstellen aus bekämpft) zur Wahl Hitlers aufgefordert wurde." Man darf also die Lesart, es wären bestimmte Wählerschichten bewußt für Hitler abkommandiert worden, als Unsinn betrachten.

Ein bitterer Geschmack bleibt dennoch zurück. Die KPD hat in ihrer Agitation grade während der letzten Jahre dem Nationalismus eine Konzession nach der andern gemacht, unter Mißachtung der sozialistischen und demokratischen Arbeiterschichten, die zu ihrer Gewerkschaft halten. Das hat dem Einigungsgedanken, der doch immer latent bleibt, schwere Choks versetzt, denn die rote Einigung wird ganz gewiß nicht im Zeichen des Opportunismus und des Wirtschaftsfriedens vor sich gehen, aber sie ist auch nicht denkbar ohne jenen berühmten Zusatz demokratischen Öls, ohne den kein auf europäischem Boden gewordener Organismus leben kann. Die KPD steht heute sehr isoliert, aber sie hat allen andern Parteien das eine voraus, noch immer eine reine Klassenpartei zu sein. Alle andern Parteien sind nicht klassenmäßig gefügt, sondern frisch nebeneinander gesetzte Farbkleckse, von einem schwachen ideologischen Fixativ mühsam gebunden. Von dem großmächtigen Hindenburgblock, der ohne Programm und Geist durch nichts zusammengehalten wurde als durch die gemeinsame Verehrung für den Herrn Reichspräsidenten, ist zum Beispiel heute nichts mehr übrig; jetzt, im preußischen Wahlkampf, schlagen sich schon die einzelnen Konsorten munter die Pantoffel um die Ohren.

Die KPD ist noch keine Partei der Gestaltung sondern der Erwartung. Wann sie an die Spitze treten und die historische Mission der Arbeiterklasse weiterführen wird, kann bei den fließenden und stürzenden Wirtschaftsverhältnissen dieser Epoche niemand voraussagen. Es soll in diesem Augenblick nicht mit ihr gerechtet werden, daß sie allen denen, die von links zu ihr streben, die starre Miene einer überalterten und nirgends bewährten Orthodoxie entgegengesetzt. Es soll hier nur der Wunsch ausgesprochen werden, daß die Partei gegen die hellen Haufen der von ihren Führern verlassenen Fascisten,

wenn sie mit der glanzlos gewordenen entmachteten Landsknechtsfahne des Nationalismus an ihre Tore pochen, die gleiche Härte aufbringt.

*

Das Verbot der SA. befreit Hitler von einer schweren finanziellen Bürde. Es wäre ihm auf die Dauer unmöglich geworden, seine Armee weiter zu unterhalten, denn die Mittel fließen nicht mehr wie früher. Er ist damit aber auch seine Prätorianer los, deren sozialrevolutionäre Impulse ihn ängstigten und deren hungriges und gewalttätiges Sansculottentum oft seine Pläne durchkreuzte. Er konnte es nicht wagen, sie heimzuschicken — schon im April Einunddreißig nach der Stennesrevolte hätte ers gern getan. Jetzt haben es andre für ihn besorgt. Das geschmähte „System" hat Hitler vor der Schlußabrechnung mit seinen eignen Gurgelabschneidern bewahrt.

Mit dem Verbot der SA. mindert sich aber auch der Einfluß der ehrgeizigen und herrischen Satrapen, der „Gauleiter" vom Kaliber Goebbels, die ihren erhabenen Führer in München als Operettendiva verlachten und ihm mehr als eine Perle aus der Krone holten. Die Herren Gaugrafen stützten sich weit mehr auf die Parteitruppen als auf die Partei selbst. Sie waren die eigentlichen Träger des Antisemitismus und der Boxheimerei; ihre Versammlungen waren blutrünstiges Theater, das die gemeinsten und rohesten Instinkte herauskitzelte. Sie vor allem haben Hitler und das münchner Hauptquartier verhindert, aus der Agitation in die praktische Politik einzubrechen. Jetzt birst diesen Gangsters und Fuselschiebern des Nationalismus, diesen deutschen Al Capones und Jack Diamonds, das Podium unter den Füßen. Ohne Fahnen, ohne Musik und Bockbier werden sie bald aussortiert sein oder irgendwo anders unterkriechen. Ein absurder Zeitabschnitt, in dem der Pferdehändler sich wie ein Prophet gebärdete, der Seifenreisende wie ein Messias, nähert sich dem Ende.

Zweifellos wird Hitler ohne das gewohnte Brimborium auch manches einbüßen. Wenn er in ein Versammlungshaus kommt, von einigen ernsten Herren mit der Mappe unterm Arm begleitet wie andre politische Redner auch, wird die Phantasie seiner Anhänger zurückschweifen müssen in die vergangene braune Herrlichkeit. Dafür ist Hitler seiner illegalen Janitscharen los und ledig. Er ist ein streng legaler Parteiführer, mit dem man sich an einen Tisch setzen, den man zur Koalition einladen kann. Er hat einigen Nimbus verloren, aber auch ernsten Krankheitsstoff. Er muß sich heute fühlen wie ein Hypochonder, dem man soeben mit Erfolg den Blinddarm wegoperiert hat. Eines bestimmten hohen Prozentsatzes der Wählerschaft ist Hitler ohnehin sicher. Der Osten hat für ihn optiert, der agrarische Osten, nationalistisch und militaristisch von alters. Was bleibt, ist der fascistische Grundzug der Nationalsozialistischen Partei, was dahinschmilzt, ist das in den westlichen Industrierevieren und den großen Städten angeschwemmte Element roter Rebellion. Das Gesicht der Partei verändert sich, bald wird uns statt des rauhbärtigen Wotanskopfes die alte Reaktion preußischen Couleurs anblicken.

Die heute regierenden Mächte werden sich dieser Entwicklung nicht entgegenstemmen, sie werden, im Gegenteil, die Zähmung der Hitlerpartei sich als großes staatsmännisches Verdienst ankreiden. Sie haben sich schon so lange an dem Nationalsozialismus gebildet, daß die Ähnlichkeit immer größer geworden ist. Was unterscheidet Brüning und Groener von einem Hitler, der nicht grade mit Schaum vor dem Munde die Massen anfeuert, sondern politisch zu argumentieren versucht? Exeunt SA. Der Wall zwischen Reichsregierung und NSDAP ist gefallen. Der Begegnung steht nichts mehr im Wege als die Erinnerung an vergangene Unstimmigkeiten. Hitler hat Deutschland von einem Ende zum andern mit Nationalismus gefüllt, er hat in die Wirtschaftspolitik den Gedanken der Autarkie eingeführt. Die Brüningregierung wird sorgen, daß da kein leerer Raum entsteht, daß namentlich außenpolitisch der Chauvinismus keine Enttäuschung erlebt und die Politik der Wilhelm-Straße dort einrückt, wo die Demagogie so heftig vorgearbeitet hat.

Trotz diesen skeptischen Erwägungen bleibt das Verbot der braunen Privatarmee das denkwürdigste Ereignis seit dem 14. September 1930. Angesichts der Ruhe, mit der alles klappt, fragt man sich, wie es möglich war, so lange zu zögern. Wie hat man den Popanz doch überschätzt! Vor anderthalb Jahren wurde an dieser Stelle die Ausweisung Adolf Hitlers gefordert. Was wäre denn geschehen, wenn man damals schon zugepackt hätte? Heute wird das Haus in der Hedemann-Straße versiegelt, im münchner Parteipalais stöbert die Polizei. Zwar gibt es Feuersäulen und Aschenregen, aber weit weg — in Südamerika. Deutschland ist so ruhig wie es war.

Hitlers Finanzen von Quietus

Zum Kriegführen gehört Geld und dreimalhunderttausend SA.-Leute wollen ernährt sein. Es ist kein Geheimnis mehr, daß viele Erwerbslose nur deshalb den Weg zu dem Präsidentschaftskandidaten a. D. gefunden haben, weil die Zugehörigkeit zur SA. mit dem Empfang eines wenn auch kleinen Gehalts verknüpft war. Bis zum ersten Wahlgang ist alles ganz gut gegangen, die Gelder der Industrie flossen reichlich, außerdem machte man Schulden und vertröstete die Gläubiger damit, daß Hitler als Reichspräsident schon für die Begleichung der ansehnlichen Rechnungen sorgen werde. Aber am 13. März klappte das nicht so wie es sollte, und die Industrie zuckte zurück. Besonders zugeknöpft soll sich Herr Kirdorf verhalten haben, diese Quelle versiegte wie schon einmal. Am Montag, dem 4. April, erklärte der nationalsozialistische Abgeordnete Hinkel in einer Versammlung der berliner Vertrauensmänner, daß sich die Wahlunkosten bereits auf sechs Millionen Mark beliefen, von denen nur zweiundeinviertel Millionen gedeckt seien. So mußte das freiburger Nazi-Blättchen, ‚Der Alemanne', damit nicht Wechsel platzten, sofort mit 30 000 Mark saniert werden; die Parteiorganisation in Hessen verfügt über das beachtliche Defizit von 325 000 Mark; in den übrigen Bezirken sieht es nicht anders aus. Da sich die In-

dustrie aber trotz allen Vorstellungen auf den Geldsack setzte und erst einmal abwarten wollte, wie der zweite Wahlgang auslief, mußte krampfhaft Ausschau nach neuen Geldgebern gehalten werden. Die einzigen Menschen, die in Deutschland auch heute noch außer den Schlotbaronen über flüssige Mittel verfügen, sind die so großzügig von der Republik gespeisten Hohenzollern und die übrige fürstliche Gesellschaft. 220 000 Mark bekam der Verlag Franz Eher durch die Vermittlung der Hohenzollern, und im ganzen ist es bisher eine halbe Million, die von dieser Seite der Hitlerbewegung zugeflossen ist. Nicht geringer wird die Summe sein, an deren Aufbringung der Herzog von Koburg, der Großherzog von Oldenburg, der Großherzog von Mecklenburg und vor allem der ehemalige Herscher im Reiche des Herrn Klagges, der Herzog von Braunschweig, beteiligt sind. Daß die hohen Herren derartige Summen nicht aus lauter Idealismus in dem Geschäft investiert haben, sondern nur auf Grund von Gegenleistungen, ist klar. Nur darum steht Auwi in der ersten Reihe Derer, die nach dem 24. April die nationalsozialistischen Bänke im preußischen Landtag drücken werden; ebenso wird uns nach der Machtübernahme durch Hitler der zur Zeit abwesende summus episcopus der preußischen Landeskirche wieder beglücken dürfen; auch ist Hitler gar nicht abgeneigt, eine Restauration der Erbmonarchie herbeizuführen, als deren Anwärter schon heute der älteste Sohn des wortbrüchigen Herrn von Oels zu gelten hat; und nicht zuletzt hat der Oberosaf eine Neuregelung der Abfindungsfrage zugesagt, weil die Fürsten bekanntlich zu schlecht weggekommen sind. Diese Tendenzen laufen offenkundig darauf hinaus, die bäuerlichen und die bürgerlichen Kreise noch fester an die NSDAP zu binden. Die Nazis als Erneuerer des Kaisertums!. Und die Arbeiter, deren Zahl ja nicht unbeträchtlich ist und als deren Vertrauensleute wir Goebbels und Gregor Straßer bezeichnen dürfen, werden sie den monarchistischen Kurs mitmachen? Der Widerstand der SA. gegen die Kandidatur Auwis läßt das Gegenteil vermuten. Goebbels, der seinem Meister ohnehin nicht grün ist, und Gregor Straßer, der durch seinen Bruder Otto sowieso in den Augen Hitlers belastet ist, haben sich auch mit aller Energie dagegen gewandt, daß der Aufruf des Kronprinzen für die Wahl Hitlers veröffentlicht wurde. Ihr Hinweis, daß die noch heute revolutionären Elemente in der Partei keine Liebe zum Hause der Hohenzollern hegen, nutzte nichts. Es scheint so, als wolle Hitler seinen hier von mir schon mehrmals aufgezeigten Entschluß, sich dieser revolutionären Elemente mit allen Mitteln zu entledigen, auch auf diese Weise so schnell wie möglich in die Tat umsetzen. Auf dem Wege zu der großen deutschen antisemitischen Wirtschaftspartei sind die Arbeiter nur Hemmnisse.

Aber schließlich ist es kein ausreichendes Äquivalent für größere Subventionen, wenn man nur die Genugtuung haben soll, daß Auwi demnächst zu seinen sonstigen Einkünften auch noch die Diäten eines Landtagsabgeordneten beziehen wird. Es ist also zu verstehen, wenn angesichts des Umstandes, daß der Braunhäusler immer nur Wechsel auf die Zukunft ausstellt, die abgetakelten Fürstlichkeiten nicht so reichlich mit Geldern

um sich werfen, wie das nötig wäre, um den Pleitegeier von den Kassen der Nazis zu vertreiben. Es ist allgemein aufgefallen, daß vor etwa einem halben Jahr, als Gerüchte von einer Vergebung des Benzinmonopols an Shell auftauchten, die ganze Nazipresse wie auf Kommando schwieg. Der Syndikus der Nordwestdeutschen Erdölindustrie in Hannover, der voller Unruhe zu den Nazis lief, um Auskunft über ihre Stellung zu der beabsichtigten Monopolvergebung zu erlangen, konnte von Hitler keine beruhigenden Erklärungen entgegennehmen; der Herr des Braunen Hauses war allen Fragen gegenüber, ob er etwas zum Schutze der deutschen Erdölindustrie zu unternehmen gedenke, taub — wahrscheinlich weil der Abgesandte nicht mit der ansehnlichen Summe von anderthalb Millionen englischer Valuta aufwarten konnte. Genau soviel nämlich hat Herr Deterding dem deutschen Arbeiterführer versprochen, wenn dieser ihm nach der Machtübernahme das deutsche Benzinmonopol verschachere. Eine laufende Gewinnbeteiligung von zwanzig Prozent sollte hinzukommen. Das ist gar nicht so phantastisch, wie es scheinen mag, wenn wir uns daran erinnern, daß die englische Rechtspresse — besonders die Beaverbrook-Blätter — die Nazis höchst wohlgefällig betrachtet, daß die Blätter der Nazis spaltenlange Auszüge aus diesen englischen Zeitungen bringen. Der Herzog von Koburg, den verwandtschaftliche Beziehungen mit der englischen Aristokratie verknüpfen, war es, der die Verbindungen anbahnte; Alfred Rosenberg, designierter Außenminister im Dritten Reich, und Herr Doktor Nyland, Leiter der nationalsozialistischen Auslandspropaganda, dessen Spitzelmethoden die ‚Weltbühne' vor kurzem dem Auswärtigen Amt zur Kenntnis gab — diese beiden Herren wurden als Boten ausgesandt. Rosenbergs Audienz bei Chamberlain ist bekannt, seine und Nylands Verhandlungen mit Deterding gediehen schließlich bis zu dem oben skizzierten Abkommen.

Der schöne Traum, binnen kurzem werde Hitler im Reichstag als Präsident der Republik seinen Eid ablegen, ist geplatzt; Sir Henry Deterdings Benzinmonopol ebenfalls; und die anderthalb Millionen Pfund sind auch nicht da. Hitler wird sich also noch heftiger dem deutschen Adel verkaufen müssen, um seine Schulden loszuwerden. Das wird aber nicht ganz einfach sein. Er, den ich noch vor einem Jahr mit Recht als Kitt der Partei bezeichnen konnte, steht heute keineswegs mehr so fest da. Das letzte Mittel, an der Macht zu bleiben, versagte: Hitler unterlag im Wahlkampf. Unvermeidlich werden nun die internen Auseinandersetzungen beginnen. Die SA. revoltiert schon wieder einmal, ihr paßt, wie gesagt, die ganze Liebedienerei vor den Hohenzollern nicht, und auch der Benzinduft der Sache mit Shell ist ihr schon lange peinlich in die Nase gestiegen. Daß die Absichten der Herren Goebbels und Gregor Straßer, Hitler vom Throne zu stoßen, ihn zum „Ehrenvorsitzenden" avancieren zu lassen und Gregor Straßer zum Parteiführer zu machen, sich nicht so schnell werden verwirklichen lassen, verdankt Hitler diesmal der Regierung Brüning. Sie hat durch die Auflösung der SA. Goebbels' und Straßers schärfste Waffe stumpf gemacht.

Die zudringliche Vergangenheit von Bruno Heilig

In Ungarn haben sich Straßenkundgebungen ereignet. Die Regierung hatte das einzige Blatt der Sozialdemokraten, die tapfere ‚Népszava', verboten, deshalb kam es zum Proteststreik aller ungarischen Arbeiter, man demonstrierte vor dem Parlament. Dem von Budapest gegebenen Beispiel folgten Bauernproletarier in den östlichen Gebieten. Polizei und Gendarmerie wurden mobilisiert, zwei Menschen wurden erschossen, und der Draht konnte melden, daß die ungarische Regierung wieder Herr der Lage ist.

In Ungarn hat man demonstriert! In Budapest und sogar in Debreczin und in Balmazujváros. Seit dreizehn Jahren lag das Land in hoffnungsloser politischer Starre, erdrückt vom brutalen Apparat der Diktatur. Das Werk des Grafen Bethlen war solide aufgebaut, niemand wagte zu mucken. Es ist das erstemal, daß Arbeiter und Bauern auf die Straße gingen und der Staat sich zu verteidigen hatte. Wenn die Sache auch mit einigen Salven rasch erledigt werden konnte, es waren doch symptomatische Ereignisse. Das Verbot der ‚Népszava' war ein Zeichen der hochgradigen Nervosität und des innern Schwächegefühls einer Diktatur, die sich, solange sie fest im Sattel war, mit der gelegentlichen Einsperrung allzu laut gewordener sozialistischer Journalisten begnügt hatte, heute aber das Erscheinen einer Linkszeitung überhaupt nicht mehr ertragen zu können scheint. Und daß Arbeiter und Bauern sich auf die Straße wagten, zeugt vom Schwinden der allerwichtigsten Grundlage der Diktatur, der Furcht der Massen. Man wird aus Ungarn vielleicht bald wieder Neues hören.

Es hat sich dort unter der erstarrten Oberfläche in den letzten Jahren eine tiefgreifende innere Umwälzung zugetragen. Das Zeitalter des Nationalheroismus geht seinem Ende zu, weiteste Volkskreise haben wieder zur eignen Vernunft und zu den eignen Interessen zurückgefunden. Bis in die besten Burgen des Nationalismus sind die neuen alten Ideen gedrungen. Die Studenten, einst das Hauptreservoir für die Bewegung der „Erwachenden Magyaren", stehen links und fordern Presse-, Koalitions-, Versammlungs- und Demonstrationsfreiheit, radikale Bodenreform und andre ganz und gar unnationale Sachen.

Die neue ungarische Bewegung hat ein gutes Schlagwort: Schütteln wir die zudringliche Vergangenheit ab! Ungarisch ist das viel prägnanter gesagt: Rázzuk le a tolakodó multat! Wenn der Ungar „zudringlich" sagt, klingt es viel zudringlicher, lästiger als im Deutschen und es liegt alle Verachtung darin, die solcher Eigenschaft gebührt. In dem Satz ist alles gesagt, was über den letzten Abschnitt der ungarischen Geschichte zu sagen ist. „Unsre tausendjährige Vergangenheit gebietet uns" ... „Tausend Jahre ruhmvollen Staatslebens verpflichten jedes einzelne Glied der Nation" ... „Die Helden eines tausendjährigen Reiches blicken auf euch, Volksgenossen" ... „Sankt Stefans Geist" ... „Das ruhmvolle Volk Arpáds" ... Davon hat die Diktatur dreizehn Jahre lang gelebt, das hat sie dem Volk statt Brot gegeben. Ungarn war eine einzige große Siegesallee.

Los von der zudringlichen Vergangenheit: Das Wort ist zugleich Abrechnung und Programm, es sagt mehr als mancher endlose Parteikatechismus. Wäre das nicht auch etwas für eine neue deutsche Linke?...

*

Könnte man nicht überhaupt in Deutschland einiges lernen aus dem Ablauf des ungarischen Diktaturregiments und seiner Krise? Parallelitäten drängen sich überall auf. Mit einer Verspätung von einigen Jahren kommt in Deutschland alles so, wie es in Ungarn gewesen ist. Bis vor drei Jahren konnte ich als Zeitungskorrespondent an Ort und Stelle die Wege des magyarischen Nationalismus unmittelbar beobachten. Seitdem erlebe ich in Deutschland eine groteske Wiederholung der Dinge, die ich dort unten schon einmal mitgemacht habe.

Dort Bethlen, hier Brüning: die Ähnlichkeit des politischen Charakters der beiden und die Gleichheit der Mission, die sie auf sich genommen haben, springt in die Augen. Fester Glaube an die eigne Retterpersönlichkeit, gepaart mit starkem Willen und großen taktischen Fähigkeiten; christlich-nationales Ungarn, katholisch-nationales Deutschland; Parole der Einigung aller „Vaterländischen" rechts Mitte; Bethlen hatte seine Erwachenden Magyaren, die seine vaterländischen Schlagworte mit noch vaterländischeren übertönten, Brüning hat seine Nazis; die Reaktion beider: konsequentes Gleiten nach rechts und immer weiter nach rechts. Zugleich scharfer Kampf gegen die Radikalen und fortgesetzte Bemühungen, sie in irgendeiner Weise vor den eignen Wagen zu spannen, eindringliches Zureden, sie sollten sich doch endlich besinnen und regierungsfähig werden. In Ungarn war die Frage schon vor Jahren gelöst. Die Regierung rückte einfach so weit nach rechts, daß rechts von ihr kein Platz mehr blieb. Jetzt waren die Erwachenden Magyaren gezähmt... Wie wird es in einigen Monaten in Deutschland sein?

Bethlen hatte ein großartiges finanzielles Sanierungsprogramm im Portefeuille. Damals war das Wort noch nicht im allgemeinen Gebrauch, jetzt weiß man, daß die Methode „Deflation" heißt. Die Welt schwelgte noch in prosperity, Ungarn aber hatte schon seine Wirtschaftskrise. Bethlen kann sich rühmen, nicht nur die erste europäische nationale Diktatur sondern auch die erste Wirtschaftskrise organisiert zu haben. Als die Pleite offenbar wurde, flüchtete die Reaktion in den Friedensvertrag. Trianon sei an allem Elend und auch am Versagen des großen Planes schuld. Es sei auch weiter nichts zu machen, Trianon stehe jeder Gesundung im Wege. Ungarn muß international gleichberechtigt werden, seine Freiheit wieder gewinnen. Rüstungsfreiheit natürlich vor allem. Also: außenpolitische Aktivität! Bethlen stürzte sich auch gleich Hals über Kopf hinein. In Deutschland hat man das letzte Allheilmittel erst jetzt entdeckt.

Man kennt die Geschichte von Bethlens Aktivität: Die gloriose Verbrüderung mit Mussolini unter gleichzeitiger hoffnungsloser Verzankung mit den Nachbarn. Es ist alles so wie hier. Die Tschechoslowakei ist Ungarns Frankreich, Rumänien

sein Polen, mit Belgrad verträgt sich Budapest recht und schlecht, aber auch im Qui vive-Zustand, wie etwa Berlin mit Prag. Es liegt ebenso zentral mitten in seinem „Feindbund" wie Deutschland in dem seinen. In andern Größenverhältnissen dasselbe.

Das Ergebnis? Ein wirtschaftliches Elend, von dem man sich selbst in diesem verelendeten Deutschland heute noch keine Vorstellung machen kann. Nicht nur in den Arbeitervierteln, auf dem budapester Kurfürstendamm sieht man den Menschen den Hunger an. Im Dorf womöglich noch schlimmer.

Bethlen ist nach zehnjähriger Diktatur plötzlich abgetreten. Hinter den Kulissen, als parlamentarischer Führer der Regierungspartei, dirigiert er aber auch die Politik seines Nachfolgers, des Grafen Josef Károlyi. Er hat ein Trümmerfeld von Staat hinterlassen. Die Finanzen in undurchdringlicher Verwirrung, die Verwaltung desorganisiert und korrupt, lückenlose außenpolitische Isolierung. Wenn die Tschechen wollten, sie könnten Ungarn jetzt mit einem Griff den Atem abschnüren, ihm ein zweites Trianon bereiten, ein wirtschaftliches, schlimmer als das erste. Bethlen selbst, der Heros und präsumptive Wiederhersteller des tausendjährigen Reiches Sankt Stefans, begann als außerordentlicher Emissär seines Nachfolgers mit Rumänen und Serben Verhandlungen. Er wäre jetzt gern in freundschaftlichem Sinne „aktiv" geworden. Nach Prag wurden private Bittsteller geschickt. Auf einmal las man Artikelserien in den Zeitungen, daß nur Zusammenarbeit mit den Nachbarn das Heil bringen kann. Zu dieser Erkenntnis hätte man auch schmerzloser gelangen können. Und geht es heute überhaupt noch? Geht es mit den Bethlen und Károlyi?

*

In Ungarn hat es dreizehn Jahre gedauert, bis man aus der ruhmreichen Vergangenheit zur nüchternen Gegenwart erwacht ist. Deutschland lebt in schnellerem Tempo.

Krieg gleich Mord von Ignaz Wrobel

La guerre, ce sont nos parents.

Der Studien-Assessor Hein Herbers in Kassel hat Kummer mit seiner Schulbehörde, weil er im ‚Andern Deutschland' einen volkstümlichen, klaren und wirksamen Pazifismus getrieben hat. Das können sie ihm nicht verzeihn. Was hat er gesagt —?

Ja, er hat ein paar böse Dinge gesagt. Er hat vor allem das Vernünftigste getan, was sich überhaupt tun läßt: er hat den Krieg entehrt. Das ist ein altes Rezept; es wird aber viel zu wenig befolgt. Im Gegenteil: wenn Hitler die blödsinnigsten patriotischen Parolen ausgibt, dann verteidigen sie sich noch auf der andern Seite; statt ihn auszulachen, wollen sie sich an Patriotismus weder von ihm noch von einem andern übertreffen lassen. Grade darin aber siegt er — und mit Recht. Man lasse ihn mit seiner Staatenvergötzung allein, lache ihn aus und gehe zur Tagesordnung über.

Auf der andres steht. Nämlich: wie bewahrt man die nächste Generation davor, sich für ein Nichts abschießen zu lassen —?

Eben das hat Herbers getan: er hat das Nichts aufgezeigt, und er hat die militärische Religion gelästert, indem er dartat, daß ein General eigentlich kein Soldat mehr sei. (Das ,Tagebuch' nannte diesen Stand einmal sehr gut Schlachtendirektoren. Groener muß glatt vergessen zu haben, zu klagen.) Herbers hat den Wahnwitz dieses modernen Krieges aufgezeigt: hinten die Dirigenten, die gar nicht in die Lage kommen, Heldenmut zu zeigen. Und hier ist zu sagen, daß es auf den Mechanismus ankommt, nicht darauf, daß zahllose Generäle — darunter bestimmt Hindenburg — genau so tapfer und brav in den Tod gegangen wären wie der Ackerknecht des Todes, der unbekannte Soldat. Was in unsern Augen kein Vorzug ist.

Herbers wies auf das hohe Alter der meisten Generäle hin — und gleich fanden sich Leisetreter des Pazifismus, die ihm das verübelten. Man könne doch nicht ... und das sei doch ... kurz: Gerechtigkeits-Kasperles, die dem Militär nicht nur das Soldbuch, sondern die ganze schöngeistige Bibliothek hinhielten.

Böser waren die amtlichen Feinde von Herbers.

Wer da weiß, unter welchen Opfern dieser Mann seit Jahren seinen Kampf durchführt; wer weiß, daß ihm auch der ärgste Feind nicht nachsagen kann, er habe seinen Pazifismus etwa — Gottbehüte! — in die Schulstunde getragen, wo es flott imperialistisch und militaristisch zuzugehn hat, der versteht vor allem nicht, wie der Elternrat der Schule, an die er anläßlich dieser Angelegenheit versetzt wurde, sich gegen ihn hat aussprechen können. Die Herren Eltern wünschen eben ihre Kinder in den Schützengraben — es sind feine Leute.

Herbers hat den Krieg angeklagt, und nun haben sie ihn selber angeklagt. Es ist auch sehr gut möglich, daß ich ihm noch damit schade, wenn ich mich hier seiner annehme.

Der Geisteszustand in den kleinen Städten und vor allem in den amtlichen Kreisen ist schlechteste Metternichzeit: vermufft, borniert, böse reaktionär und das alles ganz und gar ungeistig. Siegreich hat Frankreich sie geschlagen, und daran denken sie Tag und Nacht. Statt Männer zu unterstützen, die, wie Herbers, mit einer heißen Liebe zu Deutschland das schlimmste aus der Welt ausrotten möchten, was es gibt: den organisierten Massenmord, propagieren sie diesen Mord. Der Krieg wird von den besten Denkern in den Anklagezustand versetzt: Herbers hat nichts weiter getan, als ihnen zu folgen. Und das darf er nicht. Und tuts doch. Und ist im Begriff, Stellung, Verdienst, Arbeitsplatz zu verlieren, nur, weil er außerhalb der Schule durchsetzen möchte, daß Menschen sich nicht deshalb ungestraft töten dürfen, weil sie sich vorher dazu einen Schlachterkittel anziehn. Denn der macht nicht straflos.

Es gibt, besonders im deutschen Westen, weite Kreise von alten und jungen Leuten, denen Krieg eine Abscheulichkeit bedeutet, Leute, die deshalb weder „schlechte Deutsche" noch „bezahlte Agenten" sind. Man sollte sich gegen solche törichten Vorwürfe gar nicht verteidigen.

Wovon wird Deutschland geschüttelt? Von dem Wunsch, den Frieden zu organisieren? So sehn wir aus.

Weder eine Schulbehörde noch sonst eine Behörde hat das Recht, für Deutschland zu sprechen. Deutschland sind auch wir. Wems nicht paßt, der sehe nicht hin.

Wer da ahnt, auf welche unermeßlichen Schwierigkeiten die pazifistische Kleinarbeit auf dem Lande stößt, der wird dem tapfern Friedenssoldaten Hein Herbers wünschen, daß er etwas sehr Seltenes findet: faire Beamte, die sein Streben nach Wahrheit und Sauberkeit und seinen Kampf für den Frieden so aufnehmen, wie er gemeint ist. Es gibt viele Arten, pazifistisch tätig zu sein — und ich will meine Art, unsre Kriegsminister zu beurteilen, keinem aufdrängen. Aber über eines sollte es unter anständigen Menschen nur Einstimmigkeit geben:

Déshonorons la guerre! Entehren wir den Krieg.

Ein Pädagoge, der da mithilft, verdient Förderung, aber keine Verfolgung.

Laßt euch nicht narren: Militarismus sei keine Religion. Er ist eine Bestialität.

Die Herren Eltern von Theobald Tiger

Ist ein Schullehrer Pazifist
und sagt, wie es in Wahrheit im Kriege ist —:
daß Generale Kriegsinteressenten sind,
ganz gleich, wer verliert; ganz gleich, wer gewinnt...
dann — sollte man meinen — freun sich die Eltern für ihr Kind?
Jawoll!

Dann erhebt sich ein ungeheures Elterngeschrei:
„Raus mit dem Kerl! Das ist Giftmischerei!
Unser Junge soll lernen, wie schön die Kriege sind!
Wir warten schon drauf, wann wieder ein neuer beginnt —
und dazu liefern wir gratis und franko 1 Kind!
Jawoll!"

Die Elternbegeisterung ist ganz enorm.
Die Mütter: aus Liebe zur Uniform.
Die Väter, die Lieferanten für den Schützengraben,
denken: warum sollen denn diese Knaben
es besser als unsereiner haben?
Nicht wahr?

Die Fabrikation eines Kindes ist nicht sehr teuer.

Aber erhöh mal ein bißchen die Umsatzsteuer —:
dann kreischen die Herren Eltern, daß der Ziegel vom Dache fällt.
Man trennt sich leicht vom Kind.
Aber schwer vom Geld.
Bekommt das Kind einen Bauchschuß? Das macht ihnen keine Schmerzen.
Doch ihr Geld — das lieben die Herren Eltern von Herzen.
Jawoll!

Mitleid mit den Opfern, die da fallen für Petroleum, für Fahnen, für Gold —?
Die Herren Eltern haben es so gewollt.

Moskau 1932 von E. J. Gumbel

III

Neben den Valutaschwierigkeiten und der Aufgabe, den Waren- und Wohnungsmangel zu beheben, ist die wichtigste Frage der nächsten Zukunft, wie die Qualität der Produktion zu verbessern ist. Denn vielfach ging eine quantitative Erfüllung der Planvorschriften auf Kosten der Qualität. Hierdurch wird die Lebensdauer der Maschinen und die kommende Wirtschaft bedroht. Großes ist bereits in der Bekämpfung der Schlamperei erreicht. Im täglichen Leben spürt man, daß die Korrektheit zugenommen hat. Aber Ungeheures muß noch geleistet werden, um das technische Niveau der Arbeiter zu heben, damit die neuen Maschinen ebenso viel produzieren wie in Europa; damit die Produkte ebenso gut sind und vor allem ebenso lang halten. Heute ruinieren die neuen Lastkraftwagen die Straßen und die Straßen die Autos. Denn man kann mit dem Bau der Autos nicht so lang warten, bis die Straßen gut sind. Die Traktoren müssen hergestellt werden, obwohl es noch nicht genügend Traktorführer gibt. So wird die Frage, wie die Qualität der Produktion zu verbessern ist, zu einer Erziehungsfrage, die sich wiederum am Mangel an bereits qualifizierten Arbeitern, Instrukteuren und Spezialisten stößt. Die Heranziehung von ausländischen Spezialisten ist durch den Valuta- und Wohnungsmangel gefährdet.

Das Verschwinden der Arbeitslosigkeit wirkt auf jeden europäischen Besucher wie ein Wunder. Denn sie ist heute zur zentralen Frage unsrer Wirtschaft geworden. Diesen Vorgang haben aber während bestimmter Zeiten auch kapitalistische Länder gekannt. In der Vorkriegszeit war die Arbeitslosigkeit überall relativ gering. Auch während der Inflation hat diese Frage bei uns nicht existiert.

Überall und zu allen Zeiten war die Entfaltung der Produktivkräfte und speziell die Ausrüstung der Volkswirtschaft mit neuen Maschinen zunächst mit einer Verlängerung der gesellschaftlichen Arbeitszeit verbunden; sei es individuell, sei es durch Mehreinstellung von Arbeitern. So ist auch in Rußland das Verschwinden der Arbeitslosigkeit auf den gleichen äußern Anstoß zurückzuführen. Allerdings spielt sich dieser Vorgang dort unter bisher einzigartigen Bedingungen ab. Denn zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte wird versucht, eine ganze Volkswirtschaft rational zu bauen. Schon weil Rußland das letzte große Land ist, das bisher industrialisiert wurde, weil es von den Erfahrungen aller Länder profitieren und viele der Fehlinvestitionen vermeiden kann, die in andern Ländern gemacht werden mußten, ist sein Entwicklungstempo heute größer als jedes bisher bekannte. So gleichen die industriellen Gebiete einer einzigen großen Baustelle.

Licht wie Schatten existieren im kapitalistischen Europa wie in der Sowjet-Union. Aber sie sind ganz verschieden verteilt. Europa steht in kulturell-technischer Beziehung auf einem relativ hohen Niveau, Rußland auf einem tiefen. Wir ersticken an der Überproduktion, Rußland hat Warenmangel. Bei uns findet das Angebot keine zahlkräftige Nachfrage, in Rußland

überschreitet die zahlkräftige Nachfrage jedes Angebot. Wir schränken die Produktion ein, Rußland dehnt sie aus. Hier Überfluß, dort Mangel an Fachleuten. Bei uns rosten die Maschinen, dort zerbrechen sie vor Überlastung. Bei uns zerstören überfeinerte Maschinen das Leben der Menschen, dort ruinieren grobe Menschen die feinen Maschinen. Wir sehen in der Technik den Fluch, Rußland den Weg in ein Paradies. Wir versuchen, die Industriearbeiter in Kleinstbauern zu verwandeln, dort wandert die Bauernschaft in die Industrie. Wir ersticken in der Bildung, haben Angst vor mehr Kenntnissen und warnen vor dem Besuch der Hochschulen, dort erwachen Millionen aus dem Dunkel des Analphabetismus und streben zur Bildung. Wir schließen die Schulen, Rußland baut sie auf. Nach allen Kriterien ist der Kapitalismus zum Hemmnis der Produktion, die russische Industrialisierung zum Hebel des Fortschritts geworden.

Man könnte einwenden, daß all dies mit dem sozialen Ziel des Landes nichts zu tun hat und daß ein solcher Fortschritt bei jedem großen Agrarland mit reichen Bodenschätzen eintreten würde, wenn es nur zurückgeblieben, potentiell reich genug sei und mit Hilfe einer Inflation das Letzte aus seiner Bevölkerung heraushole. Aber ein solcher Unterschied in der Entwicklung kann zunächst nicht nur die Folge einer Inflation sein, denn beinahe die ganze Welt hat — und zwar vergeblich — den Goldstandard verlassen. Ferner existieren genügend große, zurückgebliebene und für den technischen Fortschritt geeignete Agrarländer mit Inflation. Und nirgends sehen wir auch nur die geringsten Anzeichen für diese heute spezifisch russische Entwicklung. Es muß also zu diesen Bedingungen, auch soweit sie für diese Entwicklung notwendig sind, noch etwas Neues hinzukommen. Dieses Neue ist der Plangedanke, der Versuch, den Sozialismus zu bauen.

Es ist eine sehr gangbare Darstellung, die russischen Probleme seien somit im Prinzip gelöst. Man berichtet am besten überhaupt nicht mehr von der tiefstehenden Wirklichkeit sondern nur vom hochgebauten Plan. Der erste Fünfjahresplan ist erfüllt, der zweite wird die Vollendung des Sozialismus bringen. Diese Betrachtungsweise unterschätzt die Fragen und hierdurch auch das Maß des Geleisteten. Vor allem unterschätzt sie die kommenden ungeheuren, vollkommen neuen Aufgaben, bei denen Rußland keine Vorbilder haben wird. Sie läßt keinen Raum für mögliche Rückschläge und bereitet so, ohne es zu wollen, Enttäuschungen vor.

Die Pharaonen haben die Pyramiden gebaut, die amerikanischen Ingenieure den Panamakanal, die Bolschewisten die neue russische Industrie. Aber auch die deutschen Kapitalisten haben in der Inflation den zur Größe des Landes relativ größten Produktionsapparat der Welt geschaffen. Wenn die Russen dies wiederholen, so ist auch das angesichts der Tatsache, daß sie, abgesehn von kurzfristigen Wechseln, keine ausländischen Kredite hatten, eine ungeheure Leistung. Aber so groß dies Werk ist, der Aufbau des Sozialismus ist keine technische sondern eine soziale Frage. Entscheidend ist, ob es gelingt, die kommenden Pläne richtig zu proportionieren, so

daß keine nennenswerten Fehlinvestitionen gemacht werden und die Fortdauer der Massenbeschäftigung verbürgt ist; ob es gelingt, das Niveau der Arbeiterschaft derart zu heben, daß die Industrie fähig ist, ihre Produkte im Lande abzusetzen, daß die Menschen von Sklaven zu Herren der Maschinen werden.

Es ist ungeheuer leicht, die russischen Zustände von heute schwarz in schwarz zu malen. Man vergleicht sie einfach mit denjenigen westeuropäischen Arbeiterverhältnissen, wie sie in der Hochkonjunktur existieren können und nach dem Wunschbild des Schreibenden existieren. Aber dieser Maßstab ist grundfalsch. Wer ihn wählt, beweist nur, daß er keine Ahnung hat, wie der deutsche Arbeiter heute lebt.

Wer sich darauf beschränkt, die ungeheuren Opfer aufzuzählen, die das geduldige und weiche russische Volk erträgt, kann mit vollendeter Wahrheit ein Bild in dunkelsten Schatten entwerfen. Und doch ist dieses Bild falsch, weil darin die Tatsache fehlt, daß die Arbeiterschaft in den kapitalistischen Ländern seit Jahren Lasten trägt, die den Vergleich mit den russischen bald aufnehmen können. Die historisch gegebenen Schranken verschieben sich. Vor Jahren stand die höchstbezahlte russische Arbeiterschicht noch weit unter der niedrigst bezahlten deutschen. Heute erhebt sich langsam die oberste Schicht der russischen Arbeiter über die unterste Schicht der deutschen. Aber ein solcher echter Vergleich von Land zu Land kann nicht durchgeführt werden, und er ist auch nicht beweiskräftig, da im Bewußtsein der Menschen doch nur die eigne frühere Klassenlage und nicht die der andern Länder lebt. Als Kriterium der Güte eines Systems können die historisch gewordenen Zustände insofern nicht verwendet werden, als sie auch von allen frühern Bedingungen abhängen, für die die jetzige Herrschaft nicht verantwortlich gemacht werden kann.

So kann das Kriterium des Vergleichs nicht der Zustand sondern nur seine Entwicklungsrichtung sein. Von hier aus gesehn, erhalten wir eine deutliche Antwort: in Rußland geht es der Arbeiterschaft wesentlich besser, bei uns wesentlich schlechter als früher. Hinzu kommt eine entscheidende soziale Tatsache. Die russische Arbeiterschaft trägt die Lasten für sich. Sie weiß, daß jede Entbehrung von heute ein Verzicht zugunsten künftiger Genüsse, ein echtes Sparen ist. Aus dem Schweiß, dem Blut und den Tränen von heute wachsen die Fabriken, die ihr gehören, die ihr morgen Güter liefern werden; Güter, nicht Ware zur Bereicherung einer der Arbeiterschaft fremden Schicht. Die Arbeiterschaft in Deutschland aber entbehrt, damit morgen andrer Leute Werke blühen.

Falls die Reichswehr nichts dagegen hat

Aus einem Theaterbericht über „Die endlose Straße":

Die heute zwanzig sind und die Schrecken des Krieges nicht am eigenen Leibe erfahren haben, gebärden sich vielfach so heldenhaft, daß sie von Staats wegen rudelweise ins staatliche Schiller-Theater geführt werden sollten. Vielleicht gingen ihnen dann die Augen auf, was der Heldentod für ein schwieriger, schmieriger Tod ist.

‚Neue Züricher Zeitung'

Die sogenannte Freiheit von Rudolf Arnheim

Aus einem Referat, das in einer berliner Kundgebung der „Deutschen Liga für Menschenrechte" gehalten wurde.

Meine Damen und Herren! Protestkundgebungen wie die heutige scheinen mir häufig etwas von jenen Regenprozessionen zu haben, in denen man den lieben Gott um schlecht Wetter bittet. Wir bitten nicht, wir fordern — aber das muß nicht unbedingt wirksamer sein. Warum entsteht in uns so leicht das Gefühl, daß solche Unternehmungen in der Luft schweben, nicht die genügende Wirkungskraft haben? Hauptsächlich deshalb, weil Kämpfe gegen Zensur und Unterdrükkung allzuoft von Gesichtspunkten aus geführt werden, die das folgende falsche Bild der Sachlage ergeben: In einem von freiheitlichen Gesetzen regierten Staat gibt es einige bösartige Beamte, die aus purem schlechtem Willen oder Bockigkeit, aus Mangel an Vernunft oder rückschrittlich-spießbürgerlicher Gesinnung unsrer Freiheit Gewalt antun, indem sie die Gesetze „mißbrauchen". Gegen diese Übergriffe gilt es zu protestieren, damit der Staat die Fehlhandlungen seiner Ausführungsorgane schleunigst rückgängig mache und den von der Weimarer Verfassung verbürgten Freiheitszustand wieder herstelle.

Wer, bewußt oder unbewußt, von solchen Vorstellungen besessen ist, wird mit seinen Protestkundgebungen wenig ausrichten. Denn es ist sinnlos, Forderungen ins Blaue hinein aufzustellen, ohne sich zu überlegen, ob sie erfüllbar sind. Wenn wir Meinungsfreiheit fordern, so müssen wir wissen, ob die Leute, von denen wir sie fordern, diesen Anspruch erfüllen können, beziehungsweise: ob wir sie dazu zwingen können. Durch die Weimarer Verfassung ist das Recht der freien Meinungsäußerung verbrieft, die Zensur abgeschafft. Diese Bestimmungen sind großartig für einen Idealstaat. Die Schwäche der Verfassung liegt ja grade darin, daß sie in allen ihren Punkten, den achtundvierzigsten ausgenommen, für einen Idealstaat entworfen ist. Recht auf Meinungsfreiheit, das ist Recht auf Opposition; denn Blumenspenden und Beifallskundgebungen brauchen nicht erst durch Gesetz zugelassen zu werden. Wie aber steht es heute mit Opposition und Kritik?

Ein gesunder Mensch kann sich mehr leisten als ein kranker. Ein Kranker darf sich keine Freiheiten herausnehmen. Und so mag es sein, daß unser Staat, weil er krank ist, sich die Freiheiten, die wir meinen, nicht herausnehmen kann. Ich sage das wahrhaftig nicht, um die Zensur zu entschuldigen. Sie wird sich für derlei Anwälte bedanken. Denn indem man ihren Sinn auf solche Weise erklärt, stellt man den Staat, dessen Werkzeug sie ist, in ein ungünstiges Licht. Wir müssen begreifen, daß die Schreckensherrschaft, die nachgrade dazu geführt hat, daß man in jedem Rotkehlchen und in jedem Rotkohl ein kommunistisches Demonstrationsobjekt sieht und daß das verbriefte Recht auf Opposition auch nicht in den allgemeinsten, begrifflichsten, blassesten Formen mehr geübt werden darf — wir müssen begreifen, daß diese Schreckensherrschaft nicht Unart sondern Notwehr ist. Sie bezeichnet die innere Brüchigkeit eines äußerlich mächtigen Systems. Jedes

absterbende, aber auch jedes werdende Gebilde bedarf des Schutzes. Das Küken im Dottersack braucht eine harte Kalkschale; das ausgewachsene Huhn kommt mit einem weichen Federkleid aus.

Die Frage lautet gar nicht: Zensur oder nicht Zensur? Sondern: Zensur zu welchem Zweck? Und damit zeigt sich deutlicher, warum Protestkundgebungen so häufig auch im eignen Lager unwirksam sind. Weil sie nämlich allzu unbestimmt im Namen der Freiheit unternommen werden. „Freiheit!" ist eine rein negative Parole, und deshalb kann sie nicht zünden. Denn sie besagt nur, was man nicht will, nicht aber, was man will. Erst wenn man sagt, für welche Ziele man Freiheit des Handelns fordert, gewinnt die Forderung Sinn und Schlagkraft. Schon beim alten Diogenes können Sie den Satz lesen: „Das Schönste auf der Welt ist die Redefreiheit!", und so habe ich den Verdacht, daß diese Art Freiheitskult von Leuten erfunden worden ist, die als untätige Einspänner in einer Tonne leben. Es mag sein, daß in der Meinung über diesen Punkt schon Generationsunterschiede vorliegen. Jedenfalls glaube ich nach dem Herzen der heutigen Jugend, ganz gleich, ob sie links steht oder rechts, zu sprechen, wenn ich sage: Hundertmal lieber gebunden in einem guten Staat als frei in einem schlechten! Und das Schönste auf der Welt ist nicht die Redefreiheit sondern die Arbeit für das Wahre und Gute und Schöne.

Wir dürfen uns von unsern Gegnern nicht in die Stellung drängen lassen, als kämpften wir gegen Bindung für bloße Ungebundenheit. Die Zeit für solche Parolen ist vorbei. Der Zensurkampf ist Teil des Kampfes, den die eine politische Weltanschauung gegen die andre führt. Daraus folgt für unsre Haltung: Es ist sinnlos, dagegen zu protestieren, daß der Gegner Waffen benutzt. Vielmehr muß man prüfen, welche einem selber, zur Abwehr, zur Verfügung stehen. Welche Waffen haben wir?

Die ganze Reputation des heutigen Staates, seine einzige Propagandamöglichkeit beruht darauf, daß er ein über den Parteien schwebendes, objektives, gerechtes Gebilde sei, eine Staatsform, die sich zwar gegen Ausschreitung und Gewalttat schützen müsse, im übrigen aber jeden nach seiner Façon selig werden lasse. Aufklärung darüber zu schaffen, daß das nicht so ist, bedeutet unsre stärkste Waffe. Wir dürfen den Zensurkampf nicht aufziehen als einen Kampf gegen Willkürakte (denn es sind keine) sondern gegen grade sehr durchdachte, politisch sinnvolle Abwehrmaßnahmen des einen politischen Lagers gegen das andre. Wir können den amtlichen Sonntagsnachmittagsmantel lüften, der aus Verfassungsartikeln und Goethezitaten kunstvoll gewebt ist. Unsre einzige Machtchance liegt hier: Es könnte den Regierenden rätlich erscheinen, den Unterdrückungskampf gegen die Opposition abzudämpfen, um ihr nicht zu viel beweiskräftiges Material für ihre Aufklärungsarbeit zu liefern, um die brutale Geste, hinter der sich Schwäche verbirgt, nicht für allzu viele Augen sichtbar zu machen. Aufklären ist unsre Aufgabe, den Widerspruch aufzeigen zwischen dem, was dieser Staat tut und was

er in Verfassungen und Verfassungsfeiern proklamiert. Nicht aber liegt es uns ob, an die Freiheitsideen und den Gerechtigkeitssinn dieses Staates zu appellieren. Denn damit helfen wir die für ihn lebenswichtige Fiktion aufrechterhalten, als ginge es um etwas andres als um Machtkampf.

Meine Damen und Herren! Im Lichtspielgesetz vom Mai 1920 steht, daß ein Film wegen einer Tendenz als solcher nicht verboten werden darf. Und so erweist sich die Praxis der Filmzensur als ein einziges, jahrelanges Suchen nach Mitteln und Umwegen, Filme dennoch wegen ihrer Tendenz als solcher zu verbieten. Denn das ist ja, politisch gesehen, ihre eigentliche Aufgabe: sie ist das Kampfmittel einer „Tendenz" gegen eine andre. Die Filmzensur legt schon rein äußerlich keinen Wert darauf, als ein ordentliches Gerichtsverfahren angesehen zu werden. Sie arbeitet nicht öffentlich, wie es selbstverständlich wäre, sondern streng geheim. Es ist sehr lehrreich, einmal mitzuerleben, wie Herr Ministerialrat Seeger Pressevertreter mit einer Handbewegung aus dem Saal fegt; obwohl ihm das Lichtspielgesetz keinerlei Anhalt dafür bietet.

Man will uns die Augen verbinden. Wir sollten uns das nicht ruhig gefallen lassen.

Expertendämmerung von Gabriele Tergit

Der Van Gogh-Prozeß hat drei Schichten.

Im Vordergrund stehen Figur und Fälschungen Wackers.

Im zweiten Teil steht der Streit der Kunstgelehrten, konzentriert auf den Gegensatz Bremmer-Justi.

Vom Hintergrund wirft ein gewaltiges und banales Thema seinen riesengroßen Schatten über den lächerlichen Prozeß, das Thema: Schicksal des reinen Menschen. Passion, Vergottung, Nutznießung einer Kirche.

So fängt es an: „An den Tagen, an denen ich eine Studie nach Hause bringe, sage ich mir: wenn es alle Tage so ginge, könnte man vorwärtskommen. Aber wenn man unverrichteter Sache zurückkommt und dann doch schläft und ißt und sein Geld ausgibt, ist man unzufrieden mit sich und fühlt sich als einen Narren, einen Schurken, einen Faulpelz." Dienst am Werk, täglicher Kampf, Jammer des Mißlingens, seltenes großes Glück beim Gelingen, Not, Sorge um das Tägliche, Krankheit und Sterben ohne Ruhm und Glanz. „Das Weiterleben des Künstlers durch sein Werk! Wie wenig halte ich davon!"

Aus den Leinwänden, auf die ein Mensch das große Martyrium des Künstlers projizierte, sind jetzt, vierzig Jahre nach diesem Tode, „Wertobjekte" geworden, Ware, für die es einen Markt gibt, Händler, Käufer, Preise, Notierungen. Das Heilige wurde materialisiert und auf dem Marktplatz vor dem Forum streitet man sich um des Meisters Züge. Es gibt Jünger, die seine Kunst von Anbeginn kannten, es gibt die späten Nachfolger der Jünger, die schon Beamte wurden. Ringsum aber sitzen die Nutznießer. So einfach ist das. Jedes großen Daseins gleiche Kurve.

Und als es so weit war, daß die Ware „van Goghsches Bild" stieg bis auf 100 000 Dollar, als Bilder nicht mehr aus

Liebe gekauft wurden sondern als unverzinslicher Wert, als Aktie, als inflationssicherer Ersatz für 3½prozentige preußische Konsols, tauchten dreiunddreißig falsche van Goghs auf durch einen Mann namens Wacker, um die jetzt der Streit geht. Wacker ist angeklagt wegen Betruges. Er ist Tänzer und der Jünglingsliebe geneigt. Und so sieht er auch aus. Ist Wacker ein gerissener Lump oder selber Opfer? Wußte er, daß die van Goghs falsch waren? Er sagt: „nein". Nach seinem Tanzabend im Blüthnersaal suchte seine Freundschaft ein Russe, der in der Schweiz lebte und als Erbe eines großen Sammlers viele van Goghs besaß. Wacker verabredete mit ihm, die Bilder nach und nach zu verkaufen unter der Bedingung, daß Wacker ehrenwörtlich versprach, nie den Namen des Russen zu nennen. Lebt der Russe? Wacker zeigte Meier-Gräfe, der besorgt um Verwicklungen war, einen Brief, dessen An- und Unterschrift er umgebogen hatte. Meier-Gräfe dachte auf den ersten Blick „russische Schrift", las den Brief, in dem in Ausländerdeutsch von mehreren van Goghwerken, wegen deren man in Verbindung steht, die Rede ist. Meier-Gräfe hält den Brief unbedingt für echt. Wacker gestand ihm nun unter Tränen, daß er die Bilder nicht auf rechtmäßige Weise bekommen habe. Das Familienmitglied, das ihm die Bilder übergeben habe, sei nicht zum Verkauf der Werke berechtigt gewesen. Im übrigen schweigt Wacker.

Gibt es eine Tragödie Wacker? Deckt er, verfilzt in Beziehungen, einen, dem er hörig ist oder der ihn vielleicht erpreßt, oder deckt er — in allergrößter Vorsicht sei es ausgesprochen — seine eigne Familie? Im Zuhörerraum sitzen Vater und Bruder Wacker, die Maler in Düsseldorf sind. Der Vater hat ein fast dämonisches Gesicht, auf dicken schwarzen Locken thront ein mexikanisch großer schwarzer Kalabreser, alter Künstler der münchener achtziger Jahre. Der Bruder ebenso angetan. In seinem Atelier wurden falsche van Goghs gefunden. Er sagt zum Zweck der Restaurierung. So die Familie Wacker.

Die Bilder wurden vom Kunsthandel aufgenommen und weiterverkauft. Ein Selbstbildnis van Goghs Wackerscher Provenienz wurde für 65 000 Mark nach Amerika verkauft, wo es sehr rasch für 100 000 Dollar weiterverkauft wurde. Niemand beanstandete die Bilder. Erst 1928 auf einer van Gogh-Ausstellung bei Cassirer erkannte Doktor Grete Ring die Bilder als gefälscht und gab sie Wacker zurück. Im selben Jahr noch versammelte Justi, der Direktor der Nationalgalerie, anläßlich einer van Gogh-Ausstellung fünfzehn van Goghs von Wacker in abseits gelegenen Räumen und erklärte sie für falsch.

Hat Wacker, wenn er es nicht wußte, glauben können, daß die Bilder echt waren? Handelte er bona fide? Wacker hatte vorsichtig kein Bild ohne Echtheitserklärung eines anerkannten Sachverständigen verkauft. Aber was sind Sachverständige, was ist der Wert von Expertisen? „Ein ungeheuer geringer", sagt Meier-Gräfe. Über das Kriminelle hinaus ist dieser Prozeß der Prozeß über Experten. Der Holländer de la Faille hielt alle van Goghs von Wacker für echt und nahm sie in seinen Katalog der van Gogh-Bilder auf. Ein Jahr später

erklärte er sie alle in einem Nachtrag zum selben Katalog in Bausch und Bogen für falsch. Jetzt vor Gericht spricht er feierlich doch wieder vier Bilder dem Meister zu.

Meier-Gräfe, der bezaubernde Causeur, der viele der Bilder als echt expertisierte, sagte jetzt: „Ich muß gestehen, mir sind an allen Bildern Zweifel gekommen."

Der Holländer Bremmer hat für sich den höchsten Ruhm, Herold und Entdecker van Goghs gewesen zu sein. Er ist ein äußerst sympathischer Mensch, Sammler, Persönlichkeit, im Aussehen den guten Engländern gleichend, titellos, befreundet mit der Frau jenes Theo van Gogh, der lebte, litt und starb um seines Bruders willen. Ein freier Mensch, plaudert er im Gerichtssaal wie beim Tee. Sicher ein Original. Beklagenswerter Mangel an Originalen im heutigen knechtseligen Deutschland, dem alten Lande der Originale. Aber ist Bremmer ein Sachverständiger? Er hält es mit der Intuition, dem Irrationalismus, aus der Tiefe des Gemüts, ein höchst bedenklicher Weg, erklärt er acht Bilder für unzweifelhaft echt. „Es ist ein innerer Weg, durch den ich urteile." Er setzt sich vor die Bilder und wartet, ob sie ihn hypnotisieren oder nicht. Bremmer sagt gern „Tiefe und Inneres". Und das entzückt immer bei uns. Man kann sagen was man will, Justi, der längst nicht so sympathisch wirkt wie er, nicht so aus der Fülle ist, im schwarzen Rock, Geheimrat, Beamter, Ästhet, offiziell, Diplomat, der noch mit Wilhelm II. verhandeln konnte und mußte, Justi war der einzig wirklich klare Wissenschaftler, der überzeugend an der Gegenüberstellung der echten und unechten Bilder die grobe Fälschung nachwies. Das Bild, von dem Justi erklärt, daß er nie in seinem Leben so sicher ein Bild als Fälschung erkannt hat, nennt Bremmer eins der feinsten Farbenexperimente, die van Gogh je gemacht habe. Justis Meinung wird später durch die Röntgenaufnahmen von Welte stark unterstützt. Diese Röntgenaufnahmen zeigen den sichern Strich der echten, den unsichern Strich der vermutlich gefälschten überzeugend.

Um ein Bild bleiben noch Zweifel. Der holländische Daktyloskopist hat darin Fingerabdrücke in der frischen Farbe gefunden, die mit Fingerabdrücken in der Farbe der echten Bilder in fünf Punkten übereinstimmen. Aber zur Feststellung der Identität werden international acht bis zwölf Punkte verlangt. Hinzukommt, daß der ausgezeichnete Restaurator de Wild die Farben dieses Bildes für etwa vierzig Jahre alt hält. Es kann also echt sein. Ungern beugten sich die Leute vom Museum diesem Indiz, da die Qualität des Bildes zu schlecht erscheint. Alle technischen Indizien gelten als mangelhaft. Man mußte an das Wort Liebermanns denken: „Die Kunsthistoriker sind da, um uns nach unserm Tode unsre schlechten Bilder abzusprechen." Wacker wurde längst Nebenperson, während diese Komödie vorüberzog von Meinung und Gegenmeinung der Sachverständigen, von dem Tasten und den Versuchen, einzudringen in die Geheimnisse des genialen Künstlers.

Dieser Prozeß findet in der Weinabteilung von Moabit, dem kleinen Schwurgerichtssaal, statt. Er beginnt um zehn Uhr, nicht wie andre simple Prozesse um neun, und die Frau im Er-

frischungsraum klagt: „Wenn ich gewußt hätte, daß wir so feine Leute herbekommen, hätte ich doch mehr Schinkenbrötchen gemacht." Im Parkett sitzen schöne Frauen, bedeutende Männer, Maler, teils Könner teils Wichtigmacher, und man möchte in ein Lob der Fälscher ausbrechen. Haben sie nicht recht, eine Welt hopp zu nehmen, die immer wieder das Genie verhungern läßt, die an allen Ecken den Kitsch duldet, der der Künstler eine zweifelhafte Person ist und schließlich nur dazu da, wenn er tot ist, über ihn Bücher zu schreiben?

Ehrenrettung wurde van Gogh zuteil. Der Glanz seiner Bilder trieb wirklich die falschen in den Schatten ihrer Entstehung zurück. Und ein Kornfeld, Blick aus der Zelle des Irrenhauses, letzte Station des Calvarienberges, geheimnisvoll am lichten Tag, war höheres Zeugnis als Eide, Wissenschaft und jeder Versuch mit Hebeln und mit Schrauben.

Zum Gedenken von Peter Panter

‚Schaubühne', 12. März 1914

Das war damals, als sie bei Reinhardt noch „Was ihr wollt" spielten. Aus diesem Stück ist mir ein Augenblick in der Erinnerung geblieben und wird wohl nie mehr daraus verschwinden.

Die Sache lag so, daß der ganze Keller sternhagelvoll war. Die Wangel spielte, Diegelmann schnarchte irgendwo unter einer Tischplatte, auch Waßmann stand nicht mehr fest auf seinen dünnen und jämmerlichen Junkerbeinen, und der Narr Moissi klimperte in dieser versoffenen Morgenstimmung auf der Guitarre. Es war in jeder Beziehung vier Uhr: das Fest vorm Erlöschen, der Alkohol vorm Verdunsten. Draußen hingen grau und weinerlich trübe Morgenwolken — und ob sich das nun in meinem Gedächtnis verwischt hat, ob wirklich diese Worte jetzt oder ein bißchen später gesprochen wurden —: jedenfalls rissen sich alle erwachend zusammen, torkelten unfroh durcheinander und brachen auf. Vorher, irgendwann am Abend, hatten sie auch von der Liebe gesprochen, und Teddy Waßmann hielt noch bei dieser Station. „Seine Gedanken begreiflicherweise Dämmern so weiter im alten Geleise." Und wie der dicke Diegelmann ihn fortziehen will: „Kommt, Junker! Kommt! Wir wollen gehen!" — da ist es aus, die Rührung fällt ihn an, die blauen Augen füllen sich mit Wasser, sein Blick hängt verloren an der Rampe, und er sagt ganz leise, ganz gerührt, ganz in die Erinnerung versunken: „Mich ... mich hat auch einmal Eine geliebt ...!" Der Chor der Lärmer fiel darüber her, das Spiel ging weiter, aber er stand noch immer da, noch immer mit dem Kopfe wackelnd: kaum glaublich, und doch wie wahr! doch wie schön! Ihn — ihn hat auch einmal Eine ...

Nachher kam noch sehr viel Hübsches, das man gern sah und doch wieder vergaß. Dies aber ist geblieben. Das freundliche Angedenken an einen armen, vom Leben ausgestoßenen Mann, der immer mit den Andern, den Glücklichen, kontrastierte, der sich nicht zu halten wußte, und dem das Wasser in die Augen schoß, weil ihn auch einmal Eine geliebt hatte.

Kreuger, Morgan, Rockefeller von Bernhard Citron

Seit dem Wallstreet-Krach vom Herbst 1929 bemühen sich die Vereinigten Staaten vergeblich, die verlorene prosperity wieder zu erobern. Man kann nicht ständig gegen den Strom schwimmen, ohne daß die Kräfte erlahmen. Alle großzügigen Versuche des Präsidenten Hoover, die Wirtschaftskonjunktur wieder zu beleben, mußten fehlschlagen, da noch zuviel Faules im Wirtschaftskörper Amerikas unbereinigt geblieben ist. Die letzte große Aktion war die Gründung der Finance-Reconstruction-Corporation mit dem für europäische Verhältnisse unglaublich hohen Kapital von zwei Milliarden Dollars. Diese Gründung sollte den Zweck haben, die Wirtschaft anzukurbeln, die Industrie mit Aufträgen zu versorgen und den Banken neue Mittel zuzuführen. Aber es hat sich als unmöglich erwiesen, die Wirtschaft anzukurbeln, ohne sie zu sanieren. Die Mittel, die vorläufig in Anspruch genommen worden sind, vermochten nicht in den Wiederbelebungsprozeß eingestellt zu werden, sondern mußten lediglich Banken, Eisenbahnen und Industriegesellschaften vor dem drohenden Zusammenbruch schützen. Ungefähr achthundert Bankinstitute sind seit dem Herbst von der Finance-Reconstruction-Corporation und der National-Credit-Corporation gestützt worden. Mit Ausnahme eines einzigen großen Projekts bei der Pennsylvanien-Eisenbahn-Gesellschaft sind auch die Unterstützungen, die den Eisenbahnen gewährt worden sind, lediglich als Maßnahmen zur Abwendung des Konkurses zu betrachten. In der Industrie ist die Gefahr einer Katastrophe gleichfalls so groß, daß man sehr stark bezweifeln muß, ob künftig für andre als für Stützungszwecke Regierungsgelder vorhanden sind.

Zum eisernen Bestand der amerikanischen Wirtschaft gehörten bisher die sogenannten Public Utilities, die Tarifgesellschaften, über deren wucherische Politik sogar ein amerikanischer Botschafter auf der Weltkraft-Konferenz vor wenigen Jahren Klage geführt hat. Noch zu Beginn der Krise galten diese Tarifgesellschaften, die mit hohen Elektrizitäts-, Gas- und Wasserpreisen die Bevölkerung auspowern, als wirtschaftlich glänzend fundiert. Die Gesellschaften haben noch zu einer Zeit, als man Auslandsbeziehungen eher einzuschränken als auszubauen gewillt war, ihre Fühler nach Europa ausgestreckt; so waren zum Beispiel bei der Gründung der Berliner Kraft und Licht AG. amerikanische Gruppen beteiligt. Aber auch die Krisenfestigkeit der Public Utilities hat auf die Dauer keinen Bestand gehabt. Vielleicht war es sogar das Unglück dieser Unternehmungen, zuletzt in die Krise eingetreten zu sein und sich somit nicht rechtzeitig umgestellt zu haben. Der Zusammenbruch des Insull-Konzerns, der nichtfundierte Schulden von 650 Millionen Dollar hat, beleuchtet schlaglichtartig die gefährliche Lage, in der sich die Tarifgesellschaften befinden. Wenn Regierung und Parlament der Vereinigten Staaten nicht ganz und gar auf die Allmacht der kapitalistischen Wirtschaft eingeschworen wären, so müßten sie an die Verstaatlichung der subventionierten Bahnen und Tarifgesellschaften gehen. Man würde damit in Amerika einen

Sozialisierungsprozeß nachholen, der bei uns schon unter der Aegide Bismarcks begonnen hat. Bei aller Kritik, die in den letzten Jahren an der öffentlichen Wirtschaft in Deutschland geübt worden ist, wird man doch nicht wegleugnen können, daß die Tarifgesellschaften die wertvollsten Aktiva der deutschen Kommunen darstellen, und daß auch die Reichsbahn trotz ihrem gegenwärtigen Defizit den wertvollsten Besitz der Nation darstellt. Auch die private Wirtschaft ist von der Reichsbahn in starkem Maße befruchtet worden. Es ist sehr fraglich, ob eine private Eisenbahn ihre Aufträge mit soviel Rücksicht auf die Lebensnotwendigkeit der Industrie verteilen würde wie die Deutsche Reichsbahn. Wenn Amerika die politische Konsequenz der Verstaatlichung fürchtet, so gesteht es damit ein, daß der amerikanische Großkapitalismus keine Widerstandsfähigkeit mehr besitzt. Als Bismarck die Eisenbahnen verstaatlichte, hat er jedenfalls den Anbruch einer sozialistischen Epoche nicht zu befürchten gehabt.

Die Schwierigkeiten im Bankgewerbe haben längst die Niederungen der mittlern Unternehmungen überschwemmt und erreichen schon die Gipfel. Die Gerüchte, die ständig über die National City Bank in Umlauf gesetzt werden, scheinen doch nicht nur böswillige Erfindungen von europäischen Baissecliquen zu sein. Nicht das Mißtrauen selbst pflegt ein Institut auszuhöhlen, sondern die innere Schwäche erzeugt erst die Vertrauenskrise. So war es in Deutschland, und so ist es in Amerika trotz allen Beschwichtungen. Vielleicht hat nichts so deutlich die Unsicherheit der National City Bank charakterisiert wie ein Bericht, den sie vor einigen Wochen über die allgemeine Lage der Wirtschaft und der Banken erstattet hat. Wenn in einer so kritischen Periode von einer Bank eine derartige Schönfärberei getrieben wird wie in dem Märzbericht der National City Bank of New York, so kann man darin nur den Ausdruck einer ängstlichen Vertrauenswerbung erblicken.

Selbst der Name Morgan, vor dem Jahre und Jahrzehnte die Welt in Ehrfurcht erschauerte, ist heute nicht mehr unbestritten. Frankreich ist längst vom Schuldner Morgans zum Gläubiger avanciert, die südamerikanischen Staaten aber, in denen gewaltige Summen investiert sind, müssen heute schon als dubiose Schuldner gelten. Große Verluste erwachsen dem Hause Morgan aus dem Zusammenbruch Ivar Kreugers. Die amerikanische Bankfirma Lee Higginson & Co. konnte noch unmittelbar nach dem Tode des Zündholzkönigs erklären, daß die Verpflichtungen Kreugers nur wenige Millionen Dollars betragen. Die Fälschungen, die inzwischen ans Tageslicht gekommen sind, bringen aber ganz unerwartete Verluste, die für Morgan schwer ins Gewicht fallen dürften. Auch in andrer Hinsicht werden Interessen Morgans durch die Vorgänge beim Kreuger-Konzern berührt. Der größten amerikanischen Schwachstrom-Gesellschaft, International Telephon and Telegraph, ist durch die Bilanzfälschungen Ivar Kreugers bereits im vorigen Jahre ein schwerer Schaden erwachsen. In der Bilanz von L. M. Ericsson, der schwedischen Elektrizitätsgesellschaft, deren Majorität von Kreuger an die International

Telephon und Telegraph verkauft worden ist, befand sich ein Posten von dreißig Millionen Kronen Bankguthaben, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren, sondern lediglich eine Verpflichtung von Kreuger & Toll darstellten. Die I.T.T. hatten bereits ihre Dividende nicht ausschütten können, weil dieses Guthaben selbtsverständlich nicht greifbar war. Der Status von Ericsson, wie er sich jetzt enthüllt, entwertet aber die Ericsson-Beteiligung der amerikanischen Gesellschaft fast gänzlich. In normalen Zeiten wäre ein solcher Verlust für ein Unternehmen wie die I.T.T. verhältnismäßig leicht zu überwinden gewesen. Heute aber bedeutet die Kreuger-Affäre schon eine ernsthafte Gefahr für das Unternehmen.

Die zur Interessensphäre Morgan-General-Electric Co. gehörende Holding-Gesellschaft Electric Bond and Share Co. war vor Morgan genötigt, zwei Tochtergesellschaften — so der auch in Europa bekannten American and Foreign Power Co. — ein langfristiges Moratorium zu gewähren. Was Morgan für die Finanzwelt gewesen ist, bedeutete Rockefeller für die Industrie. Auch Rockefeller erleidet durch Kreuger Verluste, da die International Match Corporation eine gemeinsame Gründung Kreugers und Rockefellers war. Auch bei der Continental Investment Co., der Tochtergesellschaft dieses amerikanischen Zündholzkonzerns, haben sich Fälschungen in der Buchführung ergeben. Die International Match Co. war nicht in der Lage, ihre letzten Zinsfälligkeiten einzulösen. Rockefeller hat in diesem Falle nicht mehr eingegriffen, obwohl er erst vor wenigen Wochen den Kurs der International Match Aktien an der Börse gestützt hat. Man kann daraus wohl entnehmen, daß sich bei dieser Gesellschaft in allerletzter Zeit Dinge herausgestellt haben, die auch Rockefeller bisher verborgen waren. Auch hier trifft das Gleiche zu, was schon bei Morgan respektive der I.T.T. gesagt werden mußte. Die Kreuger-Affäre wäre vor zwei oder drei Jahren für ein Unternehmen wie Standard Oil von nebensächlicher Bedeutung gewesen. Der Konzern hat in seiner Entwicklung weit größere Schwierigkeiten zu überwinden gewußt. Heute aber ist der größte Petroleum-Konzern der Erde nicht mehr auf dem Gipfel seiner Macht. Alle öffentlichen und geheimen Vereinbarungen konnten nicht verhindern, daß seit den letzten Jahren ein mörderischer Kampf auf den Erdölmärkten geführt wird. Der Shell-Konzern hat in diesem Streit durch Preisunterbietungen sich selbst so geschwächt, daß heftige Zweifel an seiner weitern Existenzfähigkeit geäußert werden. Aber Standard Oil kann nicht triumphieren. In dem Augenblick, da der jahrelang gehegte Wunsch, den größten Gegenspieler am Boden zu sehen, vielleicht erfüllt ist, hat Rockefeller selbst nicht mehr die Überlegenheit, diesen Sieg auszunutzen. Wahrscheinlich wird ebenso wie in der Zündholz-Industrie Rußland der lachende Dritte sein. Die wirtschaftlichen Konkurrenten der U.d.S.S.R. waren auch ihre stärksten politischen Gegner. Die Entscheidung in dem Kampf zwischen privat- und staatskapitalistischem System, der auf zwei Schlachtfeldern, dem politischen und ökonomischen, ausgetragen wird, scheint letzten Endes zugunsten des Sowjetstaates zu fallen.

Bemerkungen

Vor der Preußenwahl

Die Reichsregierung hat die SA. verboten; und es ist kein Zufall, daß dieses Verbot kurz vor den Preußenwahlen erfolgte. Braun und Severing werden versuchen, durch dieses Verbot der Sozialdemokratischen Partei einen neuen Auftrieb zu geben.

Und diesen hat sie bitter nötig. Denn gleichzeitig mit dem Verbot der SA. fand der Krisenkongreß der Freien Gewerkschaften statt. Und dort sprach an Stelle von Brüning, der „verhindert" war, der Arbeitsminister Stegerwald. Selten ist ein Kongreß so gesiebt worden wie dieser. Sogar die zwei oppositionellen Delegierten, die beim frankfurter ADGB.-Kongreß anwesend waren, fehlten hier, weil man aus „Sparsamkeitsgründen" zum Beispiel aus Breslau nur einen Delegierten schickte und der Reichstagsabgeordnete der SAP Ziegler daher nicht fahren konnte. Trotzdem konnte man nicht verhindern, daß es bei der Rede Stegerwalds Widerspruch und Unruhe gab, denn Stegerwald erklärte hier klipp und klar, daß ein neuer Lohnabbau für zahlreiche Arbeiterkategorien bevorstünde.

Das Monopolkapital will diesen Lohnabbau noch im Sommer mit Tolerierung durch die Sozialdemokratie unter Führung der Gewerkschaften durchführen und opfert daher vorläufig Hitlers Privatarmee. So hat die Sozialdemokratie die Wahlparole, und wenn sie bereits vor dem Verbot der SA. erklärte, daß dank Severing und Braun Preußen kein Braunschweig, kein Klaggestan sei, so wird sie in die Wahlen gehen unter der Parole, daß dank Severing und Braun das Deutsche Reich vor dem Fascismus gerettet sei. Der neue Lohnabbau, die neue Notverordnung, die den weitern Abbau der Sozialpolitik, vor allem der Arbeitslosenversicherung, bringen wird, wird die sozialdemokratischen Arbeiter darüber aufklären, wie teuer sie in Wirklichkeit das Verbot der SA. zu bezahlen haben.

Er wird sie aber auch darüber aufklären, daß der Kampf gegen den Fascismus sich nicht auf den Kampf gegen Hitlers Armee beschränken darf, daß er geführt werden muß gegen die ökonomischen Quellen, die den Fascismus gespeist haben und noch speisen. Er wird sie darüber aufklären, daß die kampflose Hinnahme des neuen Lohnabbaus den Fascisten dutzendmal so viel Anhänger zuführt, als man ihnen durch das Verbot der SA wegnimmt.

Zum wirklichen Kampf gegen den Lohnabbau wird die SPD nicht mehr kommen, denn das kapitalistische System ist schon so morsch, ist in seinen Grundfesten so erschüttert, daß jede wirkliche Aktion gegen den Lohnabbau zu einer Massenaktion führen müßte, die an die Grundfesten des gesamten kapitalistischen Systems rühren würde. Dem wird die Sozialdemokratie weiter ausweichen, denn das Wort von Ebert, daß er die Revolution haßt wie die Sünde, gilt heute wie damals.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß die Kommunistische Partei unfähig ist, die vom Reformismus enttäuschten Arbeitermassen unter ihrer Führung zur wirklichen Aktion zu sammeln, so hat es der Wahlkampf um die Reichspräsidentenwahl demonstriert. Die nationalistische Ideologie ist schon so stark verbreitet, daß kommunistische Thälmann-Wähler zu Hunderttausenden für Hitler gestimmt haben, und die ‚Welt am Abend' weiß dies nur damit zu kritisieren, daß sie von der revolutionären Ungeduld spricht. Unter dieser Führung, die mit nationalbolschewistischen Gedankengängen spielt, die durch ihre Gewerkschaftstaktik sich immer stärker von den breiten Massen der Betriebsarbeiter isoliert hat und so keinen Streik, an dem Massen beteiligt waren, führen konnte — unter dieser Führung wird die Loslösung der reformisti-

schen Arbeiter nicht glücken, wird es weiterhin nicht glücken, die Arbeiter, die innerlich mit dem Reformismus gebrochen haben, zusammenzufassen und zu wirklichen Aktionen zu führen.

Mit der Kritik der beiden großen Arbeiterparteien sind gleichzeitig die Voraussetzungen aufgezeigt worden, die zur Gründung der Sozialistischen Arbeiterpartei geführt haben, die Voraussetzungen, die gleichzeitig zeigen, wie schwer und dornenvoll der Weg der jungen Partei ist.

Jahrzehnte einer reformistischen Politik, Jahre einer ultralinken kommunistischen Taktik lassen sich nicht in kurzer Zeit wieder gutmachen. Und die deutsche Arbeiterschaft hat zunächst einmal ein großes Mißtrauen gegenüber einer neuen Partei, nachdem sie durch die alten so lange und so bitter enttäuscht wurde.

Die Sozialistische Arbeiterpartei hat trotz alledem bereits die Sympathien von vielen Hunderttausenden. Sie muß durch ihre Aktionen die Dämme niederreißen, die die Bureaukratie der alten Parteien zwischen den sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeitern errichtet hat. Sie muß den Kampf der Arbeiterschaft im Betrieb und in der Gewerkschaft gegen den Lohnabbau organisieren. Sie muß gegen den Fascismus überparteiliche antifascistische Abwehrkartelle organisieren, weil der Kampf gegen den Fascismus nicht die Aufgabe einer Partei allein sein kann. Und sie geht in die Preußenwahl ohne jede Überschätzung der Bedeutung von Parlamenten, allein mit dem Ziel, den Wahlkampf auszunutzen für die Aktivierung der außerparlamentarischen Kräfte der Arbeiterklasse.

K. L. Gerstorff

Roda Rodas Selbstgespräch

Das Satirenschreiben rächt sich —
Freund, du hasts nicht leicht:
Heute bist du glücklich sechzig —
was hast du erreicht?

Von satirischen Produkten
hält die Forschung nichts.
Hinten nur, im Kleingedruckten
denkt sie solchen Wichts.

Deine eigene Gemeinde
anerkennt zuletzt:
Dein Humor „hat selbst die Feinde
niemals roh verletzt".

Sieh dich um! Von Schlangen, Kröten
wimmelt rings die Flur.
Du vermeintest, sie zu töten —
und sie lachten nur.

Kämpe einst, du wutentbrannter!
Zahnlos, ehrenwert —
heute bist du als charmanter
Plauderer bewährt.

Selbst der liebe Peter Panter
nennt dich: abgeklärt.

Daß auch gute Freunde schnöd sind,
Flink im Backenstreich!
Alterweisheit — Altersblödsinn
sehn einander gleich.

Kaum hat sich von Jugendtorheit
leis mein Herz verkühlt,
sagt man mir: ich wäre weise.
Das hat mich aufgewühlt.

Zwei wichtige Filme

Kinofreund, gürte deine schwergeprüften Lenden und eile frohgemut zu Erich Engels zweitem Tonfilm „Fünf von der Jazzband". Sein erster, „Wer nimmt die Liebe ernst", war bereits vielversprechend, aber doch nur ein Staket von Einfällen mit Zwischenraum hindurchzuschaun. Grade was dort fehlte, Atmosphäre und Stimmung, ist diesmal besonders geglückt. Das Klangbild eines Tanzlokals, einer Bühnenprobe, eines Hotelzimmers wird trefflich gezeichnet. Erich Engels Erfolg ist wichtig als ein Erfolg der verschrieenen „intellektuellen" Außenseiter. Eine gelungene Bluttransfusion, das Herz der Produktion klopft schneller. Ohne kunstgewerbliche Verschrobenheiten, ohne krampfhaft aufgesetzte Kurfürstendammpointen, volkstümlich und belustigend, und doch mit der ganzen Sprachkultur der Bühne gemacht. Das Manuskript (Hermann Kosterlitz) liefert eine dankbare Situation nach der andern, der Regisseur läßt keine Figur, vom hinkenden Artistendirektor bis zum cholerischen Polizeibeamten, ohne den Schmuck einer besondern Charakteristik passieren und haucht selbst einem weiblichen Erdenkloß und einem Schaufensterepheben mit Menjoubärtchen lebendigen Odem ein. Das Spiel mit dem Portierlogenfenster oder dem Treppenflurfenster, die geschickt spannungssteigernde Verwendung der Orchestermusik und hundert andre Kleinigkeiten machen den Film vorbildlich. Diese vier Musiker, weich im Gemüt, aber hart im Nehmen, schlagen eine Bresche für den guten Film, und wenn am Schluß die Heldin ebenso plötzlich ins Glück stürzt wie vorher in die Pauke, verläßt man das Kino frischgestärkt für die zwölf nächsten Tonfilmoperetten.

*

Josef von Sternberg und Marlene Dietrich gehen wieder einmal unter die Soldaten. Die antreibenden Hetzrufe der chinesischen Infanteristen hallen einem noch im Ohr, wenn der Film, „Schanghai-Expreß", längst vorüber ist. Eindringlicher noch als in „Marokko" ist die Völkerschau geraten; auch ist sie diesmal weniger bloße Staffage, die Solofiguren werden aus dem Getümmel heraus geboren, tauchen im Getümmel wieder unter — wennschon das Motiv des chinesischen Bürgerkrieges nur in alleräußerlichster Weise dazu dient, eine Liebesgeschichte zu komplizieren. Wieder erleben wir bei Gelegenheit einer primitiven Spielhandlung ein verzaubertes Lichtmeer, eine überirdische Wunderwelt — nicht Abbilder wirklicher Gegenstände sondern aus Schwärze und Helligkeit geronnene Malerphantasien glaubt man zu sehen. Schatten schweben über den Gestalten, über der Lokomotive, Marlene Dietrichs Gesicht ist durch einen schwarzen Schleier schräg zuschraffiert, und wenn die Maschine auf der Station Wasser nimmt, so wirkt das unheimliche schwarze Rohr zwischen Dampfwolken wie ein Nachtgespenst. (Photographie: Lee-Garmes.)

Aber der Genuß an der kunstvollen Verwendung des filmischen Materials wird zur optischen Ausschweifung, weil der Aufwand für einen hohlen, verlogenen Inhalt vertan wird. Je klarer sich herausstellt, daß Sternberg der begabteste Filmhandwerker der Erde ist — jeder seiner Filme gäbe Stoff für ein ganzes Lehrbuch der Filmkunst —, um so erschreckender wird sein Versagen vor dem, was man Schicksal, menschliche Größe, dramatischen Gehalt nennt. Seine Vorliebe für Menschen, die mit Tod und Leben wie mit Zigaretten herumspielen, läßt ihn eisgekühlte Idealtypen schaffen, gänsehaut- und zwerchfellerregend zugleich. Militärarzt und Schanghai-Lili, Rebellenführer und Chinesin sind von einer so penetranten Fischblütigkeit, daß die vertrocknete Engländerin in ihrer Angst um ihr Pekinesenhundchen gradezu als eine Verkörperung orientalischer Leidenschaft wirkt. Im Interesse der Fahrgäste bittet die Eisen-

bahndirektion, Morde und Liebesschwüre tunlichst geräuschlos vollziehen zu wollen. Wenn einer die Frau, die er über alles liebt, nach Jahren plötzlich wieder sieht, murmelt er einige lustlose Sätze durch die Zähne. Die mimische Unbeweglichkeit dieser unaufhörlich von den Gefahren der Erschießung, der Folterung und des unfreiwilligen Beischlafs bedrohten Paramount-Menschen muß Buster Keaton, den Star der Konkurrenzfirma, vor Neid erblassen lassen. Im Gegensatz zu dem üblichen Kitsch hemmungsloser Gefühlsaufwallung hat Sternberg den Kitsch der Diskretion erfunden. Er, der den geringsten Chargenspieler mit einer Behutsamkeit und Zurückhaltung führt, so daß kein unechter Ton durchgeht, veräußerlicht seine Heldin, Marlene Dietrich, immer mehr zur wachsbleichen Eismeernixe. Sie gibt einerseits zu viel, indem sie pausenlos nervös-ironisch mit den Augen rollt, andrerseits zu wenig, indem sie die innere Wärme und Leidensfähigkeit nicht merken läßt, die ihre äußere Kälte erst sinnvoll machen würden. Sie ist gänzlich erstarrt. Sie kann nicht mehr gehen, ohne mit den Hüften zu wiegen, sie kann nicht mehr stehen, ohne mit dem Arm hoch herauf zum Türrahmen zu langen. Sie sollte sich vier Wochen am kalifornischen Strand erholen und dann schleunigst in einem Lustspiel als sanfte Hausfrau mit zwei Kindern und Kleinviehzucht auftreten; sonst wird sie zwar eine immer edlere Kokotte aber eine immer schlechtere Schauspielerin werden.

Rudolf Arnheim

Diskretion

Filmfreundin Lulle: Der von Ihnen genannte Studienrat steht zu dem gleichnamigen Filmschauspieler in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis. Über die Konfession von Siegfried Arno können wir keine Auskunft geben.

‚Film-Woche'

Laßt Pädagogen sprechen!

Wir Jungen von heute ruhen sicher und geborgen in der Obhut von fürsorglichen Lehrern und Erziehern. So sagt man! Und wer diese „Tatsache" nicht glaubt, der kann sich an Hand folgender pädagogischer Aussprüche davon überzeugen:

„Die Jugend hat die Aufgabe zu warten, bis sie älter wird."

Lehringenieur einer großen Fabrik

„Sport ist Unsinn, den hat es früher auch nicht gegeben."

Rektor einer Realschule

„Ich erwarte von meinen Schülern, daß sie in ihrem Tanzkurs nur gute bürgerliche Mädchen aufnehmen."

Rektor einer Oberrealschule

„Ich gestatte es meinen Schülern nicht, daß sie mit Volksschülern oder Realschülern verkehren."

Rektor eines Gymnasiums

„Man muß der Jugend oft bewußt Scheuklappen aufsetzen."

Rektor eines Gymnasiums

Mehr wird wohl kaum nötig sein? Jetzt muß es jeder glauben, daß wir Jungen wohl geborgen sind.

Peter Ehrlich

Deutsch sein, heißt eine Sache ...

Zu Beginn des vorigen Jahres hat die Underwood Typewriter Company, die führende Gesellschaft des amerikanischen Konzerns Underwood-Elliott-Fisher, für den Betrag von rund einer Million Dollars die Aktienmajorität der Mercedes-Bureaumaschinen Aktiengesellschaft in Zella-Mehlis gekauft. Der Grund für die Amerikaner war weniger die Übernahme von Fabrikation und Vertrieb deutscher Schreibmaschinen als der Erwerb der deutschen Patente für elektrische Schreib- und Buchungsmaschinen. Man will, wie aus amerikanischen Fachzeitschriften hervorgeht, in Zella-Mehlis Underwood-Schreibmaschinen für den Verkauf in

Deutschland und Mitteleuropa herstellen. Ein Vorgang also, wie er ähnlich zum Zusammenschluß Opels mit General-Motors geführt hat.

Dieser Verkauf einer deutschen Firma an die ausländische Konkurrenz wird von der Mercedes-Bureaumaschinen Aktiengesellschaft in ganzseitigen Anzeigen in der Tagespresse als „besonders für Deutschland von volkswirtschaftlich ganz allgemeinem Interesse" hingestellt:

> Mercedes ist stolz darauf, daß deutsche (im Original fett gedruckt!) Ingenieure, deutsche Kaufleute und deutsche Arbeiter mit ihren Erzeugnissen das Ansehen erringen konnten, das den größten Konzern unsrer Branche in der Welt, die Underwood - Elliott - Fisher - Company, bewog, mit Mercedes Vereinbarungen zu treffen, die uns die Möglichkeit geben, deutsche Produktionsstätten weiter zu vergrößern, deutschen Arbeitern in steigendem Maße Beschäftigung zu geben.

Dermaßen stolz ist die Mercedes - Bureaumaschinen - Aktiengesellschaft auf ihre Leute, daß sie am 30. Juni rund 50 Prozent der technischen Angestellten, etwa 30 Prozent aller Angestellten, gekündigt hat. Man hat weiter, wohl um das „volkswirtschaftlich ganz allgemeine Interesse" deutlich aufzuzeigen, in den letzten Monaten eine Menge Arbeiter entlassen und die Arbeitszeit für die verbleibenden auf vierundzwanzig Stunden in der Woche herabgesetzt.

Den Besuch der Stempelstelle nennt die Mercedes-Bureaumaschinen-Aktiengesellschaft demnach „Beschäftigung in steigendem Maße". Was zum Teufel haben ihre deutschen Arbeiter denn vor ihrer Entlassung im Betriebe gemacht?

Martin Chr. Sander

Sittliche Autarkie oder: Wir machen uns unsern Dreck alleene!

Vereinigung für sittliches Volkswohl. Der 22. Jahresbericht der Kantonalen Zürcher Vereinigung für sittliches Volkswohl und ihres ständigen Sekretariats, das der Vereinigung unterstellt und vom Schweizerischen Nationalkomitee gegen den Mädchenhandel, vom Bunde gegen die unsittliche Literatur und von weiteren auf dem Gebiete der Sittlichkeit arbeitenden Vereinen, Behörden und Privaten unterstützt und ihnen dient, liegt vor. Im Berichtsjahre 1931 machte der Vereinigung die sexuelle Anreizungsliteratur viel zu schaffen, die massenweise vom Auslande angeboten wird. Auch die Bundesanwaltschaft hatte mit diesen Produkten zu tun und bemühte sich, fremdländisches Material von der Grenze fern zu halten.

Fürst und Kollege

Im elbinger Hausbesitzerverein, der alle zwei Monate eine Sitzung mit aufklärenden Vorträgen abhält, um die Mitglieder nach Möglichkeit vor Schaden zu bewahren, gedachte am Freitag abend im Gewerbehaus der Vorsitzende, Herr Lehrer Schröder, des Dichterfürsten Goethe, der uns vor hundert Jahren verließ und der durch eine Schenkung seines Landesherrn auch Hausbesitzer war.

'Elbinger Zeitung'

Was es alles gibt

N. N., Oberstudienrat
1. Vorsitzender des Sächsischen Landesverbandes von Altschülerschaften an nichthumanistischen neunklassigen Schulen.

Liebe Weltbühne!

In Rußland unterhalten sich zwei Juden über die Aufbauarbeit der Sowjets. Da sagt der eine zum andern: „25 Jahre möchte ich doch noch leben." „Warum denn grade 25?" „Nu, weil ich gern noch erleben möchte, wie die Pjatiletka erfüllt wird."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Liga für Menschenrechte. Montag 20.30. Reichswirtschaftsrat, Bellevuestr. 15: Weltkriegsbücher im Kampf um die Menschenrechte. Es spricht: Walter A. Berendsohn-Hamburg. In der Diskussion: Theodor Plivier und Konrad Seiffert. – Ausstellung „Der politische Terror" von Dienstag bis Sonnabend im Pschorrhaus, Potsdamer Platz.

Neue Filmgruppe. Montag 20.00. Sophiensäle, Sophienstraße: „Warum darf im Tonfilm die Wirklichkeit nicht gezeigt werden?" Es sprechen: Rudolf Arnheim, S. Th. Dudow, Hanns Eisler, Ernst Ottwalt und Hans Rodenberg.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (25.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27.: Individualpsychologische Heimerziehung. Sophie Freudenberg.

Gruppe der Geistesarbeiter in der IAH. Montag (25.) 20.00. Alter Askanier, Anhaltstraße 11: Intellektueller Scheinradikalismus.

Erfurt

Weltbühnenleser. Montag (25.) 20.00. Zusammenkunft Konditorei Horst Kohl, Kaiserplatz. Rauchzimmer, runder Ecktisch. (Wer verhindert ist und an spätern Zusammenkünften teilnehmen möchte, hinterlasse seine Adresse in dem angegebenen Lokal.)

Bücher

Paul Dietrich: Krieg in China, Intervention, Weltkrieg. (0,10 RM.) Carl Hoym, Hamburg.
Alfred Döblin: Giganten. S. Fischer, Berlin.
John Dos Passos: Auf den Trümmern. S. Fischer, Berlin.
Alexander Lernet-Holenia: Ljubas Zobel. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Jack London: Meuterei auf der Elsinore. Universitas-Verlag, Berlin.
E. A. Rheinhardt: Josephine. S. Fischer, Berlin.
Tscha-De: Hölle über Schanghai. (0,10 RM.) Carl Hoym, Hamburg.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 19.20: Wiederkehr oder Ende des Kapitalismus? Redakteur Miks und Fritz Tarnow. — Mühlacker 19.30: Der Mann ohne Ausweis, Erzählung von Bernard v. Brentano. — Berlin 19.40: Otto Bernhard Wendler liest. — Königsberg 20.25: Kleists Prinz Friedrich von Homburg — Mühlacker 21.00: Modest Mussorgsky. — Breslau 21.40: Der verschobene Taktstrich, Hans Reimann. — **Mittwoch.** Langenberg 18.40: Manfred Sturmann liest Gedichte. — Berlin 20.00: Wie man einen Kriminalroman zu lesen hat, Hans Reimann. — Hamburg 20.45: Das musikalische Ringen um Goethe. — Königsberg 21.40: Dichterstimmen der Gegenwart. — Berlin 22.30: Irland — Englands große Sorge, Zeitbericht von Actualis. — **Donnerstag.** Berlin 18.15: Die Lebensbedingungen des Bühnenautors, Ludwig Fulda. — München 20.50: Gespräch vom Film, Wolfgang Petzet. — Leipzig 21.30: Bilderbuch Mississippi. — **Freitag.** Berlin 17.50: Gustav Stresemanns Vermächtnis, Felix Hirsch, — Mühlacker 18.25: Fransösische Menschen, Hermann Wendel. — München 18.45: Moden und Methoden der Heilkunde, Julian Marcuse. — 20.45: Gogols Revisor. — Leipzig 21.00: Ernst Berlachs Sündflut. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Lutz Weltmann. — **Montag.** (25.) Langenberg: Raub der Sabinerinnen. Hörspiel von Hans Reimann.

Antworten

Jurist. Es besteht keinerlei Veranlassung, das, was in dem Scheringer Prozeß herausgekommen ist, als ein „Urteil" zu respektieren. Das ist kein Urteil, sondern die Meinung eines Clans von Reaktionären. Das Reichsgericht, bestehend aus Juristen, auf deren Wahl nur eine kleine Gruppe von Menschen von Einfluß ist, repräsentiert nichts als die Interessen eines gewissen Bürgertums. Seine Sprüche können mit Gewalt vollstreckt werden — seine Sprüche können uns nicht berühren. Wer sind diese Richter, die abgeschieden von der Welt leben? Und die nur dann Zugang zur Welt haben, wenn es sich darum handelt, die böseste Reaktion zu begünstigen? Über jeden Zettel Scheringers wird des langen und breiten diskutiert —: daß die Nazis Brunnen vergiften, Postgebäude besetzen, Telephone sperren wollten, das hat das Reichsgericht bisher nicht gesehn. Es will nicht sehn. Es lohnt nicht, sich mit diesen Leuten ernsthaft zu befassen. Es gibt keine Reform dieses Gerichts, die nicht die Absetzbarkeit dieser Richter zur Voraussetzung hätte. Die Talare dieser Richter sind rot, wie das Blut, das durch die Duldung des weißen Terrors in Deutschland vergossen wurde.

Schriftsteller. Deine Kollegen sprechen viel von gewerkschaftlicher Solidarität und Kollektivgeist. In der Praxis aber erblickt man Dauerringkämpfe erboster Ortsgruppen, und vom kleinsten und gemeinsten Mann bis rauf zum Kapitän möchte sich jeder seinen Kram allein machen. In der Protestversammlung der „Deutschen Liga für Menschenrechte" wurde von einigen Rednern auf die Leidensgeschichte des Gnadengesuchs hingewiesen, das die deutsche Gruppe des Pen-Klubs für Carl von Ossietzky hatte einreichen wollen. Nach den Veröffentlichungen des ‚Berliner Tageblatts' steht es so, daß der Pen-Klub, wie er auch seinerzeit dem Anwalt der ‚Weltbühne' schriftlich mitteilte, Anfang Februar beschlossen hatte, ein eignes Gnadengesuch an den Reichspräsidenten abzusenden. Walter Bloem, der Vorsitzende, der die Erledigung aus persönlichen und politischen Gründen verzögert haben sollte, ist durch eine Erklärung Walther von Hollanders entlastet worden, wennschon die Tatsache bestehen bleibt, daß der Pen-Klub ihm auf Grund des Vorfalls den Vorsitz entzogen hat. Zwei Monate lang hat der Briefträger das Gesuch zwischen erstem Vorsitzendem, zweitem Vorsitzendem, Schriftführer und Schatzmeister hin- und hergetragen, bis es zu spät war. Wichtiger als Einzelheiten der Schuldfrage scheint, daß hier wieder einmal aus Mangel an Gefühl dafür, welche Stärke im Zusammenschluß liegt, eine Schriftstellerorganisation versagt hat. Es langt nicht einmal zu der selbstsüchtigen Überlegung: Was heute den andern trifft, kann morgen dich treffen. Solange das so liegt, werden die Gegner der Schriftsteller immer leichtes Spiel haben.

Abgeordneter Schulz-Wilmersdorf. Sie senden uns zu dem Artikel von W. Colepepper in Heft 10 den nachstehenden Brief: „In einer Ihrer Nummern vom Monat März bringen Sie die wörtliche Übersetzung eines Sensationsberichts, der hier in der kommunistischen Zeitschrift ‚Le Monde' erschienen war. Ich weiß nicht, ob Ihr Blatt einen ständigen Vertreter in Paris unterhält. Aber ich kann Sie beglückwünschen zu der peinlichen Gewissenhaftigkeit Ihres Gewährsmannes, der eine an sich schon reichlich phantasiebegabte französische ‚Erzählung', die mehr ins Gebiet der neuromantischen Literatur als in das der realen Politik gehört, ohne eignen Zusatz, Kritik oder Andeutung wortgetreu an Sie weitergereicht hat. Ihr Blatt schreibt, daß der Hitlerfreund Baron Fabre-Luce mich als Abgesandten Hitlers in jene politischen Salons habe einführen wollen, wo man heute scharfe Propaganda für die Habsburger treibe. Nun, ich darf dazu bemerken, daß ich als langjähriger Verfechter völkischer Ideen durch Überzeugung

und Parteidisziplin gehalten bin, nur in solchen Kreisen hier zu verkehren, in denen die völkischen Ideale lebendig sind. Die von Ihnen erwähnten Salons werden weder von Baron Fabre-Luce noch von mir besucht. Wo fossile Träger reaktionärer Weltanschauungen Gedanken feilbieten, die schon lange ins Museum der politischen Geschichte Europas gehören, wären wir beide als revolutionäre ‚Racisten' nicht am Platze. Man findet uns nur in solchen Salons, wo Jugend und politische Unvoreingenommenheit mit den Problemen der Zukunft ringen. Ferner trifft Ihre Behauptung, daß die Regierung Laval mich habe sondieren lassen, nicht zu. Denn erstens habe ich grundsätzlich weltanschaulich mit der Regierung Laval, die inzwischen abgetakelt ist, nicht das mindeste zu tun gehabt. Und zweitens hätte ich mich schon aus dem einfachen Grunde nicht sondieren lassen, weil mir ein offizieller Auftrag, mit amtlichen Kreisen hier in Fühlung zu treten, nicht erteilt worden war. Ich bedauere es aufrichtig, daß Ihr Blatt das Opfer einer kommunistischen Mystifikation geworden ist, die dadurch nicht an Tatsachenwert gewinnt, daß sie im anmutigen Stilgewande nach Art Fouquéscher Feenmärchen einherschreitet." Wir freuen uns, daß Herr Schulz-Wilmersdorf einen „racistischen" Salon in Paris gefunden hat. Er würde unsre Genugtuung vervollständigen, wenn er uns die Adresse mitteilte. Auf seine sachlichen Ausführungen dürfte Colepepper demnächst zurückkommen.

Perser. Sie haben nicht zuhören können? Weil bei diesem lächerlichen Prozeß die Öffentlichkeit ausgeschlossen war? Weswegen? Wegen Gefährdung der Staatssicherheit. Das ist ein Mißbrauch dieses Paragraphen der Strafprozeßordnung. Es bürgert sich jetzt immer mehr ein, allemal dann, wenn sich ein paar Beamte blamiert haben oder eine Blamage fürchten, den Staat vorzuschieben, das mystische Ding. Wie hoch ist der gesamte Außenhandel mit Persien? Welche Staatsinteressen hängen davon ab, ob ein Perser zu Recht oder zu Unrecht ausgewiesen wurde? Ob der Schah von Persien beleidigt wurde oder nicht? Mit der Staatssicherheit hat das alles gar nichts zu tun. Solange aber die meisten Deutschen auf den Götzen Staat schwören, hinter dem sich ganz andre Dinge verbergen, so lange wird das wohl so bleiben. Es soll nicht so bleiben.

Rundfunkhörer. Was Ernst Toller Ihnen über Spanien zu erzählen hatte, dürfen Sie nicht hören. Obwohl die Vorträge bereits genehmigt waren, wurden sie im letzten Augenblick abgesetzt, weil dem Auswärtigen Amt plötzlich Bedenken kamen. Andern Ländern, besonders Rußland, gegenüber pflegt man nicht so zartfühlend zu sein. Daß man aber, wie bei der ersten Veranstaltung, den Autor vorschiebt und sagt, er sei verhindert zu lesen, statt offen zuzugeben, daß politische Bedenken den Vortrag unmöglich machen — zeigt zugleich, daß die Rundfunkleitung nicht einmal das bißchen Mut aufbringt, zu ihren Zensurmaßnahmen zu stehen. Wir werden im nächsten Heft mit der Veröffentlichung von Tollers Serie über Spanien fortfahren.

Sammler. Die ersten beiden Artikel der in dieser Nummer abgeschlossenen Reihe „Moskau 1932" von E. J. Gumbel sind in den Heften 11 und 14 erschienen.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Preußen wird Unordnungszelle

von Hellmut von Gerlach

Am 9. April schrieb die ,Preußische Landeszeitung', das offizielle Organ der Deutschnationalen Berlins:

„Der Plan des Braun-Systems, die Geschäftsführung für die Wahl des neuen Ministerpräsidenten noch im letzten Augenblick zu ändern, ist aufgegeben; dem Zentrum wurde klar, daß die Deutschnationalen im gleichen Augenblick mit schärfsten Gegenmitteln, Mißtrauensaktionen und ähnlichen Abwehrmaßnahmen antworten würden."

Der Plan war nicht autgegeben. Das deutschnationale Organ war nur in jeder Beziehung schlecht berichtet und schlecht beraten. Am 12. April wurde die neue Geschäftsordnung vorgelegt und glatt an demselben Tage angenommen. Statt die angekündigten „schärfsten Gegenmittel" zu ergreifen, absentierten sich die Deutschnationalen im Gefühl ihrer Ohnmacht samt ihren Hilfstruppen. Die Regierung siegte ohne Kampf.

Dieser Sieg war von höchster Bedeutung.

Nach der alten Geschäftsordnung war bei der Wahl des Ministerpräsidenten im zweiten Wahlgang nur relative Mehrheit erforderlich. Eine Rechtskoalition ohne absolute Mehrheit hätte den neuen Ministerpräsidenten stellen können.

Die neue Geschäftsordnung verlangt absolute Mehrheit.

Nach der alten Geschäftsordnung hätte das Wahlergebnis vom 24. April ohne weiteres einen nationalsozialistischen Ministerpräsidenten zur Folge gehabt.

Nach der neuen — bleibt das Ministerium Braun als Geschäftsministerium. Natürlich nur unter der Voraussetzung, daß die neue Geschäftsordnung nicht wieder in die alte zurückrevidiert wird.

Das könnte nur mit Hilfe der Kommunisten geschehen. Ohne ihre, zum mindesten duldende, Mitwirkung ist eine solche Rückwärtsrevision nicht möglich. Wird ihr Haß gegen Braun soweit gehn, daß sie einem braunen Ministerium in den Sattel verhelfen?

Sie sind das Zünglein an der Waage. In ihrer Hand liegt es, ob sie den von jetzt an sonst labilen Zustand in Preußen in einen stabilen im Sinne der Stabilisierung des Fascismus verwandeln wollen.

Die Nationalsozialisten haben einen gewaltigen Erfolg errungen. Trotzdem hängt die politische Zukunft Preußens und damit Deutschlands nicht von ihnen, sondern von den Kommunisten und dem Zentrum ab.

Für die Kommunisten kann die Frage natürlich nur so lauten: Fördern wir die Weltrevolution besser durch Verhinderung oder durch Begünstigung einer fascistischen Machtergreifung?

Vielleicht denken sie bei Preußen doch an Italien.

Für das Zentrum bedeuten die nächsten Monate eine Feuerprobe.

Hitler wird ihnen die größten Konzessionen machen. Er sieht sich endlich einmal vor dem Punkt, zwar nicht die Macht ergreifen, aber doch an der Macht teilhaben zu können. In Preußen winken seinen Anhängern für diesen Fall unzählige Posten. Man kann sich vorstellen, wie ihn seine beutehungrigen Edelnordiker bedrängen werden, daß er ihnen endlich den Zutritt zur Futterkrippe freigebe.

Hitler wird also stärkste Neigung haben, seinen grundsätzlichen Kampf gegen die schwarzrote Front in ein Bündnis mit den Schwarzen gegen die Roten umzubiegen. Natürlich muß der Wotanskult gewisser seiner Anhänger verleugnet, Alfred Rosenberg mit seiner Kritik am Christentum an die Kette gelegt, die Satansbibel wieder in eine Gottesbibel umgetauft, vielleicht sogar Herr Röhm pensioniert werden. Aber dies Pentagramm wird Hitler keine Pein machen. Er ist kein Luther. Er kann auch anders.

Die Frage ist nur, ob das Zentrum ebenso revisionsfreudig sein wird wie er. Wenn Heß noch lebte! Aber er lebt eben nicht mehr.

Die Gefahr für die Zukunft Preußens ruht jetzt beim Zentrum. Diese Gefahr übersteigt die berühmten 51 Prozent des Generals von Lossow.

Beschworen werden könnte diese Gefahr wohl nur durch Brüning.

Vielleicht ist es gut, daß er grade in dem Augenblick in Genf ist, wo dort die Nachricht eintrifft, daß die deutschen Fascisten die weitaus stärkste Partei Deutschlands geworden sind. Die Nachricht wird natürlich wie eine Brisanz-Granate auf den internationalen Aeropag wirken. Herr Tardieu wird sich die Hände reiben: Wie gut, daß ich, entgegen den Wünschen meiner Linken, meine Wahlen erst auf den 1. Mai angesetzt habe! Bisher standen die Aussichten für Sozialisten und Radikale, für Blum und Herriot glänzend. Nun muß sich alles, alles wenden. Hitler ante Portas Berolini! Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn dieser Wählerschreck nicht wieder ein französisches Rechtskabinett heraufführt.

Brüning ist nicht bloß Außenminister. Er muß grade in diesen Tagen Außenpolitik machen, für Deutschland wichtigste Entscheidungen in Sachen Reparationen und Abrüstung vorbereiten. Er wird, wenn nicht hören, so doch fühlen, daß für Genf alles darauf ankommt, ob er dort als Vertreter eines friedenwilligen und demokratischen Deutschland oder als heimlicher Bundesgenosse der deutschen Mussolini-Imitation auftritt.

„Es muß anders werden." Unter dieser Parole haben 8 Millionen Preußen am 24. April für Hitler gestimmt.

Ist Brüning derselben Meinung, dann wird es weder in Sachen Reparationen noch in Sachen Abrüstung für Deutschland anders werden.

Dank vom Hause Hindenburg

von Carl v. Ossietzky

Die republikanischen Wähler Hindenburgs haben ihren Lohn weg. Kaum eine Woche nach der Wiederwahl des Herrn Reichspräsidenten wird der Öffentlichkeit ein Brief von ihm an den Reichsinnenminister übergeben, in dem anknüpfend an das Verbot der SA. verlangt wird, daß auch die von andern Parteien unterhaltenen ähnlichen Organisationen der gleichen Behandlung verfallen sollen. Das ist für die gesamte Rechte und ihre Anhängsel das Stichwort, das Verbot des Reichsbanners Schwarzrotgold zu fordern. Der Reichspräsident beruft sich dabei auf ihm übergebenes Belegmaterial, das, wie sich bald herausstellt, vornehmlich aus Zitaten der deutschnationalen ‚Berliner Börsenzeitung' stammt. Der Reichspräsident wünscht Prüfung unter Berufung auf seine Pflicht, sein Amt unparteilich auszuüben und die gleichmäßige Anwendung der Gesetze zu überwachen.

Wir leben in einem wohlgeordneten Staate. Das Gesetz, das, nach Anatole France, in seiner majestätischen Gleichheit, den Armen wie den Reichen verbietet, um Brot zu betteln und nachts unter den Brücken zu schlafen, dieses Gesetz gebietet auch die gleichmäßige Behandlung der Loyalen wie der Aufsässigen, die Entwaffnung aller, die für wie gegen die Regierung die Hand erheben. Wie der Prinz von Homburg vor ein Kriegsgericht kommt, weil er in einer den Vorschriften widersprechenden Weise gesiegt hat, so wird das Reichsbanner mit der Auflösung bedroht, weil es sich, ohne befugt zu sein, die Verteidigung des Staates und seiner Verfassung angemaßt hat. Wenn der Staat seine Feinde unterwerfen oder vor ihnen kapitulieren will, so geht das nur seine zur Wahrung der Autorität beamteten Hüter an. Die Untertanen haben da nicht dreinzureden.

Die Bekanntgabe des Hindenburgbriefes hat einen Konflikt geschaffen, dessen Maße und Ausgang sich noch nicht übersehen lassen. Zweifellos handelt es sich um eine neue Verschwörung zum Sturze der gegenwärtigen Regierung und zur Herbeiführung eines Rechtskabinetts. Vielleicht gelingt es Brüning auch, das Ärgste abzubiegen und eine allgemeine Krise zu verhindern. Unabhängig von dem Abschluß dieser Episode aber steht die nicht fortdiskutierbare Feststellung, daß die erste merkbare Handlung des wiedergewählten Reichspräsidenten eine Abschüttelung seiner republikanischen Wähler bedeutet. Das ist der Dank des neubestätigten Reichsoberhauptes an diejenigen, die zum großen Teil mehr der Parteidisziplin als der innern Überzeugung folgend, seinen Triumph vom 10. April ermöglicht haben. Ohne die Eiserne Front wäre die Kandidatur Hindenburg von Hitlers SA. einfach in die Masurischen Sümpfe gefegt worden.

Die Quittung, die die gutgläubigen Republikaner erhalten, ist streng aber nicht ungerecht. Gegen soviel Dummheit gibt es nur Stockprügel. Sie haben, ohne zu fragen, ohne zu fordern, für einen Mann gekämpft, der gefühlsmäßig zur andern Seite gehört und nach seiner ganzen Vergangenheit nichts

andres sein kann als ein konservativer Militär. Sie haben den Wahlkampf so geführt, als ginge es nicht um einen Menschen, der Politik, also Menschenwerk, zu verrichten hat, sondern um eine Gestalt aus der heroischen Legende. Sie haben nicht den Präsidenten einer demokratischen Republik gewählt, sondern einen unumschränkten Monarchen. Alle Vollmachten, die sie ihm jubelnd und kritiklos mitgegeben haben, kehren sich nun in ihrer ganzen Schwere gegen sie selbst.

Die republikanischen Blätter, denen der Schreck in die Knochen gefahren ist, suchen die Veröffentlichung des Briefes auf eine Intrige unkontrollierbarer Elemente zurückzuführen. Uns scheint die Frage, was mit dem Briefe gemacht wurde, weniger wichtig zu sein als die andre, wie er überhaupt geschrieben werden konnte. Herr von Hindenburg mag der richtige Präsident für Deutschland sein, das soll nicht bestritten werden, jedenfalls hat er nicht die richtigen Wähler gefunden, das dürfte wohl selbst der sozialdemokratischen Parteizentrale heute einleuchten.

Die Republik setzt die absolutistischen Traditionen der wilhelminischen Zeit fort. Die Kaiserreden, die Daily-Telegraph-Affäre fanden immerhin noch stürmischen Widerspruch. Der Monarch von Gottes Gnaden stand nicht so unangefochten da wie der Präsident der Republik, den ein neues Byzantinertum auf Goldgrund setzt und dem es ein Szepter in die Hand drückt. Dauer und Festigkeit sollten durch die Wiederwahl Hindenburgs verbürgt werden. Heute, zwei Wochen nach dem 10. April, weht schon wieder Krisenluft, und der Wiedergewählte selbst gefährdet das Regime, zu dessen Erhaltung er gewählt wurde. Wir wissen von dem Vorhandensein einer Kamarilla, aber wenig von ihrer Zusammensetzung. Unsichtbare Hände greifen in das Geflecht der offiziellen Politik ein und versuchen Hitler, den vorn Hinausgeworfenen, über die Hintertreppe zurückzuführen.

Ein hoher frankfurter Richter hat dieser Tage mit der gewinnenden Offenheit, die diesen unabhängigsten aller Stände auszeichnet, den Herrn Reichspräsidenten als zu bejahrt für sein schweres Amt bezeichnet. Von einem Manne in diesem Lebensalter sei kein selbständiges Urteil mehr zu erwarten, das sei gegen die Natur. Wir haben wiederholt der gleichen Meinung, wenn auch etwas dezenter, Ausdruck gegeben, da wir nicht so gut gegen den Zugriff des Gesetzes gesichert sind wie ein richterlicher Beamter. In der Tat wird damit aber nur eine Selbstverständlichkeit ausgesprochen. Hindenburg, der ohnehin Politikfremde, ist von einer Clique blockiert, die Förderung des Fascismus meint, wenn sie ihm „gleichmäßige Anwendung der Gesetze" anrät.

Selten ist ein Siegesrausch so unvermittelt in den Kater übergegangen wie der nach dem 10. April. Wer aber soll jetzt die traurige Wahrheit sagen? Die ganze Linke ist mitschuldig. Die Führer sind die Gefangenen der eignen Propagandaphrasen, sie können den Massen nicht eröffnen, daß diese Hindenburgwahl ein Fehler war, dessen erste Folgen schon eine Woche später sichtbar werden.

Krisenkongreß von K. L. Gerstorff

Der ‚Vorwärts' brachte in der letzten Woche einen kurzen Aufsatz unter dem alarmierenden Titel: „Steigt die Arbeitslosigkeit?" Dort heißt es:

„Die Reichsanstalt wies für den Monat März einen Rückgang der Arbeitslosigkeit um rund 100 000 Arbeitsuchende auf. In dem Kommentar der Reichsanstalt für die zweite Märzhälfte wurde der im Verhältnis zum Vorjahr wesentlich geringere Rückgang der Arbeitslosigkeit u. a. damit erklärt, daß mit dem Eintritt der milden Witterung viele Arbeitsuchende auf dem flachen Lande, die während der Wintermonate nicht zur Kontrolle gekommen waren, sich wieder gemeldet hätten und daß dieser Zustrom die Entlastung auf dem Arbeitsmarkt geringer erscheinen habe lassen, als sie tatsächlich gewesen sei.

Dagegen weist der ‚Vorwärts' darauf hin, daß nach der Statistik des ADGB. die Arbeitslosigkeit im Monat März sogar noch etwas zugenommen habe. Insgesamt stieg der prozentuale Anteil der Arbeitslosen im Monat März von 44,9 auf 45,2 Prozent, der der Kurzarbeit blieb mit 22,1 Prozent unverändert. Bei Frühlingsanfang war also nur ein Drittel der gewerkschaftlich Organisierten voll beschäftigt, und es ist nicht anzunehmen, daß sich dies im Laufe des Sommers beträchtlich bessern wird. Gewiß, die Landwirtschaft nimmt einige Hunderttausend auf; aber an eine erhebliche Bautätigkeit ist nicht zu denken, weil die Pleite der öffentlichen Finanzen zu groß ist.

Was für Hoffnungen sind auf die amerikanische Kreditausweitung gesetzt worden, die verstärkte Kredite an die Produktion dadurch ermöglichen sollte, daß die Vorschriften für die Golddeckung gemildert wurden. Wir haben jetzt genügend zeitlichen Abstand, um festzustellen, daß diese Hoffnungen auf die amerikanische Ankurbelung völlig verfehlt waren. In Deutschland steht es nicht anders. Die Entwicklung des Außenhandels im ersten Vierteljahr 1932 verlief viel schlechter als 1931, die Produktion ist weiter rückläufig, und die amtliche Publikation der Aktienkurse hat gezeigt, wie schlecht man die Aussichten einer Ankurbelung der industriellen Produktion beurteilt So wird die Arbeitslosigkeit von etwa sieben Millionen — offiziell sechs Millionen —, die wir im Winter hatten, der Durchschnitt für 1932 werden. Und es ist daher kein Zufall, daß die freien Gewerkschaften einen Kongreß einberufen haben, der lediglich der Frage der Arbeitsbeschaffung gewidmet sein sollte.

Interessant war die Vorgeschichte der Einberufung dieses Kongresses. Die Delegierten wurden nicht etwa gewählt durch Urwahl der freigewerkschaftlich organisierten Arbeiter, sondern es wurde bestimmt, daß die Delegierten, die im vorigen Jahr beim Gewerkschaftskongreß in Frankfurt waren, zu dem berliner Kongreß kamen — mit Ausnahme zweier Oppositioneller, die man geschickt fernzuhalten wußte. Warum hat man nicht die breiten Massen der Arbeiterschaft die Delegierten wählen lassen, wo doch im Mittelpunkt des

Kongresses die Frage stand: Wie kann man Arbeit schaffen? Sehr einfach: wenn man nämlich in den Jahren 1924—28 innerhalb der freigewerkschaftlich Organisierten eine geheime Abstimmung veranstaltet hätte: Seid ihr mit der Politik eurer Führung einverstanden — so hätte die Gewerkschaftsführung wahrscheinlich eine überwiegende Majorität erhalten, denn damals trat nach dem außerordentlichen Tiefstand der Löhne am Ende der Inflation eine kräftige Aufwärtsbewegung ein. Seit 1929 hat sich das Bild gewandelt. Die gesamte deutsche Arbeiterschaft, die beschäftigte und die unbeschäftigte, verdient heute nur noch etwa halb soviel wie in der Konjunktur. Auf diese Herabsetzung des Lohns hat nun die Gewerkschaftsbureaukratie fast überall nur mit wirkungslosen Protesten reagiert, aber nicht mit großen Streikaktionen. Wenn man daher jetzt innerhalb der fünf Millionen gewerkschaftlich Organisierter eine Geheimurabstimmung machen wollte: Wie steht ihr heute zur Politik eurer Führer — so würden sich die Massen mit überwiegender Majorität gegen die Leitung entscheiden. Das weiß die reformistische Führerschicht. Daher macht sie, wenn irgend möglich, in den großen Verbänden keine Mitgliederversammlungen mehr sondern nur noch Funktionärversammlungen. Daher läßt sie die Delegierten zum Krisenkongreß nicht in geheimer Urabstimmung wählen. Daher vermeidet sie es, den Krisenkongreß zur Aktivierung der breiten Arbeitermassen zu benutzen. Daher fand der Kongreß selbst, zehnfach bewacht, in den deutschen Reichstagsräumen statt, ohne daß die Vertreter der oppositionellen Presse zugelassen wurden. Daher ging der Kongreß nach siebenstündiger Beratung ohne jedes Ergebnis auseinander. Denn das Arbeitsbeschaffungsprogramm der Gewerkschaften kann keinen Ausweg bringen. Es steht völlig auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise, es vermeidet ängstlich, auch nur einen Schritt über sie hinauszugehen. Auf welche Weise können aber heute im Rahmen des Kapitalismus zusätzliche Arbeitsmöglichkeiten geschaffen werden? Nur durch Kreditausweitung. Aber die Milliarden, die man an der einen Stelle für Arbeitsbeschaffung auswirft, müssen an andrer Stelle wegfallen. Die Güter, die durch das Arbeitsbeschaffungsprogramm produziert werden, können — bei gleicher Fassungskraft des Marktes — an andern Stellen nicht produziert werden. Also führen all die Arbeitsbeschaffungspläne, auch wenn es ihre Urheber nicht wollen, zur Inflation. Und die Inflation könnte nur dann vermieden werden, wenn die Ausführung des Arbeitsbeschaffungsprogramms, die gleichzeitig mit Kreditausweitung verbunden sein müßte, in einen Zeitraum fällt, wo das Tief der Produktion bereits erreicht ist, wo die Wiederankurbelung der Produktion bereits einsetzt, wo der Wiederanstieg beginnt und die Arbeitsbeschaffung dann nur die Funktion hat, diesen Anstieg möglichst früh und möglichst kräftig zu gestalten.

*

Diese Situation ist in Deutschland nicht gegeben. Das betonte auch der Gast der freien Gewerkschaften, der frühere

christliche Gewerkschaftler Stegerwald, Arbeitsminister in der Brüning-Regierung. Er stellte ausdrücklich fest, alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß im Jahre 1932 die Weltwirtschaft nirgends einen Aufstieg erleben werde. Und er zog daraus die — vom kapitalistischen Standpunkt aus selbstverständliche — Konsequenz, daß das gewerkschaftliche Arbeitsbeschaffungsprogramm abzulehnen sei. Stegerwald sagt in seiner Rede ausdrücklich (nach dem Bericht der ‚Germania'): „daß der Rückgang der Arbeitslosigkeit in den Frühjahrs- und Sommermonaten des Jahres 1932 ein geringerer sein dürfte als in den vorausgegangenen Jahren, was mit den Kreditschwierigkeiten und dem daraus folgenden großen Betriebssterben zusammenhängt." Wenn aber die Arbeitslosenzahlen stärker werden, wenn das Arbeitsbeschaffungsprogramm der Gewerkschaften abzulehnen ist, was denkt die Regierung zu tun? Nun, in einem Punkte war die Rede Stegerwalds eindeutig positiv, daß nämlich der Lohn der deutschen Arbeiterschaft noch nicht tief genug sei, daß zumindest einige Arbeiterkategorien dem Lohnstand der andern „angeglichen" werden müßten. Die Antwort der Brüning-Regierung, die Antwort des Monopolkapitals auf die weitere Verschärfung der Krise ist also neuer Lohnraub.

Aber Stegerwald hat sich nicht damit begnügt; er hat noch ein andres Rezept; und darauf müssen wir näher eingehen. Als in Deutschland die Arbeitslosigkeit bereits in der Epoche der sogenannten relativen Stabilisierung zwischen 1924 und 1928 immer größer wurde, da kamen manche Professoren für Vulgär- — pardon — für Nationalökonomie und erklärten uns, im Jahre 1932 werde die Arbeitslosigkeit gleich Null sein, denn dann würden die Jahrgänge auf den Arbeitsmarkt kommen, die an Zahl viel geringer seien als die Vorkriegsjahrgänge, da ja im Kriege die Geburtenzahl gesunken sei. Nun, die Arbeitslosigkeit im Winter 1931/32 von sieben Millionen hat diese Neu-Malthusianer genügend decouvriert, die immer noch den Massen einreden wollen, daß die Arbeitslosigkeit vom Geburtenüberschuß herkomme und nicht vom kapitalistischen System. Von dieser physiologischen Betrachtungsweise unsrer ökonomischen Lage hat sich auch Stegerwald nicht frei gemacht, und das gab ihm die Möglichkeit für folgende „theoretischen" Gedankengänge und positiven Vorschläge. (Die Sätze sind im Zusammenhang aus der ‚Germania' zitiert; es ist kein Zwischensatz weggefallen.)

Ich vermag nicht daran zu glauben, daß die industrielle Entwicklung Deutschlands sich wieder in ähnlichem Tempo vollziehen wird wie von der Jahrhundertwende bis an das Ende der Scheinblüte von 1929. Geht man von dieser Annahme aus, dann werden wir wieder zu einer dezentralisierten Siedlungsweise des deutschen Volkes kommen müssen. Wir werden die insbesondere auf dem Lande geborene Bevölkerung verstärkt auf dem Lande festhalten müssen. Zudem stehen wir vor einer total veränderten Bevölkerungsstruktur. Unsre Bevölkerungspyramide zeigt heute das umgekehrte Bild der Vorkriegszeit. Wir werden ein alterndes Volk. Diese Tatsache ist unter anderm auch von fundamentaler Bedeutung für unsre soziale Rentenversicherung. Ich glaube nicht daran, daß wir im ersten Jahrzehnt unsre Rentenversicherung so ausbauen

können, daß unsre alternde Bevölkerung damit ihren Lebensabend fristen kann. Dieser Kreis, der bei einem alternden Volk ständig wächst, muß meines Erachtens verstärkt auf dem Lande oder in dem Vorraum der Städte angesiedelt werden, damit sie neben ihrer Rente ihre Kartoffeln, ihr Gemüse, ihr Obst, ihren Eierbedarf selbst produzieren können. Damit läßt sich erzielen, daß diese Menschen besser leben können als in den Großstädten und auch die zusätzliche Wohlfahrtspflege eine Entlastung erfährt. An der Spitze dessen, was die Reichsregierung für die Arbeitsbeschaffung beabsichtigt, steht daher die verstärkte Förderung der ländlichen Siedlung und die Fortsetzung der städtischen Vorraumsiedlung.

Es ist ein alter Satz: Wenn die Ökonomie nicht mehr klappt, dann wird ein Teil der Ökonomen zu Romantikern. Als die ersten kapitalistischen Überproduktionskrisen ausbrachen, schrieb Sismondi seine bekannten Bücher, in denen er empfahl: zurück zur vorkapitalistischen Wirtschaft, zurück zum Handwerk. Der Kapitalismus hat das nicht getan; er hat unter ständiger Steigerung seiner Widersprüche die kapitalistische Produktionsweise über die ganze Welt getragen. Und heute, wo sich der Niedergang des Kapitalismus immer deutlicher bemerkbar macht, wird Rousseau wiedergeboren. Vor der Rationalisierung will sich Stegerwald aufs Land flüchten. Aber ebenso wenig wie der beginnende Hochkapitalismus zurückgeschraubt werden konnte auf die handwerkliche vorkapitalistische Produktion, ebenso wenig kann der Weltkapitalismus heute in seiner Weiterentwicklung gehemmt werden durch landwirtschaftliche Siedlung. Stegerwald hat niemals über den Kapitalismus hinausgedacht, er kann sich keine andre Produktionsweise vorstellen als die kapitalistische. Werden ihre Widersprüche stärker, dann antwortet er romantisch-reaktionär. Die freien Gewerkschaften stehen programmatisch auf anderm Boden, aber sie wollen heute im besten Fall auf der Stelle treten. Daher bringen sie Pläne, die nicht realisierbar sind, Pläne, die den Kapitalismus als Hochkapitalismus reformieren wollen, Pläne, die die politische Gewalt der Kapitalisten stärken und die eigne schwächen. Und sie bringen diese Pläne, weil für sie heute wie damals das Wort Eberts gilt: Ich hasse die Revolution wie die Sünde.

Stresemanns Vermächtnis von Hanns-Erich Kaminski

Stresemann hat keine Memoiren hinterlassen. Was sein langjähriger Mitarbeiter Henry Bernhard mit Hilfe von Wolfgang Goetz und Paul Wiegler jetzt herausgibt, sind im wesentlichen Reden, Artikel, Briefe, gelegentliche Aufzeichnungen und Notizen vom Terminkalender des Verstorbenen.

Das Interessanteste an diesem Werk, von dem bisher der erste Band vorliegt, ist die Tatsache, daß es bei Ullstein erscheint. Vielleicht hätte Stresemann das als die Tragik seines Schicksals empfunden. In jedem Fall ist es charakteristisch, daß der Nachlaß des Führers der Deutschen Volkspartei von Demokraten und in einem demokratischen Verlag veröffentlicht wird.

Trotzdem ist es völlig unmöglich, Stresemann noch nachträglich zu einem Demokraten zu machen. Und schon gar nicht ist es angängig, in seinem Leben, wie es die Herausgeber versuchen, eine einheitliche demokratische Linie zu entdecken. So wenig Neues die jetzt veröffentlichten Urkunden bringen, das eine zeigen sie, besonders wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, mit aller Deutlichkeit: Stresemann ist nicht immer derselbe geblieben, er hat vielmehr eine tiefgehende Wandlung durchgemacht. Selbst diese Dokumentensammlung liest sich manchmal wie ein Entwicklungsroman, und grade das macht seinen Reiz aus.

Warum sträuben sich eigentlich Stresemanns Verehrer so gegen diese Erkenntnis? Der Entwicklungsroman war ein Jahrhundert lang die beinahe naturgemäße Form der deutschen Prosa, er ist im edelsten Sinne deutsch, und es bedeutet keine Verunglimpfung sondern eine Ehrung Gustav Stresemanns, wenn man ihn in die gleiche Sphäre wie den Wilhelm Meister und den Grünen Heinrich stellt.

Schon möglich, daß er am Ende seines Lebens der damals noch existierenden Demokratischen Partei innerlich näher stand als seiner eignen, mit deren Intrigen er sich ununterbrochen herumzuschlagen hatte. Mindestens bis zum Beginn seiner Regierungstätigkeit, also bis zu seinem 45. Lebensjahr, war er aus innerster Überzeugung heraus nationalliberal. Seine Anschauungen waren bis dahin typisch für die Generation der deutschen Bourgeoisie, die ihre entscheidenden Eindrücke in dem ersten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts erhielt. (Ihre Karikaturisten saßen in Schwabing.) Diese „gebildeten Stände" waren alles gleichzeitig: liberal und national, fortschrittlich und reaktionär, romantisch und gerissen, und ihre Partei, eben die nationalliberale, hieß im Reichstag ganz allgemein „Fraktion Drehscheibe".

In einer autobiographischen Novelle, die Stresemann 1924 schrieb, heißt es: „Wie stürmisch war diese Jugend gewesen! Nicht in dem Sinne großen äußern Erlebens, dazu war der Kreis zu klein und beengt, in dem er sich bewegte. Man nannte ihn in jenen Kinderjahren Traumjörg, und eine Traumjörg-Natur war er bis weit in die Studentenzeit hinein geblieben. Wie golden lag über dieser Jugend der hinstürmende Idealismus der Sekundanertage, ob es nun einer Idee oder ob es der Jugendliebe galt. Wie ideal war seine Vorstellung von den Gedanken des Liberalismus, wie stark wurzelte er in jener Achtundvierziger-Demokratie, die das einheitliche Deutschland wollte und die er damals noch ganz durch die Brille der hinstürmenden Gedichte eines Freiligrath, Prutz, Anastasius Grün und andrer sah... Und heute? Was hätte dieser Traumjörg gesagt, wenn er ihn heute auf der Höhe des Lebens sähe, so wie er den Menschen draußen erschien? ... Zu groß war der Gesichtskreis geworden, als daß er im Kleinen, Engen und Begrenzten noch Glück finden konnte, zu stark stieß ihn die Maske und die Heuchelei der Großen ab, als daß er in ihrem Kreise etwa Glück und Genugtuung hätte finden können. Die Ursprünglichkeit seines

Wesens hatte den ersten Stoß erhalten, als die Jugendliebste sich ihm versagte, um die gesicherte Versorgung zu erhalten, die irgendeine mittlere Beamtenexistenz den Eltern und ihr zu gewährleisten schien. Von diesem Stoß hatte er sich nicht wieder erholt, von da ab ein gewisses perverses Gefallen gefunden an dem harten Realismus des Lebens, aber, wie er sich wohl bewußt war, auch ein Stück seiner Ursprünglichkeit mit verloren. Der Drang zum Kompromiß des Lebens war damals in ihm entstanden. Sein Gesicht war oft nur Maske geworden, angepaßt der Umgebung. Die einen nannten ihn charakterlos, Tieferempfindende sahen darin ein Stück der Menschenverachtung, das ihm eigen geworden war, seitdem er erkennen mußte, wie im großen Leben hinter allen vorgeschobenen Ideen letzten Endes oder mindestens vorwiegend die Interessen der Einzelnen standen."

Diese Geschichte vom verträumten Jungen, der zum erfolgreichen Mann wird, von der schönen Studentenzeit und der Karriere, von den Burschenschaftsidealen, an die der immer höher gestiegene Syndikus in seiner freien Zeit gern und mit einem leisen Lächeln zurückdenkt — das ist die Geschichte des deutschen Mittelstandes im wilhelminischen Reich. Und auch der naive Glaube an die eigne Menschenverachtung, in der die Wehmut nicht ohne Eitelkeit ist, gehört dazu.

Gustav Stresemann war in keiner Hinsicht anders als seine Schicht. Er wollte Literaturgeschichte studieren, doch er ging sehr frühzeitig zur Industrie. Wie Bassermann, der ihn zu seinem Nachfolger in der Führung der nationalliberalen Partei bestimmt hatte, muckte er manchmal liberal auf, um schließlich doch immer wieder national einzuschwenken. Als Parlamentarier wünschte er, daß der Reichstag mehr Einfluß erhielte, aber er hätte diesen Einfluß kaum anders ausgenutzt als die Regierungen, die allein dem Kaiser verantwortlich waren. Im Grunde war er durchaus einverstanden mit dem Militarismus der Monarchie und dem Imperialismus ihrer herrschenden Klassen. Sein Ideal, ein blasses, ungeformtes Ideal, war — auch in der Republik und wahrscheinlich bis zu seinem Tod — ein konstitutionelles Volkskaisertum als Versinnbildlichung der „Volksgemeinschaft".

Bis zu dem Tag, an dem er Reichskanzler wurde, hatte er niemals etwas andres getan, als man von ihm erwarten konnte. Er war für den Krieg und für Ludendorffs Durchhaltepolitik, und er stimmte gegen die Weimarer Verfassung, gegen die Unterzeichnung des Friedensvertrages und gegen die Erfüllungspolitik Rathenaus. Er billigte auch den Ruhrkrieg und unterstützte mit allen Kräften die Regierung Cuno. Nur in einem Punkt unterschied er sich von seinen Gesinnungsgenossen: er besaß gesunden Menschenverstand, und er diskutierte niemals mit Tatsachen; er respektierte sie.

Als er dann selbst eine Regierung gebildet hatte, in einer ähnlichen Situation wie 1918 Prinz Max von Baden, sträubte er sich zunächst noch gegen den Vorschlag Otto Brauns, den verlorenen Kampf ohne weiteres abzubrechen. Daß er schließlich doch den Mut zu der unvermeidlichen Kapitulation fand,

bleibt sein Ruhm. Aber noch hatte er sich nicht gewandelt, noch war er völlig befangen in seinen alten Anschauungen und Irrtümern.

Die Große Koalition erschien ihm allen Ernstes als die Verwirklichung der Volksgemeinschaft. Trotzdem kam er nicht einmal auf die Idee, den völkischen Separatismus, der in Bayern herrschte, mit dem gleichen Maß zu messen wie die aus Sozialdemokraten und Kommunisten bestehenden Regierungen Sachsens und Thüringens. Er bewunderte Stinnes und ließ sich von Schacht beraten. Und er schickte dem ehemaligen Kronprinzen lange Briefe, die sich mitunter zu politischen Exposés auswuchsen. Nirgends also ein Abweichen vom nationalliberalen Geiste. Auch daß er schon damals an Dingeldey als seinen Nachfolger in der Parteiführung dachte, spricht nicht für seine Menschenkenntnis.

Noch erstaunlicher war die Verkennung der internationalen Situation in der ersten Zeit seiner Regierungstätigkeit. Lord Curzon hielt er für einen enragierten Franzosenfeind, gelegentlich meinte er, es werde bald zu einem englisch-französischen Krieg kommen. Und an Brockdorff-Rantzau schrieb er, er hoffe, der Botschafter werde den gegenwärtigen Gewalthabern Rußlands gegenüber „der deutsche Graf sein und bleiben".

Ich führe diese Dinge, die heute vielen peinlich erscheinen werden, nicht an, um Stresemann herabzusetzen. Sie sind bedeutsam, um darzutun, daß Stresemanns Entwicklung nicht von innen sondern von außen entschieden wurde. Er besaß keine Vision der Zukunft, deren Verwirklichung er den Verhältnissen abrang. Er ließ vielmehr die Ereignisse auf sich wirken. Solche Ereignisse waren die Übernahme der Regierung durch MacDonald in England und durch Herriot in Frankreich.

Man kann psychologische Vorgänge nicht unter Beweis stellen, aber die Wandlung Stresemanns scheint begonnen zu haben, als er zu den Verhandlungen über das Dawes-Abkommen zum ersten Mal in London war. Er sprach keine fremden Sprachen, er kannte damals weder das Ausland noch die Technik internationaler Verhandlungen, er war obendrein von stärkstem Mißtrauen gegen Herriot erfüllt. Komischerweise befand sich Herriot in der gleichen Lage, und auch seine Gefühle Stresemann gegenüber waren ganz ähnliche. Die Konferenz dauerte denn auch schon tagelang, ehe die beiden Gegenspieler zu einer Aussprache zusammenkamen. Endlich war es soweit, und nun begab sich eine Art Wunder. Die beiden Männer erkannten, daß man mit Ausländern ebenso gut verhandeln kann wie mit Landsleuten. Sie schütteten sich ihr Herz aus, Herriot machte den Anfang, und dann schilderten sie einander die Schwierigkeiten, die jeder im eignen Lande und sogar im eignen Kabinett hätte. Zum ersten Mal entstand so die Atmosphäre, die seither typisch für alle deutsch-französischen Verhandlungen geblieben ist: die Minister sind gar nicht so weit von einander entfernt, aber sie

trauen sich nicht aus Angst vor der Opposition und den eignen Freunden.

Auf Stresemann muß die Entdeckung, daß es auch Franzosen mit gutem Willen gibt, ungeheuren Eindruck gemacht haben. Nun erst begriff der alte Burschenschafter, was sein ehemaliger Gegner, der weltkundige Rathenau, von Haus aus wußte: daß hinter dem Berg auch Menschen wohnen und daß man durch Verhandlungen meist mehr erreichen kann als durch Drohungen und Waffengänge.

Offen bleibt immer noch die Frage, wie weit Stresemanns Entwicklung ging. Ohne dem Ergebnis der beiden ausstehenden Bände seines Nachlasses vorgreifen zu wollen, neige ich der Ansicht zu, daß auch in der letzten Phase seines Lebens seine Verständigungspolitik mehr taktischen Erwägungen als einer grundsätzlichen Wandlung entsprang. Aber auch bis zu dieser Taktik war der Weg, den er zurückgelegt hatte, dornenvoll und ehrenhaft.

Das neue Spanien von Ernst Toller

II

Männer und Frauen

Man kann ein Volk an seinen Kellnern erkennen. Der spanische hat nichts von Devotheit und Hundeblick, er ist freundlich, aber nicht unterwürfig, er wird Dich nie, wie in Berlin, verächtlich ansehen, wenn Du eine billige Kleinigkeit bestellst, er dankt für großes Trinkgeld mit der gleichen Zurückhaltung wie für kleines. Ist er besonders zufrieden, klopft er mit dem Geldstück leicht auf den Tisch.

Ich komme in Algeciras an, nehme, um den Mittagsdampfer nach Gibraltar rechtzeitig zu erreichen, in einem kleinen Restaurant hastig mein Essen. Die Rechnung beträgt 5,40 Pesetas, ich lasse zum Dank für die schnelle Bedienung sieben Pesetas auf dem Tisch liegen und gehe zum Landungssteg. Auf der Straße höre ich Rufe, drehe mich um und sehe den atemlos herbeieilenden Kellner, der mir 1,60 Pesetas mit den Worten in die Hand drückt: „Senor, das Trinkgeld war einbegriffen."

Betritt der Gast ein spanisches Haus, begrüßt der Hausherr ihn mit den Worten: „Das Haus gehört Ihnen." Hier spricht mehr als eine schöne Geste. Die Araber lebten nicht umsonst viele hundert Jahre in Spanien.

Spanien ist das einzige europäische Land, das gegen die amerikanische Infektion immun blieb. Wenn ein Volk sich der Normierung des Geistes, der Typisierung der Seele mit Erfolg widersetzen kann, wird das spanische es sein. Ein herrliches, liebenswertes Volk, naiv und darum voll Vertrauen.

Der Begriff des Individualismus ist in Deutschland anrüchig geworden. Es haftet ihm die Tendenz des Antisozialen, des Eigenbrödlerischen, des Privatiertums an, man hat vergessen, daß der historische Individualist ein Revolutionär war, der gegen den Dogmatismus, gegen die Intoleranz kirchlicher und

feudaler Satzung für Selbstverantwortung des Einzelnen, für die Freiheit des Geistes, für das Primat der Vernunft kämpfte. Ohne die großen Individualisten des 18. Jahrhunderts wäre Europa ärmer. Die den Individualismus generalisierend verurteilen, sehen nicht den Unterschied zwischen dem unhaltbaren, schädlichen, ja verbrecherischen Individualismus im Bezirk der Wirtschaft, des Schaffens und Verteilens von Nahrung, Kleidung, Wohnung, und dem Individualismus als Freiheits-, Form- und Erkenntnistrieb im Bezirk geistiger Menschheit.

Warum ich diese Exkursion über den Individualismus einschalte? Fragt man einen Spanier nach dem bedeutendsten Charakterzug des Volkes, wird er ohne Zögern auf den spanischen Individualismus hinweisen. Kein Zweifel, dieser spanische Individualismus zeigt sich in mannigfachen Formen, in Gebräuchen und Sitten. Spanien ist das einzige Land, wo der Anarchismus mit der Betonung der Freiheitsidee, der Ablehnung jedes autoritären Staatssystems (aber auch dem Glauben an freiwirkende Solidarität) zur organisierten proletarischen Massenbewegung wurde. Sechshunderttausend Arbeiter gehören heute den anarchistischen Syndikaten an. Dieser spanische Individualismus ist im Gegensatz zum asozialen und philiströsen Egoismus Mitteleuropas sozial, seine Kräfte arbeiten gegen den Staat nicht gegen die Gesellschaft, gegen den Zwang nicht gegen die Gemeinschaft, gegen Versklavung nicht gegen Ordnung und Gliederung. Daß der spanische Individualismus auch seine Schrullen hat, Individualität nennt, was bloße Schlamperei ist, wer wollte es bezweifeln, aber ich bekenne mich zu der ketzerhaften Anschauung, daß mir die Schrullen immer noch besser gefallen als die stete Bereitschaft zu Untertanentum, Kasernierung und Gedankenlosigkeit.

Überall, wo der Spanier glaubt, man wolle ihn erziehen, wird er rebellisch, er wehrt sich gegen jede Oktroyierung von Geboten, bei denen er sich seiner Selbstbestimmung begeben soll.

Individualismus haftet auch der Alltagssprache an. Frage einen Franzosen in Paris, Marseille oder in Dijon, er wird dir auf eine Frage, ohne nach Worten zu suchen, mit der gleichen sprachlich vollkommenen Phrase antworten, die Antworten von Spaniern werden inhaltlich gleich, aber formal auf eine kuriose Art verschieden sein.

In scheinbarem Widerspruch zu seinem Hang nach Unabhängigkeit steht der Wunsch vieler Spanier, Beamter zu werden. Der Spanier möchte versorgt sein auf Kosten des Staates, den er im Grunde seines Herzens nicht mag. Ein Heer von Beamten wimmelt herum, manche sehen ihren Arbeitsplatz nur am Tage der Gehaltszahlung.

Man erzählt von Primo de Rivera, daß er in seinen ersten Regierungstagen ein Dekret erließ, in dem er anzeigte, er werde am nächsten Morgen alle Ministerien inspizieren. An jenem Morgen sollen alle madrider Straßenbahnen und Autobusse überfüllt gewesen sein, schon am darauffolgenden waren sie wieder leer.

Nur in einem Bereich fügt sich der Spanier orthodoxer, dogmatischer, traditioneller Satzung: wenn es sich um die Frau handelt. Wehe dem Mädchen, das seine Jungfräulichkeit nicht in die Ehe mitbringt. Dabei betrachtet der Spanier die Frau mehr als Besitz denn als Kamerad, sein Liebeswerben endet am Hochzeitstag. Spanische Frauen beklagen sich über die Rücksichtslosigkeit ihrer Männer, die sich kaum um sie kümmern, nie mit ihnen über soziale, politische, künstlerische Fragen sprechen, allein ausgehen, allein verreisen, ihnen jede freie Regung versagen und sie auf Haus- und Kinderarbeit beschränken. Fragt man einen spanischen Mann nach dem Grund der Vernachlässigung, wird er, wenn er höflich ist, sagen, mit der Frau könne man über keine sozialen Dinge reden, sie interessiere sich nicht dafür, aber er macht gar nicht erst den Versuch, ihr Interesse zu wecken. Ich habe gefunden, daß die spanische Frau oft intelligenter ist als der Mann, auch wenn sie (oder weil sie) keine Zeitung liest.

Die Stellung der spanischen Frau ist von alten maurischen Traditionen bestimmt, vor Gericht wurde sie bis zur Revolution nicht zum Eid zugelassen, die Heirat ist Sache der Eltern, nicht der Kinder. In alten Familien dürfen die Verlobten nie allein zusammentreffen, nie allein ausgehen, undenkbar, daß sie sich küssen. Keine spanische Frau wird einen Fremden allein empfangen, eine Einladung ins Kino empfindet sie als Beleidigung. Frauen, die man allein in Cafés oder Theatern sieht, gehören zur „Halbwelt".

Dabei wäre es falsch zu glauben, daß die Frau einflußlos ist. Auf zahllosen Wegen und Umwegen formt sie das Gesicht der Gesellschaft, sie läßt den Männern die Illusion, zu herrschen, während sie herrscht.

Die Erscheinung der Kameradschaftsehe, des „Verhältnisses" ist unbekannt, reiche Leute halten sich manchmal Mätressen, aber die müssen ihren Arbeitsplatz aufgeben, die Kolleginnen verweigern die Zusammenarbeit.

Die Kehrseite der strengen Gesellschaftsmoral heißt Prostitution und Geschlechtskrankheit. Allein in Madrid sollen etwa dreißigtausend Mädchen unter „Sittenkontrolle" stehen, auch die kleinste Stadt hat öffentliche Häuser. Oft verkaufen verelendete Eltern ihre Töchter, besonders in Andalusien, und ein Heer von Agenten und Händlern ernährt sich von diesen armen Geschöpfen. Die falschen „Mamas", die auf den Straßen sie verkuppeln, tragen die Würde großer Aristokratinnen, sie erlauben den Kavalieren nur weltanschauliche Gespräche über Gott und die Unsittlichkeit der Republik, sie blieben unnahbar, fiele ein Wort über irdische Liebe und ihren materiellen Gegenwert.

Heute lockert sich die unnatürliche Strenge, in den großen Städten gründen Arbeiter und Arbeiterinnen gemeinsame Haushalte, ohne sich vor dem Gesetz zu verheiraten.

Und wahrscheinlich wird als Reaktion auf die erotische Versklavung eine Periode erotischer Freiheit folgen. Die Bücherkarren strotzen von Erotika, keine Tageszeitung hat eine ähnliche Auflage wie der dümmste, schlechtgeschriebene

„Sittenroman", und die illustrierten deutschen Zeitschriften der Bünde für „Nacktkultur" sind in der kleinsten Stadt zu finden.

Da sich der Mann um das seelische Leben der Frau nicht kümmert, sie aber jemand braucht, der teilnimmt, wird der Pfarrer ihr wirklicher „Seelsorger", er betreut ihre alltäglichen Kümmernisse. Kein Wunder, daß viele spanische Frauen wenig Verständnis für die Republik haben, die ihren einzigen Freund, die Kirche, bedrängt — oder sie zu bedrängen vorgibt.

Sind die spanischen Frauen religiös? Ein kommunistischer Arbeiter in Jerez erzählte mir, daß seine Frau jeden Sonntag die Kirche besuche. „Sie ist weder religiös", fügte er hinzu, „noch antireligiös, sie geht mechanisch zur Kirche."

Die junge Republik hat zwar einen Verfassungsparagraphen angenommen, der die Trennung von Staat und Kirche ausspricht, die Enteignung der „toten Hand" und die Vertreibung der Jesuiten, aber schon ein paar Tage später verkündete die Regierung, daß diese Bestimmung vorerst nicht in Kraft treten werde. Erst als sich bei allen antirepublikanischen Kundgebungen zeigte, daß die Jesuiten ihre Hand im Spiel hatten, wurde der Paragraph, ein halbes Jahr zu spät, Gesetz.

In keinem Staate der Welt hat die Kirche eine ähnliche Machtstellung wie in Spanien, das noch bis vor hundert Jahren die Scheiterhaufen der Inquisition brennen sah. Die Kirche war unter der Monarchie nicht nur eine geistliche Macht, die keinen Nebenbuhler duldete (protestantische Kirchen waren nicht zugelassen), die die wenigen vorhandenen Schulen verwaltete, Nichtkatholiken von jeglichem Beamtendienst ausschloß, die Kirche war und ist eine große wirtschaftliche Macht, die weite Ländereien, Handelsgesellschaften, Agrarsyndikate, Warenhäuser, wenn auch manchmal unter anderm Namensschild, besitzt und die mannigfaltigsten sozialen Funktionen ausübt. Oft werden junge Kaufleute Mitglieder katholischer Vereine, weil sie sich versprechen, daß der geistliche Präses ihnen den fehlenden Kredit vermittelt, ja, es soll vorkommen, daß er auch die vermögende Frau findet.

Die Verbrennung von Kirchen und Klöstern war die Antwort erbitterter revolutionärer Volksmassen auf die republikfeindlichen Reden monarchistischer Geistlicher. Die Regierung hat diese Taten verurteilt, sie sagt, daß sie den Klerikalismus befehde, nicht die Kirche, aber die treuen Katholiken verstehen die Unterscheidung nicht, für sie ist die Republik sogar in ihrer gegenwärtigen Struktur der höllische Verfolger.

Das Gesetz, das die bisher verbotene Ehescheidung erlaubt, wurde von der Mehrheit der Frauen nicht freudig begrüßt, sie glauben, die Scheidung werde ihnen, den wirtschaftlich Schwachen, nur Nachteile bringen und das Sakrament der Ehe zerstören.

Der Vatikan hat sich mit der Staatsform abgefunden, der Erzbischof von Toledo, der die Republik offen bekämpfte, wurde abberufen, die Kirche richtet sich darauf ein, innerhalb des neuen Staates, mit einigen Konzessionen, die alte Machtstellung zu behaupten.

Pogede von Rudolf Olden

In den letzten Wochen habe ich mich beschäftigt mit den Themen: Ossietzky, Kuhle Wampe, Scheringer, — nicht an mir lag die Auswahl, sie drängte sich auf. Die Zeit bringt sie mit sich, nein, die Geschichtsperiode, die von der Zensur in jederlei Form gekennzeichnet ist. Es ist nicht meine Schuld, noch mein Verdienst, daß ich heute über einen vierten Prozeß berichten muß, der die drei andern ergänzt. Es ist der Fall Pogede, zu klein, um der Öffentlichkeit bisher als „Fall" bekannt zu sein, aber groß genug, wichtig genug, um über ihn zu berichten.

Pogede, um ihn vorzustellen, ist ein Zeitungsspediteur am Wedding, Mitglied der Kommunistischen Partei, der Roten Hilfe und noch mehrerer Organisationen aus dem gleichen Gesinnungskreis, auch des Freidenkerbundes. Es ist nicht merkwürdig, daß er vielen Vereinen angehört. Er kann leichter Vereinsbeiträge zahlen als die Mehrzahl seiner Parteigenossen. Statt sich von der Arbeitskrise unterkriegen zu lassen, hat er sie zu einem bescheidenen Aufstieg benützt. Dreizehntes Kind eines Fabrikarbeiters in Pritzwalk, gelernter Weber, Sozialdemokrat, enttäuschter Kriegsteilnehmer, Arbeiter in Berlin, aus der Kirche ausgetreten, USP, 1925 arbeitslos, und dann, statt stempeln zu gehen und ausgesteuert zu werden, Verschleißer von Parteizeitungen mit einem eignen Laden. Keine politische oder geistige Prominenz, aber, das hat selbst das Gericht anerkannt, kein übler Mensch.

Der Freidenkerbund ist eine sehr große Organisation, hat in Deutschland hunderttausende und am Wedding allein achttausend Mitglieder, befaßt sich in erster Linie damit, seine Leute in Feuer bestatten zu lassen, und zweitens, den Kirchenaustritt zu propagieren, eins gehört zum andern, und beides war einmal, in der liberalen Periode, zur Zeit des Kulturkampfs etwa oder des Goethebundes, eine bedeutungsvolle, sehr reputierliche bürgerliche Angelegenheit. Hier ist das Proletariat der Erbe des bürgerlichen Liberalismus geworden.

Eigentlich ist der „Fall" zu Ende erzählt, wenn ich hinzufüge: vorm Schöffengericht neun Monate Gefängnis und, auf Pogedes Berufung, vor der Strafkammer sechs Monate, vor denen ich ihn, als sein Verteidiger, vergeblich zu schützen versuchte. Eigentlich ist die logische Reihe, wie sie dem Gericht genügte, damit geschlossen. Der Vollständigkeit halber will ich die zeitlichen Zwischenglieder noch einfügen.

Im Jahre 1930 ist eine kommunistische Ausstellung in den Pharussälen. Pogede, der ein paar Häuser entfernt sein Geschäft hat, schaut sie an, sieht und sagt: Das ist zu tot, da müssen noch Vorträge, Aufführungen, Kino dazu. Die Genossen sagen: machs. Damit gehört Pogede zu dem Kollektiv, das die nächste Ausstellung veranstaltet. Auf der zweiten wie auf der

ersten gibt es Stände für Zeitungen, für Buchhandlungen, für Radiosport, für Arbeiterkultur, für Amateurphotographen, für die Rote Hilfe, für einen Mieterverband, noch für eine Menge Dinge und endlich auch eine Koje für Freidenker. Am Samstag war Maskenball, bis morgens um sieben arbeiten die Reinemachefrauen, am Sonntag, dem 8. März 1931, um elf steht die Ausstellung, und die Besucher kommen, es kommt auch die Polizei. Es kommt die Baupolizei und die Feuerpolizei. Es kommen Beamte vom Revier, einer nimmt Anstoß an einer Anstecknadel mit der erhobenen Faust der verbotenen Roten Front und an einer Photographie des Polizeipräsidenten Zörgiebel, die ihn auf dem Presseball mit einer Filmschauspielerin darstellt, beides wird entfernt. Dann kommt — vermutlich, ein Hauptwachtmeister hat es vor Gericht ausgesagt — auch noch der Polizeihauptmann, kontrolliert und geht weg. Dann kommen Artikel in der ‚Germania' und in der ‚Kreuzzeitung' gegen die „schamlose Gottlosenpropaganda", am Freitag kommt die Polizei zum letztenmal, sie schließt die Ausstellung, die ganze Ausstellung.

Was die Freidenker ausgestellt hatten, darauf kommt es für den Fall Pogede gar nicht an. Er hatte ihre Bilder und Darstellungen nicht ausgewählt, er hatte sie vor der Ausstellung nicht gesehen, während des Aufbaus nicht betrachtet und nachher nicht beachtet. Das sagte er aus, niemand konnte es widerlegen, und als es bezweifelt wurde, erklärte er es einleuchtend damit, daß ihn solche Dinge nicht mehr interessieren, er habe schon zu viele gesehen in den Blättern der Freidenker und auf andern Ausstellungen. Mehrere von seinen Gesinnungsgenossen bestätigten, es gehe ihnen ebenso. Das sei für Parteilose bestimmt, die tausende Besucher seien gewiß meist parteilos; sie, Funktionäre und freiwillige Helfer, kümmerten sich nicht mehr darum. Da Belastungszeugen überhaupt nicht vorhanden waren, der Leiter der Freidenkerkoje nach Rußland ausgewandert ist und nicht vernommen wurde, so war es schwer, etwas festzustellen. Das Schöffengericht spricht von der „hohen Wahrscheinlichkeit", daß die inkriminierten Bilder „erst nachträglich — nach der Abnahme der Ausstellung durch die Polizei — in die Freidenkerkoje geschafft worden sind". Der Strafkammer erschien es im Gegensatz dazu wahrscheinlich, daß sie schon in mehreren vorhergegangenen Ausstellungen gezeigt wurden. Hat der Angeklagte sie gesehen? Hat er sie früher, in den polizeilich nicht beanstandeten Ausstellungen, hat er sie nur auf der letzten, und da nach den Polizeibesuchen, gesehen? Niemand konnte darüber etwas mitteilen. Aber es kam auch darauf gar nicht an.

Sondern: er war an der kollektiven Leitung der Ausstellung beteiligt, das hatte er selbst immer freimütig gesagt,

und das genügte zur Verurteilung. Das Schöffengericht stellte fest, es sei „dem Zweck der Ausstellung entsprechend, die Kirche in schmählicher Weise herabzuwürdigen". Darüber sei Pogede sich „als nicht unintelligenter Mensch" klar gewesen. Und sagt weiter wörtlich: „Als erfahrener Politiker wußte er ganz genau, daß auf die große Masse nur die besonders gemeine und scharfe Darstellung mit grell unterstrichener Tendenz die gewollte Wirkung ausüben würde und daher zur Erreichung des Zieles der Ausstellung die Überschreitung der Grenzen einer sachlichen Kritik unumgänglich war". Wer so über Massenwirkung, über jede Massenwirkung, über Massenwirkung schlechthin denkt, in einem Staat, dessen Regierende immerhin noch durch Volkswahlen, auf Grund von Mehrheitsabstimmungen bestimmt werden, dem muß es schwer fallen, gerecht gegen Politiker jeder Art zu sein. Die Berufungsinstanz hat es sich, nach der mündlich verkündeten Begründung, noch einfacher gemacht. Sie hat gesagt, da Pogede schon mehrere Freidenkerausstellungen gesehen habe, so habe er damit gerechnet, daß Bilder, deren Charakter er kannte, ausgestellt würden und daß die Kirche verunglimpft werden würde. Ob er die Bilder gesehen hat oder nicht, ob sie schon bei Beginn der Ausstellung da waren oder später hingebracht wurden, ob es früher dieselben waren oder andre, ob Pogede für möglich hielt, daß sie anstößig waren oder nicht, ob die Polizei früher oder jetzt oder früher und jetzt gleichmütig und unbewegt an ihnen vorüberging, — das bleibt, bei solcher Deduktion, allerdings gleichgültig. Sondern prästabiliert ist, daß die Freidenkerpropaganda gegen den Gotteslästererparagraphen verstößt und daß jeder, der auch nur entfernt an ihr mitwirkt, sich strafbar macht. Und zwar wie strafbar! George Grosz und sein Verleger Herzfelde wurden in erster Instanz zu je zweitausend Mark Geldstrafe verurteilt, der Abgeordnete Maslowski und der Maler Frankenbach, die für die aufgelöste Ifa-Ausstellung verantwortlich waren, zu zweihundert und zu fünfzig Mark Geldstrafe. Der kleine Pogede aber bekam erst neun, dann immerhin noch sechs Monate Gefängnis, und ich höre, daß Schauspieler, die antiklerikale Stücke spielten, kürzlich, in aller Stille, ebenfalls mit hohen Freiheitsstrafen belegt wurden.

In aller Stille, — das scheint mir schließlich noch sehr charakteristisch zu sein. So nebenbei wurde auch eine der früher freigegebenen George-Grosz-Zeichnungen, die hier vergrößert gezeigt wurde, eingezogen. Aber der Prozeß gegen Pogede war so sehr kein „Fall", daß kaum eine Zeitung sich mit ihm beschäftigt hat. Das Plaidoyer für den eleganten Van-Gogh-Händler zog alle Aufmerksamkeit auf sich. Die Freidenker selbst, ein Bund von Hunderttausenden, zeigten kaum ein erkennbares Interesse an dem Schicksal ihres Vereinsmit-

glieds, das doch zugleich das Schicksal ihres Vereins, das Schicksal des Sinns und Zweckes ihres Vereins ist. Ich war allein andrer Meinung über die Bedeutung des Falles Pogede. Ossietzky, Kuhle Wampe, Scheringer, das rundet sich mit Pogede harmonisch ab. Während Hitler ante portas — wo er hoffentlich bleiben wird — alle Gemüter in Spannung hält, wird in Leipzig und Moabit erwiesen, daß der Spruch, den George Grosz unter seine berühmt gewordene Zeichnung setzte, prophetisch für den seither erreichten Zustand war: „Maul halten und weiter dienen!"

Die Saar von Johannes Bückler

I

Im Jahre 1935 wird das Saarrevier durch eine Volksabstimmung zu entscheiden haben, ob es wieder an Deutschland zurückfallen oder der bisherige Zustand aufrecht erhalten bleiben soll, vorausgesetzt, daß es den nationalen Politikern in Berlin und Paris nicht gelingt, durch mehr oder weniger gewollte Kunststücke auch diese Entscheidung zu verschieben. Es wird in Deutschland wenig beachtet, daß es sich nach dem Wortlaut des Versailler Vertrages hier nicht um eine Sollvorschrift sondern nur um eine Kannvorschrift handelt. Wie man sieht, haben also die Vertragskontrahenten für ihre oft bewährte Ungeschicklichkeit weiten Spielraum.

Wenn es nach den Bewohnern ginge, so bestünde hier keine Frage, so würde die Saar niemals la Sarre werden. Denn das Saargebiet ist ein Land von deutschen Industrieproletariern. Es dominiert dort eine soziale Schicht, die niemals eine andre Staatshoheit erstrebt hat. Schlesische Magnaten haben nach Polen geschielt, rheinische Industrielle und Bankiers nach Frankreich — in den Kämpfen der bedrohten Grenzgebiete hat überall der Prolet den Ausschlag gegeben. Er hat überall für Deutschland gestimmt und gekämpft. Fragt nicht nach seinem Lohn.

Die Franzosen haben sich in frühern Jahren sehr angestrengt, das Saargebiet auf ihre Weise zu penetrieren. Sie haben Propagandakünste angewandt und manche weniger schönen Künste, sie sind nicht weit gekommen. Am frühern Bergamt in Saarbrücken, zum Beispiel, hat man sich nicht damit begnügt, ein neues Schild herauszuhängen, man hat gleich den Stein, in den die frühere Inschrift gemeißelt war, herausgeholt und durch einen neuen ersetzt: Société des Mines Domaniales. Es hat das alles nichts genützt. Die Propaganda ist an der Bevölkerung abgeglitten wie Wassertropfen an einem glatten Stein. Die Leute reden ihre alte Mundart und tragen ihr Kumpeldasein, wie es alle Kumpel von alters getragen haben.

Das Saarland ist von der pfälzer Grenze bis zur lothringischen ein Industriegebiet mit allen innern und äußern Konsequenzen. Aber es ist unter allen europäischen Industrierevieren wohl das freundlichste geblieben, es hat seinen alten

Landschaftscharakter in wesentlichen Stücken bewahrt. Noch immer gibt es an der Saar ungeheure Buchenwälder, die Holzaxt hat in die herrlichen grünen Mauern keine schmerzhaften Breschen geschlagen, und Saarbrücken, die Kapitale dieses Landes, ist kein Beuthen oder Mülheim an der Ruhr, keine Zusammenhäufung grauer trostloser Häuser zwischen düstern Rauchschwaden, sondern liegt langhingestreckt zwischen dicht bewaldeten Höhen. Von den 800 000 Bewohnern des Saarbeckens können etwa 453 000 als Arbeiter in der Montan- und Schwerindustrie betrachtet werden. In dieser Zahl liegt schon das Schicksal dieses Landes.

Dabei ist die Saar heute nicht in gleicher Weise von der Knochenhand der Weltkrise an der Gurgel gepackt wie andre Industriegebiete. Die Arbeitslosigkeit ist groß, aber sie ragt nicht an die deutschen Zahlen. Die Lebenshaltungskosten sind gestiegen, aber die Verhältnisse noch immer erträglicher als in den entsprechenden deutschen Kohle- und Eisenprovinzen. Januar 1931 betrug die Arbeitslosigkeit auf 100 Beschäftigte 11, im Dezember 1931 schon 24 auf 100. Was die Lebenshaltungskosten angeht, so hält die Indexziffer bei 119 gegen 130 im Reich. Die Förderung beträgt heute 75 Prozent gegenüber den Friedenszahlen, 1913 wurden rund 4 Millionen Tonnen in Deutschland ausschließlich Saargebiet abgesetzt, 1930 liegt die Zahl unter einer Million, nämlich bei 863 000. Dabei ist der Absatz nach Frankreich nicht entsprechend gestiegen. Nach Frankreich und Elsaß-Lothringen betrug er 1914 noch 2 700 000 Tonnen gegenüber den 3 700 000 Tonnen von 1931.

Diese Ziffern zeigen die besondere Saarkrise deutlich auf, und es gehört unbedingt in dieses Bild, daß sich die tödlichen Unfälle in den Gruben seit 1913 mehr als verdoppelt haben. Die industrielle Apparatur ist veraltet, Frankreich hält sich auf technisch-maschinellen Gebieten ohnehin nicht an der Spitze, und außerdem ist die Saar ein Gebiet mit unbekannter Zukunft. Wer wagt da, viel zu investieren?

Trotz alledem sind die Verhältnisse noch immer besser als etwa im Ruhrgebiet. Und dieser Umstand hat einmal, im September 1930, unmittelbar nach den Hitlerwahlen, eine vorübergehende Krise der deutschen Situation erzeugt. Das soziale Regime der Franzosen scheint den Berg- und Industriearbeitern durchaus nicht verlockend, aber die Industriearbeiterschaft an der Saar empfindet gegen den deutschen Fascismus nur Gefühle einmütiger Ablehnung. Damals, als für Hitler der Sieg zum Greifen nahe schien, da sah man auch an der Saar nur mit Entsetzen der Möglichkeit entgegen, in das Deutschland eines fascistisch-nationalistischen Systems zurückzukehren. Das Resultat einer Abstimmung wäre damals nicht zweifelhaft gewesen. Nur ein verhornter deutscher Nationalist wird es wagen, den Leuten an der Saar wegen solcher Stimmungen Vorwürfe zu machen. Nicht Sympathie für Frankreich rief vorübergehende Schwankungen hervor, sondern das einfache Gefühl der Selbsterhaltung in einem Lande, das zwar immer Grenzcharakter trug, aber auch alter sozialistischer und gewerkschaftlicher Klassenkampfboden ist, und das durch einen Sonderparagraphen in einem problematischen Frie-

densvertrag aus der nationalen Gewißheit in den Bereich internationaler Fragestellungen gerückt worden ist.

Die Franzosen, die sonst sehr viel Geld in Propaganda gesteckt haben, waren unfähig, diesen Augenblick zu ergreifen. Sie stellten ihr Wirtschaftsinteresse vor machtpolitische Erwägungen, die auf Expansion hinausgehen. Die französische Industrie hätte es damals in der Hand gehabt, einen fühlbaren Gegensatz zu schaffen zwischen einem verarmten Deutschland, wo der Fascismus regiert, und einem prosperierenden demokratischen Frankreich, das keine Arbeitslosigkeit kennt, und deshalb auf ein Grenzland, das über sein Schicksal selbst zu befinden hat, magnetisch wirkt. Die französische Industrie unterließ es, ein so verführerisches Exempel aufzustellen. Sie hätte von der Saar erhöhte Kohlenlieferungen beziehen können, dann hätte es mehr Arbeit und weniger Feierschichten gegeben. Aber es kam den französischen Kapitalismus allzu sauer an, die Kosten der Differenz zu tragen. Die französische Industrie stellte das Geschäft vor den Ruhm der Nation. Sie unterließ es, sich in konkreter Form an der Saar angenehm zu machen.

Aber auch die deutsche Industrie übernimmt sich nicht, wenn sie die Wahl hat zwischen Nation und Profit. In den letzten Jahren hat bei uns im Reiche die Saarpropaganda erheblich nachgelassen. Noch vor ein paar Jahren mußte man nach Flugblättern und Versammlungsreden manchmal allerdings annehmen, dort im äußersten Westen wiederhole sich Oberschlesien in potenzierter Form.

Die Schwerindustrie hat an solchen Übertreibungen heute kein Interesse mehr, sie hat es vorgezogen, sich mit den Verhältnissen auf ihre Weise abzufinden. Sie protestiert zwar noch, aber mit Maß. Sie beschränkt sich darauf, Beschwerden gegen Maßnahmen der Regierungskommission in die ihr nahestehende reichsdeutsche Presse zu lanzieren. Sie erhebt zwar noch bei Wirtschaftsverhandlungen ihr Haupt stolz gegen die Franzosen, aber man muß ihr lassen, daß sie ihre Niederlagen mit Würde trägt. Der Besiegte zu sein, ist manchmal auch ein lohnendes Geschäft. Dafür bemühen sich saarländische Schwerindustrielle jedoch, über die lothringische Grenze zu rükken, aber nicht, um Frankreich siegreich zu schlagen, sondern um sich an französischen Unternehmungen zu beteiligen, die in direkter Konkurrenz zu den heimischen Unternehmen stehen, und deren erhöhter Absatz diese beträchtlich schädigt. So hat zum Beispiel ein solcher Saarpatriot, der sich öffentlich gern als lauter Chauvinist betätigt, einmal bei einer rheinischen Industrietagung geäußert, daß gewisse Rückgliederungsverhandlungen durch ihr Scheitern für die Unternehmerschaft nützlicher würden als durch ihr Gelingen. Das braucht nicht näher kommentiert zu werden, wir haben solches Patriotentum bei allen Grenzkämpfen seit 1918 kennengelernt.

Wenn wir heute von der Saarwirtschaft sprechen, so denken wir vornehmlich an Röchling. Seit einiger Zeit gibt es um diese Firma nicht so viel Geräusch wie früher. In den ersten Jahren nach dem Kriege bedeutete dieser Name die politische und soziale Konterrevolution. Inzwischen hat Röchling wenig-

stens den wildesten Chauvinismus abgebaut und sich den einmal bestehenden Verhältnissen angepaßt.

Aber der Chauvinismus ist nicht das Einzige, was Röchling abbaut. Hermann Röchling, der Führer des Hauses, beginnt heute so etwas wie Menschenexport nach Frankreich, um die Großindustrie seiner Heimat zu entlasten. In der Saarpresse findet man darüber merkwürdige Dokumente. So ist bekannt geworden, daß die Deutsch-Saarländische Volkspartei, die führende Bürgerpartei, an die Regierungskommission im März eine Eingabe gemacht hat, um Bergarbeiter von der Saar nach Lothringen zu verpflanzen. Die sozialistische Presse fragt sehr pointiert, ob es sich hier um eine Anregung des Herrn Röchling handelt. Jedenfalls hat die Regierungskommission an die Deutsch-Saarländische Volkspartei eine bejahende Antwort erteilt. Wir geben dies kostbare Dokument im Wortlaut wieder:

Die Regierungskommission hat von Ihrer Eingabe vom 12. März 1932, betreffend Zunahme der Erwerbslosigkeit unter den Bergarbeitern, Kenntnis genommen. Ich beehre mich, Ihnen mitzuteilen, daß seitens der Regierungskommission bereits Schritte unternommen wurden, um nach Möglichkeit die Einstellung saarländischer Bergarbeiter in den nächst der franko-saarländischen Grenze gelegenen französischen Grubenbetrieben zu bewirken.

Der Generalsekretär der Regierungskommission:
gez. Pierrotet.

Diese Affäre hat in Arbeiterkreisen große Erregung hervorgerufen. Denn Frankreichs rückständige Sozialpolitik wirkt in keiner Weise werbend, die Zustände in der lothringischen Industrie sind heute noch ziemlich vorsintflutlich und durchaus nicht mit den saarländischen zu vergleichen. Außerdem geht es dem lothringischen Bergbau zur Zeit nicht gut, die Belegschaftsziffern werden geringer, und wenn jetzt aus dem Saarland ein neuer Arbeiterschub kommt, so müssen vorher Plätze freigemacht werden. Da das bereits seit einiger Zeit geschieht, so muß man annehmen, daß sich die Unternehmer von der Saar bereits mit denen in Lothringen verständigt haben, daß Röchling sich mit de Wendel einig geworden ist.

Röchling und de Wendel — zwei Namen, die zwei verschiedene Chauvinismen kennzeichnen. Wie gut sie sich verstehen, wenn es sich um ihre Hausinteressen dreht. Handelt es sich hier nur um ein Abkommen aus der Not einer Epoche schrumpfender Wirtschaft geboren, oder ist dieses Menschenexportgeschäft bereits ein ökonomisches Vorspiel zu dem, was als politisches Drama 1935 in Szene gehn wird?

Eines ist sicher, die Schwerindustrie wird auch bei der letzten Entscheidung, ob die Saar bei Deutschland verbleiben soll oder nicht, nur den eignen Interessen gemäß handeln und sich nicht an die feinen nationalen Maximen halten, die sie in der von ihr ausgehaltenen Presse aufstellen läßt. Letzten Endes wird es doch wieder auf die Proleten ankommen. Sie werden die Saar für Deutschland retten müssen, so wie sie in O.S. große Teile für Deutschland erhalten haben, so wie sie am Rhein jene Versackung verhindert haben, die 1923 von höchst nationalen Politikern als letzter Ausweg betrachtet wurde.

Expertise

von Kunstsachverständigen Geheimrat Professor Dr. Kaspar Hauser

Für Jan Altenburg

Die mir vorgelegten Bilder sind zweifellos Original-Imitationen echter Fälschungen von Van Gogh beziehungsweise seiner Frau.

Das geht schon aus den Farben hervor sowie auch aus den Valeurs. Während die Valeurs in der Jugendzeit des Sammlers diesen einen sogenannten „Schmarrn" angingen, hatte der Sammler während der Blütezeit der Kreugerschen Bildkunst keine andern Sorgen als die Valeurs der ältern italienischen Schule sowie der neuern italienischen Obligationen (gedruckt in Stockholm).

Die Bilder sind also auch falsch. Echt sind, wie so häufig im Kunsthandel, die Preise — diese sind sogar ganz echt. Es ist unfaßlich, wie Kollege Regard de Lunettes (Paris) zusammen mit Mister Twinkle-Eyes (London) diese Bilder auch nur einen Augenblick lang hat für echt halten können. Die Bilder sind echt, also falsch.

Die Bilder müssen echt sein, denn ich habe mich persönlich auf eines der Bilder (Windmühle im Nordatlantischen Ozean) gesetzt und bin kleben geblieben, nämlich beim Kauf. Die Farben dieses Bildes sind so frisch wie die Bildung eines bessern Kunsthändlers.

Die Bilder müssen daher falsch sein, denn wie schon Geheimrat Justi gesagt hat, wird auf ihnen zu wenig gerungen: es fehlt eben der Ausdruck des Ringens des Künstlers mit seinem Motiv. Kein echter Maler wird mit seinem Motiv, und sei dieses ein Akt, das Ringen unterlassen. Van Gogh war überhaupt ein falscher Maler, also ist Justi echt.

Die in Frage kommenden offenbar doppelt gefälschten Fälschungen sind nicht einheitlich gemalt; sie haben etwas Zweischläfriges an sich. Ich verpflichte mich, wenn ich nur zusehe, wie Van Gogh seine Bilder malt, diese Bilder als unbedingt echt zu erkennen, wobei allerdings der Fall berücksichtigt werden muß, daß Van Gogh mitunter sich selbst kopiert hat, statt andre zu kopieren. Das lag an seinem Geisteszustand: wie pathologisch dieser beschaffen gewesen sein muß, geht ja schon daraus hervor, daß Van Gogh ganz geringe Preise für seine Bilder erzielt hat.

Infolgedessen sind die Bilder echt. Ich befasse mich seit dem Jahre 1372 mit Van Gogh, mein Badezimmer hängt voller angezweifelter Schulze-Naumburgs, und ich kann nur sagen, daß ich noch in den total falschen Bildern einen Geisteshauch der damaligen Börsenkonstellation gefunden habe: die Bilder machen einen durchaus festen Eindruck, gehören also einer vergangenen Epoche an.

Infolgedessen sind die Bilder falsch. Van Gogh hat im ganzen rund zirka 476 Bilder gemalt; davon hängen in der Schweiz 481 — die übrigen sind in deutschem Besitz. Bereits die Prüfung der Fingerabdrücke aller Kunstsachverständigen ergibt, daß keiner von diesen Herren vorbestraft ist. Eine

Prüfung der Fälschungen durch das mailänder Blindenheim hat zu überraschenden Ergebnissen geführt: die Expertisen stimmten genau mit denen der hier geladenen Sachverständigen überein.

Infolgedessen sind die Bilder echt. Nur eins weist recht trübe Farben auf (Veilchenfeld bei Gewitter). Das Bild ist von Van Gogh gemalt worden, als er genau fünfzig Jahre alt war; doch dürfte es sich hier um einen sogenannten falschen Fünfziger handeln.

Infolgedessen sind die Bilder falsch. Ein Tauber kann sehn, was an den Wänden der meisten Kunstsammlungen hängt: das normale Van Gogh-Bild ist eine Kreuzung von einem Spiegel und einer Aktie. Bilder werden um so niedriger gehängt, je höher sie stehen; Kunstsachverständige werden leider selten richtig gehängt.

Der Fälscher hat mehrere seiner Bilder an Laien verschenkt. Es ist und bleibt unerfindlich, was dieser mehr als eigentümliche Schritt eigentlich bezweckt hat. Seit wann geht die Kunst das große Publikum an?

Denn Kritik und Expertise, Sachverständigentum und wahre Sammlerleidenschaft — sie alle hören nur auf eines: auf die Stimme des Herzens, den Kunsthändler und das Gemurmel einer Museumskantine. Und das ist auch alles richtig so. Denn wenn man nicht weiß, was ein Bild kostet: wie kann man dann wissen, was ein Bild wert ist —?

PS. Ich bemerke in letzter Minute, daß ich mich geirrt habe. Die Bilder sind in der Tat echt.

NB. In allerletzter Minute: die Bilder sind so falsch, wie echte Bilder nur sein können.

*

Neues vom Tage

Der Vorsitzende in dem Prozeß um die Van Gogh-Bilder hat die dienstliche Gestellung eines Würfelbechers beantragt. Damit dürfte der Streit wohl auf eine für alle befriedigende und vor allem wissenschaftliche Weise beigelegt werden.

Kurt Weill: Die Bürgschaft von Arnold Walter

Hier gilt es zunächst nicht: zu kritisieren, zu sezieren, zu analysieren, Entwicklungslinien zu verfolgen, ihre Kreuzungspunkte und Querverbindungen herzustellen, sich mit der Oper, dem epischen Theater, dem Lehrstück oder allen dreien auseinanderzusetzen, beziehungsweise Weills Auseinandersetzung mit ihnen als geglückt oder nicht geglückt nachzuweisen. Hier gilt es zunächst: den großen und lebendigen Eindruck des Ganzen zu bekennen und das beglückende Bewußtsein, hier habe ein unsrer Zeit gemäßer Inhalt einen adäquaten Stil, eine ihm und uns gemäße Form gefunden.

Dieser nachhaltige Eindruck, Produkt lebendiger Anschauung, verwehrt es uns, in den Chorus derer miteinzustimmen, die in Caspar Neher, dem Textdichter, nur eine Art notwendigen Übels sehen wollen, ein Exekutivorgan Weillscher Ideen, einen hemmungslosen Nachahmer Brechts, so

wenig dessen Vorbild geleugnet werden soll. Was sollte hier geleistet werden, was ist geleistet worden?

Nach Weill handelte es sich um die „Projektion der großen tragenden Ideen unsrer Zeit auf einfache typische Vorgänge" und dies zweifellos Primäre und Wichtige wurde auch erreicht. Oper unsrer Zeit: weder im dubiosem Sinn lächerlich-flacher Ausstaffierung mit modernen Requisiten wie in Kreneks „Jonny" noch im Sinn artistischer Weiterentwicklung der traditionsbeschwerten Gattung, sondern im einzig belangvollen Sinn der Verbundenheit mit unserm Leben. Einer Verbundenheit, die sich in jedem der einzelnen Elemente: der Fabel und ihrer Behandlung, im theatralischen wie musikalischen Stil auswirkt, darüber hinaus aber deren Synthese beherrscht. Freilich, die Opernwelt des schönen Scheins, der dramatischen Spannung zum höhern Zwecke lyrischer Entladung, ist hier verlassen, an Stelle zeitlos ewiger Gefühlskonflikte tritt zeitnotwendige Erkenntnis. Das Spiel ist nicht souveräner Selbstzweck mehr, Funktion vielmehr abstrakter Grundgedanken. Erkenntnisprobleme behaupten sich in hellstem Bewußtseinslicht neben dem Spiel, das sie symbolisiert: diese beiden Sphären sind in ihrem Mit- und Durcheinander die Grundlagen dieser Art musikalischen Theaters. Der Bewußtseinsphäre entspricht das Erzählende, Reflektierende, das Epische — der Symbolhandlung das Dramatisch-Lyrische, das Opernhafte. Resultat der Grundhaltung mußte ein Kompromiß sein zwischen beiden.

Daß die „Verhältnisse" die Haltung des Menschen verändern, dessen Charakter als konstant angenommen wird, ist die These des Stücks. Die Symbolhandlung, die diese Abhängigkeit vom „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse" anschaulich zu machen hat, benützt den Stoff einer Parabel Herders, die unter dem Namen „Der afrikanische Rechtspruch" bekannt ist. Sie berichtet, der große Alexander hätte einst in einer goldreichen Provinz der salomonischen Entscheidung eines Richters beigewohnt, der einen sonderbaren Streit zu schlichten hatte: ein Mann verkaufte einen Sack mit Spreu; der Käufer fand in diesem einen Schatz, den jener nicht zurücknehmen und den er nicht behalten wollte — was war zu tun? Der Weise aus dem Morgenland entschied, das Geld gehöre ihren Kindern als Heiratsgut bei künftiger Verbindung. Darob gewaltiges Erstaunen des Mazedoniers, der solchen Rechtspruch nicht begriff.

Hinter der Parabel steckt freilich die Naturrechtslehre des achtzehnten Jahrhunderts, die Überzeugung, es gäbe neben dem des verderbten Wirtschaftstaates ein für alle verbindliches natürliches Recht. So stellt auch Neher „ordre naturel" und „ordre positiv" gleichsam einander gegenüber, beginnt und schließt den zweiten Akt mit je einer Gerichtsszene, die sich zueinander wie weiß und schwarz, Natur und Unnatur verhalten. Naturrecht am Anfang, Gewaltrecht am Ende, dazwischen der vernichtende Einbruch der „großen Mächte": des Imperialismus, Kapitalismus, der Gewalt in jeder historischen Form. Vor der Peripeti: Idyll im weiten Land an einem großen Strom, Freiheit, Freundschaft, Vertrauen; Nachher: die Stadt, die Masse, Unfreiheit, Vertrauensbruch, Ver-

rat. „Denn alles vollzieht sich nach einem Gesetz, dem Gesetz des Geldes, dem Gesetz der Macht."

Wer nun das ganze als reines Spiel betrachtet, wird leicht den Zerfall der Handlung in die Parabel, ihre Vorgeschichte und ihr Widerspiel konstatieren können, von Nebenhandlungen ganz abgesehen. Die Einheit, dies ist die Lösung des Konflikts, liegt aber gar nicht innerhalb des Spiels, liegt in der unlöslichen Verbindung von Spiel und Reflexion, dramatischer und epischer Haltung, wobei die epischen Bestandteile die stärkern scheinen. Die epische Nebelszene zum Beispiel ist ein Meisterstück kraftvoller Geschlossenheit; der zweite Akt dagegen, der sich unter Fortfall des kleinen Chors nur auf die dramatische Wirkung verläßt, bleibt aus eben diesem Grunde ziemlich wirkungslos. Es handelt sich hier gar nicht um das, was man fordern zu müssen meinte: Entwicklung der Handlung, Entwicklung der Charaktere, sondern um scharf kontrastierende Grundsituationen. Das heißt, das ganze ist — und will es sein — viel weniger dramatisch, als man gemeinhin annehmen zu müssen glaubte. Die Thesen allein sind sehr allgemeiner Natur, zustandschildernd, ohne Weg und Richtung zu weisen aus Chaos und Verzweiflung, die Handlung allein ist ohne viel dramatische Logik und Kraft. Das Resultat ihrer Verbindung aber ergibt in ungewohnter, an den Film erinnernder Montage einen eindrucksvollen Ablauf einander als Gegenstücke entsprechender, typischer Bilder. Spiel ohne Rausch und Traum, Spiel in Klarheit und Erkenntnis.

Der musikalische Stil ist ein Komplement des theatralischen. Dem epischen Element entspricht der außerhalb der Handlung bleibende, erzählende, erklärende kleine Chor. Der Spielhandlung entspricht die vollendet durchgeführte Opernform, die bei aller Vollkommenheit als Form so gut wie wirkungslos bleibt, da es auch hier in erster Linie nicht auf die dramatischen Grundkräfte ankommt. Um so stärker wirkt die Musik, ihre harte Einfachheit, ihre unpathetische Primitivität, ihre eigenartige und originelle Bindung der Elemente.

Stiedrys musikalische Direktion, Eberts und Nehers Inszenierung konnten bei der Uraufführung in der Städtischen Oper gar nicht angemessener, nicht vollkommener sein. Die Bildfolge war dem Werk gemäß, nicht auf Einheitlichkeit sondern auf Kontrast gestellt. Hingebreitete Landschaft im Anfang, Himmel und Wasser, weite Flächen am großen Strom, ein Traum vom Segen der Erde; groß und plastisch der Mensch gegen den unendlichen Horizont gestellt, scharfkantig, holzschnittartig, im Stil Barlachs etwa. Als Gegenstück der dritte Akt: Albdruck der großen Stadt mit wirren Silhouetten, namenlosen Massen, qualvollen Schreien, verzerrten Fratzen, apokalyptischen Gesichten-Angsttraum der Gegenwart; bis in der letzten Szene dann der Spuk verschwindet, und der Mensch im leeren, im unheimlich abstrakten Raum gleichsam erwacht, das Gesetz erkennend, das ihn und uns versklavt.

Lehrstück und Oper, Musik und Darstellung — die Verbindung der Elemente ergab thematische und stilistische, musikalische und theatralische, bewußte und unbewußte Zeitnähe, vermittelte Erkenntnis — Erschütterung.

Schnipsel von Peter Panter

Von allen Ländern, die ich kenne, ist Deutschland dasjenige, das am besten über Rußland informiert ist und in dem man am vorurteillosesten über Rußland spricht und sprechen kann. Ich bin kein Kommunist, aber man könnte einer werden, wenn man den geistigen Zustand der europäischen Bourgeoisie betrachtet.

Spricht einer über Rußland anders als schimpfend, dann wird er schief angesehn. Nimmt er die Russen gar ernst und lobt ihr ungeheures Werk, so heben die Leute im Salon den Kopf, wie wenn er einen Wind gelassen habe, und gehen naserümpfend von ihm fort, — ausgestoßen sei er!

Es ist schon so, daß durch die Verdummungsarbeit der Presse, durch die Beeinflussung der Kirchen und die eigne Denkfaulheit der Mann von der Straße in Frankreich, Schweden, England und der Schweiz sich die Russen immer noch so vorstellt, wie sie das antibolschewistische Plakat der Jahre 1919/1920 abgebildet hat: blutgierig, das Messer zwischen den Zähnen, in Lumpen gehüllt und jederzeit bereit, sich auf ganz Europa zu stürzen.

Hinter diesem Plakat lassen sich die herrlichsten Geschäfte machen. Und sie werden gemacht.

*

Ich habe auf meinem Wege immer wieder Leute angetroffen — Verleger, Frauen, Journalisten, Kaufleute —, die glauben, man sei erledigt, wenn sie einen ignorieren. Sie können sich nicht vorstellen, daß es auch ohne sie gehe. So tief ist der Mensch davon überzeugt, daß er Wert verleihe, daß kein Wert außer ihm sei und daß er fremdes Dasein auslösche, wenn er nicht mehr an ihm teilnimmt. Sie wissen nicht, daß es dreitausendvierhundertundachtundsechzig Daseins-Ebenen gibt, mit eben so vielen Arten von Publikum, so viel Wirkungsmöglichkeiten, viele Leben nebeneinander. (Nicht übereinander.) Und daß man die Menschheit nicht danach einteilen kann, je nach dem sie für oder gegen Herrn Panter ist. Extra Panterum etiam est vita. Auch außerhalb unsrer Sphäre leben andre Leute ein Leben: das ihre.

*

Der Nachempfinder. Da gibt es einen jungen Mann, Waggerl heißt er, der schreibt alle Romane Hamsuns noch einmal. Deswegen halten ihn manche Kritiker für Hamsun den Zweiten. Das ist nicht ganz richtig: dieser Autor sieht nur in Hamsun Waggerl den Ersten. (Erscheint im Insel-Verlag. Merkwürdig, was Kippenberg an moderner Literatur offeriert.)

*

Warum kann einem ein andrer den Hut nie richtig aufsetzen? Immer müssen wir noch mal dran ruckeln.

*

Daß sich ein Staat, der seine Grenzen durch Zollmauern schließt, nicht schämt, noch zu exportieren! Aber sie schleudern ihre Waren immer weiter an imaginäre Kunden heraus, ohne Sinn und Verstand. Rein nein — raus ja.

*

Die beste Regie-Anmerkung, die mir bekannt ist, stammt von Curt Goetz. Sie lautet: „Der Darsteller dieser Rolle hüte sich vor Übertreibungen. Herr Kraft ist seines Zeichens nicht jugendlicher Komiker, sondern Ingenieur!"

*

Es muß doch etwas geben, das allen Menschen gemeinsam ist. Das gibst auch. Der wildeste Nazi, der fanatischste Pole, der gläubigste Katholik, der wütendste Franzosenhasser, drei Dinge können sie unbedenklich benutzen: Logarithmentafeln, Klosettpapier und den Rundfunk.

*

Eine Katze, die eine Maus tötet, ist grausam. Ein Wilder, der seinen Feind auffrißt, ist grausam. Aber das grausamste von allen Lebewesen ist eine patriotische Frau.

*

Japan dreht Amerika den Rücken und geht zu einem Ersatz-Amerika über: zu China. Die Chinesen halten sich Soldaten. Die Japaner sind Soldaten, gehören also der niedrigeren Kulturstufe an. Es ist ein Kampf, den der Soldat gewinnt und die Menschheit verliert.

*

Das Christentum hat viel Gutes auf Erden bewirkt. Doch wird dies tausendfach durch das Schlimme überboten, das die christliche Idee mit der Vergiftung des Liebeslebens angerichtet hat.

*

In Deutschland sollten Gummistempel verkauft werden mit der Aufschrift:
„OBGLEICH VOM PARTEISTANDPUNKT MANCHES DAGEGEN EINZUWENDEN WÄRE."

Junger Mann, 5 Uhr morgens von Erich Kästner

Wenn ich dich früh verlasse,
tret ich aus deinem Haus
still auf die kahle, blasse,
öde Straße hinaus.

In dem Geäst sind Spatzen
zänkisch beim ersten Lied.
Drunter hocken zwei Katzen,
hölzern vor Appetit.

Wirst du noch lange weinen?
Oder ob du schon schläfst?
Wenn du doch endlich einen
bessern Menschen träfst.

In dem Laden, beim Bäcker,
wird der Kuchen zu Stein.
Wütend erwacht ein Wecker,
brüllt und schläft wieder ein.

Noch ist die große Pause
zwischen der Nacht und dem Tag.
Und ich geh nach Hause,
weil ich mich nicht mag.

Noch brennt hinter deinen
Fenstern etwas Licht.
Wirst du noch lange weinen?
Bald wird die Sonne scheinen.
Aber sie scheint noch nicht.

Richter Lynch von Alfons Goldschmidt

Um die Ehre, das Lynchen schwarzer Sklaven erfunden zu haben, wird in den amerikanischen Südstaaten fast so heftig gestritten wie in Griechenland um den Geburtsort Homers. Die einen Verteidiger dieser grauenhaften Methode des Sklavenmordens sprechen dem irischen Bürgermeister von Calway die erste Lynchtat zu. Er soll im Jahre 1495 seinen Sohn, den das Volk vorm Galgen retten wollte, mit eigner Hand gehenkt haben. Nach einer andern Version ist das Lynchen Ende des 18. Jahrhunderts in der Stadt Lynchburg im U.S.A.-Staate Nordkarolina entstanden, und zwar im Kampf gegen die Freiheitsbestrebungen der geknuteten Negertiere. Außerdem nimmt der Kuklux-Clan den Ruhm für sich in Anspruch, diese Feme zuerst praktiziert zu haben. Jedenfalls hat diese Organisation, die nach der Freilassung der nordamerikanischen Neger im Jahre 1867 sich bildete, den Negermord systematisiert und mit einem mittelalterlichen, lächerlich schrecklichen Mummenschanz ausgestattet. Es waren die Anhänger der Sklaverei, die Feinde der jungen U.S.A.-Republik, die brutalsten Ausbeuter der schwarzen Arbeitskraft, die Sklavenhändler und Baumwollspekulanten, die sich zu jenem Mordverband zusammentaten, der eins der Vorbilder aller reaktionären Terrororganisationen geworden ist. Vermummt wie Ketzerverbrenner, frei von Verantwortung, infolgedessen ohne Furcht vor regulär-richterlicher Verfolgung, erschossen, verbrannten, henkten und zerrissen sie bis heute viele tausende von Negern, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wurde. Das Anti-Kuklux-Gesetz von 1871 und die Anti-Lynchgesetze sind fruchtlos geblieben. Auch heute wird gelyncht, noch heute müssen Neger vor dem offenen und getarnten Pöbel um ihr Leben zittern, wenn irgend ein Denunziant oder eine Denunziantin sie des „Verbrechens gegen die weiße Rasse" beschuldigt. Nach der offiziellen Statistik wurden von 1885 bis 1927 3226 Neger der Vereinigten Staaten gelyncht, aber nach andern Schätzungen, die wahrscheinlich zuverlässiger sind, waren es 5400 oder noch mehr Opfer dieser Bestialität. Das Ganze wird umgeben mit Nationalfahne und vulgärster Rassemoral, in Wirklichkeit aber ist diese blutige Feigheit nur die Angst vor der Erstarkung des nordamerikanischen Negerproletariats und vor seiner Verbündung mit den weißen Arbeitern der U.S.A.

1928 hatte ich eine Diskussion mit einem Farmer aus dem Südstaat Alabama über die Negerfrage. Ich habe niemals vorher und nie wieder solch gräßlichen Haß in einem Menschenantlitz gesehen. Am liebsten hätte dieser Mann in der nächsten Stunde hunderttausend Neger auf einem riesigen Scheiterhaufen verbrannt. Die Abtrennung der Neger von den Weißen, ihre Vertreibung aus Restaurants, Bahnhofshallen, Wohnquartieren der Weißen, ihre Zusammenpferchung in Spezialabteilen der Straßenbahn und der Eisenbahn, alle diese Entwürdigungen des einfachsten Menschentums, genügten diesem Mann noch lange nicht. Er war fürs Massakrieren, Sengen, Hautabziehen, Durchlöchern, Peitschen, Kochen auf dem elektrischen Stuhl, fürs Hängen, für jede Todesart, die wenigstens Qual garantierte.

Jetzt hat das Komitee zur Rettung der Negeropfer von Scottsboro, die am 24. Juni auf dem elektrischen Stuhl in Alabama hingerichtet werden sollen, einen Brief aus Alabama, datiert vom 27. März, erhalten, der an mich als den Organisator dieses Komitees gerichtet ist und in dem ich die Wut, die brutale Verbissenheit, die rücksichtslose Mordenergie, den sadistischen Blutkrampf jenes Farmers von 1928 wiederfinde. Noch mit einer antisemitischen Kuklux-Tönung, denn was wäre solche Organisation ohne Judenhaß. Sie wäre nicht komplett. Man soll ja nicht glauben, daß in den Vereinigten Staaten der Judenhaß unbekannt sei. Der Kuklux-Clan ist der Zentralverband des Antisemitismus in den U.S.A. und eine der großen Hoffnungen aller Terrorantisemiten dieser Welt.

Dieser Mann aus Alabama, der für sich, das geht deutlich aus dem Briefe hervor, die Ehre in Anspruch nimmt, Verfechter der Humanität zu sein, sagt klipp und klar, dürr und trokken, daß die zum elektrischen Stuhl verurteilten Neger gelyncht würden, wenn es etwa dem Komitee zu ihrer Rettung gelingen sollte, sie wirklich vor der offiziellen Hinrichtung zu bewahren. Eine Kopie des Briefes ist an Thomas Mann gegangen, der sich sehr mutig der Protestaktion des Komitees angeschlossen hat. Mit ihm Albert Einstein und viele hunderte aus dem besten geistigen Deutschland, Menschen aller Kopfberufe, die entsetzt sind von dem kürzlich durch die Revisionsinstanz von Alabama bestätigten Todesurteil gegen die Negerkinder, denn diese jungen Menschen, die nach allem Material, das uns zugegangen ist und nach unsrer festen Überzeugung unschuldig sind, sind noch Kinder. Den jüngsten von den neun Jungens, einen Knaben, der damals noch nicht vierzehn Jahre war, konnte man beim besten Willen nicht zum Gekochtwerden verdammen. Deshalb hat man ihm die schwerste verfügbare Strafe zudiktiert, nämlich lebenslänglichen Kerker. Und da sollen nicht alle guten Geister aufbegehren, da soll sich nicht ein ungeheurer Millionen-Protest erheben, wie es geschehen ist und noch geschieht in den Vereinigten Staaten, in Afrika, in Europa, auf der ganzen Erde? Man hat diese Kinder beschuldigt, sich an zwei weißen Prostituierten vergangen zu haben. Aber das ist nicht wahr, und selbst wenn es wahr wäre und auch wenn es sich nicht um Prostituierte handelte, wo gibt es ein Menschenrecht, das zu solch gräßlicher Härte sich erniedrigen dürfte? Dafür ist keine Verteidigung möglich, hier hört jede Begründung auf, hier ist nur Instinktwillkür, Rassewut und Klassenhaß gegen ein Proletariat, das sich von Tag zu Tag mehr nach seiner wirklichen Befreiung hin zusammenschließt.

Es scheint, daß nun noch die letzte Instanz, der Bundesgerichtshof der U.S.A., entscheiden solle. Aber laßt Euch dadurch nicht einlullen. Denkt an die nutzlosen Revisionen des Todesurteils gegen Sacco und Vanzetti.

Verbreitert und verstärkt die Aktion! Protestiert in allen Versammlungen, bei jeder nur möglichen Gelegenheit, duldet nicht, ihr arbeitenden Millionen, Kopf- und Handarbeiter, daß ein Mord geschehe, der vielleicht noch gräßlicher wäre als der Mord an Sacco und Vanzetti!

Bemerkungen

Röhm

Durch die radikale Links-Presse gehen seit einiger Zeit Anschuldigungen, Witze, Hiebe auf den Hauptmann Röhm, einen Angestellten der Hitler-Bewegung. Man sollte niemals die lächerlichen Titel gebrauchen, die Hitler seinen Leuten verleiht; so wie man nicht die von den Nazis gegebenen Kategorien annehmen soll; ein großer Teil der Deutschen unterliegt solchen albernen Suggestionen und geht an diese Dinge heran wie an Schulaufgaben, die Hitler ihnen aufgibt. Wir sind nicht in der Schule, und Titel, Auszeichnungen, Lob und Tadel dieses Anstreichers sind uns gleichgültig.

Röhm also ist homosexuell.

Das Treiben gegen ihn nimmt seinen Ausgang von Veröffentlichungen der ‚Münchner Post', die diese Tatsache enthüllten.

Da ist ferner ein Brief veröffentlicht worden, den Röhm über seine Veranlagung an einen Freund geschrieben hat — das Dokument könnte grade so gut in jeder Psychopathia sexualis stehn, und der Brief war nicht einmal unsympathisch.

Ich halte diese Angriffe gegen den Mann nicht für sauber.

Gegen Hitler und seine Leute ist jedes Mittel gut genug. Wer so schonungslos mit andern umgeht, hat keinen Anspruch auf Schonung — immer gib ihm! Ich schreckte in diesem Fall auch nicht vor dem Privatleben der Beteiligten zurück — immer feste! Aber das da geht zu weit — es geht unsretwegen zu weit.

Zunächst soll man seinen Gegner nicht im Bett aufsuchen.

Das einzige, was erlaubt wäre, ist: auf jene Auslassungen der Nazis hinzuweisen, in denen sie sich mit den „orientalischen Lastern" der Nachkriegszeit befassen, als seien Homosexualität, Tribadie und ähnliches von den Russen erfunden worden, die es in das edle, unverdorbene, reine deutsche Volk eingeschleppt haben. Sagt ein Nazi so etwas, dann, aber nur dann, darf man sagen: Ihr habt in eurer Bewegung Homosexuelle, die sich zu ihrer Veranlagung bekennen, sie sind sogar noch stolz darauf — also haltet den Mund.

Doch wollen mir die Witze über Röhm nicht gut schmecken. Seine Veranlagung widerlegt den Mann gar nicht. Er kann durchaus anständig sein, solange er nicht seine Stellung dazu mißbraucht, von ihm abhängige Menschen aufs Sofa zu ziehn, und dafür liegt auch nicht der kleinste Beweis vor. Wir bekämpfen den schändlichen Paragraphen Hundertundfünfundsiebzig, wo wir nur können; also dürfen wir auch nicht in den Chor jener miteinstimmen, die einen Mann deshalb ächten wollen, weil er homosexuell ist. Hat Röhm öffentliches Ärgernis erregt? Nein. Hat er sich an kleinen Jungen vergriffen? Nein. Hat er bewußt Geschlechtskrankheiten übertragen? Nein. Das und nur das unterliegt der öffentlichen Kritik — alles andre ist seine Sache.

Man hat dann mit komischem Eifer die wichtige Tatsache diskutiert, ob dieser Angestellte bei Hitler bleiben wird oder nicht. Sind wir die Wächter dieser Privatarmee? Von uns aus kann Hitler Einbrecher anstellen.

Kreischt Goebbels oder donnert Hitler etwas über die Sittenverderbnis der neuen Zeit, so halte man ihnen vor, daß selbstverständlich unter den Nazitruppen Homosexuelle stecken.

Im übrigen aber ist das Empfindungsleben Röhms uns genau so gleichgültig wie der Patriotismus Hitlers.

Ignaz Wrobel

Orientalisches

Es gibt zwei Arten unzureichender Reisebeschreibung. Die allzu altmodische Art: ein biederer Mitteleuropäer hüllt sich in einen Burnus und schildert, während in der Karawanserei das Bächlein unterm Vollmond plät-

schert, den Orient als Öldruck. Die allzu neumodische Art: der Reisende als Landmesser, Freund harter Tatsachen, drückt die Augen ein, murmelt Statistiken, Bevölkerungsziffern, Ausfuhrziffern, als ob das Berechenbare immer der eigentliche Tatbestand sei — und Baedeker ist gegen ihn ein Alexander von Humboldt. Wie ein Mensch von heute mit Gewinn reisen kann, das lernt man aus dem Buch „Griff in den Orient" von Leo Matthias (Bibliographisches Institut AG., Leipzig). Matthias versteht es, in der Fremde Europäer zu bleiben, das heißt: das Andersartige nicht beziehungslos anzustaunen sondern es immer mit Hinsicht auf unsre eignen Meinungen, Einrichtungen, Sorgen, mit Hinsicht auf die allgemeinen Aufgaben und Schwierigkeiten der Menschheit anzusehen; und doch andrerseits nicht blind und anmaßend Europäisches zu übertragen. Vielmehr hat er ein ausgeprägtes Gefühl für das, was wirklich fremde Eigenart ist, wobei ihm zustatten kommt, daß er nicht auf das Romantisch-Pittoreske fliegt sondern grade die offenbar spezifisch orientalische Poesie der Nüchternheit und Leere zu erfassen versteht. Mit einem geräuschlosen, aber fest zupackenden Humor spürt er unter Nasenschleier und Kaftan den Menschen auf. Er beschreibt in einem wohltuend sauberen Deutsch, sachlich wie ein guter Märchenerzähler; aus der Anekdote heraus entwickelt er Abstraktes: den Geist einer Sekte, eines Eroberers, eines europäischen Abenteurers, eines Wirtschaftssystems. Den wirklichen Reiz des Fremdartigen erfaßt er dort, wo sich stabile Grundbegriffe wie Fluß oder Einöde, Nation oder Ehe, Sklaverei oder Frömmigkeit plötzlich rätselhaft wandeln und unverständlich werden, als fiele man vom Monde. Weniger gelungen scheinen mir die Kapitel, in denen er in eine grade wegen ihrer Allgemeinheit und Schlichtheit schwer verwendbare Philosophie verfällt, die mehr ironisch als produktiv und nicht ohne Freude am funkelnden Bluff ist und deren Anwendung auf die Geistesgeschichte des Orients wenig zwingend wirkt. Die ruhige, umfassende Klugheit des Verfassers überschlägt sich hier aus Vergnügen an der eignen Schärfe, und grade die Glasklarheit der Gedankenführung erzeugt Gebilde von komplizierter Durchsichtigkeit und Spiegelung, die für Gehirnmenschen reizvoll sind, aber Schwindel erregen und es dem Leser schwer machen, einen Standort, eine Übersicht zu gewinnen. „Die Weltentwicklung wird etwas sinnlos, vom Persischen Golf aus gesehen" — das muß nicht am Persischen Golf liegen. Gut belichtet und lehrreich wie seine Anekdoten sind die vielen, vortrefflich reproduzierten Photographien, die er dem Buch beigegeben hat. Matthias beabsichtigt, auf seinen nächsten Reisen auch Filme zu drehen. Man darf von einem so gebildeten, sehtüchtigen Beobachter noch viel Schönes erwarten.

*

Eine Truppe brahmanischer Hindus tanzt und musiziert auf einer berliner Bühne. Die Bühne ist, wie vor der Nummer eines Zauberkünstlers, vollgestellt mit neugiererregenden Instrumenten, Trommeln und Stehgeigen, Gongs, Flöten und Hörnern. Ernste Männer mit blitzenden Augen, in weiße Hemden gekleidet, spielen niedergehockt zum Tanz. Ihre Hände tanzen mit: wie eine mit Purzelbäumen über die Bühne jagende Exzentriktruppe tanzen diese Hände mit Fingerspitzen, Daumenballen und Handwurzel biegsam über die Trommelfelle; die Köpfe wiegen sich sanft, und zu diesen leisen Tänzen der Musiker paßt die Musik des Tänzers, der Schellenkränze um seine Fesseln gebunden hat und sich mit vibrierenden Füßen den Takt stampft. Der Tänzer ist biegsam und schmal wie eine Frau, aber er wirkt für europäische Augen nur deshalb weichlich, weil wir für männlich halten, was Muskelkrampf und Starre, Feldwebelrhythmus und ungesunde Spannung ist. Dieser Inder, dessen Finger sich schlängeln, dessen Schultern und Hüften eidechsenhaft biegsam sind, ist zugleich kraftvoll und ernst, meilenfern von dem angewärmten Schmelz hiesiger Tanzjünglinge. Was er und seine Partnerinnen tanzen, wird auch ohne Kenntnis der rituellen Gebärdensprache andeutungsweise verständlich und überrascht durch den Reichtum an komplizierten, klugen, erstaunlich geschulten Bewegungen, die in ihrer Art manchmal an die junggestorbene, hochbegabte Vera Skoronel erinnern. Ruckhafte Kopfbewegungen, Augenrollen und der Zwang archaischer Fußstellungen heben diese Tänze sehr glücklich in eine übernaturalistische Stilebene, und es ist bemerkenswert, wie der Gefühlsgehalt des Themas niemals durch „Ausdrucksbewegungen" sondern durch charakteristische Tanzformen gegeben wird; etwa ein Liebesspiel durch den paarigen Gleichklang der Bewegungen, ein Zueinanderneigen, ein Verschränken der Arme — fast ohne Mimik des Gesichts. Die Art, wie diese Inder über die Bühne gehen, das Zeremoniell, mit dem sie sich für Beifall bedanken, ist allein schon reicher und schöner als das Programm von einem halben Dutzend berliner Tanzmatineen. Beneidenswertes Volk, dessen Götter tanzen, dessen Menschen tanzen wie die Götter und dessen Kultur noch nicht aufgespalten ist in: Gelehrtenschreibtisch, Klosterzelle, Philharmonie, Hochschule für Leibesübungen und Wigmankult.

Rudolf Arnheim

Ein Sturmwind von Jamaika

Inmitten der allgemeinen Unsicherheit und des ringsum beginnenden Zusammenbruchs befindet sich die Literatur, soweit sie nicht eindeutig politische Fronten bezogen hat, in seltsamer Lage. Immer häufiger und offener wird von ihr verlangt, daß sie sich am Abbau der letzten Reste von Illusionen und überkommenen Begriffen möglichst wenig beteilige. Sie soll friedliche Stillhaltung üben. Sie

soll insbesondere alles Problematische und Destruktive zurückstellen. Man sucht auf der Bühne und im Buch nicht Aufruf und Erregung sondern Trost und Einschläferung.

Daraus erklärt sich die matte Aufnahme, die etwa ein so handfestes, redliches Stück Theater wie Horvaths „Geschichten aus dem Wiener Wald" gefunden hat. Und nicht anders ist es mit dem merkwürdigen, unerbittlich aufrichtigen Kinderroman „Ein Sturmwind von Jamaika" (Erich Reiß, Berlin) von Richard Hughes gegangen. Trotz begeisterten Kritiken ist er beim Publikum nicht durchgedrungen und heute, nach einem dreiviertel Jahre, schon fast wieder vergessen.

Freilich hat Hughes den Einbruch in einen der geheiligten, unantastbaren Bezirke der bürgerlichen Vorstellungswelt gewagt. Die Kindheit galt und gilt dem zweifelnden und verzweifelnden Bürger dieser verworrenen Zeit als tabu. Wenn es sich auch herausgestellt hat, daß der Mensch keineswegs gut ist, — als Kind möchte ers einmal gewesen sein. Diese Illusion läßt er sich nicht gern nehmen.

Hughes aber schildert mit unheimlicher Kraft grade das Amoralische, das unbedenklich Böse im Kinde, die Fülle unschuldiger Grausamkeit und zielbewußter Schlauheit in den Jahren, ehe die anerzogene Selbstkontrolle, die Angst vor abstrakten Vorschriften, die halben Kompromisse des sozialen Altruismus bestimmend werden. Es wird in diesem Buche ein Vorhang weggerissen, den wir ängstlich vor unsre Kinderjahre gezogen haben, um nicht daran erinnert zu werden, wie unmittelbar, wie ungezähmt wir einmal waren. Vor dem brutalen Zugriff dieses unbarmherzigen Gestalters werden alle die kleinen Kinder-Göttergestalten der Literatur zu heuchlerischen Verniedlichungen.

Und das geschieht in einer schlichten Fabel, die eine Stevenson-Geschichte hätte werden können oder eine vulgäre Kidnapper-story. Die Erlebnisse einiger Kolonistenkinder, die auf der Fahrt ins englische Pensionat geraubt und verschleppt werden, sind die Kulisse zu den verwirrenden Abenteuern der Pubertät, der erwachenden Kinderseele. Das Ungewohnte wird bedenkenlos genossen. Die Eltern sind so schnell vergessen, wie der Tod eines der Brüder sofort und ein für allemal vergessen wird. Die Seeräuber, übrigens kleine, bequeme Banditen, werden tyrannisiert. Aber als die Kinder nach der, ungern gesehenen, Befreiung merken, daß man sie bedauert, stellen sie sich sekundenschnell um und mimen von nun an vortrefflich die unglücklichen Opfer, die man in ihnen sehen möchte.

Aber da ist noch etwas geschehen: Ein Mord an einem wehrlosen, gefesselten Gefangenen. Wegen dieses Mordes sollen die Flibustier gehängt werden. Dabei kommt alles auf die Aussage eines der kleinen Mädchen an. Und eben diese kleine Emily hat den Mord selbst begangen. In einer dunklen, grauenhaften Stunde der Angst hat sie den Mann erstochen. Von da ab ist sie von dem einzigen Gedanken beherrscht, die Folgen dieser Tat abzuwenden. Unter Tränen, verzweifelt, verwirrt, aber doch entschlossen, sich um jeden Preis zu retten, stammelt sie vor Gericht

mit ihrer kleinen, zärtlichen Stimme die zweideutigen Worte, durch die alle die Männer, die Freunde so vieler heiterer Wochen, an den Galgen kommen. Und dann ist es vorbei und abgetan. Sie wird nicht mehr daran denken. Sie verschwindet unter den andern Mädchen des Pensionats. „Würde der liebe Gott auf diese heitere Schar, diese reinen, unschuldigen Gesichter herabgesehen haben, er hätte Emily vielleicht herausgefunden. Mir wäre es nicht möglich gewesen": Die letzten Worte des Buches.

Diese kleine, verwirrte, feige Meuchelmörderin ist von grauenvoller Lieblichkeit. Auf sie hat Hughes die ganze Kraft seiner abgründigen Einsicht vom ursprünglich Bösen im Menschen, im Kinde gesammelt. Vielleicht hat Mignon auf sanftere Zeitalter ähnlich gewirkt, wie auf uns dies schrecklich bezaubernde Geschöpf. In dieser Gestalt sind Rousseau und Pestalozzi aufs entschiedenste geleugnet. Vielleicht auch Freud. Denn wenn sie wahr ist — und sie rührt uns an mit dem Grauen unbedingter Wahrhaftigkeit! —, dann ist es dem Menschen gegeben, seine furchtbarsten Erlebnisse bis zum völligen Verschwinden zu verdrängen. Dann aber gäbe dieser Roman uns einen kurzen, vernichtend klaren Blick frei bis zu den Urgründen jener lebensrettenden Vereinbarungen, die wir unter dem Sammelbegriff Moral verstehen.

Axel Eggebrecht

Bajuvaria

Intelligenz in München

Vegetarisches Speisehaus. Finstre, prinzipienstarre Oberlehrer, viel seifenblonde Jugendbewegung, zwei haushaltslose Geheimratswitwen. Gymnastikweiber in Reformkleidern zeichnen sich durch dicke Waden oder Zahnfleischfletschen aus. Die meisten sind picklig. Allen ist Spinat mit Ei Weltanschauungssache.

Ein Handlungsreisender hat sich hineinverirrt und will sich durch Lektüre vom schlechten Geschäftsgang erholen. Ich höre folgenden Dialog:

„Fräulein, bitte ‚die Zeitung'."

„Die werden alle gelesen."

„Ich meine die ‚Münchener Zeitung'."

„Die wird auch gelesen."

„Die ‚Neuesten' auch?"

„Sie meinen die ‚Telegrammzeitung'?"

„Nein, ich meine die ‚Neuesten'."

„Ja, wir haben nur die neuesten. Wir haben immer die neuesten Nummern."

„Ach, ich meine doch die ‚Münchner Neuesten Nachrichten'."

„Ja, die haben wir gar nicht."

Das Fräulein dreht sich um und geht. Aber schon steht sie wieder vor ihm, eine Zeitung in der Hand: die ‚Münchner Neuesten Nachrichten'.

*

Der Prophet

Zwischen Wiessee und Rottach-Egern zittert spärliches Schilf am Ufer. Nichtsahnend blicke ich nach Kloster Tegernsee hinüber,

als ein Wanderer, vor so einem Hümpel kümmerlicher Halme, die Finger weit über das Wasser streckend, plötzlich prophetisch ausruft: „Ja, Amalie, in hundert Jahren is er zu . . .!"

Herbert Günther

Da gehört sie hin

Die vorliegende Schrift war ursprünglich ein Teil der „Erhebung Israels gegen die christlichen Güter". Sie wurde vor der Drucklegung herausgenommen, um sie dem Tempo jenes Buches zu entziehen und auf einen ruhigen Ort zu setzen . . .

Hans Blüher im Vorwort zu ‚Der Standort des Christentums in der lebendigen Welt'

Welch tiefe Tragik

Welch tiefe Tragik liegt darin, die Schönheitsfehler feige unter Kosmetien zu verbergen und zuzusehen, wie Jahr für Jahr der Zahn der Zeit das Grab der Schönheit schaufelt und Tag für Tag am letzten Rest vergangener Jugendanmut nagt, bis schließlich auch die Künstlichkeit versagen muß.

Aus einem Prospekt von Elizabeth Arden

Anekdote

Felix Dahns Gattin pflegte nicht nur ihren Gemahl mit der Harfe zu besingen — sie hatte es auch mit der klassischen Bildung. Wo immer es anging, drückte sie sich lateinisch aus.

Einmal hatte ein Schüler dem Herrn Professor ein Buch zurückgebracht, „Friedrich der Große" — und Frau Dahn sollte den Empfang bestätigen.

Sie schlug im Wörterbuch nach:

Empfangen: accipio, (von Frauen:) concipio.

Und schrieb:

„Concepi a discipulo liberum magnum Fridericum."

Roda Roda

Hinweise der Redaktion

Berlin

Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Dienstag 20.00. Nationalhof. Bülowstraße 37: Internationaler Abend.

Die Lupe. Donnerstag 20.30. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Der Streit um die neue Kunst, Ernst Kállai.

Gesellschaft für politische Theorie. Freitag 20.00. Ernst-Haeckel-Saal, In den Zelten 9a: Kurt Hiller liest aus seinem neuen Buch „Der Sprung ins Helle". Anschließend Aussprache.

Humboldt-Hochschule. Sonnabend 15.00. Fritz Schiff: Führung durch das Tell Halaf-Museum, Charlottenburg, Franklinstr. 6.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (2. 5.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Neue Erziehungswege in der Gruppenarbeit, Tami Oelfken.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 10: Die politische Einstellung der Intellektuellen in Deutschland.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Dienstag (3. 5.) 20.00. Volksheim, Eichenstr. 61: Über den historischen Materialismus. Es spricht ein Vertreter der linken Opposition der KPD.

Bücher

Theodore Dreiser: Das Buch über mich selbst. Paul Zsolnay, Wien.
Francis Hackett: Heinrich der Achte. Ernst Rowohlt, Berlin.
Leon Schalit: Narrenparadies. Paul Zsolnay, Wien.
Fritz Schiff: Die Wandlungen der Gottesvorstellungen. Urania-Freidenker-Verlag, Jena.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 18.20: Studenten diskutieren. — Königswusterhausen 19.20: Antisemitismus, Polizeimajor Bork und v. Oppeln-Bronikowski. — Königsberg 20.10: Seemannsballade von Joachim Ringelnatz. — Hamburg 20.30: Emil Belzner liest. — Breslau 21.10: Von der Sahara bis Breslau, Hörfolge von Walter Mehring. — **Mittwoch.** Berlin 14.00: Leopold Stokowski dirigiert (Schallplatten). — 22.00: Irland, Zeitbericht von Actualis. — **Donnerstag.** Berlin 18.10: Von der bildenden Kunst, Felix Stössinger. — 18.20: Aufstieg oder Niedergang des Bürgertums? M. M. Gehrke und Herbert Ihering. — Frankfurt 18.25: Filmkünstler — richtig und falsch beschäftigt, Rudolf Arnheim. — München 21.55: Sprechchöre (Friedrich Nietzsche Walt Whitman, Paul Zech). — **Freitag.** Berlin 17.35: Das Ende einer großen Epoche, Valeriu Marcu. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Gabriele Tergit. — Hamburg 18.30: Aufstand gegen den Intellekt, C. E. Uphoff und Walther v. Hollander. — Frankfurt 19.15: Joachim Ringelnatz liest.

Antworten

Rote Fahne. Du veröffentlichst ein Telegramm Lenins an die bayerische Räterepublik von 1919, in dem er dem revolutionären Proletariat seinen Gruß ausspricht, und Du schreibst dazu: „Die Empfänger dieses Telegramms, die Führer der Schein-Räterepublik — Niekisch, Klingelhöfer, Ernst Toller und Konsorten — haben das bedeutsame Dokument dem bayerischen Proletariat unterschlagen." Ich habe mich an Erich Mühsam und Ernst Toller gewandt und sie gefragt, ob sie, die damals Mitglieder der münchner Räteregierung waren, von diesem Telegramm Kenntnis hatten. Beide haben entschieden verneint, dagegen den Verdacht als naheliegend geäußert, daß Axelrod, der Vertreter der besonderen kommunistischen Parteiinteressen in München, es bewußt zurückgehalten hat. Vielleicht ist eine restlose Klarstellung so weit zurückliegender Dinge heute unmöglich — aber welchen praktischen Zweck hat es, einen Mann, wie Toller, der für die roten Gefangenen kämpft, der überall für kommunistische Kandidaten eintritt, in dieser Weise von hinten anzufallen? Überläßt diese Methoden doch den Fascisten, es kleidet sie besser. Oder bist Du auch schon abgefärbt?

Deutscher in der Tschechoslowakei. Deine Zeitung, die ‚Bohemia' in Prag, glaubt dem Deutschtum in der Tschechoslowakei zu dienen, indem sie — liberal getarnt — die böhmischen Nationalsozialisten unterstützt. Die Meinung, Nationalsozialismus sei identisch mit Deutschtum, führt auch zu der andern Auffassung, deutsch-tschechische Cooperation sei ein Verrat an der deutschen Minderheit. In Nummer 1 der ‚Weltbühne' hat sich Bernhard Citron mit den damals am Horizont auftauchenden Donauplänen auseinandergesetzt. Der Tschechoslowakei, als politisch und wirtschaftlich stabilstem Bestandteil des Donaugebietes, wurde auch eine führende Stellung im neuen Habsburgerreich ohne Habsburger zugedacht. Dient die ‚Bohemia' der deutschen Minderheit, die nicht nur eigne Abgeordnete sondern auch einen eignen Minister in der tschechoslowakischen Republik besitzt, wenn sie gegen eine neue Verbindung Prag—Berlin polemisiert? Sollte das Deutsche Reich die Bildung der Donauföderation hindern, obwohl für die Erschließung der zentraleuropäischen Absatzgebiete von Deutschland kein Kapital aufgebracht werden kann? Wer nicht die Augen verschließen will, weiß, daß man die Hilfe der Welt wohl für eine Finanzierung der Donauunion, nicht aber für einen phantastischen deutschen Wirtschaftsraum gewinnen kann. Die ‚Bohemia' greift aus Citrons Aufsatz einige Sätze heraus, die ihr anscheinend komisch vorkommen. Es soll wohl der Eindruck erweckt werden, als hätte Citron die wirtschaftliche Kraft der tschechoslowakischen Republik lediglich an Hand der Tatsache beweisen wollen, daß im Gebäude der Zivnostenská banka offene Verkaufsläden domizilieren. Ebenso ergeht es einer Bemerkung über die niedrige Löhnung der tschechischen Armee. Kein Satz in dem Weltbühnenartikel wird widerlegt, sondern lediglich an Hand eines Briefes, den ein Redakteur jenes Blattes an die ‚Weltbühne' gerichtet hat, der Ansicht Ausdruck verliehen: „Die janze Richtung paßt uns nicht". Auf der Ebene jener Richtung, der die ‚Bohemia' nahesteht, können wir aber nicht diskutieren.

Oberstudiendirektor Pflug, Friedenau. Unsre Vermutung war zutreffend, daß die von Ihnen Ihren Schülern gepredigte „Ehrfurcht vor der Vergangenheit" in erster Linie auf byzantinischen Hohenzollernkult hinauslaufen soll. Uns wird das ‚Berliner Tageblatt' vom 6. März 1927 zugesandt, worin über einen Vorgang an Ihrem Gymnasium berichtet wird. Sie hatten den zweiten Sohn des frühern Kronprinzen für den 3. März 1927 zu einem Vortrag in der Aula über seine Reiseerinnerungen eingeladen. Das ‚Berliner Tageblatt'

erklärt, das bescheidene Auftreten des jungen Mannes habe einen angenehmen Eindruck gemacht. Es fährt fort: „Anders muß man leider über den Leiter des Gymnasiums, den ehemaligen Landtagsabgeordneten Oberstudiendirektor Pflug urteilen, der diesen Vortrag wohl nicht des Themas wegen veranstaltet hatte, und den durchaus nicht mit königlichen Ansprüchen auftretenden jungen Mann unablässig mit der Anrede ‚Königliche Hoheit' umdienerte. Es gab Eltern und auch Lehrer, denen das ein wenig zu viel wurde, und gewisse Direktoren müßten wohl darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie ihr Gehalt von der Republik beziehen." Daß nicht nur Lehrern und Eltern Ihr Byzantinismus auf die Nerven geht sondern auch einem Teil Ihrer eignen Schüler, haben wir mit Genugtuung aus der Zuschrift eines Schülers erfahren. Ihr zufolge ist der Sinn Ihrer Reklame „für die Ehrfurcht vor der Vergangenheit" völlig richtig in Doorn verstanden worden. Darum hat Ihnen der Ex-Rex alsbald sein Bild mit eigenhändigem Namenszug und mit der schneidigen Aufschrift „Dennoch" übersandt. Sie haben mit dem Bild Ihr Arbeitszimmer geschmückt und auf die Rückseite des Bildes einen Zeitungsausschnitt geklebt, laut dem gemeldet wird, daß Wilhelm II. von dem mutigen Auftreten des Oberstudiendirektors für ihn erfahren habe. Als Sie jedoch das Bild triumphierend in der Prima Ihren Schülern zeigten, erregten Sie keineswegs die erwartete Begeisterung. In tiefgeknicktem Ton wehklagten Sie: „Ihr scheint ja gar keine Beziehungen zu den Hohenzollern mehr zu haben." Andre Leute werden nicht recht verstehen, warum die Republik mit einem Manne Ihrer Gesinnung noch Beziehungen unterhält.

Rundfunkhörer. Wir machten im vorigen Heft Mitteilung von dem Verbot der Vorträge Ernst Tollers über Spanien. Hierzu sei berichtigend festgestellt, daß der politische Überwachungsausschuß auf Anregung des nationalsozialistischen Ministerialdirektors Scholz aus dem Reichsinnenministerium die Abhaltung der Vorträge verhindert hat. Die Rundfunkleitung hat sich durchaus korrekt benommen, nicht ihr Ansager sondern der Ersatzredner, ein Ministerialrat, der über das außenpolitisch unbedenkliche Thema „Hauszinssteuer" sprach, hat die unwahre Behauptung aufgestellt, Ernst Toller sei verhindert. Bescheidene Anfrage an die Stellen, die für die Zusammensetzung des Überwachungsausschusses verantwortlich sind: da wir zur Zeit noch nicht im Dritten Reich leben, wann werden Sie den Nazi-Scholz aus seiner Stellung entfernen?

Roda Roda. Um entstandene Mißverständnisse zu berichtigen, bestätigen wir Ihnen gern, daß das von uns im vorigen Heft veröffentlichte Gedicht „Roda Rodas Selbstgespräch" tatsächlich von Ihnen stammt.

Leser in Münster/Westf. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Wilhelm Kuhrdt, Dodostr. 7, I., der regelmäßige Zusammenkünfte der dortigen Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

Marxistische Arbeiterschule. Das dritte Quartal Ihres laufenden Schuljahres beginnt am 2. Mai. Wer sich über Ihre 245 Kurse orientieren möchte, lasse sich gegen Einsendung von 0,05 Mark Porto das Vorlesungsverzeichnis vom zentralen Schulbureau O 27, Schicklerstraße 6 III, kommen. Besonders sei für Rußlandfahrer auf den russischen Schnellkursus verwiesen. Auskunft erteilt das Bureau.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Ein runder Tisch wartet von Carl v. Ossietzky

Die preußischen Wahlen haben der NSDAP keine absolute Mehrheit gebracht, wohl aber ist der Abstand, der sie davon trennt, so gering, daß er nur als Anreiz wirken kann, den Sturm so bald wie möglich wieder aufzunehmen. Die Regierung der weimarer Koalition hat eine ehrenvolle Niederlage erlitten, aber die Niederlage ist unleugbar. Unter den vielen Ratschlägen, mit denen Otto Braun in diesen Tagen bedacht wurde, ist der schlimmste, sich mit dem bisherigen Kabinett wenigstens geschäftsführend zu behaupten, bis der liebe Gott es wieder anders beschlossen hat. Auch in der Politik bevorzugt der liebe Gott die stärkern Bataillone.

Mit Recht betont die ‚Frankfurter Zeitung', daß eine von Parlament oder Verfassung sanktionierte Geschäftsführung Treuhänderschaft bedeutet. „Eine geschlagene Partei muß, wenn ihre Führer im Amt bleiben, nach diesem Grundsatz verfahren. Wird dagegen verstoßen, so wird sich das bei der nächsten Wahl bitter rächen." Eine Regierung, deren Autorität soeben durch einen erheblichen Mißerfolg beeinträchtigt wurde, kann nicht gegen eine Partei regieren, die 37 Prozent der Wählerschaft umfaßt. Da die kommenden Monate wahrscheinlich wieder starke politische und wirtschaftliche Eingriffe erforderlich machen müssen, die Krise aber weiter wachsen und Regieren manchmal nur in diktatorischer Form möglich sein wird, so können die 37 Prozent bei einer Neuwahl im Herbst sehr wohl auf 52 Prozent anschwellen.

Welche parlamentarischen Möglichkeiten gibt es heute noch in Preußen?

a) Das Kabinett Braun bleibt mit geschäftsführendem Auftrag;

b) Zentrum und Nazis bilden eine Koalition;

c) die Regierung Braun-Severing stützt sich auf die parlamentarische Hilfe der Kommunisten;

d) die Sozialdemokratie läßt die Bürgerparteien unter sich und bildet mit den Kommunisten einen oppositionellen Arbeiterblock.

Wir halten nur c und d für diskutabel, b geht ausschließlich die zwei beteiligten Parteien an, a bürdet der Sozialdemokratie eine Last auf, die sie nicht mehr tragen kann und die sie auch nicht mehr tragen sollte.

Die Nazis, die früher über das Reich in Preußen einbrechen wollten, rüsten jetzt, das Reich von Preußen her zu nehmen. Ob die Verständigung mit dem Zentrum gelingen wird, läßt sich nicht voraussagen. Indessen fehlt es bei beiden weder am besten Willen zur Zusammenarbeit noch zum gegenseitigen Betrug. In der Nachbarschaft der Reichsregierung gibt es auch einige unternehmungslustige Köpfe, die der Meinung sind, das Reich täte am besten, nach dem Fehlschlagen der parlamenta-

rischen Lösungen, Preußen durch einen dazu bestellten Kommissar, etwa Stegerwald, in Zwangsverwaltung zu nehmen. Unter dem Stichwort „Reichsreform" könnten Finanzen und Polizei dem Reich einverleibt werden, in der leeren Hülse, die dann noch bleibt, mag Gregor Straßer, den Drachenkamm des National-Fascismus auf dem Haupte, ruhig als „preußischer Ministerpräsident" Platz nehmen.

Es ist nur fraglich, ob sich die siegreichen Nationalsozialisten ihren Braten so leicht vor der Nase wegschnappen lassen. Und es ist nicht minder fraglich, ob das Zentrum, so verlockend es ihm auch scheinen mag, wenigstens vorübergehend Preußen unter eigne Regie zu bringen, schließlich nicht doch vor einem Wagnis zurückschreckt, dessen Mißlingen nicht auf die Partei sondern auch auf den ganzen deutschen Katholizismus zurückwirken müßte. So ist es viel wahrscheinlicher, daß das Zentrum sich eher dazu verstehen wird, die in Preußen zu schaffende Konstruktion auf das Reich zu übertragen, dessen gegenwärtige Regierung ja nicht nur im Innen- und Außenressort Provisorien aufweist, sondern auch einige Minister mit sich schleppt, deren Parteigrundlage durch die Preußenwahlen völlig fiktiv geworden ist. Wen vertritt zum Beispiel der Treviranissimus der Volkskonservativen? Was Herr Dietrich aus Baden außer seinem Defizit? Wen oder was Herr Martin Schiele, exmittiert bei Hugenberg, verzankt mit seinen Grünen?

Die alte Weimarer Koalition besteht nicht mehr. Das Zentrum ist im Abmarsch begriffen, die bürgerlichen Zwischenstufen sind dahin. Die Sozialdemokratie ist außen abgeschabt, jedoch im Kern intakt. Sie hat verloren aber sich noch immer mit Bravour geschlagen. Auch die Kommunisten brüten über einer Verlustliste. Auch sie sind im Kern unversehrt, aber ihre Außenposten kleinbürgerlich randalierender Mitläufer sind zu Hitler übergelaufen.

Trotzdem sind die Kommunisten das geworden, wovon der alte Liberalismus und seine durch eine erfolglose Nacht mit dem Jungdo kompromittierte Witwe, die Staatspartei, lebelang geträumt haben: der Dritte, auf den es ankommt. Die parlamentarische Zukunft Preußens hängt von den Kommunisten ab. Unter diesen Umständen haben einige Blätter plötzlich ihr Herz für die KPD entdeckt und ihr ebenso freundlich wie naiv zugeredet. Das heißt eine richtige Sache verkehrt anpacken. Es geht nicht an, die Kommunisten jetzt plötzlich als ein vorübergehend abhanden gekommenes Anhängsel der Koalition von Weimar behandeln zu wollen, nachdem man jahrelang in ihnen nicht mehr gesehen hat als eine Kolonie für Galgen und Rad, gut genug, vom Vierten Strafsenat ihrer natürlichen Bestimmung zugeführt zu werden. Selbst wenn die Kommunisten vorübergehend zu einer parlamentarischen Nothelferschaft gewonnen werden sollten, so müßte auch das von tiefgreifendster Wirkung auf die gesamte Arbeiterbewegung werden. So tragisch die heutige Situation ist, so birgt sie doch ein Glücksgeschenk: wieder stehen die beiden großen sozialistischen Parteien allein da. Die Kommunisten haben ebenso wie die Sozialdemokraten in drei enttäuschungsreichen Wahlnächten viele Illusionen entschwinden sehen.

Am Tage nach der Wahl erließ die KPD gemeinsam mit der RGO. einen Aufruf, in dem es heißt:

Wir sind bereit, mit jeder Organisation, in der Arbeiter vereinigt sind, und die wirklich den Kampf gegen Lohn- und Unterstützungsabbau führen will, gemeinsam zu kämpfen! Wir Kommunisten schlagen euch vor: Sofort in jedem Betrieb und in jedem Schacht, auf allen Stempelstellen und Arbeitsnachweisen, in allen Gewerkschaften Massenversammlungen der Arbeiter einzuberufen, die drohende Lage zu überprüfen, die gemeinsamen Forderungen aufzustellen, Kampfausschüsse und Streikleitungen der kommunistischen, sozialdemokratischen, christlichen und parteilosen Arbeiter zu wählen und entschlossen den Massenkampf und den Streik gegen jeden Lohn- und Unterstützungsabbau vorzubereiten und durchzuführen.

Zugleich versicherten die kommunistischen Blätter feierlich, die Partei denke nicht daran, Preußen an das Hakenkreuz auszuliefern. Und der ‚Vorwärts' antwortete darauf gedämpfter als sonst und verlangte nur Garantien gegen kommunistische Parteigeschäfte unter der Etikette „Einheitsfront". Niemals war die Gelegenheit zu einer Annäherung der beiden großen sozialistischen Parteien günstiger, niemals aber auch sprach die Notwendigkeit diktatorischer.

Die erforderliche Aussprache darf nicht durch allzu weitgesteckte Ziele verwirrt werden. Die Rote Einheitsfront ist ein pathetisches Sehnsuchtswort, das auf beiden Seiten schon viel Parteiegoismus verdeckt hat, viel Versuche, in den Hürden des Andern zu wildern. Wo zwei Arbeiter sich treffen, mag es seine Wirkung haben, zwei Funktionäre jedoch macht es noch argwöhnischer als sie schon sind. Lassen wir es heute beiseite, denn nicht um die Verschmelzung beider Parteien handelt es sich sondern um ein operatives Zusammengehen zur Verteidigung der Arbeiterklasse.

Eines allerdings muß vorweg von beiden anerkannt werden: Reformismus und Radikalismus sind zwei natürliche, legale Zweige der Arbeiterbewegung. Der eine ragt in die Zukunft, der andre bedeutet die Gegenwart. Beider Funktionen sind lebenswichtig. Und beide laufen heute unmittelbar Gefahr, Gegenwart und Zukunft zu verlieren und historische Kategorien zu werden. Denn in dieser Epoche, das muß mit aller Schärfe gesagt werden, liegt die Initiative nicht mehr bei der Arbeiterbewegung, weder bei ihrem reformistischen noch bei ihrem revolutionären Flügel. Die Sozialdemokratie ist mit ihren opportunistischen Kniffen ebenso mit ihrem Latein zu Ende wie die KPD mit ihrem Treiben in die Weltrevolution. Primgeiger ist der Fascismus. Die revolutionäre Gärung in Deutschland rührt nicht von einer um Aufstieg kämpfenden Arbeiterschaft her sondern von einem Bürgertum, das sich gegen sein Versinken krampfhaft zur Wehr setzt. Mitten im fallenden Kapitalismus befindet sich die Arbeiterschaft in der Defensive. Das ist die größte Überraschung dieser Phase, und das allein muß die Haltung und die Wahl der Mittel bestimmen.

Es wird nicht leicht sein, die Sozialisten aller Richtungen auch nur diskutierend zusammenzubringen. Sie haben sich viel angetan, und ein Generalpardon ist notwendig. Bei allen Beteiligten ist die Feindschaft traditionell geworden, gleichsam Ehrensache. Alles ist in umfangreichen, archivartig verschach-

telten Gedächtnissen mit schrecklicher Genauigkeit aufbewahrt. Alle Auseinandersetzungen im Sozialismus leiden unter diesen fürchterlich geschulten Gedächtnissen. Jede Irrung des Andern, mag sie jahrealt sein, ist mit glühender Nadel in Hunderttausenden von Hirnrinden eingeritzt und brennt dort weiter. Mauern von Papier türmen sich zwischen Gutgewillten.

Es kommt nicht mehr darauf an, Recht zu behalten sondern sämtliche Teile der sozialistisch organisierten Arbeiterschaft vor der Vernichtung zu retten. Wollen wir antiquierte Schlachten weiterführen, wo der Raum, in dem wir leben, immer enger wird? Wo wir immer mehr zusammengepreßt atmen müssen, wo riesenhohe Wände, von unsichtbarem Mechanismus bewegt, immer näher rücken? Es geht nicht mehr um Programme und Doktrine, nicht mehr um „Endziele" und „Etappen", sondern um den technischen Fundus der Arbeiterschaft, ihre Presse und Gewerkschaftshäuser, und schließlich um ihr lebendes Fleisch und Blut, das hoffen und vertrauen und kämpfen will.

Ich frage euch, Sozialdemokraten und Kommunisten: — werdet ihr morgen überhaupt noch Gelegenheit zur Aussprache haben? Wird man euch das morgen noch erlauben?

Was sich zwischen euch aufgebaut hat, ich ignoriere es nicht. Ich kenne es besser als irgend ein Andrer. Denn ich habe in diesen Jahren von beiden Seiten Schläge erhalten.

Wenn eure Parteien sich nicht zu dem allein dem Augenblick entsprechenden rettenden Schritt entschließen können, wenn Vergangenheit noch einmal die dürren Hände reckt, um die Gegenwart zu würgen, dann muß es gute Mittler geben, Parteilose, über jeden Zweifel erhaben, im Trüben fischen zu wollen, nichts für sich wünschend, für den Sozialismus alles. Sie müssen das erste Zusammentreffen in die Wege leiten.

In diesen Tagen steht das Schicksal aller deutschen Sozialisten und Kommunisten zur Entscheidung. Wenn man ihre Zeitungen sieht, spürt man davon nicht viel. Der alte Krieg geht weiter. Und dennoch sind Worte gesagt worden, die nicht leicht verhallen können, und dennoch steht irgendwo ein runder Tisch und wartet.

Die Zahlen vom 24. April von K. L. Gerstorff

Wenn wir das Ergebnis der Preußenwahlen mit den Reichstagswahlen von 1930 vergleichen, so erhielten:

	bei den Preußenwahlen: Mill.	bei den Reichstagswahl.: Mill.	Verlust: Mill.
Deutschnationale	1,525	1,969	0,444
Deutsche Volkspartei	0,331	1,004	0,673
Wirtschaftspartei	0,191	0,803	0,612
Landvolkpartei	0,177	0,579	0,402
Deutsche Staatspartei	0,332	0,682	0,350
Chr.-Soz. Volksdienst	0,255	0,509	0,254
Volksrechtspartei	0,044	0,118	0,074

Die Stimmen der Nationalsozialisten erhöhten sich um mehr als 4 Millionen. Sie betrugen reichlich 8 Millionen gegenüber

3 983 000 bei den Reichstagswahlen. Das Zentrum gewann reichlich 200 000 Stimmen. Dagegen hatten die Arbeiterparteien beträchtliche Verluste:

	bei den Preußenwahlen: Mill.	bei den Reichstagswahl. Mill.
Sozialdemokraten	4,675	4,989
Kommunisten	2,820	3,114
SAP.	0,080	—

Die Zahlen lehren, daß die NSDAP nicht nur sämtliche Verluste der bürgerlichen Parteien aufgeholt hat und dazu die Verluste der Arbeiterparteien, sondern daß ihr darüber hinaus auch die Stimmen aller Neuwähler zugute gekommen sind. Wer geglaubt hat, daß die Naziwelle zum Stehen gekommen sei, hat sich getäuscht. Gegenüber dem ersten Präsidentschaftswahlgang hat die Partei ihre Stimmenzahl um mehr als eine halbe Million vergrößern können.

Und ein andrer Vorgang ist noch wichtiger. Der Vormarsch der Nationalsozialisten hatte bisher im wesentlichen die alten bürgerlichen Parteien zertrümmert. Dieser Prozeß hat sich bei den Preußenwahlen zwar weiter fortgesetzt; die Zahlen zeigen, daß die kleinen Parteien fast drei Millionen verloren haben, die zum überwiegenden Teil zu den Nazis gestoßen sind. Aber bei den Preußenwahlen ist ihnen zum erstenmal ein großer Einbruch in die Arbeiterfront geglückt. Dabei muß mit aller Eindringlichkeit betont werden, daß dieser Einbruch größer ist als die Verlustsummen der Sozialdemokratie und der Kommunistischen Partei zeigen. Wenn man ihnen die Stimmen der Sozialistischen Arbeiter-Partei zurechnet, so haben Sozialdemokraten und Kommunisten circa 550 000 Stimmen verloren. Darüber muß man sich jedoch klar sein: es sind mehr als 550 000 bisheriger sozialdemokratischer und kommunistischer Wähler, die diesmal das Hakenkreuz bevorzugt haben. Denn die 350 000 Wähler, die etwa die Deutsche Staatspartei verloren hat, haben in der überwiegenden Majorität sicherlich nicht nationalsozialistisch gewählt, sondern ein großer Teil wählte Braun—Severing. Und sicher ist, daß auch von den Arbeiter-Jungwählern ein Teil sozialdemokratisch und kommunistisch gewählt hat. Berücksichtigt man all diese Momente, so werden insgesamt etwa eine Million Arbeiter, die bisher sozialdemokratisch und kommunistisch gewählt haben, zu den Nazis gegangen sein. Das heißt: die alten Arbeiterparteien haben gegenüber den Reichstagswahlen mehr als zehn Prozent ihrer Wähler abgeben müssen.

Vergleichen wir das Stimmenverhältnis der Arbeiterparteien und der Nazis in den letzten Jahren, so ergibt sich folgendes: 1928 zählten KPD und SPD 40,9 Prozent — die Nazis 2,9 Prozent. Im September 1930 die Arbeiterparteien 38,5 Prozent, die Nazis bereits 18,4 Prozent. Heute die Arbeiterparteien 35,4 Prozent und die braune Armee 36,9 Prozent.

Dieser Einbruch der Fascisten in die Arbeiterfront ist eines der wichtigsten Ergebnisse der Preußenwahlen. Er signalisiert mit aller Deutlichkeit die Gefahren, die sich einer-

seits aus der Tolerierungspolitik der SPD, andrerseits aus der ultralinken Taktik der KPD ergeben.

*

Die Verluste der Sozialdemokratie sind geringer gewesen als vielfach angenommen wurde. Wenn die Wahlen Ende des vergangenen Jahres oder Anfang 1932 zur Zeit der Vierten Notverordnung stattgefunden hätten, dann wären die Verluste der Sozialdemokratie an die Kommunisten fraglos viel größer gewesen. Es war nicht zu verkennen, daß die Sozialdemokraten gegenüber dem Tiefstand vom Ende des vergangenen Jahres zuletzt einen gewissen Auftrieb erhalten hatten, sowohl durch die Eiserne Front als auch durch das Verbot der SA. Es ist sehr bemerkenswert, an welchen Stellen die Sozialdemokraten einen Zuwachs erhalten haben. Sie haben in Berlin circa 60 000 Stimmen gewonnen und in Ostpreußen fast 30 000.

Es ist demgegenüber wichtig, nicht nur festzustellen, daß die Kommunisten entgegen ihren Erwartungen prozentual mehr verloren haben als die Sozialdemokraten, sondern daß sie grade in den Industriezentren verloren haben. In Berlin sind die kommunistischen Stimmen um fast 90 000 zurückgegangen. In Hamburg, wo der Führer der Kommunistischen Partei, Ernst Thälmann, seinen Wahlkreis hat, verloren sie fast 50 000 Stimmen. Ebenso haben sie schwere Stimmenverluste in Rheinland-Westfalen, im ganzen Ruhrgebiet, das heißt in ihren Hochburgen, erlitten. Am besten behauptet haben sich die Kommunisten in den Kreisen, in denen ihre Stimmenzahl bisher nicht sehr hoch war, wie Hannover-Süd, Koblenz-Trier — in Kreisen also, wo sich ihre Taktik der Gewerkschaftsspaltung am wenigsten auswirken konnte. Am 13. März hatte Thälmann einen kleinen Zuwachs gegenüber den Stimmenzahlen der KPD von 1930. Da die Wahlbeteiligung damals höher lag, so waren prozentual die Stimmen für Thälmann ebenso groß wie die Stimmenzahlen der Kommunisten im September 1930. Es ist damals vielfach behauptet worden, daß die Thälmannstimmen darum so gering gewesen seien, weil es sich um eine aussichtslose Zählkandidatur gehandelt habe. Das Ergebnis der Preußenwahlen zeigt, daß diese Annahme irrig gewesen ist. Es haben im Gegenteil damals Hunderttausende aus Protest gegen die von der SPD unterstützte Kandidatur Hindenburg für Thälmann gestimmt. Und es zeigte sich bei den Preußenwahlen, daß die KPD nicht einmal den Prozentsatz der Wahlen von 1930, nicht einmal die absoluten Zahlen, die sie bei diesen Wahlen erreicht hatte, halten konnte.

Es ist selbstverständlich, daß die weitere Frage der politischen Entwicklung, der Regierungsbildung in Preußen in entscheidendem Zusammenhang mit der Entwicklung der Reichspolitik stehen wird. Die Nationalsozialisten haben bereits den Antrag eingebracht, den Reichstag aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben. Es ist daher nicht uninteressant, einmal festzustellen, wie unter Zugrundelegung der Wahlziffern vom 24. April der Deutsche Reichstag zusammengesetzt sein würde. Die Telegraphen-Union hat darüber eine Berechnung aufge-

stellt, die natürlich nur einen relativen Wert hat, da ja am 24. April nur in fünf Sechsteln Deutschlands gewählt wurde:

	jetziger	neugewählter Reichst g:
Sozialdemokraten	136	129
Zentrum	68	70
Bayrische Volkspartei	19	21
Staatspartei	14	11
Wirtschaftspartei	21	6
Bauernpartei	6	—
Volksnationale	6	—
Christlichsoziale	21	8
Deutschhannoveraner	3	1
Brüning-Mehrheit zusammen:	294	246
Landvolk	18	7
Deutsche Volkspartei	30	8
Deutschnationale	44	34
Nationalsozialisten	110	212
Rechtsopposition zusammen:	202	261
Kommunisten	77	70
SAP.	7	—
Linksopposition zusammen:	84	70

Bei einer Neuwahl des Reichstages würde Brüning zwar seine Mehrheit verlieren. Die Rechtsopposition, eingeschlossen die Deutsche Volkspartei und das Landvolk, würde aber ebenso wenig eine Mehrheit haben wie in Preußen. Im Gegenteil, ihr Vorsprung gegenüber den Brüning-Parteien würde geringer sein als in Preußen.

Bei den parlamentarischen Entscheidungen würden dann die Kommunisten eine nicht unwesentliche Rolle spielen, wie auch bei den nächsten parlamentarischen Entscheidungen in Preußen die taktische Haltung der KPD von Bedeutung sein wird.

Das Wahlresultat von Walter Mehring

Deutsche!
Es geht um das Schicksal! Wählt!
Jeder ist Stimme — und jedermann zählt!
Brecht die Ketten — schmiedet das Band!
19 Parteien
19 Programme schreien:
Wir retten das Vaterland!
Vater und Sohn
Greise, Kinder, Mütter, 60 Millionen
Das Land
Bienen und Drohnen —
„Wir geben Ihnen anschließend die Wahlresultate bekannt!"
36 Millionen lauern gespannt:
Das Resultat!
Bauern am Pflug —
Saat, die keimte und Erde, die trug —
Kumpel im Schacht und Piloten im Flug —
Denker und Dichter
Greise und Kinder
Und Schinder und Richter
Menschen-gewimmel
Und Menschen privat
Monopole und Macht

Kunst und Kohle und
Giftgas!
Menschen, wählt!
Jede Stimme zählt!
Und über allen Stimmen ein Himmel
Über allen der Staat —
Wer ist das?
„Wir geben Ihnen jetzt das Wahlresultat:
8 Millionen 8tausend zwohundertneunzehn
Nationalsozialistische Arbeiterpartei!"
Müller! Pg.!
Da bin ich dabei!
Schicksal ist jüdischer Dreh!
Schicksal ist Masse — und der tägliche Fraß!
Ich stehe allein!
„Ein rheinisches Mädchen
Beim rheinischen Wein..."
Nein!
Kein Aas fragt nach mir!
Aber wir sind die Partei
Und wir sind die Rasse
Und wir sind der Staat!
„Wir geben Ihnen anschließend das Wahlresultat:
4 Millionen 674 943
Sozialdemokratische Partei!"
Müller! Schlosser! Ich bin dabei
Seit zwanzig Jahren —
In allen Zellen —
Wir waren
Die vaterlandslosen Gesellen —
Wir standen parat
Diesen Staat einmal umzukrempeln —
Zwanzig Jahre geschindet —
Zwanzig Jahr unter preußischem Säbel!
Ich hörte noch Bebel reden
Vom Morgenrot:
Brot und Arbeit für jeden!
Jetzt bin ich erblindet —
Jetzt geh ich stempeln.
Ach, bitte, mein Herr! Wo ist das gelobte Land?
„Wir geben Ihnen anschließend die Wahlresultate bekannt:
2 Millionen 869 602
Kommunisten!"
Müller! Rotfront! Ich bin dabei!
Neger! Chinesen und Christen!
Traktoren sind Schicksal — Glaube ist Wahn!
Schicksal ist
Fünfjahresplan!
„Ein rheinisches Mädchen
Beim rheinischen Wein..."
Nein!
Es wird nicht um einen gehn!
Gefühle sind kapitalistischer Dreh!
Wer henkt wen?
Für uns denkt
Das Zentralkomitee!
„Wir geben Ihnen anschließend die Zahlen der andern Partein:
Deutschnationale: Eine Million 500 000!"
Müller! Hauptmann a. D.
Bureau-
Vorstand in Firma Müller und Co.

Eintritt verboten!
Stramm national
Bis auf die Knochen!
Gedenket der Toten!
Uns haben die Feinde das Rückgrat gebrochen!
Nieder die Roten — und rettet das Kapital!
„Ein rheinisches Mädchen
Beim rheinischen Wein,
Das muß doch der Himmel ..."
„Wir geben Ihnen anschließend die andern Partein:
Zentrum: 3 Millionen 374tausend!"
Brausend in Prozessionen!
Glaube!
Es wird sich im Himmel lohnen!
„332 Tausend!
121 Tausend!"
Hausend in Städten
In Lauben und Zillen
In Spitälern — in Villen
Stimmen, die beten — und Stimmen, die brüllen —
Stimmen von Sterbenden — Stimmen von Wählern —
Vier Jahre Krieg
Vier Jahre Blut
Müller: ein Mensch, der sich quält —
Und Müller: ein Katholik —
Müller: ein dreckiger Jud —
Müller: ein krummer Hund —
von Müller — General
Müller, Armierungssoldat!
Deutsche! Wählt!
Jede Stimme zählt!
Schicksal ist Zahl!
Und
Was ist der Staat?
Ein Wahlresultat!

Die Saar von Johannes Bückler

II

Die Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich wird an der Saar nicht mit groben Waffen geführt sondern mit den Mitteln einer sehr gediegenen Propaganda. Beide Mächte präsentieren sich der Saarbevölkerung als zwei Firmen, die für sich Reklame machen. Dadurch ist ein sehr merkwürdiger Zustand entstanden, der für die wilden nationalistischen Epiker der Grenzkämpfe keinen Stoff liefert. Arnolt Bronnen würde ohne Inspiration davonziehen, und auch Herr Nitram, der romandichtende Reichswehroffizier, würde keine „blutende Grenze" vorfinden. Dafür käme aber vielleicht ein Komödiendichter auf seine Kosten.

Die Franzosen als Gebieter der Gruben können naturgemäß auf die Arbeiter und Angestellten einen gewissen Druck ausüben, ihre Kinder in die französischen Schulen zu schicken. Es sind eine Reihe sogenannter Domanialschulen errichtet worden, zu deren Gebrauch diejenigen angehalten werden, die auf dem Grubengelände ihr Häuschen haben. Diese Schulen sind ganz und gar französisch organisiert. Französisch als Fach steht mit sieben bis acht Wochenstunden an der Spitze aller

andern Lehrgebiete, was gewiß kein großes Unglück wäre, aber sonst enthält der Unterrichtsplan weniger erfreuliche Elemente. Am stärksten waren die Domanialschulen im Jahre 1925 besucht, damals wiesen sie fast fünftausend deutsche Kinder auf. Inzwischen ist die Benutzung stark zurückgegangen, weil der propagandistische Zweck immer weniger verborgen wurde. Alles hat sich nach kurzer Zeit und ohne Reibungen wieder selbst reguliert. Das könnte für die Nationalisten, die solche Dinge immer so aufgeregt wie möglich zu nehmen pflegen, eine ernsthafte Lehre sein.

Natürlich befinden sich unter den Einwänden, die von deutscher Seite gegen die Domanialschulen erhoben wurden, auch einige, die etwas zweifelhafter Natur sind. So hat besonders der katholische Klerus dagegen gewettert, und zwar aus dem Grunde, weil es zunächst gar keinen Religionsunterricht gab. Der Bischof von Trier als nächst zuständiger Seelenhirt erließ Hirtenbriefe gegen ein so gottloses Unternehmen und warnte vor dem Besuch. Als die Franzosen sahen, daß diese Warnungen Erfolge hatten, wurden sie weich und räumten dem lieben Gott den erforderlichen Platz im Stundenplan ein. Aber die Zeit, wo diese Schulen Anziehungskraft hatten, war schon vorüber. Die Bevölkerung mied sie, und zwar nicht aus nationalen Gründen, sondern aus dem richtigen Instinkt heraus, daß ihr hier etwas oktroyiert werden sollte, was sie nicht wünschte.

In Einzelfällen führt das Duell zwischen deutscher und französischer Schulpolitik zu höchst merkwürdigen Konsequenzen. Ein Fall von vielen soll hier nur herausgegriffen werden. Einem Bergarbeiter, der sein Häuschen auf dem Gebiet der Domanialgruben hat, ist zum Beispiel angedroht worden, er würde seine Wohnung verlieren, wenn er sein Kind nicht in die französische Schule schicke. Nach reiflicher Überlegung ist der Unglückliche dann zu einem wahrhaft salomonischen Entschluß gekommen: er schickt den Jungen jetzt in beide Schulen; morgens bringt der Vater ihn in die französische, während ihn die Mutter nachmittags in die deutsche Schule expediert. Auf diese Weise ist der Form Genüge geschehen, und es bleibt nur das arme Kind zu bedauern, das den ganzen Tag niemals recht aus der Schulstube kommt. Aber trotz alledem möchte man doch fragen, ob es wirklich so schrecklich ist, daß hier Kinder in zwei Kulturen und zwei Sprachen aufgezogen werden. Erst die Zukunft wird über die Wirkung aussagen. Aber man kann trotzdem gerne glauben, daß auf diesem Umweg mehr nützliche Saat ausgestreut wird, als in eindeutig nationalen Unterrichtsanstalten, die als besondere Zugabe neben ABC und Rechnen noch eine gute Portion Völkerverhetzung und chauvinistische Verbohrtheit mitliefern.

Die eigentliche Propagandaschlacht wird aber mit den Mitteln der Kunst geschlagen. Der Film spielt dabei eine überragende Rolle. Überall in den Grenzorten hat Pathé seinen Einzug gehalten. Er wirkte verlockend durch seine billigen Preise. Dann aber kam der Tonfilm, und da die arbeitende Bevölkerung gar kein Französisch versteht, so blieben die Häuser leer, und Pathé ist wieder seltener geworden. Statt dessen erschien aber der deutsche Film, und man muß den Leitern

der deutschen Propaganda gern zugeben, daß sie für eine besonders gute Qualität sorgten.

Keine geringere Bedeutung als der Film hat die Musik. Saarbrücken verfügt schon lange über ein ausgezeichnetes philharmonisches Orchester, das seit vielen Jahren von hochrangigen Dirigenten geführt wird; seit zehn Jahren leitet es der auch im Reiche wohlbekannte Generalmusikdirektor Lederer. Auf diese Weise ist die Grundlage zu einer beachtlichen musikalischen Kultur geschaffen worden, und es ist im besten Sinne charakteristisch, wenn jetzt Furtwängler auf seiner Durchreise nach Paris an der Saar haltmachen kann, um in der hundertprozentigen Bergarbeiterstadt Neunkirchen zu konzertieren. Im Reiche werden die städtischen Orchester immer mehr eingeengt und abgebaut, weil selbst bei großen Musikereignissen die Säle oft nicht mehr voll zu bekommen sind. An der Saar konnte man Beethovens Neunte siebenmal nacheinander vor ausverkauften Häusern wiederholen, ebenso wertvolle musikalische Novitäten mit bestem Erfolge einführen.

Natürlich ließ das die andre Seite nicht ruhen, und Paris setzte gegen die Philharmoniker von Saarbrücken ein bedeutendes französisches Militärorchester ein. Die französische Militärmusik ist nicht im Stil des traditionellen Bumtrara gehalten sondern zum großen Teil sehr gepflegt. Das Orchester der Armeegruppe Fayelle mit dem namhaften Kapellmeister Fourestier veranstaltete zahlreiche Symphoniekonzerte, die den Künstlern gewiß alle Ehre machten. Trotzdem ging aber die Bevölkerung im weiten Bogen um diese Veranstaltungen herum. Sie ließ sich von den Sirenenklängen nicht verlocken, obgleich mit Einladungen und Freikarten nicht gespart wurde. Es zeigt sich auch hier wieder, was die Professionellen des Nationalismus endlich lernen sollten: man kann den Menschen gegen ihren Willen auch nicht die angenehmen Dinge des Lebens aufdrängen. Wo ihr Instinkt sie warnt, da lehnen sie innerlich ab, sie bleiben stumm und gehen weiter. Dieselben Erfahrungen hat Deutschland in der Kaiserzeit in den Ostprovinzen gemacht, wo man allerdings nicht in dem gleichen Maße freigebig war wie die Franzosen im Saarbecken. Aber rückblickend darf man heute sagen, daß die deutsche Schulpolitik in Posen mit vollem Mißerfolg abgeschlossen hat. Bekanntlich hat man seinerzeit im okkupierten Belgien versucht, den Leuten klar zu machen, daß sie eigentlich alle Germanen seien und verwelscht nur durch eine rassenverräterische Obrigkeit. Man hat sie mit Kunst, Literatur, Musik und belehrenden Vorträgen über ihre germanische Art zudecken wollen. Alles das ist abgeglitten wie Wasser, die Veranstalter blieben allein und belehrten sich gegenseitig. Nicht anders geht es den Franzosen an der Saar, wo sie das Füllhorn ihrer Kultur über eine Bevölkerung ausschütten, die davon nichts wissen will. Die Franzosen locken vergebens. Die Leute von der Saar, in ihrer ganzen Art schwer und dumpf, den Westfalen ähnlicher als den benachbarten Rheinländern, werden davon nicht berührt. Die Propaganda wird mit ihren feinern Mitteln ebenso wirkungslos bleiben wie die zunächst gröber instrumentierte Politik.

Freier Funk! Freier Film! von Ignaz Wrobel

Der Kampf gegen die Zensur darf nicht aufhören.

Rudolf Arnheim hat hier neulich gefragt: „Soll das demokratische Prinzip publizistischer Meinungsfreiheit unbegrenzt gelten, oder muß dem Staat das Recht gegeben werden, Feindliches und Schädliches zu unterdrücken?"

Einem Staat kann nur dann das Recht eingeräumt werden, Zensur auszuüben, wenn er überhaupt weiß, was er will. Das heißt: eine der Voraussetzungen für eine Zensur, die von uns zu billigen wäre, ist die eines festen, beim Zensierenden vorhandenen Weltbildes. Davon kann in Deutschland keine Rede sein.

Der katholische Staat des Mittelalters konnte in religiösen Dingen das Recht zur Zensur für sich verlangen; denn sein Weltbild war fest konturiert. Es war das der katholischen Kirche. Die hat zwar schon zu manchem ihren Segen gegeben, denn sie ist lieber dabei, als daß sie verflucht — doch wär damals das katholische Weltbild wohlgefügt; Pflichten und Freiheiten, Erlaubtes und Sündhaftes standen ziemlich fest, und der Zensor hatte, was kein deutscher Zensor von heute für sich in Anspruch nehmen kann, einen ethischen Original-Meter, mit dem er messen konnte.

Die Russen haben ein festes Weltbild statuiert; sie zensieren also nach dem, was dort proletarisches Interesse heißt, und das ist nach den marxistisch-leninistischen Lehren ziemlich genau feststellbar; es sollte das wenigstens sein.

Bei den Italienern liegt es schon schwieriger; Fascismus ist Selbtzweck.

Was in Deutschland getrieben wird, ist eine dreiste Anmaßung vermuffter Bürgerkreise, die gern das Interesse eines Beamtentums mit dem Deutschlands gleichstellen. Davon ist keine Rede.

Deutschland wackelt nicht, wenn einer die Reichswehr angreift. Nicht der „hergelaufene Mongolenwenzel" Hitler ist Deutschland; nicht seine Horden allein sind es; die Großgrundbesitzer allein sind es nicht; nicht die Militärbeamten Groeners allein sind es — keine dieser Gruppen ist es allein. Sie alle zusammen sind Deutschland — und die andern sind auch noch da.

Wie verlogen und zutiefst unehrlich diese Zensur ist, geht vor allem daraus hervor, daß sie sich niemals in demselben Umfang an das gedruckte Erzeugnis wagt wie an den Film und an den Rundfunk, die heute so gut wie wertlos sind, weil sie nicht frei sind.

Daß in rechtlicher Beziehung die Verbreitung durch Rundfunk und Film keine andre ist als die durch die Druckerpresse, steht fest. Es ist zum Beispiel nach dem Urheberrecht strafbar, ein noch nicht gedrucktes Manuskript gegen und ohne den Willen des Verfassers zu verbreiten — der Verbreiter wäre gleichermaßen strafbar, wenn er das Manuskript in Satz gäbe und als Buch verkaufte, wenn er es am Rundfunk vorläse oder wenn er es zu einem Film verarbeitete. Darüber herrscht kein Zweifel.

Ganz anders aber sieht die Sache aus, wenn zensiert wird.

Der Rundfunk ist niemals frei gewesen. Der Film kam unter Zensur, als er die Jahrmarkts-Sphäre verlassen wollte — die Zensur hat ihn wieder hinuntergestoßen. Die alten Ideen des Obrigkeitsstaates besagten: Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben. Und nicht nur die Religion — auch sonst jede Illusion. Zunächst einmal ist alles verboten. Nachher erlauben wir manches. Während es genau umgekehrt zu sein hat:

Alles, was nicht unmittelbar gegen berechtigte öffentliche Interessen verstößt, sei frei. Nur der Rest bleibe verboten.

Ja, soll man denn ...? Man soll. Die bestehenden Strafgesetze aller Kulturländer genügen vollauf, um das zu verhindern, was auch jeder anständige Geistige verhindert haben will:

Erregung öffentlichen Ärgernisses; Beschimpfung; Beleidigung; Verleumdung ... kurz alles, was man eben auf diesem Wege anrichten kann. Was aber keinesfalls zu dulden ist, das ist die freche Anmaßung kleinerer Bürgerkreise, ihre zufällig vorhandenen geistigen Anschauungen zum Maß aller Dinge zu machen. Jeder Minister hat das Recht, sich über Abtreibung, Homosexualität, Pazifismus, Rußland, Güterverteilung seine Meinung zu bilden und sie zu vertreten. Unsre Bibliothek aber stellen wir uns gern anders zusammen; aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des Bestehenden suchen wir uns das heraus, was uns gemäß ist.

Und hier zeigt sich nun die ganze Schwäche jedes Versuchs, auch des russischen, ein eng gefügtes Weltbild zu statuieren: jeder Vertreter solches Zwanges hindert den ihm Unterworfenen, sich eine freie Meinung zu bilden. Er läßt die Gegenargumente gar nicht erst an ihn heran.

Wieweit das in Rußland nötig ist, soll hier nicht untersucht werden. Die Russen können immerhin darauf verweisen, daß ihre Lebensanschauung eine generelle ist, und daß sie, ausgehend von dem großen Gebäude einer Philosophie, auf alle Fragen eine Antwort parat haben.

Der deutsche Staatsbegriff hat das nicht. Er ist ein Flikkenwerk; ein ewiges Kompromiß; ein vages Gefüge aus tastenden Rückwärtsbewegungen und jenem Gedanken, der überhaupt keiner ist: Wir müssen sein, damit wir sind.

Welche Sittlichkeitsanschauungen werden in unsern Filmen erlaubt? Welche im Rundfunk? Wenn man genauer hinsieht, eigentlich nur solche, die keine Substanz mehr haben. Der geringste Widerspruch gegen irgend etwas führt zur Zensur. Von allen nur denkbaren Widersprüchen ist einer ausgenommen: der der arbeitenden Klasse. Der interessiert nicht.

Man muß uns erlauben, Kunstleistungen dieser Art für null und nichtig zu erklären; es ist ein Wunder, wenn hier und da einmal etwas Brauchbares stehn bleibt.

Sinnlos ist es, was hier getrieben wird. Man stelle sich vor, es gäbe nur eine Zeitung in Deutschland, und man stelle sich vor, diese Zeitung werde von der Regierung herausgegeben — möchtet ihr die lesen? Ich nicht. Es ist aber beim besten Willen nicht einzusehn, warum nicht jeder im Rund-

funk seine politische, seine ethische Meinung ausdrücken darf — politisch neutral will der Rundfunk sein, ist es natürlich nicht, und er kann das auch gar nicht sein, denn das gibt es nicht.

Dagegen könnte er überparteilich sein.

Warum soll nicht ein Film laufen, der den Krieg verherrlicht? Damit, daß man ihn verbietet, ist nichts getan. Man lasse nur einen genau so entschiedenen pazifistischen Film laufen, der zeigt, wie im Ackergraben verreckt wird und für wen; der die bekannten Generale zeigt und den unbekannten Soldaten! Man lasse antikapitalistische Filme laufen und solche, die von den I. G. Farben finanziert sind. Man zeige schwarz und weiß, blau und rot.

Warum soll Hitler nicht im Rundfunk sprechen? Natürlich nur dann, wenn man Thälmann sprechen läßt — paritätisch gehts schon. Wobei, wie bei jeder Demokratie, der Gedanke auftaucht, wie denn das nun ist: Muß sich die Demokratie gefallen lassen, daß jemand ihre Meinungsfreiheit benutzt, um sie zu unterdrücken? Meiner Ansicht nach muß sie das nicht — aber soweit sind wir noch gar nicht. Vielmehr: Wir sind schon viel weiter — denn sie hat es sich wonneschauernd gefallen lassen und geht daran auch Rechtens zugrunde.

Film und Funk unterliegen der Zensur und noch dazu dieser gefährlichen, weil stillen Zensur vor allem deshalb, weil jene auf neuen Erfindungen beruhn. Mit den Büchern ist das schon schwerer; da hallen noch die alten Kampfrufe nach: Pressefreiheit! Fort mit der Buchzensur...! und so besteht denn wenigstens die Aussicht, daß diese und jene Wahrheit gedruckt werden kann. Gefilmt und gefunkt werden kann sie nicht — die Wege sind verbaut.

Daß der Ruf nach der Pressefreiheit keinen Sinn mehr hat, weiß ich; die „Einflußnahme" auf die Presse ist so groß...

Im Film und im Funk herrscht eine verhältnismäßig kleine Schicht; eben jene, die sich bedroht fühlt, wenn man die Zensur angreift. Und so, wie die Güterverteilung der Welt zugunsten einiger Hunderttausend vor sich geht, so wird diese Zensur für den Ungeist und die Borniertheit von ein paar Millionen gemacht, die jedesmal die Frechheit haben, sich für „das Land" auszugeben. Sie sind es nicht.

Uns interessieren die sittlichen Anschauungen der Zensoren überhaupt nicht; es hat sie keiner danach gefragt. Und ich halte es für vergebliche Liebesmühe, diese Männer zu beeinflussen oder aber ein wenig verständigere an ihre Stelle zu setzen. Sie müssen fort.

Angst hat sie auf ihre Plätze gesetzt.

Jedes Land ist eine große Kinderstube. Wenn ich wissen will, was Deutschland in militärischer Hinsicht treibt, muß ich die französische Presse lesen, wobei übrigens das groteske ist, daß der Bezug dieser französischen Blätter in Deutschland erlaubt ist — erst ihre Übersetzung führt zu Eingriffen. Wenn sie nur die Masse nicht liest! Wenn nur die Masse keine „deutschabträglichen" Filme sieht! Wenn nur die Masse nichts am Rundfunk hört...!

Dieselbe Masse, die dann angerufen wird, wenn es zum Krieg geht. Dann ist sie gut genug, in den Kampf zu ziehn. Für eine Sache, die sie nicht kennt.

Aber sie wissen zu lassen, was eigentlich gespielt wird; sie vorher zu unterrichten, was auf der Welt wirklich vor sich geht — dazu langts nicht. Die Zensur wacht.

Jede, jede, jede Zensur ist vom Übel. So erzieht man kein Volk. Was haben die Bildungsbonzen der SPD zusammen geheulmeiert, als das Schmutz- und Schundgesetz mit ihrer Hilfe durchging! Falsch ist das, kleinbürgerlich und dumm.

Gebt die Filmleinwand frei! Gebt den Ätherraum frei!

Sie werden euch was. Denn wo blieben dann die Religionen, und wo bliebe vor allem der Patriotismus, wenn die Leute wüßten, was los ist!

Die Zensur ist der Schutz der Wenigen gegen die Vielen.

Braungelbes Arbeitsrecht von Hilde Walter

Hitlers gewerkschaftliche Filiale, die sogenannte Neudeutsche Arbeitnehmerbewegung, hat bisher nicht so erfolgreich gearbeitet wie die parlamentarische und militärische Abteilung der Partei. Arbeitsvertrag und Arbeitsrecht sind zwar das dankbarste Feld, der gegebene Ansatzpunkt zur Verwirklichung des Fascismus. Auf dem Umweg über die politische Gewalt können sie ohne weiteres okkupiert werden, ihre „legale" Besetzung dagegen ist weit schwieriger als die Eroberung von Wählerstimmen und die Anwerbung von Parteisoldaten. Was aus dem Koalitionsrecht und dem Wirtschaftskampf werden würde, wenn der Fascismus die politische Gewalt besäße, ist oft genug ausgemalt worden. Viel weniger bekannt sind die einzelnen Phasen in dem bereits mehrere Jahre währenden Kleinkrieg. Auf dem Wege zu dem Ziel: Zerschlagung der echten Gewerkschaften will die Neudeutsche Arbeitnehmerbewegung für ihre fascistischen Gebilde zunächst einmal „legal" alle Rechte und Machtpositionen erobern, die von der angefeindeten „marxistischen" Arbeiterbewegung in jahrzehntelangen Kämpfen geschaffen worden sind.

Das fascistische Sammelbecken für die nicht in Nazizellen innerhalb der Gewerkschaften gebundenen Arbeiter sind immer noch die alten gelben Werksgemeinschaften und Werkverbände; die Angestellten haben ihren Reichsverband deutscher Angestelltenberufsverbände, dem die Christlichen Gewerkschaften ebenso wie der Deutschnationale Handlungsgehilfenverbind marxistisch verdächtig erscheinen. Unter dem bewährten Motto des alten Franz Joseph „Mir bleibt auch nichts erspart" hat der R.d.A. bei dem Aufruf zur Reichspräsidentenwahl den Vorsitzenden des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes endgültig zum jüdischen Kapital geworfen, weil er dem Sahmausschuß angehörte. Mit Rücksicht auf den besondern Schirmherrn Hugenberg wurde für den ersten Wahlgang neben der Hitlerparole eine kleine Hintertür zur Wahl Duesterbergs offen gelassen. Dafür unterstützt der hohe Gönner im ‚Lokalanzeiger' die arbeitsrechtlichen Legalitätskämpfe seiner Getreuen, die dafür sorgen wollen, daß der

freie Arbeitsvertrag wieder eingeführt wird, und daß wesentliche Bestandteile der Sozialversicherung verschwinden. Die Arbeitgeberverbände sind noch nicht restlos begeistert und haben sich keineswegs dazu gedrängt, die verlockenden Tarifvertragssonderangebote anzunehmen. Es gibt da noch einen peinlichen Widerhaken in diesem freien Wirtschaftsprogramm: die Absicht, „lukrative Betriebe besonders heranzuziehen". Als Glanz- und Paradestücke fungieren daher einstweilen ein Tarifvertrag des R.d.A. mit der Auskunftei Schimmelpfeng und ein zweiter zwischen dem korporativ angeschlossenen Bund der Guts- und Forstbeamten und dem Pommerschen Landbund.

Diese wirtschaftliche SA. hat auch ihren Weg nach Rom mit Legalitätsbeteuerungen gepflastert. Legalität heißt hier Anerkennung als tariffähige wirtschaftliche Vereinigung im Sinne des Arbeitsgerichtsgesetzes. Dazu gehört als Grundbedingung der Nachweis, daß es sich um eine vom sozialen Gegenspieler in jeder Beziehung völlig unabhängige Vereinigung von Arbeitnehmern zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen, unter Umständen durch Streiks, handelt. Nur solche Organisationen gelten für Schlichtungsbehörden, für die Selbstverwaltungskörper der Sozialversicherung und für die Arbeitsgerichte als tariffähig. Sie können Verbandsvertreter auftreten lassen, Beisitzer delegieren und Mitglieder für den Reichswirtschaftsrat benennen. Erst wenn alle diese Vorteile auch für die fascistischen Arbeitnehmerorganisationen trotz ihren andersartigen Zielen erreicht sind, kann die Konkurrenz mit den klassischen Gewerkschaftsrichtungen aufgenommen werden. Einstweilen haben Parolen „Friede mit dem Arbeitgeber" und „Nationale Freiheit" noch nicht die nötige Anziehungskraft auf unorganisierte und anderweitig organisierte Arbeitnehmer ausüben können. Der beste Maßstab für die Stärke der Bewegung sind die Betriebsratswahlen; sie fallen durch die Notverordnung in diesem Jahr aus. 1931 war das Ergebnis ziemlich kläglich. Trotzdem ist durch ständiges Prozessieren und durch die Beschäftigung von bereitwilligen Universitätsprofessoren mit Rechtsgutachten die Atmosphäre politischen Märtyrertums künstlich vorbereitet worden. Als 1926 der sozialpolitische Ausschuß deutscher Verbände eine Kundgebung veranstaltete, war die Hauptattraktion des Tages ein Vortrag von Professor Fritz Stier-Somlo über die „Verfassungswidrigkeit gewerkschaftlicher Monopolstellungen". 1929 äußerte sich Professor E. Tatarin-Tarnheyden in einem umfangreichen Gutachten zur Frage der Monopolstellung der drei herrschenden Gewerkschaftsrichtungen „im allgemeinen und insbesondere zu der Festlegung dieser Monopolstellung im Reichsknappschaftsgesetz, in der Verordnung über den Vorläufigen Reichswirtschaftsrat und in den Gesetzentwürfen über den endgültigen Reichswirtschaftsrat". Der Kern dieser bestellten Gesetzesauslegungen ist im großen und ganzen eine gewundene, verlogene Interpretation der Grundlagen der Weimarer Verfassung und des Prinzips der Wirtschaftsdemokratie, um sie auf diesem Wege bequem und legal zu beseitigen.

In dem bekannten Kommentar zum Arbeitsgerichtsgesetz

von Dersch und Volkmar erschien in einer neuern Auflage plötzlich ein Absatz, in dem den wirtschaftsfriedlichen Verbänden und auch den Werkvereinen die Tariffähigkeit zuerkannt worden ist. Bei der nächsten Auflage waren die diesbezüglichen Sätze verschwunden, offenbar weil die wissenschaftliche Objektivität eines der beiden Herausgeber doch noch über die Anpassungsfreudigkeit des andern gesiegt hatte.

Obwohl die ganze Bewegung grundsätzlich darauf verzichtet, die Interessen der Arbeitnehmerschaft in der Rolle des „sozialen Gegenspielers" zu vertreten, haben ihr ein paar Richter und Verwaltungsbehörden die Legalität bestätigt. Schlichtungsausschüsse und Arbeitsgerichte in der Provinz haben Werktarife anerkannt, auch wenn sie im wesentlichen abgeschlossen wurden, um die Arbeitszeitverordnung zu umgehen. Staatsanwaltschaften haben unter Berufung auf die sogenannte Rechtmäßigkeit von Werktarifen die Einleitung von Strafverfahren wegen Vergehens gegen die Arbeitszeitverordnung abgelehnt, Regierungsbehörden die Berufung von Werkvereinsvertretern als Beisitzer bei den Arbeitsgerichten bestätigt. Das Reichsarbeitsgericht hat den Vaterländischen Arbeiterverein Potsdam und die Arbeitnehmergruppe des Pommerschen Landbundes als tariffähige wirtschaftliche Vereinigungen gelten lassen. In letzter Zeit stand vor mehreren Kammern des berliner Arbeitsgerichts die Tariffähigkeit des Reichsbundes deutscher Angestelltenberufsverbände zur Debatte. Aus den Satzungen und Propagandaschriften, die der Verband dem Gericht überreichte, ging ganz eindeutig hervor, daß der Organisation wichtige im Gesetz vorgeschriebene Merkmale des sozialen Gegenspielers fehlen. Trotzdem hat sich ein Richter bereitgefunden, in einer umfangreichen Begründung zum ersten Mal für Berlin die gewerkschaftliche Gleichberechtigung zu attestieren. Man kann nicht einmal sagen, daß das obsiegende Urteil aus politischer Sympathie gefällt worden sei. Hier herrschte, wie bei manchen politischen Prozessen eine gefährliche falsch verstandene Objektivität gegenüber offensichtlich gesetzesfeindlichen Bewegungen.

Es kann gar nicht deutlich genug betont werden, daß jene Avantgarde der Unternehmer keineswegs als eine rechtsradikale Variation von politisch andersgefärbten Koalitionen anzusehen ist. Ihre scheinbare Ähnlichkeit mit der rechtlichen Situation der RGO. vor den in Frage kommenden Instanzen hat den Irrtum erzeugt, daß es zwei radikale Flügel der Arbeiterbewegung gäbe, die den gleichen moralischen Anspruch auf Legalisierung erheben könnten. Die fascistischen Gebilde haben sich in allem Wesentlichen als soziale Mitspieler des Arbeitgebers im Arbeitskampf etabliert und damit die Gleichstellung mit den kämpfenden Gewerkschaftsrichtungen verwirkt. Ihnen gebührt ohne weiteres der Schutz, den jeder eingetragene Verein sowieso genießt: sie können ungestört kegeln, singen, Tanzvergnügungen veranstalten und Sterbekassen gründen; es gehört aber keineswegs zu den Erfordernissen der richterlichen Neutralität, die geltenden Gesetze zu ihren Gunsten rabulistisch auszulegen.

Die Sympathie des Reichsarbeitsgerichts für die ganze Richtung ist am stärksten in der Frage der politischen Entlassungen zum Ausdruck gekommen. Die Reichsmarinewerft in Wilhelmshaven hatte bekanntlich Nationalsozialisten als ungeeignet für einen Heeresbetrieb entlassen; das Reichsarbeitsgericht dagegen fand die Entlassungen unberechtigt und fällte jenes Urteil, auf das nachher bei der Zulassung der Nationalsozialisten zur Reichswehr Bezug genommen wurde. Weit interessanter noch ist die Stellungnahme des Reichsarbeitsgerichts im Fall des nationalsozialistischen Arztes, der bei der Schutzpolizei in Wittenberg angestellt war. Der Regierungspräsident in Merseburg hatte diesem Mann, der die gesundheitliche Eignung der Schupobewerber zu prüfen hatte, fristgemäß gekündigt. Das Reichsarbeitsgericht fand schließlich, daß man für einen derartigen Posten der Regierung keinen Anhänger einer staatsfeindlichen Partei zumuten könne. Es war sich aber im vorigen Dezember noch nicht darüber klar, ob die NSDAP eine Umsturzpartei sei; um eine Entscheidung hierüber treffen zu können, bedürfe es weiterer tatsächlicher Feststellungen durch das Landesarbeitsgericht. Der Fall wurde an die zweite Instanz zurückverwiesen, und das Landesarbeitsgericht in Halle soll durch Zeugenvernehmungen und Prüfung von Satzungen die beliebte Legalitätsfrage erneut klären.

Ein derartig weitgehendes neutrales Wohlwollen wird selbstverständlich gegenüber den Anhängern der ROG. nicht angewendet. Die RGO. hat allerdings darauf verzichtet, in ständigem Kleinkrieg eine Legalität beweisen zu wollen, die sie ihrer ganzen Struktur nach gar nicht besitzt. Sie hat sich damit abgefunden, daß ihre Propaganda für die „direkte Aktion" und für den Arbeitskampf während der Dauer geltender Tarifverträge mit den bestehenden gesetzlichen Regelungen nicht in Einklang zu bringen ist. Wenn sie aber Prozesse um politische Entlassungen zu führen hat, wie etwa bei der Entfernung eines RGO.-Betriebsrats aus der Reichspost, so zeigt sich das Reichsarbeitsgericht schon erheblich beschlagener in der Kenntnis politischer Programme als im merseburger Fall. Der arbeitsrechtliche Sachverständige des ADGB., gewiß kein Vorkämpfer für die Bestrebungen der RGO., hat in der Kritik an einem dieser Urteile gesagt, daß das Reichsarbeitsgericht den entlassenen RGO.-Betriebsratsvorsitzenden nicht für den objektiven Tatbestand sondern vielmehr für seine Gesinnung verantwortlich gemacht hätte. In dem Urteil sei nach seiner Ansicht mit Kanonen nach Spatzen geschossen worden unter Aufstellung von Rechtsgrundsätzen, die ihm mehr als bedenklich erschienen.

In den letzten Tagen ist die Parole von der gewerkschaftlichen roten Einheitsfront wieder erneut ausgesprochen worden. Wenn ein Weg gefunden werden sollte, von dieser Seite her die Idee des gemeinsamen Abwehrkampfes endlich einmal in die Tat umzusetzen, so werden die braunen Anhänger der gelben Verbände mit verstärkter Intensität Anerkennung verlangen. Hoffentlich finden sich dann nicht allzuviele Opportunisten bei preußischen Gerichten und Sozialbehörden, die bereit sind, die braungelbe Legalisierung zu unterstützen.

Das neue Spanien von Ernst Toller

III

Spanische Gefängnisse

Victoria Kent

In deutschen Zeitungen hatte ich oft über Victoria Kent gelesen, jene Frau, die in der spanischen Revolution zur Präsidentin des Strafvollzugs bestimmt ward. Sie hatte ein großartiges Reformprogramm angekündigt, Aufhebung des Strafcharakters der Haft, Umwandlung der Gefängnisse in soziale Schulen, Urlaub für die Gefangenen und vieles andre mehr. Diese Frau mußte ich kennenlernen. Doktor Gregorio Marañon, der bekannte Arzt und Sexualforscher, gab mir ein paar Empfehlungszeilen für sie.

Im Korridor des Justizministeriums stehen die Menschen Kette, Angehörige von Gefangenen — verhärmte Gesichter, verweinte Augen. Eine Bauersfrau hat einen großen, knallig bunten Blumenstrauß mitgebracht, sie will ihn dem Justizminister geben, das Geschenk werde ihn bestimmt freuen und gnädig stimmen. Auf was für rührende Einfälle kommen die Menschen, wenn sie leiden und Leid mildern möchten. Ich denke an die Arbeiterin in München, deren Mann grundlos, sinnlos erschossen wurde, nach der Beerdigung brachte sie mir in einer Thermosflasche Milch nach Stadelheim, „damit ich wenigstens etwas Warmes habe."

Im Vorzimmer von Victoria Kent sitzen lauter Männer als Sekretäre, sie scheint Frauen weniger Vertrauen zu schenken, als die Männer ihr. Ich betrachte die Aktenstöße auf den Tischen und Stühlen und möchte gern wissen, wieviel Tage nötig sind, um einen bestimmten Akt zu finden, nach meinen Erfahrungen in Spanien bin ich skeptisch.

„Señora Kent erwartet Sie."

In einem kleinen Zimmer, hinter einem großen Schreibtisch, sitzt eine etwa fünfunddreißigjährige, schlanke Frau, die, wie sie sich erhebt, klein wirkt. Sie hat graue, klare Augen, die sie oft kurzsichtig zusammenkneift, ein schmales, mageres Gesicht mit großen Flächen, blauschwarze geglättete Haare und sehr schöne, ausdrucksreiche Hände. Ohne meine Fragen abzuwarten, beginnt sie zu sprechen:

„Ich habe noch nicht viel tun können, nur die schlimmsten Grausamkeiten beseitigt. So habe ich zum Beispiel untersagt, Gefangene, wie es unter der Monarchie üblich war, zu fesseln oder aneinanderzuketten. Natürlich ist jede körperliche Züchtigung verboten. Die Ernährung war sehr dürftig, wir haben den für Nahrung festgesetzten Geldbetrag verdoppelt. Die Gefangenen dürfen mehr Briefe schreiben als früher, mehr Besuche empfangen, länger im Hof spazieren gehen. Wir versuchen die Jungen von den Alten zu trennen und sie in besonderen Anstalten unterzubringen. Das ist alles sehr wenig, ich weiß es, aber es ist ein Anfang."

„Und Ihr Projekt der Beurlaubung von Gefangenen?"

„Das hat viel Staub aufgewirbelt, aber leider ist noch gar nichts geschehen, der gesamte Reformplan muß erst vom Parlament genehmigt sein."

Ich erzähle ihr über die guten Urlaubserfahrungen in russischen Gefängnissen.

Ja, sie wisse, aber ... Sie zuckt die Achseln, und ich sehe hinter ihr das graue Heer der alten, grämlichen Bureaukraten, die ihr tägliches „Unmöglich" skandieren, die „auf Grund langjähriger Praxis" beweisen, daß Reformen in der Idee schön, aber in der Praxis undurchführbar seien. Ich bekomme gleich einen Beweis.

„Ich habe in der Zeitung von einer Meuterei im madrider Gefängnis gelesen. Was war der Grund?"

„Meuterei ist übertrieben. Der alte Direktor war zu gutmütig, da haben die Gefangenen ihm auf der Nase herumgetanzt, er ist bereits durch einen neuen ersetzt. Die Ordnung ist wiederhergestellt."

Das unsichtbare, graue Heer darf zufrieden sein, wieder wird ein Mensch mit großen Vorsätzen und gutem Willen in der stickigen Luft der Ministerien, im täglichen Kampf mit erstarrten Paragraphen müde.

Ich bitte Victoria Kent um die Erlaubnis, einige Gefängnisse mir anzusehen.

„Welche Gefängnisse wollen Sie besuchen?"

„Ich fahre von Madrid nach Sevilla, also zuerst das Gefängnis dort."

„Um Himmels willen, das ist unsre schlechteste Anstalt. Fahren Sie lieber nach Alcalà."

„Ich kann mir wohl vorstellen, daß ein spanisches Mustergefängnis interessant ist, aber grade die simplen Provinzgefängnisse interessieren mich mehr."

„Also meinetwegen. Und welches Gefängnis wollen Sie noch sehen?"

„Das in Barcelona."

„Da haben Sie sich die beiden nettesten ausgesucht," klagt sie, „aber wenn Sie es wollen, bitte, es ist mein Prinzip, nichts zu verheimlichen."

Sevilla

Ich gehe durch das Tor des Gefängnisses, vor dem ein Dutzend Soldaten postiert sind, und komme an ein schweres Gittertor. Ein Wächter nimmt meine Besuchskarte und führt mich durch drei oder vier andre Gittertore, die er jedesmal mühsam öffnet, zum Bureau des Direktors. Ein kleiner nervöser Herr empfängt mich ärgerlich.

„Ich weiß gar nicht, was Sie hier sehen wollen. Zu sehen ist hier nichts. Aber wenn Sie darauf bestehen ... Sie haben ja schließlich die Erlaubnis von oben ... bitte sehr ... Sie machen sich nur unnötige Mühe."

Und er gibt mir einen Wächter als Führer.

Ich habe viele Gefängnisse gesehen, in Bayern und in Preußen, in Skandinavien und in der Schweiz, in Amerika und

in Sowjetrußland, ich habe unterscheiden gelernt zwischen nackter Brutalität und der Brutalität mit humanem Firnis, zwischen peinlicher Ordnung, die alle mittelalterliche Folterpein in den Schatten stellt, und schlampiger Unordnung, die dem Gefangenen sein armseliges privates Leben zu ordnen erlaubt, zwischen dem Gesicht des Gefängnisses, wie es der Gefangene und wie es der Besucher sieht, — all meine Erfahrungen verblaßten vor dem Gefängnis in Sevilla.

Dieses Gefängnis ist eine schmutzige, menschenunwürdige Kloake, unbegreiflich, warum das spanische Justizministerium die Anstalt nicht sofort und für alle Zeiten schließt. Als kürzlich ein Gefangener entfloh, schrieben selbst reaktionäre Zeitungen in Sevilla, wer das Haus gesehen habe, könne niemandem die Flucht verübeln. Zweihundert Gefangene faßt die Anstalt, dreihundertfünfzig sind darin untergebracht, Männer und Frauen.

Die Gefangenen haben keine Betten, sie schlafen, nebeneinander gepfercht, auf dem kalten Steinboden, ihre Decken sind verlaust und verwanzt. Die Zellen sind unheizbar, haben keine Beleuchtung, ja, nicht einmal Aborte, die Gefangenen müssen ihre Notdurft in ein Loch mitten im Hof verrichten. Nur oberflächlich können sie sich säubern — ein einziger kleiner Wasserhahn in der Männerabteilung dient für alle und aller Bedürfnisse. Arbeitsmöglichkeiten existieren nicht, die Gefangenen vegetieren stumpf in den Tag hinein.

Und wird einer über all dem Jammer tobsüchtig, sperrt man ihn in eine kahle Zelle, dort mag er in seinen klaren Augenblicken darüber jubilieren, daß er nicht im „dunkeln" Mittelalter, sondern im fortgeschrittenen zwanzigsten Jahrhundert lebt.

Jugendliche werden nicht eingesperrt? Aber da sehe ich einen Knaben, und wie ich nach seinem Alter frage, höre ich, daß er fünfzehn Jahre alt ist.

Die Gefangenen dürfen oft Briefe schreiben? Einmal im Monat wird mir gesagt!

Und wie steht es mit dem Besuch? Einmal im Monat!

Madrid ist fern, und zu Victoria Kent ist der Weg weit.

Der Direktor sieht mir an, wie tief mich dieser Besuch erschüttert hat. Er läßt mir durch einen Gefangenen eine Kostprobe vom Gefangenen-Essen bringen und vergißt nicht, auch eine saubere Serviette mir reichen zu lassen. Wie gut kenne ich diese Kostproben für Besucher!

„Was sollen wir denn machen", sagt er plötzlich ruhig, „das Haus ist schlimm und fast doppelt belegt."

Aber das große, neue Gefängnis würde nicht fertig, die Arbeiter weigerten sich, an der Errichtung eines Gefängnisses mitzuwirken.

Nein, Schwerverbrecher seien nicht da, meist Bauern, kleine Diebe und unter den Frauen viele Kindesmörderinnen.

Er sehe ja ein, daß soziale Not die meisten zum Verbrechen treibe, aber was könne er tun, er sei Beamter und sonst nichts.

Ob auch politische Gefangene da wären? Gewiß, viele Syndikalisten und Kommunisten, jeden Tag würden einige eingeliefert.

„Aber selbst unter der Monarchie hat man die politischen Gefangenen anders behandelt als die kriminellen, diese Menschen sind doch um ihrer Überzeugung willen in Haft," werfe ich ein.

Der kleine Herr wird wieder nervös.

„Unsinn, Unsinn, ich sage Ihnen, Herr, diese Leute haben keine Kultur."

„Kann ich nicht den oder jenen sprechen?"

Seine quecksilbrigen Augen werden steinern.

„Dazu müßten Sie eine besondere Erlaubnis vom Justizministerium beibringen... es lohnt sich auch nicht... was wollen Sie mit den Leuten reden? Glauben Sie mir doch, diese Kommunisten und Syndikalisten haben keine Kultur... keine Kultur!"

Der Kulturträger verabschiedet sich, der Wärter führt mich hinaus, ich stehe vor dem Gefängnis und denke an die Kulturlosen in diesem Treibhaus der Kultur.

Barcelona

Ein Auto von Pferden gezogen, bewirkt das helle Gelächter unsrer Schadenfreude. Stellen Sie sich einen Aeroplan vor, dem ein Esel vorgespannt ist, der Flieger hat die Luft und seinen Sitz am Steuer verlassen müssen und treibt mit hott und hü den kleinen Grauen zu flotterer Gangart an. Es wäre der Gipfel der Komik.

Warum eigentlich?

Weil wir den Flieger um seinen Aeroplan beneideten, der ihn von Kontinent zu Kontinent hätte tragen können und mit dem er jetzt nicht rascher vorwärts kommt als Bauer Hans mit seinem Karren?

Nicht das ist der tiefe Grund unsres Gelächters. Indem wir den Flieger verlachen, lachen wir uns selbst, lachen wir die Menschheit aus.

Mit was für hochtrabenden Plänen schwirren wir umher, was glauben wir alles unter unsern Willen zu zwingen, ein Defekt im Motor, und wir sind froh, wenn ein Esel uns weiterhilft.

Gefängnisse sind wahrlich keine Stätten der Komik, aber an das von Barcelona kann ich nur mit Lachen denken.

Zellen haben Türen, und Türen haben Schlösser und Riegel, auf daß keinen Gefangenen die Lust anwandle, dem gastlichen Haus den Rücken zu kehren.

Im Gefängnis zu Barcelona aber gähnen reihenweise türlose Zellen, ihre Bestimmung ist verloren, ihr Zweck aufgehoben, was einst Schlottern und Zähneklappern verursachte, erregt nun Spott und Hohn.

Am zweiten September haben die Gefängnisinsassen, die mit der strengen Behandlung und dem schlechten Essen unzu-

frieden waren, rebelliert, und alles, was niet- und nagelfest war und vor ihre Augen kam, zertrümmert. Nur die dicken Steinmauern verhinderten, daß das Gefängnis in Flammen aufging.

Soldaten überwältigten die Meuterer und sperrten sie in jene Zellen, die in dem Tohuwabohu vergessen, also gerettet wurden.

Als man die andern Türen reparieren wollte, fand sich in der großen Stadt Barcelona nicht ein Handwerker, der bereit war, Arbeit im Gefängnis zu übernehmen, alle meinten, das sei eine schimpfliche Arbeit, bei der sie weder mit Hand noch Hobel helfen wollten. Ein kluger Mann schlug vor, die Türen nach der Insel Mallorca zu schaffen, man solle ihren Zweck verheimlichen, es wäre dort gewiß ein leichtes, Handwerker für die notwendigen Reparaturen zu finden. Gesagt, getan. Aber als das Schiff mit dem kostbaren Gut in Palma vor Anker ging, hatte sich die Kunde schon verbreitet, und kein Hafenarbeiter fand sich, die Fracht zu löschen. Da wurde es dem Staat, der es gut meinte mit seinen Gefangenen, zu dumm, er appellierte an die Solidarität der Arbeiter, was, fragte er, sollen denn die armen Gefangenen tun, wenn der Winter kommt, und es kalt wird, sollen sie auf dem Hof kampieren? Aber die Arbeiter meinten, sie verstünden unter Solidarität etwas andres, und zwingen könne sie kein Gott und kein Teufel. Fuchswild befahl der Staat seinen Soldaten, die Türen an Land zu tragen. Echte Soldaten gehorchen und denken nicht. Darum wurden die Türen ausgebootet und in einer Ecke des Hafenplatzes aufgestapelt. Am nächsten Morgen zeugte ein Häufchen Asche von ihrer Herrlichkeit. Unbekannte Täter hatten sie nachts mit Petroleum übergossen und angezündet. Der Staat gab es auf.

Und so stehen die Zellen bis heute leer.

Ob das barceloneser Gefängnis, oder was von ihm übrig blieb, ein wahres Muster an Humanität geworden ist, ich kann, man verzeihe mir, es nicht sagen, ich sah nur immer die zahllosen Soldaten, die mit aufgepflanztem Bajonett durch die hallenden Gänge wanderten und, ähnlich dem Weber Zettel im „Sommernachtstraum", vorstellen sollten, was sie nicht sind: Türen.

Einen Gefangenen sprach ich an, er gab mir eine Antwort, wie ich sie noch nie von seinesgleichen gehört habe. Das verrückte Haus schien auch seine Sinne verwirrt zu haben.

„Worüber haben Sie zu klagen," frage ich ihn.

„Die Behandlung ist nicht mehr so streng wie früher."

„Darüber klagen Sie?" stottre ich und sehe verständnislos meinen Begleiter an.

Der belehrt mich, daß dieser Gefangene Gehilfe des Wärters sei, und schon eine alte Geschichte sagt, daß der Knecht, den man zum Aufseher einsetzt, mit Skorpionen züchtigt, wo der Herr nur mit Ruten straft.

Offener Brief, leicht angeheitert

Werte Schriftleitung! Als langjähriger Kollege sowie vom Hauptvorstand genehmigtes Mitglied des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller gestatte ich mir, den nachfolgenden Protest in Ihren geschätzten Spalten loszulassen, für welchen, da im Interesse der guten Sache, notfalls kein Honorar in Abrechnung stelle. In einer Zeit, wo der Schriftsteller nicht nur mit der deutschen Sprache sondern letzten Endes auch mit der Wirtschaftskrise ringt, ist es als ein regulärer Dolchstoß von hinten in unsern Berufsstand zu betrachten, daß man ebenso wie die Zeilenhonorare auch noch unsre Standesehre herabsetzt und gewissermaßen in der Gosse zertritt wie eine nicht mehr benötigte Tageszeitung. Jedem, der sein Brot mit seiner Feder Schweiß erarbeitet, muß sich dieselbe sträuben, wenn er in dem jüngst angelaufenen Bildstreifen „Die Gräfin von Monte Christo" den Journalismus als solchen in widernatürlicher Verzerrung dargestellt findet, wodurch die Einladung des derart besudelten Berufszweiges per Freikarte zur Première nachträglich als ein billiger Hohn aufzufassen ist und mir durch eine ausführliche Rücksprache mit einem maßgebenden Mitglied der Filmprüfstelle und des Innenministeriums die innere Gewißheit verschafft habe, daß hier eine Remedur innerhalb der gesetzlichen Vorschriften durchaus möglich und zu fordern.

Zwar darf einem Bildstreifen die Zulassung wegen einer politischen, sozialen, religiösen, ethischen oder Weltanschauungstendenz als solcher nicht versagt werden, doch spielt in dem erwähnten Tendenzwerk der fragliche Journalist eine so untergeordnete Rolle, daß dadurch der Anschein erweckt wird, daß es auch in Wirklichkeit so sei, wodurch lebenswichtige Interessen unsres Standes offensichtlich gefährdet werden. Eine viel größere Rolle hingegen spielt eine andre Rolle, nämlich eine Rolle Pfefferminzplätzchen, welche der Lokalredakteur Stephan Riehl seiner Freundin Jeanette Heider beim Abschied überreicht. Da eine ordnungsgemäße Verköstigung von Freundinnen in teuren Restaurants sonst in Filmen durchaus handelsüblich und also das Gegenteil als gegen die guten Sitten verstoßend anzusehen ist und zumal grade in einer Abschiedssituation eine kräftigende, vitaminhaltige Speise schon aus Gründen seelischen Taktes am Platze wäre, erzeugt der Film die Vorstellung, als pflegten Berufsschriftsteller aller Art junge und ihnen möglichenfalls zu Willen gewesene Mädchen mit einer Pfefferminzpastille von bitter-brennendem Geschmack abzuspeisen, und da ein prominenter Erwerbszweig wie der Journalismus zweifellos als typisch, wennschon als fortschrittlich angesehen werden muß, wird dennoch Deutschlands Ansehen im Auslande gefährdet, indem der Begriff der deutschen Treue in zynischer Weise unterhöhlt und quasi der Versuch gemacht wird, die keimende Liebe mit Hilfe solcher unzüchtiger Erfrischungs-Requisiten durch Unterbrechung künstlich aufzuhalten. Abgesehen davon beachte man, daß hier ein

Pressemitarbeiter einer bekannten Filmschauspielerin etwas anbietet, was den Tatbestand der aktiven Bestechung erfüllt und also die Wirklichkeit in ihr Gegenteil verkehrt, wie jeder Kenner der Presse aus vollem Herzen bestätigen kann, zumal es sich in dem fraglichen Bildstreifen um ein wiener Blatt namens ‚Journal' handelt.

Die Szenen in der Redaktion des genannten Blattes legen den Verdacht nahe, als sehne der Schriftleiter bedauerliche Ereignisse wie Verkehrsunfälle oder gar Tötungen förmlich herbei, um zur Bereicherung des genannten Blattes aus materiellem Interesse an der eignen Stellung beizutragen. Diese Darstellung entspricht zwar den Tatsachen, doch ist nach den Entscheidungen der Filmprüfstelle die Wahrheit als solche noch kein hinreichender Grund zur öffentlichen Vorführung. Vielmehr gilt hier der im Goethejahr besonders zeitgemäße Grundsatz: Erlaubt ist, was gefällt, und verboten ist, was nicht gefällt. Auch kann keine Rede davon sein, daß es als bezeichnend für das Zeitungsgewerbe gelten könne, die Erlebnisse der eignen Braut gewissermaßen telephonisch auszuschlachten, wie es hier geschieht, vielmehr wird in einem Widerstreit zwischen Silvesternummer und Freundin immer die letztere das letzte Wort haben, und muß es verrohend und entsittlichend wirken, wenn in Jugendlichen etwa die Überzeugung geweckt wird, als befinde sich der Schriftsteller während der Liebe immer mit der einen Hand an der Schreibmaschine, gleichsam um auch nur einige Zeilen, und sei es für das Feuilleton, gegen Entgelt daraus Gewinn zu ziehen!

Der kraß verhetzende Einblick in die Art, wie sich der Kollege Riehl mit Hilfe weiblicher und noch dazu unlauterer Mittel (Unterschlagung, Betrug und Urkundenfälschung sowie Übertretung der Geschwindigkeitsvorschriften im Kraftfahrwesen) in seiner Position zu halten sucht und nicht mit den Methoden, wie sie Deutschland letzten Endes groß gemacht haben, muß das Vertrauen des deutschen Volkes zu seiner Presse in abonnementsschädlicher Weise erschüttern, wodurch Abbaumaßnahmen notwendig und neue Belastung des Arbeitsmarktes eine unauslöschliche Folge. Auch muß die Art, wie hier ein noch dazu unbemitteltes junges Mädchen einen angestellten Schriftsteller gewissermaßen als das kleinere Übel toleriert statt seiner heiß begehrt und ihn nur deshalb erhört, weil der ihr eigentlich zusagende, von einem besseren Schauspieler und in besseren pekuniären Verhältnissen gespielte Hochstapler infolge Haft als Ehepartner nicht in Frage kommen kann, den für jeden Schriftsteller lebenswichtigen Kontakt mit dem weiblichen Geschlecht auflockern, indem ihm eine gewisse geschlechtliche Minderwertigkeit stillschweigend in die Schuhe geschoben wird und vom Verkehr mit ihm abgeschreckt, der doch nicht nur zur allgemeinmenschlichen physiologischen Abspannung als auch spezifisch beruflich zu Zwecken der Motivsuche des Weibes als Betriebskapital und Werbungskosten in höchstem Maße bedürftig ist! Was hier in knappen, klaren

Sätzen gebührend niedriger gehängt wird, faßt der fragliche Bildstreifen in dem epigrammatischen Ausspruch einer als ungebildet gekennzeichneten Mitwirkenden zusammen, welche in die Worte ausbricht: „Ich habe dir immer gesagt, die Herren von der Zeitung taugen nichts: sie haben nie Zeit, sie können nicht tanzen, und sie wollen immer Recht behalten!" Obwohl sich ein Kommentar hierzu erübrigt, möchte ich doch darauf hinweisen, wie diese offensichtlich als Verallgemeinerung formulierte Behauptung schon in ihrem ersten Teil von gänzlichem Mangel an Verständnis für das Wesen der Presse zeugt, da es ja grade ihre recht eigentliche Aufgabe ist, keine Zeit zu haben. Durch den voreiligen Hinweis auf die tänzerische Unfähigkeit eines ganzen Berufsstandes wird die aus dem hiesigen Kulturleben gar nicht wegzudenkende Bezeichnung „Presseball" gradezu zur contradictio in adjecto gebührenpflichtig gestempelt und dadurch die Wohlfahrtskassen des Vereins Berliner Presse geschädigt, während andrerseits wohl auch der Verband deutscher Tanzkritiker hier ein Wörtchen wird mitzusprechen haben. Und was die Bemerkung, die Herren von der Zeitung wollten immer Recht haben, anlangt, so ist zu bemerken, daß sich ohne Mühe der Gegenbeweis dafür erhärten läßt, daß die Presse keineswegs immer recht hat, wie aus Voraussagen über Wahlresultate, Wetterlage und die Rennergebnisse im Rasensport zwanglos hervorgeht.

Inwieweit eine solche öffentliche Zurschaustellung unhaltbarer Zustände die geistige Berufstauglichkeit unsrer Kollegen auch in stilistischer Beziehung planmäßig herabmindern muß, sei aus einer wahllos herausgegriffenen Kritik über den obenerwähnten Bildstreifen bewiesen, welche in einem Fachblatt wörtlich folgendermaßen anhob:

Der Ausflug aus dem Reich der vorgezeichneten Schicksale ins Land der still verbrämten Fügungen bleibt auch nur Illusion. Geneigten Auges folgt der Betrachter den wundersamen Erlebnissen der Jeanette Heider, die, mit kühler Schönheit und einem kalten Temperament beschenkt, ins Durcheinander heißer Verstrickungen kommt. Geneigten Ohres lauscht der Hörer den hingeflüsterten Aphorismen zur Lebensweisheit — Paralipomenen eines wankenden Dichterhirns.

Wenn schon die durch die Fachpresse hinreichend gestählten Dichterhirne ins Wanken geraten, liegt es auf der Hand, daß die Vorführung vor einem zu Premierezwecken überall im Reich in Massen herbeieilenden Journalistenpublikum im höchsten Maße geeignet ist, die öffentliche Ordnung und Sicherheit zu gefährden, zumal der durch die Überzahl minderwertiger Operettenfilme seit langem aufgehäufte Zündstoff in eine jähe Flamme ausbrechen muß, wenn plötzlich ausgerechnet in einem künstlerisch wertvollen Filmwerk die Presse zum Gegenstand billiger Demagogie nebst Verhöhnung gemacht wird. Indem ich Sie unter Hinweis auf Paragraph 11 des Pressegesetzes ersuche, diese Ausführungen umgehend zur Kenntnis Ihrer geschätzten Leser und der dito Filmprüfstelle Raum zu gewähren zu wollen, zeichne

mit kollegialer Hochachtung

Dr. phil. et dent. Rudolf Arnheim,
Staatl. schwergepr. Journalist.

Literarhistorisches zur Szene „Goethe“

von Alfred Polgar

Im Jahre 1908 wurde „Goethe" im wiener Kabarett „Fledermaus" zum ersten Mal aufgeführt. Man spielte die Szene dort en suite über dreihundertmal. Ihre Autoren sind Egon Friedell und Alfred Polgar. Der Doctor philosophiae Friedell war damals Rentier, was ihm das Philosoph-Sein wesentlich erleichterte, betätigte sich zu jener Zeit auch schon als Schauspieler. Wenn er so zum Gelächter der andern gedient hatte, pflegte er, als letzter, sich selbst über sich lustig zu machen. Mit diesem Trick, den er noch heute übt, hat er sich in den Ruf eines überlegen witzigen Mannes hineinironisiert. Ansonst ist er, von seiner Begabung ganz abgesehen, kein schlechter Mensch, zumindest kein schlechterer, als es die verwickelten Zeitläufte, die Ideale und die Rücksicht auf das eigne Wohl erfordern, und überdies stets bereit, auf seinen Vorteil zu verzichten, wenn dabei ein persönlicher Profit herausschaut. Von dem andern Autor des „Goethe" möchte ich nicht sprechen. Es würde zu nah führen.

*

Eines Tages sagte Herr W., der Gründer und ökonomische Vater des Kabaretts „Fledermaus", zu uns: „Schreibt doch eine Szene für die Fledermaus". Unser Freund Hahn, der Journalist, erfuhr von dieser Aufforderung und nahm die Sache in seine Hände. Wenn ich sage: Unser Freund Hahn, so ist das „unser" im allerweitesten Sinne zu verstehen; wie man etwa sagt: Unser jammervolles Erdenlos, unsre Erbsünde, unser Ur-Fluch. Hahn war überall dabei, Hahn war unvermeidlich. Er ist es heute noch. Wer in irgendeinem Fall fragen würde: „Was hat denn Hahn damit zu tun? Was kümmert denn Hahn diese Angelegenheit?", könnte ebensogut fragen: „Warum ist die Hitze heiß?" oder: „Warum tut es weh, wenn man Schmerzen hat?" Hahn ist Hahn. Die Definition erschöpft ihn ganz.

*

Geburtsstätte des „Goethe" wurde Friedells Zimmer. Ein liebenswerter Raum. Ein Zimmer, das unter den Zimmern etwa das ist, was der Pantoffel unter den Schuhen. In der Mitte ein großer Schreibtisch, wie ein Altar der Arbeit. Daneben die Ottomane, sehr breit. An der Wand ein Pfeifenständer, reich bestanden. Der Eindruck großer Behaglichkeit wird verstärkt durch den mächtigen, konkav ausgesessenen Lehnstuhl, Lieblingsaufenthalt Onkel Rettichs. Onkel Rettich ist leider schon tot; wir haben ihm in „Goethe", wie man zu sagen pflegt: ein Denkmal gesetzt. Wenn er so, freundlich paffend, im Lehnstuhl döste, verschmolzen Mensch und Möbel zu einer Einheit; man hätte dann ganz gut auch sagen können: Jetzt hat sichs der Lehnstuhl unter Onkel Rettich bequem gemacht.

*

Wir arbeiteten also in Friedells Stube. Das heißt: ich arbeitete. Er lag auf der Ottomane, rauchte lange Pfeife und

schlief. Zuweilen kam die Tante herein und brachte Nahrung. Sie kochte herrlich. Ihre Torten besonders, aufgegipfelt aus sanft zerschmelzenden teigigen Bestandteilen, die durchsickert waren von köstlichen Obstsäften, leben fort in meiner Erinnerung. Es tut mir nicht leid, mit Friedell die Szene „Goethe" verfaßt zu haben.

*

Unsre Dichtung wurde in kurzer Zeit fertig gestellt. Am ersten ihrer Niederschrift gewidmeten Tag schon fand sie ihr (vielleicht mehr mechanisches, als organisches) Ende. Das heißt, wir beschlossen einfach, aufzuhören und die Arbeit als beendet anzusehen.

Sie war so angelegt, daß uns nichts geschehen konnte: mit intellektueller Rückversicherung gleichsam. Die Satire ging nicht tief, aber so wars beabsichtigt, im Hinblick auf die geistigen Möglichkeiten eines sehr gemischten Kabarettpublikums. Sie war auch nicht allzu lustig, aber wir wollten doch keine Posse schreiben. Sie war nicht populär, weil die Sache einen literarischen Anstrich haben sollte. Aber auch keineswegs übermäßig fein, weil auf große Massenwirkungen in keinem Fall Verzicht geleistet werden durfte. Kurz: es geriet eine ernste, lustige, für Feinschmecker berechnete, volkstümliche, auf feine Manier derbe Satire für gebildete Ignoranten.

In ihren ersten Teil brachten wir nachträglich eine weibliche Figur unter: des schlechten Schülers Freundin. Das war, heute kann ich es ja sagen, lediglich eine Spekulation auf die Sinnlichkeit des Publikums. Durch manche Darstellerin der Lina wurde unsre Spekulation empfindlich durchkreuzt.

*

Hahn war nicht müßig. Er verbreitete mancherlei, er sprach mit vielen, er besetzte das Stück im Mutterleib, er bereitete vor, sorgte, betreute, alles in seiner lautlosen und doch so wirksamen Manier, eine Bakterie der Nützlichkeit. Als jemand meinte: „Das ist ja Blasphemie. So darf man mit Goethe doch nicht umgehen!", half er aus der Verlegenheit, indem er sagte: „Seien Sie nur unbesorgt, das werde ich schon machen. Ich werde mit ihm reden!"

*

In der nächsten Zeit beschäftigten uns Fragen der Besetzung. Den Goethe mußte, aus sprachtechnischen Gründen, Friedell spielen, das war klar. Er beherrscht einen eigentümlich schwäbisch-bayrischen Jargon, den er, in wienerischer Gesellschaft, frankfurtisch nennt. Hahn bürgte für die Echtheit des Idioms. Für die andern Rollen begann man nach unentdeckten schauspielerischen Talenten Jagd zu machen. In der „Fledermaus" war es Übung, daß Besucher, die durch häufiges Erscheinen und längeres Dableiben sich für den Aufenthalt in Kabaretträumen qualifiziert hatten, jählings, aus heiterm Himmel, engagiert wurden. „Im Namen des Herrn W., Sie sind engagiert. Machen Sie kein Aufsehen und kommen Sie mit." Der Überraschte konnte grade noch rufen: „Was wird meine arme Mutter dazu sagen!" oder „Grüße mir Lottchen!" und schon hatte er ein Kostüm aus dem sechzehnten Jahrhundert

um die Schultern, und einen Prozeß mit dem Rechtsanwalt des Unternehmens auf dem Hals. Als der Goethe besetzt werden sollte, wurde auf diese Manier mancher Gast hoppgenommen. Besonders für die Rolle des Kohn (so hieß „der gute Schüler" früher) qualifizierten sich viele. In lebhafter Erinnerung ist mir der Darsteller des Schulrats geblieben, ein junger theaterbesessener Musiker. Er ging die Sache mit Feuereifer an und bewahrte sich, noch nicht vom Automatismus des Komödienspielens abgenutzt, bis in die letzten Vorstellungen des „Goethe" die Frische und Unmittelbarkeit des ersten Abends. Bei der 300. Aufführung versprach er sich noch genau so sicher und hatte die gleichen Gedächtnisstörungen wie bei der Première. Die Rolle des Schulrats besteht aus vier Sätzen.

*

Wer aber sollte Regie führen?

Ehrgeizlinge machten sich wichtig, stellten Stühle auf die Bühne, dirigierten Truppen, die nicht da waren, stießen einander weg, machten sich mit heftigen Redensarten das Amt streitig. Diesem Wirbel bereitete das Eingreifen des Chefs ein Ende. Hans Homma, Schauspieler von Beruf, wurde herangeholt und übernahm die Regie des „Goethe". Nun kam gleich Zug in die Sache. Die Streitenden von früher alliierten sich und machten Front gegen den neuen Mann, indem sie ihn „Professional" hießen und „Berufsschauspieler" und „Bühnenkünstler" und ihn noch mit manch anderm Schmähwort kränkten.

Immerhin war jetzt einer da, der etwas wollte. Die andern hatten sonach nichts zu tun, als das Gegenteil zu wollen. Statt der durcheinanderwirkenden Gehässigkeiten gab es nun gradlinige Konflikte, gut placierte Hemmungen, die nicht ins Blaue hinein hemmten, sondern die Arbeit mit Sinn und Erfolg aufhielten.

*

Das Stück fand verschiedene Beurteilung.

Onkel Rettich und die Tante bekannten sich rückhaltlos zu „Goethe". Peter Altenberg sagte: „Es ist der äußerste Dreck; und außerdem ist alles, von A bis Z, von mir!" Die Mitwirkenden waren gegen die Satire, weil sie so viele Daten auswendig lernen mußten. Wenn sie erst gewußt hätten, daß es lauter falsche Daten waren. Maler Karl Hollitzer äußerte sich in unsrer Anwesenheit enthusiastisch über das Werk, sonst durchaus ablehnend. Die ausländische Presse wählte die ödeste Taktik: das Totschweigen. Jene wiener Blätter, deren Referenten selbst Stücke zu schreiben und sie den Theatern anzuhängen pflegten, urteilten wohlwollend. Also hatten wir die gesamte heimische Presse für uns.

Nur ein Kritiker war hämisch und sprach die Beschuldigung aus, daß wir mit unserm Stück kulturelle Absichten verfolgt hätten. Dieses mißgünstige Referat konnte aber den eigentlichen und großen moralischen Erfolg des „Goethe" nicht aufhalten. Er bestand darin, daß durch unsre Satire der in Wien bis dahin wenig geläufige, obschon hochverdiente Schriftsteller J. W. Goethe, eine Zeitlang ziemlich populär war.

Kommt eine Inflation? von Bernhard Citron

In politischen und wirtschaftlichen Kreisen erörtert man augenblicklich die Frage, ob eine Änderung der Währung für die nächste Zeit zu erwarten ist. Ziemlich übereinstimmend wird angenommen, daß in irgend einer Form der Geldwert vermindert werden soll. Man streitet lediglich über den Weg, der zur Beseitigung der herrschenden Deflation führt. Diese Tatsachen festzustellen, heißt keineswegs, sie zu begrüßen. Man braucht nicht starr an einem bestimmten Währungssystem festzuhalten, um dennoch jedes nutzlose Experiment für gefahrvoll zu halten. Mit schlichten Worten ausgedrückt: Inflation meinetwegen, aber sie muß sich lohnen. Die politischen Voraussetzungen für eine Abwertung sind durchaus günstig. Von politischen Parteien und wirtschaftlichen Gruppen aller Richtungen werden Ankurbelungs- und Arbeitsbeschaffungspläne aufgestellt, die zwar angeblich anti-inflationistisch sein sollen, im Grunde aber schließlich doch auf eine Vermehrung des Notenumlaufs hinausgehen. Demgegenüber ist Arnold Rechberg, den man weder im politischen noch im wirtschaftlichen Lager sonderlich ernst nimmt, wenigstens ein ehrlicher Inflationsapostel. Industrie und Gewerkschaften treffen sich in der Befürwortung einer großzügigen Kreditausweitung. Die Industrie ist verschuldet und die Gewerkschaftskassen sind leer, den Unternehmern fehlt der zur Fortführung ihrer Betriebe notwendige Auftragsbestand und auf den Arbeiterorganisationen lastet die Sorge um das Schicksal der Arbeitslosen. Professor Wagemann, der nicht nur der I. G. Farben-Industrie sondern, geistig wenigstens, auch den Nationalsozialisten nahesteht, empfiehlt Wirtschaftsautarkie und eine bestimmte Form von Binnenwährung, die durch vermehrte Ausgabe kleiner Reichsbanknoten angeblich nicht erschüttert werden würde. Unter den zahlreichen andern Theorien sei zum Beispiel die des frankfurter Gelehrten Doktor Rittershausen erwähnt, der statt eines vermehrten Notenumlaufs eine Ausweitung des Scheckverkehrs fordert. Im Herbst 1923, als die Inflation ihren Höhepunkt erreicht hatte, konnte die Reichsbank den Notenbedarf der Bevölkerung nicht mehr decken. Obwohl bei zahllosen Lohndruckereien Noten hergestellt wurden, war man technisch der katastrophalen Geldvermehrung nicht gewachsen. Zu jener Zeit haben die deutschen Großbanken Schecks aufeinander gezogen und diese zur Auszahlung gebracht. Jene Schecks bildeten gewissermaßen einen vorläufigen Ersatz für die in Auftrag gegebenen aber noch nicht fertiggestellten Reichsbanknoten. Selbst solche Schecks, die, wie Rittershausen fordert, nur den Weg vom Unternehmer zum Lohnempfänger, von diesem zum Lieferanten und von dort wieder zur Bank machen, tragen zur Erhöhung des Notenumlaufs bei. Auch hierfür diene ein Vergleich aus der Inflationszeit. Eine große Anzahl von Industriegesellschaften hatte zu Lohnzahlungszwecken Notgeld ausgegeben, das selbstverständlich nur im engern Umkreis der Fabrik von Kleinhändlern in Zahlung genommen wurde. Auch hier war der Kreislauf des Geldes sehr rasch geschlossen, und dennoch wird niemand bezweifeln

können, daß jenes Notgeld wesentlich zur weitern Geldüberschwemmung beitrug.

Der Arbeitsbeschaffungsplan der Gewerkschaften sieht, wie hier in einer der frühern Nummern dargelegt worden ist, eine Kreditausweitung zur Schaffung zusätzlicher Arbeitsmöglichkeiten vor. Es sind dies Gedankengänge, die in weniger kultivierter Form auch bei den Theoretikern des Nationalsozialismus zu finden sind. In der Sache ist man sich also ziemlich einig, es handelt sich eigentlich nur darum, eine anständige Umschreibung für das anrüchige Wort „Inflation" zu finden. Aus gewissen Äußerungen, die einem Minister gelegentlich entschlüpft sind, kann man entnehmen, daß auch die Reichsregierung um eine Änderung der Schuldverhältnisse bemüht ist. Man erkennt jetzt, daß die durch Notverordnung vom 8. Dezember vorigen Jahres verfügte Zinskonversion ein Schlag ins Wasser gewesen ist. Man hat damals in bestehende Rechtsverhältnisse eingegriffen und prinzipiell das Gleiche getan, als wenn man die Schuldsumme herabgesetzt hätte. Der Glaube an die Unverletzbarkeit wirtschaftlicher Verträge ist erschüttert, die Entlastung der Schuldner aber nur gering. Wenn man bedenkt, daß durch den Eingriff der Kurs festverzinslicher Werte weit über das Maß der Zinsherabsetzung gesunken ist, so kann man wohl unterstellen, daß bei einer Aufrechterhaltung des bis dahin geltenden Zinsendienstes die Lombardierungsmöglichkeit von Wertpapieren erheblich größer gewesen wäre als dies heute tatsächlich der Fall ist. Die Schuldner haben also von der Zinsermäßigung nur einen sehr bedingten Nutzen gehabt. Hier gilt das Gleiche, was oben von der Inflation gesagt worden ist: Eingriff nur dann, wenn er sich wirklich lohnt.

Man kann davon überzeugt sein, daß die Reichsregierung nicht ein zweites Mal zu einer Zinskonversion schreiten wird. Eine neue Kapitalabwertung müßte endgültig und darum radikal sein. Man kann sie von der Währungs- oder von der Schuldenseite anfassen. In der Praxis würde eine Schuldenabwertung auch auf Devalvation und eine Devalvation auch auf Schuldenabwertung hinauslaufen.

Die Reichsbank nimmt bekanntlich den Standpunkt ein, daß an der Währung nie und nimmer gerüttelt werden darf. Wenn man der Wirtschaft schon Erleichterung schaffen muß, so begnügt man sich lieber mit Mitteln, die im Rahmen der normalen Notenbankpolitik liegen. Die Begründung der letzten Reichsbankdiskont-Ermäßigung ließ erkennen, daß Doktor Luther und seine Kollegen nicht mit ganzem Herzen für die Herabsetzung eingetreten sind. Die devisenpolitischen Bedenken bestehen fort, aber eine Diskontermäßigung ist immerhin noch ungefährlicher als eine Erhöhung des Notenumlaufs. Allerdings erfüllt die Diskontermäßigung nur dann den Zweck, die Lage der Wirtschaft zu erleichtern, wenn zu den verbilligten Zinssätzen Kredite aufgenommen werden. Will man sich von den in der Jägerstraße herrschenden Gedankengängen ein ungefähr zutreffendes Bild machen, so muß man das Motiv der gegenwärtigen Reichsbankpolitik in Rechnung stellen: „Wenn wir schon Kredite geben müssen, dann wollen wir wenigstens

die Kontrolle in der Hand behalten". Kürzlich schrieb Reichsbankdirektor Doktor Friedrich, daß eine Umlagerung der Bankkredite vom Kontokorrent- zum Wechselkredit notwendig sei. Der Kontokorrentkredit ist — diese Anschauung kann man Geheimrat Friedrich wohl unterstellen — eine verhältnismäßig schwer zu durchleuchtende Form des Aktivgeschäftes der Kreditinstitute. Das Wechselakzept kann von der Reichsbank nicht nur kontrolliert sondern auch reguliert werden. Aus ähnlichen Gründen werden die liquiden Sparkassenmittel bei der Deutschen Girozentrale beziehungsweise der Reichsbank konzentriert. Auch hier sichert sich die Reichsbank eine Revisions- und Zugriffsmöglichkeit. Das Zentralnoteninstitut hat es also verstanden, die Zügel des deutschen Kreditwesens recht fest in den Händen zu halten. Von dieser Seite wird man höchstens eine gelegentliche Lockerung, aber keine grundsätzliche Abkehr vom geltenden Kredit- und Währungssystem erreichen können. Anscheinend will auch niemand der Reichsbank in der Kreditfrage energisch entgegentreten, eher wird man die Frage von der Schuldenseite anfassen. Das Tragische an den bevorstehenden Entscheidungen ist nur, daß die Zeche nicht von den Auslandsgläubigern, die doch zum größten Teile Devisenkredite gegeben haben, auch nicht vom deutschen Großkapital, das in seiner überwiegenden Mehrheit überschuldet ist, sondern vom kleinen Sparer und Konsumenten gezahlt wird. Die günstigen Auswirkungen, die durch Schaffung zusätzlicher Arbeit dann auch für diese Kreise, soweit sie wenigstens arbeitsfähig sind, hoffentlich eintreten, werden sich jedenfalls erst in zweiter Linie bemerkbar machen. Am erfreulichsten wäre es, wenn die augenblicklich herumschwirrenden Inflations- und Devalvationsgerüchte das eine Gute hätten, die gehorteten Banknoten herauszulocken und wieder in den Verkehr zu bringen. Das Unglück der Wirtschaft ist es gewesen, daß man ihr im vergangenen Jahre weniger Vertrauen als dem Reich geschenkt hat. Das Reich ist daran aber unschuldig.

Altes Lied 1794 von Theobald Tiger

Wenn in des Abends letztem Scheine
dir eine lächelnde Gestalt
am Rasensitz im Eichenhaine
mit Wink und Gruß vorüberwallt —:
Das ist des Freundes treuer Geist,
der Freud' und Frieden dir verheißt.

Wenn bei des Vollmonds Dämmerlichte,
das zagend durch die Zweige sieht,
durch dunkeln Hain von Tann' und Fichte
ein fauliges Gerüchlein zieht —:
Das ist, was da so grauslich riecht
Herr Göbbels, der vorüberfliecht.

Wenn bei dem Silberglanz der Sterne,
wenn schwarze Nacht herniederweint,
gleich Aeolsharfen aus der Ferne...
wenn dir dann gar kein Geist erscheint —:
Dies Phänomen, damit dus weißt,
das ist Herrn Adolf Hitlers Geist.

Bemerkungen

Lenin und die „Schein-Räterepublik"

Die ‚Rote Fahne' hat am 22. April ein Telegramm veröffentlicht, das Lenin „im April 1919" — der Tag ist nicht angegeben — an das bayerische Proletariat gerichtet habe. Dem Inhalt nach scheint es das vollständige Dokument zu sein. Doch widerspricht dem die Wendung: „In dem Telegramm Lenins heißt es: ..." Die ‚Rote Fahne' behauptet, das Telegramm sei abgesandt worden, teilt aber nicht mit, woran das zu erkennen war, als es „erst Jahre darauf" im Lenin-Institut (Moskau) wiedergefunden wurde. Jedenfalls wird mit der Leichtfertigkeit, mit der Tendenzgeschichte gemacht zu werden pflegt (und die in den Antworten der ‚Weltbühne' bereits gekennzeichnet wurde), erklärt: „Die Empfänger dieses Telegramms, die Führer der Schein-Räterepublik — Niekisch, Klingelhöfer, Ernst Toller und Konsorten — habe das bedeutsame Dokument dem bayerischen Proletariat unterschlagen."

Ich stelle fest: das Telegramm hätte, wenn es an den Zentralrat gerichtet worden wäre, in meine Hände kommen müssen. Der Volksbeauftragte für Außenpolitik, Lipp, war, wie die drei in der ‚Roten Fahne' genannten Zentralratsmitglieder, Angehöriger der USPD. (Lipp ist jetzt Mitglied der KPD.) Die linksradikalen Genossen des Revolutionären Arbeiterrates, in der Mehrzahl Spartakisten, forderten, daß ich dem Außenkommissariat als Referent für die russischen und ungarischen Angelegenheiten beigegeben werde. Ohne ein festes Amt anzunehmen, versah ich den Dienst nach dem Wunsche der Genossen, redigierte in der Nacht zum 7. April die Funksprüche nach Moskau und Budapest, gab sie selbst am Funkturm auf und ließ alle Berichte, die sich auf die Verhältnisse in den beiden schon bestehenden Räterepubliken bezogen, unmittelbar mir zuleiten. Als Antwort auf unsre, von Lipp und mir unterzeichnete, Mitteilung von der Ausrufung der Räterepublik kam von Moskau eine Begrüßung Tschitscherins, worin der „unbeschreiblichen Begeisterung" des russischen Volkes Ausdruck gegeben wurde, mit der es die Nachricht empfangen habe. Weiter habe ich keine Telegramme aus Rußland gesehn.

Bekanntlich überraschten die Parteikommunisten uns, nachdem die Errichtung der Räterepublik, die sie selbst bis dahin stürmisch verlangt hatten, unvermeidlich geworden war (siehe meine Schrift „Von Eisner bis Leviné"), mit dem Beschluß, die vollzogene Tatsache nicht anzuerkennen und alle Kräfte gegen die neue Ordnung der Dinge in Bewegung zu setzen, ferner auch die Räterepublik als Schein-Räterepublik der allgemeinen Verachtung zu empfehlen. Eine sehr große Zahl ihrer eignen Parteigänger widersetzte sich der Führung, brach die Disziplin und arbeitete mit dem Zentralrat, in dem es trotz der Sabotage der KPD gelang, den Einfluß der Sozialdemokraten und Gewerkschaften vollständig zu brechen. Es gelang sogar, allerdings gegen heftigen Widerstand, die Forderung der Kommunisten durchzusetzen, daß sie ohne Aufsicht mit Moskau durch Funksprüche verkehren konnten. Ich setzte mich sehr energisch für diese Forderung ein, weil es mir gerecht schien, daß die Parteigenossen der russischen Sowjetführung hier ein Sonderrecht genossen, aber auch weil ich hoffte, der kluge Lenin werde die wahnwitzige Sabotagepolitik gegen die Räterepublik als Verhängnis für die Revolution erkennen und abstellen. Was insgeheim zwischen den münchner Kommunisten und Moskau damals gefunkt wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Ist aber das Lenin-Telegramm wirklich zur Zeit der ersten Periode der Räterepublik abgesandt worden, so

kann es nur eine Anweisung an seine Parteigenossen gewesen sein, die es unterlassen haben, dem Proletariat davon Mitteilung zu machen.

Zum Inhalt des sehr interessanten Dokumentes ist nur zu sagen, daß wir „Schein-Räterepublikaner" nur ganze sechs Tage am Werke waren. In der Nacht zum 13. April erfolgte der sogenannte Palmsonntagsputsch der Sozialdemokraten, bei dem ich mit zwölf andern Mitgliedern des Zentralrates in Gefangenschaft geriet. Bis dahin hatten wir vorbereitet die allgemeine Neuwahl der Räte, die vollständige Umgestaltung des Banken- und Geldwesens, hatten die Wohnungen der Reichen für Zwangseinquartierungen registriert und schon teilweise beschlagnahmt, arbeiteten durchaus in der Richtung, die Lenin in seinem Telegramm empfiehlt, konnten allerdings in einer Woche noch keine fertigen Resultate der allgemeinen Umgestaltung schaffen, zumal uns der fanatische Kampf der Parteikommunisten gegen unsre Gesamtarbeit aufs stärkste behinderte.

Nachdem der Palmsonntagsputsch vom münchner Proletariat abgeschlagen war, übernahm die Kommunistische Partei die alleinige Leitung der Räterepublik, die nunmehr als echt anerkannt wurde. Diese Periode dauerte drei Wochen. Es ist aber nicht bekannt geworden, daß in dieser Zeit im Aufbau des Sozialismus über die von uns geschaffenen Anfänge hinaus etwas im Sinne der Anweisungen Lenins geleistet worden wäre. Das ist kein Vorwurf — der ist höchstens gegen den positiven Abbau der von Landauer im Schulwesen, von Silvio Gesell im Geldwesen schon eingeleiteten Maßnahmen zu erheben; selbstverständlich konnte die Revolution, von allen gegenrevolutionären Kräften bedrängt und mit riesiger Waffenmacht angegriffen, an nichts andres denken als an kriegerische Verteidigung ihrer Grundlagen. Aber warum in der zweiten Periode aus einer falschen Räterepublik eine richtige geworden sein soll, ist nicht zu erkennen. Warum ferner in Ungarn, wo es sich tatsächlich um eine Führerverständigung zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten handelte, im Gegensatz zu Bayern keine Schein-Räterepublik bestanden haben soll, ist erst recht nicht begreiflich. Was mir an Lenins Telegramm das wichtigste scheint, ist die deutliche Dokumentierung, daß man in Moskau auf die tolle Idee, die Kommunisten könnten in Bayern abseits stehn, überhaupt nicht verfallen ist. Die Geschichte stellt sich hier mit dem Mittel, das sie wieder einmal verfälschen soll, selbst richtig.

Erich Mühsam

Das Zünglein an der Wage

Die Journale verschiedenster Parteirichtungen sind darin einig, daß im neu gewählten preußischen Landtag die Kommunistische Partei das Zünglein an der Wage ist. Ich benutze den Anlaß, um Zweifel an der Richtigkeit dieses bildlichen Ausdrucks vorzubringen, prinzipielle Zweifel, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die es im besonderen Falle macht, sich etwas so Massives wie eine Partei, und noch dazu die Kommunistische Partei, als Zünglein vorzustellen. Mit der Wendung vom Zünglein will gesagt werden, daß, um bei dem aktuellen Beispiel zu bleiben, die Kommunisten, je nachdem sie auf diese oder jene Wagschale sich setzen, bestimmen können, nach welcher Seite hin die Wage sich neigen soll. Von ihnen also hängt die Entscheidung der Wage ab, aber von dem Zünglein an dieser, mit dem sie verglichen werden, hängt gar nichts ab, es hat auf besagte Entscheidung nicht den geringsten Einfluß, es zeigt sie nur an. Wenn der Preußische Landtag als Wage betrachtet wird, so sind die Landtags-Parteien die, rechts und links ziemlich gleich verteilten, Gewichte, und die Kommunisten jenes Gewicht, durch dessen Hinzutun eine der beiden Seiten das Übergewicht bekommt. Aber sie

sind nicht das Zünglein an der Wage, das wohl gestattet, den Wäge-Effekt abzulesen, doch durchaus nicht im Stande ist, diesen hervorzurufen oder auch nur im geringsten zu beeinflussen. Die Rolle des Züngleins hätte etwa das Abstimmungsprotokoll. Das Zünglein an der Wage ist eine mißbräuchliche Sprachwendung, und die Ausrede, es handle sich um eine Metapher — Ersetzung des Bewegenden durch ein von ihm Bewegtes — nicht stichhaltig. Wenn ich dadurch, daß ich noch ein Scheit Holz in den Ofen lege, bewirke, daß die Temperatur im Zimmer einen bestimmten Grad erreicht, so kann ich doch nicht gut sagen, das Scheit Holz sei der Quecksilberfaden im Thermometer. Vor Jahren richtete die wiener Wochenschrift ‚Die Wage' an ihre Leser ein Rundschreiben: „Was wünschen Sie von der ‚Wage'?" Fast alle, die antworteten, wünschten gar nichts von der Wage, sondern nur etwas von deren Zünglein. Ich erwähne das bloß als Beispiel einer korrekten sprachbildlichen Verwertung des so oft metaphorisch falsch gebrauchten Züngleins an der Wage.

Alfred Polgar

Zwecks Lachung

Und wenn man dieser Trostlosigkeit der deutschen Politik entfliehen möchte, nur für ein Viertelstündchen —: da wäre ein Buch erschienen, das, wie es in der Vorrede heißt, „zum Umblättern geeignet ist", und darum handelt es auch von Karl Valentin und heißt „Das Karl Valentin-Buch" (erschienen bei Knorr & Hirth in München. Der Preis ist mir nicht bekannt, aber er ist zu hoch). Es ist ein Bilderbuch, mit sanft irrsinnigen Texten, die von Valentin stammen, sowie mit zwei Aufsätzen über ihn.

Man soll sich seiner Albernheit nicht schämen — die Bilder auf Seite 40 und 41 kann ich nie ansehen, ohne immer wieder so zu lachen, als ob ich sie noch nie gesehn hätte. Das ist aber wirklich erschütternd. Er hat sich als Schwalangschehr photographieren lassen, er steht da wie ein Apfelbaum im Herbst, gänzlich verblüht, kahl, jedoch in einer Uniform, die ihm etwa zwei Weltkriege zu eng ist, das Gestak der langen Beine wächst aus zwei riesigen Blumentopfstiefeln, es ist ganz ungeheuerlich. Und Valentin als Loreley ... das müßt ihr euch selber ansehn. Worte sagen es nicht, göttlich ist dies Gebild.

Die Bildunterschriften stammen von ihm selber. Zum Beispiel: „Karl Valentin in mimischen Darstellungen." Erstens: „Schreinermeister." Zweitens: „Konditormeister" — nicht der leiseste Unterschied, doch der eine hat helle Haare, und der andre hat dunkle, sowie einen Kuchen beziehungsweise einen Hobel. In der Mitte: „Feuerwehrhauptmann in Zivil, der in einem Glückshafen einen Blumenstock gewonnen hat", und wenn man das sieht, dann fühlt man: nur so oder ganz anders kann ein Feuerwehrhauptmann aussehn.

Und die Liesl Karstadt ist photographiert, seine treue Helferin, von links und von rechts; auch jener herrliche Augenblick findet sich da bebildert, wo sie als Ka-

pellenmeister den Musiker, dem Verstand und Chemisett vorn herausrutschen, zur Rede stellt: „Ja, was seh ich denn da? Sie haben ja gar keine Gläser in Ihrer Brille, Valentin!" — „Seit fünf Jahr schon!" — „Warum setzens denn dann dös leere Gstell auf?" — „Besser is doch wie gar nix." Und er macht auf dem Bild grade das Gesicht, mit dem er sagt: „Seit fünf Jahr schon!" Ganz dumpf, wie von unter der Erde. Und das von der christkatholischen Kirche verfehmte Bild: die Karstadt als Firmling und er als Vater — lieber Gott, was sie alles mit dir machen! Und manche Bilder sehen aus, als seien sie bei einer Dilettantenvorstellung aufgenommen, und dann steht da plötzlich so ein Satz, wie die arme Reisende den Bahnhofsportier fragt: „Wissens, Herr Eisenbahnbesitzer ..." — Und auf einem Bild sieht man ihn ankommen, mit zwei riesigen Holzlatten, die die Zimmerlampe herunterhauen, es ist vor Weihnachten, und der treusorgende Vater hat für die nächsten zwanzig Jahr „Christbaumbrettln" eingekauft, Holz für die kleinen Hutschen, auf denen der Baum steht, nein, Ordnung muß sein. Einen Baum hat Vater allerdings noch nicht.

Eingeleitet ist das Buch, welches zum Umblättern geeignet ist, von zwein. Der eine, Tim Klein, sagt, es gebe für Aufsätze über Valentin zwei Gefahren: „das Gestrüpp der Metaphysik und das Sichverlieren in Einzelheiten." Der Berliner habe da ein Wort: „Erzählen Sie keine Opern." Wir sagen sogar: „Quatschen Sie keine Opern." Wilhelm Hausenstein, der andre Einleiter, quatscht hier keine Opern; diesmal nur Operetten. Alles hätte so sein sollen wie der erste Absatz, in dem beschrieben steht, wie Valentin das „Meer von Schuckert" auf der Geige vorspielen will, und woran dieses Unterfangen scheitert. Die Herausgeber hatten es so leicht: Alfred Polgar hat diesen Mann (wie so vieles andre) zu Ende beschrieben. Das hätte man nur abdrucken sollen.

Viel schöner als alle gebildeten Texte sind die Bildunterschriften. Unter einem: „Es ist kein Beweis dafür vorhanden, daß nur ein dummer Mensch saublöd ausschaut ...", und wenn man sich kaputt und wieder gesund gelacht hat, dann bleibt noch die Unterschrift zum allerletzten Bild haften, auf dem Valentin hinter einem Tisch steht und den Gegner wild bedroht:

„Sie san net auf uns a'gewiesn, aber mir auf Eahna! Dös müssen's Eahna merka!"

Es ist eine völlig närrische Welt, in der dieser da Kaiser, König, Edelmann, Bauer, Sieben, Achte, Neune und Zehne ist — und aus dem Meer dieses Unfugs taucht der Leser auf und blickt auf ein Land, dessen ■ ■ ■ ■ grade so närrisch sind, aber lange nicht so amüsant wie Karl Valentin.

Peter Panter

Felsenecke

Im Prozeß Felsenecke, kleiner Teilabschnitt aus dem deutschen Bürgerkrieg, von dem Knickerbocker berechnet hat, daß die Verlustliste bereits 182 Tote und 15 000 Verwundete beträgt, handelt es sich um einen Kampf zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten, bei dem ein Kommunist und ein Nationalsozialist getötet wurden.

In Haft sind sechs Fascisten, hingegen achtzehn Antifascisten, keineswegs nur Kommunisten. Schon dieses Mißverhältnis führt zur Erbitterung.

In einer der Sitzungen geschah folgendes: „Einer der Kommunisten bat nach mehrstündiger Sitzung um ein Glas Wasser und ein paar Tropfen Baldrian, es sei ihm schlecht, er könne sonst der Verhandlung nicht mehr folgen. Der Wachtmeister — warum weiß kein Mensch —, der Wachtmeister verweigerte die Baldriantropfen und das Glas Wasser. Der Angeklagte, dem die Baldriantropfen verweigert worden waren, fiel um. Sein Nebenmann rief: ‚Wir protestieren, wir haben keine Freistunde.' Und dann

wurden noch zwei Weitre ohnmächtig. Die Sitzung wurde unterbrochen, der weitre Teil der Verhandlung mit den Protesten und Anträgen der Rechtsanwälte auf Haftentlassung ausgefüllt, ,denn so', sagte Rechtsanwalt Litten, ,wie die Kommunisten behandelt werden, ist es unmöglich, daß die Angeklagten, zum Teil sehr leidende Personen, die Untersuchungshaft so aushalten, daß sie verhandlungsfähig sind'."

Tatsächlich stellte sich folgendes heraus: Der Prozeß, von wochenlanger Dauer, beginnt dreimal in der Woche um neun Uhr. Da die Freistunde des Gefängnisses von halb neun bis neun Uhr abgehalten wird, so können die Angeklagten, wenn sie an der Freistunde teilhaben, nicht um neun Uhr pünktlich zu Prozeßbeginn da sein.

Der Prozeß hätte dann erst um halbzehn Uhr beginnen können.

Na und?

Die Prozesse beim Schwurgericht I beginnen immer erst um halbzehn Uhr.,

Niemand wird etwas dagegen haben, wenn mit Rücksicht auf verwöhnte Zeugen ein feiner Prozeß wie der Van Gogh-Prozeß, erst um zehn Uhr anfängt. Das ist möglich, nur aus freundlicher Rücksicht auf die Schlafgewohnheiten von Zeugen! Kein Wort dagegen!

Aber unerhört dann, wenn unterernährten und geschwächten Angeklagten die einzige halbe Stunde frischer Luft entzogen wird, die sie haben müssen und die ihnen zusteht; noch dazu vor einem Prozeß, in dem es um ihr Lebensschicksal geht. Und warum, weshalb? Nur damit stur der Prozeß um neun Uhr beginnt!

Woran hat der Staat ein Interesse? An der ruhigen und ordentlichen Durchführung eines Prozesses. Genau das wurde verhindert. Es gab die Protesterklärung des Angeklagten, die Unterbrechung der Sitzung, die Anträge der Rechtsanwälte, die Aufregung über ohnmächtige Angeklagte unter an sich schon zum Teil nervenschwachen Angeklagten. Aus einem winzigen Punkt wird aus Unmenschlichkeit, Dummheit und Böswilligkeit die Revolte erzeugt.

Baldriantropfen und frische Luft verweigert. Warum, aus Denkträgheit? aus Phantasielosigkeit? Nein, leider auch aus Böswilligkeit.

Seit der Revolte beginnt der Prozeß um halb zehn Uhr. Der Vorsitzende wußte nichts von alledem.

Gabriele Tergit

Murillo und die Folgen

Man feiert in diesen Tagen den zweihundertfünfzigsten Todestag Murillos, des von unsern Eltern und Großeltern höher als die Maler der Renaissance und Gothik geschätzten „spanischen Rafael". Er wurde bis etwa 1900 (und wird es noch heute von angelsächsischen Besuchern europäischer Musen) „als der unerreichte Darsteller der inbrünstigen Andacht" gepriesen. Er ist es nicht. Es gibt kein Bild von ihm — man muß sie in Spanien sehen, wo unmittelbare „Vergleiche" mit Valasquez und Greco

möglich sind — das an Innigkeit und Frömmigkeit auch nur neben einem zweitklassigen Bild der deutschen, flämischen, italienischen, spanischen Gothik oder Frührenaissance bestehen könnte. Zu schweigen selbst von den im eigentlichen Sinne wohl inbrünstigen, doch nicht frommen Darstellungen der großen Meister aus der Hochrenaissance. Wie also läßt sich die große Wirkung Murillos auf das „bürgerliche Zeitalter" zwischen Biedermeier und Jugendstil erklären? Nun, er hat als erster vielleicht die bis heute im großen Publikum so beliebte Mischung von Süßigkeit und Pathos gefunden, die das Barock auszeichnete und die unsre Väter für Größe halten mußten; wie sie Gutzkow oder Spielhagen vor Hebbel und Kleist stellten. Murillos Gemälde zeigen — wohl zum erstenmal in der Geschichte der Malerei überhaupt — jene gefühlsmäßige Haltung, in deren Ablauf sich der Kitsch entwickelte, mögen die meisten seiner Darstellungen natürlich auch nur daran streifen. Murillo aber bietet auch jenen allgemeinverständlichen Ersatz für Genie: handwerklich höchstgesteigertes Talent, für das zwischen 1840 und 90 mehr Raum war als für den Genius, dessen Dämonie der Philister verachtet und verdammt.

Murillos Gemälde — neben den Madonnen und der „Vision des heiligen Franziskus", vor allem die Genreszenen aus dem Volksleben, Traubenesser, Würfelspielende Gassenjungen — diese virtuos gemalten, koloristisch weichen Bilder einer Verfallzeit wurden Vorbild und Ideal jener furchtbaren Öldruckindustrie, die bis heute die Wände von Provinzhotels und Bürgerstuben ziert. Ja, das berüchtigte münchener „Schanger" von 1860 geht gradezu auf Murillo zurück, und nicht, wie man meinen sollte, auf die gleichzeitigen Holländer. Denn Murillo hatte alle Eigenschaften, die das Ideal des Philistertums bilden: Naturwahrheit, Syrupsüße, Neckischkeit („sieh doch, wie reizend das Engelchen!"), verbunden mit kaum mehr echter Gläubigkeit und barockem Überschwang, dem man angenehme Steigerung verdankte, ohne doch seine eignen Umkreise zu verlassen.

So wird Murillo für den heutigen Menschen, vor allem in Spanien zu einer Enttäuschung, die mit keiner der zahllosen Reiseenttäuschungen (Peterskirche von außen, Venus von Medici, Oslo, Stanzen des Raffael etcetera) zu vergleichen ist. Denn man hat eben (im Prado) die Begegnung unerhörter Art: Velasquez erlebt, und sieht sich nun von seinem Zeitgenossen, den man so oft hat preisen hören, völlig verlassen. Diese Heiligenbilder sind katholisch in einem sehr peinlichen Sinne, ihre Verzückungen ahmen sozusagen die spanische Ekstatik nur nach, ihre Visionen begeistern nicht, ihre „Farbenräusche" sind matt und verwaschen für uns, die wir eben erschüttert vor den „Trinkern" des Velasquez standen oder uns von der giftigen Palette Grecos hinreißen ließen. Am schlechtesten geht es einem in Sevilla: hier häufen sich seine viel zu süßen Frauen und Kinderlärvchen so sehr, daß man davonlaufen möchte. Es ist jene vollkommene „Schönheit", die mit echter Schönheit weniger zu tun hat als ein hollywooder Film mit einer griecihschen Tragödie — immer wieder drängt sich spontan, auch wenn wir hier nur an seinen Urquellen stehen, das in diesem Zusammenhang zu verpönende Wort Kitsch auf.

Denn Murillo ist natürlich ein großer Maler, ein bedeutender Kolorist, seine Bilder sind weder verlogen noch erklügelt; aber eben deshalb, weil wir am Beginn der schwierig zu fassenden Frage stehen, ist es hier am leichtesten zu betrachten. Er selbst, als Künstler, ist nur Ausdruck der Zeit, die an Stelle von Kraft nur Krampf zu setzen hatte, an Stelle von Heiterkeit Schelmerei, für Frömmigkeit Bigotterie, also immer Ersatzstoffe, die dem Original so ähnlich sehen, daß nur der Kenner sie zu unterscheiden vermag; der Kitsch hatte seine

Unterlagen und Voraussetzungen erhalten. Zum erstenmal versteht man beim Anblick vieler Werke des Murillo die unabsehbare Fragwürdigkeit aller Kunst, abgeleitet an dem Beispiel der Malerei: denn eine Reproduktion des bedeutendsten Murillogenres ist in Nichts von irgendeinem handwerksmäßig hergestellten Fabrikprodukt zu unterscheiden, das den Beifall aller jener hat, die „ihr Heim schmücken" wollen, zumal bei der Wiedergabe und Verkleinerung regelmäßig alles Persönliche verloren gehen muß.

Wenn wir also nach einem viertel Jahrtausend den Todestag dieses bedeutenden Malers feiern, so erinnern wir uns der Tatsache, daß unsre „Sachlichkeit" zu wenig von dem besitzt, was er zu viel hatte, daß die Kälte unsrer Jugend Gegengewicht ist, Reaktion gegen ein verfallendes Künstler- und Menschentum, das man mit dem einen Namen bezeichnen kann: Murillo.

Paul Elbogen

Berufsstolz

Vor einigen Monaten hatte eine Filmgesellschaft die Idee, Al Capone in einem ihrer Filme auftreten zu lassen. Man einigte sich über die Bedingungen und Al Capone fand sich eines Tages zur festgesetzten Stunde im Studio der Gesellschaft ein. In seiner Begleitung befand sich sein Anwalt. Nachdem man im Bureau des Direktors einige Einführungshöflichkeiten ausgetauscht hatte, wandte sich der Direktor mit seinem liebenswürdigsten Lächeln zu seinen Gästen: „Meine Herren, wenn Sie so freundlich sein wollten, Ihre Waffen inzwischen hier abzulegen, so könnten wir dann sofort in den Aufnahmeraum hinübergehen." Kaum hatte der Direktor den Satz zu Ende gesprochen, als vom Anwalt prompt die Antwort erfolgte: „Mein Klient ist nicht hierhergekommen, um sich beleidigen zu lassen."

Worauf beide Herren kehrt machten und entrüstet den unhöflichen Direktor verließen.

Von da ab wollte Al Capone nichts mehr mit Filmgesellschaften zu tun haben.

Liebe Weltbühne!

Nach der Faustaufführung eine Dame zur andern: „Siehste, Metropolis haste damals auch nicht verstanden."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Kollektiv Bildender Künstler. Ausstellung im ehemaligen Künstlerhaus, Bellevuestr. 3 Wochentags 10.00 bis 19.00. Sonntags 11.00 bis 13.00.

Hamburg

Hamburger Schauspieler-Kollektiv. Sonntag 11.00 vormittags Volksoper. Uraufführung: Unser Schaden am Bein.

Mannheim

Städtische Kunsthalle. Ausstellung: Der Frauenspiegel.

Bücher

M. J. Bonn: Währungsprojekte — und warum? S. Fischer, Berlin.
Oskar Maria Graf: Notizbuch des Provinzschriftstellers Oskar Maria Graf 1932. Zinnen-Verlag, Basel.
Karl Kautsky: Krieg und Demokratie. I. H. W. Dietz, Berlin.
Thomas Mann: Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters. S. Fischer, Berlin.
August Scholtis: Ostwind. S. Fischer, Berlin.
Carl Steuermann: Der Mensch auf der Flucht. S. Fischer, Berlin.
Jakob Wassermann: Rede an die Jugend über das Leben im Geiste. S. Fischer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 16.30: Zeitromane, Walther Victor. — **Mittwoch.** Berlin 16.05: 2. Akt der Zauberflöte von Mozart. — Leipzig 21.50: Von den Widersprüchen in der Kritik, E. K. Fischer und Hans Natonek. — **Donnerstag.** Langenberg 15.30: Dichtung und Technik, Erich Franzen. — Breslau 17.00: Arnold Ulitz liest aus seinem Tonfilmmanuskript. — Frankfurt 19.05: Kleine Prosa von Ossip Kalenter. — Königsberg 19.20: Mexiko treibt Handel von B. Traven. — **Sonnabend.** Leipzig 21.00: Walther Franke-Ruta liest.

Antworten

Republikaner. Du regst dich, gemeinsam mit dem Stahlhelm, über landesverräterische Äußerungen nationalsozialistischer Führer im Osten auf. Sie haben sich dabei geäußert, sie würden bei einer kriegerischen Verwicklung mit Polen sich am Schutze des Landes nicht beteiligen, solange ihre Partei nicht die innenpolitische Macht hätte. Das ist sehr interessant und beachtlich nur als Zeugnis des patriotischen Geistes der NSDAP. Aber welche Realität steckt dahinter? Mit welch grauenhafter Selbstverständlichkeit wird rechts und links wieder von der Möglichkeit eines Krieges im Osten gesprochen! Republikaner und Stahlhelm sprechen davon, als wäre das eine ausgemachte Sache, und die Nazis werden nur gerüffelt, weil sie nicht dem „System" dienen sondern den Krieg nur unter eigner Regie führen wollen.

Weinblatt. Neustadt an der Haardt. Wir haben hier neulich anläßlich der Anzeige eurer Goethe-Wein-Nummer ganz leise gefragt, wer sich denn eigentlich den Wein kaufen solle. Darauf antwortet ihr, die Weinpreise seien ständig zurückgegangen, den Winzern gehe es nicht gut, und wir sollten uns doch lieber dafür einsetzen, daß „der gute reine deutsche Wein zum Volksgetränk wird". Wir sind eine ruhige und anständige Antwort von angegriffenen Fachleuten kaum noch gewohnt, daher wollen wir eben so freundlich zurückantworten: Ihr wart gar nicht beschuldigt. Es ist aber doch so, daß sich diese kapitalistische Wirtschaft im fehlerhaften Kreise dreht; daß die Kartelle das Land bedrücken (und nicht etwa allein der Vertrag von Versailles); daß Arbeitslose keinen Wein kaufen können und daß unser Wein, nebenbei bemerkt, meist nicht so rein ist wie er sein könnte. Aber das ist eine Sorge für spätere bessere Tage. Wenn ihr wissen wollt, wer den Wein kaufen soll: vielleicht sagen es euch die I. G. Farben, der Reichs-Landbund und die Stahl- und Kohleherren.

Melancholiker. Kauf Dir sofort die Hitler-Sondernummer von ‚Le Rire' mit den Zeichnungen von Sennep. Und dann sieh, was Satire noch in einem Lande zu leisten vermag, das nicht von der Zensur geschuriegelt wird. Wenn man das bei uns versuchen wollte — nein, so viele Strafkammern gibt es in ganz Moabit nicht.

Johannes Bückler. Am Anfang Ihres ersten Saarartikels im vorigen Heft ist durch ein technisches Versehen ein Irrtum entstanden. Es muß heißen: „Es wird in Deutschland wenig beachtet, daß es sich nach dem Wortlaut des Versailler Vertrages hier nicht um eine Mußvorschrift sondern nur um eine Sollvorschrift handelt."

Berliner Schubertchor. Ihr veranstaltet am nächsten Sonntag in der Singakademie, 7.30 Uhr, die Uraufführung des Oratoriums „Mann im Beton" von Walter Gronostay. Text: Stemmle und Weisenborn. Dirigent: Helmut Koch. Regie: Gerhart Henschke.

Hamburger. Freitags aller 14 Tage finden sich die Weltbühnenleser Ihrer Stadt im Café Timpe, Grindelallee 10, zusammen. Dabei stehen Referate über Politik und Wirtschaft, Sozial-und Kulturpolitik zur Debatte. Ein „Politischer Wochenbericht" stellt die Verbindung zu den Tagesfragen her. Anfragen und Zuschriften an das Café Timpe.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Rechenschaft von Carl v. Ossietzky

Ich muß sitzen!

In diesen Tagen beziehe ich ein preußisches Gefängnis, um die achtzehn Monate abzusitzen, die mir der Vierte Strafsenat am 23. November vorigen Jahres wegen Landesverrats und Verrats militärischer Geheimnisse zudiktiert hat. Es ist also der Augenblick gekommen, wo ich meine Tätigkeit an der ‚Weltbühne' unterbrechen muß. Eine so von außen erzwungene Cäsur ist wichtig genug, um Rechenschaft abzulegen über das, was in den letzten Monaten geschehen ist und zugleich den Hintergrund zu zeichnen, von dem sich der Justizfall Weltbühne abhebt.

Der von der Verteidigung am 30. Dezember an den Reichspräsidenten gerichtete Antrag auf Begnadigung ist vor kurzem abgelehnt worden. „The quality of mercy is not strain'd", sagt Portia. Gewiß ist die Qualität der Gnade bei uns nicht geringer als in Venedig, nur mit der Quantität hapert es. „Sie tröpfelt wie der milde Tau vom Himmel", und sie tröpfelt meistens nach rechts. Dennoch würde ich es völlig verstehen, wenn Herr von Hindenburg, den ich immer eine Fehlbesetzung auf dem Präsidentenstuhl genannt habe und gegen dessen Wiederwahl ich geschrieben habe, einen Huldbeweis verweigerte. Kein Wort also gegen Herrn von Hindenburg, wenn er einen solchen Entschluß wirklich gefaßt haben sollte.

Nun sprechen aber einige Gründe dafür, daß das Gesuch meines Freundes Doktor Apfel, das später noch durch eine besondere Eingabe des Rechtsanwalts Professor Alsberg gestützt wurde, niemals von der allerhöchsten Stelle geprüft worden ist. Das Gnadenverfahren dürfte bereits im Reichsjustizministerium gescheitert sein. Herr Reichsjustizminister Joel verweigerte die verfassungsmäßige Gegenzeichnung, womit das Ganze für das Staatssekretariat beim Reichspräsidenten ein gewöhnlicher Bureauakt wurde. Ebenso wurde ein etwas später vom P.E.N.-Klub und der Deutschen Liga für Menschenrechte gemeinsam gestelltes Gesuch auf Umwandlung der Strafe in Festungshaft abgelehnt. Das ist nicht verwunderlich, aber die Antragsteller waren doch sehr erstaunt, als sie den Bescheid nicht, wie sie erwarten mußten, von dem Herrn Reichspräsidenten sondern von dem Herrn Reichsjustizminister erhielten. Nach einer weitverbreiteten Meinung ist am 10. April Herr Generalfeldmarschall von Hindenburg gewählt worden und nicht Herr Dr. jur. Joel.

Kürzlich ist in einer Zeitungsmeldung die Behauptung aufgestellt worden, die Sache hätte zunächst nicht so schlecht gestanden, bis dann Herr Groener sich erhoben und die Kabinettsfrage gestellt habe. Ich bin nicht unterrichtet, ob es

wirklich so wild zugegangen ist, aber man braucht kein Spezialist für Daktyloskopie zu sein, um nicht in der Behandlung dieser Angelegenheit und der knappen militärischen Form der Abwimmelung die Bertillonmaße des Reichswehrministeriums deutlich zu erkennen.

In welcher Weise wir vor der Gnadeninstanz argumentierten, wird in der ‚Weltbühne' noch, durch dokumentarisches Material belegt, dargestellt werden, so daß sich die Leser selbst ein Urteil bilden können. Das Eine indessen sei versichert: wir haben nicht an weiche Gefühle appelliert sondern Recht gefordert, das durch ein Urteil verletzt wurde, gegen das keine Rechtsmittel geltend gemacht werden können. Das Reichsgericht ist ja erste und letzte Instanz, ein Vorzug, der mindestens dessen politischen Senat nicht zur besondern Sorgfältigkeit verleitet. Revision gibt es nicht, nur noch Wiedergutmachung durch die höchste Stelle der Deutschen Republik.

Zudem raubte uns der Zwang zur Geheimhaltung die Chance, mit journalistischen Mitteln zu arbeiten und der Öffentlichkeit unsre Sache zu unterbreiten. Hier wenigstens hat der Vierte Strafsenat äußerst solide gearbeitet und die Sorge um die Sicherheit des Reichs mit der um die eigne großzügig verschmolzen. Man hat uns zum Stummsein verurteilt. Wie ernst es damit steht, dafür nur das eine Beispiel: unsre Verteidiger waren gehalten, das schriftliche Urteil, das nur in einem Exemplar gegeben wurde, nach Kenntnisnahme wieder zu den Akten zu reichen. So blieb also nur die Anrufung der Gnadeninstanz übrig, und, wie gesagt, unsre Begründung verhallte im Vorzimmer. Zwischen uns und der Person des Herrn Reichspräsidenten stand der Herr Reichsjustizminister wie die Wand im „Sommernachtstraum", und kaum ein Wispern wurde jenseitig gehört. Wenn sich früher im Präsidentenpalais schwierige juristische Probleme häuften, dann pflegte der selige Ebert zu sagen: „Herr Jöl wird das schon machen!" Herr Jöl hat das auch diesmal ganz ausgezeichnet gemacht.

Über eines möchte ich keinen Irrtum aufkommen lassen, und das betone ich für alle Freunde und Gegner und besonders für jene, die in den nächsten achtzehn Monaten mein juristisches und physisches Wohlbefinden zu betreuen haben: — ich gehe nicht aus Gründen der Loyalität ins Gefängnis, sondern weil ich als Eingesperrter am unbequemsten bin. Ich beuge mich nicht der in roten Sammet gehüllten Majestät des Reichsgerichts sondern bleibe als Insasse einer preußischen Strafanstalt eine lebendige Demonstration gegen ein höchstinstanzliches Urteil, das in der Sache politisch tendenziös erscheint und als juristische Arbeit reichlich windschief.

Diesen Protest lebendig zu erhalten, das bin ich allen denen schuldig, die für mich eingetreten sind, obgleich die Umstände es verweigerten, ihnen genaue Kenntnis von der

Materie zu geben. Das bin ich auch den namenlosen proletarischen Opfern des Vierten Strafsenats schuldig, um die sich niemand außer den Parteifreunden gekümmert hat. Denn der Fall Weltbühne ist der einzige seit langem, der eklatant geworden ist und die Öffentlichkeit wirklich erregt hat. Die große Spinne von Leipzig soll einen Bissen zu viel geschluckt haben.

Damit beantworte ich zugleich eine Frage, die mich vom Abend des 23. November, wo ich auf dem Anhalter Bahnhof von einer Deputation journalistischer Ehrenjungfrauen empfangen wurde, bis heute in einigen hundert Briefen und Gesprächen bedrängt hat. Diese Frage heißt ganz simpel: „Mensch, warum türmst du nicht?"

Natürlich bestreite ich das Recht des Publizisten nicht, sich dem Zugriff der herrschenden Gewalten durch die Flucht zu entziehen. Ein Recht, das übrigens jeder unschuldig Verurteilte hat, dem der normale Weg zur Rehabilitation versperrt ist oder der den Glauben an die richterliche Objektivität verloren hat. Es handelt sich aber in jedem Einzelfalle darum, das Wirksamere zu tun. Das allein muß entscheidend bleiben.

Das Reichsgericht hat mich vorsorglich in unangenehmster Weise abgestempelt. Landesverrat und Verrat militärischer Geheimnisse — das ist eine höchst diffamierende Etikette, mit der sich nicht leicht leben läßt. Geht man damit ins Ausland, so wird die gesamte Rechtspresse aufjubeln: Zum Feinde geflohen! Und manche von den Leichtschwankenden werden die Achseln zucken: es muß doch etwas an der Sache sein! Der Oppositionelle, der über die Grenze gegangen ist, spricht bald hohl ins Land herein. Der ausschließlich politische Publizist namentlich kann auf die Dauer nicht den Zusammenhang mit dem Ganzen entbehren, gegen das er kämpft, für das er kämpft, ohne in Exaltationen und Schiefheiten zu verfallen. Wenn man den verseuchten Geist eines Landes wirkungsvoll bekämpfen will, muß man dessen allgemeines Schicksal teilen.

Ich gehöre keiner Partei an — wohin also? Keine der Internationalen nimmt mich auf, stellt mich an einen neuen Platz. Es gibt draußen viele flotte Herren, die gern den Frieden hochleben lassen, wenn sie ihr neues Militärprogramm glücklich durchgedrückt haben, und die den deutschen Militarismus so verabscheuen, als wäre er der einzige in der Welt. Sollte der geflüchtete antimilitaristische Deutsche in ihrem Schatten gegen seine Generale und Bellizisten schreiben, das hieße seiner Arbeit einen falschen Akzent geben. Denn dann dient er gewollt oder ungewollt einem fremden Interesse, er wird eines der vielen Mundstücke fremder Propaganda. Er muß zu dem schweigen, was er sieht, um sich über das zu entrüsten, was er hinter sich gelassen hat und was mit der Zeit nicht nur den Augen sondern auch der Urteilskraft entrückt. Der politische Journalismus ist keine Lebensversicherung: das Risiko erst gibt seinen besten Antrieb.

Die ‚Weltbühne' hat in langen Jahren für deutsche Angelegenheiten oft die schärfsten und schroffsten Formulierungen gefunden. Sie hat dafür von rechts den Vorwurf der Verräterei, von links den des verantwortungslos krittelnden individualistischen Ästhetentums einstecken müssen. Die ‚Weltbühne' wird auch weiterhin das sagen, was sie für nötig befindet; sie wird so unabhängig bleiben wie bisher, sie wird so höflich oder frech sein, wie der jeweilige Gegenstand es erfordert. Sie wird auch in diesem unter dem Elefantentritt des Fascismus zitternden Lande den Mut zur eignen Meinung behalten. Wer in den moralisch trübsten Stunden seines Volkes zu opponieren wagt, wird immer bezichtigt werden, das Nationalgefühl verletzt zu haben. Die ‚Weltbühne' hat immer eine ganz bestimmte und deutlich gezeichnete Haltung eingenommen, und daraus ergibt sich für sie eine besonders verpflichtende Bindung an jene, die auf sie hören und die an sie glauben. Ihre Stimme kann nur Klang behalten, wenn ihr verantwortlicher Herausgeber seine ganze Person einsetzt und dann, wenn es ungemütlich wird, nicht die bequemere Lösung wählt sondern die notwendige.

Etwas ähnliches muß wohl auch das Reichsgericht empfinden. Denn bis zum Vorabend meines Strafantritts hat niemand meine Bewegungsfreiheit beengt, erst heute hat man mir meinen Paß abgefordert. Meiner Abreise stand nichts im Wege. Schon aus diesem Grunde weiß ich, daß sie ein Fehler gewesen wäre. Es ist nicht meine Aufgabe, dem Reichsgericht das Leben angenehmer zu machen.

Kreiser

Ich bin in der Lage, die Richtigkeit meines Entschlusses an der Haltung zu kontrollieren, die mein Mitverurteilter Walter Kreiser seitdem eingenommen hat. Dem dringenden Rat aller Unterrichteten entgegen habe ich über dieses Kapitel bisher geschwiegen. Heute muß endlich gesagt werden, was vorgegangen ist.

Kreiser hat sich schon eine Woche nach der Urteilsverkündung nach Paris begeben und dort später unter Verwendung des in seiner Hand befindlichen, übrigens sehr lückenhaften Prozeßmaterials im ‚Echo de Paris' eine Campagne gegen die deutsche Militärpolitik eröffnet. Niemand von uns hat etwas von Kreisers Flucht gewußt, wir sind davon aufs unangenehmste überrascht worden. In einem Brief aus Paris hat Kreiser sowohl mir als auch Doktor Apfel das Versprechen gegeben, keine Publikation ohne meine Zustimmung zu unternehmen. An dieses Versprechen hat er sich nicht gehalten. Er salviert sich nur, indem er in seinem ersten pariser Artikel vom 9. April erklärt, die Veröffentlichung geschähe ohne mein Vorwissen:

> Enfin, je dois ajouter que j'ai sollicité la publication de cet exposé sans le concours et à l'insu de M. von Ossietzky et de ses avocats, qui, pour des motifs juridiques, auraient pu ne pas l'approuver.

Nein, es sind nicht nur juristische Motive; hier irrt Kreiser. Sein Vorgehen ist nicht nur politisch schädlich sondern auch in jedem unpolitischen Sinn einfach wahnwitzig. Er hat den roten Talaren von Leipzig den unerhörten Gefallen getan, ihr Urteil nachträglich zu rechtfertigen.

Ich verstehe durchaus, daß dieses Urteil bei den Betroffenen Ressentiments hervorrufen konnte, aber hier mußte eine natürliche Lebensklugheit regulieren und desperate Akte verhindern. Kreiser hat uns die Möglichkeit genommen, nach einem bestimmten Plan zu arbeiten. Er hat es nicht für nötig befunden, sich mit unsern Anwälten über die künftige Taktik auszusprechen. Er hat sich still entfernt und unter dem Patronat des Herrn Pironneau, eines erzchauvinistischen französischen Militärschriftstellers, seinen eignen Krieg eröffnet.

Damit hatte Kreiser uns alle lahmgelegt. Ein paar Tage nach dem Prozeß konnten wir uns noch nicht über die künftige Strategie klar sein. Wir mußten Pressestimmen, Auslandswirkung abwarten. Nur über eines bestand bei uns nicht der mindeste Zweifel: wir wollten diese Sache nicht auf uns sitzen lassen, wir wollten unsre juristische Rehabilitation betreiben. Unser fernes, zunächst nur vage durch Zukunftsnebel schimmerndes Ziel hieß: Wiederaufnahme! Das war in dem Augenblick in Frage gestellt, wo einer der beiden Verurteilten abhanden gekommen war.

Der Fall hieß zunächst Kreiser-Ossietzky. Heute heißt er überhaupt nicht mehr. Es gab eine gemeinsame Sache, das Recht auf Kritik an der Verwendung öffentlicher Mittel zu verteidigen, auch wenn dadurch unberechtigte Sonderinteressen des militärischen Ressorts verletzt werden sollten. Kreisers Artikel „Windiges aus der deutschen Luftfahrt" hatte für alle vernünftigen Menschen nur einen Sinn: er mahnte zur Budgetgerechtigkeit, zur sparsamen Verwendung von Steuergeldern. Dem Reichsgericht war es vorbehalten geblieben, durch seine Auslegung das normalste staatsbürgerliche Recht zum Verbrechen umzubiegen. Hier war der Hebel anzusetzen.

Eine gemeinsame Sache Kreiser-Ossietzky gibt es nicht mehr. Nach Kreisers privater Kriegserklärung an den deutschen Militarismus mußte ich den Mund halten, denn was eben noch anständige grade Linie hatte, warf plötzlich einen fatalen krummen Schatten. Die ‚Weltbühne' war durch Kreisers Artikel zwar gefährlich aber höchst ehrenvoll engagiert. Diese Position galt es zu festigen, statt dessen hat Kreiser sie zerstört. Von nun an hatte ich nicht mehr eine Sache sondern nur noch meine persönliche Integrität zu verteidigen. Von nun an lebte ich buchstäblich von dem Vertrauen der Leute, keiner

Schweinerei fähig zu sein. Dieser Kredit ist mir — im ganzen genommen — gewährt worden. Aber eine politische Kampfbasis ist das grade nicht. Während Kreiser in Paris auf Teufel komm raus publiziert, sitze ich hier in Deutschland gleichsam als Geisel für sein weiteres Verhalten. Ich gestehe Kreiser gern zu, daß er mit seinen Aufsätzen im ‚Echo de Paris' nur der Wahrheit zu dienen glaubt und sich als Instrument einer höhern sittlichen Ordnung betrachtet. Mit der Fühllosigkeit des echten Moralisten, dem es nur darauf ankommt, der Gerechtigkeit zu dienen, hat er jedoch nicht einen Augenblick darauf Rücksicht genommen, daß dadurch andre zu Schaden, mindestens in höchst dubiose Beleuchtung kommen könnten. Ich mache ihm keinen Vorwurf daraus, wahrscheinlich ist ihm die bloße Vorstellung davon gänzlich fern geblieben.

Das ‚Echo de Paris' ist ein hochkapitalistisches, der Rüstungsindustrie nahestehendes Organ. Sein leitender Mann, Herr Henri de Kerillis, war in dem eben beendeten Wahlkampfe der Manager der französischen Rechten. In seiner gesamten innen- und außenpolitischen Haltung entspricht es aufs Haar der ‚Berliner Börsenzeitung', die denn auch mit fahrplanmäßiger Pünktlichkeit über Kreisers Aufsätze hergefallen ist. Zwar wagt sie nicht offen, mich der Mitschuld zu verdächtigen, aber sie konstatiert doch die „gleiche Gesinnung" und dehnt das gleich auf den gesamten deutschen Pazifismus aus, um mit einem kraftvollen Appell an Groener zu schließen, jetzt die ganze Gesellschaft endlich hopp zu nehmen. Sollte dies berliner Echo nicht Kreiser über das belehren, was er angerichtet hat?

Erschütternd wirkt die Art, wie er sich mit dem Charakter des Organs auseinandersetzt, das ihm als Tribüne dient:

> Mais si dans la presse française j'ai choisi l'Echo de Paris, c'est que ce journal m'est apparu comme un des plus francs, et qu'il a toujours voulu que l'on définisse exactement les buts de la politique internationale, avant de fixer les bases d'une entente. La position de l'Echo de Paris en matière de politique m'est indifférente.

Trotzdem läßt dieses „freimütige" Organ seinen neuen Mitarbeiter nicht ohne eine höchst blamable Quarantäne passieren. Kreisers erster Aufsatz erscheint mit einer redaktionellen Präambel aus der Feder des Herrn Pironneau. Zunächst einmal entschuldigt die Redaktion sich, daß einem Deutschen das Wort gewährt werde.

> M. Walter Kreiser nous a demandé de faire paraître l'article qu'on trouvera ci-dessous.
>
> Bien que, jusqu'à présent, nous ayons, pour des raisons sur lesquelles il est inutile d'insister, refusé l'hospitalité de nos colonnes à diverses personnalités allemandes — journalistes ou hommes politiques — qui l'avaient sollicitée, nous avons cru devoir, à titre exceptionnel, satisfaire au désir de M. Kreiser.

Und dann darf der also bevorzugte Gast am Katzentisch Platz nehmen und das Wort an die Leser des ‚Echo de Paris' richten,

die hoffentlich ihr Blatt nicht abbestellen werden, weil ein Deutscher darin geschrieben hat.

Kreiser wollte den deutschen Militarismus entlarven. Gut. Aber was er verkennt, das ist, daß es heute nichts mehr zu entlarven gibt. Die Welt hat sich still damit abgefunden, Deutschland als einen Sonderfall zu betrachten und über gelegentlich wieder aufs Tapet gebrachte militärpolitische Eskapaden ruhig zur Tagesordnung überzugehen. Es ist nicht mehr so wie in den Tagen Poincarés, wo jedes bei Stargard oder Bentschen aus einem Dunghaufen gebuddelte Maschinengewehr die Gemütssicherheit der ehemaligen Mitglieder der heute aufgelösten Firma Feindbund & Co. erschütterte. Ob das offizielle Deutschland sich in militärischer Hinsicht an den Friedensvertrag hält oder nicht, interessiert im Grunde niemanden mehr. Die größere Anteilnahme der Welt gehört heute dem inoffiziellen Deutschland, dem Fascismus, der schon morgen die einzige Macht im Reich sein kann. Aber republikanisches oder fascistisches Deutschland, im Hintergrunde wartet etwas, das größer und beunruhigender ist als beide, das die Nerven der kapitalistischen Staaten in viele ärgere Schwankungen versetzt, und das ist Sowjet-Rußland. Daneben rückt Deutschland, werde es von Brüning oder Hitler beherrscht, auf den dritten Platz. Kreiser beachtet nicht, daß die deutschen Militärfragen viel von ihrer einstigen Sensation verloren haben. Ich möchte ihm diesen Irrtum nicht ankreiden, er teilt ihn mit seinem württembergischen Landsmann Groener.

Aber was ihm jeder deutsche Friedensfreund ankreiden muß, das ist die Wahl seiner Tribüne. Das ‚Echo de Paris' ist keine Lehrkanzel für Ideen über die Schädlichkeit des deutschen Militarismus. Kreiser glaubte gewiß von einem wichtigen internationalen Platz zur ganzen Welt zu sprechen, von einem durch seine Person gleichsam neutralisierten Forum. In Wahrheit hat er nur von Le Creusot aus gesprochen und damit entwertet, was an seinen Absichten noch diskutabel war. Er hat geglaubt, der Befreiung Deutschlands vom Geiste des Militarismus zu dienen, und in Wirklichkeit ist seine Hand geführt worden von journalistischen Werkzeugen französischer Kanonenfabrikanten, deren unsichtbarer und unfreiwilliger Auftraggeber doch der deutsche Nationalismus ist. Es ist kein Zufall, daß unter den deutschen Blättern die ‚Berliner Börsenzeitung' am leidenschaftlichsten reagiert hat. Das entspricht den Bewegungsgesetzen der Blutigen Internationale. Was aber mag die französische Linke über einen deutschen Gesinnungsfreund denken, der sich mitten im Wahlkampf dem Blatt zur Verfügung stellt, das am wüstesten für die innenpolitische Reaktion und gegen die Verständigung mit Deutschland kämpfte, die doch das Programm aller linken Gruppen ist?

Die ‚Frankfurter Zeitung' hat kürzlich die Bemerkung ge-

macht, ich müßte nun dafür büßen, weil ich mich in dem Charakter Kreisers getäuscht hätte. Ich halte es nicht für die Aufgabe des Redakteurs, Charakterologie zu treiben, und übrigens hat mir Kreiser niemals Anlaß zum Mißtrauen gegeben. Er gehörte, wenn er auch in der ‚Weltbühne' selten genug aufgetreten ist, zu dem alten Mitarbeiterstamm aus der Zeit von S. J. Der Redakteur muß von dem Schriftsteller stichfestes Material für die in seinen Aufsätzen aufgestellten Behauptungen fordern. Weitere Ansprüche hat er nicht zu stellen. Der Redakteur ist ein vielbeschäftigter Mensch, der sich nicht noch nebenbei mit Tiefenpsychologie befassen kann. Und die Voraussetzung der substanziellen Echtheit hat Kreisers Arbeit aufs glanzvollste erfüllt. Weil der Artikel stimmte, deshalb sind wir ja so hart verurteilt worden. Hätte er sich als unwahr herausgestellt — das ist eben die Absurdität der reichsgerichtlichen Judikatur in Landesverratsprozessen — so wären wir viel billiger davongekommen. Gesetzt aber, die Behauptungen des inkriminierten Artikels hätten nicht gestimmt und der Hohe Senat hätte uns nur wegen Verbreitung falscher Nachrichten einen kleinen Rippenstoß versetzt — wäre Kreiser dann ein besserer Charakter gewesen?

Nein, ich lehne die als mildernden Umstand gedachte Konstruktion ab, ich wäre einem schlechten Menschen aufgesessen. Ich wiederhole auch heute noch, was ich unmittelbar nach dem Prozeß schrieb, daß Kreiser sich während der Verhandlungen ausgezeichnet gehalten hat. Das werden auch unsre Anwälte gern bestätigen. Ich denke nicht, ihn in dem, was zu dem Prozeß geführt und sich während seiner Dauer abgespielt hat, preiszugeben. Was nachher geschehen ist — damit beginnt eine neue Geschichte, wie der Dichter sagt.

Kreiser hat mich später gewiß aufs schlimmste enttäuscht. Er hat seine Sache von der gemeinsamen getrennt und sich zu Handlungen hinreißen lassen, die nur noch als verrückt zu bezeichnen sind. Aber es gibt für all das nur einen Schuldigen: das ist der Urteilstenor vom 24. November. Es gibt in dieser ganzen Affäre keinen Landesverrat, keine enthüllten militärischen Geheimnisse. Es gibt nur diesen Urteilstenor.

Überzeugung — oder was sonst?

Der Rentenempfänger Otto Liesch
hat Deutschland an Polen verraten.
Man hat ihm zwei Jährchen aufgebrummt
für seine abscheulichen Taten!

— — — — — — — — — — —

Ich hab es gehört! Und ganz genau!
Er hat dem Polen verraten:
Die Zukunft von Deutschland sei nebelgrau
und es gebe ne Masse Soldaten! Pscht!

Walter Mehring

Als ich kurz nach meiner Verurteilung in der ‚Weltbühne' und an andrer Stelle das Wort nahm, konnte ich guten Glau-

bens schreiben, das Gericht hätte den Verurteilten die sogenannte Überzeugungstäterschaft zugebilligt. Wenigstens war in der mündlichen Urteilsverkündung dieser Punkt überhaupt nicht berücksichtigt. Aus dem einen Monat später zugestellten schriftlichen Urteil ergab sich indessen die Aberkennung der Überzeugungstäterschaft.

Nur eine kleine Minderheit unter den Menschen wird sich durch eine gerichtliche Verurteilung nicht ungerecht behandelt fühlen. Der Schuldigste noch wird für sich so etwas wie ein anständiges Motiv herausfinden und sich rabulistisch daran klammern. Das ist eine Sache der menschlichen Selbstbehauptung, vitale Abwehr gegen die drosselnde Verzweiflung. Es begibt sich jeden Tag, daß Verurteilte in ohnmächtiger Wut gegen ihre Richter die Faust ballen. „Haschierte Hintern!" brüllt der Kellner bei Ferdinand Bruckner einem Hohen Senat ins Gesicht, und ein Hoher Senat hört kaum hin, denn er kennt aus langjähriger Erfahrung derlei Reaktion. Aber als ich zum erstenmal jenes voluminöse Schriftstück las, in dem mir für eine politische Handlung die Überzeugung abgestritten wurde, da ersuchte ich zunächst meinen Anwalt, gegen die endesunterfertigten Herren eine Beleidigungsklage anzustrengen.

Ich fürchte den Vorwurf nicht, aus der Sache zu viel Wesens zu machen. „Was erwarten Sie andres von einem Klassengericht?" fragt der Marxist. Nein, ich erwarte gar nichts. Der Vierte Strafsenat hat immer wieder bewiesen, daß er nicht daran denkt, Linksoppositionelle objektiv zu würdigen, und darin unterscheidet er sich nicht von den politischen Gerichten in aller Welt. Politische Justiz hat überall den Zweck, mißliebige Köpfe entweder rollen zu lassen oder bestimmte Zeit auszuschalten. Das schließt nicht ein Zeichen der Achtung für den Mann auf der Anklagebank aus.

Nun haben einige der Nachkriegsdiktaturen herausgefunden, daß es doch bedenklich sei, jemanden gleichsam mit Ehrenbezeugungen auf den Sandhaufen zu führen. Deshalb koppelt man den politischen Angeklagten mit gewöhnlichen Kriminalverbrechern zusammen. Oder gefällige Hände stellen eine zweifelhafte Situation, und die Polizei setzt den Schlußpunkt. Politisches Martyrium wirkt ansteckend; Diebstahl, Betrug oder gar Sexualvergehen diskreditieren Mann und Programm. Indem das Reichsgericht in unbestreitbaren politischen Fällen die Überzeugung abspricht, wie das neuerdings Übung zu werden scheint, unternimmt es einen ersten verheißungsvollen Schritt nach dieser Richtung. Wann wird man Mißliebige mit Bigamisten oder Defraudanten zusammenketten?

Das Reichsgericht hat mir die Überzeugung abgesprochen. Wenn ich aber nicht aus Überzeugung handelte — aus welchem

Grunde sonst? Geld —? Das hat das Urteil nicht ausgesprochen. Es hat sich auf die allgemeine Diffamierung beschränkt, ohne sich über die Gründe näher zu äußern. Gäbe es eine Revisionsinstanz, so könnte auf Klarstellung gedrungen werden. Sagte mir ein politischer Gegner das, so würde ich Deutlichkeit verlangen, und wenn er sich drückte, ihn verklagen.

In keiner Phase des Prozesses ist von einem derartigen Motiv die Rede gewesen. Ebensowenig in der Urteilsverkündung vom 23. November. Erst vier Wochen später in dem definitiven Urteil ist eine dunkle ehrabschneiderische Andeutung enthalten, ohne daß das Gericht sich bemühte, auch nur ein einziges argumentierendes Wort dafür anzuführen. Juristen mögen beantworten, ob es statthaft ist oder auch nur Brauch, in das schriftliche Urteil eine Bewertung der Angeklagten und ihrer Handlungen hineinzubringen, die bis zum Verhandlungsschluß überhaupt keine Rolle spielte oder in der mündlichen Verkündung noch nicht existierte. Hat das Gericht post festum eine Erleuchtung, was schließlich denkbar ist — darf es die als neues und umwertendes Moment in seinem Urteil verwenden, ohne einen völlig neuen Fall zu schaffen? Ich wage als juristischer Laie keine Meinung darüber zu haben. Aber als Kenner der Presse muß ich sagen, daß das höchste Gericht, Obergericht auch für Pressedelikte, indem es eine düstere infamierende Kennzeichnung auf den Weg gibt, ohne die Beschwerlichkeiten einer Motivierung auch nur zu versuchen, sich damit einer Methode bedient, die, aufs Journalistische übertragen, einer höchst bedenklichen Übung den Weg weisen würde.

Immer wieder bin ich durch den Zwang gehandicapt, über die Prozeßmaterie selbst zu schweigen. Ich kann also nur auf Äußerlichkeiten Bezug nehmen, die allerdings sehr geeignet sind, ein Bild zu geben, wie es zu dieser Justifikation kam.

Jeder Kenner der Justiz weiß, daß Gerichte, die nicht völlig im Mittelalter stecken geblieben sind, heute die besondere Art eines Angeklagten, sein Milieu, seine Tätigkeit, die Quellen seiner Willens- und Meinungsbildung mehr als früher berücksichtigen. Obgleich Herr Reichsgerichtsrat Baumgarten, der Vorsitzende des Vierten Strafsenats, die Verhandlungen in ungewöhnlich urbanen Formen führte, hatte er doch eine in langer Übung ausgebildete Methode, über das hinwegzuhören, was die Angeklagten sagten und was sie über sich selbst auszusagen genötigt waren. Herr Baumgarten ging daran mit einer für die Angeklagten höchst unerfreulichen Technik vorbei. Dieser sehr höfliche Herr erweckte von der ersten Minute an den Eindruck, nicht nur seine Linie sondern auch schon seine abgeschlossene Meinung zu haben.

Wenn ich über mich selbst erzählen soll, so kann ich anführen, daß ich seit zwölf Jahren in der Redaktion großer

Blätter gearbeitet und als Tagesschriftsteller eine vielfältige Tätigkeit ausgeübt habe, daß ich in jeder Phase bemüht gewesen bin, mir eigne Augen und eigne Haltung zu wahren. Darüber setzten sich Herr Baumgarten und sein Richterkollegium mit einer staunenswerten Virtuosität hinweg. So habe ich diese Gesichter in Erinnerung: wenn die Angeklagten sprechen, werden sie kühl, abwehrend, ungläubig und verharren endlich in einer Mischung von Skepsis und Gelangweiltheit, ein Ausdruck, der sich erst löst, wenn der militärische Sachverständige das Wort nimmt. Dann kommt eine neue freundliche Spannung in die Mienen.

Was wir, die Angeklagten, ausführten, war dem Richtertisch völlig belanglos. Es ist charakteristisch, daß nicht eine Frage fiel nach dem Wesen der ‚Weltbühne', nach ihrer besondern Art und ihren Lebensbedingungen. Es wurde alles unversucht gelassen, was das Gericht irgendwie hätte zur Objektivität verführen können. So wurde aber auch der Eindruck vermieden, es handle sich um eine Generalabrechnung mit einem mißliebigen Blatte. Das ist die taktische Leistung dieses Prozesses. Sie ist größer als die juristische.

Nur ein Moment fesselte aufs lebhafteste: daß ich unmittelbar nach dem Kriege etwa ein Jahr lang Sekretär einer pazifistischen Gesellschaft gewesen bin. Daraus wurde eine dauernde „antimilitaristische Einstellung" gefolgert. Ich hätte zur Vervollständigung meiner Biographie hinzufügen können, daß der organisierte Pazifismus in meiner innern und äußern Existenz nicht mehr als eine knappe Episode bedeutete. Daß ich mit den meisten von seinen Führern seitdem verzankt bin, daß ich ihre Politik für verkehrt und selbstzerstörerisch halte. Ich verzichtete darauf, denn es wäre mir ekelhaft erschienen, mir eine Folie zu geben auf Kosten von Menschen, die der gleichen Verfolgung preisgegeben sind wie ich. Ich hätte hinzufügen können, daß ich seit meiner Trennung von den organisierten Pazifisten mich ganz dem großen Umschmelzungsprozeß der Zeit anvertraut und mir eine besonders profilierte Stellung errungen habe. Daß mein Verstand sich noch immer zu der heute so verschmähten Demokratie bekennt, während mein Herz unwiderstehlich dem Zuge der proletarischen Massen folgt, nicht dem in Doktrinen eingekapselten Endziel sondern dem lebendigen Fleisch und Blut der Arbeiterbewegung, ihren Menschen, ihren nach Gerechtigkeit brennenden Seelen. Das hätte ich sagen können — aber wozu? Ein Blick auf diese Gesichter bannte die Zunge.

Abgestempelt war ich ja doch. Was hätte es für Sinn gehabt, einer einseitigen und lächerlich simplifizierenden Charakterisierung entgegenzuhalten, daß ich in den ersten im Zeichen der monarchistischen Konterrevolution stehenden Nachkriegsjahren mich an den Versuchen beteiligt habe, eine republi-

kanische Bewegung auf die Beine zu stellen? Daß ich seit 1920 in der Redaktion der ‚Berliner Volkszeitung' an der Schaffung der ersten republikanischen Abwehrorganisationen mitgewirkt habe, die dann später von der Entwicklung verschlungen wurden oder im Reichsbanner aufgegangen sind. Tempi passati. Warum in der Erinnerung wühlen? Und es wäre ja doch verschwendet gewesen. Ich ließ es bleiben. Und die innere Kontrolle warnte mich auch, davon Gebrauch zu machen. Ich hatte das dumpfe Bewußtsein, vor diesem Gremium höchster republikanischer Richter würde mir das nicht mehr nützen als vor dem Sanhedrin des Dritten Reiches mit Goebbels als Oberpriester. Ich hätte auch schärfer herausarbeiten können, daß zu der Zeit, als der inkriminierte Artikel erschien, im März 1929, das Auswärtige Amt unter Stresemanns Leitung noch nicht naziverseucht war, daß sein damaliger Kurs sich noch von Generalsumtrieben und Eigenmächtigkeiten des militärischen Ressorts gestört fühlte, daß an diese Stelle vornehmlich das in Kreisers Schlußsätzen enthaltene und für das Publikum unverständliche Warnungssignal gerichtet war. Wozu —? Die skeptisch machende Erfahrung sagte, daß unter den Herren Reichsrichtern gewiß der Eine oder Andre auch den Locarnopakt für ein landesverräterisches Unternehmen hält, daß Stresemann, wenn er noch lebte, heute vielleicht selbst als Angeklagter vor dem Staatsgerichtshof stünde. Ist der Kelloggpakt nicht Wehrverrat? Haben nicht richterliche Beamte in Zeitungen und öffentlichen Reden die deutschen Unterzeichner des Youngplans für zuchthauswürdig erklärt?

Für das Reichsgericht genügt schon die Kenntnis „antimilitaristischer Einstellung". Das ist Landesverrat. Ein solches Subjekt muß auch bestechlich sein. Und wenn zufällig nicht — nun, Friedensfreund sein, ist an sich schon Kriminalverbrechen, nicht Überzeugung. So wie Kommunist sein gleichbedeutend ist mit Hochverräter, Verschwörer, Bombenwerfer. Das sind die beiden Schemen des Reichsgerichts.

Als ich im August 1929 von dem Untersuchungsrichter Braune vernommen wurde, fragte er mich zu meinen Personalien, ob ich gedient hätte und im Kriege gewesen wäre. Ich lehnte die Frage ab. Es ginge das Reichsgericht der Republik ohne Wehrpflicht nichts an, in welchem Militärverhältnis einer in der Kaiserzeit gestanden hätte. Herr Braune sah mich zuerst fassungslos an, dann antwortete er mit der Stimme eines verbissenen Schulmeisters: „Sie wollen das nicht sagen? Das Reichsgericht wirds schon herausbekommen!" Das ist nur eine kleine Episode, die aber den ganzen Kern der Affäre bloßlegt. Wie der Beschuldigte zum Militär steht, das ist das Einzige, was das Reichsgericht wirklich interessiert.

Im Grunde sind diese Herren Reichsrichter unsicher gewordene Menschen, die ihr Schicksal in eine Zeit gestellt hat,

wo alles aus den Fugen geht. Besitz, Familie, Namen, alles ist fragwürdig geworden. Was diese Herren Reichsrichter leisten, wenn sie unpolitische Rechtsfälle vor sich haben, kann ich nicht beurteilen. Aber in politischen Fällen sind sie bei aller richterlichen Tenue, die sie der roten Samtrobe schuldig sind, treue Abonnenten der ‚Leipziger Neuesten Nachrichten', Träger eines verkniffenen Provinzpatriotismus, der mit dieser Welt, wo Konzerne verkrachen und die Jugend nackt baden geht, nicht mehr fertig wird. Der Globus tanzt nach einem Jazzorchester, alte Familiengrundstücke sinken auf Pfennigwert. Ein Landgerichtsrat erschießt seine ganze Familie. Die Frau will ein neues Abendkleid und quält den Gatten mit bürgerlichen Vorkriegsansprüchen. Die Tochter hat ein Verhältnis mit einem Monteur. Eine Autorität muß es doch geben! Diese Autorität ist wirklich da. In dem Weltbild der Richter gibt es doch einen starken, ruhenden Punkt. Auf diesem Filmband, wo alles durcheinander geht, ist ein großer gespornter Offiziersstiefel überkopiert. Das ist die letzte Autorität, an die sie glauben. Das ist die Überzeugung, die ich ihnen nicht abzusprechen vermag.

Generalswirtschaft

Keine der großen bewegenden Fragen der Zeit stand in unserm Prozeß zur Debatte, nichts von den ungeheuren Gegensätzen zwischen kapitalistischem und sozialistischem Denken, die heute die ganze Welt in zwei Lager teilen. Dieser Prozeß fuhr auf einem besondern deutschen Nebengleis, und deshalb wurde er auch im Auslande so wenig verstanden. Unsre Sünde ist, daß wir einen deutschen Lieblingsgedanken nicht teilen: wir glauben nicht an den Primat des Militärischen in der Politik. Das warf den breiten Graben auf zwischen uns und unsern Richtern.

Überall wird heute mehr gerüstet als vor 1914. Überall tönen mehr Clairons, klirren mehr Tschinellen als vor dem Weltkriege. Die Technik hat die Stahlfabriken in die zweite Reihe, die Chemie in die erste geschoben und die gesamte Industrie in ein einziges Arsenal verwandelt. Aber nirgendwo glaubt man so inbrünstig wie in Deutschland an den Krieg als vornehmstes politisches Mittel, nirgendwo ist man eher geneigt, über seine Schrecken hinwegzusehen und seine Folgen zu mißachten, nirgendwo feiert man kritikloser das Soldatentum als die gelungene Höchstzüchtung menschlicher Tugenden, und nirgendwo setzt man Friedensliebe so gedankenlos persönlicher Feigheit gleich. Auch Frankreich, das sich mit einem Betonwall gürtet und oft genug bereit ist, europäische Vernunft einem zweifelhaften Sicherheitsbegriff zu opfern, kennt nicht diese populäre Vergötzung der Soldatenjacke, wie sie bei uns gang und gäbe ist. Selbst im fascistischen Italien ist die Trägerin eines Programm-Nationalismus nicht die Armee sondern die fascistische Miliz, und Mussolini und sein Grandi

verstehen sich als Außenpolitiker heute besser auf die europäische Flöte als auf die Tuba des römischen Imperialismus.

So hat sich Deutschland durch seine Überbewertung des Militärischen geistig zunehmend isoliert. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß der deutsche Kult des Soldatentums in eine Epoche fällt, in der Soldatentum im herkömmlichen Sinne immer mehr zum Anachronismus wird. Jedesmal, wenn die Romantik sich einer Sache bemächtigt und Gloriolen um sie webt, dann ist deren Zeit schon vorüber, und die Sehnsucht nur macht aus der Erinnerung einen wünschenswerten Zukunftstraum. Deutschland, unter den großen Staaten der einzige mit so engen Rüstungsschranken, träumt die wilde romantische Cimbernschlacht, wo Mann gegen Mann steht und das Herz entscheidet und nicht die technische Überlegenheit. So träumt Deutschland mitten in einer Entwicklung, wo die Dreadnoughts altes Eisen, gut genug zur Verschrottung, werden, und die Fachmänner den raffiniertesten französischen Fortifikationen nicht viel mehr Verteidigungswert zumessen als den Palisaden nackter Wilder.

Die Republik hat es nicht verstanden, den spontanen Antimilitarismus, den unsre Heere aus dem Kriege mitbrachten, im eignen Interesse zu fundieren. Sie hat ihn, im Gegenteil, unterdrückt, wie sie nur konnte, und den chauvinistischen Gegenströmungen eine Konzession nach der andern gemacht, ohne daß es ihr gelungen wäre, sie mit ihrer Existenz zu versöhnen. Aus alledem aber wuchs als gefährlichste Frucht: die Suprematie der Militärs in der Politik. Alle Schwierigkeiten selbst dieser krisenhaften Zeitläufte wären nicht so arg, wenn nicht fortwährend die Herren Generale dazwischen regierten.

Aus welchem Grunde grade in Deutschland die Militärs ihre Machtansprüche erheben, ist schwer erfindlich. Man kann den Herren eine Unmenge Fähigkeiten und Verdienste zusprechen, die innerhalb ihres gelernten Berufes liegen, aber eines ist ihnen immerhin nicht gelungen: sie haben nämlich den Krieg nicht gewonnen! Es mutet etwas absurd an, daß ein Stand, der die Angelegenheiten der Nation mit so eklatantem Mißerfolge verwaltet hat, der die Millionenheere dezimiert und geschlagen ans Vaterland zurückgeliefert hat, seine Prätentionen auf bürgerliche Gebiete richtet, von denen er nicht das mindeste versteht. Was würde Herr von Schleicher wohl sagen, wenn ein ehrgeiziger Zivilist sein Bemühen darauf richtete, das Kommando über eine Division zu erlangen oder sich gar das erste Wort im Reichswehrministerium zu sichern?

Niemals ist in der Deutschen Republik die Generalswirtschaft resolut bekämpft worden. Kein ernsthaftes Bürgerbewußtsein zog jemals die Grenzlinien der Befugnisse. Der Kampf, der in der dritten französischen Republik mit den Diktaturplänen Mac Mahons begann und mit der zähneknirschen-

den Unterwerfung des Marschalls Foch unter den gewaltigen Jakobinerwillen des greisen Clémenceau endete, ist in Deutschland noch gar nicht geträumt worden. Zwar war alle paar Jahre ein unglückliches Intermezzo fällig, aber es schloß immer nur mit einem Personen- nicht mit einem Systemwechsel. Weder der Kapp-Putsch noch das Debakel der Schwarzen Reichswehr, noch die Verabschiedung Seeckts führte zu einer Revision, die die Autorität des bürgerlichen Staates im militärischen Ressort gesichert hätte. Statt dessen folgten militärische Extratouren ins bürgerlich-geschäftliche Gebiet wie die Lohmannspekulationen mit ihren phantastischen Millionenverlusten, es folgte das auch heute noch nicht wirklich aufgehellte Kapitel Canaris, dessen Schatten die ‚Weltbühne' in frühern Jahren wiederholt aufzufangen versucht hat. Und heute sind wir glücklich so weit, daß der General, der vom Reichswehrministerium aus über die gesamte Exekutive verfügt, sich seiner Haut wehren muß gegen Untergebene, die schon drängen, ihm die Vollmachten aus der Hand zu reißen, die ihm eine bürgerliche Regierung anvertraut hat, um sie fürderhin nicht mehr auf schwächliche konstitutionelle Rechtstitel sondern auf ein Bündnis mit dem offenen Fascismus gestützt, auszuüben.

Im Laufe dieser letzten Jahre haben die bürgerlichen Gewalten in zunehmendem Maße mit den Militärs teilen müssen, und sie sind dabei zusehends geschrumpft. Das ist auch in andern Ländern schon vorgekommen, aber einzigartig ist die Lethargie, mit der die deutschen Linksparteien das hinnehmen. Wenn sich morgen eine Offiziersjunta alleindiktierend aufmachte, so würden gewiß viele brave Liberale und Sozialisten den Nachweis beginnen, aus welchem Grunde dies das kleinere Übel ist. Die gelernten Marxisten zucken die Achseln: Das ist halt der Klassenstaat! Und die parteiamtlich vereidigten Stalinisten fügen noch hinzu, daß auch das revolutionäre Proletariat die Idee der Nation und der Wehrhaftigkeit nicht negiere, daß zum Beispiel in China ... Guten Abend. Der Mann aus der Staatspartei hebt die Hände: Sehr bedauerlich! Aber was soll man denn machen —? Als vor ein paar Monaten Herr General von Schleicher die inzwischen umgekippte Frühstückstafel mit Adolf Hitler eröffnete, pries mir einer unsrer klarsten und klügsten bürgerlichen Demokraten in einem Gespräch die Weisheit Schleichers, der alles nur zum Besten der Republik tue. Im Grunde genommen also überall das Gleiche: Kapitulation vor den Militärs, die sich unter diesen Umständen natürlich wie höhere Wesen vorkommen müssen. Die Einen resignieren wortlos, die Andern ziehen mit klingendem Spiel ab. Aber sie ziehen ab.

Einmal wird der Kampf gegen die Superiorität der Militärs in der Republik wieder einsetzen. Wann —? Heute ist

dazu noch nicht einmal der Boden vorbereitet. Aber im Gegensatz zu den Kommunisten glaube ich nicht, daß da erst die proletarische Revolution Remedur schaffen kann, daß erst der Sozialismus die richtige Einordnung der Armee vollführen wird. Wir haben nicht so lange Zeit zu warten. Allmachtsgefühle politisierender Offiziere zu dämpfen, das ist die aktuelle Aufgabe des Staates, wie er ist, und nicht die des Staates, wie er sein soll und hoffentlich einmal sein wird.

Es dreht sich heute nicht mehr um die verjährte Frage, ob die Reichswehr „zuverlässig ist". Das ist sie insofern, als sie ihren Führern, wie es auch kommen möge, unbedingt gehorchen wird. Es handelt sich um diese Führer selbst, um ihre Ansprüche auf Einfluß jenseits ihres durch die Verfassung abgesteckten Bereiches.

In den letzten Monaten hat die ‚Weltbühne' nicht aufgehört, vor den katastrophalen Möglichkeiten militärischer Präponderanz zu warnen, die sich aus der Ernennung Groeners zum Reichsinnenminister ergeben konnten. Wir haben Woche für Woche auf die erhöhten Spannungen verwiesen, die eine natürliche Folge dieser Personalunion waren. Und jetzt ist der Eklat da. Heute wissen wir, daß die kraftvolle Soldatengeste, die das bürgerliche Recht auf Kritik wie die Insubordination eines Rekruten mit Arrest bei Wasser und Brot bedrohte, nur ein ausgedehntes Intrigenspiel verdeckte, das wohl komisch zu nennen wäre, wenn es nicht Hitler nahe an das Ziel seiner machtgierigen Wünsche gebracht hätte.

Jetzt sind sie mit einmal alle verzankt, unsre Herren Diktatoren. Die Dioskuren Schleicher-Hammerstein kreisen getrennt. Groener wäre beinahe von seinem Vertrauensmann durch eine Falltür geworfen worden. Die Besuche des Hauptmanns Röhm im Reichswehrministerium waren nicht so harmlos, wie offiziell dargestellt, die Frühstücksgenüsse der Republik nicht so bekömmlich, wie die Demokraten glaubten. Und auch Meißner hat mitgemacht, der vortreffliche Staatssekretarius, der dem ersten Reichspräsidenten noch bescheiden in die Gummischuhe geholfen hat und unter dem zweiten jetzt selbst in die hohe Politik steigen möchte. Diese ganze fröhliche Wissenschaft verdanken wir nicht irgend einem ehr- und wehrvergessenen Pazifisten, den man sofort wegen Staatsgefährdung einbuchten kann, sondern einer ganz offiziösen bayrischen Stelle, die sich nicht scheut, von „bolivianischen Methoden" zu reden und einen General, der eben noch als Säule des Regimes Brüning galt, einen „Primo de Rivera" zu heißen und des geplanten Kanzlersturzes zu verdächtigen. Die große Explosion ist da, ihr Umfang und ihre Konsequenzen sind kaum abzusehen, nur ihr Geruch ist unverkennbar.

Jetzt haben die Herren Generale ein paar Monate regiert, und das Resultat ist ein kaum lösbarer Wirrwarr, wenn nicht

Ärgeres. Der Fascismus ist dabei groß und fett geworden, und der Verkehr mit zwei von Militärs repräsentierten Ministerien hat ihm das Air einer Nebenregierung gegeben. Wenn es zuerst hieß, die Generale bemühten sich, Hitler die Elemente der Legalität beizubringen, so hat er diesen Kursus nicht umsonst durchschmarutzt sondern genug gelernt, um die beflissenen Pädagogen auf durchaus legale Weise auf den Komposthaufen zu werfen.

Es liegt mir fern, Persönlichkeiten, deren martialischer Charakter über allen Zweifel erhaben ist, mit einem unfreundlichen Vergleich kränken zu wollen. Aber im Effekt unterscheidet sich eine Herrschaft von Generalen kaum von dem, was man von alters Weiberwirtschaft nennt. Wenn die kühlen disziplinierten Herren mit den silbernen Tressen selbsttätig zu politisieren anfangen, so sieht das nicht viel anders aus, als wenn liebenswürdige Wesen, deren Intelligenz im Uterus sitzt, den Staat nach ihrem Gusto ausstaffieren. Kabale, Alkovengetuschel, Machinationen, Begegnungen, von denen niemand nichts weiß; purzelnde Minister, aufsteigende Nobodies, kränkelnder Staat. Und am Ende ein riesengroßer Skandal. Ein Verbindungsoffizier wird in England Liaison officer genannt. Der Titel sollte auch in der Bendler-Straße eingeführt werden.

Nun kann man den Herren Generalen kaum einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihre Vormachtstellung befestigen und selbst noch weiter vorstoßen. Denn sie ist ihnen ja eingeräumt worden von einer bürgerlichen Regierung, die sich gewiß sehr schlau vorkam, als sie Groener und Schleicher im Vordergrund plazierte. Vielleicht hat man auch gedacht, daß in diesen von Bürgerkriegswahn durchseuchten Zuständen schließlich einer von den Herren Lust haben könnte, den Primo de Rivera zu spielen, und da heißt es vielleicht manche Schererei ersparen, wenn die Regierung ihren Primo selber ernennt. Diese Kalkulation ist mit Getöse zusammengebrochen. Die Aera Groener endet mit einer solennen Generalsrauferei.

Der eigentliche Besiegte aber ist der Herr Reichskanzler. Wir wissen, daß Brüning vom ersten Tage seiner Kanzlerschaft an die Konzeption einer autoritären Demokratie im Kopfe trug, bei der ein katholisch-konservativer Block den Ausschlag geben sollte. Kein Kanzler hat bisher dem Liberalismus und der sogenannten formalen Demokratie ablehnender und skeptischer gegenübergestanden. Immer wieder wurde Brüning mit dem Monsignore Ignaz Seipel verglichen, ohne daß sich besonderes dagegen einwenden ließ. In dieser Konzeption Brünings spielte die Reichswehr wohl die vornehmste Rolle. Ihr fiel dabei die Verkörperung von Staatsmacht zu, sie war die Symbolisierung von Rute und Beil. Ein von christkatholischer Ethik überglänzter straffer Militärstaat, kategorischer

preußischer Imperativ mit Weihrauch und Orgelklang, das war Brünings Idee, als er vor zwei Jahren die Erbschaft der Großen Koalition antrat.

Selten hat ein Staatsmann, der bei aller komplizierten Gedankenverkräuselung doch kein dilettantischer Doktrinär ist sondern ein mit Realitäten rechnender Mensch, solche Enttäuschungen erfahren. Seine Versuche, die Hugenbergpartei zu zerschlagen, haben nicht zur Bildung einer neuen parlamentarischen Rechten geführt. Statt einer deutschen Torypartei, die zwar reaktionär ist aber auf gute Formen hält, ist der Fascismus gekommen, der nicht nur seinen Anteil sondern das Ganze fordert, und der selbst, wo er als Partner auftritt, in der Tasche den Revolver knacken läßt. Und als Brüning dann in höchster Wassersnot die Reichswehr wie einen rocher de bronce stabilisierte, da machten deren Führer sich selbständig. Es wurden Fäden gesponnen zum Hauptquartier des Fascismus, unsichtbare Hände woben ein Komplott, um den eben wiedererwählten Reichspräsidenten öffentlich gegen den Kanzler auszuspielen. Und dieser gleiche Kanzler, der sich anschickte, aus dem Zusammenbruch der alten schwarzrotgoldenen Demokratie ein neues konservatives und christliches Deutschland hervorzuzaubern, muß sich nun auf jene Kräfte stützen, die er hatte ausmerzen wollen, und muß es sich nun gefallen lassen, von denen, die er für immer hatte aus der Leitung des Staates drängen wollen, als letzter Hort des Liberalismus, als letzte Säule der Republik gefeiert zu werden. Der einzige Kanzler seit 1918, der mit einer wirklichen Idee in sein Amt gegangen war, mußte erleben, daß er nicht nur kein Bruchteilchen davon verwirklichen konnte, sondern muß sich schließlich mit einem vagen Okkasionismus begnügen, der ihn von Tag zu Tag weiterbalanzieren läßt — so lange, bis der wankende Aufbau endlich unter ihm zusammenbricht und das ganze Wundertheater krachend ins Parkett rollt. O Pitt, je rends hommage à ton génie! rief Camille Desmoulins dem londoner Manager der europäischen Konterrevolution zu, der sich bei aller Kunstfertigkeit am Ende doch so schrecklich verrechnet hat.

Gute Zeiten für strebsame Offiziere. Die bürgerliche Gewalt ist trotz Artikel 48 und Notverordnung auf ein Laisser faire eingeschworen und fürchtet nichts mehr als die Folgen einer eignen Kraftanstrengung. Da tritt das Militär breit in die Mitte. Denn da klappt noch alles, da bewegt noch jener Gehorsam, der allen andern Teilnehmern des Staates fehlt, automatisch die Glieder. Disziplin —? Ja, der Muschkote hat sie. Aber auch die Herren Generale?

Doch dieses Gebilde sieht noch immer verteufelt kompakt aus. Es strömt eine Wolke nationaler Mystik aus. Das Herz des Patrioten ist leicht zu verführen. Wenn er eine stramm marschierende Truppe bewundert, so vergißt er, daß der Sol-

dat heute am wenigsten ein besonderes Werkzeug Gottes ist, das Vaterland wieder in Ruhm und Glanz zu führen, sondern ein Beamter wie andre auch. Kein auserlesenes Wesen sondern eine Gehaltsklasse. Wie die Post oder Feuerwehr.

Die Generalität hat diesen Nimbus ebenso sicher auszunutzen verstanden wie die Schwäche der bürgerlichen Mächte. Sie verteidigt ihre Forderungen mit der Wucht absolutistischer Herrscher. Kritik wird Anmaßung, ja Verleumdung. Anfechtung ihrer Ansprüche Verbrechen an der Wehrhaftigkeit des Volkes. Ein Versuch, diese Ansprüche aus dem militärischen Geheimkabinett ins Licht des Tages zu ziehen, Verrat militärischer Geheimnisse, Verrat an der ganzen Nation.

Vor ein paar Monaten, als ich die Bedingungen dieses seltsamen Zustandes untersuchte, schrieb ich an dieser Stelle (Nr. 7 vom 16. Februar): „Es ist das stille Vorrecht der meisten Kriegsminister, gelegentlich den Mund etwas voll zu nehmen und sich und ihre Leute als den Hort des besten und auserwähltesten Patriotismus zu feiern. Das kommt auch in Ländern mit guter demokratischer Tradition vor. Dort ist der Kampf zwischen Militär- und Zivilgewalt schon historisch geworden und zugunsten des bürgerlichen Elements entschieden. Dort ist der Patriotismus im allgemeinen bereits in eine feste Form gegossen, und selbst seine gelegentlichen Exzesse tun aus diesem Grunde nicht mehr weh. Kein Kriegsminister würde es dort wagen, Leuten, die seine Politik nicht gutheißen, die anständige nationale Gesinnung abzusprechen. Aber Deutschland ist ohne freiheitliche Tradition, ihm fehlt das wirkliche Bürgerbewußtsein, ihm fehlt der Stolz des Zivilisten gegenüber der Uniform. Immer wieder ist den deutschen Untertanen in der Kaiserzeit eingebleut worden, daß es ein Frevel am Volke sei, dem Militarismus irgend etwas zu verweigern. Das ist in der Republik um kein Jota besser geworden, im Gegenteil. Und diese Situationen benutzen nun seit zehn Jahren die Reichswehrchefs, um dem Herrschaftswillen ihres Amts immer neue Gebiete zu unterwerfen und sich in Dinge einzumischen, die sie nicht das mindeste angehen. Wir haben es zum Beispiel erlebt, daß General von Seeckt gern auf eigne Faust Außenpolitik trieb. Damals erhoben Stresemann und zahlreiche bürgerliche Politiker, denen es durchaus nicht an starkem deutsch-patriotischem Gefühl im herkömmlichen Sinne fehlte, Einspruch und wiesen den General in seine Schranken zurück. Heute jedoch kommt das nicht mehr vor, und es ist auch gar nicht mehr nötig, weil sich die Außenpolitik in aller Ruhe dem Reichswehrministerium angepaßt hat... Heute sind wir so weit gekommen, daß der sogenannte Wehrgeist ausschließlich im Mittelpunkt der Politik steht; der Staatsbürger wird nicht mehr danach gefragt, wie er es mit der Republik hält, sondern ob er ‚wehrfreudig' ist."

Ich habe dem heute nichts mehr hinzuzufügen. Alles das gehört zum Hintergrund unsres Prozesses, den wir juristisch verloren haben, den wir aber einmal vor einer andern Instanz politisch gewinnen werden. Gemessen an den entscheidenden Fragen der heutigen Welt fuhr unser Prozeß nur auf einem deutschen Nebengleis. Aber er führte in die zentrale Frage der innern deutschen Politik.

Kleines Testament

Und item Maistre Bassanier
und Jean Moutaint, den strengen Richtern,
wünsch ich ein großes Renommé
bei Mördern, Räubern, Diebsgelichtern.

Villon

In den nächsten Wochen wird der Panter, mein lieber Kollege, wahrscheinlich einige Nettigkeiten über mich schreiben. Glauben Sie ihm nicht. Leider bin ich nicht in der Lage, von meinem neuen Platz eine pressegesetzliche Berichtigung einzusenden. Wahr ist...

Es sind in diesen Tagen so ziemlich fünf Jahre vergangen, seit mir die Leitung der ‚Weltbühne' anvertraut wurde. Da stand das Erbe von S. J. in einer Zeit, die schnell alles von dem verlieren sollte, was die ‚Weltbühne' hatte wachsen lassen. Niemand weiß besser als ich, wie viel ich dem edlen alten Glanz schuldig bleiben mußte. Die ‚Weltbühne' war, so wie ich sie von S. J. übernommen habe, ein wunderbar getriebenes Metallgefäß, in dem die schönsten Dinge gesammelt waren, und so funkelte es verführerisch im Abendrot der bürgerlichen Zeit — ein letzter Kämpfer, der in edler Linie focht.

Heute ist alles mit Politik und Ökonomie vollgestopft, und aus einem Refugium der Schönheit ist ein Depot aller Sorgen geworden. Aber die ‚Weltbühne' hat diesen Übergang gut überstanden, und ich verlasse die Redaktion in dem Bewußtsein, „das Blättchen", wie S. J. so gern sagte, unversehrt durch ein paar Jahre getragen zu haben, die als Kriegsjahre zählen müssen und in denen noch mehr Charaktere als kaufmännische Unternehmungen zusammengebrochen sind.

Die politische Leitung wird Hellmut von Gerlach übernehmen, der uns seine reiche Erfahrung zur Verfügung stellt und durch eine ehrenvolle, niemals durch Konzessionen befleckte Vergangenheit die Garantie gibt, daß an der Haltung der ‚Weltbühne' nichts geändert wird. Vor mehr als dreißig Jahren begründete S. J. an der ‚Welt am Montag' unter Hellmut von Gerlach seinen Ruf als Theaterkritiker. Vor mehr als zwanzig Jahren bildete ich als blutjunger Mensch meine ersten Arbeiten an seinem Beispiel.

Jag durch die Welt vom nördlichen bis zum südlichen Kap —:
es spielt sich alles unter zweihundert Menschen ab

so dichtete Theobald Tiger.

Jetzt geb ich meinen Degen also in der Garderobe ab. Was ist noch zu sagen?

Die schöne Schildpattbrille mit den blauen Gläsern, die mir eine meiner zahlreichen Verehrerinnen für die Flucht gewidmet hat, vermache ich Herrn General von Schleicher. Item den falschen Bart, den mir ein alter Abonnent in Prag gestiftet hat. Er wird das einmal brauchen können.

Item soll Herr Reichsanwalt Jorns ein gut erhaltenes Exemplar der Rede von Paul Levi erben, die sich mit seiner Person befaßt.

Ich danke allen guten Menschen, die mich für die Zeit meiner Gefangenschaft mit Schokolade versorgen wollen. Da mir nicht viel an Süßigkeiten liegt, bitte ich, sie gütigst an den Vierten Strafsenat richten zu wollen. Während des Prozesses habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Herren Reichsrichter jedesmal in der Stunde vor der Tischpause Zeichen von Unruhe und hoher Ermüdung bemerkbar werden ließen. Schon Julius Cäsar sprach das Lob der wohlgenährten Männer. Wäre er nicht Diktator gewesen sondern Angeklagter, so würde er gewiß gesagt haben: Hungrige Richter sind gefährlich...

Item sind mir zugedachte ausländische Zeitungen an Herrn Jöl zu senden, der gern hervorhebt, ein sachlicher, unpolitischer Beamter zu sein und nicht viel auf Pressestimmen, und namentlich ausländische, zu geben. Die deutsche Justiz könnte davon profitieren.

Alle Autoren, die ich zu lange auf den Abdruck ihrer Manuskripte warten ließ, bitte ich hiermit inständigst um Vergebung. Item alle, zu denen ich am Telephon sagte: Nächste Woche... Item bitte ich Herrn Walter Mehring, mir zu verzeihen, daß ich sein Buch noch nicht besprochen habe. Er soll bald über Paris schreiben.

Item bitte ich das deutsche Volk, einig in allen seinen Stämmen, sich nicht gegenseitig ausrotten zu wollen, damit es der ‚Weltbühne' nicht an Stoff fehlt. Ich glaube, es wird in den nächsten achtzehn Monaten nicht langweilig sein in Deutschland.

Es haben mir in diesen Monaten viele Kollegen, mit denen ich früher die Klinge kreuzen mußte, Sympathie gezeigt und Freundlichkeiten erwiesen. Es sind viele Damen und Herren tatkräftig für mich eingetreten, die sich oft über die ‚Weltbühne' geärgert haben. Ich danke ihnen allen, daß ihr Solidaritätsgefühl sich stärker erwies als ihr Gedächtnis.

Von allen aber, die meine Arbeit in dem roten Heft freundlich oder feindlich verfolgt haben, verabschiede ich mich wie der brave Soldat Schwejk von dem alten Sappeur Woditschka: „Also nachn Krieg, um sechs Uhr Abend im ‚Kelch'!"

Bemerkungen

Deutschlands Freiheitskampf

Daß Deutschland um seine Freiheit kämpft, wird neuerdings auch von amtlichen Stellen anerkannt. Der Reichskanzler sagte es in seiner königsberger Rede, und auch in der Proklamation, mit der sich der Reichspräsident nach seiner Wiederwahl ans Volk wandte, fehlte nicht der Hinweis darauf.

Überflüssig, die Frage aufzuwerfen, was damit gemeint ist. Deutschlands Regierer finden gewiß nicht, die Verfassung gebe dem Volk zu wenig Freiheit oder gar die Verfassung werde nicht genügend beachtet. Die Sorge um jene Freiheit, die seit Jahrhunderten Menschen auf Barrikaden und Schaffotte trieb, stört in den höhern Regionen unsres Landes niemandes Schlaf, und kein Marquis Posa dürfte unangemeldet die Schwelle der Räume betreten, in denen die Entscheidungen getroffen werden. (Die Parlamente gehören nicht zu diesen Räumen.)

Die Freiheit, die sie meinen, bezieht sich nur auf die Außenpolitik. Nach der Auffassung hoher und höchster Amtsinhaber sind wir kein freies Volk, weil wir für den verlornen Krieg bezahlen müssen. Augenblicklich sind wir zwar im Genuß eines Moratoriums, aber schon daß wir um seine Verlängerung verhandeln sollen, erscheint als Einengung unsrer Freiheit.

Frei wären wir demnach erst, wenn wir einfach erklären könnten: wir zahlen nicht mehr. Was aber geschieht, wenn ein Staat auf den Widerstand andrer Staaten stößt und nicht mit ihnen verhandeln will? Dann bleibt ihm nur übrig, zur ultima ratio regis zu greifen: zum Krieg. Und eben das können wir nicht, denn uns fehlt „die Wehrhoheit".

„Voilà!" sagen die Zauberer, wenn die zersägte Dame wieder hereinkommt. Da haben wir es! Die Freiheit eines Volkes richtet sich also nach der Zahl seiner Geschütze, Tanks, Flugzeuge und Unterseeboote. Talleyrand hätte freilich darüber gelächelt, jedoch für einen Talleyrand wäre auch kein Platz in der hohen Politik Deutschlands.

Sogar im Konversationslexikon steht, daß Freiheit in der Politik die Unabhängigkeit des Staates und der Gesellschaft von der Willkür einzelner ist. Daß ein Volk nicht frei ist, wenn es nicht die Macht hat, zu rüsten und Krieg zu führen, stammt selbstverständlich von den Leuten, die alle Begriffe in diesem Lande verwirrt haben. Die deutschvölkische „Freiheitspartei" existiert allerdings nicht mehr, aber ihre Rechtsnachfolger sind die Nazis. Und von den Nazis rührt auch die Behauptung her, wir seien versklavt, eine Behauptung, die übrigens einen höchst unpatriotischen Minderwertigkeitskomplex enthüllt.

Jetzt sprechen schon Reichspräsident und Reichskanzler von dem Kampf um Deutschlands Freiheit. Bewiesen wird dadurch nicht nur, wie stark die Regierung unter dem Einfluß nationalsozialistischer Gedankengänge steht; bewiesen wird dadurch auch, daß wir uns nach Meinung der Regierung mitten in einem, wenn auch unblutigen Krieg befinden.

Die Rede, die Brüning in Königsberg hielt, ist leider nirgends im Wortlaut erschienen, nur der tüchtige Goebbels hat sie auf Schallplatten aufgenommen. Man muß also dem Sinn nach zitieren. „Es sind uns im Sommer", so ungefähr sagte der Reichskanzler, „Kredite angeboten worden. Wir haben sie abgelehnt, weil die Bedingungen zu schwer waren." Die Regierung hat es demnach vorgezogen, den deutschen Befreiungskrieg fortzusetzen und durchzuhalten.

Möglicherweise waren die Bedingungen, unter denen diese Kredite angeboten wurden, wirklich unannehmbar. Im Sommer jedoch wurde von Amts wegen immer wieder erklärt, es seien überhaupt keine Kredite zu bekommen, und

die Zeitungen, die daran zu zweifeln wagten, erhielten Zwangsauflagen und Verbotsdrohungen. Heute darf man vielleicht fragen, welche Opfer so unerträglich waren, daß die Regierung die herrschende Misere ihnen vorzog?

Man darf fragen, aber wir werden keine Antwort bekommen. Denn die Eigenheit des Freiheitskrieges, den die Regierung führt und den die Massen erdulden müssen, ist es, daß mit außerordentlicher Diskretion gekämpft wird. Es gibt nicht einmal Kriegsberichte. Um etwas über das deutsche Memorandum zur Donauföderation oder die deutschen Vorschläge auf der Abrüstungskonferenz zu erfahren, muß man schon zu ausländischen Zeitungen greifen.

Die Regierung, die einen waffenlosen Krieg führt, um einen mit Waffen führen zu können, beweist so das Gegenteil von dem, was sie beweisen will: daß man nämlich doch einen Krieg ohne Waffen führen kann. Das deutsche Volk ist also gar nicht versklavt, es brauchte eigentlich keinen Krieg um seine außenpolitische Freiheit und könnte sich getrost mit der Sorge um seine innenpolitische Freiheit befassen.

Hanns-Erich Kaminski

Richter erzählen Märchen

Im letzten Winter schwebte in Dresden ein Prozeß gegen die Frau des pazifistischen Generals von Bresler. Sie hatte in der Straßenbahn den Ausdruck „Boche" gebraucht, durch den sich Personen beleidigt fühlten, auf die sich dieser Ausdruck gar nicht bezogen haben konnte. Trotzdem wurde sie in zwei Instanzen zu der unverhältnismäßig hohen Strafe von tausend Mark mit einer ungeheuerlichen Begründung verurteilt.

Bei der Verhandlung der ersten Instanz erklärte der Gerichtsvorsitzende Doktor Danziger, „durch Gerichtsurteil sei festgestellt, daß die Deutsche Friedensgesellschaft von fremden Regierungen Gelder beziehe".

Herr Doktor Danziger hat eine Spezifizierung seiner Behauptung vermieden. Es würde ihm auch schwer gefallen sein, das von ihm zitierte Gerichtsurteil näher zu bezeichnen. Es existiert nämlich nicht.

In der zweiten Instanz wurde von der Gerichtsstelle aus mit andern, aber nicht minder kühnen Behauptungen operiert. Den Tatbestand gibt am besten nachstehende Eingabe wieder, die die Liga für Menschenrechte am 19. März an den Landgerichtsdirektor Doktor Knoth in Dresden gerichtet hat:

„In dem Prozeß gegen die Ehefrau des Generals von Bresler, der durch Urteil Ihrer Strafkammer vom 1. Februar 1932 abgeschlossen worden ist, sollen Sie nach den uns vorliegenden Akten die Angeklagte gefragt haben, ob ihr nicht bekannt sei, daß bei Eröffnung der ersten Völkerbundsversammlung der französische Ministerpräsident Viviani ausgerufen habe: ‚Diese heiligen Hallen wird der Boche niemals entweihen!'

Sämtlichen Mitgliedern unsres Vorstandes war dieser angebliche Ausspruch Vivianis völlig neu. Bei unsrer Kenntnis der Person Vivianis und seiner Redeweise wie des in Genf im Völkerbund herrschenden Tones schien es uns fast ausgeschlossen, daß sich Viviani in dieser Weise ausgedrückt haben könnte.

Wir haben die amtlichen Drucksachen der ersten Völkerbundsversammlung durchgesehen und unsre Annahme bestätigt gefunden, daß Viviani weder dem Wortlaut noch auch dem Sinn nach sich so ausgedrückt hat, wie Sie in der Verhandlung angegeben haben. Bei der Debatte über die etwaige sofortige Aufnahme Deutschlands, die durch den schweizer Delegierten Motta angeregt war, hat Viviani wörtlich erklärt:

‚Deutschland wird hier einziehen, wenn es, entsprechend dem Geiste und dem Artikel 1 der Völkerbundssatzung, den Tatbeweis seines aufrichtigen Willens zur Erfüllung seiner Verpflichtun-

gen geliefert haben wird... Ich enthalte mich, hier irgendein Wort des Hasses vorzubringen.'

Viviani hat also durchaus den künftigen Eintritt Deutschlands in den Völkerbund ins Auge gefaßt, kann daher gar nicht den Ausspruch getan haben, daß Deutschland niemals diese heiligen Hallen entweihen werde.

Er hat ferner ausdrücklich von Worten des Hasses absehen zu wollen erklärt. Deshalb kann er unmöglich den herabsetzenden Ausdruck Boche gebraucht haben.

Die Quellen, auf die Sie Ihren Ausspruch gestützt haben, können keine amtlichen gewesen sein, da wir, wie gesagt, das amtliche Material genau durchgesehen haben. Wir wären Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn Sie uns mitteilen wollten, worauf Sie Ihre Äußerung über Viviani gegründet haben, damit wir der Sache weiter nachforschen können.

Unsre Organisation dient der Verständigung der Völker, insbesondre der des deutschen und französischen Volkes. Die Verständigung wird natürlich erschwert, wenn eine Legendenbildung französischen Staatsmännern gehässig gegen Deutschland klingende Aussprüche in den Mund legt. Da Ihre Äußerung in einer öffentlichen Verhandlung gefallen ist, ist sie Gegenstand der öffentlichen Erörterung geworden.

Wir dürfen annehmen, daß Ihnen selbst am meisten an einer Klärung der Angelegenheit gelegen ist, und bitten Sie deshalb um möglichst baldige freundliche Beantwortung unsrer Anfrage."

Doktor Knoth erwiderte auf diese Eingabe am 21. März, daß er sie zu den Strafakten genommen habe, da es ihm nicht zustehe, sich zu einer von ihm geführten Strafsache außeramtlich zu äußern. Eine Eingabe der Liga an das sächsische Justizministerium zeitigte kein besseres Ergebnis. Unter dem 24. April wurde ihr nur kurz erwidert, daß das Ministerium keinen Anlaß gefunden habe, gegen Doktor Knoth im Wege der Dienstaufsicht etwas zu verfügen.

Das Justizministerium der sächsischen Rechtsregierung scheint es also als unanfechtbar anzusehen, wenn einer seiner Richter seine Befugnisse dazu mißbraucht, in aller Öffentlichkeit einen verstorbenen französischen Staatsmann zum Gegenstand einer Legendenbildung zu machen.

Was würden die sächsischen Justizherren dazu sagen, wenn französische Gerichte deutschen Staatsmännern Aussprüche in den Mund legten, die zwar nicht gefallen, dafür aber um so mehr geeignet sind, die deutsch-französischen Beziehungen zu vergiften?

Unsre Strafjustiz ist schlimm, wenn sie sich mit Rechtsfragen befaßt, die die Innenpolitik streifen. Begibt sie sich gar auf das Gebiet der Außenpolitik...

Es wäre reizvoll, die Quellen der außenpolitischen Kenntnisse des Herrn Doktor Knoth kennen zu lernen. Aber jeder Versuch dazu scheint einer am untauglichen Objekt zu sein. Ebenso gut könnte man sich vielleicht beim Dalai Lama um ein Interview bewerben.

Hellmut von Gerlach

Liebe Schweiz!

Wir haben dich doch alle sehr gerne; viele von uns freuen sich, wenn sie zu dir fahren können, und wir wünschen dir soweit alles Gute.

Nun hast du da in Wien ein Reisebureau aufgemacht; preisend mit viel schönen Reden ist das eröffnet worden, und deine Zeitungen berichten gar freudig davon. In denselben Zeitungen aber steht noch etwas andres.

Da kann man nämlich lesen, daß ihr eure Zollsätze ständig erhöht, derart erhöht, daß, was ihr da treibt, einem Einfuhrverbot gleichkommt. Was das mit dem Reisebureau zu tun hat?

Liebe Schweiz! Wenn die Kaufleute in Paris und in Berlin und in Wien auf das schweizer Geschäft verzichten müssen, dann gehn die Geschäfte schlecht. Und wenn die Geschäfte schlecht gehn, dann können die Leute nicht reisen. Und wenn die Leute nicht

reisen können: wozu dann ein Reisebureau? Wie kann man die Kundschaft anlocken, in die Schweiz zu kommen, und ihr zu gleicher Zeit die Geschäfte verderben? Siehst du das nicht, liebe Schweiz —?

Das siehst du.

Du wirst dir und mir aber sagen: „Wir sind ein kleines Land. Wir haben mit diesen Zollkontingentierungen nicht angefangen. Jetzt aber müssen wir. Was sollen wir tun? So ist eben Europa."

So ist Europa. Jedes Land macht dieselben Dummheiten und ist dann höchst erstaunt, daß es nicht klappt. Die kleinern Staaten den großen nachwackeln zu sehen, hat etwas Jammervolles; früher sind sie doch so eine Art Hort der Vernunft gewesen, und nun machen sie denselben patriotischen Unfug wie die großen, nur eben drei Nummern kleiner. Deine Hoteliers, liebe Schweiz, werden schön jammern in diesem Sommer. Die französischen Parfümfabrikanten jammern desgleichen. Die schwedischen Handschuhmacher auch. Alle, alle jammern. Und alle tun ihr Menschenmögliches, um wenigstens eines zu erreichen: der eignen Kundschaft das Geschäft zu verderben. Und das ist ja denn auch im weitesten Umfang gelungen.

Jeder ist sich selbst der nächste. Reit or rong, mei köntrieh. Das ist meinem Vater ganz recht, daß mir die Hände frieren — warum kauft er mir keine Handschuhe!

Liebe gute Schweiz ... Auch du —? Auch du —?

Ignaz Wrobel

Drehorgel

Straßensänger gibt es jetzt viele, bemüht, durch den Zauber der Musik zu rühren der Menschen steinern Herz. Sie singen, einzeln oder im Verein, von Liebe, vollen Bechern, fröhlicher Wanderschaft und dergleichen Unaktualitäten mehr, haben auch Rührendes in ihrem Repertoire, aber rührender als die rührenden sind die muntern Lieder des Straßensängers, der das Leben hoch leben läßt, weil er anders nicht zu leben hat.

Trübseliger noch als fidele Straßensänger sind Drehorgeln, die es auch noch gibt oder schon wieder gibt. Eine Drehorgel, heutzutage, unter demselben Himmel, zu dem der Tonfilm schreit! Eine Drehorgel im Zeitalter des Radio, wo jeder Bürger, und nicht nur Sonntags, seinen Tauber im Topf hat!

Diese hier, auf die grau geregnete Vorstadtstraße hingestellt, macht einen ganz besonders kläglichen Eindruck. Wie hervorgekratzt aus langjährigem Grabe, und gezwungen, noch ein Restchen nachzuleben. Von Zeit zu Zeit, sie ist es eben nicht mehr gewöhnt, geht ihr die Luft aus, sie verschluckt ein paar Töne ganz, oder holt sie, nach der asthmatischen Pause, in übertriebenster Eile nach. Lärm der Autos und der Straßenbahnen deckt ihr Gewimmer zu. Ihr dürft sie Anachronismus nennen.

Trotzdem oder eben deshalb bleiben Vorübergehende stehen und gucken, ein bißchen schief, auf das Musik-Gespenst. Aus den

Geschäftsläden ringsum, in die selten jemand hineinkommt, kommen die dort beschäftigten Nichtbeschäftigten heraus, dankbar für die Unterbrechung der Tages-Monotonie, und machen bekümmert-heitre Miene zum lächerlichen Spiel.

Der Mann, der die Kurbel dreht, ist so mager wie der Klang seines Instruments, mit dem er wahrscheinlich in langer Verbundenheit gealtert ist. Gleich ihm dem Leierkasten eng verbunden, aber durch effektives Kettchen, vollzieht ein Affe Luftsprünge. Ob aus Übermut oder aus getarnter Schwermut oder in Erfüllung einer, unter Strafsanktion ihm auferlegten, Pflicht, possierlich zu sein, oder weil ihn friert: wer blickt in die Tierseele? Möglich auch, daß der Affe, der noch dünner ist als sein Herr (man könnte ihn wie eine Boa um den Hals legen), daß er hüpft, weil er Hunger hat. Bewegung als Nahrungsersatz.

Das Geschäft scheint nicht gut zu gehen. Während der Minuten, in denen ich zusah, waren die Einnahmen gleich null. Ein Schelm, heißt es, der mehr gibt, als er hat. Was haben die Menschen heutzutage? Zeit. Davon gaben sie etwas dem Drehorgelmann. In einem Stockwerk des Hauses, vor dem er werkelte, öffnete sich ein Fenster, eine Frau sah heraus, der Mann zog bitt-grüßend die Kappe, die Frau verschwand vom Fenster und kam mit einem Kinde wieder, dem sie den Affen zeigte. Das Kind klatschte in die Hände. Also, wenn auch kein materieller, so doch zumindest ein kleiner moralischer Erfolg.

Was aber, Zeitgenosse, glaubst Du, spielte die Drehorgel? Was quäckte sie mit ihrer verwesten Greisenstimme? Die Melodie, zu welcher der Text lautet: „Ich bin ja heut so glücklich, so glücklich, so glücklich", und dann weiter: „Ich möcht' vor Glück zerspringen, zerspringen, zerspringen". Dieser Jubelsang jammerte aus dem Leierkasten.

Darüber fing es, begreiflicherweise, heftiger zu regnen an. Die Frau oben schloß das Fenster, die Passanten gingen weiter, die Geschäftsleute in ihre Läden zurück, der Affe steckte den Kopf zwischen die Hände, und der Geist der Zeit, welcher natürlich auch bei diesem geringen Vorfall zugegen war, stand da wie vom Schlager gerührt.

Alfred Polgar

Tugend in zwei Versionen

Zwei gute Filme, auf dem Spielplan der pariser Kinotheater, erregen das öffentliche Interesse und etwas Anstoß: „Le Rosier de Madame Husson" und „Mädchen in Uniform". Denn hat Fleischessünde das französische Volk in jenen Abgrund gestürzt, wo es jetzt vegetiert, so findet dort, nicht minder wie auf Germaniens Höhen, ein Artikel bürgerlicher Kultur noch ein krisenfreies Absatzgebiet: die Sittlichkeit. Und so empörten sich die Bürger von Le Havre gegen den „Rosier" und beschnitt der Herr Zensor von Paris, M. Edmond Sée, die „Mädchen in Uniform". Zwei Filme, der eine urpreußisch wie der andre urfranzösisch, zwei Filme, in denen die Hüter der Moral Tugend säen und Sünde ernten. In beiden Filmen auch wird aus der Tugend eine Staatsaffaire gemacht; im Französischen ist sie ein Volksfest, im Deutschen eine Parade; im Deutschen spielen junge Mädchen Soldaten, im Französischen spielt ein Jüngling Jungfrau; nämlich der Dorftrottel eines Provinznestes wird zum Rosenbräutigam gekürt, weil kein weibliches Wesen für Rosenbraut-verwendungsfähig befunden wurde. „Rosenbraut" erklärt der Larousse: „Junges tugendhaftes Mädchen, dem man, in einigen Gegenden, feierlich eine Belohnung zuerkennt. Der Preis bestand einst in einem Rosenkranz; heute besteht er in einer Geldsumme". Der „Rosier de Madame Husson" stammt aus einer Erzählung Maupassants, also aus einer Epoche, in der die Vertrustung noch nicht so weit vorgeschritten war, daß die Quantität in allem, selbst in der Moral, die

Qualität übervorteilt hatte. Zahlt man wirklich noch für die Tugend, so zahlt man noch mehr für das Kinderkriegen, denn auch die Tugend hat sich unter dem Kapitalismus, der eine Erfindung der Bolschewisten ist, in ihr Gegenteil verkehrt.

Der „Rosier de Madame Husson" ist im Film eine überaus komische Figur, bei Maupassant, wo er als Lump endet, eine tragische; er ist in jedem Falle ein Opfer der Sittlichkeit wie die „Mädchen in Uniform". Die ganze Stadt lacht sich scheckig über den Trottel, dessen Blödheit an Tugend grenzt. Aber als der Trottel von amtswegen dafür gekrönt wird — die Glocken läuten, der Bürgermeister schnäuzt sich die Rührung aus der Nase, und aus dem Grammophontrichter erschallt der Sermon der Staatsautorität, der eigentlich für eine Mastviehausstellung gedacht war —, da wandelt sich das Gelächter in die Würde der Nation, da fühlt sich jeder Einwohner teilhaftig jener „gloire", für die der Trottel mit seiner komischen Enthaltsamkeit gezahlt hat. Und dann ziehen alle, einen heben auf die fremde Tugend, und dem Trottel steigt der Alkohol und der Preis so zu — sagen wir: zu Kopf, daß er ins Püffchen der nächsten Kreisstadt verschwindet, wo seine Belohnung in einem Strumpf und sein Rosenkranz auf dem Müllhaufen endet. Vier Feuerwehrleute tragen feierlich auf einer Bahre den Rosenkranz in die tobende Ratsversammlung; und an aller Schande, die den Ort, nein, die Ganz-Frankreich traf, ist natürlich nur die politische Richtung des Bürgermeisters schuld; welche das ist, wird nicht gesagt, bleibt auch ohne Bedeutung.

Im französischen Film also wurde die Tugend zur Komödie, im deutschen die Sittlichkeit zur Tragödie; doch ernst in beiden der soziale Hintergrund. Die französischen Untertitel für „Mädchen in Uniform" sind von Madame Colette. Sie ist eine große Schriftstellerin, aber den Film hat sie gänzlich mißverstanden und mußte ihn mißverstehen. Sexualnot und Sexualreiz der Uniform: das läßt sich nicht sinngemäß übertragen. Wenn die Oberin sagt, um das gute Geschäft der Sparsamkeit national zu motivieren: „Wir Preußen haben uns großgehungert!", wenn sie droht: „Wer sich nicht anständig benimmt, dem wird sonntags beim Ausgang die Uniform entzogen!", dann hallt das nicht im französischen Publikum wieder. (Den Rest, wie gesagt, beschnitt der französische Zensor mit deutscher Gründlichkeit.)

Und doch wird in beiden Geschichten derselbe Schwindel entlarvt; und in beiden geht daran ein Mensch zugrunde. Und in beiden wird eine „nationale Sache" daraus, an der dann Millionen zugrunde gehen.

„Mein Lieber", sagt der Mann, den Maupassant die Lokalgeschichte vom Rosenbräutigam erzählen läßt, „trotz meinem Verlangen, mich an den Deutschen zu rächen, hasse ich sie nicht so, so instinktmäßig, wie ich die Engländer hasse... Alle Engländer sind Saufbolde; das sind alles ‚Rosenbräutigams', alles Scheinheilige!"

Aber der Vorwand ändert sich schnell; in der Moral wie in der Politik; und nur der Effekt bleibt der Gleiche.

Walter Mehring

Immer neuer Abbau

Nach der letzten Notverordnung waren die ökonomischen Fragen in Deutschland anscheinend etwas in den Hintergrund getreten. Es gab die Reparations- und die Abrüstungskonferenz, es gab die Reichspräsidentenwahl und die Preußenwahlen. Die Politik schien alles zu überschatten. Aber schon beim Krisenkongreß der freien Gewerkschaften, der vor den Preußenwahlen stattfand, erklärte Stegerwald, daß sich gewisse — wenn auch nicht einschneidende — Veränderungen in der deutschen Lohngestaltung bald als notwendig erweisen würden. Die Preußenwahlen stiegen, und nach ihrem Ausgang wurde

Stegerwald schon viel offenherziger. Hatte er auf dem Krisenkongreß gesagt, daß von einem allgemeinen Lohnabbau nicht die Rede sein könne, so meinte er jetzt, daß die Löhne in den Binnenmarktindustrien stärker abgebaut werden müßten. Aber was sind Binnenmarktindustrien? So sicher es ist, daß der deutsche Kapitalismus untrennbar mit dem Weltkapitalismus verbunden ist, so sicher ist es, daß auch in der Krise der größte Teil der Produktion noch im Inlande abgesetzt wird. Selbst für England, das am stärksten mit der Weltwirtschaft verknüpft ist, wird der Anteil des Außenhandels an der Produktion im Höchstfalle mit einem Drittel angenommen; in Deutschland liegt er sicherlich darunter. Wenn man erst einmal mit dem Lohnabbau bei den Binnenmarktindustrien beginnt, so wird der allgemeine Lohnabbau nicht mehr zu bremsen sein. Und wenn Stegerwald bereits bei seinen sehr vorsichtigen Formulierungen auf dem Krisenkongreß dort Unruhe und Widerspruch hervorrief, dann deswegen, weil man sich darüber klar war, wohin die Reise geht.

In einem andern Punkt aber ist Stegerwald heute noch offenherziger. Und der betrifft die gesamte Sozialpolitik. Hatte er früher immer wieder erklärt, daß man auch über die Krise den Grundstock der gesamten Sozialpolitik retten müsse, so ist er nach den Preußenwahlen etwas andrer Meinung geworden. Auf der Tagung des Verbandes der Katholischen Kaufmännischen Vereinigung in Erfurt hielt er eine programmatische Rede, in der er unter anderm folgendes sagte: „Die gesetzliche Sozialversicherung, insbesondere die Arbeitslosenfürsorge und die Invalidenversicherung, befindet sich gegenwärtig in einer sehr schwierigen Lage. Für das Jahr 1932 fehlen den Fürsorgeeinrichtungen und Versicherungszweigen noch viele Hunderte von Millionen Mark. Mit Beitragserhöhungen und Steuererhöhungen ist dem Defizit nicht wesentlich beizukommen. Damit würde bei der gegenwärtigen Kreditlage und der überdrehten deutschen Steuerschraube nur neue Arbeitslosigkeit geschaffen... Wir kommen nicht darum herum, die Sozialversicherung in steigendem Maße den Versicherten zu überantworten. Damit würde sowohl der Streit über die staatliche Sozialpolitik wie der Streit zwischen Arbeitgebern und Versicherten weitgehend zurückgedrängt werden können. Die Arbeitgeber hätten einen durch Gesetz festzusetzenden Beitrag zu entrichten, wofür sie in bestimmten Fragen mitzuentscheiden hätten, während für den Rest des Beitrags die Versicherten selbst aufzukommen hätten, wie ihnen auch die Durchführung der Sozialversicherung bei entsprechender Staatsaufsicht einzuräumen wäre."

Stegerwald stellt hier also einmal fest, daß bei den heutigen Versicherungsleistungen im Jahre 1932 in allen Zweigen der Sozialpolitik ein Defizit entstehen würde, das in die Hunderte von Millionen geht. Bei der Arbeitslosenversicherung allein wird es nach gewissen Schätzungen kaum unter einer halben Milliarde liegen. Die Antwort des Staates wird nach Stegerwald nicht darin bestehen, daß er irgendwelche staatliche Mittel zur Deckung dieses Defizits aufbringen wird — erklärte Stegerwald doch ausdrücklich, daß eine Erhöhung der Steuern zum Beispiel nicht in Frage komme — sondern die Antwort des Staates wird die sein, daß die Leistungen der gesamten Sozialpolitik, der Kranken- wie der Invalidenfürsorge und vor allem der Arbeitslosenversicherung abgebaut werden.

Und zwar wird das auf die Weise geschehen, daß, wie Stegerwald ausdrücklich betont, die Arbeitgeber wie bisher einen bestimmten Beitrag zu entrichten hätten, den Rest die Arbeiterschaft, und der Staat sich lediglich eine Aufsicht über die Verwaltung vorbehält. Das aber be-

deutet grade bei einer weitern Verschärfung der wirtschaftlichen Situation einen außerordentlich starken Abbau der Sozialpolitik. Es ist bekannt, daß die Industriearbeiterschaft von der Arbeitslosigkeit besonders schwer betroffen wird. Die freien Gewerkschaften zeigen in ihrer Statistik, daß im Frühling nur ein Drittel ihrer Mitglieder voll beschäftigt war, zirka zwei Drittel Kurzarbeiter oder arbeitslos. Wenn die Lasten der Arbeitslosenversicherung neben den Beiträgen der Unternehmer lediglich von den Arbeitern getragen werden sollen, dann bedeutet das — im Gegensatz zu all dem, was Stegerwald bisher erklärte — einen radikalen Abbau der Arbeitslosenversicherung, der natürlich den Unternehmern die Voraussetzung schafft, auch den beschäftigten Arbeitern den Lohn stärker als bisher abzubauen.

Es ist notwendig, schon heute auf diese Pläne hinzuweisen, da sie für die weitere Gestaltung der Regierungsbildung in Preußen und im Reich von sehr entscheidender Bedeutung werden können.

K. L. Gerstorff

Praktisch

Eine Menge deutscher Sprachunarten scheinen aus dem Englischen zu kommen. „Praktisch" kommt wohl auch daher.

Das Wort wurde früher im Sinne von nützlich, bequem gebraucht — wenn man von der etwas altmodischen Zusammensetzung wie praktischer Arzt absieht. Eine Vorrichtung war für den Benutzer praktisch — das Wort war zwar nicht schön, doch seine Bedeutung recht klar. Jetzt hat sich etwas Neues eingebürgert.

Die Adverbialkrankheit, die die deutsche Sprache durchzieht, läßt „praktisch" als Adverb auftauchen. Die Brille blitzt, und los gehts: „Theoretisch können Sie ja Armenunterstützung beanspruchen, aber praktisch werden Sie sie kaum bekommen." Also bekomme ich sie nicht — was quatscht mich die Sprache da an! Gemeint ist: in Wahrheit, in Wirklichkeit — im Gegensatz zu einer Abstraktion, die ja kein guter Deutscher außer Acht läßt.

Nun ist aber dieser Zusatz, der vielleicht in dem englischen „practically" seinen Ursprung hat, völlig überflüssig. Es ist eines jener Wörter, die die deutsche Sprache so unleidlich aufblähen — viele Leute können ja überhaupt nicht mehr sprechen, sondern nur noch einen Brei von Terminologien zusammensprudeln. „Er wird praktisch sein Amt nicht ausüben ..." das ist doch Wahnwitz. Ob er es nach den Buchstaben irgend eines toten Buches ausüben könnte, will ja niemand wissen — übt er es aus oder übt er es nicht aus? Er übt es nicht aus. Dann sags.

Die verteufelte Anwendung dieses dummen Wortes entstammt der Wichtigtuerei, von der so mancher besessen ist — den Leuten ist nicht wohl, wenn sie einfach sagen sollten: „Er mag keine Gurken." Das freut ja keinen. „Er hat einen Gurkenkomplex" — so heißt das. Und daher auch: „Praktisch wird den Arbeitslosen keiner entschädigen." Dahinter sitzt dann jene Rückversicherung, der Blick auf die Theorie: es gibt vielleicht ein Gesetz, wonach der Arbeitslose entschädigt werden müßte, oho! hier herrscht Ordnung! — aber was ein richtiges Gesetz ist, das ist längst durch eine Notverordnung aufgehoben. Denn wir haben eine Verfassung. Aber praktisch ...

Peter Panter

Konfektion

Himmelfahrt. Das beliebte Moderennen im Grunewald. Für eine halbe Stunde sind die Pferdchen abgelöst durch Mädchen, die mit Pelzen, Mänteln, Hüten behängt auf dem glorreichen Rasen einen kleinen Trab vorführen. Erregt starren die Zuschauerinnen auf die Fülle unbezahlbarer Kreationen. Die Gläser der Herren richten sich gewohnheitsmäßig auf Kniegelenke und Fesseln, um die Chancen abzuschätzen. Mit einem Wort: Große Welt. Gespenstische Sache. Daß es das noch gibt!

Hinter so vergnüglicher Fassade steckt die krampfhafte Anstrengung, die erlahmende Modeindustrie anzukurbeln.

Diese Branche sitzt in Berlin bekanntlich rings um den Hausvogteiplatz. Der Name hat beinahe mystischen Klang. Sehr beliebt bei Film- und Romanschreibern. Nicht zuletzt deshalb, weil dem Beruf der Mannequins seit seligen Gelbsternzeiten, allen Dementis zum Trotz, etwas Romantisch-Erotisches unausrottbar anhaftet. (Nebenbei: Das hat Wilhelm Speyer einmal sehr hübsch entlarvt, — einer der bei uns so seltenen Hersteller vernünftiger Unterhaltungsschmöker.)

Die wirkliche Konfektion aber, ihre Arbeit, ihre Organisation, ihre Methoden, das ist ein dunkles Kapitel. Ganz besonders jetzt im allgemeinen Niedergang. Aber sehr schön war das wohl nie.

Es ist eine Branche mit primitiver, frühkapitalistischer Produktionsweise, wie das grade bei den Industrien, die reine Luxusdinge herstellen, öfter vorkommt. Siehe Spielwaren. Die Arbeitsformen sind patriarchalisch. Der Chef steht mitten unter seinen Leuten, greift mit zu, kennt Jeden, gibt sich jovial. Um so gründlicher ist die Ausbeutung. Da gibts keine Arbeitszeitbeschränkung. Tarife werden allgemein unterboten. Am übelsten aber ist das System der Zwischenmeister, denen die Näharbeiten vergeben werden. In dumpfen Räumen hokken Tausende von Mädchen und sticheln für unglaubhaft niedrige Löhne. Hier existiert mitten in Berlin eine Sklaverei, die keine Metapher ist, sondern schlichte Wirklichkeit.

Werner Türk beschreibt diese unbekannte, falsch gekannte Welt in einem eben erschienenen Buch („Konfektion", im Agis-Verlag). Unwesentlich daran ist die literarische Fassung als Roman, wertvoll und packend die Tatsachenfülle des kenntnisreichen Berichts.

Erzählt wird das Leben des Proletarierjungen Willi Krüger. Der ist besessen von jenem unbedingten Willen zum Vorwärtskommen, den die Lobredner des Kapitalismus preisen und in einer sozialistischen Wirtschaft für undenkbar halten. Hoffentlich haben sie recht. Denn grade aus diesem Buch wird klar, wie oft der berühmte Elan nach oben gleichbedeutend ist mit Erniedrigung, Lüge, Feigheit, Verrat am Klassengenossen. Aufstieg erfordert Bereitschaft zu jeder Schweinerei, vom Streikbruch bis zur kleinen Erpressung. Auf solche Art macht Willi Krüger seinen Weg. Er wird Zurichter, Reisender, Zwischenmeister mit eigner kleiner Bude. Macht sich mit einer hübschen Pleite gesund. Tritt endlich als Teilhaber in die Firma ein, bei der er gelernt hat.

Möglich, daß es sich um einen überdeutlich konstruierten Fall handelt. (Türk bestreitet das.) Ganz echt und überzeugend geschildert ist die Umwelt, in der man sich auf solche Art durchsetzt: Die muffigen Nähstuben; Lager voll armselig schuftender Angestellter; die verängstigten oder frech-vertraulichen Mannequins im Umkleideraum; die Bureau-Mussolinis und Miniatur-Lüstlinge im Chefkontor.

Türk beschreibt das alles in einer derben, unmißverständlichen Art. Sein Buch ist handfeste literarisch-politische Konfektion. Also eine nützliche Gebrauchsware, die wir leider heute nötiger haben als je.

Axel Eggebrecht

Vom Schlechten zum Guten

Wahrscheinlich ist es in jeder Zeit der Not so wie heute, daß nämlich zugleich die unehrlichsten und die ehrlichsten Helfer als Prediger des Optimismus auftreten, während der Pessimismus die Wirksamkeit und den Wert verliert, die er in guten Zeiten besitzt. Die gefährlichen Optimisten beteuern uns: die Zeiten werden sich ändern, auch wenn sie sich nicht ändern. Sie verordnen uns sonniges Gemüt, Gottvertrauen und Einigkeit, was genau so ist, als riete man einem Schwerkranken, zu lächeln, zu be-

ten und sich mit seinem Bazillen in Güte zu einigen. Sie zeigen in ihren Filmen, wie man durch Mühsal zu den Gestirnen gelangt. Gott, der heute regnen läßt, wird morgen die Sonne scheinen lassen. Gegen etwaige Sonnenflecken hilft nur Geduld. Denn so hoch reicht keine Leiter. Man muß das Beste hoffen.

Mit heiterm Zuspruch, der Hoffnung erweckt, schütten sie die helfende Medizin beiseite. Und diesen Leuten allerdings kann man nicht deutlich genug sagen, daß ihre Trostpredigten falsch sind und daß die Welt schlecht und verdorben ist. Aber es gibt einen andern Optimismus, nämlich den revolutionären, gegen den der Pessimismus nichts besagt, weil dieser Pessimismus nämlich mit ihm verglichen nicht tiefer und wahrer sondern oberflächlicher und unproduktiver ist.

Daraus folgt die Notwendigkeit einer Umwertung für diejenigen, die aus der Vorkriegszeit gewohnt waren, im Kulturkampf das Recht auf Pessimismus, auf die Darstellung des „Unerfreulichen" gegenüber denen zu verteidigen, die sich von der Kunst „erheben" — sie meinten: erheitern — zu lassen wünschten. Denen, die für Hauptmann und Ibsen, für Strindberg und Käte Kollwitz gekämpft haben, will es schwer einleuchten, daß die revolutionäre Kunst heute grade nicht deprimierend und zermürbend sondern optimistisch, anfeuernd und erhebend sein müsse.

Es war eine große und notwendige Leistung, das „Unschöne" für die Kunst zu erobern. Nachdem sie vollbracht ist, gilt es heute für den Künstler, den zweiten Schritt zu tun: die Folgerungen klarzulegen, die sich aus dem Vorhandensein des Schlechten in der Welt ergeben. Die Überwindlichkeit des Schlechten zu verkünden.

In einem Aufsatz, den W. E. Süskind neulich im ‚Berliner Tageblatt' veröffentlicht hat, wird gegen den Optimismus gesagt, daß es doch von jeher die Voraussetzung der Kunst gewesen sei, keinen Unterschied zwischen „strahlendem und trübem Lichte" zu machen. Aber grade wenn man fordert, daß der Künstler ein schonungsloser Aufklärer sein solle, kommt man zu dem Schluß: die Kunst muß heute optimistisch sein! Wenn der Künstler nämlich, wie Süskind sagt, das Leben als ungeordnetes Spiel, also pessimistisch auffaßt, wenn er „die Welt als Verhängnis" sieht, dann beweist er, daß er kurzsichtig ist, und ein Künstler darf nicht kurzsichtig sein. Dann spielt er den Reaktionären in die Hände. Denn die „Armeleute-Kunst", die dem heutigen Revolutionär gefährlich und etwas lächerlich erscheint, dient ja der Reaktion zum Werkzeug, um als unabänderlich und schicksalhaft hinzustellen, was nur von Menschen falsch eingerichtet ist. Der Trick besteht darin, wirkliches Schicksal, wirkliche Tragik, wie sie aus der menschlichen Natur folgt, zu verquicken mit den Auswirkungen unheilvoller Einrichtungen, die beseitigt werden müssen. So wie für uns heute gewisse Dramen ihren tragischen Gehalt verloren haben, weil sie vom Kampf gegen Sittlichkeits- oder Ehrbegriffe handeln, die wir als falsch und zeitgebunden erkennen, so müssen wir jede Kunst ablehnen, die den Kampf gegen die heutige Gesellschaftsordnung als einen hoff-

nungslosen Kampf gegen ein Schicksal schildert. Nicht weil sie uns nicht in den Kram paßt, sondern weil sie gegen den Grundsatz der künstlerischen Wahrhaftigkeit verstößt; weil sie nicht tief genug sieht. Wenn in dem Film „Kuhle Wampe" ein Arbeitsloser Selbstmord begeht, so ist das nicht als Tragödie gemeint sondern als das Beispiel eines Menschen, der, indem er aus dem Fenster springt, zu kurz springt. Eines Menschen, der zu kurz denkt.

Pessimisten denken zu kurz und daher reaktionär. Deswegen muß die Kunst heute optimistisch sein. Ihre wichtigste Aufgabe ist, die unheilvolle Sinnlosigkeit der heutigen Welt aus der feierlichen Gesellschaft echter Schicksale zu vertreiben: ihre Unfeierlichkeit zu zeigen, um den Mut zu ihrer Bekämpfung zu stärken. Sie deutlich abzusondern von dem, was seinem Wesen nach wirklich „verhängnisvoll" und „ungeordnetes Spiel" in dieser Welt ist.

So zeigt sich, daß der Künstler, der zu denken versteht, mit seinem Bestreben nach wahrhafter Darstellung zugleich auch die gewünschte Wirkung erzielt, die beste Tendenz proklamiert. Dieser Tage fand ich in einem Hörspiel von Fritz Peter Buch ein Stück aus der Rede zitiert, die Reinhold Michael Lenz in Straßburg über Goethes Götz gehalten hat. Es waren erstaunliche, zeitgemäße Sätze. „Unsre heutigen Schaubühnen wimmeln von lauter Meisterstücken, die es aber freilich nur in den Köpfen der Meister selber sind. Laßt uns einen neuen Weg einschlagen, meine Brüder, Schauspiele zu beurteilen — laßt uns einmal auf ihre Folgen sehen, auf die Wirkung, die sie im Ganzen machen. Wenn ihr einen Stein ins Wasser werft, so beurteilt ihr die Größe, Maß und Gewicht des Steins nach den Zirkeln, die er im Wasser beschreibt. Also sei unsre Frage bei jedem neuen herauskommenden Stück das große, das göttliche Cui bono? — das heißt: Wem dient es? Welche Wirkung bringt es hervor, welche Veränderung an der lebendigen Substanz des Menschen wie der Welt? Die Produkte all der tausend französischen Genies auf unsern Geist, auf unser Herz, auf unsre ganze Existenz? Behüte mich der Himmel, ungerecht zu sein. Wir nehmen ein süßes Gefühl mit nach Hause, so gut, als ob wir eine Bouteille Champagner ausgeleert — aber das ist auch alles. Eine Nacht drauf geschlafen, und alles ist wieder getilgt. Wo ist der lebendige Eindruck, der sich in Gesinnungen, Taten und Handlungen hernach einmischt, der prometheische Funke, der sich so unvermerkt in unsre innerste Seele hineingestohlen, daß er, wenn wir ihn nicht durch gänzliches Stillliegen in sich selbst wieder verglimmen lassen, unser ganzes Leben beseligt? Das sei also unsre Gerichtsfrage, nach der wir auch mit unverbundenen Augen den Wert eines Stückes bestimmen ..."

Die beste Wirkung aber erzielt, wer die Wahrheit am tiefsten erfaßt. Und wo schlechte Wirkung erzielt wird, da muß man Unwahrheit vermuten. Es gibt keinen Unterschied zwischen Tendenzkunst und reiner Kunst. Von einem pessimistischen Kunstwerk nehmen wir „ein süßes Gefühl" mit nach Hause, das des Mitleids — und das falsche Weltbild eines Kurzsichtigen. Eine gelungene Darstellung aber feuert uns an, die Welt zu ändern. Sie weist auf ein happy end hin, das nicht „erschlichen" wird, wie das der Opiumfilme, sondern erkämpft.

Rudolf Arnheim

Zum Thema Buchkritik

Dem literaturbeflissenen Leser, der sich daran orientieren möchte, was ihm die entsprechenden Spalten seiner Zeitung oder Zeitschrift bieten, wird bald klar werden, daß dies ein beinah nutzloser Versuch ist. In dieser Rubrik ist ein heilloses Neben- und Durcheinander eingerissen, das mit dem, was besprochen wird, anfängt. Es ist beinahe so, daß jeder jedes kritisiert, und nicht nur das ihm Gemäße. Da haben sich ein paar Dutzend

Universalgenies etabliert, die beneidenswert unbekümmert über Bücher mit den allerverschiedensten Themen zu Gericht sitzen. Überall picken die Herren nur die Oberfläche an, weil sie keine Zeit haben, sich näher mit dem Produkt einzulassen, auf dem Schreibtisch harrt ihrer schon wieder ein andres. Und so kommt es, daß dem Leser wahllos durcheinandergemixte Gerichte vorgesetzt werden, an denen er sich bestimmt den Magen verdirbt; wobei das Schlimmste ist, daß der Rezensent immer den Objektiven herausbeißt und heute an diesem geistigen, literarischen, politischen oder künstlerischen Standpunkt etwas Schätzenswertes entdeckt und morgen an jenem. Von welchem geistigen Prinzip aus e. urteilt, das wird man vergeblich festzustellen versuchen.

Man könnte einwenden: ich übersehe eine Richtung in der Literaturkritik, die von einem ganz bestimmten, sogar sehr scharf konturierten Weltbild, nämlich dem marxistischen, ausgeht. Stimmt, doch wurde hier nicht nur einmal nachgewiesen, daß eine derartige Kritik glatt an wesentlichen Dingen vorbeireden muß, weil sie diese ihrer theoretischen Fundierung nach einfach nicht zu erfassen vermag. Auf dem Gebiet geistiger Produktion ist andres als das Ökonomische maßgebend.

Neben jenen Mädchen für alles und diesen hier, die mit einem außerkünstlerischen Prinzip an Künstlerisches heranzugehen versuchen, führt ein einsames Dasein eine Handvoll Kritiker, deren Nervenenden beglückend instinktsicher reagieren. Der einzige Einwand, der gegen sie zu erheben wäre: sie urteilen alle für sich, von ihrer Ecke aus. Doch ein neues Weltbild läßt sich nicht aus dem Boden stampfen, es formt sich heute erst in ganz wenigen, und auch da ist es noch reichlich ungeklärt. Man sollte sich also, um die arg ramponierte Literaturkritik wieder auf ein einigermaßen ansprechendes Niveau bugsieren zu können, die Methode dieser Wenigen zu eigen machen. Was zeichnet sie aus? Sie besprechen nicht wahllos alles, was ihnen Verleger oder Redakteur ins Haus schicken, sondern nur das, was sie anspricht. Nicht jedes Buch, das dem Erlebniskreis dieser Zeit seinen Stoff entnimmt, ist schon deshalb wichtig. Es gibt da eine Flachheit der Gesinnung, die sich am stärksten in der formalen Schlampigkeit dokumentiert. Laßt das von vornherein beiseite, es lohnt sich nicht. Ordnen wir erst ein wenig, nehmen wir uns nur das vor, wo sich sofort eine innere, die Kritik befruchtende Beziehung einstellt. Und dies wenige soll dann auch dem Leser so vorgeführt werden, daß er sich ein Bild machen kann: von dem Inhalt, der Form, den Quellen, die das Buch speisten, von der Weltanschauung, die es in sich trägt und von der es getragen wird.

Gewiß liegt die Gefahr vor, daß dabei nur ein wenn auch sehr interessantes Nebeneinander glänzender Einzelleistungen herauskommt, erzeugt durch die teilweise konträrsten Ansichten von Individuen. Aber dieses Widerspiel dient doch, abgesehn von seinem Reiz, dazu, daß sich allmählich auch von diesem Lebensausschnitt her etwas kristallisiert, was Allgemeingültigkeit für sich in Anspruch nehmen darf.

Hat die Buchkritik eine persönliche Note, dann hilft der Kampf der echten, erlebten Meinungen, der Meinungen, die sich die Rezensenten in der Auseinandersetzung mit ihrem Objekt erobert haben, das mitschaffen, was uns heute fehlt: den Maßstab, der aus dem Neben- ein Miteinander macht.

Walther Karsch

Staatshilfe verpflichtet

Die Wandlung der Rechtsanschauungen, die seit Bestehen der deutschen Republik vor sich gegangen ist, hat auch

zu einer Änderung des Eigentumsbegriffes geführt. Die Reichsverfassung erkennt grundsätzlich die wirtschaftliche Freiheit des Einzelnen an, sie gewährleistet in Art. 153 das Eigentum und stellt den kategorischen Imperativ auf: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich Dienst sein für das gemeine Beste". Wenn auch die Bestimmungen über die Pflichten des Eigentums recht allgemein gehalten sind und sich nur zarte Andeutungen einer Boden- und Wirtschaftsreform in der Verfassung finden, so kann andrerseits aber auch von Rechten des Besitzes gegen den Staat keine Rede sein. Bemerkenswert ist es, wenn jetzt Hilferding im Haushaltsausschuß die ausdrückliche Erklärung abgibt, daß die Reichsgarantie hinter den Großbanken stehe und in Kriegszeiten effektiv werden müsse. Diese Anschauung dürfte im wesentlichen vom überwiegenden Teil der Bevölkerung — einschließlich der Mehrheit der Arbeiterschaft — geteilt werden. Eigentum verpflichtet also nicht allein, sondern berechtigt auch nach ungeschriebenen Gesetzen zur Staatshilfe. Es wäre durchaus falsch, hierin eine Wandlung der Staatsauffassung von der Demokratie zur Plutokratie zu sehen. Nicht den Bankdirektoren zu Liebe sind die Banken gestützt worden, sondern weil zwischen ihnen und der gesamten Volkswirtschaft eine Notgemeinschaft besteht. Aus ähnlichen Gründen wie in Deutschland ist man in zahlreichen andern Ländern zu Bankensanierungen geschritten. Das Repräsentantenhaus Amerikas ist zum Beispiel durchaus nicht besonders bankenfreundlich gesinnt sondern sieht nur in dem Zusammenbruch der Kreditwirtschaft eine Gefahr, die im Interesse der Gesamtbevölkerung um jeden Preis verhindert werden muß. So hat auch fast jedes europäische Land im Laufe des letzten Jahres Banken gestützt.

Mit der allgemeinen Anerkennung einer solchen Gefahrengemeinschaft haben die Kreditinstitute aber aufgehört, privatwirtschaftliche Unternehmungen zu sein, die in ihren Entschlüssen völlig unabhängig sind. Dies gilt nicht allein von jenen Banken, deren Mehrheit sich im Staatsbesitz befinden oder von den andern, die nur durch erhebliche Subventionen ihr Dasein fristen können, sondern auch von der Gesamtheit des Kreditgewerbes, soweit die praktische Staatsgarantie hinter ihm steht. Da das mittlere und kleinere Bankgewerbe im Fall von Schwierigkeiten keine Staatshilfe bekommen hat, kann man ihm auch keine Beschränkungen seiner Handlungen auferlegen. Die Großbanken aber, die im Besitz jener offenen oder stillen Garantie sind, müssen sich wohl oder übel nach den Interessen des Garanten richten.

Besonders grotesk wirkt es daher, wenn ein Institut, dessen Majorität sich im Besitz des Reiches befindet, bewußt gegen die Wünsche der Regierung verstößt. Um dieses zu verhindern, braucht man sich auf keine Verfassung und auf keine Rechtsanschauung allgemeiner Natur zu berufen, man braucht auch nicht über den Undank der durch Staatshilfe vor dem Zusammenbruch geretteten Bank zu klagen. Das Handelsgesetzbuch gibt dem Majoritätsinhaber einer Aktiengesellschaft das Recht, seinen Einfluß im Aufsichtsrat geltend zu machen. Das Reich hat bei den Banken davon Abstand genommen, sich im Aufsichtsrat ein zahlenmäßiges Übergewicht zu sichern, damit die Kreditinstitute nicht bureaukratisiert werden. Nach den im Haushaltsausschuß des Reichstages von den verschiedensten politischen Parteien geäußerten Ansichten müssen aber künftig die mit der Wahrnehmung der Reichsinteressen beauftragten Aufsichtsratmitglieder einen angemessenen Einfluß ausüben. Die Reichsregierung muß diesem Wunsche sehr bald Rechnung tragen und dafür sorgen, daß künftig ein Institut wie die Commerz- und Privatbank, dessen Majorität

sich beim Reich befindet, dem berechtigten Verlangen der reichseignen Viag nach Aufsichtsratsmandaten in der Ilse Bergbau A.-G. nicht dauernd Widerstand entgegensetzt. Wie der jüngste Abschluß der Viag gezeigt hat, haben die reichseignen Unternehmungen im allgemeinen durchaus nicht schlechter, meistens aber besser als privatwirtschaftliche Gesellschaften gearbeitet. Es zeugt von einem hochgradigen Mangel an Staatsgesinnung in unsrer Wirtschaft, wenn die öffentliche Hand mit den schärfsten Mitteln bekämpft wird und nur dann willkommen ist, wenn die Unternehmungen unmittelbar vor dem Ruin stehen. Da nur wenige Unternehmer über die Forderungen der Wirtschaftsethik zu belehren sind, so bleibt dem Staat, welche Form ihm auch immer gegeben sein mag, nichts andres übrig, als für die Anerkennung der Doppelseitigkeit des ungeschriebenen Notgemeinschaftsvertrages zwischen Wirtschaft und Gesellschaft Sorge zu tragen.

Bernhard Citron

Die Animierdame stößt Bescheid

Ich sitze nachts auf hohen Hockern,
berufen, Herrn im Silberhaar
moralisch etwas aufzulockern.
Ich bin der Knotenpunkt der Bar.

Sobald die Onkels Schnaps bestellen,
rutsch ich daneben, lad mich ein
und sage nur: „Ich heiße Ellen.
Laßt dicke Männer um mich sein!"

Man darf mich haargenau betrachten.
Mein Oberteil ist schlecht verhüllt.
Ich habe nur darauf zu achten,
daß man die Gläser wieder füllt.

Wer über zwanzig Mark verzehrt,
der darf mir in die Seiten greifen
und (falls er solcherlei begehrt)
mich in den Hemiglobus kneifen.

Selbst wenn mich Einer Hure riefe,
obwohl ich etwas Bessres bin, —
das ist hier Alles inklusive
und in den Whiskys schon mit drin.

So sauf ich Schnaps im Kreis der Greise
und nenne dicke Bäuche Du
und höre, gegen kleine Preise,
der wachsenden Verkalkung zu.

Und manchmal fahr ich dann mit einem
der Jubelgreise ins Hotel.
Vergnügen macht es zwar mit keinem.
Es lohnt sich höchstens finanziell.

Falls aber Einer glauben wollte,
mir könne Geld im Bett genügen,
also:
Wenn ich die Wahrheit sagen sollte,
müßt ich lügen!

Erich Kästner

Hinweise der Redaktion

Berlin

Liga für Menschenrechte. Donnerstag 20.00. Lehrervereinshaus, Alexanderplatz: Krieg und Fascismus. Es sprechen: Léon Jouhaux und Erik Nölting.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Reichskonferenz. Café Friediger am Potsdamer Platz (Sitzungssaal). Freitag 20.00: Eugen Brehm: Ostasien und Genf, oder Die Impotenz des Völkerrechts; Kurt Hiller: Über die Ursachen des nationalsozialistischen Erfolges. — Sonnabend 20.30: Chemiker Dr. Herbert Busch: Ist ein wirksamer Luftschutz möglich? Karl Frank: Wie kommen wir endlich zur Einheitsfront? — Referate und Aussprache öffentlich.

Essen

Weltbühnenleser. Treffpunkt jeden Freitag 20.00 im Restaurant des Schauspielhauses, Hindenburgstraße.

Rundfunk

Dienstag. Königsberg 19.15: Musikalische Plagiate, Hans Reimann. — Berlin 19.35: Bruno Nelissen-Haken liest. — Breslau 20.30: Shaws Candida. — Mittwoch. Langenberg 18.15: Über den Dilettantismus, Erik Reger. — Mühlacker 19.30: Hermann Kesser liest. — Leipzig 20.30: Neue Hoffnung im Drama. — Berlin 22.00: Hilfe für die Donaustaaten? Zeitbericht von Actualis. — Freitag. Frankfurt 11.00: Goethe-Feier, veranstaltet von dem Comité permanent des Lettres et des Arts des Völkerbundes. — Berlin 21.10: Das Unaufhörliche von Gottfried Benn und Paul Hindemith. — Sonnabend. Hamburg 17.55: Zu Strindbergs 20. Todestag, Lutz Weltmann. — Königsberg 19.35: Strindberg im Selbstbildnis.

Antworten

Kube, M. d. L. Wie man hört, streben Sie auf Grund einer parlamentarischen Kombination mit dem Zentrum nach der Ministerpräsidentschaft in Preußen. Vielleicht interessiert es Sie, daß Ihr Gesinnungsgenosse Ernst Krieck in seinem 1931 veröffentlichten Buch „Völkischer Gesamtstaat und nationale Erziehung" also schreibt: „Was von den äußersten Flügeln anstürmt, Nationalsozialisten und Kommunisten, hat nur den Anschein der Partei, ist in Wirklichkeit revolutionäre Bewegung nicht nur gegen die bürgerliche Staatsform und die staatstragende Mitte, sondern gegen den Individualismus, auf dem zuletzt alle Parteien gründen. Die Gefahr für diese Bewegungen liegt aber schon im Anschein: werden sie wirklich zu Parteien, essen sie vom Parlamentarismus, so gehen sie daran zugrunde." Wollen Sie vom Parlamentarismus essen und Ihre Partei damit töten? Allerdings, das Brot der Ministerpräsidentschaft ist für den davon Betroffenen ja leidlich nahrhaft.

Filmsnob. Wer, vor Jahren, gegen Carl Dreyers „Johanna"-Film Einwände erhob, der stand einsam und wie Sebastian mit Pfeilen gespickt auf weiter Flur. Dreyers neuer Film „Vampyr" gefiel bei der ersten Vorstellung nur drei Personen, die erregt fuchtelnd und mit rotem Kopf die Sache der Kunst gegen das übrige Publikum verteidigten, das fröhlich pfeifend und aufgekratzt wie nur je nach einem Lustspiel das Kino verließ. Der Film bietet ein kümmerliches Versteckspiel zwischen Blutsaugern und Blutarmen; bei strahlendem Sonnenschein werden ganze Armleuchter voll Kerzen angezündet, der Stimmung halber, und der Vampyr heißt Frau Chopin, sieht aber aus wie Franz Liszt. Der selige „Nosferatu" mit Stoßzähnen und Ratten im Sarg stellt dies wohlausgeleuchtete Schauerstück bei weitem in den Schatten.

Konsul Henry Bernhard. In seinem Aufsatz „Stresemanns Vermächtnis" meinte Hanns-Erich Kaminski, Stresemann hätte es vielleicht als die Tragik seines Schicksals empfunden, daß sein Nachlaß bei Ullstein erscheint. Dazu schreiben Sie dem Autor: „Die Tatsache, daß der Nachlaß Stresemanns im Verlag Ullstein erscheint, ist in erster Linie dadurch geschaffen, daß Stresemann selbst im Jahre 1927 einen Vertrag mit dem Verlag Ullstein sozusagen paraphiert hatte, der das Erscheinen des von Stresemann geplanten eignen Memoirenwerkes im Verlag Ullstein vorsah." Hanns-Erich Kaminski hat keinesfalls andeuten wollen, Sie oder die übrigen Nachlaßverwalter Stresemanns hätten durch die Wahl des Verlags Ullstein pietätlos gegen den Verstorbenen gehandelt. Daß das Vermächtnis des Führers der Deutschen Volkspartei von einem demokratischen Haus herausgebracht wird, bleibt jedoch überraschend. Und daß Stresemann selbst keinen seiner Partei näherstehenden Verlag fand, beweist nochmals, wie weit er sich von seinen alten Weggenossen entfernt hatte. Ist die Bezeichnung „tragisch" dafür wirklich so übertrieben?

Alfred Braun. Man ist vor dem eignen Mikrophon nicht sicher. Der Hellseher Hanussen hat neulich vor allen Rundfunkhörern behauptet, Sie hätten Geld in Liechtenstein. Mit dem Rundfunk-Überwachungsausschuß ist es offenbar wie mit den Polizisten. Wenn man sie braucht, sind sie nicht da.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Militärdiktatur von Hanns-Erich Kaminski

Am 12. Mai 1932 hat ein neuer Abschnitt der deutschen Geschichte begonnen. Seit dem 12. Mai 1932 herrscht in Deutschland die Militärdiktatur.

Wir leben nicht mehr in der demokratischen Republik, wir stehen längst an der Schwelle des Dritten Reichs. Um uns über diese Schwelle zu stupsen, haben jetzt die Generale des Reichswehrministeriums die Macht übernommen.

Daß Offiziere zum Reichskanzler gehen und ihm erklären, sie hätten kein Vertrauen mehr zu ihrem Vorgesetzten, daß der Reichskanzler eine solche Demarche widerstandslos hinnimmt und daß der Reichswehrminister darauf tatsächlich zurücktritt, umfaßt alle Kennzeichen eines Staatsstreichs. Die Blätter der Rechten versuchen allerdings, gestützt auf eine amtliche Verlautbarung, das Auftreten der Generale abzuleugnen, obgleich es der ‚Lokalanzeiger' schon einen Tag vorher angekündigt hatte. Wozu eigentlich diese Vertuschungsversuche? Haben die Sieger ein schlechtes Gewissen? Soll der Anschein der Legalität immer noch aufrechterhalten werden?

Die ‚Weltbühne' wird, solange wir hier noch schreiben dürfen, nicht zur Verschleierung der Wahrheit beitragen. Und die Wahrheit ist, daß die Weimarer Verfassung nicht mehr existiert. Darum, nur darum ist die Aktion der Generale kein Staatsstreich. In einem verfassungslosen Regime gibt es keine Staatsstreiche. In einem verfassungslosen Regime gibt es nur Intrigen, Pronunciamientos und Palastrevolutionen.

Von München aus war, wohl nicht ohne Zutun des Reichskanzlers, schon vor einigen Tagen auf die Umtriebe der Reichswehrgenerale hingewiesen worden. Derartige Zustände seien bolivianisch, meinte das münchner Blatt. Aber warum in die Ferne schweifen, bis in die zweite Heimat des Herrn Röhm? Die Reichswehr hält bekanntlich die Traditionen der alten Armee hoch. Und was jetzt Schleicher und Hammerstein — ja, auch der unpolitische, verfassungstreue Hammerstein! — getan haben, ist genau dasselbe, was Hindenburg und Ludendorff taten, als sie von Wilhelm die Verabschiedung Bethmann-Hollwegs erzwangen. Auch damals hatte der Kaiser längst aufgehört, zu regieren; auch damals bezeichnete die Militärdiktatur die letzte Phase eines in der Auflösung begriffenen Systems.

In solchen Augenblicken kommt alles zusammen, um die Zustände zu demonstrieren. Es hat nichts mit dem Rücktritt Groeners zu tun, daß Hitlers Femerichter den Reichstag zu einem nationalsozialistischen Verkehrslokal gemacht haben, in dem Mißliebige niedergeschlagen werden. Es fällt auch kaum noch auf, daß dem Parlament nicht einmal ein provisorischer Etat vorgelegt wurde und daß die sogenannten Volksvertreter auseinandergingen, bevor über zahlreiche Anträge, die auf der

Tagesordnung standen, abgestimmt wurde. Dennoch bilden diese Vorgänge die Folie zum Beginn der Militärdiktatur. Sie zeigen, daß sich kein Mensch mehr um den Reichstag kümmert, am wenigsten die Generale, die nicht einmal seine Vertagung abwarteten.

Wenn es jetzt so hingestellt wird, als sei Groener über seine Reichstagsrede gestürzt, mutet das wie ein Witz an. Ich habe die Rede gehört. Sie war mehr als kläglich. Groener bekam keinen zusammenhängenden Satz heraus, er stotterte, er machte Pausen, er verhedderte sich, man merkte ihm deutlich an, wie unangenehm es ihm war, gegen die Nazis und die Brutusse in seinem eignen Ministerium auftreten zu müssen. Aber seit wann sind die paar Offiziere, die sich, pars pro toto, immer „die Wehrmacht" nennen, so parlamentarisch, daß sie keinen Chef ertragen können, der den Anforderungen der Parlamentstribüne nicht gewachsen ist?

Groener ist nicht gestürzt worden, weil seine Autorität gelitten hat. Er ist auch nicht gestürzt worden, weil er seinen Untergebenen zu weit links stand. Er ist gestürzt worden, weil sein Stab in einer militärischen Frage andrer Meinung war als er. Groener hielt die SA. für eine Gefahr für die Landesverteidigung. Schleicher hält sie für ein Reservoir.

Über Groener sind die Akten nun geschlossen. Es ist charakteristisch für ihn, daß er nach den Dolchstößen des treuen Schleicher und des braven Hammerstein nicht sein Haupt verhüllt und gänzlich verschwindet, sondern Reichsinnenminister bleibt. Mit diesem Amt, das, ohne Exekutive, bedeutungsloser ist als das des Reichspostministers, hat er jetzt die Stellung, die seiner politischen Bedeutung entspricht.

Aber das gehört zum deutschen Schicksal. Wer die Reichswehr hat, der erscheint immer als der Mann von Eisen, um den sich alle reißen. Nach einiger Zeit erweist sich dann, daß das Eisen Blech ist, und dann taucht hinter dem Reichswehrminister allemal der Chef der Heeresleitung auf. So stand Lüttwitz hinter Noske, Seeckt hinter Geßler, Schleicher hinter Groener. Wie lange wird wohl Schleicher für klug und energisch gelten? Der Unterschied ist immerhin, daß Lüttwitz und Seeckt geholt wurden, während Schleicher sich selber vorgedrängt hat.

Die Frage ist jetzt, wie lange Brüning sich noch halten kann. Nachdem der Nimbus Groeners zerstört ist, trägt der Reichskanzler unter lauter Staatssekretären und „neutralen" Fachministern das Kabinett allein auf seinen Schultern. Daß er eine parlamentarische Mehrheit besitzt, kann ihm dabei nicht helfen, in Deutschland kommt es ausschließlich auf das Vertrauen des Reichspräsidenten an. Der Fall Groener beweist, daß dieses Vertrauen erschüttert werden kann. Der Angriff auf Groener aber war ein Flankenangriff auf Brüning. Warum soll nicht eines Tages Schleicher erklären, die Wehrmacht habe auch kein Vertrauen mehr zum Reichskanzler?

Und warum sollen die Generale dann nicht ebenso Erfolg haben wie diesmal? Die Militärdiktatur ist zwar durchaus neben oder vielmehr über einer Scheinregierung möglich, aber Brüning betrachtet sie zweifellos als ein Hindernis für ihre völlige Machtentfaltung.

Man soll in der Politik nicht prophezeien. Trotzdem wage ich die Voraussage, daß die Regierung Brüning die Konferenz von Lausanne nicht überleben wird. Die Schuld daran trägt der Kanzler selbst. Seine Haltung hat die Militärdiktatur erst ermöglicht. Seine Politik, alle Verantwortlichkeiten zu verschieben und das Programm der Rechten mit Hilfe der Linken durchzusetzen, könnte nur gerechtfertigt werden, wenn er den nationalen Freiheitskrieg gewinnt. Und weil das unmöglich ist, muß er scheitern.

Immer wieder hat Brüning versprochen, er werde die Rüstungsgleichheit, die Streichung der Reparationen und dadurch eine Milderung der Wirtschaftskrise erreichen. In seiner letzten Reichstagsrede hat er sogar erklärt, er befände sich hundert Meter vor dem Ziel. Wenn das der Fall wäre, dann brauchte der Reichskanzler doch gar nicht mehr nach Lausanne zu fahren. Auf eine Konferenz geht man, um zu verhandeln. Wenn man sich von vornherein auf feste Preise kapriziert, sind Verhandlungen überflüssig.

„Ich habe gesagt", heißt es in der Kanzlerrede, „daß ich es als meine Pflicht auffasse, dem deutschen Volk die Wahrheit über seine Lage zu sagen." Das sei Doktor Brüning gern geglaubt. Aber wenn er seine Schilderung der Lage für richtig hält, ist er außerordentlich schlecht unterrichtet. Es ist leider vollkommen ausgeschlossen, daß die übrigen Staaten soweit abrüsten wie es der Friedensvertrag den Besiegten vorschreibt; daß sie außerdem definitiv auf die Zahlung von Reparationen verzichten; und daß sie schließlich auch noch ihre Zölle abbauen und Deutschland obendrein Kredite geben.

Die Art und Weise, in der Brüning seine Forderungen stellt, ist dabei keineswegs dazu angetan, den andern Regierungen ein Entgegenkommen zu erleichtern. Was sollte das Wort von dem „unwürdigen Drängen unsrer Gläubiger"? Und die Ablehnung „unklarer internationaler oder humanitärer Gedankengänge", zu der sich der Kanzler in seiner Rede vor der ausländischen Presse bekannte, sollte wohl eine Morgengabe für Herriot sein?

Aber der Reichskanzler will eben nicht verhandeln. Er will den Nationalsozialisten zeigen, daß er auch national ist, er wirft ihnen sogar vor, sie seien zu größern Zugeständnissen bereit als er. So ist er aus Furcht vor den Nazis immer mehr in deren Fahrwasser geraten. In diesem Fahrwasser aber muß er Schiffbruch erleiden.

Was stürzt, fällt nach einem physikalischen Gesetz immer schneller. Deutschland geht nach dem Weltkrieg und dem Ruhrkrieg seiner dritten Niederlage entgegen, und der Zusammenbruch wird die letzten Tragbalken des 1918 begründeten Systems mit sich reißen. Die Militärdiktatur ist immer der Anfang vom Ende.

Die französischen Wahlen von Victor Basch

Ein Sieg der Linken, ein größerer Sieg, als die Optimistischsten unter uns ihn vorausberechnet hatten. Wir wußten wohl, daß die Radikalsozialisten, mitgerissen von der energischen Führung Herriots, im Sturm eine beträchtliche Anzahl Sitze erobern würden. Aber weniger sicher war man über den Erfolg der Sozialisten: im besten Fall, schätzte man, werden sie ihre Stellung halten. Aber es kam anders, sie haben siebzehn Mandate gewonnen.

Dieser Sieg ist um so bemerkenswerter, als die Linke unter den ungünstigsten Bedingungen in den Kampf zog. Zunächst hat die Rechte versucht, den Triumph der Hitlerleute auszubeuten. Dann kam die tragische Ermordung des Präsidenten der Republik, die die offiziöse Presse — obwohl sie die Tat eines Verrückten zu sein scheint, und zwar eines Verrückten, der zu den Weißen Russen gehört und der sich zu Mussolini und Hitler bekennt — als von der Sowjetregierung angestiftet zu bezeichnen wagte. Besonders aber und in der Hauptsache war es die gemeine Kampfart der Regierung, die behauptete, daß ein Sieg des Linkskartells die Entwertung des Franken auf einen Sou bedeutete; ein Kampf, der sich auf Börsenmanöver stützte, dank denen die alte dreiprozentige Staatsanleihe, das Barometer der öffentlichen Meinung, um einen Punkt zurückgegangen war und in ihren Sturz alle französischen Werte mitgezogen hatte.

Alles das hat aber die mächtige, aus der Tiefe kommende Welle nicht aufhalten können, die seit einigen Monaten am Horizont sichtbar war. Die französischen Wahlen gehorchen einer Reflexbewegung von sonderbarer Regelmäßigkeit. Nach einer Kammer der Nationalen Einheit die des Kartells, nach der verschiedenfarbig schillernden Kammer von 1928 die des radikalsozialistischen und sozialistischen Triumphs. Das politische Pendel schlägt von links nach rechts aus, um immer wieder mit ausgesprochener Weisheit auf jenen Mittelpunkt zurückzukehren, zu dem trotz allen augenscheinlichen Abweichungen, die aber stets im Rahmen bleiben, der kluge Durchschnitt der französischen Meinung neigt, die einerseits von ihren Geistigen und den Arbeitermassen zu kühnen Abenteuern mitgerissen, aber immer wieder von der bodensicheren Vernunft ihrer die feste und stabile Mehrheit der Bevölkerung ausmachenden Bauern zurückgehalten und gebremst wird.

*

Es ist also ein Sieg der Linken, aber ein Sieg, der unter solchen Bedingungen davongetragen wurde, daß sich zur Stunde noch nicht sagen läßt, wie er ausgewertet werden wird. Wie damals Gambetta sagte: Wenn die Stunde der Gefahr vorbei ist, dann fangen die Schwierigkeiten erst an.

Edouard Herriot, dem bestimmt gleich nach der Wahl Albert Lebruns zum Präsidenten der Republik die Bildung der Regierung anvertraut werden wird, dürfte in der Tat in großer Verlegenheit sein. Zunächst durch die Wahl des Präsidenten selbst, der durch seine Vergangenheit ein Spiegelbild der soeben aufgelösten Kammer und durch seine Eigenschaft als

Lothringer mit Nationalismus durchtränkt ist, den Spuren Poincarés zu folgen scheint und keineswegs der neugewählten Kammer entspricht. Was genau der Lage gleicht, in der sich 1924 Millerand befand. Die Entscheidung wird ihm ferner durch die beiden möglichen Wege erschwert, die er einschlagen kann und deren Wahl sehr unbequem ist.

Zwei Mehrheitsbildungen sind in der Tat in der kommenden Kammer möglich: Eine Majorität des Kartells aus Radikalsozialisten, Sozialisten und Nachbarparteien, eine Mehrheit Herriot-Blum, die mindestens 320 von 607 Abgeordneten umfaßt, und eine Majorität aus Radikalsozialisten und der Mitte, eine Mehrheit Herriot-Tardieu, die sich aus ungefähr 325 Stimmen zusammensetzt.

Zwischen diesen beiden Koalitionen wird Herriot sich zu entscheiden haben. Gegen beide von ihnen sprechen so gewichtige Gründe, daß man zur Stunde noch nicht übersehen kann, zu welcher der zukünftige Kabinettschef neigen wird.

Gegen eine Linkskartellbildung spricht die Stellung, die Herriot zu den sogenannten nationalen Fragen — Abrüstung und Reparationen — einnimmt, und zu den Bedingungen, die Léon Blum für jede Zusammenarbeit mit den Radikalsozialisten stellt: sofortige und fühlbare Herabsetzung der Militärkredite, ein nationales Versicherungssystem gegen Arbeitslosigkeit, arbeits- und landwirtschaftliche Gefahren, Nationalisierung des Versicherungswesens und der Eisenbahnen. Ferner die Feststellung Herriots, daß er entschlossen ist, nicht wieder die Politik der „wohlwollenden Neutralität" mitzumachen, die er von 1924 bis 1926 geduldet hat.

Andrerseits wendet sich gegen seine Zusammenarbeit mit der Partei Tardieu-Reynaud ein beträchtlicher Teil der Radikalsozialisten, alle jungen und aktiven Elemente der Parlamentsfraktion und, wie ich glaube, auch die Mehrheit der Wähler, die jede gemeinsame Arbeit mit Herrn Tardieu, gegen den jeder wahrhaft links Gerichtete einen wütenden Haß empfindet, als einen Verrat betrachten würde, den sie ihrem Führer nicht verzeihen würden.

Wie soll er aus dieser Sackgasse herauskommen? Durch — wie Herriot es absichtlich unbestimmt ausgedrückt hat — ein Ministerium à la Waldeck-Rousseau, das heißt ein Ministerium, das von den Sozialisten bis zu den Linksrepublikanern geht oder, um Namen anstatt Ideen zu setzen, von Renaudel und Paul-Boncour bis zu Tardieu-Reynaud. Nun ist aber sicher, daß die Sozialisten, wenn sie zu einer Beteiligung bereit sind — was zweifelhaft ist — sich glatt weigern werden, mit Tardieu zusammenzugehen, und auch nicht über die von Léon Blum formulierten Bedingungen mit sich handeln lassen; Bedingungen, die Herriot nicht annehmen kann. Und so wird er kaum ein noch aus wissen. Wenn man zu diesen politischen Schwierigkeiten noch die wirtschaftlichen und finanziellen hinzurechnet, denen die neue Regierung sofort zu begegnen hat, ferner die der Abrüstungskonferenz und der von Lausanne, so darf man daraus schließen, daß der Sessel, der Edouard Herriot angeboten werden wird, kein beneidenswerter ist.

*

Die Frage, die wahrscheinlich Deutschland mehr als die innere Politik interessiert und die die neue französische Kammer zu lösen haben wird, ist: welche Haltung wird das Kabinett, das aus dieser Kammer hervorgeht, zu den deutsch-französischen Beziehungen einnehmen?

Es ist wichtig, die deutsche öffentliche Meinung vor jeder Illusion zu warnen. Die französische Außenpolitik von morgen wird sich im Grunde wenig von der von gestern unterscheiden.

Jedes Ministerium, welches es auch sei, muß mit der Anschauung des Durchschnittsfranzosen rechnen. Der Seelenzustand dieses Durchschnittsfranzosen ist, wenn ich mich nicht täusche, so: Er ist ein glühender Anhänger des Friedens, dank einer eifrigen Propaganda, an der Organisationen wie die französische Liga für Menschenrechte den Hauptanteil tragen, und vollkommen bereit zu einer aufrichtigen Verständigung mit Deutschland. Aber er glaubt mit seinem einfachen Menschenverstand, daß zu jeder Verständigung zwei gehören, und er hat feststellen müssen, daß je mehr er zur Versöhnung neigt, desto widerspenstiger sich sein Partner verhält. Er möchte nichts lieber, als sich in der Schulden- und Reparationsfrage entgegenkommend zu zeigen. Er weiß, daß Deutschland augenblicklich zahlungsunfähig ist, sowohl was die geschützten als auch die ungeschützten Annuitäten betrifft. Aber er will nicht, daß Deutschland einseitig einen Vertrag bricht, den es unterschrieben hat, weil er durch seine lateinische Abstammung an dem Buchstaben juristischer Verträge hängt. Er will wohl im Augenblick auf Zahlungen verzichten, da sein Schuldner insolvent ist, aber er will, daß dieser seine Schuld anerkennt und sich nicht im voraus weigert zu zahlen, selbst für den Fall, daß seine finanzielle Lage sich bessern sollte.

Ebenso möchte dieser Durchschnittsfranzose Deutschland gern aus seinen gegenwärtigen Schwierigkeiten heraushelfen. Im Gegensatz zu dem, was so viele Deutsche denken, versteht er die Not des Reichs und nimmt daran teil. Aber, was er nicht zulassen kann, ist, daß Deutschland sich einerseits an den Großmut Frankreichs wendet und ihm andrerseits die Faust zeigt. Entweder, meint er, hat Deutschland Frankreichs Hilfe nötig, und dann kann dies zum wenigsten verlangen, daß man es nicht mit Beleidigungen überschüttet und nicht mit Drohungen schreckt. Oder Deutschland will seiner Neigung zur Gewalttätigkeit nachgeben, und dann soll Frankreich das Reich nur sich selbst überlassen.

Außerdem wäre der Durchschnittsfranzose, der den Abrüstungsplan Tardieus, dessen Grundgedanken übrigens ganz der Linken entnommen sind, für den einzigen hält, der einen soliden Frieden aufzubauen versucht, durchaus bereit, einer sofortigen, wesentlichen Abrüstung zuzustimmen. Aber auch hier stößt er sich an der Brutalität der deutschen Forderungen und an dem Mangel an Verständnis, das Deutschland für die französischen Besorgnisse hat. Warum versteht man nicht, daß angesichts des Hitlersiegs, angesichts der Drohungen, die Frankreich einerseits von den Naziführern, andrerseits von Mussolini entgegengeschleudert werden, dieses Land nicht auf

das verzichten will, was es, zu Recht oder Unrecht, für seine Sicherheit hält? Man stelle sich einen Augenblick vor, daß die deutschen Wahlen den französischen analog verlaufen wären, daß eine wahrhaft friedensbereite Linksmehrheit aus den Urnen hervorgegangen wäre: man könnte sicher sein, daß alle vernünftigen Franzosen — und diese bilden die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung — energisch für eine sofortige und starke Abrüstung eingetreten wären.

*

Dies sind die Gefühle des Durchschnittsfranzosen, die Gefühle, die die Politik des neuen Kabinetts leiten werden, das von jenen Radikalen gestützt wird, die im wesentlichen aus diesen Durchschnittsfranzosen mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern bestehen.

Zweifellos wäre eine andre Politik möglich, eine Politik der Kühnheit, des Muts, eine Politik, die ein Risiko in sich birgt, ein großes Risiko vielleicht, aber ein schönes, wie die Männer der äußersten Linken, die großen republikanischen Vereinigungen, wie die der Liga für Menschenrechte es von der neuen Regierung verlangen werden.

Ein neuer Kabinettschef müßte sich, anstatt sich an alte, vorsichtige, tastende und eingefahrene Methoden zu halten, mit dem Führer der deutschen Regierung treffen, und, anstatt ängstlich alle brennenden Fragen zu vermeiden, die zwischen den beiden Ländern offen sind, wagen, sie offen und freimütig zur Diskussion zu stellen, ohne etwas zu verschweigen und ohne Hintergedanken. Er müßte den deutschen Regierungschef fragen, was er von Frankreich will. Er müßte prüfen, was von diesen Wünschen annehmbar und vielleicht sofort zu befriedigen ist. Er dürfte ihm nicht den Buchstaben der Verträge gegenüberhalten. Er dürfte sich nicht weigern, über eine Abänderung zu sprechen, sondern nur aufzeigen, wie sehr eine unbedachte Revision Kriegsgefahren heraufbeschwöre. Er böte ihm eine wirksame Hilfe durch wirtschaftliche und finanzielle Zusammenarbeit an. Er zeigte ihm, daß eine deutsch-französische Zusammenarbeit auf allen Gebieten nicht nur den europäischen Frieden dauernd sichern könnte, sondern auch Deutschland erlaubte, wieder zu Reichtum zu kommen, ohne daß Frankreich den seinen einbüßte. Er verlangte zum Ausgleich für das alles von Deutschland einen Verzicht auf alle Gewaltmethoden und einen aufrichtigen, wahren und tiefen Friedenswillen.

Diese Politik mit allem Gutem, was für die Welt aus ihr folgt, ist keine Utopie. Wir Kämpfer der Linken sind bereit, sie zu verfechten. Aber finden sich in Deutschland Regierungsführer, die fähig sind, sie zu begreifen und zu befolgen, die notwendigen Worte, und zwar im Namen ihres Volkes auszusprechen, mit der Gewißheit, daß dieses Volk sie billigen und verwirklichen würde?

Das ist eine Frage, auf die nicht wir, sondern die Deutschen antworten müssen.

Deutsch von Milly Zirker

Herr Brüning! von Hellmut v. Gerlach

Grade acht Jahre ist es her. Die Maiwahlen Frankreichs hatten der Linken einen so überwältigenden Sieg gebracht, daß nicht nur die Ministerpräsidentschaft Poincarés, sondern sogar der reaktionäre Präsident der französischen Republik, Millerand, daran zerbrach. Herriot war der Herr Frankreichs. Mit heißem Herzen wollte er den wirklichen Frieden mit Deutschland.

Die Völkerbundsversammlung trat in Genf zusammen. Herriot vertrat Frankreich, MacDonald England. Noch nie hatte der Weltareopag so sehr den Stempel des Pazifismus getragen. Allerdings, Deutschland hatte noch nicht den Antrag auf Aufnahme gestellt. Aber von Tag zu Tag wurde er erhofft. Die reglementmäßige Frist war schon verflossen. Aber Herriot sagte mir: „Und wenn der deutsche Antrag am Tage vor dem Schluß unsrer Beratungen einläuft, wir nehmen Deutschland noch auf. Wie dürften Fristen in einem solchen Falle eine Rolle spielen!"

Der deutsche Antrag lief nicht ein. Dafür traf eine andre Kunde aus Berlin ein: Die Reichsregierung hatte in einer feierlichen Erklärung die deutsche Kriegsunschuld beteuert.

In Genf wirkte das fast wie eine neue Kriegserklärung, zumal die erste Nachricht von einer zweiten gefolgt wurde: Die deutsche Regierung wolle ihre Erklärung — die zunächst nur für den Hausgebrauch des reaktionären Reichstags bestimmt war — in amtlicher Form allen Unterzeichnern des Versailler Friedensvertrags notifizieren.

Erschüttert sagte mir Herriot: „Wenn die Notifikation erfolgt, muß ich sofort im Namen der französischen Regierung eine Gegenerklärung versenden. Dann gibt es keine Brücke zwischen Frankreich und Deutschland mehr."

Fridjof Nansen, der große Europäer und wahre Freund Deutschlands, war fast noch erregter als Herriot: „Die Notifikation wäre ein Unglück für Europa, für den Weltfrieden, aber besonders für Deutschland. Was kann geschehen, um sie zu verhindern?"

Ich sagte ihm, daß er von allen in Genf Anwesenden am meisten dazu tun könne, weil seine Stimme von jedem Deutschen als die eines wahrhaft Unparteiischen angesehen werde. Und ich bat ihn, sich sofort an den Reichskanzler zu wenden. Was er versprach und tat.

Die bekanntesten der in Genf weilenden deutschen Journalisten telegraphierten an den Reichskanzler, setzten ihm die Wirkung der berliner Nachrichten auf die Völkerbundsvertreter auseinander und warnten vor weitern Schritten.

Der nicht wieder gutzumachende Schade einer amtlichen Notifikation wurde vermieden. Was an Schaden zurückblieb, war noch groß genug. Die internationale Autorität grade der Deutschland bestgesinnten Staatsmänner hatte gelitten. Die Stimmung in Genf war verdorben. Besorgt fragten sich die Neutralen: Haben die Verantwortlichen Deutschlands immer noch nicht begriffen, daß man die große Außenpolitik nicht kleinen Augenblickserfolgen der Innenpolitik opfern darf?

Wieder haben die Wahlen Herriot zum maßgebenden Manne Frankreichs gemacht. Deutschland hat eine neue Chance. Soll es ihr ergehen wie der von 1924?

Die Gefahr ist groß. Die heutige deutsche Regierung steht genau so unter dem Eindruck des nationalsozialistischen Sieges, wie die Regierung Marx 1924 unter dem Eindruck des Sieges der Deutschnationalen bei den damaligen deutschen Maiwahlen gestanden hatte: Man muß den Rechtsradikalen den Wind aus den Segeln nehmen, indem man nicht bloß ihren nationalistischen Forderungen, sondern auch ihrer nationalistischen Terminologie möglichst weit entgegenkommt!

Einen schlimmern Fehlschluß kann es nicht geben. An Worten wird immer die Opposition der Regierung überlegen sein. Und macht man sich sämtliche Forderungen der Opposition zu eigen, so kommt sie morgen mit neuen.

Brüning steht genau in derselben Gefahr, der Marx 1924 unterlag. Er ist ihr fast noch mehr ausgesetzt als sein Vorgänger. Marx war wenigstens Zivilist durch und durch. Brüning hat aus seiner Vergangenheit als Offizier die Offiziersseele behalten.

1924 scheiterte die Verständigung zwischen Herriot und Marx an der Kriegsschuldfrage.

1932 kann die Verständigung zwischen Herriot und Brüning scheitern, wenn von deutscher Seite die Abrüstungs- und Reparationsfrage in dem Ton behandelt wird, den General Hoffmann 1917 in Brest Litowsk den Russen gegenüber anschlug.

Der Ton macht die Musik. Der Ton, den Brüning in seinen beiden letzten Reden angeschlagen hat, wird in Frankreich zum mindesten von den Männern der linken Mitte als Mißton empfunden. Diese linke Mitte aber muß Deutschland für sich haben, wenn es in Abrüstungs- und Reparationssachen zu einem positiven Ergebnis kommen will.

Wer in der Lotterie spielt, hat Aussicht auf das große Los. Diese Aussicht ist genau so groß wie die, bei der Parole „alles oder nichts!" alles zu bekommen.

Als ich im Januar in öffentlichen Versammlungen in Frankreich sprach, platzte die Meldung hinein, Brüning habe erklärt, Deutschland wolle keine Reparationen mehr bezahlen. Die ehrlichsten Freunde Deutschlands gerieten in eine fast verzweifelte Stimmung. Will Brüning Bethmanns Spuren folgen, wieder einen Vertrag für einen Fetzen Papier erklären?

Eine gewisse Beruhigung trat erst ein, als richtig gestellt wurde, es handle sich nicht um eine Erklärung über das Wollen, sondern über das Können. Allerdings, ein gewisses Kopfschütteln blieb. Man bietet Deutschland ein bedingungsloses neues Moratorium von einem Jahr an, und es sagt nein. Wie würde man einen Privatmann nennen, der so handelt?

Natürlich wäre das Ideal, daß Amerika seinen europäischen Schuldnern ihre Verpflichtungen erließe, daß diese dann Deutschland frei und ledig jeder Schuld erklärten. Jedermann wünscht das, aber Wünsche sind noch keine Politik.

Wenn die Konferenz in Genf auch nur den einen Beschluß faßte, daß alle Staaten, die bisher unbegrenzt rüsten durften,

ihre Militärausgaben um fünfundzwanzig Prozent einschränken müssen, so wäre das ein ungeheurer Erfolg im Sinne der Abrüstung. L'appétit vient en mangeant. Wenn die Steuerzahler merken, daß es mit fünfundzwanzig Prozent weniger Militärausgaben geht, werden sie sehr bald Appetit auf fünfzig Prozent Abstrich bekommen. Und so weiter!

Wenn in Lausanne Deutschland ein Moratorium von fünf Jahren zugebilligt wird, so wäre das ein glänzender Erfolg der deutschen Außenpolitik. Die Atempause würde zählen. Was nach fünf Jahren nötig oder möglich sein wird — Herr Brüning, wir wollen doch nicht Hanussen ins Handwerk pfuschen.

Stresemann wurde 1923 Staatsmann, als er auf Kraftausdrücke und Kraftmeierei verzichtete.

Was auch in Genf und Lausanne beschlossen werden möge, Hitler und Hugenberg werden schimpfen.

Ihnen, Herr Brüning, hat der 8. Mai eine Möglichkeit gegeben. Mit Herriot kann ein Deutscher Politik machen. Will er freilich eine Politik des „alles oder nichts" machen, dann wird es ihm scheinen, als ob Herriot und Tardieu Zwillingsbrüder seien.

Für Carl v. Ossietzky

General-Quittung von Kurt Tucholsky

Carl von Ossietzky geht für achtzehn Monate ins Gefängnis, weil sich die Regierung an der Weltbühne rächen will, rächen für alles, was hier seit Jahren gestanden hat. Ossietzky geht ins Gefängnis nicht nur für den Mitarbeiter, der den inkriminierten Artikel geschrieben hat — er geht ins Gefängnis für alle seine Mitarbeiter. Dieses Urteil ist die Quittung der Generale.

Der Hexenprozeß wurde unter sehr erschwerenden Umständen geführt.

Um Ossietzky zu verhindern, beizeiten loszuschlagen, wurde die Anklage auch wegen militärischer Spionage erhoben, ein Delikt, das nicht vorgelegen hat; der einschlägige Paragraph bestimmt aber, daß wie bei einem Prozeß der westfälischen Feme oder wie in einem Verfahren der Inquisition die Öffentlichkeit nicht einmal von der Erhebung der Anklage etwas wissen darf. Ossietzky konnte sich also vor dem Prozeß überhaupt nicht zur Wehr setzen.

Der Prozeß fand hinter verschlossenen Türen statt. Die Angeklagten hatten vor der Öffentlichkeit nichts zu befürchten — die Regierung alles. Die Angeklagten hatten ein gutes Gewissen. Die Regierung hatte das nicht.

Den Angeklagten und den Verteidigern wurde strenge Schweigepflicht auferlegt; es durfte nichts über das, was Gegenstand der Verhandlung gewesen war, veröffentlicht werden — auch nicht nach dem Urteilsspruch. Es ist eine Frage der Taktik und des Temperaments, ob man das befolgt.

Ossietzky hat alle diese Schweigebote nicht nur befolgt — er hat sich in gradezu heroischer Weise hinter die Sache ge-

stellt. Vom ersten Augenblick an bis heute gibt es keinen Satz, den dieser Mann geschrieben oder gesprochen hätte, wo er sich beklagt, sich rühmt, sich herausstellt. Ossietzky hat mir, als das Urteil herausgekommen ist, ebenso freundschaftlich wie fest verwehrt, ihn „anzusingen" — ich habe also damals nicht sagen können, was alle Beteiligten längst wissen: wie er noch im Prozeß versucht hat, sich vor den Schreiber des Artikels zu stellen; wie er versucht hat, die ganze Schuld auf sich zu nehmen und wie phrasenlos und still er diese böse Wartezeit durchgestanden hat. Nicht wissen, was morgen mit einem geschieht —, und dabei seine Arbeit tun: das ist nicht leicht. Das hat Ossietzky seit etwa zweieinhalb Jahren getan.

Es ist nun nachträglich versucht worden, den Erlaß der Strafe oder die Umwandlung der Gefängnisstrafe in eine Festungshaft auf dem Gnadenwege zu erreichen, und dazu ist Folgendes zu sagen:

Carl von Ossietzky hat, während diese Bestrebungen im Gange waren, selbstverständlich nicht nur Groener, sondern auch den Mann, der letzten Endes über das Gnadengesuch zu entscheiden hat, dauernd angegriffen. Er hat gegen Hindenburg geschrieben, also genau das Gegenteil dessen getan, was man als Opportunismus bezeichnen könnte. Diese Angriffe hat er mit seinem Namen gezeichnet.

Grund genug, um nach gewissen Begriffen deutscher Ritterlichkeit zu argumentieren: „Er greift uns ja doch an — wozu soll man so einen begnadigen?"

Ein Funke von Ritterlichkeit auf der amtlichen Seite wäre vielleicht zu erwarten gewesen — ich habe das nie erwartet, und es hat auch nicht gefunkt. Der „alte Herr" versteht in Sachen der Armee keinen Spaß, die Weltbühne auch nicht — und Ossietzky geht ins Gefängnis. Die meisten Begnadigungsversuche sind dem Reichspräsidenten gar nicht erst vorgelegt worden.

Nach Kenntnis der ausländischen Pressestimmen fasse ich zusammen:

Die behaupteten Tatsachen sind wahr. Das Reichswehrministerium hatte Butter auf dem Kopf.

Es ist gar nichts verraten worden — und zwar deshalb nicht, weil die behaupteten Tatsachen, insbesondere bei den Franzosen, bekannt gewesen sind. Es ist also auch vom Standpunkt des Militärs der deutschen Republik kein Schade entstanden. Nicht die Enthüllung hat geschadet — die Tatsachen haben geschadet.

Die gegnerische Presse tut so, als wollte Carl von Ossietzky für sich eine Extrawurst gebraten haben. Das ist unrichtig.

Die Begnadigungsaktion will geschehnes Unrecht mildern, weiter nichts. Denn hier ist ein schweres Unrecht geschehn. Für dieses Delikt, das keines ist, über einen solchen Mann wie Carl von Ossietzky diese Strafe zu verhängen, das ist eine Schande. Sie auf sich zu nehmen ist keine.

Die Strafe ist und bleibt nichts als die Benutzung einer formalen Gelegenheit, einem der Regierung sehr unbequemen Kreis von Schriftstellern eins auszuwischen. Die Mitarbeiter und die Leser der Weltbühne haben in der Tat etwas getan,

was den fascistischen Gegner bis aufs Blut gereizt hat: er ist hier ausgelacht worden. Hier ist gelacht worden, wenn andre gedonnert haben. Hier sind jene nicht ernst genommen worden. Und sie können ja vieles. Aber eines können sie nicht. Sie können nicht erzwingen, daß man zu ihnen anders spricht als von oben nach unten. Im geistigen Kampf werden sie auch weiterhin so erledigt werden, wie sie das verdienen. Und das muß doch gesessen haben. Denn sonst wären jene nicht so wütend und versuchten es nicht immer, immer wieder. Es wird ihnen nichts helfen.

Es ist mir unmöglich, einem so unpathetischen und stillen Kameraden wie meinem Freunde Ossietzky markige Abschiedsworte zuzurufen; wir sind keine Vereinsvorsitzende. Ich wünsche ihm im Namen aller seiner Freunde, daß er diese Haft bei gutem Gesundheitszustande übersteht.

Alle anständig empfindenden Menschen werden die Begnadigung fordern. Gummiknüppel sind keine Argumente. Und weiter ist dieses Urteil nichts.

Das Blatt aber wird, getragen von dem gewaltigen Auftrieb, den ihm Carl von Ossietzky gegeben hat, das bleiben, was es immer gewesen ist.

Anderthalb Jahre Gefängnis für eine gute Ware erhalten zu haben — das kann bescheinigt werden.

Die Ware wird weitergeliefert.

* * *

Eingabe an den Herrn Justizminister von Max Alsberg

Berlin, 13. Februar 1932.

Sehr verehrter Herr Justizminister!

Durch Urteil des 4. Strafsenats des Reichsgerichts vom 25. November 1931 sind der verantwortliche Schriftleiter der ‚Weltbühne', Carl von Ossietzky, und der Schriftsteller Walter Kreiser wegen Verbrechens gegen § 1 Abs. 2 des Gesetzes gegen den Verrat militärischer Geheimnisse ein jeder zu einem Jahr sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. Gestatten Sie mir als Verteidiger des Verurteilten Carl von Ossietzky, nachdem mein Mitverteidiger, Rechtsanwalt Dr. Apfel, in seiner Eingabe an den Herrn Reichspräsidenten bereits die historisch-politische und menschlich-persönliche Seite des Falles beleuchtet hat, an die Verurteilung noch einige kritische Bemerkungen rein juristischer Natur zu knüpfen. Freilich erscheint es mir zu ihrem vollen und richtigen Verständnis wichtig, zu beachten, daß auch eine solche auf das rein Rechtliche beschränkte Würdigung gehemmt ist durch die Grenzen, die das allen Beteiligten auferlegte strenge Schweigegebot jeder kritischen Auseinandersetzung mit den Urteilsgründen zieht.

Um das Ergebnis vorweg zu nehmen, so möchte ich von vornherein meiner vollen juristischen Überzeugung dahin Ausdruck geben, daß das Urteil des 4. Strafsenats rechtlich unhaltbar ist, nämlich vom geläuterten Standpunkt einer strafrechtlichen Entwicklung aus, welche die Behandlung des Landesverratsbegriffs und der verwandten Begriffe des Verrats militärischer Geheimnisse in Wissenschaft und Rechtsprechung

grade in der letztverflossenen Zeit bedeutsam erfahren hat, vom 4. Strafsenat aber in dem vorliegenden Urteil nicht beachtet ist.

Ich möchte anknüpfen an die meines Wissens jüngste monographische Behandlung der bezeichneten strafrechtlichen Themen, die um ihrer Betrachtungsweise allein vom Standpunkt der reichsgerichtlichen Rechtsprechung aus hier besondere Beachtung verdient, die Arbeit des jenenser Professors Hellmuth von Weber über „Die Verbrechen gegen den Staat in der Rechtsprechung des Reichsgerichts", Reichsgerichtspraxis V. Band (1929) Seite 173 ff. Wie schon die Überschrift zu erkennen gibt, gliedert von Weber auch den Verrat militärischer Geheimnisse hier mit Recht systematisch unter die „Staatsverbrechen" ein. Geschütztes Rechtsgut ist nämlich hier, ebenso wie beim Landesverrat, das Staatswohl. Ist dem aber so, dann muß auch eine richtige Interpretation des Tatbestandes des Geheimverrats mit von Weber schließen: Mit der Förderung des Staatswohls entfällt die Geheimhaltungsnorm. Solche Auslegung wird allein der durchaus eigenartigen Deliktsnatur des Verrats militärischer Geheimnisse gerecht. Geheimnisverrat ist ein eminent politisches Verbrechen. Die inkriminierten Verhaltungsweisen gehören hier durchweg politischen Gebieten an. Bei der Politik aber liegen Mittel und Zweck so nahe beieinander, es gibt in der Politik so selten die reine Lösung des ausschließlichen Nutzens für das eigne Vaterland, vielmehr ist das Do ut des-Prinzip ein so anerkannt notwendiges Mittel im politischen Leben, daß grade im Bereich politischer Delikte für die strafrechtliche Qualifikation sich die Nützlichkeit oder Schädlichkeit eines Verhaltens danach bestimmt, ob seine günstigen oder ungünstigen Wirkungen überwiegen. Ich verweise hier auf die Ausführungen von Webers a. a. O. Seite 199 in diesem Sinne. Mit vollem Recht bekämpft von Weber hier Versuche der Praxis, Verurteilungen wegen Geheimnisverrats durch Berufung auf zweifellos schädliche Teilwirkungen zu begründen.

Die Richtigkeit der mehr als zweifelhaften Ausführungen des Urteils zum Tatbestandsmerkmal der „Nachrichten, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung erforderlich ist", kann deshalb ganz dahingestellt bleiben. Unterstellt man selbst, daß im Interesse der Landesverteidigung geheimzuhaltende Nachrichten preisgegeben sind, so ist nach dem Dargelegten, um Radbruch zu zitieren, immer noch „zu erwägen, ob nicht vorübergehende Benachteiligung einziges Mittel zum nützlichen Enderfolg, ob nicht ungünstige Teilwirkung durch günstige Gesamtwirkung weit übertroffen wird, ob nicht die taktische Einbuße strategischen Gewinn bedeutet; compensatio lucri cum damno nennen das die Lehrer des Zivilrechts. Ob trotz der Passivposten, ob nicht grade wegen der Passivposten zuletzt ein Aktivsaldo bleibt, darauf kommt es an". (Radbruch bei Brammer, „Der Prozeß des Reichspräsidenten" [1925] S. 169.)

Ich hatte bereits in meinem Plaidoyer die von mir hier angedeuteten Gedankengänge, insbesondere das Erfordernis sorgfältiger Abwägungen der Wirkungen des inkrimi-

nierten Verhaltens, unter Anführung der genannten, sowie weiterer Autoren ausführlich entwickelt und zugleich versucht, sie noch zu vertiefen durch ihre Eingliederung in den umfassenden Zusammenhang des Problemkreises der neuerdings viel diskutierten materiellen Rechtswidrigkeit. Von dieser bemerkt Heinitz, „Materielle Rechtswidrigkeit" (1926) S. 46, treffend: „Handeln im Interesse und zum Wohl dessen, der durch die Norm geschützt werden soll, ist nicht rechtswidrig." In der neusten (18.) Auflage hat Frank III a. E. Vorbem. zum IV. Abschnitt S. 144, das Fazit dieser Anschauung dahin gezogen: „Wer formell einem Verbot zuwiderhandelt, durch das bestimmte Interessen geschützt werden sollen, handelt ihm sachlich nicht zuwider, wenn seine Handlung eben diesem Interesse dienen soll und dient." Denselben Gedanken hat Graf Dohna in DJZ. 1925 S. 146 ff. dahin formuliert: „Eine Handlung, deren Zweck es ist, ein Rechtsgut zu erhalten und zu fördern, kann nicht zugleich derjenigen Norm widerstreiten, die dieses Rechtsgut zu schützen berufen ist."

Der äußere Anlaß, an den die eben zitierten Worte Graf Dohnas ebenso wie übrigens auch die oben zitierten Sätze Radbruchs anknüpfen, war jenes Urteil des magdeburger Schöffengerichts in dem Beleidigungsprozeß des verstorbenen Reichspräsidenten Ebert gegen den Schriftsteller Rothard, das zur Inzidentfeststellung eines von Ebert begangenen Landesverrats führte. Den Tatbestand des Verbrechens hat das Landgericht darin erblickt, daß Ebert in einem Munitionsarbeiterstreik, der, wenn auch nur für einige Tage und nur speziell die Rüstungsindustrie, lahmlegte, als Mitleiter aufgetreten war. Unzweifelhaft geschah dies mit dem Ziele, dem Streik so bald wie möglich ein Ende zu bereiten. Tatsächlich brach der Streik auch nach wenigen Tagen zusammen. Kaum etwas andres hat die Dogmatik der politischen Verbrechen — leider zunächst freilich auch nur die Dogmatik — mehr befruchtet als die Diskussion dieses, grade in Juristenkreisen mit schärfstem Protest aufgenommenen magdeburger Fehlurteils.

An dieser Diskussion habe auch ich mich seinerzeit in einem wichtigen Punkte beteiligt, auf den ich im vorliegenden Zusammenhang noch kurz eingehen muß.

Gegenüber der Auffassung des magdeburger Gerichts, die Beweggründe Eberts in seinem Verhalten im Munitionsarbeiterstreik, die mit seiner Haltung in Wahrheit verfolgten Absichten, den Streik „abzudrosseln", seien nur von politisch-historischem Interesse, für die strafrechtliche Beurteilung dagegen ohne Bedeutung, habe ich schon damals in einem den „Lehren des magdeburger Beleidigungsprozesses" gewidmeten Aufsatz in der ‚Vossischen Zeitung' die — übrigens an gleicher Stelle von Kahl vertretene — Meinung geäußert, daß Landesverrat, wenn auch nicht formell, so doch materiell, ein Absichtsdelikt sei. Im Sinne derselben Rechtsauffassung habe ich auch im vorliegenden Falle für den Verrat militärischer Geheimnisse plaidiert. Daraus folgt aber grade die rechtliche Unhaltbarkeit des vom 4. Strafsenat hier wieder eingenommenen Standpunkts, der die vom Gericht durchaus nicht in Zweifel gezogenen weltanschaulich bedingten idealen Ziele Carl

von Ossietzkys übergehen zu können glaubt. Ich habe ferner auch in meinem Plaidoyer — wie übrigens auch schon in dem erwähnten Zeitungsartikel — mich gegen die Verfehltheit dieser Psychotomie gewandt, die bei einem inhaltlich gedachten und einheitlich gewollten Handeln da eine Caesur machen will, wo der vollendete Deliktstatbestand vorliegt, ungeachtet, ob das weitere Handeln des Täters den zunächst von ihm erzielten Erfolg als nicht gewollt erweist, weil eben das von vornherein gewollte Weiterhandeln den primären Erfolg verhindern sollte.

Der 4. Strafsenat des Reichsgerichts hat sich die Begründung seines Urteils nicht zu schwer gemacht und es nicht für nötig befunden, sich mit den schließlich auch von namhaften Vertretern der Strafrechtswissenschaft verfochtenen allgemeinen Gedankengängen meines Plaidoyers, wie ich sie in kurzer Zusammenfassung dargelegt habe, auch nur auseinanderzusetzen, sei es in noch so ablehnendem Sinne. Diese Tatsache würde freilich für die sachliche Würdigung des Urteils an sich nicht viel besagen. Aus ihr erhellte lediglich, daß das Reichsgericht, wie auch sonst zuweilen, wieder einmal zur — hier überdies selten einmütigen — Ansicht der Wissenschaft in bewußten Gegensatz tritt.

Was mich recht eigentlich zu diesen Zeilen an Sie, sehr verehrter Herr Justizminister, getrieben hat, ist der Umstand, daß das Reichsgericht mit seinem Urteil im „Weltbühnenprozeß", wie ich heute nachzuweisen in der Lage bin, sich in Widerspruch gesetzt hat nicht etwa nur mit der einhelligen Theorie, sondern vor allem auch mit der eignen Praxis. Es liegt mir ein am 20. Oktober 1931 ergangenes, noch unveröffentlichtes, demnächst mit einer Bemerkung von mir in der ‚Juristischen Wochenschrift' publiziertes Urteil des 1. Strafsenats des Reichsgerichts vor, dessen Begründung in der Sache genau dem von mir zum objektiven wie subjektiven Tatbestand des Landesverrats bzw. des Verrats militärischer Geheimnisse Ausgeführten entspricht. Bei Würdigung des objektiven Tatbestandes wird unter zutreffender Berufung übrigens auf das berühmt gewordene Urteil des vereinigten zweiten und dritten Strafsenats beim Reichsgericht vom 5. April 1915 gegen den lübecker Großkaufmann Possehl, ausdrücklich verlangt, „das gesamte Verhalten auf seinen Beeinträchtigungsgehalt, also auch daraufhin zu prüfen, ob nicht etwa eine compensatio lucri cum damno vorliegt". Aber auch bei der Prüfung der subjektiven Seite „dürfen wiederum nicht einzelne Handlungen aus dem Zusammenhang gerissen und für sich betrachtet, es muß vielmehr das Gesamtverhalten ins Auge gefaßt werden. Ergibt sich, daß das Gesamtverhalten durch das Ziel beherrscht wird, von dem Deutschen Reich größere Nachteile abzuwenden und nur zu diesem Zweck die geringer benachteiligenden Handlungen in Kauf zu nehmen, dann fehlt eben in bezug auf das Gesamtverhalten, von dem jene tatbestandmäßigen Einzelhandlungen nur untrennbare Teile sind, das Bewußtsein und der Wille der Benachteiligung.

Schon diese wenigen Zitate beweisen eine mir selbst außerordentlich frappante Übereinstimmung bis in den Wort-

laut zwischen den Urteilsgründen des 1. Strafsenats und den vom 4. Strafsenat völlig übergangenen Ausführungen meines Plaidoyers. Diese Übereinstimmung wird in gradezu verblüffender Weise abgerundet durch den auch den Schluß meines Plaidoyers bildenden abschließenden Hinweis des Urteils des 1. Strafsenats auf die normative Schuldtheorie, wie man ihn in dieser Ausdrücklichkeit in Entscheidungen des Reichsgerichts nur ganz selten findet. Wie kaum ein andres Delikt bildet grade der Tatbestand des Geheimnisverrats in seiner immateriellen Natur eine Ansatzmöglichkeit, die normative Schuldauffassung fruchtbar zu machen. Denn das Wesen dieser Schuldauffassung ist darin zu erblicken, daß sie „für die Vorwerfbarkeit einer Handlung neben dem sogenannten psychologischen Moment des Vorsatzes das normative Moment der Pflichtwidrigkeit als Schuldelement fordert". Daß aber eine solche Schuldlehre in Anbetracht der vom Gericht ja anerkannten ideellen Gesinnung Carl von Ossietzkys ebenfalls zur Verneinung seiner Schuld kommen muß, liegt auf der Hand.

Bei dem nur geringen zeitlichen Abstand, in welchem auf das eben von mir besprochene Urteil des 1. Strafsenats das Urteil des 4. Strafsenats im „Weltbühnenprozeß" folgte, ist es für mich, wie für jeden, der die Verhältnisse beim Reichsgericht und den Umfang des dortigen Geschäftsbetriebs einigermaßen kennt, ohne weiteres klar, daß die Urteilsgründe des 1. Strafsenats dem 4. Strafsenat beim Erlaß des Urteils gegen Carl von Ossietzky noch nicht bekannt waren.

Ich stehe nicht an, zusammenfassend zu erklären, daß andernfalls eine Verurteilung Carl von Ossietzkys nach meiner Ansicht niemals erfolgt wäre.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

gez. Prof. Dr. Alsberg, Rechtsanwalt

* * *

Auf die Übersendung des von Rechtsanwalt Doktor Apfel an den Reichspräsidenten gerichteten Gnadengesuches schrieb Justizrat Mamroth:

Breslau, 2. 2. 32.

Ich danke verbindlichst für frdl. Zusendung eines Abdrucks Ihres Gnadengesuchs.

Ich habe, man darf wohl sagen, wie „alle Welt" im In- und Ausland und von Rechts bis Links zur Zeit von dem Urteil des Reichsgerichts vom 23. 11. 31 kopfschüttelnd Kenntnis genommen. Ich bin mir aber aus 47jähriger Verteidigererfahrung bewußt, daß man bei kritischer Würdigung richterlicher Urteile, deren Grundlagen man nur aus Zeitungsberichten kennt, sehr vorsichtig sein muß, zumal wenn, wie hier, das Gericht mit so außerordentlichem Eifer darauf bedacht gewesen ist, die öffentliche Meinung auszuschalten und eine, weite Kreise berechtigter Weise lebhaft interessierende, Streitsache gewissermaßen zu einem Geheimakt der Justiz zu machen.

Nachdem ich nun aber durch die Ausführungen Ihres Gnadengesuchs ein, trotz der Abdrosselung durch das „Schweige-

gebot" für den Juristen klares und aktenmäßig zuverlässiges Bild von der Sach- und Rechtslage gewinnen konnte, ist an Stelle meines Kopfschüttelns äußerstes Befremden getreten, und ich stehe nicht an, das Urteil nicht nur mit dem Reichstagspräsidenten Löbe als „vollkommen unverständlich", sondern als direkt unbegreiflich zu bezeichnen.

Es sind wohl kaum je einem höchsten Gerichtshof von hoher Warte so erschütternd bittere Worte gesagt worden, wie dies der verstorbene hamburger Strafrechtslehrer Pofessor Dr. Liepmann in seinem, im Jahre 1928 im Drei-Masken-Verlag erschienenen „Rechtsgutachten" getan hat. Wer die überragende Persönlichkeit Liepmanns und die vornehme und maßvolle Art seiner wissenschaftlichen Polemik gekannt hat, der glaubt ihm die Versicherung seiner Vorrede aufs Wort, daß es ihm eine unendlich schwere Aufgabe erschienen ist, die Rechtsprechung des Reichsgerichts in politischen Delikten als „Irrlehren, in die es sich verrannt hat" zu kennzeichnen, daß er sich aber zu dem Satz bekennen muß:

> Die handgreifliche Rücksicht auf das Ansehen unserer Justiz, die menschlich zu respektierende Scheu vor Angriffen gegen die Welt der eigenen Fachgenossen muß zurücktreten, sobald sich zeigt, daß diese Rechtsprechung fast unfaßbare, jedenfalls aber untragbare Wege der Befangenheit und Verirrung eingeschlagen hat.

Wenn Liepmann das Urteil Ossietzky erlebt hätte, so hätte er sicherlich darin eine schmerzliche Bestätigung für die Berechtigung seiner Klagen erblickt.

Ich wünsche Ihnen, sehr verehrter Herr Kollege, von Herzen Erfolg für Ihr jetziges Vorgehen, das einen „Kampf ums Recht" bedeutet, auch wenn es als ultima ratio nun die Gnadeninstanz anruft.

Mit ergebenstem Gruß und vorzüglicher Hochachtung

Ihr

gez. Dr. Mamroth

* * *

Thomas Mann antwortete:

München, 10. Januar 1932.

Ich weiß Ihnen aufrichtig Dank für die Mitteilung Ihres Gesuchs an den Reichspräsidenten, das so klar und eindringlich abgefaßt ist, bei aller Leidenschaftlichkeit so besonnen, daß man kaum an der Wirkung zweifeln kann. Der Fall Ossietzky ist auch mir sehr nahe gegangen, und ich habe gradezu auf eine schickliche Gelegenheit gewartet, dem tief unheimlichen Gefühl Ausdruck zu geben, das das Urteil des vierten Strafsenats des Reichsgerichts in mir erweckt hat. Unnötig, auch meinerseits auszusprechen, warum. Was Sie selbst in Ihrem Exposé sagen und was Sie an Ergänzungen aus der deutschen und ausländischen Presse hinzufügen, enthält all die schweren Bedenken, die sich in jedem dem Rechtsgedanken anhänglichen Menschen gegen das Urteil erheben. Es ist eine furchtbare und demütigende Vorstellung, in einem Lande zu leben, wo über Erscheinungen der Unordnung gewaltsam mit Hilfe der Justiz Stillschweigen gebreitet werden soll, und ich meine,

man sollte die Mundtotmachung der öffentlichen Kritik der fascistischen Diktatur vorbehalten, unter der dann, was in einem freien Volk offen ausgesprochen wird, heimlich und feige von Mund zu Mund geht. Es ist nicht lange her, daß der Reichspräsident sich zum Dolmetscher des allgemeinen Gefühls machte, indem er die Gerechtigkeit mit allem Nachdruck für die Grundlage des Staates und allen öffentlichen Lebens erklärte. Das Urteil des Reichsgerichts ist aber, so muß man fürchten, kein Rechtsspruch im strengen und reinen Sinn des Wortes, sondern ein politischer Akt, der die Abneigung gewisser Mächte und Interessen gegen jede öffentliche Kontrolle zu decken bestimmt ist. Ich teile vollkommen Ihre Überzeugung, daß dem höheren Interesse Deutschlands und auch seiner Stellung auf der bevorstehenden Abrüstungskonferenz mit diesem Urteil keineswegs gedient war, denn wie leicht es vom Auslande gegen die deutsche Vertrauenswürdigkeit ausnutzbar ist, zeigen die fremden Pressestimmen, auf die Sie hinweisen. Es wäre für den Anhänger kritischer Freiheit und für den Vaterlandsfreund (diese beiden Eigenschaften können sich sehr wohl in einer Person vereinigen) eine große seelische Erleichterung, wenn ein Spruch, der so vielen ernsten Beurteilern als Fehlspruch gilt, von jener Stelle, die uns allen der Inbegriff der Loyalität ist, aufgehoben werden würde.

gez. *Thomas Mann*

* * *

Ossietzky geht ins Gefängnis von Alfred Polgar

Dienstag vormittags haben wir Abschied genommen von unserm Freunde Ossietzky, der nun achtzehn Monate Zeit hat, fern von der ‚Weltbühne' (wo er niemals welche hatte) über verschiedenes nachzudenken, zum Beispiel über die Schrullen der Ethymologie, die fest behauptet, Justiz komme von justitia.

Achtzehn Monate. Ein Sommer, ein Herbst, ein Winter, ein Frühjahr, noch ein Sommer und noch ein Herbst. Anderthalb Jahre Gefängnis. Dafür könnte man sich, außer auf dem Gebiet der freien Meinungsäußerung, nach dem Tarif des deutschen Strafgesetzbuches Verschiedenes leisten. Zum Beispiel: die Schändung von ein paar minderjährigen Mädchen; oder mehrere Einbruchsdiebstähle; oder die Unterschlagung größerer Summen. Und ebenfalls anderthalb Jahre also muß, wenn nicht Gnade vor Unrecht ergeht, Ossietzky, dieser bis in den letzten Seelenwinkel integre Mann, Pein und Unehre des Gefängnisses dulden, für ein Delikt, das selbst nach der Meinung unbedingter Gegner des Verurteilten, keines war, und das er, wenn es eines wäre, aus reiner Überzeugung und achtbaren Motiven begangen hätte. Sicher wird ihm das Bewußtsein untadeligen Handelns eine Hilfe sein in den langen Tagen langer Haft; aber es scheint fraglich, ob einem Strafgefangenen die Vorstellung, er sühne für irgendwelche Schuld, nicht leichter verdaulich ist, als die, er sühne für etwas, das er nicht begangen hat. Im Kerker mag vielleicht das schlechte Gewissen ein sanfteres Ruhekissen sein als das gute. Es kommt da wohl ganz auf die geistige Konstitution und das Temperament dessen an, dens trifft.

Schwer, einen Menschen, dem alle Freundschaft von der ihm aufgeladenen Not nichts abnehmen kann, solcher Freundschaft zu versichern, und ihm zu sagen, man schmecke das Bittre, das er allein durchkosten muß, mit. Es ist schwer, weil es so leicht ist. Den engeren Kollegen, die Dienstag vormittags Ossietzky von seiner Arbeitsstätte zu dem Ausflug nach Tegel abholten, half er aus der Verlegenheit. Er hatte es durchaus nicht nötig, „aufgerichtet" zu werden, er hielt sich so grade wie in der ganzen Zeit seit dem ungeheuerlichen Urteil, die ihm an Plagen, Widrigkeiten und enttäuschten Hoffnungen nichts schenkte. Wie er in diesen letzten, durch die Spannung der Ungewißheit für ihn wohl kaum erträglichen, Wochen nicht einen Augenblick schlapp machte, die ganze Angelegenheit mehr unter dem Gesichtspunkt ihrer politischen und moralischen Auswirkungen sah, als unter dem des Übels, das sie für ihn selbst bedeutete, wie er dieses Übel weder groß beklagte, noch, um gute Haltung zu wahren, bagatellisierte, allen Verführungen, über die Grenze zu gehen, ein gelassenes Nein entgegensetzte, mit dem gleichen stillen Fanatismus wie immer bei seiner Arbeit blieb, die auch unterm Druck der unabwendbar gewissen achtzehn Monate in keiner Zeile die Fülle der inneren und äußeren Ablenkungen von ihr verriet, aber mit vielen Zeilen Ossietzkys Ruhm als glänzender politischer Kritiker und Polemiker mehrte... das war schon bewundernswert an diesem Mann von alles eher als robuster Nervenverfassung. Beim Abschied haben weniger die Freunde ihm, als er ihnen die Sache leicht gemacht. Fast durfte man Ossietzky glauben, daß er, zumindest für die erste Zeit, an die Ruhe und Einsamkeit der Zelle nicht mit Unlust denke. Und er, wenn irgend einer, könnte es wohl auch fertig bringen, aus dem Zustand des Gefangenseins nicht nur das Qualvolle, sondern auch das erlebnishaft-Besondere herauszuspüren, gewissermaßen als kleinen Gewinn des Freiheitsverlustes. (So tröstet sich der Mensch über das Unglück des Nebenmenschen.)

Obschon ich es gern täte, kann ich doch nicht sagen, daß Ossietzky, als er an jenem Vormittag das Zimmer der ‚Weltbühne' verließ, seinem Arbeitstisch einen wehmütigen Blick zugeworfen hat. Eher ihm der Tisch, an dem er fünf Jahre lang das schriftstellerische Hand- und Geistwerk, als Meister der Profession, übte. Einen besseren Herrn wird das Möbel nicht so bald finden.

Tegel ist ein freundlicher Vorort Berlins. Sogar das Gefängnis macht, im Mittagssonnenschein des wunderschönen Monats Mai, und besonders, wenn man beim Tor wieder umkehren und nach Hause gehen darf, keinen finsteren Eindruck. Sehr viele Kollegen waren da, um Ossietzky Lebewohl zu sagen, auch viele Menschen, die ihn gar nicht kannten, aber gekommen waren, um ihre Sympathie für den Verurteilten und ihre Überzeugung zu bekunden, daß er dies zu unrecht wäre. Leute, die auf der Straße gingen oder radelten, machten neugierig halt und sahen mit Erstaunen zu, wie alles sich drängte, einem Verbrecher die Hand zu schütteln und einem als unehrenhaft Gebrandmarkten Achtung zu erweisen. Es wurde auch eine Ansprache an Ossietzky gehalten und er gab als

Antwort — in deren Tonfall die zurückgestaute Erregung der letzten Tage merkbar wurde — der Hoffnung Ausdruck, das stärkere Echo seines Falls werde von Nutzen sein für die achteinhalbtausend politischen Gefangenen, die in deutschen Gefängnissen für ihre Gesinnung büßen. Hernach sagten ihm alle und er allen „Auf Wiedersehen". Dann ging er den ersten Schritt in den langen Schacht seiner achtzehn Monate, die andern in die Stadt zurück, zu ihrer Arbeit oder Arbeitslosigkeit, und zündeten sich eine Zigarette an, was in jenem Augenblick der Strafgefangene Carl von Ossietzky schon nicht mehr durfte.

Leiter des Gefängnisses Tegel ist Herr Oberstrafanstaltsdirektor Brucks. Tegel-Erfahrene berichten, der Oberstrafanstaltsdirektor ließe es die Menschenwürde seiner Häftlinge nicht entgelten, daß sie ihre bürgerliche Würde verloren hätten, und fasse sein Amt nicht als das eines irdischen Racheengels auf. Und die Rechtsanwälte, die dabei waren, sagen, die erste Begegnung des Direktors mit Ossietzky wäre so verlaufen, daß alle, die um das Schicksal des ausgezeichneten Schriftstellers bangen, Vertrauen haben dürfen, es werde ihm als Strafgefangenen nicht mehr Unbill widerfahren, als schon in der Tatsache, Strafgefangener zu sein, einbegriffen ist.

* * *

C. v. O. von Edith Jacobsohn

Anfangs war Carl von Ossietzky für mich eine mythische Gestalt, denn S. J. brachte ihm ein mehr als phantastisches Vertrauen entgegen. Ossietzky sandte seine Artikel in die Setzerei, ohne daß sie den Prüfungsweg über unser sommerliches Kampen zu machen brauchten. Ossietzky war der Einzige, an dessen Artikeln der fanatischste aller Redakteure nichts zu ändern, nichts zu korrigieren hatte. Ich erwähne sicherlich kein Einzelschicksal, wenn ich gestehe, daß mich Ossietzky das Abrakadabra der Politik lieben und verstehen gelehrt hat. Nach Ossietzkys Artikeln, nach den Gesprächen, die ich mit meinem Mann über ihn führte, stellte ich mir ihn als einen jener weißhaarigen, ewig jungen älteren Herren vor, in denen sich Weisheit mit Esprit, sich abgewogenes Wesen und Ungestüm liebenswürdig paaren.

Ossietzky lernte ich erst nach dem Tode meines Mannes kennen. Es war nötig umzuschalten, und meine Verehrung auf einen Mann in der zweiten Hälfte der Dreißiger zu übertragen. In langen und tastenden Gesprächen erwogen wir die Frage, daß er die Leitung des Blattes übernähme. Ich war von Anfang an zuversichtlich und um Vieles überzeugter von ihm als er von sich. Vor fast genau fünf Jahren wurde er Leiter der ‚Weltbühne'. Ich habe meine Überzeugung nicht einen Tag zu bereuen gehabt. Das Geschick, das er für die ‚Weltbühne', für das Blatt S. J.s trug und trägt, hat mich ihm fester verbunden, die Art, wie er es trägt, meine Bewunderung und Dankbarkeit für den Mann Ossietzky gesteigert.

Seit dem Abend des 23. November, als wir den ritterlichen Politiker Carl von Ossietzky mit dem „diffamierenden Urteil gebrandmarkt" vom Bahnhof abholten, und er auf der

schweigsamen Rückfahrt als Antwort auf diesen Raub von anderthalb Jahren Licht und Freiheit die Marseillaise vor sich hinsummte, hat er die nervenzerrenden sechs Monate des Wartens mit einem Kampflied auf den Lippen getragen. Es wird ihn in den noch schwereren achtzehn Monaten der Haft nicht verlassen. Ich, die ich an jenem Abend mit ihm durch das dunkle Berlin fuhr, werde jene Fahrt nicht vergessen. Der Verlag der ‚Weltbühne' wird keinen Weg unbeschritten lassen, der Ossietzkys Haft kürzen oder erleichtern kann. Ça ira! Wir alle warten auf Sie, Carl von Ossietzky.

Die Weltkrise nimmt weiter zu von Thomas Tarn

Von den Vereinigten Staaten kommt die Nachricht, daß das Repräsentantenhaus beschlossen habe, den Wert des Dollars auf ungefähr die Hälfte herabzusetzen. Wenn dies durchgeführt werden würde, so heißt das, daß man auf gesetzlichem Wege eine Inflation von hundert Prozent zu organisieren habe. Es kann als sicher gelten, daß der Beschluß weder beim Senat noch bei Hoover Gegenliebe finden wird und daß diese Inflationspläne wenigstens vorläufig noch nicht Realität werden. Aber sie sind charakteristisch für die wirtschaftliche Panikstimmung, die immer weitere Kreise, vor allem die amerikanischen Mittelschichten ergreift.

Seit dem Börsenkrach vom September 1929 hatte man ihnen fast alle drei Monate versprochen, daß die Krise endlich liquidiert, der Silberstreifen kommen werde. Und immer wieder hatten sich diese Prophezeiungen als falsch erwiesen. So ist es kein Zufall, daß die Landwirte und kleinern Industriellen, die dem amerikanischen Repräsentantenhause die meisten Mitglieder stellen, hoffen, durch Währungsexperimente einen Teil der Krisenwirkungen von sich abwälzen zu können. Denn sie haben zu einem überwiegenden Teil Schulden aufgenommen, bevor die Deflation eingetreten war, und werden jetzt infolge der ständigen Höherbewertung des Dollars natürlich immer mehr in Mitleidenschaft gezogen.

Der Beschluß des amerikanischen Repräsentantenhauses ist nicht ganz ohne Wirkung geblieben. In den letzten Tagen hat eine neue Dollarflucht eingesetzt. Die Goldexporte der Vereinigten Staaten sind sprungartig von zwei Millionen auf rund 38 Millionen Dollar gestiegen. Und es ist sicher, daß die Unruhe auf den Weltmärkten dadurch noch verstärkt wurde.

Der tiefere Hintergrund ist, daß die Krise in den Vereinigten Staaten sich ständig weiter vertieft. Die Antwort der amerikanischen Großindustrie ist ein weiterer, sehr beträchtlicher Lohnabbau. In Amerika gibt es einen Index, der berechnet, wie sich die Lohnsummen der gesamten Arbeiterschaft in den letzten Jahren gestaltet haben. Bei diesem Index wird also auch die Kurzarbeit und die Arbeitslosigkeit berücksichtigt. Danach hatte die amerikanische Arbeiterschaft bereits Anfang 1932 die Hälfte ihres Bruttoeinkommens gegenüber 1929 verloren. Jetzt sollen wiederum die Gehälter von zweihunderttausend Angestellten und Arbeitern des amerikanischen Stahltrusts ab Mitte Mai um fünfzehn Prozent gekürzt werden;

wobei besonders zu betonen ist, daß in dieser Branche bereits im Oktober 1931 eine zehnprozentige Lohn- und Gehaltsreduzierung erfolgt war. Es ist ganz klar, daß dieser neue Abbau die Konsumindustrien in den Vereinigten Staaten aufs nachhaltigste beeinflussen muß. Denn wie im Oktober die Lohnkürzung beim Stahltrust das Signal für einen Allgemeinabbau der amerikanischen Löhne war, so wird es auch diesmal im Mai sein. Und das Gesamteinkommen der amerikanischen Arbeiter und Angestellten nimmt ja nicht allein durch diesen Abbau sondern auch durch die weitere Steigerung der Arbeitslosigkeit ab. Auch in Deutschland haben wir seit der Krise von Jahr zu Jahr eine steigende Kurve in der Arbeitslosigkeit. Trotzdem trat bei uns im vergangenen Jahr und, wenn auch in abgeschwächter Weise, in diesem Jahr während der Frühlings- und Sommermonate eine gewisse Entlastung auf den Arbeitsmärkten ein. Im Gegensatz dazu betonte der Führer der amerikanischen Gewerkschaften, Green, daß noch im April die Zahl der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten um Hunderttausende gestiegen ist — ein neuer Beweis dafür, wie weit die amerikanische Wirtschaft von jedem konjunkturellen Anstieg entfernt ist.

Die Vertiefung der Wirtschaftskrise hat sich nicht auf die Vereinigten Staaten beschränkt. So bildete der französische Kapitalismus zunächst innerhalb der Weltwirtschaftskrise eine gewisse Oase. Sogar nach dem amerikanischen Börsenkrach ging dort die Kurve der Produktion aufwärts, und noch im Jahre 1930 konnte Frankreich ausländischen Arbeitern Beschäftigung geben. Die Produktion lag 1930 um etwa dreißig Prozent über dem Friedensniveau. Seit 1931 ist sie rückläufig, und das Tempo der wirtschaftlichen Verschlechterung hat sich in den ersten Monaten dieses Jahres noch erheblich verschärft. Heute steht die französische Produktion im besten Falle noch auf dem Vorkriegsniveau. Wir haben in Frankreich ebenso wenig wie in den Vereinigten Staaten eine genaue Statistik über die Arbeitslosigkeit, wir haben nur Zahlen über die unterstützten Arbeitslosen. Aber die Tendenz der Entwicklung läßt sich bereits an diesen Zahlen eindeutig erkennen. Ende 1930 wurden reichlich 1000, Ende 1931 schon 150 000 und im Frühling dieses Jahres bereits 300 000 Arbeitslose unterstützt. Man wird nicht zu hoch gehen, wenn man die wirkliche Zahl der französischen Arbeitslosen auf eine reichliche Million schätzt, wozu noch mehr als drei Millionen Kurzarbeiter kommen. Die Aufwärtsentwicklung der französischen Wirtschaft noch im Laufe des Jahres 1930 hatte grade für den Welthandel wesentliche Konsequenzen. So konnte der deutsche Kapitalismus einen Teil des Terrains, das er in der Krise auf den Weltmärkten verloren hatte, durch den gesteigerten Export nach Frankreich wieder ausgleichen. Der Rückgang der französischen Produktion, die Steigerung der Arbeitslosenziffern in Frankreich und gleichzeitig der Rückgang des gesamten französischen Außenhandels bringen es natürlich mit sich, daß die Konkurrenzkämpfe auf den Weltmärkten beim allgemeinen Rückgang des Welthandels noch verschärft werden.

Und in derselben Richtung wirken die letzten Etappen der englischen Politik. Soeben ist im englischen Parlament ein Budget vorgelegt worden, mit dem England endgültig aus der Reihe der Freihandelsländer geschieden ist. Das Budget wird nur dadurch balanciert, daß man mit einer Mehreinnahme aus den neuen Zöllen in Höhe von nicht weniger als dreiunddreißig Millionen Pfund Sterling rechnet. Das heißt also: Wirtschaft und Staat sehen in der Schutzzollpolitik keineswegs eine vorübergehende Erscheinung. Daher muß auch Deutschland damit rechnen, daß England auf lange Zeit hinaus seinen Schutzzollpanzer anbehalten wird.

Für die deutsche Wirtschaft ist dieser Tatbestand von ganz außerordentlicher Bedeutung. Wir wissen, daß die verhältnismäßig günstige Gestaltung des deutschen Außenhandels im Jahre 1931, mit einem Ausfuhrüberschuß von etwa 2,7 Milliarden, in den ersten Monaten 1932 nicht aufrechterhalten werden konnte; ein wesentlicher Faktor für den beträchtlichen Rückgang war die Einschränkung der Handelsbeziehungen mit England und einen Teil seiner Dominions. Die Gestaltung des englischen Budgets beweist, daß es sich hierbei um eine Veränderung in der Struktur der weltwirtschaftlichen Beziehungen handelt, die nicht vorübergehend sein wird. Die Lage des deutschen Kapitalismus auf den internationalen Märkten wird sich also wegen der Verschärfung der allgemeinen Krise, wegen der besonderen Maßnahmen der englischen Politik fraglos verschlechtern. Man muß diese weitere Zuspitzung der wirtschaftlichen Situation ganz eindeutig erfassen, wenn man sich ein reales Bild von den politischen Veränderungen machen will, die Deutschland in absehbarer Zeit erleben wird.

Sire, geben Sie Gedankenfreiheit! von Rudolf Olden

In der amtlichen Begründung der Notverordnung vom 5. Mai 1932, die dem Proletarischen Freidenkerverband den Garaus machte, steht zu lesen: „Diese Maßnahme ist auch geboten zur Wahrung der durch die Reichsverfassung garantierten Glaubens- und Gewissensfreiheit." Da der bekannte, einstmals demokratische Ministerialdirigent im Reichsinnenministerium, der über die Materie referierte, ein guter Jurist ist, so kann er den Satz nicht ernst gemeint haben. Aber auch die Verhöhnung, nicht nur die Verleugnung liberaler Prinzipien, weckt heute in Deutschland kein Echo mehr. Ein früher liberales Blatt schrieb zu dem Verbot: „So notwendig es war, der kommunistischen Zersetzungspropaganda Einhalt zu tun, die sich in wilden Exzessen und Beschimpfungen gegen alles Religiöse erging..." Wir haben andre Sorgen. Bei der allgemeinen Verwilderung des Rechtsbewußtseins ist es nicht merkwürdig, daß auch auf diesem Nebenkriegsschauplatz die Argumente wild durcheinandergehen. Haben die Freidenker die Glaubensfreiheit der Kirchen und ihrer Angehörigen beeinträchtigt? Der alerteste Ministerialreferent wird es, mag er noch so eifervoll dem neuen Kurs nachlaufen, nicht behaupten wollen. Sondern der Schutz, den der Artikel 135 der armen zerfledderten

Weimarer Verfassung den Religiösen und ebenso den Irreligiösen gewähren wollte, richtet sich gegen Eingriffe des Staats, nicht gegen die Agitation Andersdenkender.

Schon das Allgemeine Landrecht sagte: „Die Begriffe der Einwohner des Staats von Gott und göttlichen Dingen, der Glaube und der innere Gottesdienst können kein Gegenstand von Zwangsgesetzen sein." Gieses Kommentar zur Reichsverfassung stellt fest: „Jeder obrigkeitliche Druck, die Ge- und Verbote des Gewissens zu verleugnen, ist unzulässig." Darum handelt es sich und um nichts andres: Zwangsgesetze und obrigkeitlicher Druck gegen jederlei Religionsübung und Betätigung einer Weltanschauung sollten ausgeschlossen werden. Bismarcks Kulturkampf lag noch nicht so lange zurück, daß zum Beispiel das Zentrum 1919 nicht hätte wünschen sollen, die katholische Kirche durch das Grundgesetz vor jeder Verfolgung durch den Staat und die Behörden zu bewahren. Komisch kommt uns das heute vor, wie? Aber damals war es ernst und kann morgen wieder ernst werden. Daß die Nationalsozialisten behaupten, eigentlich seien sie die bessern Christen, ist auch erst von gestern. Vorgestern neigten sie noch dazu, Wotan zu verehren, und waren jüdischen Mythen nicht geneigt.

Auch die Sozialdemokraten, die lange genug versichert hatten, Religion sei Opium fürs Volk, sicherten sich, als sie mit dem Zentrum zusammen das Reich neu schufen. Darum heißt es in Artikel 137: „Den Religionsgesellschaften werden die Vereinigungen gleichgestellt, die sich die gemeinschaftliche Pflege einer Weltanschauung zur Aufgabe machen." Und das ist eine Bestimmung, die in der alten Verfassung nicht zu finden ist. „Z. B. Monismus, Atheismus, Materialismus und ähnliche religionsfreie oder irreligiöse Weltanschauungen von Freidenkern. Für solche Bünde gelten dieselben Vorschriften etcetera wie für die Religionsgesellschaften." Sagt der Kommentar. Nimmt man es genau, so hat der Verband proletarischer Freidenker in Deutschland dieselben Rechte wie die katholische Kirche. Da staunste.

Wir nehmen es nicht mehr genau. Denn wären die Broschüren, Zeitschriften und Bildtafeln der Gottlosen noch so excessiv gewesen, so reichte der Gotteslästerungsparagraph aus, um sie zu vernichten und ihre Urheber zu bestrafen, Nachfolger aber zurückzuschrecken. Daß die Gerichte sich dem Wunsch der Regierung, die antiklerikale Propaganda einzudämmen, etwa entzogen hätten, kann niemand behaupten, der vor drei Wochen in der ‚Weltbühne' meinen Artikel über Pogede gelesen hat. Sechs Monate für einen, der nur einmal an der Freidenkerausstellung vorübergegangen war, das könnte, meine ich, genügen.

Paßt also der Artikel 48 schon deshalb nicht auf die Notverordnung gegen die Freidenker, weil seiner Anwendung die Artikel 135 und 137 strikte entgegenstehen, so schlägt es dem Faß den Boden aus, wenn man sie zur Begründung heranzieht. Aber das Faß ist ohnehin bodenlos.

An die stolze Tradition des Freidenkertums darf man nicht denken bei dem Verbot, bei der Begründung und bei dem be-

redten Schweigen, das sie empfangen hat, — soll einem nicht die Galle hochkommen. Aber selbst die Tradition der verfassungsmäßigen Diktatur, des Artikels 48, wird durch die neue Verordnung verletzt. Staatsnotwendigkeiten sollen mit seiner Hilfe durchgesetzt werden. Was hier geschah, ist eine Zensurmaßregel. Und wie es meistens mit der Zensur geht, ist sie auch diesmal Geschmacks- oder Gefühlszensur. Daß manche der Kundgebungen der kommunistischen Freidenker das Gefühl der Religiösen zu verletzen geeignet waren, das wird wohl richtig sein. Aber deshalb das höchste Recht des Reichspräsidenten anwenden? Das widerspricht der Ehrfurcht, die diesem Recht zukommt.

Schließlich, was ist Gutes von dem gewaltigen Schlag gegen eine Maus zu erhoffen? Die katholische Kirche steht fest und wird nicht fester dadurch, daß der Staat ihren Abneigungen allzu bereitwillig seinen Arm leiht. Wenn aber die evangelischen Kirchen leer stehen, so hat das andre Gründe als die Propaganda der Gottlosen, und wäre sie noch so geschmacklos. Ihre Verwalter sollten Einkehr halten und bei sich selbst nach den Ursachen suchen. Da hätten sie zu tun.

Das neue Spanien von Ernst Toller

IV

Spanische Arbeiter

Spanische Industrielle beschuldigen den Arbeiter, er liebe die Arbeit nicht, und sie erzählen gerne die Geschichte von jenem Andalusier, dem der Lohn verdoppelt ward, darauf mietete er für zwei Pesetas einen Ersatzmann, ließ den in die Fabrik gehen und genoß die Sonne und seine Faulheit für die übrigen zwei Pesetas. In dieser Geschichte steckt ein Körnchen Wahrheit. Die Männer der spärlichen sozialen Fürsorge wissen, wie schwer es hält, Alte und Invalide in der notwendigen Ordnung eines Heims zu halten, lieber gehen sie betteln.

Der spanische Arbeiter macht aus der Arbeit kein Evangelium, aus dem Geld keinen Götzen. Darum wird man niemals in Spanien Servilität vor den Reichen beobachten, deutsche Unternehmer, die es von Hause aus anders gewöhnt sind, beklagen sich bitter über den fehlenden „Respekt" des spanischen Arbeiters. Die Demokratie des Alltags beruht auf Jahrhunderte währender Lebensgewohnheit, hier wird man wirklich in jedem Café Menschen aller Schichten beisammen finden, und Stadtviertel, in denen das Straßenbild vom Bürger oder Arbeiter bestimmt wird, sucht man in Spanien vergeblich. Sogar die Armee durchdringt diese Haltung. Ich sah in Algeciras, daß Offiziere bei der Zollabfertigung nicht etwa bevorzugt wurden; wenn zwanzig Gemeine vor ihnen standen, mußten sie warten und sich die Füße vertreten, bis die Reihe an sie kam.

Das abscheuliche Wort „time is money" begreift der spanische Arbeiter nicht, er lebt nicht, um zu arbeiten, er arbeitet, weil er leben will. Selbst die katholische Kirche, die klügste aller Kirchen, hat, als sie noch entscheidenden Ein-

fluß auf ihn ausübte, nie versucht, seine Sinnenfreudigkeit zu dämpfen; wenn er faulenzt und „sündigt", tut er es mit gutem Gewissen.

Bei den Gemeinderatswahlen, die das Schicksal Alphons XIII. entscheiden sollten, bot ein Gutsbesitzer in Kastilien einem Landarbeiter zehn Pesetas an, wenn er für die Monarchie stimme. Der Arbeiter lehnte das ab, er hasse die Monarchie, und er werde gegen sie stimmen. „So wird man Dich hinauswerfen, und Du wirst verhungern." „Einverstanden", antwortete der Arbeiter, „das hat wenigstens etwas Gutes, wenn ich hungere, kann mir keiner befehlen."

In dieser kleinen Begebenheit zeigt sich der Charakter des spanischen Arbeiters. Der spanische Stolz, die spanische Würde, das Gefühl für Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit darf man nicht bei der Aristokratie suchen, einer kulturlosen und bigotten Gesellschaftskaste, auch nicht beim arrivierten Bürgertum, man wird sie in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jedem Weiler, in Kastilien ebenso wie in Andalusien, in Estramadura und in Katalanien, in Galicien und Aragon beim arbeitenden Menschen finden.

Mehr als fünfzig Prozent der Stadt- und Landarbeiter sind Analphabeten, aber es war kein Analphabet, der mir in Malaga mit gezwirbeltem Schnurrbart einen Gruß für den großen Kaiser Wilhelm mit auf den Weg gab.

Man glaube ja nicht, daß diese Analphabeten samt und sonders Dummköpfe sind, ich habe darunter Männer von tiefer Weisheit und Kenntnis der gesellschaftlichen Fragen gefunden, die Gespräche mit ihnen zeugten von Nachdenklichkeit und eignen Gedanken, und mancher europäische Intellektuelle, der alle philosophischen Theoreme studiert und exzerpiert hat, stünde beschämt vor dem Lebenswissen und der Überlegenheit dieser Analphabeten.

Monarchie und Kirche gingen dem Analphabetismus niemals ernstlich zuleibe. Wer wenig weiß, wird wenig verlangen, wer nicht vom Baum der Erkenntnis gekostet hat, wird zufrieden bleiben. Im letzten Jahr der Monarchie hatte Spanien 32 000 Schulen, die der Aufsicht der Kirche unterstanden, der Religionsunterricht war obligatorisch, kein Lehrer wurde angestellt, der der Kirche nicht genehm war.

Die junge Republik stellte einen Fünfjahresplan zur Liquidierung des Analphabetismus auf, in fünf Jahren sollen 27 000 neue Schulen errichtet und der Schulbesuch für alle Kinder von sechs bis vierzehn Jahren obligatorisch werden. Den kirchlichen Schulen, die selbst neutrale Beurteiler für pädagogisch unzulänglich erklärten, entzog man die staatliche Unterstützung. In den ersten acht Monaten sind 7000 neue Schulen erbaut worden, nur die Einführung der obligatorischen Schulpflicht stößt auf ein materielles Hindernis: die Kinderarbeit. Im Jahre 1930 hatten in der Provinz Avila von 13 350 Grundsteuerzahlern 11 452 Einkommen von weniger als einem Peseta täglich. Und wie bei diesen kleinen Bauern, die man eher „landwirtschaftliche Tagelöhner" nennen kann, ist es fast überall bestellt, nur Minoritäten städtischer Arbeiter in

den Industriezentren verdienen mehr. Bei solcher elenden sozialen Situation müssen eben die Kinder schon von frühester Jugend an mitschaffen. Und wie werden diese armen Würmer, die niemals sich ausschlafen, niemals sich wirklich sattessen können, bezahlt. Ich traf in Fuengirola bei Malaga ein Kind von elf Jahren, das als Hausmädchen drei Pesetas, in Granada in einem Schallplattengeschäft einen Knaben von neun Jahren, der fünf Pesetas im Monat erhielt.

Der Analphabetismus der Kinder wird nur dann „liquidiert" werden können, wenn gleichzeitig die soziale Lage der Eltern sich wandelt. Das kulturelle Grundniveau eines Volkes berührt sich mit seinem sozialen.

Hitler und Goethe Ein Schulaufsatz von Kaspar Hauser

Einleitung

Wenn wir das deutsche Volk und seine Geschichte überblicken, so bieten sich uns vorzugsweise zwei Helden dar, die seine Geschicke gelenkt haben, weil einer von ihnen hundert Jahre tot ist. Der andre lebt. Wie es wäre, wenn es umgekehrt wäre, soll hier nicht untersucht werden, weil wir das nicht auf haben. Daher scheint es uns wichtig und beachtenswert, wenn wir zwischen dem mausetoten Goethe und dem mauselebendigen Hitler einen Vergleich langziehn.

Erklärung

Um Goethe zu erklären, braucht man nur darauf hinzuweisen, daß derselbe kein Patriot gewesen ist. Er hat für die Nöte Napoleons niemals einen Sinn gehabt und hat gesagt, ihr werdet ihn doch nicht besiegen, dieser Mann ist euch zu groß. Das ist aber nicht wahr. Napoleon war auch nicht der größte Deutsche, der größte Deutsche ist Hitler. Um das zu erklären, braucht man nur darauf hinzuweisen, daß Hitler beinah die Schlacht von Tannenberg gewonnen hat, er war bloß nicht dabei. Hitler ist schon seit langen Monaten deutscher Spießbürger und will das Privateigentum abschaffen, weil es jüdisch ist. Das was nicht jüdisch ist, ist schaffendes Eigentum und wird nicht abgeschaffen. Die Partei Goethes war viel kleiner wie die Partei Hitlers. Goethe ist nicht knorke.

Begründung

Goethes Werke heißen der Faust, Egmont erster und zweiter Teil, Werthers Wahlverwandtschaften und die Piccolomini. Goethe ist ein Marxstein des deutschen Volkes, auf den wir stolz sein können und um welchen uns die andern beneiden. Noch mehr beneiden sie uns aber um Adolf Hitler. Hitler zerfällt in 3 Teile: in einen legalen, in einen wirklichen und in Goebbels, welcher bei ihm die Stelle u. a. des Mundes vertritt. Goethe hat niemals sein Leben aufs Spiel gesetzt; Hitler aber hat dasselbe auf dasselbe gesetzt. Goethe war ein großer Deutscher. Zeppelin war der größte Deutsche. Hitler ist überhaupt der allergrößte Deutsche.

Gegensatz

Hitler und Goethe stehen in einem gewissen Gegensatz. Während Goethe sich mehr einer schriftstellerischen Tätigkeit hingab, aber in den Freiheitskriegen im Gegensatz zu Theodor Körner versagte, hat Hitler uns gelehrt, was es heißt, Schriftsteller und zugleich Führer einer Millionenpartei zu sein, welche eine Millionenpartei ist. Goethe war Geheim, Hitler Regierungsrat. Goethes Wirken ergoß sich nicht nur auf das Dasein der Menschen, sondern erstreckte sich auch ins kosmetische. Hitler dagegen ist Gegner der materialistischen Weltordnung und wird diese bei seiner Machtübergreifung abschaffen sowie auch den verlorenen Krieg, die Arbeitslosigkeit und das schlechte Wetter. Goethe hatte mehrere Liebesverhältnisse mit Frau von Stein, Frau von Sesenheim und Charlotte Puff. Hitler dagegen trinkt nur Selterwasser und raucht außer den Zigarren, die er seinen Unterführern verpaßt, gar nicht.

Gleichnis

Zwischen Hitler und von Goethe bestehen aber auch ausgleichende Berührungspunkte. Beide haben in Weimar gewohnt, beide sind Schriftsteller und beide sind sehr um das deutsche Volk besorgt, um welches uns die andern Völker so beneiden. Auch hatten beide einen gewissen Erfolg, wenn auch der Erfolg Hitlers viel größer ist. Wenn wir zur Macht gelangen, schaffen wir Goethe ab.

Beispiel

Wie sehr Hitler Goethe überragt, soll in folgendem an einem Beispiel begründet werden. Als Hitler in unsrer Stadt war, habe ich ihn mit mehrern andern Hitlerjungens begrüßt. Der Osaf hat gesagt, ihr seid die deutsche Jugend, und er wird seine Hand auf euern Scheitel legen. Daher habe ich mir für diesen Tag einen Scheitel gemacht. Als wir in die große Halle kamen, waren alle Plätze, die besetzt waren, total ausverkauft und die Musik hat gespielt, und wir haben mit Blumen dagestanden, weil wir die deutsche Jugend sind. Und da ist plötzlich der Führer gekommen. Er hat einen Bart wie Chaplin, aber lange nicht so komisch. Uns war sehr feierlich zu Mute, und ich bin vorgetreten und habe gesagt Heil. Da haben die andern auch gesagt heil und Hitler hat uns die Hand auf jeden Scheitel gelegt und hinten hat einer gerufen stillstehn! weil es photographiert wurde. Da haben wir ganz still gestanden und der Führer Hitler hat während der Photographie gelächelt. Dieses war ein unvergeßlicher Augenblick fürs ganze Leben und daher ist Hitler viel größer als von Goethe.

Beleg

Goethe war kein gesunder Mittelstand. Hitler fordert für alle SA und SS die Freiheit der Straße sowie daß alles ganz anders wird. Das bestimmen wir! Goethe als solcher ist hinreichend durch seine Werke belegt, Hitler als solcher aber schafft uns Brot und Freiheit, während Goethe höchstens lyrische Gedichte gemacht hat, die wir als Hitler-

jugend ablehnen, während Hitler eine Millionenpartei ist. Als Beleg dient ferner, daß Goethe kein nordischer Mensch war, sondern egal nach Italien fuhr und seine Devisen ins Ausland verschob. Hitler aber bezieht überhaupt kein Einkommen, sondern die Industrie setzt dauernd zu.

Schluß

Wir haben also gesehn, daß zwischen Hitler und Goethe ein Vergleich sehr zu Ungunsten des letzteren ausfällt, welcher keine Millionenpartei ist. Daher machen wir Goethe nicht mit. Seine letzten Worte waren mehr Licht, aber das bestimmen wir! Ob einer größer war von Schiller oder Goethe, wird nur Hitler entscheiden und das deutsche Volk kann froh sein, daß es nicht zwei solcher Kerle hat!

Deutschlanderwachejudaverreckehitlerwirdreichspräsident dasbestimmenwir!

Sehr gut!

Der Handstand auf der Loreley von Erich Kästner

Die Loreley, bekannt als Fee und Felsen,
ist jener Fleck am Rhein, nicht weit von Bingen,
wo früher Schiffer mit verdrehten Hälsen,
von blonden Haaren schwärmend, untergingen.

Wir wandeln uns. Die Schiffer inbegriffen.
Der Rhein ist reguliert und eingedämmt.
Die Zeit vergeht. Man stirbt nicht mehr beim Schiffen,
bloß weil ein blondes Weib sich dauernd kämmt.

Nichtsdestotrotz geschieht auch heutzutage
noch Manches, was der Steinzeit ähnlich sieht.
So alt ist keine deutsche Heldensage,
daß sie nicht doch noch Helden nach sich zieht.

Erst neulich machte auf der Loreley
hoch überm Rhein ein Turner einen Handstand!
Von allen Dampfern tönte Angstgeschrei,
als er kopfüber oben auf der Wand stand.

Er stand, als ob er auf dem Barren stünde.
Mit hohlem Kreuz. Und lustbetonten Zügen.
Man frage nicht: Was hatte er für Gründe?
Er war ein Held. Das dürfte wohl genügen.

Er stand verkehrt im Abendsonnenscheine.
Da trübte Wehmut seinen Turnerblick.
Er dachte an die Loreley von Heine.
Und stürzte ab. Und brach sich das Genick.

Er starb als Held. Man muß ihn nicht beweinen.
Sein Handstand war vom Schicksal überstrahlt.
Ein Augenblick mit zwei gehobnen Beinen
ist nicht zu teuer mit dem Tod bezahlt!

P. S.

Eins wäre allerdings noch nachzutragen:
Der Turner hinterließ uns Frau und Kind.
Hinwiederum, man soll sie nicht beklagen.
Weil im Bezirk der Helden und der Sagen
die Überlebenden nicht wichtig sind.

Arbeitsdienstpflicht von Bernhard Citron

Allmählich ist in Deutschland aus politischen, wirtschaftlichen und sozialen Gründen die Arbeitsbeschaffung zur zentralen Frage der Gegenwart geworden. Politische Parteien, Organisationen und Wirtschaftsverbände aller Richtungen beschäftigen sich mit ihrer Lösung. Daß jede Gruppe sich bemüht, aus der Not der Arbeitslosigkeit die Tugend einer Sonderpropaganda für die eignen Ideen zu machen, läßt sich denken. Zu diesen gewiß ehrlichen Vorkämpfern der Arbeitsbeschaffung gehört der Volksbund für Arbeitsdienst, an dessen Spitze General Faupel steht. Faupel wies kürzlich bei einem Diskussionsabend der Studiengesellschaft für Geld- und Kreditwirtschaft auf die Erfolge des freiwilligen Arbeitsdienstes hin. Nach seiner Berechnung betragen die Kosten beim freiwilligen Arbeitsdienst pro Mann 780 Mark, während ein Arbeitsloser durchschnittlich 846 Mark Jahresunterstützung erhält. Infolge der Herabsetzung der Unterstützungssätze werden sich allerdings die Ausgaben für Arbeitslose und Arbeitsdienstleute künftig angleichen. Die Fehlrechnung liegt nun aber darin, daß sich diese Sätze auf die nur zwanzig Wochen währende Arbeitslosenunterstützung beziehen, während die Krisen- und Wohlfahrtsunterstützten ein erheblich niedrigeres Unterstützungseinkommen haben. Der Zulauf zum freiwilligen Arbeitsdienst ist dadurch sehr beschränkt, daß nur Leute, die noch nicht ausgesteuert sind, angenommen werden können. Ein gelernter Arbeiter oder Angestellter, der grade abgebaut worden ist, wird sich aber wohl vorerst um eine Stellung in seiner Branche bemühen.

Nun verlangt der Volksbund für Arbeitsdienst — nicht ohne stillschweigende Unterstützung amtlicher Stellen — die Ersetzung des freiwilligen Arbeitsdienstes durch eine Arbeitsdienstpflicht, weil in diesem Falle 550 Mark pro Mann ausreichen würden. Wir wollen einmal unterstellen, daß diese Berechnung zutrifft. Was sich aber durchaus nicht verbilligt, sind die materiellen Kosten, die weder in der Zahl von 780 Mark für den freiwilligen noch von 550 Mark für den obligatorischen Arbeitsdienst enthalten sind. Diese Materialausgaben dürften sich durchschnittlich auf etwa zweihundert Prozent der personellen Kosten belaufen. Schließlich aber sind für Straßenreparaturen und Hochwasserbekämpfung, die nach Ansicht aller Fachleute zu den wichtigsten Aufgaben der Arbeitsbeschaffung gehören, gelernte Arbeiter notwendig. Den Arbeitsdienstpflichtigen blieben also ausschließlich Meliorationsarbeiten vorbehalten. Dazu eine Armee?

Der Ton im Worte „Arbeitsdienstpflicht" liegt heute weniger auf den beiden ersten Silben „Arbeit", sondern auf den letzten „Dienstpflicht". Die Jugend soll wieder an preußische Ordnung und Zucht gewöhnt werden. Sehen wir selbst über die außenpolitischen Konsequenzen hinweg, so bedeutet die Einführung der Arbeitsdienstpflicht innenpolitisch einen schwereren Schlag gegen die Grundsätze der Demokratie als die allgemeine Wehrpflicht. Nicht zur Verteidigung des Vaterlandes sondern zur Entlastung wird die Jugend eingezogen. So wohlfeil ist heute die Demokratie.

Bemerkungen

Die Diktatur in Peru

Vor einem Jahr etwa fuhr der Gründer und Führer der latein-amerikanischen Apra (Asociacion Popular Revolucionaria Americana), Haya de la Torre, als Präsidentschaftskandidat von Berlin nach Peru. Er ist nicht Präsident geworden, obwohl er, wie mir ein Mitglied seiner Partei schreibt, den Wahlkampf gewonnen hat. Statt seiner hat sich der junge Militär Sanchez Cerro auf den Stuhl gesetzt. Die Zustände in Peru unter der Regierung dieses Offiziers, der vor einigen Jahren vom peruanischen Volk als Retter aus der Tyrannei Leguias begrüßt wurde, sind unerträglich nicht nur für die Massen jenes Landes. Alles, was Freiheitswillen in Amerika hat, wendet sich gegen ihn.

Das Schreiben des jungen Peruaners an mich ist ein gellender Ruf um Hilfe. Er teilt mir mit, daß die noch existierenden peruanischen Zeitungen nichts über die wirklichen Zustände Perus bringen dürfen. Nach außen können nur Nachrichten gelangen, die mit Freiheits- und Lebensgefahr über die Grenze geschmuggelt werden. Die oppositionelle Presse ist unterdrückt, ihre Redakteure sind ausgewiesen. Die Minister der Regierung Sanchez Cerro haben die Ausrottung des Aprismus mit Stumpf und Stiel angekündigt. Alle Parteiführer sind gefangen oder deportiert. Auch Frauen hat man nicht geschont. Wie schlimm muß eine Diktatur in einem Lande Lateinisch-Amerikas sein, wenn sie die Frauen nicht schont. Denn der Kavalier ist dort sozusagen Naturbestandteil der menschlichen Gesellschaft. Viele Apristen sind in der Strafkolonie „Fronton" interniert, hunderte von proletarischen Parteimitgliedern in der Kolonie „Madre de Dios", mitten im Tropenwald.

Die apristische Fraktion von dreißig Abgeordneten hat man kurzerhand im Gebäude der Kammer verhaftet und dann verbannt. Das Parlament hat also keine Rechtsgültigkeit mehr. Aus dieser furchtbaren Situation erklärt sich das Attentat, das ein neunzehnjähriger Peruaner vor einiger Zeit gegen Sanchez Cerro beging. Sanchez Cerro, der verwundet wurde, hat inzwischen das Krankenhaus verlassen. Der junge Mensch und mit ihm zwei Apristen wurde zum Tode verurteilt. Jeden Augenblick kann das Urteil vollstreckt werden. Man hat mir gesagt, daß die Verurteilten als Geiseln gehalten würden für den Fall irgend einer Regung der Apra. Um zu erfahren, wo Haya de la Torre sich befindet, hat man viele Leute Torturen unterworfen. Es heißt am Schluß des Briefes: „Damit Sie wissen, wie unsre Situation ist, stellen Sie sich vor, daß wir in die Hände einer feindlichen Macht gefallen sind. So ist es, ohne Übertreibung."

Ich habe keine Ursache, den Mitteilungen nicht zu trauen. Aus südamerikanischen Blättern habe ich schon vor einiger Zeit von der Schonungslosigkeit der Diktatur Sanchez Cerro erfahren. Jedenfalls bin ich verpflichtet, die europäische Öffentlichkeit zu informieren. Wir können nicht dulden, daß unsre Brüder, sei es wo es sei, von der Reaktion gekerkert und geknechtet werden. Haya de la Torre war mein Schüler und mein Assistent bei wissenschaftlichen Arbeiten über Latein-Amerika. Aber ich würde auch ohne diese persönliche Beziehung den Kampf gegen solch furchtbare Unterdrückungen aufgenommen haben. Die Apra ist eine Partei ohne Radikalprogramm. Sie kämpft gegen den Imperialismus, der Latein-Amerika zermürbt, und für den Indio, die beste Kraft dieser Länder. Aber diese Partei wehrt sich gegen Tyrannei von außen und im Innern. In Peru gibt es noch keine straffen proletarischen Organisationen. Man muß heute froh sein, daß dort überhaupt für Freiheit gekämpft wird.

Alfons Goldschmidt

Die letzten Heroen

In dieser Woche politischer Hochspannung füllten sich die berliner Zeitungsspalten mit Meldungen und Betrachtungen über ein Geschehnis, das denn doch noch ganz anders als Brünings Rede den Abonnenten in Aufruhr zu bringen vermochte.

Ein jugendlicher Raubmörder war wenige Tage nach seiner Tat ergriffen worden. Man fand bei ihm Zeichnungen, Notizen; im Verhör erklärte er sie als Vorbereitungen für ein andres, größeres Unternehmen, das er geplant hätte: einen Überfall auf eine der bekanntesten Filmdarstellerinnen. Als vorgeblicher Autogrammjäger hätte er sich Zutritt verschaffen, sie niederschlagen und berauben wollen.

Vor so blasphemischer Möglichkeit zitterten die Leserherzen. Ähnlich mag der besondre Abscheu treuer Untertanen vor der unfaßbaren Ruchlosigkeit des Königsmordes sein. Nicht der Raub, der Mord an sich, noch gar sein Hintergrund: die fürchterliche Not und Hoffnungslosigkeit der Zeit, wurden Gegenstand erregter Betrachtungen. Auch die wirklich ermordeten beiden alten Leute wurden unwichtig. Das wahre, tiefe Erschrecken galt dem rohen Mangel an Ehrfurcht, der sich in einem solchen Plan offenbarte. Selbst eine so allgemein geliebte, angebetete, halbgöttliche Person war, plötzlich sah mans mit Schaudern, nicht mehr gefeit vor mörderischer Gefahr.

Gegen dergleichen Attentate auf die Großen der Welt traf von jeher die Polizei besondere Vorkehrungen. Auch diesmal zeigte sie sich dem Ernst der Sache gewachsen. Konferenzen fanden, wie der Zeitungsleser zu seiner Beruhigung erfuhr, sofort statt. Ja, die Bedrohte wurde aufs Präsidium bemüht, um — wie es in einer neckischen Meldung hieß — dort ein Kolleg über Sicherheitsmaßnahmen zu erhalten. Es gibt Beispiele dafür, daß die polizeiliche Vorsorge sonst bei simplen Staatsbürgern, die sich bedroht fühlen, weit zögernder gewährt wird.

Dafür wurde bei dieser Gelegenheit die Pflicht der Publicity nicht verabsäumt. In einer Zeitung wird eine Großaufnahme veröffentlicht, auf der man die Schauspielerin sieht, wie sie eben aus dem Alex herauskommt: in einem prachtvollen Pelzmantel, doch mit nachdenklich gesenktem Blick.

Und neben ihr geht ein bescheidener Mann mit ernstem, müdem Gesicht. Würdig, doch ein wenig verlegen. Vielleicht deshalb, weil er einen so unansehnlichen, zerknautschten Konfektionsanzug trägt, der schlecht zu der noblen Begleiterin paßt.

Dieser Mann ist ein Kriminalkommissar. Und dieses Bild ist ein gutes und wahrhaftiges Bild, weil man auf ihm so deutlich erkennen kann, daß die Heldengestalt so vieler Tonfilme in Wirklichkeit ein armer Teufel mit zweihundert oder dreihundert Mark im Monat ist. Aber man darf sicher sein: Freudig setzt er sein Leben ein für die Güter die-

ser Welt, für ihre Ordnung, für den Pelz und die Wertsachen dieser netten, kleinen Frau, die einfach durch ihr Nettsein vierzig- oder fünfzigmal soviel verdient wie er.

Wie sie da nebeneinander zu sehen sind: Bedeuten sie nicht die wirklichen, letzten Heroen der entgötterten Zeit? Nicht der allzu gründlich seiner Geheimnisse entkleidete Kreuger, nicht der herrische Duce, nicht der braune Mann mit dem weitgeöffneten Mund, — ein paar hochbezahlte Stars sind vielleicht die letzten, echten Könige des sterbenden Kapitalismus. Und als ihre getreuen, anspruchslosen Ritter fechten diese bescheidenen Männer in schlechtsitzenden Anzügen: letzte Kämpfer einer Welt, für die einmal, für die bald niemand mehr wird kämpfen wollen.

Axel Eggebrecht

Sklareks, die sympathischen Menschen

Die Sklareks erfreuten sich allgemeiner Sympathie. Das ist selbstverständlich von dem Augenblick an, wo sie Geld und Macht hatten und dieses Geld und diese Macht benutzten, um andre sowohl am Geld wie an der Macht teilnehmen zu lassen. Aber wie kamen sie erst an die Macht und ans Geld und warum waren sie aller Welt sympathisch?

Darauf kann man mit zwei Worten erwidern: weil sie tranken und weil sie sich für Pferde interessierten. Ganz im Anfang der Sklarekaffäre erklärte ein Staatsanwalt, der durch den Skandal kompromittiert wurde, folgendes: „Auf der Rennbahn hat mir Graf X die Sklareks vorgestellt. Ich bitte, Graf X vom Union-Club und die Leute hatten tadellose Pferde, da kann man sich doch dann nichts denken."

So fing es an und in einer der letzten Sitzungen der Beweisaufnahme trat Graf Bredow auf, alter Aristokrat, groß mit blondweißem Vollbart, und sang ein hohes Lied auf die Sklareks. Er sagte: „Die Leute waren wirklich große Sportsleute. Sie hatten tadellose Pferde. Der Derbysieger war ein ausgezeichnetes Pferd. Ein Skandal, daß dieses Pferd für zwanzigtausend Mark verschleudert wurde, das hundertfünfundzwanzigtausend Mark wert war. Sie haben viel für den Rennsport getan. Sie hatten achtzig Pferde im Stall. Sie haben sich sehr um die Arbeit an den Pferden gekümmert, sie haben nie, was beim Rennsport ja leider vorkommt, irgendwelche schiefen Sachen gemacht. Sie hatten nicht nur tadellose Pferde, sie haben sie auch tadellos laufen lassen. Es ist nicht wahr, daß sie protzenhaft auftraten. Im Gegenteil, sie sind äußerst bescheiden auf dem Rennplatz gewesen. Ich kann nur eins sagen, der Union-Club hat es doch noch immer verstanden, sich exklusiv zu halten. Es ist bei uns öfter die Frage aufgetaucht, was ist, wenn die Sklareks, die schließlich den größten Stall haben, bei uns aufgenommen

zu werden wünschen. Wir haben immer gesagt, wir nehmen sie auf."

So der Feudale. Und wie wurde das Volk gewonnen? Wie erzielte man Popularität? Brolat sagte: „Ich habe immer gesagt, die Sklareks, das sind richtige berliner Jungs, die trinken auch mal einen übern Durst". Hier klar das Rezept. Wie öffnen sich Türen? Bestechung allein tuts nicht. Denn nicht von Jedem hätten die Beamten die Anzüge genommen, nicht zu jedem wären sie zum Essen gegangen, nicht mit jedem ins Tanzpalais. Aber unverdächtig ist, wer Pferde fair laufen läßt, und Vertrauen erweckt, wer sich betrinkt. Man kann ruhig sagen, wären die Sklareks keine Alkoholiker gewesen, nie hätte es eine Sklarekaffäre gegeben.

Die Sklareks sind sicher sympathische Menschen, Leo ist ein lustiger Bruder, mehr Conferencier in einem Kabarett von WW als Kaufmann, Willi ein Mann aus der Konfektionsbranche. Sie ziehen sich nicht die Cutaways der Ehrbarkeit an, wie die Beamten der Stadtbank. Sie geben sich nicht als Biedermänner, wo sie raffiniert die Psychologie der Stadträte benutzt haben. Sie haben bestochen, das geben sie auch zu, sie sind naiv. Leo sagte einmal in den Couloirs von Moabit: „Ich weiß gar nicht, was der Staatsanwalt gegen uns hat. Wozu hat der Mann das nötig, so eine gehässige Anklageschrift zu schreiben".

Sie sind tatsächlich weise Skeptiker, weil sie wirklich diese Welt kennengelernt haben. Aber nicht deswegen galten sie allgemein als sympathische Menschen, sie galten als sympathisch wegen der Pferde und des Alkohols. Die irrationale Komponente für den Erfolg in der Verehrung der Menge, die in England erfolgreiches Kricketspielen bedeutet, ist bei uns die Fähigkeit, viel zu trinken. Nicht dem Klugen, nicht dem Tüchtigen, nicht dem Wissenden ebnen sich die Wege, die Wege ebnen sich dem Menschen, der sich besäuft, und sicherer als jede Auskunft erwirbt Vertrauen die bestandene Trinkprobe.

Gabriele Tergit

Die Deutsche Musikbühne

Während alle Generalintendanten, Stadtverordnete und Kultusminister ob der Opernkrise nicht ein noch aus wissen — ohne allerdings viel andres zu unternehmen, als zwecks Erhöhung der Arbeitslosigkeit ein Theater nach dem andern zuzusperren — während die Sänger, Regisseure, Kapellmeister und alle Musiker mit ihnen das Repertoiretheater verfluchen, in dessen ewiger Hetzjagd Vollkommenheit so selten ist wie ein Haupttreffer bei armen Leuten — unternimmt es eine auf das Verschiedenartigste zusammengesetzte Gemeinschaft, die sich „Deutsche Musikbühne" nennt, ihre in der Theorie gar nicht neuen Ideale zum Leitstern idealistischer Praxis zu machen. Die Unzulänglichkeiten und Halbheiten, die Nachteile und Gefahren des Opernbetriebs liegen auf der Hand und wurden tausendmal erörtert: es ist kein Wort mehr darüber zu verlieren. Will man sie vermeiden, dann hat man (gesetzt, es sei überhaupt möglich) bloß das Gegenteil von dem zu machen, was dort gegen alle bessere Einsicht der führenden Köpfe von je immer wieder verbrochen wurde und wird: hier also wird es versucht. Wird versucht,

der notwendigen Unvollkommenheit ausnahmslos zu wenig geprobter Repertoirevorstellungen die Vollkommenheit von Opernaufführungen entgegenzusetzen, die Monate lang, die beliebig lange vorbereitet werden können; wird versucht, das Starsystem durch ein einheitliches Ensemble überflüssig zu machen; den pontifex maximus modernen Theaterspiels, den allmächtigen Regisseur durch schauspielerische Lebendigkeit des „befreiten Sängers" zu ersetzen — im Ganzen also: das Unwesentliche fortzulassen, das Wesentliche herauszuarbeiten und sich kollektiv zu betätigen.

Hier fragt es sich nur: was ist nun dieses Wesentliche? Ist es dem Publikum wirklich lieber, das Werk in kristallener musikalischer Klarheit, in einwandfreier Dramatik, in einleuchtenden architektonischen Bögen zu erleben und dafür auf Rausch und Pomp, auf Regiemätzchen und Kulissenzauber, auf den erotischen Reiz höchster (und höchstbezahlter) Töne zu verzichten — als umgekehrt? Anders gesprochen: ist das Sinnliche oder das Geistige das ursprüngliche Opernerlebnis des deutschen Durchschnittshörers, des provinziellen Hörerdurchschnitts, mit dem hier gerechnet werden muß? Wir glauben: das Sinnliche; und sehen in diesem Widerspruch zwischen dem Darstellungsideal des Kollektivs und den Ansprüchen und Sehnsüchten eines naiven Publikums die größte Gefahr für das prächtige Unternehmen. Seine künstlerischen Aktiven (die kompromißlose geistige Haltung) werden sich nur schwer in geschäftliche verwandeln lassen. Denn eigentlich wollen sie ja gar nicht Oper spielen. Oper, das ist zu allererst der herrlich singende, der dramatisch bewegte Mensch, das ist ursprüngliches orgiastisches Theatererlebnis, dem alle Schlamperei, dem alle Unvollkommenheit, erlebt man es so, nichts Wesentliches zu nehmen vermag: alle romanischen Völker aber erleben es so, opernbegabtere, opernbessere als wir ...

Was hier versucht wird, das ist im Grunde Verwirklichung des musikdramatischen Ideals (auf die Oper angewandt), das ist plastische Herausarbeitung geistiger Architektur, das ist der Traum aller guten Musiker: denen nicht der Sänger sondern das Gesamtkunstwerk, nicht das Spiel sondern die Partitur das Primäre ist.

Was im Rahmen dieser Überzeugung, was ohne Geld und mit Begeisterung allein geleistet werden konnte, ist hier geleistet worden: Unter Hans Oppenheims musikalischer Direktion klappt alles vorzüglich, Reinkings Ausstattungskunst, die Regie von Hubert Franz, die Gesamtleitung von Reuß bewähren sich — im Rahmen des erreichbaren freilich — aufs Beste. Auch Ensemblekunst ist vorhanden; leider ist aber das stimmliche Niveau dieses Ensembles noch zu tief. Das aber scheint uns eine Lebensfrage der deutschen Musikbühne zu sein: schon die Repertoiretheater, die im Verhältnis über ungeheure Geldmittel verfügen, leiden Not an wirklich guten Stimmen; wie soll diese Schwierigkeit hier überwunden werden? Durch Idealismus großer Sänger? Durch Entdecken und (was weit schwieriger ist) Festhalten junger Talente? So steht man dem Projekt mit künstlerischen, organisatorischen, wirtschaftlichen Bedenken gegenüber; wünscht aber ihm, dem einzig konstruktiven Plan in dieser Zeit des großen Theatersterbens, man hätte unrecht mit allen Bedenken, wünscht ihm von ganzem Herzen viel Erfolg.

Arnold Walter

Der Druckfehler

In der Generalkommission der Abrüstungskonferenz, die gestern nach dreiwöchiger Pause ihre Arbeiten wieder aufnahm und nun in eine entscheidende Phrase eintritt, forderte Botschafter Gibson namens der Amerikaner unerwartet die Abschaffung der schweren Artillerie und der Tanks als ausgesprochene Offensivwaffen.

‚Basler Nachrichten'

Gut ausgesucht

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller druckt in seiner Verbandszeitschrift als „Muster eines Tonfilm-Manuskripts" für seine Mitglieder in richtiger Erkenntnis der Sachlage ein Stück Drehbuch des Films „Der Kongreß tanzt" ab, das denn auch wie folgt anhebt:

Wien.

1. Groß: Gegen freien Himmel der österreichische Artillerieleutnant in der Uniform der Befreiungskriege kommandiert lieb und fesch:
„Bitt schön! — Obacht geben! — Erstes Geschütz!"
2. Gesamt: Vor der Gloriette sind zwei Batterien aufgefahren. Aus einer Rohrmündung pufft dicker Rauch. Wieder das Kommando:
„Zweites Geschütz! — Feuer!"
3. Große Kanonenmündung. Dicker Rauch pufft aus.

Nach diesem Muster werden nun hoffentlich die Mitglieder in lukrativer Weise aufprotzen.

Heimkehr

Ich bin etliche Monate fern von Berlin gewesen — da muß man doch mal ein wenig rundgucken, wie die Hasen jetzt hier laufen.

Mein erster Besuch gilt meinem hochverehrten Oheim, dem Herrn Bankdirektor. Er ist natürlich verhaftet.

Ich, in meinem Familiensinn, stürme zum Rechtsanwalt, um Näheres, Bündiges zu erfahren.

Der Anwalt: „Herr Roda, seien Sie beruhigt! Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich hat 370 Paragraphen. Aber grade fünf davon, derentwegen man Ihren Herrn Oheim anklagt — grade gegen diese fünf Paragraphen hat Ihr Oheim sich nicht vergangen."

Roda Roda

Liebe Weltbühne!

Eine Frau in Neapel bekam Drillinge, zwei Söhne und eine Tochter. Sie nannte sie Benito, Umberto und Italia und erstattete Mussolini Anzeige davon. Die erwartete Folge war ein reiches Patengeschenk. Aber das Interesse des Duce reichte noch weiter. Nach 14 Tagen telephonierte er selber mit der dreifachen Mutter und erkundigte sich nach dem Befinden der Sprößlinge. Die Mutter erwiderte: „Benito soce, Umberto dorme, Italia piange (B. saugt, U. schläft, I. weint)." Die Frau wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Arbeitsgemeinschaft Marxistischer Sozialarbeiter. Mittwoch 20.00. Haverlands Festsäle, Neue Friedrichstr. 35: Fürsorgeerziehung und Arbeitsdienstpflicht — Ausweg aus der Jugendverwahrlosung? Es sprechen: Hanna Eisfelder, Justus Ehrhardt und Fritz Gräsing.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (23.), 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Die Kierkegaard-Renaissance und die Individualpsychologie, Alexander Neuer.

Erfurt

Weltbühnenleser. Montag (23.), 20.00. Treffpunkt: Jagdzimmer von Rohr.

Essen

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Restaurant des Schauspielhauses, Hindenburgstraße. Rudi Josephs spricht über literarische Neuerscheinungen.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 10: Die politische Lage.

Kollektiv Hamburger Schauspieler. Sonntag 11.00. Hamburger Volksoper. Wiederholung von „Unser Schaden am Bein".

Rundfunk

Mittwoch. Leipzig 16.00: Kästners Pünktchen und Anton. — Hamburg 16,00: Ernster und heiterer Balkan. Lina Goldschmidt. — Berlin 19.10: P. Scheerbarts Begegnungen mit Zeitgenossen, Erich Mühsam. — Hamburg 20.00: Goethes Iphigenie. — Königsberg 21.10: Querschnitt durch B. Travens Werk, Heinrich Hauser. — **Donnerstag.** Berlin 18.10: Neben dem Recht, Erich Frey. — Mühlacker 20.00: Der Mensch Nr. 17381, Hörspiel von Leo Lania. — Leipzig 20.30: Die Flucht im Kreise, Hörspiel von Hans Natonek. — 22.45: Das neue Gedicht in der Musik. — **Freitag.** Leipzig 17.30: Literatur im bürgerlichen Zeitalter, Arno Schirokauer. — Breslau 18.40: Die Zeit in der jungen Dichtung. — Berlin 20.00: Potsdamer Str. 17a, Hörspiel von Werner Finck und Egon Jacobsohn. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, M. M. Gehrke.

Antworten

Hellmut v. Gerlach an die Weltbühnenleser. Viele freundliche, manche minder freundliche Worte sind an meine Adresse gekommen, als die Kunde von meiner künftigen Tätigkeit an der ‚Weltbühne' ergangen war. Ich weiß, daß ich nur Platzhalter bin — Platzhalter nicht im Sinne Horthys, um den Platz dauernd zu halten. Im Gegenteil, mit dem Wunsche und dem Bemühen, daß der falsche Waldemar dem richtigen möglichst bald den ihm zukommenden Platz wieder einräume. Der Platzhalter würde seine Rolle übel verkennen, wenn er sich herausnähme, den Urlaub des Eigentümers dazu zu benutzen, seinem Heim einen andern Charakter zu geben. Andrerseits bleibe ich natürlich ich und wandle mich nicht, weil mein Tätigkeitsfeld sich gewandelt hat. Was jedermann an Ossietzky noch über allem andern schätzt, ist sein Charakter: Impavidum ferient ruinae! Er am wenigsten würde es billigen, wenn auch nur einen Tag an seinem Platz jemand stünde, der Ossietzky kopiert, statt ein Eigener zu sein. Wir alle wollen daran arbeiten, Ossietzky sein politisches Heim, während er selbst vorübergehend verhindert ist, sauber zu halten. Könnten wir es ihm bei seiner Rückkehr noch ein wenig geräumiger übergeben — der Hausherr würde nicht schelten. Ihm geht es um die Sache, nur um die Sache. Das ist das Große an ihm.

General Groener. Zwei Tage, nachdem sich die Gefängnistüren hinter dem Opfer Ihrer Militärpolitik, Carl v. Ossietzky, geschlossen hatten, sind Sie von den ehrgeizigen Generalen Ihres Bureaus gestürzt worden. Statt uns so blindwütig zu verfolgen, wäre es besser gewesen, Sie hätten uns aufmerksamer gelesen. Am 5. April dieses Jahres schrieb hier Carl v. Ossietzky: „Groener hat den Ehrgeiz, gleichzeitig an den zwei großen politischen Hochzeiten teilhaben zu wollen. Ich bin nicht geneigt, Herrn Groeners Rundungen Unrecht widerfahren zu lassen, aber um zugleich bei der Republik und beim Fascismus zu sitzen, dazu langt nicht einmal der dickste deutsche Ministerarsch. Groener wird bald zwischen die Stühle plumpsen, und niemand sollte den Sturz aufhalten." Jetzt sitzen beide. Aber Ihre Position zwischen den Stühlen scheint uns die minder ehrenvolle.

Reichsfinanzministerium. Aus Genf schreibt man uns: „Um den Mitgliedern der deutschen Delegation die Teilnahme an der Abstimmung zur Präsidentenwahl zu ermöglichen, wurden ihnen die Reisekosten für die Fahrt nach Lörrach aus Reichsmitteln zur Verfügung gestellt, und zwar den Herren zweiter, den Damen dritter Klasse. Zum Protest gegen diese Unbilligkeit fuhren auch die Herren dritter Klasse." Sparsamkeit ist gut, aber warum soll sie sich nicht auf beide Geschlechter erstrecken? Oder teilt man an hoher Reichsstelle die Auffassung des Herrn Gottfried Feder von der Frau als „Magd und Dienerin"?

Reichstagung der nationalsozialistischen Beamtenvertreter. Also ihr habt in Leipzig beschlossen, „gegen die Terrororganisation der sogenannten Republikanischen Beschwerdestelle mit außergewöhnlichen Mitteln vorzugehen". Warum so geheimnisvoll? Was wollt ihr tun? Giftgas oder Folter, dritter Grad?

Haushaltsausschuß des Reiches. Du hast in Deiner Sitzung vom 3. Mai festgestellt, daß das Geschenk des Deutschen Reiches an den Exzaren von Bulgarien im Etat als „Abfindung für einen bulgarischen Kriegsschaden" verbucht, das heißt versteckt worden ist. Dürfen wir bei Dir anregen, in künftigen Etats alle Zahlungen des Reiches an die deutschen Expotentaten und ihre Angehörigen als „Abfindung für einen deutschen Kriegsschaden" zu rubrizieren?

Pazifist. In diesen Tagen wurde die „Internationale Friedens-Korrespondenz" gegründet. Die IFK. will enge Verbindungen über die ganze Erde knüpfen, Besuche der Friedensfreunde in den ver-

schiedenen Ländern vermitteln. Da die bis jetzt bestehenden Friedensorganisationen sich der Aufgabe, Korrespondenzen zwischen Angehörigen der verschiedenen Nationen zu vermitteln und Mitglieder ins Ausland zu schicken, nicht in dem Maße widmen konnten, wie es nötig wäre, um möglichst viel praktische Friedensarbeit zu leisten, füllt die neue Organisation nur eine Lücke aus. Nähere Auskunft durch: Carl Herche, Wuppertal-Unterbarmen, Auerschulstr. 9.

Der Weltbühnen-Prozeß. In unserm Verlag ist eine 64 Seiten starke Broschüre erschienen, in der außer den in dieser Nummer abgedruckten Schreiben Professor Alsbergs, Justizrat Mamroths und Thomas Manns die Eingabe von Rechtsanwalt Doktor Apfel an den Reichspräsidenten, Äußerungen hervorragender Vertreter der deutschen Öffentlichkeit und wichtige Stimmen der Weltpresse zum Weltbühnenprozeß veröffentlicht sind. Wer sich für diese Schrift interessiert, erhält sie gegen Einsendung von 30 Pfennig in Marken an den Verlag der ‚Weltbühne', Berlin-Charlottenburg 2, Kantstr. 152.

Allen Freunden und Lesern der ‚Weltbühne', die zum Strafantritt Carl v. Ossietzkys seiner und unser in einer Unzahl von Briefen gedacht haben, müssen wir auf diesem Weg unsern herzlichsten Dank aussprechen, da es uns bei der Fülle der Schreiben leider nicht möglich ist, Jedem zu antworten. Bei dieser Gelegenheit bitten wir, alle Sendungen und Zuschriften, die für Carl v. Ossietzky bestimmt sind, nicht direkt an die Strafanstalt richten zu wollen, sondern an den Verlag der ‚Weltbühne', da dieser Weg eine erhebliche Erleichterung der Zustellung bedeutet und im Interesse Carl v. Ossietzkys liegt.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Für Carl von Ossietzky!

Die Deutsche Liga für Menschenrechte und der Pen-Club Deutsche Gruppe bitten alle diejenigen, welche der Ansicht sind, daß Carl v. Ossietzky ein schweres Unrecht geschehen ist, die untenstehende Erklärung mit Namen und Adresse zu unterzeichnen und umgehend als Drucksache an die „Deutsche Liga für Menschenrechte" (Rechtsstelle) in Berlin N 24, Monbijouplatz 10, zu übersenden.

....

Erklärung:

Die Bestrafung des Schriftstellers Carl v. Ossietzky zu 1½ Jahren Gefängnis erscheint mir, soweit ich den Fall kenne, als ein schweres Unrecht. Ein Mann von solch untadliger Gesinnung, der aus nur politischen und lauteren Motiven gehandelt hat, durfte nicht zu einer solchen Strafe verurteilt werden.
Ich appelliere an den Gerechtigkeitssinn des Herrn Reichspräsidenten, die Strafe durch einen Gnadenakt abzukürzen oder sie zumindest in eine Festungsstrafe umzuwandeln.

Name ____

Beruf ____

Adresse ____

Datum ____

Abschaffung der Reichswehr von Hellmut v. Gerlach

Vor zehn Jahren wurde in der Deutschen Friedensgesellschaft leidenschaftlich um die Frage gekämpft, ob man die sofortige, vollständige Abschaffung der Reichswehr fordern solle. Ich war dagegen. Aber ich bekenne offen: meine Gegner haben recht gehabt.

Damals forderte ich lediglich die Republikanisierung der Reichswehr. Daß sie möglich sei, schien das Beispiel der österreichischen Wehrmacht zu beweisen.

Eine Reihe von Jahren hindurch hat sich Oesterreich eines ehrlich republikanischen Heeres erfreut. Es war ein so zuverlässiges Instrument der republikanischen Politik, daß die österreichischen Reaktionäre ständig bemüht waren, Mannschaftsbestand und Ausgabeetat des Heeres herabzusetzen.

Seit langer Zeit ist jedoch die Truppe Oesterreichs genau so reaktionär wie seine Regierung, wenn nicht noch reaktionärer. Eine Art immanenten Gesetzes scheint in allen mehr oder weniger reaktionär regierten Ländern die bewaffneten Regierungsorgane zu treiben, immer noch rechts von der Regierung selbst zu stehen. Sogar in der wahrhaftig nicht bellizistischen Schweiz hat sich in dem Offizierkorps der Miliz ein Militarismus entwickelt, der an die Vorbilder des preußischen Vorkriegsmilitarismus erinnert. Wer es nicht glaubt, braucht nur des Schweizers Paul Ilg Schlüsselroman „Der starke Mann" zu lesen.

In der österreichischen Volkswehr gab es nach 1918 eine ganze Zeit hindurch eine sozialdemokratische Mehrheit. Die sozialdemokratischen Arbeiter waren zahlreich der Aufforderung ihres parteigenössischen Wehrministers zum Eintritt in die Armee gefolgt.

In Deutschland waren die Arbeiter bei Kriegsschluß so antimilitaristisch, daß sie einfach nicht in die Reichswehr hineinzubringen waren. Andre Elemente taten das an ihrer Stelle, Söldnernaturen, politisch meist unbeschriebene Blätter, darum grade das Material, das von den Vorgesetzten politisch beschrieben werden konnte.

Die Offiziere waren von allem Anfang an in ihrer Mehrzahl reaktionär, also Monarchisten. Denn das war damals noch die Ausdrucksform der Reaktion.

Auch republikanische Offiziere gab es in nicht ganz geringer Zahl. Gegen sie hatte Wehrminister Noske ein unüberwindliches Vorurteil, so daß er sie nach Möglichkeit auszumerzen suchte. Dieser Sozialdemokrat mit der Seele des geborenen Unteroffiziers traute nur den Offizieren, die dem monarchistischen Ideal treu geblieben waren, wahrhaft soldatische Qualitäten zu. Er traute ja sogar ihrem Ehrenwort und

Eid, was 1920 beim Kapp-Putsch die Republik so peinlich zu büßen hatte.

Nach dem Kapp-Putsch hätte es noch einmal die Möglichkeit gegeben, die Reichswehr zu republikanisieren. Aber diese Aufgabe wurde in die Hand von Geßler gelegt. Das Ergebnis war zwar keine republikanische, dafür aber die Schwarze Reichswehr. Neben der illegalen Reichswehr in all ihrer Schwärze erstrahlte die legale Reichswehr in blütenweißer Unschuld. Nur leider in einer Weiße, die an die Lilienweiße der französischen Legitimisten erinnerte.

Nie ist die Reichswehr ein zuverlässiges Instrument der Republik gewesen. Die Regierung selbst traute ihr so wenig, daß sie zur Niederwerfung des mitteldeutschen Aufstandes nur die Polizei einsetzte. Nicht, als wenn sie von der Reichswehr nicht den nötigen Schneid im Kampfe gegen die Kommunisten erwartet hätte. Aber — trau, schau wem! Was hätte die Reichswehr gemacht, wenn sie als Sieger über den innern Feind durch das Brandenburger Tor eingezogen wäre? Als wahrhaft zuverlässig nicht nur an der Front, sondern auch im Hinterland wurde nur die Polizei erachtet.

Immerhin muß der objektive Berichterstatter vermerken, daß 1923 die Reichswehr weder bei dem Küstriner Putsch des Majors Buchrucker noch bei dem Hitler-Putsch in München mitgemacht hat. Allerdings erklärt sich die Haltung des bayrischen Höchstkommandierenden von Lossow ja nur dadurch, daß er die von ihm erheischten 51 Prozent Erfolgsaussicht nicht als vorliegend ansah. Und auch sonst lagen allerlei Anzeichen vor, daß die Reichswehr nicht grade in ihrer Totalität als mündelsicher gelten konnte.

Schon 1923 und vorher war die Reichswehr ein Unsicherheitsfaktor für die Republik. Heute ist sie ein Gefahrenfaktor.

Mitten im Frieden ist ein General zu der ausschlaggebenden Stellung im Staate avanciert, die während des Krieges zu Deutschlands Unheil General Ludendorff eingenommen hatte. Im Sommer 1917 erzwang die oberste Heeresleitung den Rücktritt Bethmanns. Heute erzwingen hohe Militärs den Rücktritt Groeners. Militär über Zivil! Der für das Vorkriegsdeutschland typische Zustand ist wieder erreicht.

Wenn die ganze Welt im kaiserlichen Deutschland den wahren Repräsentanten des Militarismus erblickte, so keineswegs bloß wegen der Stärke seiner Effektivbestände. Rußland hatte mehr Truppen, England mehr Schiffe. Aber nur in Deutschland war das Militär dem Zivil übergeordnet, der Generalstab mächtiger als der Chef der Regierung: der Staatsmann denkt, aber der General lenkt. Bethmann warnt, Bethmann fliegt.

Jetzt ist bei uns alles wunderschön im Lot. Zwar nicht die Wirtschaft, nicht die Finanzen, nicht die Innenpolitik, nicht die Außenpolitik. Aber das Militär hat wieder die ihm

zukommende Stellung des Überstaates im Staate erkämpft. Der Wehrminister wird von der Wehrmacht gestürzt. Und der oberste Ministerstürzer präsentiert sich als der gegebene Nachfolger des von ihm gestürzten Ministers. Herr von Schleicher ist das Muster des ehrgeizigen Generals. Wie weit seine strategischen Fähigkeiten reichen, konnte noch nicht festgestellt werden, wird auch hoffentlich in der Praxis nie festgestellt werden können. Daß er der typische Militarist ist, geht aus seiner Stellung zur Kleiderfrage hervor. Als im Dezember 1918 allerlei Sorgen Deutschland bedrückten, eilte er, damals noch Major, nach Berlin, um wie ein Löwe gegen einen Beschluß des Zentralrates der Arbeiter- und Soldatenräte zu kämpfen. Dieser Beschluß ging dahin, daß die Offiziere hinfüro keine Achselstücke mehr tragen und außerhalb des Dienstes den Säbel ablegen sollten. Das mußte verhindert werden. Was ist ein Offizier ohne Degen? Beinahe schon ein ganz gewöhnlicher Zivilist. Zwar in Frankreich, in England und in andern Kulturländern erschien er in seiner freien Zeit immer ohne Mordwaffen, fast immer in Zivil. Aber Deutschland wird sich doch seine heiligsten Armeegüter nicht rauben lassen! Ein Offizier ohne Degen, das wäre genau so blamabel wie ein erstklassiger Akademiker ohne Schmisse.

Wieder herrscht der Militarismus bei uns fast schrankenlos.

Groener mußte gehen, weil er immer noch nicht genügend militaristisch schien, trotz seinem herrlichen Sieg über Carl von Ossietzky, trotz seinem mannhaften Kampf gegen Kraschutzki vom ‚Andern Deutschland' und gegen andre Pazifisten, trotz seinen Panzerkreuzerbauten, trotz seinem geschwollenen Militäretat, trotz seiner Duldung der Nationalsozialisten in der Reichswehr. Aber er hatte die SA. und nicht das Reichsbanner verboten. Strafe muß sein.

General von Schleicher ist der mächtigste Mann im Deutschen Reich geworden. Er ist der vollkommene Militarist. Er führt die wichtigsten Verhandlungen, vor allem die mit Hitler. In welchem Sinne er sie führt? Der Welt genügt, zu wissen, daß er sie führt. Nebenbei bemerkt, der stille Beobachter dieser Verhandlungen muß immer an das französische Wort denken: Qui trompe-t-on ici? Jeder der beiden Verhandelnden hält sich natürlich für den Klügern.

Die auswärtige Politik ist den Wünschen des Militärs subordiniert. Die deutsche Delegation in Genf hat dort keineswegs die glänzende Position errungen, wie es eine vom Auswärtigen Amt inspirierte deutsche Presse dem gutgläubigen deutschen Volke einzureden versucht. Die Weltmeinung findet den deutschen Standpunkt zu starr, um nicht zu sagen stur. Ist es nützlich, sich grundsätzlich gegen eine bewaffnete Macht des Völkerbundes aufzulehnen, grundsätzlich gegen eine Internationalisierung der Luftfahrt einzutreten, grundsätz-

lich die Beschränkung des Rüstungsbudgets zu verwerfen, grundsätzlich die Behandlung der moralischen Abrüstung zu bekämpfen? Die Welt erblickt hinter den deutschen Reden die Fratze des Militarismus, der als deutscher Militarismus grade so abscheulich aussieht wie jeder andre Militarismus.

Sogar das Reichsfinanzministerium fügt sich den Wünschen oder vielmehr Forderungen der Reichswehr. Es weiß kaum, wie es auf vier Wochen im Voraus die Finanzsicherheit verbürgen kann, aber es duldet, daß ein neuer, militaristischer Posten im Etat erscheint, dreihunderttausend Mark für Luftschutz der Zivilbevölkerung. Übrigens eine Spielerei. Nicht mit dreihundert Millionen, nicht mit drei Milliarden läßt sich ein wirksamer Luftschutz herstellen. Für den Panzerkreuzer C wird eine erste Rate eingesetzt, allerdings mit einiger Verklausulierung. Aber hätte ein Verzicht auf diese Luxusausgabe nicht die Stellung der deutschen Delegation in Genf außerordentlich verstärkt? Diese schöne Geste hätte uns nicht nur nichts gekostet, sondern uns sogar fünf Millionen erspart.

Gekostet hätte sie nur das Wehrministerium einen Entschluß. Dazu aber war es nicht fähig. Das widerspräche seiner Natur.

Wäre die Reichswehr ein sicherer Hort der Republik, so wäre sie wenigstens diskutabel.

Eine von Schleicher beherrschte Reichswehr ist indiskutabel nicht nur für den Pazifisten sondern für den Republikaner schlechthin.

Wie blühendste Utopie muß es klingen, wenn man bei den heutigen Machtverhältnissen die Forderung der Abschaffung der Reichswehr erhebt. Aber um des Gewissens willen muß diese Forderung grade jetzt aufgestellt werden. Der Sturz des militaristischen Groener durch die Übermilitaristen der Reichswehr hat dem Faß den Boden ausgestoßen.

Seit zwölf Jahren wird eine Republikanisierung der Reichswehr verlangt. Statt ihrer ist eine Militarisierung der Republik eingetreten.

Dem Übel muß man an die Wurzel gehen.

Die Wurzel ist die Reichswehr.

Die aktuelle Aufgabe von Carl v. Ossietzky

Einmal wird der Kampf gegen die Superiorität der Militärs in der Republik wieder einsetzen. Wann —? Heute ist dazu noch nicht einmal der Boden vorbereitet. Aber im Gegensatz zu den Kommunisten glaube ich nicht, daß da erst die proletarische Revolution Remedur schaffen kann, daß erst der Sozialismus die richtige Einordnung der Armee vollführen wird. Wir haben nicht so lange Zeit zu warten. Allmachtsgefühle politisierender Offiziere zu dämpfen, das ist die aktuelle Aufgabe des Staates, wie er ist, und nicht die des Staates, wie er sein soll und hoffentlich einmal sein wird.

10. Mai 1932

Die Schlüsselstellung der KPD

von K. L. Gerstorff

Als an dieser Stelle die Zahlenergebnisse der Preußenwahlen gewertet wurden, ist mit allem Nachdruck darauf hingewiesen worden, daß den Nazis zum ersten Mal ein erheblicher Einbruch in die Arbeiterfront geglückt ist. Berücksichtigt man, daß große Teile des liberalen Bürgertums diesmal sozialdemokratisch gewählt haben, daß gegenüber den Reichstagswahlen eine erhebliche Zahl von Neuwählern vorhanden war, so sind eine Million bisher sozialdemokratischer oder kommunistischer Arbeiterwähler in die Nazifront eingeschwenkt.

Das ist eine ungeheuer ernste Mahnung für die beiden großen Arbeiterparteien. Nichts zeigt deutlicher als dieser Tatbestand, daß ihre bisherige Politik im Kampf gegen den Fascismus falsch gewesen ist; und nichts macht auch klarer, daß die fascistische Dampfwalze über die deutsche Arbeiterschaft dahingehen wird, wenn nicht in absehbarer Zeit beide Parteien ihre Politik ändern. Grade die Eröffnung des Preußischen Landtages, grade die preußische Regierungsbildung können von ganz entscheidender Bedeutung für die weitere politische Entwicklung werden, — was die beiden großen Arbeiterparteien veranlassen sollte, ihre bisherige Haltung unter eine sehr kritische Lupe zu nehmen. Wenn wir selbst bei dem Versuch, die Bilanz aus der sozialdemokratischen und der kommunistischen Politik der letzten Jahre zu ziehen, zu keinem sehr günstigen Ergebnis gelangen, dann nicht darum, weil es uns eine besondere Freude macht, alte Sünden festzunageln, sondern nur darum, weil allein das rücksichtslose Bekenntnis aller bisherigen Fehler die Möglichkeit schafft, Parolen mit größerer Erfolgsaussicht für die Zukunft zu geben.

Der Verlust an sozialdemokratischen Stimmen bei den Preußenwahlen ist nicht der erste sondern nur ein weiterer Schritt in der Rückwärtsbewegung seit der Krise. Die Sozialdemokratie führt dies auf die Verzweiflungsstimmung in einer solchen Zeit zurück. Sie hat aber nicht immer so argumentiert, waren es doch vor dem Kriege grade die Krisenzeiten, wo ihr Einfluß zunahm. Damals war sie aber auch keine reformistische Partei, damals beteiligte sie sich nicht an bürgerlichen Regierungen, und grade darum gaben ihr solche Situationen die Möglichkeit, ihre Anklagen gegen das kapitalistische System vor aller Augen zu demonstrieren. Heute aber machen die großen Massen, denen es in der Krise immer schlechter geht, auch die Sozialdemokratie dafür verantwortlich, weil sie in Preußen in der Regierung sitzt, weil sie im Reich die Brüning-Regierung toleriert. Die Sozialdemokratie wußte, daß sie sich durch die Tolerierungspolitik, die sie unter anderm daran hinderte, große Streikaktionen gegen den Lohnabbau zu führen, bei den Massen unpopulär machte; aber sie glaubte lange, daß diese Krise bald vorübergehen, daß der Fascismus, den sie für eine Fiebererscheinung hielt, damit verschwinden und daß sie so in der bald eintretenden Konjunktur das Vertrauen der Massen wiedergewinnen werde. Die Tolerierungspolitik sollte somit eine Atempause schaffen, sie sollte die Machteroberung durch den Nationalsozialismus verhindern.

Aber die Grundlage dieser Rechnung stimmt nicht. Die heutige Krise ist keine Krise wie jede andre. Sie fällt in den Niedergang des gesamten kapitalistischen Systems, zu dessen schwächsten Gliedern der deutsche Kapitalismus zählt. Alle Prophezeiungen, das Anschwellen der Naziwelle werde aufhören, erwiesen sich als falsch. Und die Atempause im Klassenkampf, die sich die Sozialdemokratie durch die Tolerierung, durch die Fortführung der Koalitionspolitik in Preußen schaffen wollte, diese Atempause, die die Machtergreifung der Nationalsozialisten verhindern sollte, erwies sich als katastrophal für die Arbeiterschaft. Denn die Nazis nahmen immer weiter zu, sie nahmen direkt zu und indirekt. Direkt: das zeigt ihr rapides Anwachsen bei allen Wahlen, die Zerschlagung der bürgerlichen Mittelparteien, der Einbruch in die Arbeiterfront; indirekt: im Klassenkampf ist es so wie in jedem Krieg, die eignen Kräfte werden auch dadurch stärker, daß die gegnerischen an Macht und Einfluß abnehmen. Und da die Sozialdemokratie als Folge ihrer Tolerierungspolitik die großen Massenorganisationen der Arbeiterschaft, die freien Gewerkschaften, zu keinerlei wirklichen Aktionen einsetzen konnte, da sie vor allem den ungeheuerlichen Lohnabbau der letzten Notverordnung ohne Kampf hinnahm, so höhlte sie die eignen Organisationen von innen her immer stärker aus. Dem Entscheidungskampf mit den Nazis kann somit die Arbeiterschaft trotz der Tolerierungspolitik nicht ausweichen, aber sie muß ihn infolge dieser Politik zu einem Zeitpunkt führen, wo durch die lange Atempause die gegnerischen Kräfte stärker, die eignen schwächer geworden sind. All das ist keine akademische Betrachtung. Es sind vielmehr Gedankengänge, die bis weit in die Sozialdemokratie hinein diskutiert werden, wenn man die Haltung der Sozialdemokraten bei der Regierungsbildung in Preußen untersucht. Durch die Änderung der Geschäftsordnung ist es bekanntlich möglich, daß das Ministerium Braun als geschäftsführendes Ministerium bleibt, obwohl die Parteien, die hinter ihm stehen, weniger Abgeordnete haben als die Rechte, während die Rechte selbst über keine absolute Majorität verfügt.

Was aber würde eintreten, wenn während des Sommers Braun-Severing als geschäftsführendes Ministerium regierten? Man ist sich im allgemeinen darüber einig, daß in diesem Jahre auch nicht die geringfügigste Besserung der Konjunktur eintreten wird. Im Gegenteil. Die Antwort des Monopolkapitals wird die gleiche sein wie bisher: weiterer Abbau der Löhne, weitere Verschlechterung der Sozialpolitik; Stegerwalds Ankündigungen waren ja bereits deutlich genug. Regiert nun die Sozialdemokratie mit einem geschäftsführenden Ministerium in Preußen und toleriert sie gleichzeitig weiterhin die Brüning-Regierung, so wird sie von den Massen wiederum für den neuen Lohnabbau verantwortlich gemacht werden, nun aber in einem Moment, wo diese Massen immer weniger an ein baldiges Ende der Krise glauben sowie daran, daß durch diese Politik dem Fascismus der Weg verrammelt wird. Da die Fascisten bei den letzten Wahlen fast siebenunddreißig Prozent der Stimmen hatten, so liegt es durchaus im Bereich des

Möglichen, daß sie bei unveränderter Haltung der SPD in den nächsten Wahlen an die fünfzig Prozent heranrücken. Auch sozialdemokratische Kreise erkennen heute, welch starken Auftrieb die Nazis durch die Tolerierung bekommen haben.

Wenn diese Stimmen innerhalb der Sozialdemokratie noch nicht die entscheidenden sind, so nicht zuletzt deshalb, weil eine Abkehr von der bisherigen Politik zwar leicht ist, etwas Konkretes an ihre Stelle zu setzen, aber umso schwerer. Und dies darum, weil die Kommunistische Partei in den letzten Jahren infolge ihrer ultralinken Taktik völlig versagt hat. Es kann gar nicht scharf genug betont werden, daß bei den Preußenwahlen die KPD im Verhältnis mehr Stimmen verloren hat als die SPD. Von den Reichstagswahlen im September 1930 bis zu den Preußenwahlen hat sich das Elend in Deutschland ungeheuerlich vergrößert, hat die Sozialdemokratie keinen Offensivkampf geführt, hat sie bei den Reichspräsidentenwahlen nicht einmal mehr gewagt, einen eignen Kandidaten aufzustellen, — und doch hat die KPD die Unmasse der von der reformistischen Politik Enttäuschten nicht in ihren Reihen zu aktionsfähigen Kaders zu sammeln verstanden. Zwar haben die Kommunisten mit Recht gegenüber der Sozialdemokratie erklärt, daß man den Kampf gegen den Fascismus nur führen kann als Kampf gegen die Quellen, die ihn gespeist haben und noch speisen, als Kampf also gegen den Lohnraub, gegen die Verschlechterung der Sozialpolitik und der Lebensbedingungen des Arbeiters. Aber während die Sozialdemokratie durch ihre Tolerierungspolitik unfähig war, diesen Kampf aufzunehmen, hat die KPD ihn infolge von Fehlern, die auf andrer Ebene liegen, ebensowenig führen können. Niemals in der Geschichte des deutschen Kapitalismus ist der Lohn in so rapidem Tempo abgebaut worden wie vom September 1930 bis zum April 1932, und trotzdem ist niemals so wenig gestreikt worden. Zwar erklärt die KPD auf geduldigem Papier, man müsse die Arbeiter zu Aktionen gegen den Lohnraub veranlassen, an keiner Stelle aber hat sie größere Massen zu einer erfolgreichen Aktion führen können: Weil sie sich durch ihre ultralinke Taktik in Betrieben und Gewerkschaften immer mehr von den breiten Arbeitermassen isolierte, weil sie nicht innerhalb der Gewerkschaften tätig war sondern eigne, infolge ihrer minimalen Mitgliederzahl absolut einflußlose, Verbände aufmachte, wie die RGO. Und so hat sie die vom Reformismus enttäuschten Arbeitermassen nicht auffangen können; sie konnte ihnen auch nichts bieten. Durch nationalbolschewistische Parolen, durch Teilnahme am Volksentscheid in Preußen, durch das Programm der nationalen und sozialen Befreiung hat schließlich die KPD die Arbeiterschaft so weit verwirrt, daß bei der zweiten Präsidentenwahl hunderttausende von Thälmannwählern Hitler ihre Stimme gaben. Sie hat, wie sie selber zugestand, durch die Bekämpfung ausschließlich der Sozialdemokraten, die sie „Sozial-Fascisten“ nannte, einen schweren „Tempoverlust“ in der Niederringung des Nationalsozialismus erlitten. Sie trägt ihr gerütteltes Maß Schuld, daß in einem Augenblick, wo die Konterrevolution, wo der Nationalsozia-

lismus immer brutaler, immer terroristischer vorgeht, die Arbeiterschaft in sich uneins, gespalten ist und daher nur ein Minimum ihrer tatsächlichen Aktionskraft aufbringen kann.

Am Tage nach den Preußenwahlen war etwas Katzenjammerstimmung bei den Kommunisten, man pflegte wieder einmal bolschewistische Selbstkritik. Und so erklärte die ‚Rote Fahne', man sei bereit, mit jeder Organisation zusammen zu arbeiten, die ihrerseits den Fascismus bekämpfen will. Der ‚Vorwärts' antwortete in seiner Abend-Ausgabe anders als in der gewohnten Manier. Während man sonst immer von „Nazis und Kozis" schrieb, sprach diesmal der ‚Vorwärts' bei aller sachlichen Schärfe wie ein Bruder zu einem andern. Aber damit war es schon aus. Ja, Thälmann erklärte in seiner Rede am 1. Mai alle diejenigen für Lügner, die meinten, daß die Kommunistische Partei infolge der Preußenwahlen eine Wendung vornehmen wolle; die Kritik an der Tolerierungspolitik der SPD habe sich als richtig erwiesen, daher brauche die KPD ihre Taktik nicht zu ändern. So richtig der erste Satz ist, so wenig stimmt der zweite.

Die KPD hat sich bisher ihre Taktik in der Frage der Preußenregierung völlig vorbehalten. Notwendig ist es, daß sie die Machtübernahme der Nazis in Preußen verhindert. Tut sie das Gegenteil, ermöglicht sie den Nazis, in Preußen ans Ruder zu kommen, so werden die Reformisten ein billiges Agitationsmittel haben; womit die Kluft zwischen sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeitern immer größer würde. Natürlich dürfen die Kommunisten nun nicht etwa ihrerseits in eine parlamentarische Tolerierungspolitik einschwenken, sondern sie müssen eine motivierte Erklärung abgeben des Inhalts, daß sie durch ihre Haltung die Voraussetzung schaffen wollen für eine Einheitsfront sozialdemokratischer und kommunistischer Arbeiter im Kampf gegen den Fascismus; ein Kampf, der sich im wesentlichen auf außerparlamentarischem Gebiet abspielen wird. Die Kommunisten müssen dabei so elastisch manövrieren, daß sie wie bei der Kampagne zur Fürstenenteignung der Sozialdemokratie die Einheitsfront aufzwingen. Wenn die KPD die Nazis an der Machtübernahme in Preußen hindert, so muß sie gleichzeitig der Sozialdemokratie und den freien Gewerkschaften erklären, daß sie ihre RGO-Politik wie überhaupt ihre Spaltungstaktik in allen Massenorganisationen der Arbeiterschaft liquidiert, daß sie bereit ist, sich mit der Sozialdemokratie auf der Basis proletarischer Mindestforderungen zu einem außerparlamentarischen Einheitsblock zusammenzuschließen. Angesichts der immer weitern Zuspitzung der wirtschaftlichen Situation, angesichts des Fiaskos aller Arbeitsbeschaffungspläne müßten Parolen in den Vordergrund gerückt werden, die jedem Arbeiter sofort verständlich sind: Vierzig-Stundenwoche bei vollem Lohnausgleich und Zusammenfassung aller antifascistischen Organisationen zu einer geschlossenen proletarischen Abwehrformation. Mit solchen Parolen könnte die KPD die Sozialdemokratie zu einer Einheitsfront zwingen. Sie hat heute eine Schlüsselstellung, allerdings in ganz andrer Weise als die glauben, die lediglich die parlamentarischen Verhältnisse betrachten.

Es ist unwahrscheinlich, daß die KPD ihre Schlüsselstellung zur Gestaltung der Einheitsfront ausnützen wird. Aber in ihren eignen Reihen und in denen der SPD wächst die Zahl derer, denen klar geworden ist, daß man in dieser Richtung arbeiten muß, daß nur dann der fascistischen Welle ein Damm entgegengesetzt werden kann. Wir dürfen uns keine Illusionen machen. Voraussichtlich werden die Kommunisten auch im Preußischen Landtag, wenn überhaupt, nur halbe Wendungen vollziehen, voraussichtlich wird die Führung der SPD diese halben Wendungen dazu benutzen, um ihrerseits eine wirkliche Einheitsfront der Arbeiterschaft zu sabotieren. Grade weil die Führungen so versagen, ist mehr als je notwendig, diese Gedanken zur Einheitsfront zwischen SPD und KPD in die Köpfe zu trommeln. Die prinzipiellen Gegensätze zwischen beiden Parteien dürfen natürlich nicht verkleistert, nicht verkleinert werden. Aber wie Lenin, der die Kerenskiregierung unversöhnlich bekämpfte, in der Abwehr gegen Kornilow mit ihr gemeinsame Sache machte, so muß zunächst einmal als Gegenwartsaufgabe der Fascismus in Deutschland geschlagen werden.

Arbeiterblock im Kampf gegen den Fascismus, das ist die Parole.

Zur Lage von N. Lenin

Die Presse der KPD versichert, die Kommunisten würden alles tun, Hitlern den Weg zur Regierungsmacht zu versperren, und erklärt zugleich Jeden für schiefgewickelt, der hoffe, die Partei werde ihren bewährten Kurs ändern. (Thälmann, in seiner Lustgartenrede, ging so weit, Presseäußerungen, die solche Hoffnung voreilig wie eine Gewißheit brachten, als „freche Lüge" zu bezeichnen.) Dieser Widerspruch mag „dialektisch" sein; logisch ist: daß die Kommunisten den Nationalsozialismus nur dann von der Macht werden fernzuhalten vermögen, wenn sie ihren Kurs ändern. Im Preußischen Landtag sitzen 203 Nazis und Hilfstruppen, 163 Weimaraner, 57 Kommunisten; bleibt, was durchaus im Bereich des Denkbaren liegt, das Zentrum einstweilen weimarsch, so würde die Kommunistische Fraktion durch Unterstützung des kleinern Übels das größere verhindern können. Nicht nur durch Verzicht auf Rückwärtsrevidierung der Geschäftsordnung; sondern, beispielsweise, auch durch Stimmenthaltung bei dem zu erwartenden Mißtrauensantrag der Rechten gegen eine etwa neue Regierung der Mitte. Die Preußische Verfassung enthält eine in weiten Kreisen unbekannte Bestimmung (Artikel 57 Ziffer 5), wonach der Beschluß auf Entziehung des Vertrauens nur wirksam ist, wenn ihm mindestens die Hälfte der Abgeordneten zustimmt, aus denen zur Zeit der Abstimmung der Landtag besteht. Ein Mißtrauensvotum braucht also jetzt 212 Stimmen; der Rechten fehlen dazu 9. Handelt die KPD nach altem Ritus (Stil ‚Roter Volksentscheid'), dann geht das Mißtrauensvotum durch: bei voller Besetzung mit 48 Stimmen über dem vorgeschriebnen Minimum; ändert sie den Kurs (Stimmenthaltung genügt), dann bleibt der Mißtrauensbeschluß unwirksam. Diese Kleinigkeit ist von entscheidender Bedeutung... für mehr als nur die Regierungsbildung in Preußen; sie ist unter Umständen von Bedeutung für das Schicksal des Erdteils. Wie bringt man die Kommunisten zur Vernunft? Durch Gutzureden nicht,

durch scharfsinniges Argumentieren nicht, mit Liebe nicht und nicht mit Pfeffer; kein Lebendiger, und redete er mit Engelszungen wie Trotzki, brächte sie zur Vernunft. Im Gegenteil, durch Vernunft und Engelszunge macht sich der sozialistische Revolutionär bei ihnen nur verdächtig, zum „Vortrupp der konterrevolutionären Bourgeoisie" zu gehören. Das heißt, sie glauben das selber nicht, aber schwindelns ihren Lesern vor, auf deren Unkenntnis und Autoritätsgläubigkeit spekulierend. Einzig ein Toter kann hier überzeugen — Lenin. Lenin, für unsereinen kein Götze, sondern ein Verehrungswürdiger mit anfechtbaren Einzelphilosophemen (wie andre Verehrungswürdige auch), bleibt ganz groß und genial als Stratege der revolutionären Verwirklichung. Seine Taten bezeugens und unter seinen Schriften vor allem das liebenswerte, im April 1920 vollendete Buch "Die Kinderkrankheit des ‚Radikalismus' im Kommunismus". Das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale würde sich ein Verdienst erwerben, wenn es den Großfunktionären der deutschen Partei auferlegen wollte, gerade jetzt, dieses Werk Lenins auswendig zu lernen. Es enthält Stellen von unheimlicher Aktualität. Im folgenden seien einige herausgepflückt (nach der zweiten berichtigten Auflage, Berlin 1926, Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten).

Kurt Hiller

Kompromisse „prinzipiell" ablehnen, jede Zulässigkeit von Kompromissen überhaupt, welcher Art sie auch seien, verneinen, das ist eine Kinderei, die kaum recht ernst genommen werden kann.

Es gibt Kompromisse und Kompromisse. Man muß verstehen, die Umstände und die konkreten Bedingungen eines jeden Kompromisses, einer jeden Abart der Kompromisse zu analysieren ... Derjenige aber, dem es einfallen würde, für die Arbeit ein Rezept auszudenken, das ihnen im voraus fertige Entscheidungen für alle Fälle des Lebens geben würde, oder der ihnen versprechen würde, daß es in der Politik des revolutionären Proletariats niemals Schwierigkeiten oder verwickelte Lagen geben wird, der würde einfach ein Scharlatan sein.

Die Anerkennung des Marxismus allein befreit noch nicht von Fehlern. Das wissen wir Russen besonders gut, denn bei uns war der Marxismus besonders oft Mode.

Über diese Tatsache sollten jene deutschen Genossen gründlich nachdenken, die jetzt vor der Aufgabe stehen, zu lernen, in den reaktionären Gewerkschaftsverbänden revolutionäre Arbeit durchzuführen.

Den Kampf mit den opportunistischen und sozialchauvinistischen Führern führen wir, um die Arbeiterklasse auf unsre Seite zu ziehen. Diese ganz elementare und ganz handgreifliche Wahrheit zu vergessen wäre töricht. Und grade diese Torheit begehen die „radikalen" deutschen Kommunisten, die aus dem reaktionären und gegenrevolutionären Geist der Oberschicht der Gewerkschaftsverbände schließen auf ... Austritt aus den Gewerkschaftsverbänden!! Ablehnung der Arbeit in ihnen!! Schaffung von neuen ausgedachten Formen der Arbeiterorganisationen!! Das ist eine unverzeihliche Dummheit, die

gleichbedeutend mit dem größten Dienst ist, den die Kommunisten der Bourgeoisie erweisen.

Der Parlamentarismus hat sich „historisch überlebt". Das ist richtig im Sinne der Propaganda. Aber ein jeder weiß, daß es von ihr bis zur praktischen Überwindung noch sehr weit ist. Vom Kapitalismus konnte man schon vor vielen Jahrzehnten, und zwar mit vollem Recht, erklären, daß er sich „historisch überlebt" habe; das aber beseitigt durchaus nicht die Notwendigkeit, sehr lange und sehr hartnäckig auf dem Boden des Kapitalismus zu kämpfen.

Das Verhalten einer politischen Partei ihren Fehlern gegenüber ist eins der wichtigsten und sichersten Kriterien der Ernsthaftigkeit der Partei und der tatsächlichen Erfüllung ihrer Pflichten, die sie in bezug auf ihre Klasse und in bezug auf die werktätigen Massen hat.

Die „radikalen" Kommunisten sagen sehr viel Gutes über uns Bolschewiki. Manchmal möchte man sagen: wenn sie uns doch weniger loben würden, wenn sie doch mehr in die Taktik der Bolschewiki eindringen, sich näher mit ihr bekanntmachen würden!

Das sicherste Mittel, eine neue politische (und nicht nur politische) Idee zu diskreditieren und zu schädigen, besteht darin, sie, im Namen ihrer Verteidigung, bis zur Absurdität zu führen.

Es ist schwer, sich etwas Gemeineres, Schuftigeres, Verräterisches vorzustellen, als das Verhalten der gewaltigen Mehrzahl der sozialistischen und sozialdemokratischen Abgeordneten im Parlament während des Krieges und nachher. Es wäre aber nicht nur unverständig, sondern direkt verbrecherisch, dieser Stimmung bei Entscheidung der Frage nachzugeben, wie gegen das allgemein anerkannte Übel gekämpft werden muß.

Wir aber in Rußland haben uns durch allzulange, schwere, blutige Erfahrung davon überzeugt, daß revolutionäre Taktik nicht allein auf revolutionärer Stimmung aufgebaut werden darf.

„Mit aller Entschiedenheit ist jedes Kompromiß mit andern Parteien . . . jede Politik des Lavierens und Paktierens abzulehnen" — schreiben die deutschen „Radikalen" . . . Es ist erstaunlich, daß diese „Radikalen" bei solchen Ansichten nicht den Bolschewismus entschieden verurteilen! Es ist doch nicht möglich, daß die deutschen „Radikalen" nicht wissen, daß die ganze Geschichte des Bolschewismus, vor wie nach der Oktoberrevolution, voll ist von Fällen des Lavierens, Paktierens, der Kompromisse mit andern Parteien, darunter auch mit bürgerlichen!

Unsere Lehre ist kein Dogma, sondern eine Richtschnur zum Handeln, sagten Marx und Engels . . . Die politische Tätigkeit ist nicht das Trottoir des Newsky-Prospekt (das saubere, breite, glatte Trottoir der vollständig graden Hauptstraße Petrograds), sagte schon der große russische Sozialist der Periode vor Marx, N. G. Tschernyschewski.

Die russischen revolutionären Sozialdemokraten haben bis zum Sturze des Zarismus wiederholt die Dienste der bürgerlichen Liberalen in Anspruch genommen, d. h. sie sind mit ihnen eine Menge praktischer Kompromisse eingegangen, und 1901 und 1902, noch vor der Entstehung des Bolschewismus, hat die alte Redaktion der ‚Iskra' (zu der Plechanow, Axelrod, Sassulitsch, Martow, Potressow und ich gehörten) ein förmliches politisches Bündnis (freilich nicht für lange) mit Struve, dem politischen Führer des Liberalismus, geschlossen...

Mit den Menschewiki waren wir im Laufe der Periode von 1903 bis 1912 wiederholt mehrere Jahre in einer einheitlichen sozialdemokratischen Partei, ohne jemals den ideologischen und politischen Kampf mit ihnen... einzustellen.

Während des Krieges gingen wir ein gewisses Kompromiß mit den „Kautskyanern", den linken Menschewiki (Martow) und zum Teil mit den „Sozialrevolutionären" Tschernow, Nathanson ein; wir saßen im Verein mit ihnen in Zimmerwald und Kienthal und erließen gemeinsame Manifeste...

Durch den Schnellfeuerbeschluß: „keinerlei Kompromisse, kein Lavieren", kann man das Wachstum des Einflusses des revolutionären Proletariats und die Vermehrung seiner Kräfte nur schädigen.

Daß die Henderson, Clynes, Macdonald, Snowden hoffnungslos reaktionär sind, das ist richtig. Ebenso richtig ist es, daß ... sie, zur Macht gelangt, unvermeidlich sich ebenso benehmen werden wie die Scheidemänner und die Noskes. Alles dies ist so, aber hieraus folgt durchaus nicht, daß ihre Unterstützung ein Verrat an der Revolution ist, sondern daß die Revolutionäre der Arbeiterklasse diesen Herren, im Interesse der Revolution, eine gewisse parlamentarische Unterstützung gewähren müssen.

Und wenn man mir entgegnet, das ist eine zu „schlaue" oder zu komplizierte Taktik, die Massen werden sie nicht verstehen, sie wird unsre Kräfte zersplittern und zerstückeln, wird uns hindern, diese Kräfte auf die Sowjetvertreter zu konzentrieren usw., so antworte ich diesen „radikalen" Opponenten: wälzt euren Doktrinarismus nicht auf die Massen ab.

Jetzt muß man alle Kräfte, muß man alle Aufmerksamkeit auf den nächsten Schritt konzentrieren...: es müssen die Formen des Übergangs oder des Herankommens zur proletarischen Revolution gefunden werden.

Mit der Avantgarde allein kann man nicht siegen.

Es fehlt nur eins, damit wir sicherer und fester zum Siege schreiten, nämlich: daß alle Kommunisten in allen Ländern zum... Bewußtsein der Notwendigkeit gelangen, in ihrer Taktik größte Biegsamkeit zu offenbaren. Dem prächtig gedeihenden Kommunismus fehlt jetzt besonders in den vorgeschrittenen Ländern dieses Bewußtsein und die Kunst, dieses Bewußtsein in der Praxis anzuwenden.

Auch das Zentrum spielt um seine Existenz

von einem Zentrumsmann

Der Stimmengewinn, den die Parteien des politischen Katholizismus bei den Landtagswahlen am 24. April erzielen konnten, enthält zweifellos ein antifascistisches Mandat. Zentrum und Bayerische Volkspartei haben den Beweis, daß die große Masse ihrer Anhänger immun ist gegen die fascistische Verlockung, so oft und so eindrucksvoll erbracht, daß ihre Stärkung eine Gewähr gegen die Auslieferung des Staates an den militanten Fascismus zu sein schien. Von einem Gegensatz zwischen dem rechten und dem linken Flügel konnte dabei keine Rede sein. Im Gegenteil: die Bayrische Volkspartei führt einen Kampf gegen die NSDAP, der an Schärfe und Entschiedenheit nicht zu übertreffen ist. Und der württembergische Staatspräsident Bolz, der seine Neigung zu Rechtskoalition und Bürgerblock in der politischen Praxis ausgibig betätigt hat, ist mit eindeutigen Erklärungen hervorgetreten gegen den Versuch, die Nationalsozialisten als koalitionsreif erscheinen zu lasssen.

Trotzdem scheint ein großer Unterschied zwischen der Lage, in die sich das Zentrum durch den Aufstieg des Nationalsozialismus versetzt sieht, und dem Kampf um Sein oder Nichtsein, den die Arbeiterparteien mit ihrem fascistischen Todfeind zu führen haben. Für das Zentrum ergibt sich zunächst eine ganze Skala von Möglichkeiten. Der Vernichtungskampf gehört zwar auch dazu, aber ebenso der Ausblick auf künftige Partnerschaft in der Regierung Deutschlands. Steht hier das Schicksal der italienischen Popolari warnend vor Augen, so winkt auf der andern Seite die ungeheure Chance, durch „Erziehungsarbeit" am Nationalsozialismus doch noch die große christliche, soziale und konservative Massenpartei auf der Rechten erstehen zu lassen, zu der Brüning im Bunde mit Treviranus und protestantischen Führern des Deutschen Gewerkschaftsbundes die Deutschnationale Partei machen wollte. Zwar ist niemand im Zentrum, der nach den Erfahrungen der letzten Monate eine gleichsam organische Entwicklung der NSDAP zu diesem Ziel für möglich hält. Aber es gibt Hoffnungen auf den Zerfall des unnatürlichen Gebildes, das die Hitlerbewegung darstellt, auf die Absplitterung des revolutionären und „sozialistischen" Flügels, wenn die Gesamtpartei in der Verantwortung ihre Anhänger enttäuschen und die Verheißungen auf das Dritte Reich durch die eigne Regierungspraxis desavouieren müsse. Es ist noch nicht lange her, daß diese Hoffnungen in Zentrumskreisen noch ziemlich weit verbreitet waren. Allmählich beginnt man freilich einzusehen, daß der Fascismus etwas andres ist als eine rechtsradikale Bürgerpartei mit Krisenkonjunktur. Die politischen Theoretiker des Zentrums, die allzulange lediglich den weltanschaulichen Gegensatz betonten und die Agitation gegen die NSDAP entsprechend speisten (sodaß in katholischen Kreisen der Eindruck entstand, die völkische Komponente sei der Wesenszug der NSDAP), haben sich auf die Erkenntnis des gesellschaft-

lichen Vorgangs umgestellt. Der politische Katholizismus hat begriffen, daß er sich nicht allein der Kulturkampfgelüste der Nationalsozialisten zu erwehren sondern eine Auseinandersetzung um die Grundlagen der Staats- und Wirtschaftspolitik zu führen hat.

Aber in demselben Maße, wie sich die Diskussion verbreiterte und die theoretische Erkenntnis zunahm, sind nicht nur Illusionen über die Möglichkeiten künftiger Zusammenarbeit auf dem Boden der gegebenen Tatsachen, der Weimarer Republik, zerstört worden; es mußten auch die Berührungspunkte der fascistischen Ideologie und der im politischen Katholizismus gültigen Gesellschaftsauffassung sichtbar werden. Man darf nicht vergessen, daß trotz der nicht zu unterschätzenden Zahl der Arbeiterwähler die Masse der Zentrumsanhänger aus dem Kleinbürger- und Bauerntum stammt. Auch die Kapitalismuskritik im katholischen Lager richtete sich im wesentlichen gegen die den Mittelstand zerstörenden Tendenzen monopolkapitalistischer Konzentration und läuft deshalb parallel mit der Sozialrevolte wirtschaftlich proletarisierter, aber in ihrer Ideologie antiproletarisch gebliebener Kleinbürgermassen, als die sich der Nationalsozialismus in dem Augenblick darstellte, wo er Massenbewegung zu werden anfing. Nun spielt gewiß die Theorie im Fascismus keine entscheidende Rolle. Aber bei allen Versuchen, der Bewegung, die ihre Kraft aus antikapitalistischer Sehnsucht gewann und in ihrer Wirklichkeit Schutztruppe des Kapitalismus ist, einen ideologischen Überbau zu schaffen, stieß man auf die Anschauungen der vormarxistischen Kapitalismuskritik, auf den utopischen Sozialismus und die ständischen Ideale der Romantik. Die Theorien, mit denen der italienische Fascismus sein korporatives Staats- und Gesellschaftsideal zu begründen sucht, stammen direkt aus der romantischen Sozialphilosophie.

Auch im politischen Katholizismus spielt der ständische Gedanke zur Zeit wieder eine große Rolle. Seine führenden Wirtschaftspolitiker neigen zwar im allgemeinen zu der liberalen These, daß nicht die Entwicklung sondern die Entartung des Kapitalismus — neben den politischen Ursachen — an dem besonders bösartigen Charakter der jetzigen Krise Schuld trage, daß man ihr also durch Wiederherstellung der freien Marktwirtschaft, durch Beseitigung der Bindungen (freilich ohne Preisgabe der Sozialpolitik), durch kapitalistische Dezentralisation — Begünstigung der kleinen Unternehmungen, Zerschlagung der Trusts und Kartelle — begegnen müsse. Die Notwendigkeit eines strukturellen Umbaus in Wirtschaft und Gesellschaft wird aber in steigendem Maße begriffen. Es ist bezeichnend, daß katholische Soziologen, die aus politischen und sozialen Gründen Antifascisten sind, wie der neuerdings stark hervortretende Jesuitenpater Gundlach, sich um die Herausarbeitung einer von fascistischen Totalitätsansprüchen und fascistischer Verabsolutierung des Staates abgegrenzten ständischen Ideologie bemühen müssen. Das von Gundlach entworfene „Erfurter Programm" der Katholischen Kaufmännischen Vereine ist ein solcher Versuch. Er hat vor den Sozialtheorien katholischer Vollfascisten vom Schlage des wiener

Professors Othmar Spann die humanere Gesinnung, aber nicht die Konsequenz voraus. Ständische Ideale sind angesichts der heutigen Klassengesellschaft dazu verurteilt, Utopie zu bleiben oder fascistische Wirklichkeit zu werden, das heißt Fassade für den Klassenkampf von oben.

Die Gefahr, daß aus ideologischer Annäherung auf dem Wege über Krisentheorien und Soziallehren eine Zusammenarbeit zwischen Fascismus und politischem Katholizismus erwachsen könnte, ist gewiß gering. Aber daß die ideologische Rechtfertigung einer solchen Zusammenarbeit leicht zu finden wäre, wenn sie aus andern — um mit Trotzki zu reden — nicht in der „Stratosphäre der Soziologie", sondern auf dem Boden der realen Tatsachen zu suchenden Gründen zustandekommt, ist eine Gefahr, die im antifascistischen Deutschland viel zu wenig gesehen wird. Übrigens eine Gefahr auch für das Zentrum selber. Denn in der Koalition mit einer aus machtpolitischen Motiven („Paris vaut une messe") auf antikatholische oder antiklerikale Tendenzen Verzicht leistenden NSDAP wären die Anhänger des Zentrums, wenn die ideologische Übereinstimmung einmal hergestellt ist, nicht, wie es in der Koalition mit der „materialistischen" Sozialdemokratie der Fall war, vor dem Abgleiten zu der Nachbarpartei gefeit. Schließlich kann man sich eine Situation denken, wo der politische Katholizismus seine Interessen auch auf andre Weise als durch eine selbständige Zentrumspartei wahrgenommen glauben darf. Man sieht: das Popolarischicksal droht.

Wird diese Gefahr in Zentrumskreisen gebührend eingeschätzt? Kein Zweifel, die NSDAP ist Anlaß zu ernsten Besorgnissen geworden, die Neigung, ohne die nötigen Sicherungen in eine Koalition zu gehen, ist sehr gering. Es gibt in Zentrumskreisen keinen Befürworter einer solchen Koalition, der nicht von der Theorie des kleinern Übels ausginge und seine Hoffnungen mit der sogenannten Abnützungstheorie verbände. Die NSDAP unter Zentrumskontrolle sich „abwirtschaften" lassen, um das Vertrauen ihrer Wähler bringen, ist das Argument, mit dem die Optimisten des Zentrums — zugleich die Kreise, die nicht anders als in parlamentarischen Kategorien zu denken vermögen — an die bevorstehenden Verhandlungen herangehen. Es ist nicht leicht, ihnen klar zu machen, daß die Abnützungstheorie von einer ganz falschen Beurteilung der fascistischen Bewegung ausgeht, sie vor allem zu überzeugen, daß der Fascismus nicht mit der NSDAP gleichgesetzt werden darf. Es ist besonders schwer, mit dieser Beweisführung im Zentrum durchzudringen, weil man in diesem Zusammenhang daran erinnern muß, daß die Fascisierung Deutschlands in dem Augenblick eingesetzt hat, wo der Weg vom „Parteienstaat" zur „autoritären Demokratie" beschritten wurde. Man kommt nicht an der Tatsache vorbei, daß Brüning es war, der diesen Weg eingeschlagen und dem Reichspräsidenten und der Wehrmacht jene politisch ausschlaggebende Rolle zugewiesen hat, die sie heute zu spielen vermögen.

Man läuft dabei Gefahr, recht von oben herab gefragt zu werden, ob man denn „Formaldemokrat" sei — also nach der Ansicht des Fragenden ein politisch und gesellschaftlich rück-

ständiger, in Idealen des neunzehnten Jahrhunderts befangener Mensch. Und damit ist die sehr labile Stellung der im politischen Katholizismus zur Zeit maßgebenden Männer zur Frage der Demokratie und des in Weimar vom Zentrum mitgeschaffenen Werkes berührt. Man muß sich erinnern, daß konservative und monarchistisch gesinnte Katholiken sich heftig über den „Umfall" des Zentrums nach dem November 18 entrüstet haben; es gibt ganze Sammlungen von Aussprüchen und politischen Bekenntnissen der Zentrumsführer, die ihrem Verhalten nach der „Revolution" scharf zu widersprechen scheinen. Wer sich über den scheinbaren Bruch mit geheiligten Traditionen zu wundern hatte, kennt nicht die Geschichte und nicht den Charakter der Zentrumspartei. Nicht nur ihr Realismus, auch ihre Grundsätze erlauben ihr das Paktieren mit den verschiedensten politischen und sozialen Systemen. Denn diese Grundsätze laufen auf die Relativierung der Politik vor dem einzigen Anspruch hinaus, daß sie dem einzelnen Staatsbürger ein Leben getreu den religiösen und sozialethischen Prinzipien der Kirche, ein Leben aus dem Glauben gestatten müsse. Das Zentrum sucht diesen Grundsätzen allerdings nicht durch Verzicht auf die Anteilnahme am profanen Leben, durch Beschränkung auf Kirchenpolitik zu entsprechen, es stellt sich im Gegenteil mitten hinein in die konkreten Aufgaben des Tages. Aber es hat sich weder auf eine Staats- noch auf eine Gesellschaftsform festgelegt. Es beweist allein eine vollendete Anpassungsfähigkeit, die nur ein mit der Gedankenwelt des Katholizismus nicht Vertrauter als Charakterlosigkeit bezeichnen kann. So ist das Zentrum unmittelbar aus der Kulturkampfära hinaus eine der festesten Stützen des wilhelminischen Staates geworden und hat es an Loyalität nicht fehlen lassen, obwohl seine Paritätsbeschwerden nur geringen Erfolg hatten. Die vorübergehende, an das erste Auftreten Erzbergers geknüpfte Entzweiung mit den herrschenden Mächten, die zu Bülows Blockpolitik im Jahre 1907 führte, ist von den alten Führern der Partei, denen dieses Zwischenspiel höchst peinlich war, schnell liquidiert worden. Aber es war dann auch durchaus kein Bruch mit Zentrumsgrundsätzen, als man nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs sich nicht auf den Boden der Tatsachen stellte, sondern darauf stehen blieb. Wer freilich aus der aktiven Teilnahme des Zentrums an der Errichtung der Weimarer Republik darauf schließen wollte, daß es nun eine erzdemokratische Partei geworden sei, hat von der Zentrumsgeschichte keine Ahnung.

Die in diesen Tagen der aktiven Bemühung um die Beendigung des Schwebezustandes zwischen Demokratie und Fascismus im Sinne der fascistischen Lösung und vor allem vor dem Zusammentritt des preußischen Landtags eifrig diskutierte Frage, ob sich das Zentrum als der feste Damm gegen die fascistische Gefahr erweisen werde, ist leicht zu beantworten. Das Zentrum wird ein treuer und loyaler Hüter der Verfassung sein, solange es die Mehrheitsverhältnisse und die außerparlamentarische Kräfteverteilung dazu instandsetzen. Es wird nicht bereit sein, sich unter den Trümmern der Weimarer Republik begraben zu lassen und seine Existenz auf

Gedeih und Verderb mit der Sache des Antifascismus zu verknüpfen. Weder seine politische Struktur, sein ganz auf Bewährung und nicht auf Aggressivität gerichteter Charakter, noch seine Auffassung von der Mission, die es Reich und Volk gegenüber zu haben glaubt, setzten es dazu in Stand.

Es kann freilich zur Tragik des Zentrums werden, daß seine Existenz doch auf Gedeih und Verderb mit der Sache des Antifascismus verknüpft ist. Man braucht dabei nicht nur an die Macht und die Vorteile zu denken, die ihm seine parlamentarisch ausschlaggebende Stellung in der Weimarer Demokratie gegeben hat. Sie wäre in dem Augenblick dahin, in dem sich das Zentrum in eine Kombination mit den Nationalsozialisten hineinmanövrieren ließe, die ihnen gestattete, gegebenenfalls ohne das Zentrum „geschäftsführend" weiterzuregieren oder mit der Aussicht auf absolute Rechtsmehrheit neu wählen zu lassen. Sie wäre aber auch dahin, wenn sich die „autoritäre" Demokratie gegen die parlamentarische vollends durchsetzt und auf die von Brüning hergestellte enge Verbindung zwischen Zentrum und Reichsexekutive zugunsten des Fascismus verzichtet. Als Anhängsel eines ganz oder halbfascistischen Regimes könnte das Zentrum sein Leben nur fristen, solange es den neuen Herren opportun erschiene, sich diese leichte Fessel am Bein gefallen zu lassen. Auch die Machtstellung des politischen Katholizismus in den Ländern, besonders in Bayern, ist keine absolute Gewähr gegen seine Vergewaltigung und allmähliche Aufsaugung durch einen mit oder ohne Zentrumshilfe zur Herrschaft gelangten Fascismus. Gewiß, das Zentrum hat den Kulturkampf überstanden, es hat Bismarck „besiegt". Aber was sind die Schikanen, denen der katholische Volksteil damals ausgesetzt war, verglichen mit dem System des Terrors auf der einen und der Anziehungskraft eines um die Freundschaft des Kirchenvolkes werbenden Fascismus auf der andern Seite? Wobei er sich diese Freundschaft gar nicht mehr kosten lassen müßte als das Kaiserreich in der Zeit nach dem Kulturkampf — den deutschen Katholizismus also wieder in die Rolle der einflußlosen Minderheit zurückverweisen könnte. Daß sich das Schwergewicht der NSDAP nach dem Osten und Norden verlagert hat, daß sie also dem „antirömischen Affekt" der Mehrheit ihrer Anhänger Rechnung tragen muß, ist kein Beweis gegen die Möglichkeit, ein bescheiden und aussichtslos gewordenes Zentrum bei der Stange zu halten.

Grade daß der politische Katholizismus sich im Augenblick seiner innern Stärke und äußern Macht sehr bewußt ist, kann ihn zur Unvorsichtigkeit verleiten. Seine Führer haben Proben ihres taktischen Geschicks abgelegt. Sie haben nicht das Format erkennen lassen, das Situationen gewachsen wäre, wo es mit Taktik allein nicht mehr getan ist.

Können sie in weltpolitischen Perspektiven denken? Haben sie wirklich ein Gefühl dafür, daß mit der Auslieferung der Macht in Deutschland an den Fascismus die letzte und stärkste Machtposition des internationalen politischen Katholizismus gefallen wäre. In Italien von Mussolini geknebelt, im laizistischen Frankreich einflußlos, in Spanien durch die enge

Verbindung mit Monarchie und Diktatur von der Umwälzung auf schwerste mitbetroffen, in Polen zwischen die Fronten geraten, in Lateinamerika von der sozialen Revolution eindeutig mitbedroht, was bleibt ihm, wenn auch in Deutschland die Machtstellung des Katholizismus zerstört wird, die er hier dank seiner engern Verbindung mit den Massen und seinem in der politischen und gesellschaftlichen Minderheitslage entwickelten sozialen Charakter erringen konnte? Und selbst wenn es mit dem Fascismus zu einem modus vivendi käme: Deutschland dem Fascismus ausliefern, heißt es über kurz oder lang einer Form der proletarischen Revolution überantworten, die dem anpassungsfähigsten Katholizismus keinen Lebensraum übrig ließe.

So spielt das Zentrum in der Auseinandersetzung mit dem Fascismus tatsächlich um seine Existenz. So groß die Skala seiner Möglichkeiten auf den ersten Blick scheinen mag, in Wirklichkeit ist sie — auf die Dauer gesehen — recht klein. Über die Dauer aber wird im Augenblick entschieden. In dem welthistorischen Augenblick nämlich, der als letzte Zeitspanne zur Abwehr der fascistischen Gefahr geblieben ist.

Die Welt aus den Fugen

von Richard Lewinsohn (Morus)

Aus dem gleichnamigen Buch, das die Stellung Amerikas in der Krise behandelt und dieser Tage im Carl Reißner-Verlag Dresden erschienen ist.

Jahresbilanz: 2342 Bankkrachs

Das öffentliche Interesse beginnt sich erst dann zu regen, wenn die Existenz eines Bankiers, also eines Unternehmers, auf dem Spiele steht. Bankkrachs waren auch in guten Zeiten in Amerika nichts Ungewöhnliches. In der Hausseperiode von 1922 bis 1929 haben 5000 Banken ihre Schalter geschlossen, zumeist kleine Geldverleiher draußen auf dem Lande, wo es trotz allen staatlichen Kontrollen und Schutzmaßnahmen im Bankwesen noch recht irregulär zugeht. Doch war auch der Zusammenbruch großer und großstädtischer Bankfirmen etwas ständig Wiederkehrendes, woran man einigermaßen gewöhnt war.

Aber nun haben die Bankkrachs andre Dimensionen angenommen. Im Jahre 1929 waren es 642, im Jahre 1930 bereits 1326 und im Jahre 1931 nicht weniger als 2342 Banken mit fast 3 Milliarden Dollar Einlagen, die offen zusammengekracht sind. Auch wenn davon wieder neun Zehntel auf Miniaturbankiers in kleinen Städten entfallen, so hat es doch schon genug Einstürze gegeben, die die New Yorker Börse für ein paar Tage erschütterten. Man ist sensibler geworden: Zusammenbrüche, die man früher überhört hätte, wirken jetzt wie Böllerschüsse; jedem wirklichen Krach folgen zehn Gerüchte, daß andre und wichtige Häuser im Wanken seien. Es

gibt nur wenige große Firmen, die im Laufe des letzten Jahres nicht aus irgendeinem Anlaß totgesagt wurden. Die Nervosität ist ungeheuer.

Trauerfeier an der Börse

Wenn eines der Bankhäuser zusammenbricht, das Mitglied der New Yorker Börse ist, so gibt es eine Trauerfeier nach altenglischem Ritus. Diese Totenklage in Wall Street gehört zu den seltsamsten Überbleibseln einer Zunftordnung, die sich in den modernsten und scheinbar unpersönlichsten Bezirk der Weltwirtschaft hinübergerettet hat. Mitten in der Börsensitzung schlägt der Börsenvorsteher, der von einem hohen Balkon aus jeden Tag die Eröffnung und das Ende des Börsengeschäfts ansagt, dreimal mit dem Hammer auf.

Plötzlich Stille in dem dunklen hohen Saal, dessen Leben ein ewiger Lärm ist. Die tausend Menschen, die eben noch wild hin und her liefen, bleiben stehen. Sie wissen natürlich schon, was ihnen da von der Börsenobrigkeit mitgeteilt werden soll, sie haben schon vorher ihre turbulente Trauerfeier veranstaltet und auf den Krach hin die Kursfahnen kräftig gesenkt. Aber die offizielle Ankündigung, daß einer der ihren die Zahlungen eingestellt hat und daraufhin von der Mitgliedschaft der Stock Exchange ausgeschlossen ist, wirkt doch faszinierend. Eine Totenglocke, ein Memento mori.

Gegenüber dem Balkon des Börsenvorstehers hängen von der Wand herab zwei lange Fahnen, die sonst in diesem nüchternen Rechenraum einigermaßen deplaciert erscheinen. Mit einem Male bekommen sie einen Sinn: die Zunftabzeichen der Geldmacherinnung, der Shares- und Bonds-Händler. Die Welt, die sich in diesem Raum widerspiegelt, wird plötzlich sehr klein, das Milliardengeschäft von Wall Street, dessen mystischer Glanz zwei Weltteile erfüllt, schrumpft zu einer Vereinsangelegenheit zusammen. Mister Pynchon ist auf dem Felde der Ehre gefallen; wann bist du, wann bin ich dran?

Die Sentimentalität verfliegt. Rechnen, nachprüfen, wer noch mit Pynchon in Geschäftsverbindung stand, sich herausretirieren, so schnell wie möglich. Kleine und selbst Mittlere können über Bord; nur wenn einer der ganz Großen sich auf die Seite neigt und umzukippen droht, wird eine Stützungsaktion eingeleitet. Auch wenn der Konkurrenzkampf in Amerika durch Gesetz und Tradition geheiligt ist und, wenn es sein muß, von den Größten noch bis zum Exzeß geführt wird — es gibt eine Gefahrenzone, wo die kapitalistische Solidarität unerläßlich wird und die Konkurrenten zusammenzwingt. Trotzdem sagt mir ein bewanderter Bankier in Erinnerung an die Finanzkrise von 1890, die in dem Zusammenbruch des londoner Bankhauses Baring gipfelte: „Jede Krise endet mit einem ‚Baring-Krach'; nur wer diesmal die ‚Barings' sein werden, die daran glauben müssen, weiß man noch nicht."

Serajewo gefällig? von Walter Mehring

Ich habe Gelegenheit, das Schauspiel des Doumer-Begräbnisses von meinem Hotelzimmer mitanzusehen, also aus einer privaten Perspektive. Kein Regisseur könnte diese Wirklichkeit übertrumpfen; denn dieser Vortrab goldleuchtender Reiter ist die echte garde républicaine; die Begleiter des Leichenwagens sind bekannte Staatsmänner; in einer Reihe die drei phantastisch Kostümierten und der eine Gehrock sind der Herzog von Aosta, der Prince of Wales, Prinz Paul von Serbien und der Herrscher von Annam; die prunkende Gruppe roter, hermelinbesetzter Roben bilden wirkliche Richter; die in grünen Fracks, mit Zweispitz und Degen, echte Dichter und Denker der Akademie; die in Marschallstracht sind Petain und Lyautey; die Vertreter des Erbfeindes und mancher innenpolitische Gegner: alle sind echt, und echt ist die Trauer. Echt war die stumme Erregung, die der Nachricht vom Attentate folgte. Echt ist das Benehmen der schaulustigen Menge, die ja nicht der Regie eines feinfühligen Inszenators, sondern einem dem Einzelempfinden widersprechenden Instinkte gehorcht. Der Ausdruck: schaulustig könnte unpassend erscheinen. Aber ein ander Ding war das blutige Geschehen, ein ander Ding ist das Schauspiel des Trauerzuges, zu dem man mit Kind und Kegel, mit Handkarren, improvisierten Leitern, Operngläsern und Periskopen eilt. Nicht, daß sich ein einziger unwürdig gezeigt hätte; nur anders, als es die Auffassung will. Ganz gegen die Auffassung des Herrn Tardieu, der in seiner Panthéon-Rede das Verhalten der Menge als „nonchalance, une fois le danger passé" kritisierte.

Die Ermordung des Proletariersohnes Paul Doumer ist eine abscheuliche Tat gewesen. Und fürchterlich ist das Schicksal einer Frau, die vier Söhne dem Wahnwitz des Krieges geopfert, der man im Greisenalter den Mann erschossen hat. Wäre das gleiche der Frau des Bahnarbeiters Doumer widerfahren, der Schmerz wäre nicht minder, doch der Widerhall aus der Öffentlichkeit nicht vorhanden gewesen. Man hätte auch nicht von einem Attentat gesprochen. Mit der Feststellung: ein Arbeiter von einem Irrsinnigen ermordet hätte die polizeiliche Untersuchung ihren Abschluß gefunden, kein Prince of Wales, kein Herrscher von Annam, kein Richtercorps hätte den Sarg begleitet; weder der ‚Ami du peuple' noch der ‚Intransigeant' hätten geschrieben: Bolschewistenumtriebe.

Ist Gorguloff, der Attentäter, ein Irrsinniger, ist er Werkzeug irgend einer Gruppe oder Partei: heute, nach vielen Tagen Untersuchung, ist noch nichts eruiert, und vielleicht wird man die Wahrheit nie erfahren; ja, es scheint, als ob sie im Verlauf der Historie unerheblich sei. Als am frühen Nachmittag in der ersten, nur fünf Zeilen langen Meldung von einem Russen die Rede war, konnte man genau das eine wissen: dem Bolschewismus wird diese Tat angerechnet werden. Nicht die Gehässigkeit Einzelner, nein, eine ganz konkrete Gesetzmäßigkeit der politischen Lagerung mußte die Hypothese erzeugen. Noch mehr: diese Hypothese hat längst vorher be-

standen und bedurfte nur irgend einer Auslösung. Es sei dabei nicht von den Auswüchsen die Rede; wie von dem Kommentar des seit Sauerweins Sturz völlig kopflosen ‚Matin': „In wenigen Jahren sind zwei unsrer Präsidenten Ausländern zum Opfer gefallen: Sadi Carnot und Paul Doumer. Ist das nicht Vergeltung unsrer internationalen Fahrlässigkeit?" Nicht von der clichéfertigen Hetze der Cotydruckwaren. Die Hypothese vom Bolschewistenmörder, auf nichts bisher begründet, wurde auch gleich von gemäßigten Blättern vorwegerörtert. Sie scheint, nach den Wahlresultaten zu urteilen, den kritischen Sinn der Franzosen nicht getrübt zu haben. Doch noch ist die Affaire nicht ad acta gelegt.

Tag für Tag steigern sich die Anklagen gegen Sowjetrußland.

Es wäre falsch, von nur berufsmäßigen Hetzern zu sprechen. Unter denen, die im Bolschewismus eine Gefahr für Europa und den Urheber dieser und andrer Verbrechen sehen, sind viele überzeugte Patrioten, Menschen also, die ihr Land lieben, die zum Besten ihres Landes handeln möchten, in diesem Falle dadurch, daß sie warnen. Ob ihre Warnung aber nützliche Vorsicht oder unheilvolle Psychose ist, das läßt sich beim jetzigen Stand der Untersuchung nicht entscheiden und wird ebensowenig ergründet werden wie die Wahrheit.

Wie aber, wenn einer, von andrer Überzeugung, doch gleicher Liebe zum Lande beseelt, ihnen zuriefe: Verdächtigt nicht, denn die Folgen könnten ein Krieg werden, der Europa schlimmer verwüsten würde als alle bolschewistische Propaganda! Ja, als der Bolschewismus selbst, so grausig auch immer er Euch erscheinen mag! Nein, nie würde man einem solchen Menschen Patriotismus zubilligen. Und fügte er noch hinzu: Rüstet ab! Damit nicht durch die Tat eines Irrsinnigen Giftgase und Bombengeschwader in Aktion gesetzt werden! so hieße er Verräter in seiner Nation, welche auch immer sie sei!

Unter den vielen Prophezeiungen der letzten, hellsichtigen Arbeit Carl von Ossietzkys vor seiner Einkerkerung, die sich früher oder später alle bestätigen werden, ist diese schon greifbar geworden:

Es ist nicht mehr so wie in den Tagen Poincarés ... republikanisches oder fascistisches Deutschland, im Hintergrunde wartet etwas, das größer und beunruhigender ist als beide, das die Nerven der kapitalistischen Staaten in viel ärgere Schwankungen versetzt, und das ist Sowjet-Rußland. Daneben rückt Deutschland, werde es von Brüning oder Hitler beherrscht, auf den dritten Platz.

* * *

Zahllos sind die Zeugen, die beschwören möchten, Gorguloff gekannt zu haben: als Volkskommissar, als GPU.-Mann, als Anarchisten. Auch tut er, was jeder Verdächtige tut: er verwickelt sich in Widersprüche. So unparteiisch die Untersuchung geführt werden mag, wer wünschte sich nicht, hier statt eines banalen Krankheitsfalles das Walten einer politischen Maffia zu finden. Der menschliche Geist braucht seine Dosis Geheimnis. Mögen die ökonomischen Verhältnisse der Nährboden sein, die Keimstoffe sind die mystischen Bedürfnisse, daraus wachsen die Massenbewegungen und die Gorgu-

loffs. Gibt es ein Rätsel Gorguloff, so ist es dies: daß er immer wieder beteuert und in seinen Schriften immer wiederholt hat, er wollte Europa zum Kriege gegen die Tyrannen seiner Heimat aufrütteln. Warum aber, wenn so seine Absicht war, handelt dieser Monomane, dieser vorgebliche Märtyrer jetzt so inkonsequent? Warum bezichtigt er sich nicht selbst, ein Bolschewik zu sein? Es dürfte nur eine Antwort geben: weil dieser Mann nicht, wie er meint, sein Vaterland liebt, sondern weil er das Chaos herbeisehnt. Und damit wird er eine europäische Figur.

* * *

Gorguloff hat gewagt, was Millionen empfinden. Nur hat er zu schnell die Nerven verloren; durch einen ganz unsinnigen Mord hat er die Geschichte überstürzen wollen. Lichtenberg notierte über sich, daß er, obwohl ein friedlicher Charakter, sich abends vor dem Einschlafen oft überlegt habe, auf welche Weise er seine Freunde umbringen könne. Grade die scheuesten Naturen wandern solche Gedankengänge am Abgrund — Nietzsche und Sorel sind Beispiele. Grade die nüchternsten Einzelwesen und Massen vollenden den Sprung in den Abgrund.

* * *

Claude Farrère hatte dem Unbekannten: L'Homme, qui assassina „cordialement" gewidmet. Wenige Minuten später stürzten sich kunstsinnige Besucher und diplomatische Kabinettsmitglieder auf den Mörder, und die Polizei mußte ihn vor der Lynchjustiz retten. Objektive Richter werden, nach exakten Untersuchungen, entscheiden, ob der Mann, der den Präsidenten der französischen Republik getötet hat, unter die Guillotine oder ins Irrenhaus gehört. Die Psychiatrie zieht immer stärker das Verbrechertum aus dem Mystizismus der rächenden Nemesis auf das Gebiet der wissenschaftlichen Forschung. Aber was ihr beim Einzelfall schon erlaubt ist, wird ihr bei der Erforschung der Massenerkrankungen untersagt. Diagnose und Therapie psychischer Epidemien bleiben tabu! Gorguloff hat es nur auf wenige Anhänger gebracht. Es hat seiner Tollwut an Virulenz gefehlt. Sonst würde er heut vielleicht ein Objekt allgemeiner Verehrung statt Objekt einiger Irrenärzte sein.

Schnipsel von Peter Panter

Pro domo. Manchmal finde ich Aufsätze von mir in Zeitungen wieder, Nachdrucke, Auszüge aus meinen Büchern — mitunter versehen mit kleinen kritischen Zusätzen: ich sei ein destruktives Element. Das kann jeder sagen. Doch wenn ich dann das Abgedruckte näher prüfe, dann muß ich oft entdecken, daß ganze Sätze fehlen: den Schlangen sind die Giftzähne herausgebrochen. Nun ist es mir gewiß gleich, wie diese verängstigten Verlagsangestellten ihre Leserschaft einschätzen — weitaus tiefer als es nötig wäre; man glaubt es nicht, was da alles nicht „tragbar" ist. Mir solls recht sein. Aber eine Bitte habe ich an die verehrte Kollegenschaft:

Druckt meine Aufsätze nicht, wenn eure Abonnenten und Inserenten zu fein dafür sind. Laßt mich unzensiert. Ich möchte nicht

mit einer Ausgabe für Kinder und Militär herauskommen, bar aller Schärfe, ohne jene Salzkörner, um derenwillen die Speise serviert worden ist. Euern Leuten bekommt das nicht? Dann laßt das ganze Gericht fort. Es ist keine Ehre, bei euch zu erscheinen, und ein Geschäft schon gar nicht. Um wieviel habt ihr die Mitarbeiterhonorare gesenkt? Um ein Drittel, um die Hälfte. Um wieviel euer Abonnement? Um wieviel eure Anzeigenpreise?

Ich mag nicht in jedem einzelnen Fall in Berichtigungen kund und zu wissen tun, daß ihr meine Arbeit verfälscht habt, so wichtig ist das nicht. Aber seid nett: laßt mich zufrieden. Ich kann doch nichts dafür, daß eure Druckereibesitzer solche Angst vor ihrer Kundschaft haben, und mich interessiert es auch nicht. Ich bin gewohnt, zu Lesern zu sprechen, die ein offnes Wort vertragen. Vertragen es eure nicht? Dann setzt ihnen weiterhin reizende kleine Feuilletons vor, bunte Bilder aus der Kinderstube, Modeplaudereien und sanfte Schilderungen vom Wintersport im Harz. Aber druckt mich nicht, wenn ihr meine Arbeiten nicht so abdrucken könnte, wie ich sie geschrieben habe.

*

Vom Stationsvorsteher aus gesehn sieht der tägliche Abschied der Reisenden an den Zügen recht stereotyp aus. Von der Krankenschwester aus gesehn hat der Tod ein andres Gesicht als vom Trauernden aus gesehn. Alles, was man regelmäßig und berufsmäßig tut, versteinert. Man sollte auch seine eignen Erlebnisse vom Stationsvorsteher aus sehen können.

*

Du bekommst einen Brief, der dich maßlos erbittert? Beantworte ihn sofort. In der ersten Wut. Und das laß drei Tage liegen. Und dann schreib deine Antwort nochmal.

*

„Was fällt Ihnen ein! Ich habe für einen Bandwurm und drei unmündige Kinder zu sorgen!"

*

Das Liebespaar, das sich, von einander entfernt, verabredet, um halb elf Uhr abends an einander zu denken. Keiner tuts. Aber jeder freut sich: wie verliebt der andre doch sei.

*

Der Pessimist. „Ich werde also eines Tages sterben. Natürlich — das kann auch nur mir passieren!"

*

Wie schlafen die Leute —?

Eine Frau, allein . . . . im Pyjama
Eine Frau, nicht allein . . . . im Nachthemd
Ein Mann, allein . . . . Nachthemd
Ein Mann, nicht allein . . . Pyjama.

So eigentümlich ist es im menschlichen Leben. (Protest auf allen Seiten des Hauses.)

*

Zu einem ganz strengen, ganz bösen Mann am Fahrkartenschalter möchte ich immer sagen: „Na, was haben Sie denn so für Billets —?"

*

Im Kriege habe ich einmal diesen Satz gehört: „Die Bohnensuppe ist das Klavier des kleinen Mannes."

*

Den meisten Leuten sollte man in ihr Wappen schreiben: Wann eigentlich, wenn nicht jetzt?

Film-Autarkie von A. Kraszna-Krausz

In jedem Lexikon der Kinematographie müßte das Wort Krise als Fachbegriff definiert aufzufinden sein. Die Filmindustrie hat während der dreißig Jahre ihrer Geschichte im Inland und Ausland mehr Krisen erlebt, als eine südamerikanische Republik überhaupt. Diese Krisen des Films haben mit denen der übrigen Wirtschaft und der „großen" Politik meistens recht wenig zu tun. Sie sind periodische Funktionsstörungen eines verbauten Organismus, an denen die Widrigkeiten der Außenwelt keine nennenswerte Schuld zu haben brauchen.

Raubbau an allen Rohstoffen, bureaukratischer Drang im Produktionsbetrieb, zu viel Leerlauf eines überdimensionierten Vertriebsapparats, Blindekuh-Spiel mit dem sogenannten Geschmack des sogenannten Publikums haben noch von Jahr zu Jahr, von Frühjahr zu Frühjahr — sobald die Leute ein bißchen aufhören, ihre Abende unbedingt im Kino zu verbringen — zu allerhand Verlegenheiten und zweifelhaften Proteststreiks der Lichtspielhäuser gegen irgendetwas Amtliches geführt. Die filmwirtschaftliche Bedeutung solcher Depressionen reicht nicht über die von Konkursen einzelner Firmen hinaus, die dann im nächsten Winter hinter hübsch übermalten Schildern garantiert wieder auferstehen. Höchstens die Reihen der Geldgeber lichten sich von Mal zu Mal, aber die werden von neugierigen Neulingen ebenso sicher aufgefüllt, wie mit dem Herbst und dem schlechten Wetter die Massen in die Theater zurückkehren. Saisonweise neu ausgeheckte Sensatiönchen helfen da nach beiden Richtungen wirksam nach. Galonierte Platzanweiser, Sinfonie-Orchester, Wurlitzer-Orgel, Bühnenschauen. Als Kampferspritze gegen die letzte und größte Lähmung des Filmgeschäftes wurde vor einiger Zeit der Tonfilm angesetzt. Seine Kraft hielt nicht lange vor.

Auch diesmal ist die allgemeine Konfusion der Wirtschaft vielleicht zuletzt Schuld. Der Film gilt nach wie vor als das billigste Zerstreuungsmittel. Die absolute Zahl der Kinobesucher ist nirgends wesentlich zurückgegangen. Wohl ist eine Abwanderung aus den Lichtspielpalästen nach den kleinern Theatern, von den teuren Plätzen nach den billigeren zu beobachten, und das Niveau der untern Preisgrenzen sinkt ständig. Daran dürfte aber noch lange keine Produktion scheitern. Sie scheitert an ganz andern Dingen.

Allen ästhetischen Theorien zum Trotz, die der Sprache im Tonfilm nur eine untergeordnete Bedeutung zubilligen, und dies mit Recht — wird zunächst einmal in sämtlichen Filmen reichlich geredet. Deutsch, französisch, englisch, je nach dem Ursprungsland. Es war von jeher klar, daß die Vorführung fremdsprachiger Filme in jedem Land auf Widerstände stoßen mußte, sobald der Reiz der Neuheit verblaßt war und soweit es sich nicht um Leckerbissen für Feinschmecker handelt. Die überkopierten Lauftexte sind nirgends als willkommene Verständigungsmittel begrüßt worden. Man hat zwar inzwischen gelernt, die fremden Bildfolgen nachträglich mit Ton-

bändern einer beliebigen Sprache sauber zu unterlegen, aber auch diese Technik kann für die Dauer nicht verhindern, daß der Ruf nach Original-Tonfilmen in der Landessprache auch in solchen Winkelchen der Welt immer lauter wird, wo man vor einigen Jahren von einer nationalen Filmherstellung noch nicht einmal zu träumen wagte.

Handfest verdichtet sich dieses Geschrei in Gesetzen, die die Einfuhr ausländischer Filme zu regulieren versuchen. Deutschland hat fast seit einem Jahrzehnt ein solches Kontingentgesetz. Es entstand, um das, was vom europäischen Film übrig blieb, nämlich die deutsche Produktion, vor Hollywood zu retten, nachdem die französischen, italienischen, schwedischen, dänischen Filmfabriken nacheinander verschwunden waren. Dieses Gesetz wurde — nach Mustern, die inzwischen in England und Frankreich entstanden sind — 1930 umgeformt, indem der Begriff des inländischen Films an besondere Eigenschaften seiner Hersteller gebunden wurde. Heute stehen neue Verschärfungen dieser Bedingungen bevor. Heute kennen sogar Oesterreich, die Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslavien ähnliche Vorschriften. Es werden überall immer engere Maschen, immer raffiniertere Gewebe von Beschränkungen und Verboten geknüpft. Autoren, Regisseure, Kameraleute, Architekten, Komponisten und auch die Schauspieler sollen zwangsweise Einheimische sein. Das Atelier muß im Land liegen. Naturaufnahmen außerhalb der Staatsgrenzen werden nur bis zu dem und dem Prozentsatz zugelassen. Die photochemische Behandlung des Materials hat gleichfalls an Ort und Stelle zu erfolgen. Nationale Aufnahmegeräte sind zu bevorzugen.

Wo und wann dieser Kreislauf enden soll, kann keiner mehr absehen. Schlag folgt auf Schlag, Verschärfung auf Verschärfung. Deutsch-Oesterreich macht auch bei reichsdeutschen Künstlern keine Ausnahme; und so ist es kein Wunder, daß nun auch die deutschen Organisationen von der Sonderbehandlung von Oesterreichern nichts mehr wissen wollen. Schon sind Artikel, Aufrufe, Intrigen unterwegs, die einen radikalen Boykott gewisser Filme in gewissen Ländern fordern. Neue Marktschranken zerschneiden einheitliche Sprachgebiete und werden durch Devisenverordnungen noch erhöht. Der gleiche Film, der gestern 500 000 Mark kosten durfte, muß heute für 300 000 Mark entstehen. Morgen werden vielleicht schon 100 000 Mark zu teuer sein. Die Absatzgebiete schrumpfen.

Hollywood verliert den Kopf. Neue Sensationen der Technik, die den Tonfilm umkrempeln könnten, liegen zwar halbfertig in den Laboratorien, aber es fehlt an Geld, um eine neue Umstellung der Betriebe auf Breitfilm, Farbenfilm oder gar den plastischen Film zu bezahlen. Wall Street will angesichts der katastrophalen Splitterung der Märkte nichts mehr hergeben. Dutzende von Versuchen einer vielsprachigen Fabrikation haben sich bereits als dürftig und unwirtschaftlich erwiesen. Überall werden Filialen aufgelöst. Die Zahl der neu angekündigten Filme bleibt um ein Drittel hinter der des Vorjahres zurück. Ein USA.-Konzern führt innerhalb von

sechs Monaten drei Gehaltskürzungen durch, die Konkurrenz zahlt von 52 Arbeitswochen des Jahres nur 40 aus, und bei einer dritten Firma mußten die leitenden Herren auf drei Monatsgehälter dieses Sommers verzichten. Die Direktionsmitglieder von Paramount und Fox wechseln ihre Stellungen ungefähr wie unsolide Zimmermädchen. Bei Fox endet das abgeschlossene Geschäftsjahr mit viereinviertel Millionen Dollar Verlust. Paramounts Reingewinn beträgt nur ein Drittel von dem des Vorjahres. Die Western Electric, der große Elektrizitätskonzern, dessen Vasall ganz Hollywood ist, verdient nur noch den vierten Teil der Summe von 1929. Chaplin arbeitet nicht. Der Vertrag von Greta Garbo ist nicht erneuert. Ernst Lubitsch brauchte Monate, ehe es bei ihm soweit war. Erich von Strohheim bekommt keinen Regieauftrag. Josef von Sternberg wird für ein wenig fristlos entlassen. S. M. Eisenstein fährt nach Rußland zurück. Washington hat ein Gesetz gegen ausländische Künstler angenommen. Will Hays, der Zar der Produzenten-Organisation, befragt verzweifelt das liebe Babbitt-Publikum, was es im nächsten Jahr für Filme sehen möchte, und es antwortet geschwind: erstens Grotesken, zweitens Wild-West, drittens gruselige Filme, aber keine Dramen, bitte, und Gott beschütze uns vor den sogenannten Problemen der Gegenwart...

Der Pen-Klub wird demnächst eine Rundfrage erlassen, welche Stoffe die pp. Leserschaft für die Saison 1932/33 zu Romanen, Novellen, Balladen und Sonetten verarbeitet zu sehen wünscht. Die Komponisten aller Länder werden gesetzlich verpflichtet, ausschließlich völkische Liedmotive ihrer eignen Nation zu Symphonien und Gassenhauern zu verarbeiten. Albanien erlaubt die Einfuhr deutscher Drehorgel-Walzen nur gegen Abnahme von Gebirgsräubern in der gleichen Stückzahl. Wer nicht in seiner Muttersprache malt, wird erschossen.

Soelling von Gabriele Tergit

In diesem Prozeß sind die Rollen vertauscht. Der jetzige Deutschnationale Soelling und sein noch nationalerer Verteidiger Bloch — eine im Himmel geschlossene Beziehung zwischen einem Klienten und seinem Anwalt — wollen nachweisen, daß man nie durch eine politische Partei in Preußen juristische Karriere machen konnte, da Soelling vorgeworfen wird, er sei nur in die Sozialdemokratische Partei eingetreten, um Karriere zu machen; ja Justizminister Schmidt soll geladen werden, um das zu bestätigen. Und dann tritt Heilmann auf, den man den roten Heilmann nennt und den ungekrönten König von Preußen, und er sagt genau das, was sonst die andre Partei sagt: „Justizminister Am Zehnhoff hat mich kommen lassen und hat mich um Nennung von republikanisch sichern Hilfsarbeitern für das Ministerium ersucht, und da nannte ich ihm Soelling. Ich habe mich bei meiner Auswahl nur von der Tüchtigkeit leiten lassen".

Und Bloch nun wieder in die gewohnte Rolle zurückfallend, trotzdem es ja in diesem Prozeß seine Pflicht gewesen wäre, das Gegenteil wegen seines Mandanten zu behaupten, ruft: „Ha, da haben wirs ja, der sozialdemokratische Fraktionsvorsitzende ernennt Richter".

„Herr Soelling", sagt Heilmann, „hat mir einen langen Dankbrief dafür geschrieben". Auf die weitere Empörung von Bloch erklärt Heilmann, daß bis 1918 überhaupt keine Sozialdemokraten im

Ministerium waren. Selbstverständlich, daß nun welche hineinkamen. Im übrigen ist es kein Geheimnis, daß alle großen politischen Parteien in den Ministerien vertreten sein wollen. Und Bloch, immer mehr Parteimann als Verteidiger, fragt weiter: „Auch die Deutschnationalen?" Und Heilmann: „Auch die. Doktor Deerberg ist auf gleiche Weise ins Ministerium gekommen wie Soelling". Der Beweis ist also erbracht, daß man durch politische Parteien Karriere machen kann. Diese ganze Befragung ging am eigentlichen Sinn des Prozesses vorbei, ist nur bezeichnend für die Verwirrung dieser Angelegenheit, die eigentlich für alle gleich peinlich ist. Für die Deutschnationalen, deren Mitglied Soelling ist, für die SPD, daß sie diesen Mann als einen der Ihren führte. In der katastrophalen Personalauswahl der SPD ist Soelling einer der schlimmsten. Denn wer ist dieser Mann?

Er ist 51 Jahre alt, Renegat, Prädikatassessor, macht die übliche Richterlaufbahn durch und — es zeugt von seiner guten politischen Nase — tritt am 1. September 1918 in die Sozialdemokratische Partei ein, wird, wie erzählt, durch Heilmann Ministerialrat. Er betätigt sich als Überrepublikaner, überall will er seine Gesinnung beweisen, hängt mit treuer Liebe und Fanatismus an der Republik, nirgends geht ihm die Republikanisierung schnell genug, er schreibt eine scharfe Broschüre gegen Rechts: „Schwarz-weiß-rote oder Schwarz-rot-goldene Aufwertung?", hat schließlich einen unangenehmen Ehescheidungsprozeß und heiratet zum zweiten Mal eine deutschnationale Frau. Und dann soll er Landgerichtspräsident werden; verzehrt vom Ehrgeiz, ist ihm das nicht Beförderung genug, auch die Bezahlung zu gering. Er liegt Heilmann erst in den Ohren, damit er ihm den kleinen Gehaltsunterschied zwischen Landgerichtspräsidenten und Ministerialrat vergüte. Dann spricht er dreimal mit Heilmann, daß doch die drei berliner Landgerichte unter seinem Präsidium vereinigt werden sollen. Bei der unsichern politischen Situation könnte einmal eine andre Regierung kommen, die die Landgerichte vereinigte, und dann würde er womöglich ausgeschaltet, bis ihm Heilmann erwidert: „Ihre Art, die Dinge nur von Ihren eignen Eigentumsverhältnissen aus zu betrachten, paßt mir nicht. Wenn Sie nicht Landgerichtspräsident werden wollen, dann bleiben Sie eben Ihr Leben lang Ministerialrat".

Nachdem er so per ordre de mufti Landgerichtspräsident geworden war, läßt er nichts unversucht, um daneben noch den Vorsitz im Disziplinargericht für nicht-richterliche Beamte zu bekommen, eine Stellung, die mit fünftausend Mark dotiert ist. Er sagt: „In erster Reihe waren mir die geldlichen Gesichtspunkte maßgebend". Aber fünf Minuten darauf betont er seine ideellen Gesichtspunkte. Die Amtsführung des zweiundsiebzigjährigen grundanständigen Richters Meyer schien ihm im Interesse des deutschen Volkes schädlich. Erstens, weil er veraltete Ansichten in sittlichen Fragen hätte, vor allem aber weil er nationalsozialistische Beamte maßregelte. „Ich sagte mir, es kann doch auch mal umgekehrt kommen." Und aus diesem „ideellen" Grunde, damit nicht mehr so scharf gegen nationalsozialistische Beamte vorgegangen werde, behelligt er unausgesetzt die sozialdemokratische Abgeordnete Wellmann und fleht sie, die Sozialdemokratin, an, bei Braun, dem Sozialdemokraten, zu intervenieren, daß er den Posten bekommt, was Frau Wellmann auch tut. Einen Posten, den er haben will, damit es den nationalsozialistischen Beamten nicht mehr übel ergehe. Diese Bitte um Intervention ist ja nun wirklich ein naives Stück aus dem Tollhaus.

Soelling bekommt den Posten nicht, Meyer behält ihn. Soelling ist daraufhin vollkommen zerbrochen. Am Sonntag sprach er noch von Ministerpräsident Braun in höchster Verehrung, stimmte mit Frau Wellmann in der Ablehnung des Panzerkreuzers überein. Am Tag nach der Ablehnung, einen Tag darauf, am Montag, schimpft und tobt

er gegen die Sozialdemokraten, an der Grenze des Normalen. Auch heute ruft er noch im Gerichtssaal: „Es war Felonie, daß ich den Posten nicht bekam". Nachdem er den Posten nicht bekam, ist er für Wehrhaftigkeit und für Arbeitsdienstpflicht und er tritt, wieder beweist er seine gute politische Nase, im September 1930 bei den Deutschnationalen ein.

Als Landgerichtspräsident macht er merkwürdige Dinge. Da ist ein Schuldenerlaß, nach welchem Beamte ihre Schulden von einer gewissen Höhe an der vorgesetzten Behörde mitteilen sollen, und den Kammergerichtspräsident Tigges rügt. Er verbietet den Angestellten Alkohol zu trinken, den Beamten seines Präsidiums erlaubt er es. Er gibt einem Angestellten eine Verwarnung, weil dieser am Ende einer Gefallenenfeier ruft: „Es lebe die Republik!" Der Beamte rief das aus Ärger darüber, daß man einen kriegsbegeisterten Geistlichen reden ließ, statt, wir er bescheiden meint, wenigstens einen, der den Krieg ein notwendiges Übel nennt, und weil die schwarz-rot-goldenen Kranzschleifen entfernt worden waren.

Weiter: Soelling begibt sich in eine Naziversammlung im Sportpalast, zieht sich dort die Jacke aus und hebt die Hand zum Fascistengruß. Er sagt, er habe behördlichen Auftrag gehabt, die Versammlung zu besuchen. Auch die Hand zu erheben? Er meint, Grzesinski habe auch den Schupos geraten, die Hand in Fascistenversammlungen zu heben.

Und seine Frau macht hunderte von Hausbesuchen, um für die Deutschnationale Partei zu werben, und dabei kommt sie auch zu einem Amtsgerichtsrat, der Soelling mittelbar unterstellt ist, was eine höchst peinliche Situation ergibt, ein Amtsrichter, der von seinem Vorgesetzten zum Eintritt in eine politische Partei aufgefordert wird. Aber Soelling sagt: „Das ist Sache meiner Frau. Ich lebe in einer modernen Ehe". Bei Grzesinski las ers anders.

Das ist Soelling. Richter in Preußen, ein Choleriker, ein aufgeregter Mensch, der sich verfolgt fühlt, es im Telephon knacken hört, weil er seine Gespräche bewacht glaubt, von Ehrgeiz zerfressen.

Erinnert man sich noch an Bombe, Landgerichtsdirektor, Naturfreund und Jäger, der hinging und sich eine Kugel in den Kopf schoß, mitten im Walde, weil er nicht Präsident wurde. Neben diesem steht Soelling. Hingerissen vom Ehrgeiz zu jeglicher Preisgabe. Preisgabe von Herkunft, Abstammung, Religion, Weltanschauung und Menschen. „Kein Mensch von Charakter", sagte Rechtsanwalt Klee, „oder, um mich mit der Schärfe meines Herrn Gegners auszudrücken, ein charakterloser Mensch"; nicht fähig, einer der höchsten Richter zu sein.

Die Prämienanleihe von Bernhard Citron

Der Gedanke, eine Prämienanleihe zur Finanzierung der Arbeitsbeschaffung auszuschreiben, stammt vom Afa-Bund, dessen Programm in einem sachlichen Gegensatz zu dem W.T.B.-Plan des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes steht. Der ADGB. hat die Prämienanleihe von den Afa-Leuten übernommen. Von dort gelangte die Anleihe in das Arbeitsbeschaffungs-Programm der Reichsregierung. Warum haben diese sämtlichen Stellen, die über die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit grundverschiedener Ansicht sind, grade die Prämienanleihe für gut befunden? Eine solche Losanleihe ist ein Wertpapier, das sich besonders zur Unterbringung im breiten Publikum eignet. Der Besitzer von fünfhundert oder tausend Mark Prämienanleihe hofft, daß sein Stück gezogen wird und

er über Nacht ein reicher Mann ist. Wer dagegen Posten von mehrern Millionen zeichnen möchte, wird erst seine Gewinnchance nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit dem entgangenen Zinsgewinn vergleichen, um dann vielleicht festzustellen, daß er bei irgend einem andern Papier weit bessere Renditen erzielen kann. Mit der Auflegung der Prämienanleihe hat die Reichsregierung zu erkennen gegeben, daß sie sich der Auffassung der beiden Gewerkschaftsgruppen anschließt und die Arbeitsbeschaffungsanleihe nicht als Anlage für den Effektenbesitzer großen Stils sondern für den Sparer und Kleinkapitalisten plant. Man hofft, daß grade der „kleine Mann" noch etwas flüssiges Geld im Kasten oder auf der Sparkasse hat.

Die Auflegung einer Anleihe im gegenwärtigen Zeitpunkt erfordert allergrößtes Verständnis für die Denkweise jener Kreise, an die man sich wenden möchte, daher müssen die Durchführungsbestimmungen zum Anleihegesetz diese psychologischen Vorzüge aufweisen. Die Schichten, die zur Anleihezeichnung herangezogen werden sollen, können gar nicht weit genug gefaßt sein. Nach dem Anteil, den die Gewerkschaften an der Vorbereitung des Anleiheplanes genommen haben, ist anzunehmen, daß sie vielleicht auch für eine wirksame Propaganda unter ihren Mitgliedern Sorge tragen werden. Zu diesem Zwecke müssen aber auch ganz kleine Stücke ausgegeben werden. Als niedrigste Einheit käme wohl ein Nennwert von zwanzig Mark in Frage. Bei der Prämienausstattung empfiehlt sich, die Zahl der kleinen Gewinne möglichst hoch zu halten und vielleicht einige wenige Großgewinne als besonderes Lockmittel auszusetzen. Für die Gläubiger muß unbedingte Sicherheit sowohl gegen Währungsveränderungen als auch gegen gesetzliche Eingriffe geboten werden. Die Formulierung wird einige Schwierigkeiten bereiten, da man natürlich die frühern Anleihen des Reiches nicht in Mißkredit bringen darf.

Ebenso wichtig wie die Ausstattung ist aber der Hinweis auf den Zweck der Anleihe. Aus dem Anleihetext muß deutlich hervorgehen, daß dieser Kredit vom Reich zur Arbeitsbeschaffung in Anspruch genommen wird. Das Reich ist zur Vorlegung eines Anleiheprospektes nicht verpflichtet. Darum sollte wenigstens in besonderen Erläuterungen genau bezeichnet werden, welche Arbeiten zu finanzieren sind. Am besten wäre eine Kalkulation über die Rentabilität dieser in Aussicht genommenen Arbeiten. Die Erklärungen sind aber nicht allein aus propagandistischen Gründen notwendig. Die Öffentlichkeit hat auch ein Recht zu kontrollieren, ob mit Hilfe der Prämienanleihe tatsächlich neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen werden. Der Anleiheplan wäre der furchtbarste Schlag ins Wasser, wenn sich herausstellen sollte, daß ein Teil der Mittel zur Deckung des Defizits in den Reichs-, Staats- und Kommunalhaushalten verwandt wird. Da im Anleihegesetz als Zweck ausdrücklich Siedlung, Meliorationen, Beschäftigung Jugendlicher und sonstige Arbeitsbeschaffung angegeben ist, wird man nicht einfach die Zeichnungseingänge zur Verminderung der schwebenden Reichsschuld verwenden. Es besteht aber

die Gefahr, daß in den Etats des Reiches, der Länder und Gemeinden große Abstriche bei Ausgaben für Siedlungszwecke, Bekämpfung von Hochwasserschäden und Ausbesserung der Fahrstraßen gemacht werden. Diese Arbeiten, die bisher in die öffentlichen Etats eingestellt wurden, erscheinen dann mit einem Male als Aufgaben der Arbeitsbeschaffung, die mit dem Ertrag aus der Prämienanleihe finanziert wird. Es handelt sich bei dieser Annahme durchaus nicht um eine böswillige Unterstellung, sondern die Tatsache, daß für Straßenbau im Jahre 1932 nur zehn Prozent des erforderlichen Betrages ausgeworfen sind, beweist zur Genüge, auf welchem sehr reparaturbedürftigen Holzwege sich die Regierung befindet. Die Prämienanleihe ist nicht zur Entlastung der Etats sondern zur Beschaffung neuer Arbeit vom Reichstag beschlossen worden. Nur unter dieser Voraussetzung kann die Anleihe ein Erfolg werden und ihr Ergebnis zur Milderung der Arbeitslosigkeit beitragen.

Wenn eena dot is von Theobald Tiger

Für Paul Graetz

Wenn eena dot is, kriste n Schreck.
Denn denkste: Ick bin da, un der is weg.
Un hastn jern jehabt, dein Freund, den Schmidt,
denn stirbste n kleenet Sticksken mit.

Der Rest is Quatsch.
Der Pfaffe, schwarz wien Rabe,
un det Jemache an den offnen Jrabe...
Die Kränze...! Schade um det Jeld.
Und denn die Reden — hach du liebe Welt —!

Da helfen keine hümmlische Jewalten:
die Rede muß der Dümmste halten.
Un der bepredicht sich die schwarze Weste
un hält sich an Zylinder feste.
Wat macht der kleene Mann, wenn eena sanft vablich?
Er is nich hülflos — er ist feialich.

Leer is de Wohnung. Trauer, die macht dumm.
Denn kram se so in seine Sachen rum.
Der Tod bestärkt die edelsten Jefühle,
un denn jibs Krach, von wejn die Lederstühle.

Der Zeitvesuv speit seine Lava.
Denn sacht mal eena: „Ja, wie der noch da wah—!"
Denn ween se noch n bisken hinterher,
und denn, denn wissen se jahnischt mehr.

Wenn eena dot is, brummts in dir:
Nu is a wech. Wat soll ickn denn noch hier?
Man keene Bange,
det denkste nämlich jahnich lange.
ne kleine Sseit,
denn is soweit:
Denn lebst du wieda wie nach Noten!

Keener wandert schneller wie die Toten.

Bemerkungen

Die schlesische Reaktion

Auf dem Abfahrsteig des breslauer Hauptbahnhofes sagt mir ein junger Schriftsteller, der dortzulande einen Namen als Publizist und Kritiker hat: „Weißt du, wenn ich nur eine geringe Möglichkeit sähe, in Berlin durchzukommen, dann haute ich lieber heute als morgen hier ab — denn was soll und kann man bei uns schon noch machen . . ." Dann rollt der Zug ab, und man hat Zeit genug, das, was man im schlesischen Osten gesehen, gelesen und gehört hat, zu bedenken.

In den Städten und auf dem flachen Lande der schlesischen Provinzen tummelt sich eine wilde Reaktion. In allen lokalen Zeitungen, die noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit als neutral und auf der sogenannten Mittellinie stehend galten, ist heute jeder Rülpston der örtlichen Nazi-Führer gewissenhaft verzeichnet. Der schlesische Rundfunk, vor wenigen Jahren als „roter Sender" verschrien, hat sich der Situation angepaßt und kokettiert wenig schamhaft mit den zu plötzlicher Macht und Würde gelangten Konjunkturisten der Hitlerpartei, und der gesamte Beamtenkörper ist ebenso wie der Apparat aller Kulturinstitutionen nationalsozialistisch durchsetzt. Es gehört wirklicher Mut dazu, hier sozialistische Weltanschauung zu manifestieren, wozu der Besitz des sozialdemokratischen Parteibuches nicht gezählt sei, und es ist mehr und mehr unmöglich geworden, als Jude ohne Boykott und Attentatsandrohungen zu existieren, sobald man bemüht ist, publizistisch oder politisch eine Rolle zu spielen. Wer es nur wagt, beispielsweise im Rundfunk, ein freies Wort zu sagen, muß sich damit abfinden, periodisch von der nationalsozialistischen, deutschnationalen und dem Zentrum nahestehenden Presse verleumdet und beschimpft zu werden. Ein Mensch, dessen Name dort einmal in ablehnendem Sinne gedruckt wird, gilt bedingungslos als Kretin. In der Stadt haben sich die Gegensätze ein wenig gemildert, hingegen ist das flache Land noch immer Sammelpunkt schwärzester Reaktion. Hinzukommt, daß die linksradikalen Intellektuellen im schlesischen Osten auf von der Reichshauptstadt unbeachtetem Posten stehen. Während sie in Berlin schon zahlenmäßig einen Faktor bedeuten, richtet sich hier der Haß der gesammelten Reaktion gegen drei oder sechs Menschen.

Die nationalsozialistische Welle ist, das zeigen die Resultate der letzten Wahlen, weiterhin angeschwollen. Trotz bäuerlicher Not und der wachsenden Proletarisierung der Mittelschichten, die das Gros der Stadtbevölkerung bilden, behauptet das Zentrum seine Position. Die Sozialdemokratie übt passive Resistenz, und das tut sie seit Jahren — sie trägt einen Hauptteil der Schuld am Vorwärtsschreiten des Fascismus.

Die SA. ist aufgelöst. In den schlesischen Städten spielt sie kaum eine Rolle. Die SA, die vor allem auf die ländliche Bezirke Schlesiens konzentriert war und in den Schlössern der Aristokratie um den Kronprinzenkreis bereitwilligste Aufnahme fand — sie wird durch das Verbot kaum berührt. Es werden merkwürdige Dinge berichtet. So hat die Polizei sich vor einigen Wochen der Mühe unterzogen, das Schloß des Grafen York von Wartenberg zu durchsuchen, da dort große Waffenlager versteckt sein sollten. Die Polizei hat auch gesucht, aber nichts gefunden. Böse Zungen sagen, die Vorbereitung der IA für diesen Zug habe so lange gewährt, daß man inzwischen Alles gemütlich vergraben habe. Es steht außer Frage, daß die braune, entlegalisierte Armee fortexistiert. Die schlesischen Güter haben oft riesenhafte Ausdehnungen, und es wird kaum schwer fallen,

grade jetzt, im Frühjahr, ein paar hundert oder tausend Ackerknechte unterzubringen. Der Landadel schätzt Herrn Hitler und den Kronprinzen auch.

Darüber hinaus läßt die geopolitische Lage des Landes erkennen, warum der Stabschef der SA. so großes Gewicht darauf legte, grade im schlesischen Osten eine starke Position zu schaffen. Die Nähe der polnischen Grenze, die günstigen Möglichkeiten eines Ein- und Ausfalls auf In- oder Ausland und die Garantie, daß die Bevölkerung „mitgeht" — das waren kluge Kalkulationen, deren Resultat offenkundig ist.

Wie in allen Grenzländern, so steht auch hier die Bevölkerung unter dem Einfluß der zügellosesten chauvinistischen Propaganda. Nicht nur die deutschnationalen Wanderredner leben von der Phrase der bedrohten deutschen Grenzen, auch die katholischen Priester in Oberschlesien, die dort eifrigst bemüht sind, den Nationalismus auf allerhand Umwegen zur Blüte zu treiben, sehen ihre Aufgabe darin, gegen die „bolschewistische Gefahr" zu hetzen. Sie alle zusammen haben den Terror hochgepäppelt. Und der besteht fort, wobei das SA.-Verbot keine Rolle spielt, denn es gibt hier zahllose Organisationen, die für Tarnungszwecke wie geschaffen sind.

In den Städten dominiert reaktionäres Kleinbürgertum, in den Dörfern bestimmt der Gutsbesitzer die zu wählende Partei. Während in Oberschlesien der Prälat Ulitzka die Politik macht, wird Niederschlesien von monarchistischen Pastoren gegängelt. Kann man verstehen, daß die linksradikalen Intellektuellen die Flucht ergreifen wollen? Ihre wirtschaftliche Existenz ist nahezu ruiniert. Für Berlin zu arbeiten, ist heller Wahnsinn — denn dort hält man ja an dem Vorurteil gegen das Provinzielle fest. Die großen berliner kommunistischen Blätter kennt man nur vom Hörensagen. Darum wird die ehrliche antifascistische Front lockerer und weitmaschiger. Der Osten ist ein wichtiges Feld. Die Reaktion hat das erkannt und entwickelt ihren Angriff tadellos: mit der Hilfe musterhaft gedrillter Organisationen und einer ausgezeichneten Presse. Und natürlich mit den Waffen, die die Polizei nicht gefunden hat.

Erich Peter Neumann

Aus alten Papieren

Auf einem vergilbten Zettel fand ich neulich die Abschrift einer Notiz, die 1782 in einer schlesischen Zeitung gestanden haben soll. Da ist zu lesen:

„Auf Befehl der Königl. Cabinets-Kanzlei wird die Ansprache, so Seine Königliche Majestät gestern bei der Parole an die Herren officiers des Regiments Kleist zu halten geruheten, dem P. T. Publico bekanntgegeben: ‚Messieurs! Sie haben gehört, daß ich Ihre Kameraden, die Stabs-Capitaines von Platow und von Rauchnitz habe arretieren und unter sicherer Escorte zur Aburtheylung durch ein conseil de guerre nach der Festung Glatz bringen lassen. Die Herren haben die Arrogance gehabt, mir eine Deklaration zu präsentieren,

welche besagte, daß der Commandeur des Regiments nicht mehr die confiance der Herren Offiziere besitze. Ich will nicht weiter revidieren, inwieweit noch andere Herren in die Affaire der beiden Stabs-Capitaines complicieret seyn, aber ich gebe Ihnen, Messieurs, und Meinem gesamten Officiers-Corps publiquement bekannt, daß es genügt, wenn ein von Mir nominierter Commandeur Meine confiance besitzt und daß der von dem ihm subordinierten Militairs, gleichviel ob officiers, caporals oder Gemeyne, nur obéissance zu verlangen hat, aber keine confiance braucht. Die Demarche der Herren von Platow und von Rauchnitz war eine insubordination und nur die absolute Subordination ist es, durch welche sich eine Armee von einer bewaffneten Zigeuner-Bande unterscheidet! Ich werde jeden meiner officiers, er sey General oder Cornett, infam cassieren, der diesen Meinen intentions zuwiderhandelt'."

*

Es ließ sich leider nicht feststellen, ob der Text authentisch ist, weil keine entsprechenden Vermerke in den in Frage kommenden Archiven zu finden waren. Aber da sich dies vor 150 Jahren abspielte, kann es schon so gewesen sein — natürlich nur vor 150 Jahren.

Werner Arendt

Brief aus Paris, anno 1935

An Waltraud Gräfin Rassow,
Potsdam, Heerstr. 8.

Paris, 12. Juni 1935

Liebes Weib!

Seit gestern mittag also in Paris. Nachmittags verabredungsgemäß Wright von Armstrong-Vickers getroffen. Denk Dir, kennen uns längst! Brachte einst englische Waffenlieferung nach Allenstein! Ich damals Sturmführer auf den Gütern. Zeit vergeht. Erkannten uns auf der Stelle.

Ideell natürlich einig. Vorherrschaft germanischer Rasse auch sein Ziel und das der Firma. Dreht sich nur noch um Preis. Sagte, hätte zu unsrer nationalen Regierung kein rechtes Vertrauen. Seit Hitler von Schulze-Naumburg gestürzt, gingen keine Gelder mehr ein. „Ihr Diktator Schulze-Naumburg", sagte er, — aber das erzähl ich Dir, wenn wieder in Potsdam.

Mallaczek (Skoda) auch in Paris. Bestimmt kein Zufall. Wright scheint uns schrauben zu wollen. Mal sehen, was M. kostet. Sehr teuer sieht er nicht aus. Andrerseits, diese Heimlichkeiten reichlich ekelhaft. Schneider-Greusot längst stutzig. Offene ehrliche Feldschlacht, das schon eher. Mit verhängten Zügeln und so. Na, kommt Zeit, kommt Rat. Armstrong-Vickers müssen liefern. Hier alles fertig zum Losschlagen. Denkt keiner dran, Saargebiet herzugeben oder Abstimmung durchzuführen. Sei keine Muß-Bestimmung, Bande!

Oberst Bannermann-Leverkusen hökert mit Malcolm. (I. G. Farben, englische Gruppe.) Giftkomment ausknobeln. Angst vor eigner Apotheke. Humanität und Verwandtes. Aber auch nur Geldfrage. General h. c. Schulze-Naumburgs Devise: Krieg als Arbeitsbeschaffung, — Wright und Malcolm sehr gelacht.

Mit Botschaft telephoniert. Sind reisefertig. Koffer gepackt. Nie-

derwerfung des hamburger Arbeiteraufstandes durch Nationalgarde hat Quai d'Orsay sehr verstimmt. Soll viel Geld hineingesteckt haben. Versteht nicht, wieso deutsche Arbeiter auf deutsche Arbeiter schießen. Abstoßend rationales Denken hierorts.

Abends mit Bannermann gebummelt. Mit Taxi Montparnasse. Komischer Chauffeur. Deutscher. Ehemaliger Schriftsteller. Arzt auch. Döblin oder ähnlich. Seinerzeit, bei Machtübernahme, ausgewiesen worden. Entsinne mich dunkel an Prozeß. Evangelische Kirche gegen Pazifisten oder so. Fünf der Kerls verknackt. Rest über die Grenze. Gastgeschenk an Erbfeind.

Besagter Döblin, miserabler Chauffeur übrigens, brachte uns in deutsches Lokal. Emigranten en gros. Bewirtschaftet von Gebrüder Mann. Der eine hinter der Theke. Thomas Vorname. Nobelpreisdiplom überm Ofen. Bruder im Cutaway. Quasi Empfangschef. Ganz gute Manieren. So wie seinerzeit russische Großfürsten in Berlin. Natürlich nur näherungsweise.

Deutsche Kellnerinnen-Bedienung. Auch Literatur. Gewisse Marieluise Fleißer beispielsweise. Ein Herr Mehring sang deutsche Chansons. „Deutsch", ist übertrieben. Sammelte anschließend per Mütze. Oberst Bannermann wollte randalieren. Begreiflich, aber nicht opportun. Hielt ihn mühsam zurück. Apropos, gewisser Mühsam sang auch. Schandschnauzen, die Kerle. Hammelbeine mal gehörig langziehen sehr am Platze, leider keine Gelegenheit.

Gehörten kaserniert und gedrillt, bis Intellekt durch die Rippen geschwitzt! Zweihundert Kniebeugen bei vierzig Grad Celsius, Geburt des Patriotismus bloße Zeitfrage. Wetten, daß?

Der eine Wirt, Thomas, sprach: Goethe und Weltbürgertum. Spaß! Goethe drei Jahre Militärdienst, hätte sich Weltbürgerei anders überlegt.

Ganzer Laden voll Idealisten. Individualismus offensichtlich Art Gehirngrippe. Bannermann doch nicht mehr zu halten. Wurde von Garderobier, namens Toller, rabiater Bursche, rausgebracht. Kein Trinkgeld gegeben. Strafe muß sein.

Fuhren noch Negerball. Tolle Kerle. Hochklassiges Soldatenmaterial. Sudanneger. Chauffeur Döblin bestellte Glas Milch. Bannermann blau wie Strandkanone. Hielt Negern Vorträge über Phosgen. Chauffeur ausgerückt. Keine Disziplin. Hält Kopf für Hauptsache.

Süße, wissen, daß nein. Oder? Gut geschlafen ohne? Schluß. Wright wartet. Gegenbesuch. Wünscht dringlich, reingelegt zu werden. Kuß. Baldmöglichst Potsdam. Scharf geladen.

Dein Bodo

PS.: Habe Eisenbahn neusten Hanns Heinz Ewers gelesen. Heißt: „Alraune wird Soldat". Fabelhaft!

Erich Kästner

Der Untertan

Bericht des SS.-Mannes Walter Gehrke, Karlshorst, über den Scharführer Oskar Thibaut, Karlshorst.

Bei meiner Rückkehr aus Berlin, gestern abend, den 17. 9. 31, gegen ½12 Uhr, kam mir meine Braut Frl. Hensel, Pgn. seit 1929, aufgeregt entgegen mit der Mitteilung, daß der Scharführer T. sie gemahnt hätte, mich laufen zu lassen, da ich sie betrügen würde. T. machte wiederholt Heiratsanträge, die aber meiner Meinung nach nie ernst gemeint waren, denn er verkehrt noch bis zum heutigen Tage mit seiner von ihm geschiedenen Frau. Außerdem hat er noch verschiedene Mädchen, die an eine Heirat denken, wie Frl. Stenzel, und hat sich T. Kameraden gegenüber geäußert, daß er Frl. Stenzel wohl heiraten wird. Er spielt also mit den Frauen. Ich ging jetzt ins Deutsche Haus und dort befand sich T. mit der Wirtin und einem Pg. Müller. Nach dem Gehörten übersah ich T. Dieser kam an unsern Tisch und gab mir in die-

sem öffentlichen Lokal den dienstlichen Befehl, daß ich meine Braut in seiner Gegenwart nicht mehr betrügen solle. Diesen Ton und die Art verbat ich mir, da es eine reine Privatsache wäre und von Betrug keine Rede sein könne. T. war sehr stark angetrunken. Meine Rechtfertigung versetzte T. in Wut und er griff nach meiner Kehle und würgte mich. Ich wehrte mich nicht, um meine Pflichten dem Vorgesetzten gegenüber nicht zu verletzen. Ich machte T. nur darauf aufmerksam, daß wir uns beim Sturmführer sprechen würden. Er warf dann einen Stuhl um. Wie meine Braut sagte, er möge sich doch ruhiger verhalten, sagte er, sie solle die Schnauze halten, sonst kriegt sie eins auf die Fresse. Wir verließen das Lokal daraufhin. Nach diesen Vorfällen kann ich T. als meinen Scharführer nicht mehr achten und ihm auch den schuldigen Respekt nicht mehr leisten.

SS.-Mann 2. III. 6.

An den Sturmführer Kannenberg, Berlin, Atzpodienstraße 47.

'Alarm'

Liebe Weltbühne!

In Wien erzählt man von einer Begegnung des Bundespräsidenten Miklas mit Monsignore Seipel.

„Nun?" fragte der Prälat.

„Danke, Hochwürden! Soso. Sie können sich ja vorstellen: ich bin Vater von zwölf Kindern; in diesen schweren Zeiten."

„Hm. Gewiß nicht leicht. Aber, Exzellenz — grade Ihnen darf man ruhig vorwerfen: Sie sind selbst schuld . . ."

„Das sagen Sie mir, Hochwürden? Sie? Ein Prälat? Kinder sind doch Gottes Segen."

„Sicherlich, lieber Miklas! Immerhin, lieber Miklas: Auch Regen ist Gottes Segen. Dennoch zieht man einen Gummimantel an."

Frühling 1932

Mensch, mein Zimmer ist eine Rumpelkammer,
die einen giftig und böse macht.
Der eklige Gestank der Höfe steigt herauf.
Das Fenster ist ohne Blick. Und stundenlang
liege ich manchmal auf dem Bett und stiere
auf den Spruch an der Wand: Indianerherz
kennt keinen Schmerz.

Die gemütvolle, aber auch pampige Wirtin hat einen Papagei.
Der schreit, wenn er gut gelaunt ist, die schönen Worte:
„Kannst mi beschieten!"
Ihr alle mir auch. Aber dies aufgeblasene Frühlingswetter,
dies blank gewischte Himmelblau, diese hellen, aufgestörten Straßen
machen mich ganz elend und kaputt.

Der schäbige Rest meines Anzuges;
das Wohlfahrtsessen im Emailleeimer;
die Margarine auf dem Brot;
der dünne Kaffee und die billigen Zigaretten;
all die verlornen Tage ohne Herzschlag und frohen Mund —;
Hosi plus anna, Frühling 1932.

Ernst M. Höhne

Hinweise der Redaktion

Berlin

Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Dienstag 20.00. Lehrervereinshaus, Alexanderplatz: Antikriegskundgebung. Alexander Granach, Gerald Hamilton, Julia Marcus, Klaus Neukrantz, Hans Rodenberg, Beppo Römer und Erich Weinert.

Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit. Montag (30.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Das Leben Jane Addams, Thea Brinkmann.

Bücher

Eugen Fischer-Baling: Volksgericht. Ernst Rowohlt, Berlin.
Richard Lewinsohn (Morus): Die Welt aus den Fugen. Carl Reißner, Dresden.
Gustav Regler: Wasser, Brot und blaue Bohnen. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 17.30: Else Lasker-Schüler liest. — Breslau 20.00: Jugend erzählt. — Berlin 21.10: Sling zum Gedächtnis. — **Mittwoch.** Berlin 18.15: Gertrud Isolani liest. — Leipzig 19.30: Aus Alfred Neumanns Narrenspiegel. — München 21.00: Hermann Kessers Rettung. — Berlin 21.10: Wedekinds Frühlingserwachen. — Königsberg 21.10: Die Soldaten von J. M. R. Lenz. — **Donnerstag.** München 14.35: Aus Alfred Döblins Giganten. — **Freitag.** Berlin 20.15: Szenen aus Goethes Faust. — 20.45: Orpheus und Eurydike von Kokoschka und Krenek. — Langenberg 20.45: Hermann Kessers Rettung. — Breslau 21.00: Querschnitt durch Max Dauthendey. — **Sonnabend.** Berlin 15.40: Taten der Dichter, Alfred Wolfenstein. — Breslau 17.55: Kairo von Gerhart Pohl. — Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Hermann Zucker.

Antworten

Badener. In unsrer Zensur-Nummer (Heft 13) hat Walther Karsch berichtet, mit welch eigentümlichen Begründungen die Polizeibehörden Ihres Landes den Vertrieb der ‚Moskauer Rundschau' unterbunden haben. Als neustes Objekt haben sie sich die Mainummer der ‚AIZ' ausgesucht. Auf die Verbotsbegründung, die sich auf Leninzitate, Photographien und eine Photomontage John Heartfields stützt, hat Rechtsanwalt Doktor Apfel sehr eingehend geantwortet und dargelegt, daß „die in der Beschlagnahmeverfügung befürchtete Störung der Sicherheit und Ordnung nur in der Phantasie der beschlagnahmenden Stellen besteht". Es lohnt sich nicht, hier darzulegen, wie jene Stellen aussehen, derentwegen Baden um die „natürlichen Hemmungen in der Bevölkerung gegen Widersetzlichkeiten gegen die rechtmäßigen Anordnungen der Staatsgewalt" bangt, es ist zu offenkundig, daß hier eine Tendenz getroffen werden sollte, von rechtmäßigem Vorgehen kann nicht die Rede sein. Interessant ist aber, daß die Behörde, das Polizeipräsidium von Karlsruhe, diesmal sogar, in einer Klammer, zugibt, daß auch „die Wiedergabe historischer Ereignisse" unter die Notverordnungen fallen kann. Das alles spielt sich nun nicht etwa unter einem gottlosen, also der Lüge fähigen Regime ab, nein: die Unterdrückung der Darstellung historischer und aktueller Ereignisse geht von den gleichen Stellen aus, die nicht genug betonen können, daß das Christentum die Grundlage unsres Staates ist, dieses Christentum, dessen Schöpfer nichts höher einschätzte als die Wahrheit. In einem von zahlreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens unterzeichneten Protest gegen dieses Verbot steht auch mit Recht zu lesen: „Diese Nummer verbieten heißt den Kriegstreibern, wie sie jetzt in allen Ländern, auch in Deutschland, am Werke sind, Vorschub leisten".

Werwolf. Wir kondolieren! Ihr wolltet von Ostpreußen aus einen Putsch gegen Litauen machen, und da hat der Stahlhelm euch für litauische Lockspitzel gehalten und der Polizei denunziert. Er behauptet, „vernünftige Menschen hätten nicht vermuten können, daß es sich um ein vom Werwolf ernst genommenes Unternehmen handle." Wir sehen düster in die Zukunft. Was soll werden, wenn erst eine nationalistische Organisation von der andern Vernunft verlangt!

Helmut Klotz, Berlin-Tempelhof. Sie schreiben: „In der Nr. 17 der ‚Weltbühne' beschäftigt sich Ignaz Wrobel mit dem Fall des nationalsozialistischen Hauptmanns Röhm; Wrobel unterzieht die Tatsache der Veröffentlichung der ‚Röhm-Briefe' einer ablehnenden Kritik. Er hält die Angriffe gegen Röhm ‚nicht für sauber' und fordert, man solle den Feind ‚nicht im Bett aufsuchen'. Da ich der Herausgeber der ‚Röhm-Briefe' bin und die Veröffentlichung mit meinem Namen gedeckt, daher zu verantworten habe, sei es mir gestattet, zu der Kritik Wrobels kritisch Stellung zu nehmen; nur hierauf kommt es mir an: zur Rechtfertigung meines Verhaltens ist nicht der geringste Anlaß gegeben. Im Vorwort zu der von mir veröffentlichten ‚Ehrenrangliste für das Dritte Reich', — zur Einführung also auch der ‚Röhm-Briefe' — habe ich folgendes geschrieben: ‚Einen kleinen Ausschnitt aus dem Persönlichkeitsleben und den Persönlichkeitswerten der nationalsozialistischen Führer sollen die nachfolgenden Blätter geben. Um Irrtümer auszuschließen: aus einem Wust von Stoff wurden nur die leitenden Personen herausgegriffen, wurden — nach sorgfältigster Prüfung im einzelnen — nur solche Fälle erörtert, die außerhalb des Rahmens einer wie auch immer gearteten politischen Betätigung liegen; und für diese Auswahl war nicht das rechtspolitische Empfinden des Verfassers entscheidend, sondern einzig und allein das Programm der Hitlerpartei. Aus der Tatsache somit, daß in der fol-

genden Zusammenstellung gewisse, das persönliche Recht und die — Abnormalitäten des Menschen betreffende Dinge zur Erörterung gelangen werden, darf kein Werturteil des Verfassers über diese ‚Verbrechen' an sich abgeleitet werden; wenn überhaupt ein Werturteil gegeben ist, dann gilt es — insoweit — nur der Doppelzüngigkeit der ‚Täter' und ihrer Partei.' Dieses Vorwort, dem ich nichts hinzuzufügen habe, ist meine Widerlegung der Kritik von Wrobel! Im übrigen schreibt Wrobel, der Inhalt der ‚Röhm-Briefe' sei ‚nicht einmal unsympathisch'. — Hier vermag ich ihm nicht zu folgen! Entschuldbar, meinetwegen verständlich (auch wenn sie außerhalb meiner Gedankenwelt liegen) mögen die Brunstschreie des Herrn Röhm, der sich in Bolivien mit ‚schwarzer Kost' begnügen mußte, nach den ‚weißen Jungen in Berlin' sein; widerlich aber ist und bleibt für mich der Ton, in dem Röhm zu schreiben beliebt. Das stellt nicht mehr das Objekt irgendeiner menschlichen ‚Nächstenliebe' dar und ist auch nicht mehr nur eine Angelegenheit des Spezialarztes für sexuelle Abnormitäten. Hier geht es um andres. Um moralische Abirrungen! Diese aber sind mir unsympathisch!" Hätte Röhm seinen Brief auf Frauen gemünzt geschrieben, so dürfte jeder sagen, daß ihm diese Art Erotik nicht schmecke — zu einem Anathema liegt kein Anlaß vor. Es sollte selbst in Tempelhof bekannt sein, daß Homosexualität keine moralische Abirrung darstellt. Es „geht auch nicht darum", wie dieses dumme Modewort heißt, was Ihnen, Herr Klotz, unsympathisch ist. Wir alle haben nur das Recht, Herrn Röhm danach zu beurteilen, ob er berechtigte Interessen der Öffentlichkeit gefährdet hat. Das hat er nicht getan. Ganz etwas andres und weit über Tempelhof hinaus: keines der Naziblätter wird den Mut aufbringen, die Stellungnahme Wrobels für Röhm zu zitieren; dazu sind diese Brüder viel zu feige und viel zu unanständig. Man denke sich, was geschehn wäre, wenn etwa die Sklareks homosexuell wären... Die Angriffe gegen sie wären genau so widerwärtig wie die gegen Röhm sind. Auf einen weichen Röhm gehört noch lange kein grober Klotz. Aber auf den wiederum gehört noch lange kein Rudel von Edelmenschen, deren germanischer Kampfruf und Ehrauffassung dahin geht: „Immer nur einer schlagen!" Keine Sorge: das ergangene Urteil wird von der zweiten Instanz nicht bestätigt, sondern erheblich gemildert werden.

‚Der Angriff'. Hellmut von Gerlach hat in der Versammlung der Liga für Menschenrechte im Lehrervereinshause auf den Artikel der ‚Weltbühne' hingewiesen, wegen dessen Carl von Ossietzky sitzt. Das genügt dir, um in einem Artikel „Und so etwas läuft frei herum?" auch die Einsperrung Gerlachs zu fordern. Bist du nicht zu bescheiden? Müßten nicht eigentlich alle Abonnenten der ‚Weltbühne' wegen Beihilfe zu den Verbrechen Ossietzkys und Gerlachs eingesperrt werden? Durch ihr Abonnement machen sie ja erst die Existenz des Verbrecherherdes ‚Weltbühne' möglich.

Alfred Braun. Sie schreiben uns zu der an Sie gerichteten Antwort aus Heft 19: „Liebe Weltbühne, das Hellhören scheint ebenso schwierig zu sein wie das Hellsehen. Der Hellseher Hanussen hat in einem Interview scherzhaft sein wollen und seinen Glauben an die Stabilität der deutschen Mark damit bekundet, daß er mir sagte: ‚Sie können Ihr Geld aus Liechtenstein ruhig zurückziehen'. Ich habe den seltsamen Scherz nicht einen Augenblick ernst genommen, aber ich habe immerhin doch gleich darauf geantwortet: ‚Diesmal sind Sie ein schlechter Hellseher. Ich habe kein Geld in Liechtenstein'. Das ist der Tatbestand. Daraus machst Du, Weltbühne, erstens eine ernsthafte ‚Behauptung' eines Hellsehers und zweitens glaubst Du diese ‚Behauptung' auch gleich. Ich wußte nicht, daß Du so gläubig bist. Gleichen Glaubens wie Du ist — soweit mir bekannt wurde —

von allen Zeitungen nur ‚Der Angriff'. Ich muß nun wohl, weil wir offenbar alle nichts bessres zu tun haben, vor Deinen Lesern sagen, daß ich weder in Liechtenstein noch sonst in einem Ausland auch nur einen Pfennig Geld habe, auch keine Geldforderung, noch überhaupt irgendeinen materiellen Besitz. Du, Weltbühne, glaubst sogar der Angelegenheit soviel Beachtung beimessen zu müssen, daß Du nach einem Überwachungs-Ausschuß schreist. Dazu, liebe Weltbühne, kann ich nichts mehr sagen." So ernst, wie Sie das hier machen, war es ja gar nicht gemeint. Aber wir wollen zu Ihrer Beruhigung feststellen, daß wir Sie wirklich nicht, wie der ‚Angriff', der Kapitalverschiebung verdächtigen wollten. Wir wollten Ihnen nur beweisen, wie unangenehm es werden kann, wenn ein Hellseher in einem Interview, bei dem der Interviewer immer so tut, als glaube er an den Humbug, plötzlich etwas „hellsieht", was diesem schmerzhaft ans Portemonnaie greift.

Deutsche Zeitung, Sao Paulo. Du schreibst in Deiner Nummer vom 23. April über eine von Doktor Quidde, der Deutschen Friedensgesellschaft, dem deutschen Monistenbunde und dem Bunde der Kriegsdienstgegner an die Abrüstungskonferenz gerichtete Eingabe: „Man kann es deutschen Richtern kaum mehr zumuten, sich mit derart pervers national denkenden, als Anwälte gegen deutsche Interessen sich anbietenden Leuten zu befassen; sie gehören hinter die Gitter einer Anstalt für gemeingefährliche Geisteskranke und sollten dementsprechend behandelt werden." Vor kurzem wurde bekannt, daß die deutschen Irrenanstalten wegen Mangels an Zuzug zu veröden beginnen. Es ist nett von den Auslandsdeutschen Brasiliens, daß sie sich der deutschen Notlage auf diesem Gebiet annehmen und dafür zu sorgen bemüht sind, daß gewisse Staatsgebäude nicht zum Brachliegen verurteilt werden.

Westdeutscher Rundfunk. Du hast Herrn Martin Lohre in seinem Vortrage über Winke für Sportbootfahrer auf dem Rhein die Polizeifahne „Schwarz-Rot-Gelb" nennen lassen. Würdest du eine Verschandelung der monarchistischen Fahne Schwarz-Weiß-Rot ebenso milde passieren lassen?

Rote Hilfe. Als Frick uns in Thüringen einen Vorgeschmack auf das Dritte Reich gab, hat er auch euer Kinderheim „Mopr" in Elgersburg schließen lassen. Um das Haus nicht unbenutzt zu lassen, habt ihr es zum Kur- und Erholungsheim umgestaltet. Wer bei einem Pensionspreis von 3,80 RM. pro Tag Erholung unter Gesinnungsfreunden finden will, sei auf diese Einrichtung verwiesen.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Die Geburt des Abenteuers

von Hanns-Erich Kaminski

Wie, hundertsechzig Nazis schlugen auf fünfzig Kommunisten ein, und neunzig Sozialdemokraten ließen das zu? Vermutlich gibt es außerhalb des Preußischen Landtags viele Menschen, die der Meinung sind, man müsse selbst einem Gegner zu Hilfe eilen, wenn er von dreifacher Übermacht überfallen wird; und ganz gewiß steht keine Fabrik in Deutschland, aus der sich die sozialdemokratischen Arbeiter entfernen würden, wenn ein Rollkommando in braunen Hemden ihre kommunistischen Kollegen angriffe. Die Sozialdemokraten aber gingen ab durch die Mitte, und nur versehentlich blieb ihr Fraktionssekretär, der Abgeordnete Jürgensen, der dann am ärgsten zugerichtet wurde, im Plenarsaal.

Deutschland sähe heute anders aus, wenn die sozialdemokratischen Abgeordneten an der Seite ihrer Klassengenossen gekämpft hätten. Statt dessen veröffentlichen sie eine Erklärung, in der sie „unparteiisch" feststellen: „Die Schuld an den blutigen Zusammenstößen tragen in gleichem Maße die Nationalsozialisten wie die Kommunisten." Unparteiisch? Als käme es darauf an, wer angefangen hat! Im August 1914 waren sie nicht so penibel. Und diesmal kämpfte ihr eigen Fleisch und Blut gegen den gemeinsamen Feind.

„Die sozialdemokratische Landtagsfraktion protestiert aufs schärfste gegen die Raufboldmanieren der extremen Parteien und fordert unbedingte Sicherstellung der Freiheit und Gewaltlosigkeit der Verhandlungen der Volksvertretung." Sie protestieren — bei wem? Sie fordern — von wem? Aber sie duldeten, daß eine Minderheit aus dem Parlament hinausgeprügelt wurde, aus dem Parlament, das für sie das Allerheiligste der Demokratie sein müßte.

Die Sozialdemokratie tut noch immer so, als navigiere sie. Sie begreift nicht, daß das Schiff „Demokratie" mit der schwarz-rot-goldnen Fahne am Mast längst gesunken ist. Die Partei sitzt nur noch im Rettungsboot, das auch schon ein Leck hat, aber sie spielt sich immer noch gegenüber den Zwischendeckpassagieren auf, weil sie früher erster Klasse fuhr.

Schon die „autoritäre Demokratie" Doktor Brünings nahm wenig Rücksicht auf ihre sozialdemokratische Karyatide. Heute kümmert man sich überhaupt nicht mehr um sie. In Preußen hat das Zentrum zur Erleichterung der Regierungsverhandlungen für den nationalsozialistischen Landtagspräsidenten gestimmt. Die Reichsregierung beschließt den Bau eines neuen Panzerkreuzers und lädt den breiten Massen neue Steuerlasten auf. Die Sozialdemokratie wird nicht einmal mehr um ihre Wünsche befragt, indes der von Hugenberg beurlaubte Goerdeler an allen Kabinettssitzungen teilnimmt.

Doch was ist in diesem Augenblick noch Brüning, der der Sozialdemokratie so lange als das kleinere Übel erschien und von dem sie jeden Fußtritt hinnahm? Ob er überhaupt bleiben darf und, wenn ja, mit wem, hängt nicht von der Sozialdemokratie und auch nicht von ihm selber ab. In Donau-

eschingen wird sich der Kaiser entscheiden, ob sein Vertrauen zum Reichskanzler noch groß genug ist, um ihm die Fortsetzung seiner Politik zu gestatten... Ach nein, wir leben ja nicht mehr in der Monarchie, der Reichspräsident ist mit den Stimmen der Sozialdemokraten gewählt, und die Reichsregierung braucht nur das Vertrauen der Reichstagsmehrheit.

So weit hat es Brüning mit Hilfe der Sozialdemokratie gebracht, daß die sogenannten politischen Kreise sich jetzt wieder wie einst im Mai in erster Linie mit Individualpsychologie befassen. Wer sitzt alles in den Sesseln von Neudeck, und auf wen wird Hindenburg hören? Auf die Sozialdemokratie jedenfalls nicht.

Wie immer in derartigen Situationen gibt es eine Fülle von Möglichkeiten, die sich mehr personell als sachlich von einander unterscheiden. Tatsächlich hat die Reaktion bereits gesiegt; daß sie auch die Regierung übernimmt, ist bald nur noch eine Formsache. Dabei ist es ziemlich gleichgültig, ob die Minister zunächst agrarisch, industriell oder militärisch denken. Auf die Dauer muß jede reaktionäre Regierung doch ihre Kräfte aus dem reaktionären Reservoir schöpfen, das von den Nationalsozialisten verwaltet wird.

Wir befinden uns eben schon lange in dem Chaos, das uns so oft angedroht wurde. Zur Zeit erleben wir, wie aus seinem Schoß das Abenteuer geboren wird. Dafür, daß es ein Abenteuer wird, bürgt die Weltlage, mag der kommende Diktator nun das braune Hemd oder die Rechswehruniform tragen. Denn die Welt steht am Vorabend von Katastrophen, die alle Narrheiten und alle Verbrechen ermöglichen.

Angesichts der Vorgänge im Osten erscheint, was jetzt in Deutschland geschieht, beinahe belanglos. Dennoch besteht zwischen Deutschland und Japan nicht nur eine Seelenverwandtschaft der Offiziere sondern auch ein schicksalhafter Zusammenhang. Greifen die Japaner Rußland an, dann hat auch der deutsche Militarismus seine Chance, dann kann auch ein deutscher Abenteurer blutige Außenpolitik machen.

Es hat einmal einen Krimkrieg gegeben. Damals kämpften Franzosen und Piemontesen gemeinsam mit Engländern und Türken gegen die Russen. Weder Frankreich noch Piemont hatten Konflikte mit Rußland, Frankreich führte den Krieg lediglich, um endgültig den wiener Frieden zu zerreißen, der längst nicht mehr auf ihm lastete, und Piemont schickte ein Expeditionskorps in die Krim, um später an den Friedensverhandlungen teilnehmen zu dürfen, bei denen es dann nichts zu sagen hatte. Es war der grausigste Krieg des vorigen Jahrhunderts, aber die Regierungen Frankreichs und Piemonts erhöhten durch ihn ihr Prestige, Offiziere wurden befördert, und in Paris und Turin erhielten ein paar Straßen neue Namen.

Die Unterschiede zwischen damals und heute liegen auf der Hand. Der neue Krimkrieg wird ein Weltkrieg sein, der an Scheußlichkeit alles Vorstellbare übertreffen wird. Jedoch die Reaktionäre denken genau wie vor fünfundsiebzig Jahren. Jeder Krieg zeigt ihnen nur Gewinnmöglichkeiten, ihre Gewinnmöglichkeiten. Der Krieg rechtfertigt ja immer die Diktatur.

Da wir nun die Diktatur schon haben und bald vielleicht in einen Krieg verwickelt sein werden, ist es sinnlos, noch Wert auf Firmenschilder zu legen. Die Regierung Brüning regiert nicht mehr, und die Sozialdemokratie ist keine Regierungspartei mehr, es existiert überhaupt keine Mitte mehr, auch wenn die zunächst Betroffenen das nicht einsehen wollen.

Deutschland zerfällt heute in eine Rechte, die herrscht, und in eine Linke, die beherrscht und verfolgt wird. Der Sozialdemokratie kann es darum nichts mehr nützen, sich mit Staatsbewußtsein aufzuplustern und Brüning Zugeständnisse zu machen. Brüning muß selber zusehen, ob er noch Anschluß an die herrschenden Mächte findet. Der Sozialdemokratie aber bleibt nur übrig, kampflos unterzugehen oder als Linkspartei mit der gesamten Linken, zu der auch die Kommunisten gehören, zu kämpfen.

Unter diesen Umständen verliert die Frage, ob die Sozialdemokratie ihre Machtpositionen in Preußen so lange wie möglich halten oder freiwillig räumen soll, jede Bedeutung. Sie muß kämpfen, von welchem Platz aus, ist gleichgültig. Wenn die Regierung Braun sich als geschäftsführende Regierung „taktvoll" zurückhält, so ist das kein Kampf. Und wenn die Partei nur Opposition in einem Parlament macht, das selten zusammentritt und keinen Einfluß hat, so ist das ebenfalls kein Kampf. Kämpfen heißt, innerhalb und außerhalb der Regierung wie innerhalb und außerhalb des Parlaments, der Reaktion entgegenzutreten, wenn sie Gewalt anwendet, auch mit Gewalt!

Die Zeit, wo man gerecht auf die „extremen" Parteien schimpfen konnte, ist vorbei. Der einzelne kann, wenn er nicht durch eine krumme Nase auffällt, sich still verhalten und auf bessere Tage warten. Die Parteien aber müssen jetzt Farbe bekennen, sei es auch nur um der Zukunft willen.

Brünings Passionsreise von Hellmut v. Gerlach

Mönchlein, Mönchlein du tust einen schweren Gang!

Eingeweihte behaupten, Brüning habe in der letzten Sitzung des Auswärtigen Ausschusses sehr pessimistisch gesprochen. Haben die Eingeweihten recht, so würde das einen günstigen Rückschluß auf Brünings Vermögen zur Selbsterkenntnis zulassen. Deutschlands auswärtige Stellung ist in der Tat zur Zeit außergewöhnlich ungünstig. Vor allem allerdings durch Brünings eigne Schuld.

Die für den Winter angesetzte erste Lausanner Konferenz ist durch eine vorzeitige und voreilige Erklärung Brünings verhindert worden. Diese Erklärung mußte den Eindruck erwecken, Deutschland wolle dem Diktat von Versailles das Diktat von Lausanne entgegensetzen: wir können und wir werden nie mehr bezahlen! Da sagten sich die andern: was sollen wir auf einer Konferenz, wo man nicht verhandeln, sondern manifestieren will?

Der zweiten Konferenz, die Mitte Juni vor sich gehen soll, haben zwei Brüningreden disharmonisch präludiert, die

eine vor der auswärtigen Presse, die andre im Plenum des Reichstages. Sie waren offenbar für den innern Gebrauch bestimmt, aber das Ausland hat sich erlaubt, auch seinerseits davon Gebrauch zu machen. Überdies — wer Wind sät, wird Hitler ernten sehen.

Natürlich spricht Brüning eine andre Sprache als Hitler. Aber in der Reparationsfrage selbst hätte Hitler nicht anders Stellung nehmen können als Brüning.

Was war der Kardinalfehler der deutschen Politik während des Weltkrieges? Daß man geflissentlich das deutsche Volk über die Lage täuschte und es in Illusionen wiegte, die nur mit einem furchtbaren Erwachen enden konnten.

Auch heute hat die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes keine Ahnung von unsrer außenpolitischen Lage. Eine raffinierte Berichterstattung meldet fast nur die „Stimmen aus dem Auslande", die uns Morgenröte vorzaubern: da hat ein amerikanischer Bankier, dort ein französischer Linksmann, da ein englischer Bischof, dort ein neutraler Intellektueller erklärt, durch die Reparationen müsse ein Strich gemacht werden. Hurra! Nun braucht doch nur noch Brüning Rückgrat zu haben, und Lausanne bedeutet das Ende aller deutschen Kriegsschulden. Oder, wenn der „Erbfeind" sich auf die Hinterbeine stellen sollte, so hätte er die ganze Welt gegen sich. Er wäre in einer unmöglichen Isolierung.

So sieht die Lage für den deutschen Durchschnittsbürger aus.

In Wahrheit ist sie recht anders. Redet Brüning in Lausanne wie er in Berlin gesprochen hat, so wird nicht Frankreich, sondern Deutschland sich in peinlichster Isolierung befinden.

Hätte Brüning die Konferenz psychologisch zweckmäßig vorbereiten wollen, so hätte er zunächst in die Köpfe aller Deutschen den fundamentalen Satz hineinhämmern müssen: zwischen den deutschen Reparationszahlungen an Frankreich, England und so weiter, und den Forderungen Amerikas an Frankreich, England und so weiter besteht ein unlösbarer Zusammenhang. Man kann nicht das eine aufheben und das andre bestehen lassen. Hier heißt es: Beides zugleich oder nichts!

Die Vereinigten Staaten denken gar nicht daran, ihren europäischen Schuldnern kurzerhand ihre Schulden zu erlassen. Augenblicklich verhandeln sie sogar mit England über die Höhe der Verzinsung der durch das Hoovermoratorium gestundeten Summen.

Besonders erleuchtete Finanzmänner Amerikas sehen zwar ein, daß wahrscheinlich nichts die amerikanische Wirtschaft mehr beleben würde, als wenn Amerika auf seine Forderungen an Europa verzichtete und diesem damit die Möglichkeit zur Liquidierung der Reparationsfrage gäbe. Aber zwischen einem weitblickenden Finanzmann und einem Durchschnittssteuerzahler besteht ein gewisser Unterschied. Der Durchschnitts-Steuerzahler sieht nur auf das Heute und Morgen. Er fürchtet, daß seine Steuerlast steigen werde, wenn sein Land fremden Staaten ihre Schulden nachläßt.

Der Steuerzahler ist zugleich Wähler. Im Herbst finden in den Vereinigten Staaten die Wahlen statt. Alle Abgeordneten denken nur an ihre Wiederwahl. Um ihretwillen haben sie vor ein paar Wochen/die wahnsinnige Goldboroughbill angenommen, die die Inflation für Amerika bedeutet, glücklicherweise allerdings nie Gesetz werden wird. Durch Aussicht auf höhere Preise hofften sie, ihre Aussicht auf Wiederwahl zu verbessern. Darum gaben sie sich zu dem plumpen Wahlmanöver her.

Das amerikanische Defizit übersteigt eine Milliarde Dollar. Der Goldverlust Amerikas in den letzten sechs Wochen beträgt 146 Millionen Dollar. Der Dollar steht nicht mehr unerschütterlich wie ein Rocher de bronze. Die amerikanischen Papiere sind zum großen Teil, und zwar grade die Rentenpapiere, noch stärker gefallen als die deutschen. Die Arbeitslosigkeit ist unermeßlich groß.

Und da sollten amerikanische Parlamentarier im Angesicht der bevorstehenden Wahlen es wagen, vor ihre Wähler mit dem Programm der Streichung der europäischen Schulden zu treten? Und da könnte man sich Amerika in Lausanne als das Mädchen aus der Fremde vorstellen, das jedem seine Gaben austeilt?

Bleibt Amerika zugeknöpft, können auch Frankreich, England, Belgien, Italien und so weiter ihre Taschen nicht für Deutschland aufknöpfen. Alle haben sie selbst mit Defizit, alle mit neuen Steuern zu rechnen.

Für Frankreich ist die Lage besonders schwierig. Nach 1871 starrte es wie hypnotisiert auf das „Loch in den Vogesen". Heute starrt es auf Hitler und seine Myrmidonen. Es fragt sich: wann wird Hitler die absolute Mehrheit haben? Was geschieht dann mit Frankreich, dessen Vernichtung er in seinem Buche „Mein Kampf" als sein außenpolitisches Programm verkündet hat? Wird nicht jede Konzession, die wir Brüning machen, von Hitler einkassiert werden?

Hinzu kommt die juristische Denkart, die das ganze französische Volk beherrscht. Pacta sunt servanda! Die Heiligkeit der Verträge ist dem Franzosen unerschütterlicher Glaubenssatz. Darum haftet von allen Kriegserinnerungen nichts dauerhafter in dem Hirn des Franzosen als das Wort vom „Fetzen Papier", das Bethmann auf den belgischen Neutralitäts-Vertrag anwandte. Darum ging ein erregtes Zittern durch ganz Frankreich, als im Januar die — später abgeschwächte — Meldung kam, Brüning habe erklärt, Deutschland wolle nicht mehr zahlen. Will Deutschland auch den Young-Plan als Fetzen Papier behandeln? Wann wird es den Friedensvertrag der gleichen Materialbewertung unterwerfen?

Herriot ist, dafür bürgt seine Vergangenheit, zu jeder Verhandlung mit Deutschland bereit. Er ist kein Poincaré, sein System ist kein starres. Aber das teilt er mit Poincaré wie mit jedem Franzosen: er verhandelt nur auf der Grundlage der Anerkennung der bestehenden Verträge. Man kann sie durch Vereinbarung ändern. Nie aber darf der eine Vertragspartner den Anschein erwecken, als wolle er sie anullieren, weil er glaubt, sie nicht mehr erfüllen zu können.

Daß Deutschland heute nicht zahlen kann, auch heute übers Jahr und noch viel länger nicht zahlen kann, gibt jeder Franzose zu, von ein paar nationalistischen Narren natürlich abgesehen. Bestimmt kommt Herriot nicht als Shylock nach Lausanne, aber er würde starr wie Poincaré werden, wenn Brüning dort mit dem Anspruch der Streichung des Young-Plans erschiene.

Brüning trifft die schwere Schuld, daß er in dem deutschen Volk falsche Erwartungen über die Möglichkeiten von Lausanne erregt hat. Er würde seine Schuld noch vergrößern, wenn er in Lausanne mit einer Intransigenz aufträte, die den Bruch der Konferenz und damit das Chaos im Gefolge hätte.

Sein Ziel müßte sein: fünfjähriges Moratorium für Deutschland. Das kann durchgesetzt werden, und das würde den wirtschaftlichen Bedürfnissen Deutschlands vorläufig genügen. Denn das wäre keine bloße Atempause, sondern ein Zeitraum, innerhalb dessen sich die deutsche Wirtschaft erholen kann.

Ob sie sich genügend erholen würde, um später zu irgend welchen Reparationsleistungen im Stande zu sein, weiß niemand. Aber dann wird man ja weiter sehen.

Stellt Brüning in Lausanne unmögliche Forderungen, besorgt er die Geschäfte Hitlers.

Deutschland ist schwach. Das Dümmste, was ein Schwacher machen kann, ist leere Prestige-Politik. Realpolitik ist wahre Staatsmannschaft. Realpolitik gebietet, mit allen Mitteln ein fünfjähriges Moratorium anzustreben.

Das Maß der außenpolitischen Sünden Brünings ist gehäuft. Dennoch, wenn er in Lausanne den Weg zur Realpolitik zurückfindet — auf die Gefahr jedes Schimpfs von Rechts her — kann der Spruch der Geschichte vielleicht doch noch lauten: Absolvo te.

67,6 : 5,21 von Felix Stössinger

In der deutschen Politik geschieht das Richtige selten von selbst. Es muß von außen an uns herangebracht werden. Auch die Verschiebung der Reparationskonferenz, die gegen den Widerspruch Deutschlands erfolgt ist, gab uns die letzte Möglichkeit, einer außenpolitischen Niederlage zu entgehen, die selbst den Vergleich mit dem Debacle der Zollunion ausgehalten hätte. Innenpolitisch hätte eine Reparationsniederlage den glatten Sieg des Präsidentschaftskandidaten Hitler bedeutet. Was immer gesagt werden konnte, um selbst das günstigste Ergebnis von Lausanne von vornherein mit dem Makel der Niederlage zu zeichnen, war mit seltener Vollständigkeit geschehen.

Die Pause, die uns vergönnt wurde, hätte endlich statt zu politischen Phantasien zu einer ruhigen Nachrechnung benutzt werden sollen. Wenn die Reparationsfrage in Deutschland von Anfang an nicht von den Politikern sondern von einem ordentlichen Buchhalter bearbeitet worden wäre, stünde es besser um sie und um uns. Nur den Politikern konnte es zehn Jahre lang nicht gelingen, durch Addition festzustellen, daß Amerika mehr von uns bekommt als Frankreich.

Heute passiert ein neues Rechenunglück, das nicht geringer ist. Mit allen Mitteln der Beeinflussung wird der Öffentlichkeit eingeprägt, daß Deutschland bereits 67,6 Milliarden Mark bezahlt hat, Frankreich aber als reine Wiederaufbauzahlung nur 5,21 Milliarden anerkennt.

Die deutsche Aufstellung hat zwar wieder von Neuem dazu beigetragen, die Öffentlichkeit aufzupeitschen, aber als ein starker Schlag gegen die Stellung Frankreichs kann sie nicht wirken. Ist sie doch längst im Ausland bekannt. Deutschland kommt in seiner Aufstellung zu einem Endbetrag von 67,6 Goldmilliarden. Im Rahmen des Youngplans hat Deutschland 2,8 Milliarden Mark bezahlt. Von den 67,6 Milliarden seiner Aufstellung müßte es also im Augenblick der Unterschrift des Youngplans bereits 64,8 Milliarden bezahlt haben. Wenn dieser Betrag nach deutscher Auffassung weit über die Verpflichtung zur Reparation des Wiederaufbaus hinausgeht, warum hat Deutschland diese Ziffer nicht bereits im Haag genannt und alle weitern Forderungen abgelehnt? Im Haag haben aber alle Mächte gewußt, daß zwischen der deutschen und der gegnerischen Bewertung unsrer Leistungen unüberbrückbare Differenzen bestehn. Im Haag haben deshalb alle Mächte einmütig erklärt, daß man einen Strich unter die Vergangenheit und unter den alten Streit der Buchhaltungen ziehen solle. Daher erhielt das haager Protokoll vom 20. Januar 1930 einen Artikel 3, in dem Deutschland anerkennt, daß „alle Abrechnungen, die vor der Periode des Dawes-Planes liegen, von jetzt ab gegenstandslos und ohne Wirkung sind, und daß diese Abrechnungen in dem derzeitigen Zustand für abgeschlossen erklärt werden." Das heißt, mit den bekannten „dürren" Worten nichts andres, als daß Deutschland auf eine Nachprüfung seiner 64,8 Milliarden-Rechnung im Haag endgültig verzichtet hat, wissend, daß seine Bewertung machtpolitisch leider keine Bedeutung hat, vom Rechte aber nicht die Frage ist.

Zieht man von der deutschen Reparationspolitik alles ab, was nur Taktik ist, so bleibt als ihr gegenwärtiger Hauptinhalt der Entschluß übrig, von allen Zahlungen befreit zu werden, die nicht dem reinen Wiederaufbau der zerstörten Gebiete dienen. Ein solches Reparationsprogramm unterschreibe ich, es ist seit dem Waffenstillstand das Reparationsprogramm der Kontinentalpolitik. Vierzehn Jahre hat es gedauert, bis es das Programm einer deutschen Regierung wurde. Was geschieht aber nun, um es zu verwirklichen? Ein Zahlenkrieg wird in breiter Frontstellung gegen Frankreich vorgeführt. Mit Entrüstung erfährt der deutsche Leser, daß der ganze französische Wiederaufbau, nach den Angaben des französischen Budgets, nur 16 Milliarden gekostet haben soll, Deutschland aber schon 67 bezahlt hat. Er erfährt ferner, daß Frankreich angeblich von allen Zahlungen 52 bis 54 Prozent erhält, danach also schon 35 Milliarden einkassiert hat, also 19 zuviel. Die Parolen des ‚Lokal-Anzeigers' von gestern sind die Parolen der ganzen Nation von morgen. Wir können also mit Gewißheit einer Reparationspolitik entgegensehn, die Rückzahlungen Frankreichs an Deutschland fordert. (Schon proklamiert in der ‚D.A.Z.' vom 20. Februar.)

Sehen wir uns aber nun einmal diese Abrechnung an, vielleicht finden wir, ohne staatliche Nachhilfe, welche Posten Deutschland und Frankreich direkt betreffen, Deutschland bewertet also seine Lieferungen mit 67 Milliarden. Die Reparationskommission hat Deutschland nur 21 Milliarden gutgeschrieben. Es besteht also eine Differenz von 46 Milliarden. Von den 21 Milliarden, die die Reparationskommission anerkannt hat, hat sie Frankreich 8,19 Milliarden Mark, das heißt 40 Prozent, überwiesen, also nicht 52 Prozent. Wenn Deutschlands Bewertung anerkannt werden würde, hätte dann Frankreich auch 40 Prozent von den 67 Milliarden, das heißt den Empfang von fast 27 Milliarden anzuerkennen? Mit nichten. Die französische Regierung hat ausrechnen lassen, daß Frankreich bei einer Unterstellung der deutschen Berechnungen ohne Abstrich auch nur eines einzigen Pfennigs nicht 27 sondern auch nur 10,6 Milliarden erhalten hätte. Also auch dann nur einen Teil der echten Wiederaufbaukosten von etwa 16 Milliarden. Die Differenz zwischen Deutschland und Frankreich beträgt also jetzt schon nicht 46 Milliarden (Differenz zwischen der alliierten und deutschen Bewertung), sondern nur etwas über 2,4 Milliarden Mark.

Im Interesse des Friedens ist der Vorschlag Léon Blums, die Differenz durch eine Schiedsrichterkommission prüfen zu lassen, zu begrüßen. Aber auch ohne Blums Kommission geht aus den Bewertungslisten der beiden Parteien schon jetzt hervor, daß sich in den deutschen 67 Milliarden riesige Werte befinden, die Frankreich überhaupt nicht bekommen hat oder in Anteilen, die so gering sind, daß ihre Zusammenzählung wenig ergäbe. Frankreich kann also dem Streit um die Bewertung mit Ruhe entgegensehen. Handelt es sich doch nur um ganz wenige Posten, aus denen sich der größte Teil der Gesamtdifferenz zusammensetzt. Aber so schmerzlich es auch jedem nationalem und national-sozialistischem Gemüt sein mag, grade die wichtigsten Differenzposten hat nicht Frankreich sondern England eingesteckt. Das betrifft den Posten der an England abgelieferten Kriegsflotte in Höhe von 1,3 Milliarden, das betrifft die Verramschung der deutschen Handelsflotte, für die Deutschland 3,4 Milliarden forderte, aber nur 711 Millionen erhielt, ein Posten, der Frankreich wenig angeht, da es hier nur mit 8 Prozent beteiligt ist. Dann folgt als ein Riesenposten die Liquidation des deutschen Eigentums im Ausland, nach deutscher Berechnung 10 Milliarden, von denen aber doch wohl jedes Kind weiß, daß der weitaus größte Teil dieser liquidierten Güter in englischen Besitz überging und daß England grade im Haag das Guthaben von einigen hundert Millionen, die Deutschland glatt gehörten, herauszugeben verweigert hat. Schon diese wenigen Posten ergeben Gesamtbeträge für England, weit über dem Betrag dessen, was Frankreich, selbst bei Zugrundelegung deutscher Bewertungen, bis heute erhalten hat. Ein weiterer Riesenposten, der Frankreich nichts angeht, ist die Gutschrift für deutschen Staatsbesitz in den von Deutschland an andre Länder als Frankreich abgetretenen Gebieten. Auch hier besteht eine Differenz von mehr als 7 Milliarden, an der Frankreich mit keinem Pfennig beteiligt ist.

Es geht bei diesen Rechnungen um Lebensfragen von uns allen, und deswegen ist es für eine von gouvernementalen Einflüssen unabhängige Publizistik schmerzlich, in der Rechnungslegung des eignen Landes auf Fehler hinweisen zu müssen, die keine schiedsrichterliche Kontrolle durchgehen lassen wird. Zu solchen unbegreiflichen Posten gehört der Anspruch Deutschlands, eine Gutschrift für seine Kriegsflotte zu erhalten, die deutsche Matrosen eigenhändig versenkt haben, oder für Handelsschiffe, die während des Krieges als Beute gekapert wurden (1,06 Milliarden), oder für das Material, das deutsche Soldaten in der ganzen Welt, in der Türkei, in Rußland, in Serbien zurückgelassen haben (5 Milliarden), und davon sollen 52 Prozent auf das Wiederaufbaukonto gutgeschrieben werden! Ebenso aussichtslos erscheint es, Gutschriften für die Arbeit deutscher Kriegsgefangener im Westen zu verlangen (1,2 Milliarden), ohne daß wir die in Aussicht gestellte Gegenrechnung für die Arbeit französischer und englischer Soldaten oder belgischer Zivilisten in deutschen Diensten gutschreiben. Alle diese Posten ergeben allein 28 Milliarden Mark, so daß die Gesamtdifferenz für die übrigen nur noch 15 Milliarden beträgt.

Nun gibt es einige Posten, die allerdings Frankreich und Deutschland direkt angehen. So forderte Deutschland für Kohlenlieferungen 2,3 Milliarden, erhielt aber nur lumpige 5 Millionen gutgeschrieben. Hier spricht leider der Buchstabe des Vertrages gegen Deutschland. Bezahlt sollen die Lieferungen nämlich nach dem deutschen Inlandspreis werden. Das war aber wertlose Inflationsmark, so daß in dieser Differenz ein Teil des fürchterlichen Verlustes aus Deutschlands Inflation enthalten ist, die seine Großindustriellen in die vierte Billion gepeitscht haben. Ein zweiter größerer Differenzbetrag ergibt sich daraus, daß Frankreich einen Großteil der wirklich empfangenen Beträge, seien es 8,19 Milliarden nach alliierter, seien es 10,6 Milliarden nach deutscher Rechnung, für die Spesen des Reparationskrieges und die Rückzahlung erhaltener Vorschüsse aufrechnet, und zwar 2,98 Milliarden Mark. Es handelt sich also hier um ein Streitobjekt in Höhe von höchstens 5,3 Milliarden (2,9 Milliarden Unkosten — 2,4 Milliarden Bewertungsdifferenz). Gleicht man sich auf einer mittleren Linie aus, so ergäbe das für Deutschland einen Nutzen von etwa 2,5 Milliarden. Das ist ungefähr der Betrag, auf dessen Gutschrift Deutschland Frankreich gegenüber mit relativer Sicherheit rechnen kann, wenn die Schiedskommission für Deutschland besonders günstig zusammengesetzt ist und sie einen Teil der Bewertungsdifferenz, die ich oben dargestellt habe (2,4 Milliarden), zu unsern Gunsten auslegt. Die andern 57 Milliarden dagegen, die in alle möglichen Hände gekommen sind, nur nicht in französische, zum weitaus größten Teil aber in englische, stellen den eigentlichen, unwiederbringlichen Verlustposten dar. Wenn Deutschlands Auffassung richtig ist, und sie ist es, daß die Moral eines neuen Zeitalters keine andern Kriegszahlungen gelten lassen kann als die für den reinen Wiederaufbau, dann sind mehr als 80 Prozent der deutschen Zahlungen widerrechtlich geleistet worden, grade weil sie nicht an Frankreich geleistet worden

sind. Was aber bei dieser Reparationskampagne weiter herauskommen soll, wenn sie einseitig gegen Frankreich geführt wird, ist nicht erfindlich. Will Deutschland alle Beträge verweigern, die nicht der Reparation dienen, dann muß es zuerst einmal die Zahlungen an England einstellen, das einen reinen Wiederaufbauanspruch niemals gehabt hat.

Deutschland kann durch die Blum-Kommission nur erfahren, was auch in den Räumen der deutschen Reparationsbuchhaltung mit Leichtigkeit festgestellt werden kann, aus politischen Gründen aber verschwiegen wird, damit der politische Krieg gegen Frankreich mit voller Wucht weitergehe. Wenn nun wirklich durch eine Kommission die Wahrheit ruchbar wird, wird es dann eine deutsche Öffentlichkeit geben, die den Schiedsspruch als Urteilsbildung unbestochener, unabhängiger Richter anerkennt? Das ist ausgeschlossen. Deswegen ist dieser ganze verbissene Krieg der Buchhaltungen politische Agitation und nichts sonst! Will Deutschland die Verständigung mit Frankreich, dann soll es diesen Zahlenkrieg so schnell wie möglich einstellen oder richtigstellen. Man beschränke ihn auf den eigentlichen Streitwert von 2,4 oder 5,3 Milliarden, man dringe auf eine gemäßigte, vielleicht auch durch Schiedsspruch feststellbare Abrechnung des Wiederaufbaus und verwandle alle Zahlungen in Sachleistungen. Das ist ein erreichbares Ziel, das allein ist Realpolitik! Will man das, dann haben wir die Verständigung. Will man es nicht, geht diese Aufpeitschung des Volkes weiter, wird die Wirtschaftskrise durch die fortgesetzte Zerstörung des Vertrauens verewigt, dann haben wir, mit oder ohne Brüning, die Inflation, 70 Prozent Hitlerwähler, den Bürgerkrieg in den Städten und auf dem Land eine Brandkette ausgepfändeter kleiner und großer Bauerngüter. Einen andern Ausweg gibt es nicht: Verständigung oder Inflation! Alles Gerede darum und dagegen ist Feigheit vor der Verantwortung und ein Verbrechen an der Nation.

In den Blutspuren der Kokuhonsha

von Asiaticus

Anfang März dieses Jahres wurde der Generaldirektor des mächtigen Mitsui-Konzerns, Baron Takuma Dan ermordet. Kurz vorher ereilte den Finanzminister Inouye dasselbe Schicksal. Die amtliche Untersuchung über die Morde ergab, daß die Attentäter meist junge, aktive Offiziere waren; auf ihrer Mordliste hatten die Verschwörer noch viele andre Persönlichkeiten, darunter Ministerpräsident Inukai, vorgemerkt.

Am 24. März wurde im Oberhause der Kriegsminister und Vertrauensmann der Generalität im Kabinett, General Araki, wegen dieser Morde interpelliert. Der Abgeordnete Matsumura erhob die sensationelle Anklage, prominente Mitglieder des Generalstabes und Persönlichkeiten aus der engsten Umgebung der „Staatspfeiler" (Umschreibung für die Krone) stünden hinter den Attentätern. Araki schwieg zu dieser Beschuldigung und bedauerte nur, daß junge Leute und Offiziere sich von ihren patriotischen Gefühlen auf solche Wege treiben ließen; es sei aber für ausreichenden Schutz gesorgt.

Am 21. April hielt Araki auf Einladung der Kokuhonsha in Osaka eine Rede, die in Japan und mehr noch im Auslande großes Aufsehen erregte. Er erklärte dort: Japan werde weder dem Völkerbund noch Sowjetrußland erlauben, sich in die Verhältnisse der Mandschurei einzumischen oder Japans Pläne zu behindern. Die Ansicht einer gewissen Großmacht, daß der Washingtoner Neun-Mächte-Vertrag, der von der Wahrung der Unteilbarkeit Chinas spricht, auch für die Mandschurei gelte, werde überhaupt nicht beachtet werden. Das japanische Volk müsse mit dem neuen Regime in der Mandschurei eng zusammenarbeiten, um dort ein Paradies auf Erden zu schaffen. Die Armee müsse in jeder Hinsicht und noch viel mehr als bisher die Armee des Kaisers sein. Insbesondere müssen alle Bestrebungen, die Ausgaben für die Land- und Seestreitkräfte zu beschneiden, zurückgewiesen werden.

Diese Rede war auch für Japan selbst nicht nur deshalb eine Sensation, weil sich hier ein so prominentes Regierungsmitglied wie der Kriegsminister, der nach der japanischen Verfassung weder dem Parlament noch dem Ministerpräsidenten, sondern direkt dem Generalstab und der Krone verantwortlich ist, offiziell für die Mißachtung der geltenden Verträge und für die Annexion der Mandschurei aussprach. Das Auffallendste war, daß er diese Rede in einer Veranstaltung der Kokuhonsha, einer militärfascistischen Organisation hielt, die doch der engsten Verbindung mit den Attentätern beschuldigt wurde und die in ihrem Programm ausdrücklich für den Sturz der Partei- und Parlamentsregierung und für Errichtung einer nationalen Diktatur eintritt. Daher wurde auch seine Rede in der Presse als Solidarisierung des Generalstabes mit den Zielen der Kokuhonsha bewertet, deren Präsidenten Hiranuma man als kommenden Ministerpräsidenten bezeichnete.

Wenige Wochen darauf fiel auch der Ministerpräsident Inukai, das Haupt der Seiyukai-Regierung, einem Attentat zum Opfer. Die Attentäter waren Mitglieder der Kokuhonsha. Im Anschluß an das Attentat forderten die Generale die Bildung einer nationalen Regierung; das heißt den Bruch mit dem bisherigen Brauch, wonach die stärkste Partei des Parlaments den Ministerpräsidenten stellt. Die Anwartschaft Suzukis, des Führers der Seiyukai, wurde übergangen, man übertrug die Ministerpräsidentschaft dem alten Kriegsveteranen Admiral Saito, der sich im ersten chinesisch-japanischen und auch im russisch-japanischen Krieg ausgezeichnet und sich besonders als Generalgouverneur von Korea bewährt hatte. Admiral Saito, unabhängig von Parteien und Parlament, wird zweifellos als Ministerpräsident mit Araki zur Seite — wie ihm die ‚Times' bescheinigen — „im stürmischen Wetter einen festen Kurs steuern".

Unter einer Regierung der liberalen Minseito begann im September 1931 der mandschurische Feldzug. Kurz darauf trat an deren Stelle eine Regierung der konservativen Seiyukai, die natürlich die Siegesstimmung weidlich auszunutzen wußte, um sich bei den Wahlen eine Mehrheit zu sichern. Und doch haben die Generale dieser Seiyukai-Regierung, die der Fortführung des Krieges in der Mandschurei und dann auch

der kostspieligen Offensive auf Schanghai keinerlei Hindernisse in den Weg stellte, einen so blutigen Abgang bereitet. Die Ursache dafür ist nicht etwa ein Gegensatz in der Stellung zur Kriegs- und Außenpolitik. Diese wird heute von der kaiserlichen Kamarilla und der mit ihr eng versippten Generalität bestimmt, sowohl die Regierung der Minseito als auch die der Seiyukai waren in diesen Fragen nur ausführende Organe. Die imperialistische Expansion auf dem Festlande, auf Kosten Chinas und der Sowjetunion, ist unter all diesen Parteien keine Streitfrage. Sie ist vielmehr für das heutige Japan als Großmacht eine Existenzfrage, eine Frage auf Tod und Leben, und alle diese Parteien schwören auf das Expansionsprogramm. Die Kriegspolitik des letzten Jahres hat aber eine so gewaltige Erstarkung der kaiserlichen und der militärischen Bureaukratie zur Folge gehabt, daß sie jetzt einen Schlag gegen die Partei- und Parlamentsregierung führen kann, um alle Garantien für die unbehinderte Fortsetzung des Krieges in die Hand zu bekommen. Was sie in den Jahrzehnten der kapitalistischen Industrialisierung Japans der Bourgeoisie und den kleinbürgerlichen Massen an geringfügigen demokratischen Konzessionen — Wahlrecht und Partei- und Parlamentsregierung — gewähren mußte, das kann sie jetzt im Feuer der Krise und des Krieges im abgekürzten Verfahren zunichte machen. Die massenhaft durch die großkapitalistische Entwicklung vernichteten kleinen Existenzen, die ausgepowerten Bauern, die durch die Finanz- und Wirtschaftskrise, durch die Enge des Raumes zur Rebellion gegen die Mitsuis, Yasudas, die großen Kapitalmagnaten, getriebenen Massen der Arbeiter und Kleinbürger werden von der militärfascistischen Organisation aufgefangen und für ihre reaktionären und diktatorischen Ziele eingespannt.

Wie grade dem Generalstab und der Admiralität eine solche Ablenkung zustatten kommen, beweist unter anderm die Tatsache, daß im neuen Etat der Posten für Armee und Flotte mit 455,6 Millionen Yen veranschlagt ist, während die Einnahmen aus den Steuern 708 und die Gesamteinnahmen 1252 Millionen ausmachen. Im vorigen Etatsjahr hat die Regierung zur Deckung von unvorhergesehenen Ausgaben, so der für den mandschurischen und den schanghaier Feldzug, öffentliche Anleihen von 440 Millionen aufgenommen, während im laufenden Etat Anleihen von 480 Millionen vorgesehen sind.

In seiner Rede vor der Kokuhonsha in Osaka sagt General Araki: „Wir brauchen keinen Fascismus, wir haben eine eigne große Kultur, die uns den Weg weist". Und Baron Hiranuma fügte hinzu: „Wir haben ein ganz selbständiges Ziel und eine selbständige Mission und keinerlei Beziehung zum Fascismus". Die Programmerklärung Hiranumas, der übrigens Vorsitzender des Höchsten Gerichtshofs und stellvertretender Vorsitzender des Privy Council, einer Art Kronrat, ist, verlangt, daß die kaiserliche Familie, die von der Göttin-Sonne abstamme, wieder zur alleinigen und unmittelbaren Führerin des Volkes werde. Es sei die Mission Japans, den Völkern des Ostens Friede und Wohlstand zu bringen. Die wichtigste Kraft hierfür sei die Armee, die den stärksten und moralisch

reinsten Ausdruck der japanischen Nation darstelle. Jeder Japaner müsse bereit sein, alles, auch sein Leben für den Aufstieg der japanischen Nation einzusetzen, und dem Kaiser mit blindem Gehorsam folgen. Um die Reinheit der Nation und ihrer Ziele sicherzustellen, müsse man sich gegen die gefährlichen Ideen des Westens wenden. Zur Verwirklichung dieses Programms sei eine Abkehr von der Partei- und Parlamentsregierung und die Errichtung einer nationalen Regierung notwendig, die das Land nach den Ideen der Krone und der Armee regiere. Die äußeren Ziele sind Vollendung der Okkupation der Mandschurei, Sicherung der japanischen Interessen in der Mongolei und Verdrängung des Bolschewismus von jedem Stützpunkt im Fernen Osten. Dieses Programm ist vollständig, eine Anleihe beim italienischen oder deutschen Fascismus ist in der Tat überflüssig.

Nicht dem Baron Hiranuma, sondern dem Admiral Saito wurde die Ministerpräsidentschaft übertragen. Der Generalstab war zwar für den Präsidenten der Kokuhonsha, und auch der Mikado war dem nicht abgeneigt. Doch die Drohung des Führers der Seiyukai, einen gemeinsamen Oppositionsblock mit der Minseito, somit fast des ganzen Parlaments zu bilden, hat zum Kompromiß gezwungen. Aber die Politik des Generalstabes ändert sich nicht, und Baron Hiranuma kann noch warten. Diese Politik wird vom ‚Far Eastern Review' in Schanghai, einem Organ, das von der japanischen Militärpartei ausgehalten wird, mit folgenden Sätzen umrissen: „Noch ein Jahr und Rußland würde im Norden Asiens eine strategisch unverwundbare Position haben! So stellt sich das Bild im Osten den militärischen Führern Japans dar." Diese militärischen Führer sind aber jetzt die Herren der japanischen Außenpolitik. Ihre Außenpolitik heißt kurz und bündig: Krieg!

Redakteure von Ignaz Wrobel

„Das kann man natürlich nicht schreiben!"
Alter Spruch

I

Der Redakteur ist ein fest angestellter Literat — das Wort Literat in seinem weitesten Umfang genommen; im Bezirk der Literatur gibt es ja keine genaue Analogie für „Gebrauchsgraphiker", Journalist ist zu eng. Ich will den Redakteur nach zwei Seiten hin untersuchen: in seiner Stellung zum Verleger und in seiner Stellung zu den Mitarbeitern: zu den nicht fest angestellten Schriftstellern.

*

Die Standesvertretung der deutschen Redakteure hat es bisher nicht vermocht, ein würdiges Verhältnis des Redakteurs zum Verleger herzustellen. Stets empfindet der Verleger für den Redakteur so etwas wie eine leise Verachtung; in guten Häusern sind die Umgangsformen zwischen den beiden Lagern angenehm und demokratisch, an der wirklichen Lage ändert das nichts. Der Verleger ist im allgemeinen tief davon durchdrungen, daß Redakteure nur Geld kosten, aber wenig einbringen; daß im Grunde er, der Verleger, die Sache viel

besser verstehe, und daß man jeden Redakteur davonjagen und durch einen andern ersetzen könne. Beim Inseratenchef sieht das wesentlich anders aus.

Die Interessen der Verleger sind mannigfaltig; am Redakteur hat er nur eines: daß der ihm keine „Unannehmlichkeiten" mache. Darunter sind nicht immer Geschäftsstörungen zu verstehen — wie denn überhaupt der Zusammenhang zwischen den Inseraten und dem redaktionellen Teil der großen Zeitungen nur mittelbar ist, sehr spürbar, sehr kräftig, doch ist der Zusammenhang fast niemals direkt. Erst der Kinobranche ist es vorbehalten geblieben, hier kulturfördernd einzugreifen. Abgesehen davon haben nur kleine Druckereibesitzer den Mut, ihren Redaktionsangestellten rund heraus zu sagen, sie möchten ihnen gefälligst durch eine gar zu scharfe Antialkohol-Propaganda nicht das Geschäft mit den Brauereien verderben. In den größern Zeitungsverlagen spielt sich dergleichen meist viel würdiger ab, meist, nicht immer. Da knöpft sich der Verleger oder einer seiner geschäftlichen Mitarbeiter den betreffenden Redakteur vor, und die Vokabeln heißen: „Tradition des Hauses..." — „Man kann eben nicht mit dem Kopf durch die Wand gehn" — „Hier, sehn Sie sich mal diesen Stoß Beschwerdebriefe an, so kann man das nicht..." und so fort. Die Verlogenheit sitzt hier sehr tief; der Unternehmer hat eben, wie das oft vorkommt, die Philosophie seines Geldes. Dem Redakteur wird zugemutet, die Philosophie eines Geldes zu haben, das er niemals verdient.

Verkauft er sich —? So simpel ist das nicht. Wer in die Redaktion der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' eintritt, weiß von vornherein, was ihn dort erwartet; er bewirbt sich erst gar nicht, wenn er nicht mit den Prinzipien der Politik, die dort gemacht wird, einverstanden ist. Es zwingt ihn ja keiner, grade da einzutreten — will er für den Kommunismus arbeiten, so muß er sich eben anderswo melden.

Doch sind die meisten Redakteure nicht einmal in den kleinen Alltagsfragen frei. (Ganz frei ist nur der Kritiker in nichts als ästhetischen Dingen — da darf sich alles austoben, was sonst schwer gebändigt kuscht.) Der deutsche Zeitungsverleger ist ein ängstlicher Mann; er will Geld verdienen, was ihm kein Mensch übel nimmt, und er will nur Geld verdienen, was ihm sehr übel zu nehmen ist. Er hat — mit Ausnahme von Hugenberg — wenig Machttrieb.

In Frankreich ist das nicht so. Dort ist das Zeitungswesen unmittelbar korrupter als bei uns, wo es durch obskure Einwirkungen beeinflußbar ist: der französische Zeitungsverleger will Macht. Selbst französische Redakteure wollen Macht — für Zeitungen schreiben ist in Frankreich Mittel zum Zweck. Daher sich denn auch manche Journalisten „des nègres" halten, dunkle Hilfsmannschaften, die ihnen die lästige Arbeit abnehmen, einen Artikel, der jetzt, unter diesen Umständen, geschrieben werden muß, und den der Journalist geschickt und schlau vorbereitet hat, nun auch noch anzufertigen, was eine Art Formalität darstellt. Ich besinne mich, im ersten Jahr meines pariser Aufenthalts von den französischen Kollegen (also man schämt sich, das „Kollegen" zu nennen) genau son-

diert worden zu sein: „Was will der? Von wem nimmt er —?“ Und als sie dann merkten, daß ich nur von dem lebte, was ich durch Mitarbeit an deutschen Blättern verdiente und weder von einem französischen Syndikat noch von der deutschen Botschaft bezahlt wurde, da wandten sie sich verächtlich ab: „Triple idiot!“

Das ist in Deutschland anders. Hier kann man den einzelnen Redakteur nur in ganz untergeordneten Exemplaren kaufen, auch den Verleger kann man nicht von Fall zu Fall bestechen — man muß seinen Verlag an etwas „interessieren“. Das ist bald getan und eine Geldfrage; die Unbestechlichkeit der meisten Menschen hört ja bei .... Reichsmark auf, nach Belieben auszufüllen. Immer aber ist der Verlag beeinflußbar.

Das geht ins Groteske. S. J. warf einst einem berliner Redakteur vor: „Aber bei euch genügen doch schon vier Beschwerdebriefe, und jeder von euch kann herausfliegen!“ Der Redakteur erwiderte tiefernst: „Herr Jacobsohn, Sie irren sich. Es genügt schon einer.“ Die Furchtsamkeit der Verleger geht ins Aschgraue. Irgend ein Interessenverband, dessen Syndikus sich etwas Bewegung machen will, eine Sparte des Annoncenteils, die infolge eines Zeitungs-Artikels leicht ins Wackeln gekommen ist, sind imstande, den ganzen Laden durcheinander zu bringen. Von „Das gibts bei mir nicht!“ bis: „Hören Sie mal, man sollte da eigentlich ...“ spielt das in allen Tönen, und wenn der Redakteur solcherart zum Chef geht, geht er allemal nach Canossa. Nur findet aus rituellen Gründen keine Kirchenbuße statt.

Von den kleinen Generalanzeigern erwartet kein Mensch etwas andres. Deren Textteil ist nur Beilage zum Inseratenteil, und der Druckereibesitzer, der seine Annoncen sammelt, wünscht, nicht durch überflüssige Meinungsäußerungen irgend eines Schreibers in seinen Geschäften gestört zu werden. Daß aber größere Zeitungen ihre Macht überhaupt nicht anwenden, weil sie sich ihrer gar nicht bewußt sind, das ist eine Schande.

Die Verleger, meist kleine Leute, verkennen ihre Lage völlig. Woher sollten sie sie auch kennen? Zum Redakteur gehören ein Befähigungsnachweis, erbracht durch lange Lehrzeit, Allgemeinbildung oder sonst etwas, und immer wieder: Erfolg, Erfolg, Erfolg. Zum Verleger brauchts das alles nicht, da tut es schon Kauf oder Erbschaft oder sonst ein Rechtsvorgang, und Erfolglosigkeit ist ja in den Augen der Unternehmer stets die Folge ungünstiger Zeitumstände. (Gehts gut, so ist das auf ihre Tüchtigkeit zurückzuführen.) Da sitzt nun der Verleger auf seinem Stühlchen und hat: eine Zeitung, Größenwahn und Angst.

Er hat Angst vor den Berufen. Er hat Angst vor den Frauen. Er hat eine gradezu maßlose Angst vor allen Behörden. Zeitungen, die, ohne sich auf Berufsvereinigungen stützen zu können, aus geistigen Gründen ganze Beamtengruppen angreifen, kann man an den Fingern herzählen. Angst. Angst. Angst. Der Redakteur wird dabei nicht befragt; er zählt gar nicht mit.

Seine Stellung ist an den Parteizeitungen nicht viel anders. Die Fälle, wo auch in der Arbeiterpresse durch den sogenann-

ten Geschäftsführer oder die Pressekommission der schamloseste Druck auf die Redakteure ausgeübt wird, wiederholen sich fortwährend. Von Selbständigkeit ist da keine Rede. Einmal haben sie einen SPD-Redakteur in der Provinz gezwungen, nie wieder etwas von mir zu drucken; der Mann hatte Frau und Kind und gab nach. Und dann muß man die Männer sehen, die solches verordnen!

Es ist nicht an dem, daß die Verlegerschaft, wie sie gebacken und gebraten ist, aus Trotteln, bestochenen Kumpanen und Hosenhändlern besteht, was die Beteiligten mit einem „Sehr freundlich!" aufnehmen werden. Doch wird die Frage: „Warum übt jener die Autorität aus?" in Deutschland fast nie gestellt und in diesem Fall niemals ehrlich beantwortet. Denn die Antwort müßte in den meisten Fällen lauten: „Weil er der Besitzer ist. Weil er in das Unternehmen hineingeheiratet hat. Weil er es geerbt hat. Weil er es gekauft hat." Und in den seltensten Fällen: Weil er primus inter pares, weil er ein ganzer Kerl ist. Diese kleinen Privat-Behörden sind nur Behörden, weil und solange man ihnen gehorcht.

Hat der Verleger Publikumsinstinkt? Er bildet sich das fast immer ein. Ich glaube nicht recht an diesen Instinkt — dazu haben die Herren zu viele Mißerfolge.

Die meisten Zeitungsverleger haben sich da etwas zurechtgemacht, was sie „Publikum" nennen — es ist ein recht verschwommener Begriff, für den das Maß aller Dinge ihre eigne Bildung abgibt. Wer diesem Begriff entspricht, den halten sie für gut. Es gibt nicht nur Publikumslieblinge (die Courths-Mahler heißt übrigens heute längst nicht mehr so) — es gibt auch Verlegerlieblinge, und das muß durchaus nicht immer dasselbe sein. Legte ich mir ein neues Pseudonym zu: nichts wäre leichter, als spaßeshalber das herzustellen, was die Druckereibesitzer für zugkräftig halten; das fiele mir im Schlaf ein, nur im Schlaf.

Wem dienen die Zeitungen? Dem öffentlichen Interesse? Du lieber Gott! Das können sie nicht, weil sie nichts wagen. Die Öffentlichkeit hat noch eine gewisse Scheu vor der Presse, aber die Presse hat eine ungeheure Angst vor der Öffentlichkeit. Einem Sturm trotzen? Seinen Standpunkt auch dann wahren, wenn jeder zehnte Abonnent abbestellt? Wenn der gefürchtete Boykott durch irgend einen gereizten Reichsverband Deutscher Feinkosthändler heraufbeschworen wird? Es gibt nur eine Sorte Menschen, die der Zeitungsverleger nicht fürchtet: das sind die geistigen Menschen. Die können protestieren, das macht nichts.

Weit entfernt davon, mir alles, was geschieht, durch die Presse zu erklären: was könnte die deutsche Presse durchsetzen, wenn sie nur wollte! Von großen Dingen keines; von mittlern und kleinen, die ja im Leben auch mitspielen, sehr viele.

Das tut sie aber nicht. Sie hat Furcht. Furcht vor allem und Furcht vor jedem. Es fehlt ihr der politische Machttrieb großen Stils.

Wie wirkt das auf den Redakteur zurück —? Das wollen wir in der nächsten Woche untersuchen.

Der berliner Theaterkrach von Herbert Ihering

Das Wort Theaterkrise ist schon längst eine beschönigende Vokabel geworden für die Zustände, die wirklich an den berliner Bühnen herrschen. Diese Zustände haben weit mehr mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Debacle und jenen seltsamen Methoden zu tun, die heute noch zur Scheinsanierung von Unternehmungen angewandt werden, als mit einer speziellen Theaternot. Reinhardt sagte bekanntlich, als er sich mit einem hochmütigen Erlaß von der Weltpresse verabschieden zu können glaubte: er verließe seine Theater aus Haß auf jegliche Art von Unternehmertum.

Wie denn, der größte Theaterunternehmer der Gegenwart kam nur widerwillig in den Besitz des Schlosses Leopoldskron? Er gründete nur widerwillig in den Jahren der Scheinblüte ein Kurfürstendammtheater nach dem andern? Er machte nur widerwillig große Revue- und Operetteninszenierungen in New York und in London? Er unternahm nur widerwillig Gastspieltourneen von Riga bis Salzburg, von Rom bis Manchester? Er gründete nur widerwillig die Theaterabonnements G. m. b. H. und machte sie nur widerwillig zu einem Machtinstrument, mit dem er die angeschlossenen Bühnen in Abhängigkeit von sich halten konnte? In der Tat, Reinhardt haßte das Unternehmertum, als das Risiko groß wurde. Es ist angenehmer und beruhigender, sich die Pacht von andern zahlen zu lassen, um so mehr, wenn man zwei Direktoren findet, die, wie Karlheinz Martin und Doktor Rudolf Beer, heute noch 300 000 Mark jährlich für das Deutsche Theater und die Kammerspiele geben wollen. Reinhardt also haßt das Unternehmertum und zieht sich als Angler an seinen Teich in Salzburg zurück? Er haßt das Unternehmertum, um es im Auslande noch größer aufziehen zu können.

Woran ist das berliner Theater zugrunde gegangen? An der Geistesverfassung der Reinhardtzeit, die immer geschäftlich eingestellt war, aber dieses Geschäftsinteresse nicht wahr haben wollte. Man schob jeden peinlichen Einwand mit einem idealistischen Schlagwort beiseite und war ein Märtyrer der Kunst, wenn die materiellen Schwierigkeiten unübersehbar wurden. Reinhardt ist gegangen, weil er als träumender Künstler sich in der harten Geldwelt nicht mehr zurechtfindet. Victor Barnowsky, an dessen Bühneneingang der klassische Anschlag zu finden war „à Kontozahlungen auf rückständige Gagen ab 15. d. M.", entgegnet einem künstlerischen Angestellten, der sein Gehalt verlangt: „Sie wollen doch nicht vor Gericht gehen, wie der erste beste Holzhändler?"

Diese Ideologie ist es, die die berliner Theater zugrunde gerichtet hat. Diese Gedankenrichtung, die für den Künstler, der Idealist zu sein hat, ein Sonderunrecht der Ausnutzung schuf. Wenn der Direktor ein Stück erwerben wollte, war der Dramatiker ein Dichter; wollte er Tantièmen, war er der erste beste Holzhändler. Es fing an bei Reinhardt, der die Gagen damit drückte, daß er dem Schauspieler versichern ließ: dafür spiele er auch an der berühmtesten Bühne Berlins und unter seiner Regie. Es endete mit dem Gegenschlag, mit den Über-

forderungen der mächtig gewordenen Stars, die, weil sie die Methoden der Direktoren kannten, den Spieß umkehrten und dieselben Kniffe gegen ihre Lehrmeister anwandten. Und das Schlimmste: die Unreinlichkeit dieser Gesinnung kam den Theaterleitern nicht einmal zum Bewußtsein. Sie glaubten tatsächlich an ihren Idealismus. Sie glaubten an ihr Märtyrertum. Sie glaubten an ihr Recht.

Aber: sollen Direktionen, die mit allem, mit ihrem ideellen und mit ihrem materiellen Gut gescheitert sind, weiter und mühsam gerettet werden? Hat es einen Zweck, daß sich die Bühnengenossenschaft und der Bühnenverein für Sanierungen von Unternehmungen einsetzen, nur, damit angeblich die Zahl der Theater nicht verringert wird? Ich glaube an die Wirksamkeit dieser Maßnahmen nicht. Menschliches Mitleid ist nicht am Platze, weil es weder den Direktoren noch den Schauspielern nützt. Was fallen muß, kann man im Fallen nicht aufhalten. Die Leistungen Martins in der Schumannstraße müssen abgewartet werden. Der Spielplan des Deutschen Theaters in diesem Winter war völlig zerfahren. Die Rettung brachte allein die sensationelle Aufmachung, Regie und Besetzung der Hauptmann-Premiere. Das Repertoire Barnowskys mußte ideenlos sein. Eine Viertelrettung brachte allein das Gastspiel der Massary. Das Staatstheater fand sich nicht zurecht. Die Volksbühne irrte von einer Verlegenheit in die andre und taumelte von dem Dramatiker Moissi zur Schauspielerin Hansi Niese. Nur von den Schauspielergemeinschaften gingen Anregungen und Versuche aus. Die Schauspieler schlossen sich in der Not zu Kollektiven zusammen und arbeiteten. Sie beschämten jene „Führer", die alles Unglück des Theaters auf die Darsteller abwälzen wollten, und ihre eigne Gewerkschaft, die Bühnengenossenschaft, die immer noch nichts von den Kollektiven wissen will und sich eher für die Erhaltung des morsch gewordenen, aber „Bestehenden" einsetzt, als sich an der Organisierung neuer Methoden und Grundlagen der Theaterführung zu beteiligen.

Die großen Organisationen, die Bühnengenossenschaft und der Bühnenverein, geschaffen, um die Interessen des Theaters zu schützen, um im Kampf mit den Behörden und den Stadtverwaltungen die Sache der Bühnen zu verteidigen, mögen heute noch auf Scheinerfolge zurückblicken können. Es ist richtig, daß sie in der Provinz für manches Theater noch manche Hilfe herausgeschlagen haben. Aber es ist auch richtig, daß sie über halbe Maßnahmen nicht hinweggekommen sind. Halbe Maßnahmen aber können höchstens noch in einzelnen Fällen und für kurze Zeit helfen. Der berliner Theaterkrach und die Krisenzustände in der Theaterprovinz zeigen für jeden, der hören und sehen kann, daß andre Methoden notwendig geworden sind. Die Schauspielerkollektive, das beginnt man heute fast schon von rechts bis links einzusehen, haben die Initiative des Spielplans und die Initiative der Organisation an sich gerissen. Auch dieser Gedanke ist schon oft mißbraucht worden. Mißverständnisse und Konjunkturjäger können die Entwicklung nicht aufhalten. Der alte Führergedanke, von dem der Bühnenverein immer gesprochen hat, ist ja längst

diskreditiert worden. Eine Hand wusch die andre. Einer empfahl den andren. Es blieb bei dem ausgedrehten Direktorenkarussell. Auch für die neuen Theaterführer schaffen die Theaterkollektive erst die Vorbereitung. Für einen neuen Dramatikertyp, für einen neuen Schauspielertyp, für eine neue Arbeitsgesinnung.

Funkliteratur von Rudolf Arnheim

Funk und Film lassen sich beide mehr lehrhaft oder mehr ästhetisch verwenden. Da aber die Grundgegebenheit des Films das Bild, die sinnliche Anschauung ist, behauptet sich auf diesem Gebiet der Künstler stärker als der Lehrer, während es beim Rundfunk umgekehrt ist. Denn dort herrscht das gesprochene Wort, das, auch wo es als künstlerisches Gestaltungsmittel auftritt, sich viel unmittelbarer an den Verstand wendet. Mit Recht spielt daher das Lehrhafte, Intellektuelle beim Rundfunk eine viel wichtigere Rolle als beim Film.

Dieser Unterschied macht sich auch in der theoretischen Literatur bemerkbar. Es ist ein andrer Schlag Menschen, der sich mit dem Rundfunk befaßt, und es geschieht in einem andern Ton. Während der Filmschriftsteller zum blinkenden Geplauder neigt und auch dem strengen Systematiker etwas vom weltlichen Parfüm des Ateliers in den Kleidern zu haften pflegt, herrscht in der Funkliteratur der strengere Duft des Konfirmandenunterrichts, der pädagogischen Bemühung. Große Gedanken und ein von Fremdworten reines Herz, das ists, was der Funkschriftsteller von Gott erbittet. Feierlich predigt er über Geist, Intuition und die zeugende Kraft des Wortes, und man ist schon froh, wenn man auf ein Buch trifft, in dem einmal nicht gleich zu Anfang die Hochfrequenzwellen mit dem Weltgeist verglichen werden, der allenthalben zugleich unsichtbar seinen erhabenen Einfluß übt. Solche Versuche, sich die deutsche idealistische Philosophie von den Elektrotechnikern erklären zu lassen, dürften nicht sehr fruchtbar sein, und dem Aesthetiker wie dem Psychologen ist zu empfehlen, bei dem Wort „Raum" zunächst einmal nicht an Lebensraum und geistigen Hörraum zu denken sondern an ein Ding mit vier Wänden und bei „Schwingung" mehr an die Hertzzahl als an psychisches Fluidum und an Gemütsbewegungen. Denn grade weil die Kunsttheorie sich mit den unirdischsten Dingen befaßt, die wir kennen, kann der Analytiker hier die Grundbegriffe gar nicht konkret und robust genug anpacken. Zunächst ganz unbildlich das Anfaßbare erfassen — das Gleichnis kommt immer noch früh genug!

Besonders auf einem so jungen Gebiet gilt es, zunächst einmal Gesichtspunkte, Beispiele, Beobachtungen zu sammeln, und das in solchen Notizen niedergelegte Forschungsmaterial bildet denn auch den eigentlichen Wert der bis jetzt erschienenen Rundfunk-Bücher. Charakteristisch ist, einen wie großen Raum die Psychologie des Hörers einnimmt. Mit vollem Recht natürlich. Sehr geschickt zeichnet E. Jolowicz in sei-

ner Untersuchung „Der Rundfunk" (Max Hesses Verlag, Berlin-Schöneberg) den aktiven Hörer, der mit dem Programmheft in der Hand zielbewußt das ihm Zusagende heraussucht, und den passiven, der zügellos am Abstimmknopf herumfingert, an allem nascht und nur irgendwie unterhalten sein will. Es ist wichtig, die wilden Hörmethoden des durchschnittlichen Rundfunkabonnenten, der automatisch abstellt, sobald an Stelle der Unterhaltungsmusik eine menschliche Stimme ertönt, nicht als gegeben und für die Programmgestaltung maßgebend hinzunehmen sondern Forderungen an die Erziehung des Hörers zu stellen. Dies tut etwa Karl Würzburger in seiner Broschüre „Er spricht, du hörst" (Fernschul-Verlag G. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf). Hierher gehört es aber auch, wenn Richard Kolb („Das Horoskop des Hörspiels", Max Hesses Verlag) mit einer Beredsamkeit, die jedem Filmindustriellen das Herz und das Geschäft beleben würde, für erhebende und entspannende Darbietungen eintritt: „Wir wollen es nicht immer wieder in die Ohren geschrien erhalten, wenn wir müde nach Hause kommen." Das ist die altbewährte, als Altruismus deklarierte Oropax-Technik staatserhaltender Volkserzieher, und es ist angenehm, im Gegensatz dazu in einem Vortrag von Franz Wallner („Die Aufgaben der Literarischen Abteilung", Manuskript) zu lesen: „Sie kennen wohl auch das berühmte Hörerbriefschema: ‚Wenn ich nach des Tages Müh und Arbeit abends nach Hause komme, dann will ich ...' und wissen, wieviel passiver und auch aktiver Widerstand den besten Absichten gerade hier erwächst." Dieser Widerstand sollte nicht von den Theoretikern noch verstärkt werden; denn grade solche Stimmen werden zum Schaden der paar fortschrittlichen Programmleiter als Zeugen dafür herangezogen, daß noch lange nicht genug Bunte Abende stattfinden. Wallner ist der Meinung, „daß die Amüsierpsychose geringer, das Bildungsbedürfnis größer ist, als der durchschnittliche Zuschrifteneingang vermuten läßt."

Sehr wichtig ist, wie man sich zu den Schwierigkeiten stellt, die aus der vielfältigen gesellschaftlichen und bildungsmäßigen Schichtung des Rundfunkpublikums entstehen. Es finden sich gefährliche Bestrebungen, angedeutet beispielsweise bei Jolowicz, Spezialsender für spezielle Hörerschichten zu errichten. Diesen Forderungen, die bei der sprichwörtlichen Vorliebe des deutschen Volkscharakters für alles Separatistische großen Anklang finden dürften, müssen von vornherein energisch bekämpft werden, weil sie die große, gar nicht zu überschätzende Kulturaufgabe des Rundfunks abzudrehen drohen: die Durchbrechung der stabilen Mauern, die heute politische und weltanschauliche Gruppen, soziale und Berufsschichten, Bildungsklassen und geographische Bezirke schalldicht voneinander abtrennen. In einer Zeit, in der jede winzige Menschengruppe, durch irgend ein Sonderinteresse geeint, ihre eignen Zeitungen, Versammlungsplätze, Wohnsitze, ihre eigne Terminologie hat, wovon die Nachbargruppe niemals etwas erfährt, schafft der Rundfunk eine technische Voraussetzung für den klassenlosen Staat von morgen, eine Vereinheitlichung des Kulturbestandes, des kulturellen Schaffens.

Alle Scheidung in Spezialressorts — Vortrag und Musik, Literatur und Hörspiel, Aktualität und Ewigkeitswert, Schriftsteller und Reporter, Regisseur und Abhörtechniker — ist beim Rundfunk vom höchsten Übel. Dazu gehört vor allem auch die Trennung von Belehrung und Unterhaltung. Als Grundmaxime hat zu gelten, daß das Belehrende unterhaltend, das Unterhaltende belehrend sein müsse. Und wenn Jolowicz „einen scharfen Trennungsstrich zwischen dem Unterhaltungshörspiel und dem Hörspiel als Kunstform ziehen" will, wenn Wallner an der Zukunft des Hörspiels zweifelt, das Lehrstück dagegen hoffnungsvoll betrachtet, so ist dagegen zu sagen, daß eine wünschenswerte Entwicklung nur zustandekommen kann, wenn sowohl das Unterhaltungsspiel wie das Lehrstück sich energisch der künstlerischen Hörspiel-Formmittel bedient. Nur so ist öde Esoterik auf der einen, flacher Amüsierrummel auf der andern Seite zu vermeiden!

Was die ästhetisch-psychologischen Formmittel des Rundfunks, sozusagen die Handwerkslehre, anlangt, so verdient Beachtung eine noch ungedruckte Seminararbeit des Studenten Walter Grohmann, der zum Schülerkreis des münchner Professors Kutscher gehört. Grohmann macht sich anhand von Beispielen an die notwendigen Einzeluntersuchungen über die Expositionstechnik im Funkdrama, die akustische Übermittlung eines gegliederten Schauplatzraums, die Transponierung des Optischen. Sehr hinderlich für das Zustandekommen einer brauchbaren Funkästhetik sind die folgenden Dogmen, die man fast durchgängig in der bisherigen Literatur vorfindet: der ansagende Sprecher im Hörspiel ist eine den Zwischentiteln im stummen Film entsprechende Eselsbrücke, eine Jugendsünde, ein Zeichen für mangelnde Gestaltungskraft; der Hörer hat die Aufgabe, das fehlende Optische mit seiner Phantasie zu ergänzen, und der Sinn der Funk-Form ist es, ihm dies zu ermöglichen; die Verwendung von Geräuschen muß a) so komplett sein wie in der Wirklichkeit oder b) ist eine Barbarei, die grundsätzlich zugunsten der reinen Wortkunst ausgemerzt werden muß. Diese falschen Sätze hemmen die Entwicklung des Rundfunks außerordentlich.

Wichtig sind die Hinweise, bei Kolb und Grohmann, daß im Funkdrama die innere Handlung stärker im Vordergrund steht als die äußere. Während die akustische Darbietung äußerer Vorgänge immer recht mittelbar bleibt, übermittelt sich eine „seelische Handlung" sehr direkt durch Monolog und Dialog. Die intime Bindung des Mikrophonsprechers an den Hörer schafft dem Wort eine ganz besondre Wirkungsmöglichkeit. Zu dieser Technik des Mikrophonsprechens gibt Würzburger als Praktiker gute Ratschläge, wennschon er sich um einen Teil seiner Wirkung bringt, indem er über Mikrophon und Senderaum in geheimnisschwangeren, berauschten Sätzen spricht, als handle es sich um ein orphisches Mysterium. Rundfunksprechen ist keine fachliche Freimaurerlehre für Eingeweihte sondern eine Technik, die ihre Kunstgriffe hat wie jede andre. Wichtig jedenfalls ist jeder Hinweis darauf, daß es beim Rundfunk nicht um das geht, was im Senderaum zu hören ist, sondern um das, was aus dem Lautsprecher tönt.

Wer das, was in der Abhörkabine geschieht (Aussteuerung, Kombination von Schallräumen) für „bloße Technik" und für von der künstlerischen Darbietung unabhängig hält, wird niemals zum Verständnis des Rundfunks vordringen. Daß man, wie Jolowicz mitteilt, in Budapest versucht hat, den Kapellmeister in den durch Glasscheibe mit dem Senderaum verbundenen Abhörraum zu stellen statt wie überall sonst direkt vor das Orchester, bedeutet einen wichtigeren Fortschritt als hundert wohlgelungene Symphoniekonzerte.

Die letzte Konferenz

Eine Marionettenszene in drei Bildern von Alfred Polgar

Erstes Bild

(Gartenplateau vor dem Konferenzsaal. Ein paar Stufen führen zum Parterre des Baues, in dem sich der Konferenzsaal befindet.)

Ein informierter Herr (neben ihm ein Journalist mit Notizblock und Bleistift): Ja, mehr kann ich Ihnen nicht sagen *(blickt zum Himmel).* Mir scheint, es kommt ein Gewitter.

Der Journalist (eifrig): Meinen Sie das symbolisch? *(mit dem Herrn ab).*

(Ein französischer Diplomat und ein französischer Journalist im Gespräch kommen.)

Diplomat: Die wievielte Konferenz ist das jetzt?

Journalist: Die 949te seit dem Krieg. Die Engländer haben gewettet, daß sies noch in diesem Jahr auf tausend bringen.

Diplomat: Gott strafe England! Eine Luft da drin, nicht zum Aushalten.

Journalist: Die germanischen Völkerschaften transpirieren viel stärker als wir Romanen.

Diplomat: Das kommt von ihrer Nahrung. Ich las einmal auf einer berliner Speisekarte ein Gericht, das hieß „Schillerlocken mit Schlagsahne". Sonderbares Volk, das die Haare seines Lieblingsdichters ißt.

Journalist: Unser wissenschaftlicher Experte für Völkerkunde erzählte seinerzeit in Versailles, als man wegen der Besetzung des Rheinufers verhandelte, daß nur die Deutschen vom Affen abstammen. Das machte auf die Konferenz ungeheuren Eindruck. Wilson bestritt es. Er war aber damals geistig schon nicht mehr auf der Höhe.

Elvira und ihre Zöglinge (gehen vorüber, Journalist grüßt).

Diplomat: Wer sind die charmanten Damen?

Journalist: Sie sind wohl zum erstenmal auf einer Konferenz, sonst würden Sie Elvira kennen. Sie ist immer da und hält Kurse für junge Mädchen über das Konferenzwesen.

Diplomat: Interessant! Ich hätte nicht gedacht, daß unsere Zusammenkünfte für irgend jemand die geringste Bedeutung haben könnten. *(Beide ab.)*

Zwei Reporter (von verschiedenen Seiten, in Eile).

Erster Reporter: Haben Sie meinen Chef nicht gesehen?

Zweiter Reporter: Nein. Wozu brauchen Sie Ihren Chef?

Erster Reporter: Er will seinen Leitartikel diktieren. Einen Fleiß hat der Mann, schrecklich! Schreibt sich meine Finger wund.

Zweiter Reporter: Dabei macht er charakterlose Politik.

Erster Reporter: Und was macht Ihr Chef?

Zweiter Reporter: Deutsche Politik!

Erster Reporter: Was ist das?

Zweiter Reporter (achselzuckend): Das kann ich Ihnen nicht erklären. *(Seufzt).* Hunger hab' ich. Kein Geld hab' ich. Mieß ist mir.

Erster Reporter: Jetzt weiß ich, was deutsche Politik ist.

(Beide gehen nach verschiedenen Seiten von der Bühne.)

Ein Bettler (mit einer Drehorgel, ganz zerlumpt, eine alte österreichische Militärkappe auf dem Schädel, faßt Posto unter den Fenstern des Konferenzsaales).

Ein Herr mit slavischem Akzent (kommt).

Herr: Hier ist Betteln und Hausieren verboten.

Bettler: Ich bin aber am Verhungern.

Der Herr: Das ist keine Entschuldigung. Haben Sie überhaupt eine Hausier-Legitimation?

Bettler: Da, bitte schön *(reicht ihm einen Wisch Papier).*

Der Herr (liest): Oh, Mitglied des Völkerbundes! *(salutiert)* Da können der Herr natürlich verhungern, wo und wie der Herr wollen.

Bettler: Habe ich nicht schon früher einmal das Vergnügen gehabt?

Der Herr: Schon möglich. Sie sind ja *(auf den zerfetzten Anzug des Bettlers deutend)* Oesterreicher, nach dem Anzug zu schließen. In der gottseligen Monarchie war ich Minister unterm gottseligen Franz Josef. Das war ein lieber Herr. Den haben wir um den Finger gewickelt. *(Er und der Bettler im Gespräch ab.)*

Elvira und ihre Zöglinge Valerie und Cäcilie (treten auf. Valerie ist temperamentvoll, Cäcilie sanft. Sie spricht alles mit dem unschuldigsten Schulmädchenton).

Elvira: Also, meine Damen, vergessen Sie Ihre Mission nicht. Auf Ihnen ruht die Zukunft der Welt. Die rote Internationale, der Sozialismus, hat versagt, die schwarze, die Kirche, gleichfalls, die goldene, die Finanz, nicht minder, und die gelbe, die Herren Juden, leider auch! Wenn nun auch Sie, die blaue Internationale, die einzige, die allen Erschütterungen widerstanden hat..., wenn nun auch Sie...

Der Journalist (geht vorüber, grüßt. Valerie dankt sehr freundlich).

Elvira (zu Valerie): Hast Du Dich schon wieder mit einem Journalisten eingelassen?

Valerie: Warum denn nicht?

Elvira (zu Cäcilie): Warum nicht? Sag es ihr, mein Kind, warum nicht!

Cäcilie (sanft, im Ton des Aufsagens einer Lektion): Wir sollen uns nicht mit Journalisten einlassen, weil sie Schnorrer sind und an Freikarten gewöhnt.

Elvira: Richtig!

Valerie: Ich kann nicht erraten, daß einer Journalist ist. Es steht ihm nicht an der Stirne geschrieben.

Elvira: Aber an der Nase.

Valerie: Marcel hat eine Stupsnase.

Elvira: Also wahrscheinlich nicht einmal ein guter Journalist. *(Zu Cäcilie):* Woran erkennst du den Journalisten noch, mein Liebling?

Cäcilie: An den gelben Fingern vom Zigarettenrauchen.

Elvira: Gut! Und was trägt er immer bei sich?

Cäcilie (weiß keine Antwort).

Elvira: Nun? ... Py ... Py ...

Valerie (rasch): Pyjama!

Elvira (streng): Ach Du! Schäme Dich!

Cäcilie: Pyramidon!

Elvira: Richtig! *(umarmt sie gerührt)* Mein gutes Kind! *(zu Valerie):* Und zu allem Überdruß ist Dein Journalist ein Pole.

Valerie: Er ist ein Franzose!

Elvira (hartnäckig): Ein Pole!

Valerie (ebenso): Ein Franzose!

Elvira: Jetzt kannst Du nicht einmal einen Polen von einem Franzosen unterscheiden! Was hab ich euch gelehrt? Cäcilie! Wie unterscheidet man sie?

Cäcilie: Die Polen trinken Parfum und sprechen das reinere Französisch.

Elvira: So ist es.

Valerie: Und er ist doch ein Franzose.

Elvira: Et encore! Frage Cäcilchen, warum ihr euch mit Franzosen nicht einlassen sollt? Nun, warum nicht, mein Liebling?

Cäcilie: Weil sie um ihrer selbst willen geliebt werden wollen.

Elvira: Die Idioten! ... Und warum nicht mit Engländern?

Cäcilie: Weil sie ihre Weiber mithaben.

Elvira: Die Heuchler! Rätselhaft, was ihnen da die Konferenz überhaupt für Spaß macht ... Und warum nicht mit Deutschen und Oesterreichern?

Cäcilie und Valerie (gleichzeitig): Sie haben keine Valuta und wollen immer Kredit.

Elvira: Brav, meine Kinder! Darum sage ich euch noch einmal: Haltet euch an die Rumänen! Das ist eine Nation! Überhaupt, der Balkan! ...

Cäcilie: Und die Amerikaner?

Valerie: Die sind Schmutziane. Die lassen nichts aus.

Elvira (verweisend): Sprich nicht so! Man könnte Dich sonst für ein Mädchen aus der bürgerlichen Gesellschaft halten ... Aber sachlich hast Du recht.

Cäcilie (sanft): Oh, Mr. Harris ist sehr nobel. Gestern sagte ich ihm, weil er das so gern hört: You son of a beach, go to hell ...

Valerie: Was heißt das?

Cäcilie (sehr sanft): Das heißt: „Sohn einer Hure, geh zur Hölle!" Und dann mußte ich ihm dreimal auf die Glatze spucken. Und dann gab er mir zwanzig Dollars. Oh, Mister Harris ist ein feiner Mann!

Elvira: Ein vollendeter Aristokrat. Aber so wirklich vornehme Charaktere finden sich bei den Amerikanern äußerst selten.

Der Journalist (kommt wieder vorbei, grüßt höflich. Elvira und ihre Zöglinge nicken kurz und hochmütig, wollen an ihm vorüber).

Der Journalist: Meine Damen! ... Was haben Sie gegen mich? ...

Elvira: Sie sind ein Pole!

Der Journalist: Ich bin Luxemburger durch und durch!

Elvira: Also ein geborener Reichsdeutscher? Das ist die Höhe! Kommt, meine Kinder *(mit ihren Zöglingen ab).*

Der Journalist (blickt ihnen verdutzt nach).

Der Bettler (erscheint): Sechs Millionen kleine Kinder daheim und nix zum Beißen...

Der Journalist (ungehalten): Je ne comprends pas l'allemand *(ab).*

Der Bettler (verzieht sich in den Hintergrund).

(Ein alter englischer Diplomat und ein alter französischer Diplomat kommen.)

Der Engländer: Ich habe vortrefflich geschlafen. So eine deutsche Rede wirkt auf mich nervenberuhigend wie ein Landregen oder das Geräusch einer Mühle. Schade, daß er schon aufgehört hat. Das hat mich geweckt. Was hat er eigentlich gesagt?

Der Franzose: Habe kein Wort verstanden. Jedenfalls scheint größtes Mißtrauen am Platze... Was halten Exzellenz von Biarritz als Ort der nächsten Konferenz?

Der Engländer: Mir wäre trocknes Klima lieber. So 800 Meter Höhe tut meiner Gicht am wohlsten.

Der Franzose: Meine Frau hätte gern einen Ort an der Küste. Sandstrand... ich bitte Sie, die Kinder! Der Italiener ist wegen seiner Magengeschwüre für Karlsbad. Die polnischen Kollegen möchten Monte Carlo.

Der Engländer: Wird auch drankommen. Eins nach dem andern. Was hören Sie Neues aus Paris?

Der Franzose: Cochet soll doch für den Davis-Cup antreten... Die Mode der kurzen Röcke kommt wieder auf... Unser Präsident...

Der Engländer: Er ist viel zu jung. Ein Knabe von kaum 60 glaube ich. Schade! Ich will Ihnen was sagen, mein Lieber. Das Allerwichtigste ist, daß wir Alten das Heft nicht aus der Hand geben. Alles Übel kommt von der Jugend! Jugend hat heiße Hände, was ihr in die Finger kommt, gerät ins Schmelzen. Jugend — und das ist das Gefährlichste — denkt an die Zukunft. Eine solche haben wir Greise nicht mehr, wir haben nur noch die Gegenwart. Darum sind wir ihre sichersten Hüter.

Der Bettler (kommt): Ich tät schön bitten. Sechs Millionen kleine Kinder daheim und nix zum Beißen.

Der Engländer: Gottvertrauen, guter Mann! Sparsamkeit! Geduld! *(klopft ihm auf die rechte Schulter, ab).*

Der Franzose: Pflichtbewußtsein! Opferfreude! *(klopft ihm auf die linke Schulter, ab).*

Der Bettler (verzieht sich in den Hintergrund).

Der Russe (eine Zeitung in Händen, aus der er vorliest, um ihn eine Menge Publikum): Hundertzwanzig Millionen!

Eine Stimme: Dollars?

Andre Stimme: Pfund?

Der Russe (wie oben): Hundertundzwanzig Millionen!

Eine Stimme: Lire?

Andre Stimme: Holländische Gulden?

Der Russe: Hundertundzwanzig Millionen Menschen in China dem Hungertode preisgegeben.

Alle (enttäuscht, durcheinander): Ah so! ... Was regen Sie uns da auf? Einen Nervenchoc könnte man bekommen... Ist heute der erste April!? *(Das Publikum verläuft sich.)*

Der Russe (bleibt allein, liest seine Zeitung weiter).

Der Bettler (kommt): Lieber Herr, ich bin Oesterreicher.

Der Russe: Mein Beileid.

Der Bettler: Sechs Millionen kleine Kinder und nix zum Beißen.

Der Russe: Hören Sie auf mit Ihrem Gewinsel! Wir daheim essen uns auch nicht satt.

Der Bettler: Aber die Gerechtigkeit, Herr, wo bleibt die Gerechtigkeit? Wenn Sie hungern, wissen Sie doch, warum. Sie haben sich was herausgenommen gegen die Welt! Sie waren frech! Sie haben exzediert! Aber ich? Der Mitteleuropäer, wie er im Buch steht? Die Fügsamkeit, die Bravheit in Person? Wie komme ich zu einem solchen Schicksal? Wie komme ich überhaupt zu einem Schicksal?

Der Russe: Fragen Sie die Konferenz!

Der Bettler: Der Teufel hole die Konferenz!

Der Russe: Amen! *(Ab.)*

(Der deutsche Diplomat, begleitet von dem, Notizen machenden, ersten Reporter.)

Der deutsche Diplomat: Ich glaube, äußerst wirkungsvoll gesprochen zu haben! Die Zuhörer waren von der sittlichen Gewalt meiner Ausführungen sehr beeindruckt. Ich konnte ihre schweren Atemzüge hören.

Erster Reporter (beiseite): Geschnarcht haben sie. *(Laut):* Exzellenz, die Atemzüge werde ich sofort nach Berlin blasen! Telephonieren, meine ich *(eilig ab).*

Der Bettler (nähert sich dem Deutschen): Grüß Gott, Bruder *(streckt ihm die hohle Hand hin).*

Der Deutsche: Ich kann Ihnen nichts geben, Bruder, ich bin selbst arm. Kommen Sie mit mir in die Küche, ich esse dort auf Kredit. Vielleicht fällt für Sie auch etwas ab. Schließen Sie sich mir an.

Der Bettler (traurig): Das darf ich nicht. Sonst nimmt man mir meine Drehorgel weg.

Der Deutsche: Was werden Sie also tun?

Der Bettler: Gras fressen.

Der Deutsche: Gras, sagen Sie? *(Nachdenklich):* Es ist nicht schmackhaft, aber immerhin wären ihm einige Kalorien abzugewinnen. Insbesondere die durch ihren Silicat-Gehalt ausgezeichneten Rispen des sogenannten Grüngrases ... *(sich unterbrechend):* Es fängt zu regnen an. Mein Konferenzrock! Der wird noch viel auszuhalten haben! *(Ab.)*

Der Bettler (spielt leise die alte österreichische Hymne).

Der Herr (mit dem slavischen Akzent erscheint in einem Fenster des Sitzungssaales): Gleich wird ein furchtbares Wetter da sein. Wie lange wollen Sie noch auf Almosen warten? Es gibt Ihnen ja doch niemand etwas. Wie lange wollen Sie da noch stehn?

Der Bettler (ist jetzt mit der Hymne bis zu jener Stelle — die er mitsingt — gelangt, wo es heißt): „Oesterreich wird ewig stehn."

(Indes der Bettler weiter spielt und der Herr das Fenster zuwirft, fängt es zu regnen an. Der Reporter, ein Manuskript in der Hand, läuft mit aufgespanntem Regenschirm über die Szene.)

Vorhang

Pastor Cremer von Gabriele Tergit

Pastor Cremer ist Leiter und Finanzberater der gesamten evangelischen freien Wohlfahrtspflege gewesen. Vorsitzender im Zentralausschuß für innere Mission, Vorsitzender der evangelischen Versicherungszentrale, maßgebend in der Hilfskasse, im evangelischen Kirchenhilfsverein und so fort, vierzig Jahre lang.

Diesem Mann wird heute ungetreue Verwaltung vorgeworfen. Er war der anerkannte Finanzmann und genoß vollstes Vertrauen. Er hatte freie Verfügung ohne jede Kontrolle über das viele oder wenige Geld. Viel, wenn einer unkontrolliert damit wirtschaften konnte, wenig, wenn man die Fülle der Not bedenkt. Aber von Not ist in diesem Prozeß nicht die Rede, sondern nur von sehr, sehr vielem Geld. Die Devaheimleute haben mehr vertan als die Sklareks.

Pastor Cremer ist ein grauer Mann. Alles ist spitz an ihm, der graue Bart, die Nase, das gelbe leidende Gesicht eines Menschen, der bei schlechter Ernährung und schlechter Luft viel über Büchern sitzt. Wenn er spricht, so spricht er grau und dünn: „Wenn es mir erlaubt ist, Herr Vorsitzender, das noch zu sagen." Er verteidigt sich nicht, sondern er ist gekränkt und erklärt sich in allen Punkten reinigen zu können. Und während des ganzen Prozesses fragt man sich, wofür hat dieser gekränkte Asket im strengen Gehrock nur die Bauspargelder und die andern Summen der kleinen Leute verbraucht? Für Wein, Weib, Gesang und Kleider bestimmt nicht.

Pastor Cremer besaß als einziger Geheimkonten bei der Hilfskasse, und zwar gleich sieben. Auf einem standen 150 000 Mark, auf einem andern 30 000 Mark. Von diesen Konten wurde munter heruntergenommen. Belege sind nicht vorhanden. Es war Wohltätigkeit, er hat sich ehrenwörtlich verpflichtet, Namen nicht zu nennen.

Er baute sich ein Haus für 83 000 Mark, bekam dafür eine Hypothek aus Wohlfahrtsgeldern von 50 000 Mark, verzinste das Geld, 1925 mit vier Prozent, 1926 mit fünf Prozent, erst später mit acht Prozent. Ein angenehmer Zinssatz in Zeiten, wo Geld mit zehn bis vierzehn Prozent verzinst werden mußte. Das heißt, er gibt das alles nicht ohne weiteres zu. Still und wahrheitsliebend verdreht er die Wahrheit. Vorsitzender: „Wieviel Zinsen zahlten Sie?" Cremer ganz sanft: „Acht Prozent." Beisitzer: „Das stimmt ja nicht, 1924 vier Prozent, 1925 fünf Prozent, dann erst 1927 acht Prozent." Cremer demütig: „Ich habe die Zinsen gezahlt, die mir vorgeschrieben worden sind."

Dieser Mann rechnet merkwürdig. „Meine Pension konnte ich aber gar nicht rechnen, sie ging völlig zur Erhaltung des Hauses drauf. Außerdem hatte ich 1000 bis 1200 Mark im Monat." Außerdem hat er Tausende Jahr für Jahr für Reisespesen verbraucht. 12 000 Mark im Jahr, man kann nur sagen, 12 000 Mark wurden ihm für Autospesen von der evangelischen Versicherung gewährt. Diese Vergütung überschritt er immer. 1929 mit 3000 Mark, 1930 mit 4400 Mark. Im ganzen hat er in sechs Jahren fünf Autos verbraucht, einen großen Chrysler-Wagen hat er sich zweimal bezahlen lassen, von der Hilfskasse und von der evangelischen Versicherungsgesellschaft.

Für die Lügenhaftigkeit dieses Mannes ein weiteres Beispiel. Der Vorsitzende: „War es nicht Luxus, allein mit einem großen sechs- bis siebensitzigen Chrysler zu fahren?" „Ja", sagt Pastor Cremer, „das habe ich auch so empfunden. Darum habe ich auch den Wagen bald in einen kleinen Chrysler umgetauscht." Vorsitzender: „Leider stimmt das nicht, was Sie sagen, Sie haben den kleinen Chrysler in den großen Chrysler umgetauscht." Cremer: „Ja, ich weiß auch, weshalb. Ich konnte in einer Innensteuerlimousine nicht sitzen." Nach anderthalb Jahren schaffte er sich als sechsten Wagen einen großen Horch an.

Außer den 80 000 Mark Autospesen, den 22 000 Mark Einkommen, hat Cremer von 1929 bis 1931 noch 16 000 Mark aus der evangeli-

schen Versicherungszentrale entnommen. Zur Vermeidung eines Skandals sind dann von gleicher Stelle 20 000 Mark bezahlt worden, als man erfuhr, daß Pastor Cremer sich Provisionen zahlen ließ.

Das bisher Tollste des Prozesses ist die Affäre Hilfskasse, die so ganz nebenbei erörtert wird. Die Hilfskasse ist eine interkonfessionelle Vereinigung aller Wohlfahrtsverbände, des katholischen Caritasverbands, der jüdischen Wohlfahrtsverbände und der evangelischen. Sie ist die Stelle, der das Reich Gelder zufließen läßt, die Vereinigung aller Wohlfahrtsgelder Deutschlands. 1923 gliederte sich die Hilfskasse ein eignes Bankgeschäft an, um börsenmäßige Geschäfte machen zu können, Rambaum & Co., mit einem Goldvermögen von drei Millionen Mark. Mit diesen Wohlfahrtsgeldern für die Ärmsten wurde einer Margarinefabrik Kredit gegeben. Verluste suchte man zu dekken, indem man die Fabrik weiter betrieb. Die Hilfskasse gestattete, bis 250 000 Mark in die Fabrik hineinzustecken. Rambaum steckte 1 500 000 Mark hinein. Wohlgemerkt, Wohlfahrtsgelder! Die Bankbeteiligung der Hilfskasse endete dann 1928 mit einem Verlust von 4,5 Millionen, den die Wohlfahrtsverbände deckten. In diesem genialen Unternehmen, das für die Ärmsten Gelder bereitstellen sollte, war als Geschäftsführer Doktor Libbertz mit 25 000 Mark Gehalt angestellt. Libbertz hat im Laufe der Jahre bei Rambaum 140 000 Mark Schulden gemacht. Diese Schulden wurden von der Hilfskasse nach Trennung von Rambaum übernommen. Libbertz hat sie nie bezahlt. Er ist aber auch nie gemahnt worden. Er hat sogar noch eine Abfindung von 25 000 Mark bekommen. Alles aus Wohlfahrtsgeldern. Das ist ganz nebenbei die Geschichte der Bankgründung aller Wohlfahrtsverbände Deutschlands, die übrigens gar nicht zum Prozeß gehört.

In diesem Prozeß wird nichts klargestellt werden können. Weitgehend decken Cremer seine Kollegen.

Pastor Cremer hat von einem seiner vielen Geheimkonten bei dem Zentralausschuß der Innern Million 20 000 Mark weggenommen, ohne jede Angabe. Nach den Ermittlungen der Staatsanwaltschaft hat sich herausgestellt, daß diese 20 000 Mark bei einem Krankenhaus in Koblenz geendet sind, an dem Pastor Cremer beteiligt ist. Alles scheint klar. Der Zeuge, Universitätsprofessor Geheimrat Reinhold Seeberg findet das auch ungeheuerlich, da macht Cremer eine seiner verwirrenden Aussagen: „Diese 20 000 Mark waren ja kein Darlehn. Das war eine Kapitalsanlage. Das Geld wird gut verzinst." „Ja, dann", sagt Seeberg, „ist es ja ganz etwas andres. In technisch-finanziellen Dingen hatte ja Pastor Cremer ganz freie Hand."

Oder der Staatsanwalt fragt: „Herr Geheimrat, hätten Sie es gebilligt, daß sich Pastor Cremer ein Auto anschaffte?"

„Ja, wenn er mir das vorgetragen hätte; es ist ja unglaublich gewesen, wieviel dieser Mann gearbeitet hat, er war ja ständig unterwegs." „Auch wenn Sie gehört hätten, daß er 16 000 Mark Spesen im Jahr machte?" Da hebt Seeberg beschwörend die Hände und sagt: „Nein, nein." „Wenn Sie aber gehört hätten", sagt jetzt der Verteidiger Cremers, „daß das einfach Betriebsspesen waren?" „Ja, ja", sagt jetzt Seeberg, „er brauchte natürlich Benzin, ja dann..."

So geht alles bisher aus wie das hornberger Schießen.

Daneben sitzt die biedere Holzschnitzfigur, Generaldirektor Jeppel mit der altväterlichen schwarzen Krawatte, der die kleinen Leute bei den Versammlungen in den kleinen Städten um ihre Spargroschen redete, damit sie sie für ein deutsch-evangelisches Heim anlegten, und 700 000 Mark Schmiergelder zahlte, damit dann der Zusammenbruch geheim bliebe.

Da ist Klaussen, ein junger Kaufmann, der in Wirklichkeit die Verfügung über die 2,5 Millionen Dollaranleihe hatte, über die in der Theorie zwanzig Gremien berieten, ehe einer einen Kredit erhielt.

Da ist vor allem Cremers Sohn, der Prokura in den großen Gesellschaften besaß, die man aus den Buchstaben D und ev. in immer

neuen Verbindungen konstruierte, und der Verträge unter fremden Namen schloß. Er muß plötzlich so lachen, daß er beide Hände vors Gesicht tut, als sein Vater erklärt, über die Gelder aus einem der Fonds könne er keine Auskunft geben. Er sei ehrenwörtlich verpflichtet, die Namen der bedürftigen Empfänger nicht zu nennen, und Belege besitze er nicht.

Dieser Prozeß, ein Prozeß, der schlimmer ist als alle bishrigen Skandalprozesse, droht zu versinken, weil er geführt wird wie ein Zivilprozeß, weil die Zeugen alle beschämt nur leise reden, weil von sehr verwickelten Transaktionen die Rede ist. Er darf nicht versinken, denn es muß aufgedeckt werden, nicht nur der Skandal, wie kleine Leute betrogen wurden, sondern wie die Persönlichkeiten aussehen, an die das Arbeitsministerium Geld gibt. Die Persönlichkeiten, die vierzig Jahre lang die freie Wohlfahrtspflege des größten Teils von Deutschland in Händen hatten.

Die Autarkisten von Bernhard Citron

An dem Begriff „Autarkie", der den Einen nationales Schlagwort, den Andern wirtschaftliches Evangelium und den Dritten die Lösung ihrer Profitrechnung bedeutet, kann man das Wunder der nationalsozialistischen Wahlerfolge erkennen. Dem Anschein nach bringt die Autarkie jedem etwas und befriedigt daher die Wünsche politisch und wirtschaftlich divergierender Elemente. Ferdinand Fried, den man als den besten geistigen Interpreten des Nationalsozialismus bezeichnen kann — auch auf die Gefahr hin, daß er oder die Nationalsozialisten eine solche Seelenverwandtschaft abstreiten — gibt in seinem Buche „Das Ende des Kapitalismus" eine bündige Erklärung für die geforderte Abschnürung Deutschlands von der Weltwirtschaft: „Der ganze Zwang der internationalen Schuld- und Zinszahlungen besteht nur, solange der Zwang der einzelnen Länder besteht, ein Glied der Weltwirtschaft zu sein". Nach Frieds und der nationalsozialistischen Anschauung wird die Anerkennung der Weltwirtschaft den Völkern der Erde nur von den hochkapitalistischen Gläubigerstaaten suggeriert. Kurzum, wenn wir nicht mehr durch die Verflechtung des Außenhandels auf das Ausland angewiesen sind — ebenso wie dieses auf uns —, so brauchen wir weder politische noch privatwirtschaftliche Schulden zurückzuzahlen.

Aus einer ähnlichen Stellung, jedoch stärker ökonomisch als politisch betont,, hat Werner Sombart in seiner Broschüre „Die Zukunft des Kapitalismus" Autarkie — oder wie er sagt: Autarchie — gepredigt. Bestechend an Sombart und an Fried ist die ausgezeichnete Analyse des Zusammenbruchs. „Das Zeitalter des Kapitalismus", so erklärt Sombart, „ist ja gerade durch den auffallenden Widerspruch zwischen der auf die Spitze getriebenen Planmäßigkeit in der Einzelwirtschaft und der Planlosigkeit der Gesamtwirtschaft gekennzeichnet." Auf die tatsächlichen Vorgänge der letzten Jahre angewandt, bedeutet diese Gegenüberstellung: Rationalisierung auf der einen, mangelnde Kapazitätsausnutzung auf der andern Seite. Ein Industrieunternehmen kann vielleicht mit einer einzigen Maschine heute das Dreifache leisten als früher, ist aber nur zu 25 Prozent beschäftigt. Da Sombart den notwendigen Übergang von der planlosen zur planmäßigen Wirtschaft ohne

Anwendung allzu großer Gewalt („zur Planung kann auch ein Freigewährenlassen gehören") finden will, bleibt er bei der Durchführung in der Nationalwirtschaft stecken. Erstaunlich ist aber die Tatsache, daß Sombart und Fried sowie alle ihre An- und Nachbeter die Nationalwirtschaft in einen „deutschen Wirtschaftsraum" hinein wachsen lassen. Bei Sombart findet sich ein scharfer innerer Widerspruch zwischen diesen Gedankengängen und der Feststellung, daß die Planwirtschaft grade darum national gefaßt sein müsse, weil die gesellschaftliche Struktur eines Landes zu berücksichtigen ist. „Wie kann man Bulgarien, Rußland, die Türkei mit 80—85 Proz. ländlicher Bevölkerung gleich behandeln wollen mit England, das 8 Proz., oder Deutschland, das 30 Proz. derselben Bevölkerungsschicht aufweist?!" Im deutschen Wirtschaftsraum würde aber das industrielle Deutsche Reich mit den Agrarländern des Donauraumes zusammentreffen. Hier fehlt also grade die einheitliche gesellschaftliche Struktur.

Ein andrer Befürworter der Autarkisierung ist Professor Wagemann, Präsident des Statistischen Reichsamts und des Instituts für Konjunkturforschung. Auch ihm muß man zugute halten, daß seine frühern Konjunkturanalysen den Kern der Wirtschaftskrise ungefähr erfaßt haben. Im Börsenjargon würde man sagen: Wagemann war immer schwach gestimmt. Wer in seiner Tendenz einmal recht behalten hat — sei es mit richtiger oder falscher Begründung — verfügt bald über eine zahlreiche Anhängerschaft. Wagemann gelangt zu seiner Forderung nach autarker Wirtschaft von der Währungsseite. In dem Aufsehen erregenden Wagemann-Plan, der im Januar veröffentlicht wurde, ist vorgeschlagen worden, den Notenumlauf durch Ausgabe kleiner Noten, die sich doch nur für den Binnenverkehr eignen, zu erhöhen. In gewisser Beziehung ist ja bereits diesen Ideen Rechnung getragen worden. Die forcierte Ausprägung von Silbermünzen stellt im Grunde genommen nichts weiter dar als eine Erhöhung des Zahlungsmittelumlaufs durch Ausgabe solcher Zahlungsmittel, die für den Export wenig geeignet sind. Dennoch läßt sich der Wagemann-Plan nur dann verwirklichen, wenn Deutschland eine hundertprozentige Binnenwährung besitzt. So ist auch der Präsident des Konjunkturforschungsinstituts in seinem zweiten, weniger beachteten Plan folgerichtig zur Forderung nach Autarkie gekommen. Auch dieser Gesichtspunkt ist großen wirtschaftlichen Kreisen sympathisch. Durch Währungsabschnürung zur Wirtschaftsabschnürung. Im Innern inflationistische Maßnahmen — nach außen Einfuhrdrosselung.

Damit kommen wir zu der dritten Klasse der Autarkie-Freunde, die aus dem hochkapitalistischen Lager stammen. Ihnen liegt im Gegensatz zu den Utopisten Sombart und Fried (wobei die Bezeichnung „Utopist" durchaus keine Mißachtung bedeuten soll) weniger an der Beseitigung des Außenhandels schlechthin als an der Drosselung der Einfuhr. Je rascher der Überschuß unsrer Außenhandelsbilanz sinkt, desto mehr setzt sich die Industrie für Protektionismus und Prohibitionismus ein. Aber auch einer leidlich aktiven Handelsbilanz ist die Autarkie in den Augen vieler Industrieller vorzuziehen. Be-

kanntlich hat in den vergangenen Jahren ein Teil der Industrie dem Auslande aus Konkurrenzgründen niedrigere Preise berechnet als dem durch Zölle „geschützten" Inlande. Eine Beschränkung auf den Binnenmarkt, der durch Noteninflation aufnahmefähig gemacht wird, wäre anscheinend profitabler als die bisherige Form des Außenhandels.

Wenn eingangs der Nachweis versucht wurde, warum eine wirtschaftliche Forderung des Nationalsozialismus wie die Autarkie so zahlreiche Anhänger in den verschiedensten Bevölkerungsschichten und Klassen findet, so läßt sich an dieser Interessendivergenz auch die innere Unwahrhaftigkeit eines Systems, das einen scheinbar klassenlosen Nationalstaat aufbauen will, beweisen. Nationale Planwirtschaft, die unter Förderung der Industrie in erster Linie um die Wirtschaftlichkeit der Unternehmungen bemüht ist, kann niemals den Interessen der Konsumenten und Arbeitnehmer gerecht werden.

Heute zwischen Gestern und Morgen

von **Theobald Tiger**

Wie Gestern und Morgen
sich mächtig vermischen!
Hier ein Stuhl — da ein Stuhl —
und wir immen dazwischen!
Liebliche Veilchen im März —
Nicht mehr.
Proletarier-Staat mit Herz —
Noch nicht.
Noch ist es nicht so weit.
Denn wir leben —
denn wir leben
in einer Übergangszeit —!

Geplappertes A—B—C
bei den alten Semestern.
Fraternité — Liberté —
ist das von gestern?
Festgefügtes Gebot?
Nicht mehr.
Flattert die Fahne rot?
Noch nicht.
Noch ist es nicht so weit.
Denn wir leben —
denn wir leben
in einer Übergangszeit —!

Antwort auf Fragen
wollen alle dir geben.
Du mußt es tragen:
ungesichertes Leben.
Kreuz und rasselnder Ruhm —
Nicht mehr.
Befreiendes Menschentum —
Noch nicht.
Noch ist es nicht so weit.
Denn wir leben —
denn wir leben
in einer Übergangszeit —!

Bemerkungen

Kulturrettung E. V.

Wo die Not am größten, ist der deutsche Verein am nächsten. Fünfzehn Millionen Deutsche folgen der Kulturparole: Juda verrecke! aber daneben muß auch das Buch und die Graphik gefördert werden.

Ehret die Frauen, die nicht nur flechten und weben, sondern auch den „Deutschen Frauenbund für das Buch E. V." mit dem Sitz in Leipzig gegründet haben. Was will der Frauenbund? „Er will die Autarkie des Schöpferisch-Geistigen bewahren..." Natürlich mit gütiger Erlaubnis des benachbarten Reichsgerichtes, während die Autarkie des Materiell-Leiblichen inzwischen von der Generalskamarilla ausgeübt wird. Der Frauenbund will noch mehr: „Er will eine Plattform schaffen... Und deshalb bekennt er sich zu voller weltanschaulicher und politischer Neutralität." Welchselbe einerseits durch die Damen: Universitätsprofessor Geheimrat Dr. med. et phil. h. c. Abderhalden, Präsident der Kaiserlich Deutschen Akademie der Naturforscher; Oberbürgermeister Adenauer; Agnes, Prinzessin Ernst Heinrich zu Stollberg; Alexandra, Großherzogin zu Mecklenburg, Prinzessin von Hannover, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg; Prinzessin Witwe Carl von Hohenzollern; Marie Diers; Gustav Frenssen; Bezirkshauptmann Hans Freiherr von Hammerstein-Equord; Hugo Eckener; Hanns Johst; Domherr und Kammerherr Börries, Freiherr von Münchhausen; Max Liebermann etcetera, andrerseits durch die Herausgabe der gesammelten Werke Ottomar Enkings gewährleistet wird.

Bei all diesen edlen Frauen also muß man nachfragen, wenn man wissen will, was sich ziemt, und dies erfährt man aus der „Ideellen Zielsetzung": „Wenn sich der Deutsche Frauenbund für das Buch in seinem Aufruf gegen die Sachgesinnung des modernen Aufklärichts zuerst an den musischen Menschen gewandt hat, so geschah das, um sich den stärksten und lebendigsten Bundesgenossen zu erobern, den die Frau gewinnen kann: den von innen her und wieder nach innen Schaffenden."

Mit einem Wort: die von außen her und wieder nach außen Schaffenden sind Neese. Hingegen der musische Mensch drückt sich so aus: „Der seelischen Wirrnis in den Nachkriegsjahren folgte die völlige Auflösung aller Ordnung; sie wiederum zerriß das geistige Bild dieser neuen Zeit in eine Unzahl neuer Bruchstücke, Farbenfetzen, Linien. So ist die anarchische Relativierung aller Werte endlich vollkommen."

Wenn der Frauenbund mir die Preisaufgabe stellte, ob diese seelische Wirrnis von Marie, Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein oder von Max Halbe stamme, so würde ich auf Hanns Johst, die Muse Hitlers, tippen. Wohingegen „die Kräfte, die den Irrweg eines überspitzten Wirtschaftegoismus, der den Arbeiter brotlos macht, entlang rollen. Die Truste, die machtlos vor dem Chaos der allgemeinen Auflösung stehen..." bestimmt Herrn Clemens Lammers, Mitglied des Vorstandes und des Präsidiums des Reichsverbandes der deutschen Industrie zuzuschreiben sind.

Allerdings ist das alles nicht so einfach: „Wie Nanny Lambrecht, wies auch Karl Leopold Schubert, des unsterblichen Franz feinsinniger Nachfahre auf die Verantwortung hin...: Ich begrüße Ihren Bund als einen wahrhaft erlösenden, wenn er von wahrhaft sachlichen Köpfen geführt, sich in erster Linie von dem Pseudo-Künstlerschaffen des Dilettantismus fernhält, denn das ist der eine Gefahrenpol. Der andre ist der Kulturbolschewismus."

Und noch pessimistischer als der feinsinnige Nachfahr des Dreimäderlhauses klagt Egon von Kapherr: „Der größte Gelehrte, Künstler und Dichter, der größte Erfinder gilt heute nicht halb

soviel wie ein viehischer Negerboxer."

Von den Rollkommandos ganz zu schweigen.

Dabei ist der größte Dichter wirklich bescheiden. Was will er denn schon groß: „Was ich ersehne", antwortet Richard Euringer aus der Stille, in der er wirkt, „was ich ersehne, ist die Gemeinde Liebevoller, die vollstreckt, was ich in der Stille schaffe."

Wen die Gemeinde Liebevoller im Reichsgericht sitzt, kann einem das teuer zu stehen kommen.

*

Und deswegen Ihr edlen Damen vom Frauenbund, teure Alexandra, Großherzogin zu Mecklenburg, Prinzessin von Hannover, Herzogin von Braunschweig, werte Prinzessin Agnes, hochwollöbl. Kaiserlicher Naturforscher Abderhalden, lieber Kollege Domherr Freiherr von Münchhausen und all Ihr andern Förderer, die Ihr „dem Schaffenden eine große und bedeutsame Möglichkeit bietet, sich seiner Haut zu wehren", die ihr fordert: „Hilf dem Dichter, der dich reich macht in frohen Stunden, dem Denker, der sich in den bösen Stunden Deines Lebens neben Dich stellt!" deswegen mache ich Euch einen Vorschlag: setzt doch mal Eure wohlklingenden, adels- und -titelgeschmückten Namen unter den Aufruf der Liga für Menschenrechte und des Pen-Klubs, der dem Schriftsteller Carl von Ossietzky die Möglichkeit bieten soll, sich seiner Haut zu wehren.

Ich weiß nicht, ob Carl von Ossietzky mehr von innen heraus oder mehr von außen herein schafft, aber bestimmt ist er genau so gut wie Euer Frauenbund geeignet: „den Fiebererscheinungen einer todkranken Wirtschaft . . . Hand in Hand mit den Leidtragenden selbst ein Ende zu machen."

Walter Mehring

Der ewige Jude am Ziel

So heißt eines der letzten Bücher des großen Reporters Albert Londres, der in diesen Tagen mit der „Georges Philippar" untergegangen ist. Den Lesern der ‚Weltbühne' sind einige seiner großartigen Schilderungen aus China bekannt, das er schon 1925 einmal besucht hat, und von wo er jetzt grade wieder kam. Ebenso seine Berichte aus den französischen Kolonien in Afrika, die einen Sturm in der französischen Kammer verursacht haben.

„. . . und dann gibt es solche, die reisen, wie der Vogel fliegt, weil Gott dem Einen Flügel und dem Andern die Unruhe gab." Das ist das Motto eines seiner Bücher und seines Lebens. Er konnte nicht zwei Tage hintereinander sein Gesicht im gleichen Spiegel sehen. Wenn er in Paris war, hatte er das Gefühl, daß er nicht mehr das Recht habe, auf dem Boden seiner Heimat zu gehen. Nachdem er ganz Europa durchquert hatte, überlegte er, wohin er reisen sollte. Nach Mexiko? Den Petroleumkrieg beobachten? Das ist eine zu hitzige Frage für Zeitungen mit großer Auflage. Nach Palästina? Wieviel vermögende Juden würden das Redaktionstelephon bestürmen, wenn die Artikel erschie-

nen? Der Alkoholschmuggel in den Vereinigten Staaten? Der Weg des Rums? Das hatte man ihm schon abgeschlagen. Wegen des Alkoholkapitals.

Aber schließlich ging er doch überall hin und erzählte, was die offiziellen Stellen und die guten Bürger nicht gern hören wollen. Jedes seiner Bücher ist eine Fanfare gewesen. Londres hat sich ins Irrenhaus einsperren lassen, um über das Leben der Internierten berichten zu können. Er war in Südamerika und hat zum ersten Mal wahrheitsgetreu über den „Mädchenhandel" geschrieben. Zweimal war er, in Abständen von zwölf Jahren, „im Land, wo der Pfeffer wächst", in Guyana. Er hat diesen schwärzesten Fleck auf der Ehre Frankreichs grell beleuchtet. Als er zum zweiten Mal in Guyana war, faßte er den Entschluß, einem unschuldig Deportierten nach fünfzehnjähriger Bagnozeit zur Rehabilitierung zu verhelfen. Was ihm gelungen ist.

Seine Bücher sind Muster vollendeter Reportage. Sie sind weder Romane noch trockene Tatsachenberichte. Sehr oft bedient er sich des Dialogs, der aber nie ein landläufiges Interview ist sondern stets eine dramatische Szene. Nie unterbricht er die Schilderung dessen, was er gesehen und gehört hat, durch sentimentale oder philosophische Betrachtungen. Er phantasiert nichts hinzu. Er weiß, daß das ungeschminkte Leben viel toller ist als der tollste Kientopp. Londres verschleierte nichts. Wir können alle sehr viel von ihm lernen.

Reisen bedeutete für ihn, was für andre Opium oder Kokain bedeuten. Es war sein Laster. Er war verseucht durch die Sucht nach Schlafwagen und Überseedampfern. Und nach ungezählten Fahrten quer durch die Welt, versicherte er, daß weder die Augen einer klugen Frau noch der Anblick eines vollen Geldschranks für ihn den teuflischen Reiz einer einfachen, viereckigen Eisenbahnfahrkarte hätten.

Jetzt ist „der Ewige Jude am Ziel". *Johannes Bückler*

Agrarisches Hexeneinmaleins

In Berlin erscheint eine ‚Landwirtschaftliche Wochenschau', die stolz von sich erklären darf, daß sie „in Zusammenarbeit mit den amtlichen Stellen und den Organisationen der Landwirtschaft herausgegeben werde". Sie ist also eine Art offiziösen Organs der amtlich organisierten Landwirtschaft. In ihr schreibt der Herausgeber Fritjof Meltzer:

„Die Gesamteinfuhr des Jahres 1931 an Milch und Molkereiprodukten belief sich auf eine Million Doppelzentner Butter. Wenn man schlecht rechnet, so gehören zur Erzeugung eines Doppelzentners Butter 280 Liter Milch, zum Ersatz von einer Million Doppelzentner Butter, die wir im Vorjahre einführen mußten, also eine Mehrerzeugung von 280 Millionen Liter Milch im Jahre. Da der heutige Bestand an Kühen sich auf rund zehn Millionen Stück beläuft, würde es also vollkommen genügen, wenn man die Milchleistung je Kuh im Laufe eines ganzen Jahres um 28 Liter steigern könnte. Eine Steigerung der Milchleistung, die nicht nur im Bereich des Möglichen liegt, die sogar spielend leicht zu erreichen ist, ohne daß man deswegen auch nur einen Hektar Futterfläche mehr brauchte."

Die Autarkie macht einen Riesenschritt vorwärts. Deutschland versorgt sich selbst mit Butter. Bisher führten wir eine Million Doppelzentner ein, in Zukunft 0,0. Herr Meltzer macht das spielend, wie er selber sagt. Denn, erklärt er, „wenn man schlecht rechnet, so gehören zur Erzeugung eines Doppelzentners Butter 280 Liter Milch".

Herr Meltzer hat unbedingt recht, wenn er von seinem schlechten Rechnen spricht. Zur Herstellung eines Doppelzentners Butter gehören nämlich nicht 280, sondern 2800 Liter Milch. Die Milchgewinnung jeder Kuh müßte also um 280 Liter jährlich gesteigert werden, und das wird selbst einem Rechenkünstler wie Herrn Fritjof Meltzer nicht als ein bloßes Spiel erscheinen.

Ach, Herr Meltzer, manchmal spielen die Nullen eine bedauerlich große Rolle. Sogar in der Agrarpolitik.

Nikolaus Storch

Hitler in Jerusalem

In Jerusalem haben die Zionisten eine Universität gegründet, zu deren Protektoren auch Professor Einstein gehört. Es sollte dort, was nach den Augustunruhen 1929 besonders aktuell war, ein Stuhl für Friedenslehre errichtet werden. Da aber wie überall so auch in Palästina und in gewissen zionistischen Kreisen das Wort Frieden sehr verpönt ist, begegnete der Gedanke großen Schwierigkeiten, und erst in diesem Winter konnten die ersten Vorlesungen stattfinden. Niemand schien dafür berufener zu sein als der ehemalige Justizminister Palästinas, Norman Bentwich, ein bekannter Demokrat und Pazifist, der sich während langer Jahre als treuer und eifriger Zionist betätigt hatte.

Das Thema der ersten Vorlesung lautete: „Jerusalem als Friedenszentrum". Nichts Verfängliches also. Die Aula war voll: Vertreter der Behörden, der ofiziellen zionistischen Organe, der Presse und Studenten bildeten die Hörerschaft. Kaum hatte Bentwich den doch bekanntgegebenen Titel seines Themas verlesen, als ein Schauspiel anhob, das uns in Deutschland ja nicht unbekannt ist: Johlen, Brüllen, Pfeiffen, Trampeln. Rufe wurden laut: „„Nieder mit dem Frieden!" „Wir wollen keinen Frieden!" „Geh lieber zu den Arabern Frieden predigen!" Man versuchte die Störenfriede, ordentliche und außerordentliche Hörer, zu beruhigen — vergebens. Als man schließlich mit der Polizei drohte, wurde es eine Weile still. Sowie aber der Dozent versuchte, nun sein Kolleg zu lesen, wiederholte sich das Schauspiel, verschönt noch durch den Knall von Stinkbomben. Also: genau wie bei uns.

Endlich konnte die Vorlesung unter dem Schutz der Polizei zu Ende geführt werden. Der Skandal, den das Wörtchen Frieden in der Universität zu Jerusalem entfacht hatte, sollte aber noch sein Nachspiel haben. Einige der Studenten wurden erst relegiert, dann „verzieh" ihnen aber der Rektor; nur die am schwersten Belasteten kamen vor den Kadi. Sämtliche Angeklagten gehörten zu der zionistisch-revisionistischen Partei, ihr Verteidiger, Cohen II, ist ein namhafter Vertreter dieser revisionistischen Richtung. Es würde eigentlich genügen, wenn man sich die Verhandlungsberichte über die Kurfürstendammkrawalle nach dem Skopus-Berg übertragen denkt, — aber vielleicht ist es doch angebracht, einiges aus dem Plaidoyer des Verteidigers zu Gehör zu bringen. In schönstem, wohlklingendstem Hebräisch erklärte er: „Ja, wir Revisionisten hegen für Hitler eine große Achtung. Hitler hat Deutschland gerettet. Sonst

wäre es schon vor vier Jahren zugrunde gegangen. Und hätte Hitler seinen Antisemitismus abgelegt — wir würden mit ihm gehen ..." Cohen II gleich Frank II. Hitler sollte den Revisionisten wirklich diesen Gefallen tun, es ist ja nur eine Bagatelle, was sie von ihm verlangen. Dafür hätte er in seinem Fahnenwald eine neue, eine ehrwürdige Fahne — die Fahne mit dem Hakendavidstern. Neben dem Ruf „Deutschland erwache!" hätte die Menschheit endlich das Vergnügen, den Schlachtruf „Zion erwache!" zu vernehmen.

Elis Lubrany

Flucht aus der Drecklinie

Merkt ihr, wies bröckelt? Wie sich hier und da langsam einer oder der andre dem Kreise Derer entzieht, die zu der intellektuellen Linken im weitesten Sinne gehören? An manchem Schriftsteller, an manchem, der einst führend in einer linken Organisation tätig war, läßt sich der Vorgang beobachten. Sie stellen sich um, angesichts der Millionen, die hinter Hitler herlaufen. Natürlich springen sie nicht von heute auf morgen in sein Lager hinüber, so grob verfährt man denn doch nicht, das wäre zu offenkundig gesinnungslos. Vielmehr: sie entpolitisieren und verinnerlichen sich, das wahrt den äußeren Anschein.

Der Verlauf dieses Prozesses ist, den großen Umrissen nach, immer der gleiche. Es fängt damit an, daß Entscheidungen umgangen werden, man drückt sich um sie herum, weil ihre Konsequenzen heute gefährlich werden könnten. Man möchte plötzlich nicht mehr abgestempelt sein, es läßt sich doch nicht absehn, was daraus erwächst, ob man nicht morgen auf das festgelegt wird, was man einst in ruhigern Zeiten propagierte.

Was nun kommt, ist nur noch die Konsequenz des ersten Schrittes, langsam werden Fühler ausgestreckt, man klaubt sich ein paar Stücke aus der Ideologie des Erfolgreichen heraus und argumentiert: seht, in diesem Punkte hat er ja ganz recht, also kann das doch gar nicht so schlimm sein. Am häufigsten wird dies natürlich an jenen Punkten des fremden Gedankenkreises geschehen, die — zu Recht oder zu Unrecht — bei den einstigen Gesinnungsgenossen keine Rolle gespielt haben, ja vielleicht sogar bewußt vernachlässigt worden. Zwei Erscheinungen haben bei dieser uneingestandenen Akklimatisierung an den Fascismus das Übergewicht: die Absage an das Rationale und Intellektuelle, die Fixierung also auf das Irrationale und das Liebäugeln mit dem „Nationalen".

Was nach diesen schüchternen, vielleicht gar nicht so ernst gemeinten Annäherungsversuchen folgt, geht sehr rasch. Natürlich werden nun nicht etwa auf einmal alle politischen Ansichten von einst als falsch und die des bisherigen Gegners als richtig deklariert. Nein, man wendet sich

ab von der Sphäre der Politik, man steigt auf eine angeblich „höhere Warte"; in Wahrheit begibt man sich in eine absolut ungefährliche und unverbindliche Isolation, die dann mit allerlei Mystizismen umkleidet wird. Da tauchen denn all die verwaschenen, substanzlos-verquollenen, unexakten, zu nichts verpflichtenden Irrationalismen auf, die wir längst überwunden glaubten. Mit einem Wort: man steigt in die sogenannten Tiefen der Dinge und wühlt ein bißchen im Schlamm. Das kostet nichts, und man sichert sich gleichzeitig nach allen Seiten. Denn das ist ja grade das Peinliche an einem solchen Standpunkt, der mit Stehen eigentlich nichts mehr gemein hat, daß man nach allen Fronten hin mit einem Schein von Recht sagen kann: Was wollt ihr? Mich geht eure Politik gar nichts an, das ist mir zu oberflächlich, ich habe es nur mit dem „Innern", dem „Wesen" des Menschen zu tun, mit dem „kernhaft Echten".

Und wer sind diese unsichern Kantonisten, die sich heute schon die Ideologie schaffen, unter der sie dann unbehelligt das Dritte Reich überleben werden? Es sind genau Dieselben, die sich früher besonders radikal gebärdeten und sich an den extremsten Formulierungen und Forderungen berauschten. Das war zu jener Zeit genau so unverbindlich wie heute ihre Flucht in das Reich der „Innerlichkeit". Damals bestand kaum eine Gefahr, daß man sie beim Wort nehmen werde und verantwortlich machen könnte, weil sie ihre Forderungen nicht durchgesetzt haben. Kramt ein wenig in der Vergangenheit Derer, die heute langsam aus unsrer Mitte abrutschen, ihr werdet finden, daß es die Gleichen sind, die einst nicht laut genug schreien, nicht aufdringlich genug einen unentwegten Intellektualismus predigen, nicht kraß genug die Zertrümmerung alles Bestehenden fordern konnten.

Walther Karsch

Das zugepinselte Sprichwort

Vor Jahren, als wir in Wien die Museen durchstöberten, schenkte mir ein Freund das Buch Friedlaenders über Pieter Bruegel. Da waren auch die „Sprichwörter" abgebildet, datiert 1559 und befindlich zu Berlin. Lebte ich in Danzig oder in Prag, wäre ich schon ungezählte Male dort gewesen, aber in Berlin ist es eine weite Reise nach Berlin.

Endlich raffte ich mich auf.

Die „Sprichwörter" Pieter Bruegels hängen im Kaiser-Friedrich-Museum. „Mit naiver Absurdität", schreibt Friedlaender, „sind Dinge räumlich eng zueinander gesellt, die nichts miteinander zu tun haben. Jeder ist ganz bei der Sache, ohne sich im geringsten um das zu kümmern, was in der nächsten Nähe vorgeht." Außerdem schreibt er, es seien an die siebzig Sprichwörter zu erkennen.

Ich bestaunte das Bild. Eine Welt tat sich vor mir auf. Aber ich erkannte mit Ach und Krach nur drei Sprichwörter („Zwei Fliegen auf einen Schlag", „Der Katze die Schellen umhängen", „Mit dem Kopfe durch die Wand wollen"). Am meisten fesselte mich ein Mann mit umgebundenem Tuch, der eine eigentümlich plastisch wirkende Fahne zum Fenster hinaussteckt. Der Himmel mag wissen, warum mich dieser Mann besonders reizte. Weil ich nun den Bruegel in der Malerei für etwas ähnlich Gewaltiges halte wie den Bach in der Musik, weilte ich ungebührlich lange vor dem Gemälde. Zwei Wärter beobachteten mich, und schließlich offerierte mir der eine, der es gut mit mir meinte, eine Tafel mit Erläuterungen.

Ich erwarb sie käuflich. Eine Tafel mit der Deutung von 42 Sprichwörtern. Vielerlei fand ich, was mir dunkel geblieben war („Fladen, die auf dem Dach wachsen", „Vom Ochsen auf den Esel geraten", „Dem Teufel Kerzen anzünden", „Sein Hering will nicht braten" und andres kulturhistorisches Gut), aber meinen

Freund mit der närrischen Fahne fand ich nicht.

Der eine Wärter faßte großes Mitleid mit mir. Er trat näher und raunte: „Da haben sie was zugeschmiert."

Ich riß die Augen auf. Bei Bruegel was zugeschmiert? Was haben sie zugeschmiert?

„Den Wasserstrahl!"

Wahrhaftig, man sah es. Da war was zugeschmiert. Das Sprichwort war überpinselt.

Und wer erfahren möchte, welche Redensart überpinselt worden ist, der schaue sich den Bruegel genau an. Man hat eine Redensart vernichtet, die so herrlich war, daß sie neu belebt zu werden verdiente.

Die Redensart „Auf den Mond pischen".

Hans Reimann

Sorgen 1932

Bei einem Tanzvergnügen wurde die Tochter des Vereinsvorstandes von einem Gast aufgefordert, der sich im gleichen Lokal befand, aber nicht Vereinsmitglied war. Die Dame schlug den Tanz diesem Herrn und noch einem zweiten Gast ab, tanzte aber den Tanz mit einem Vereinsmitglied. Irgendwelche Eintrittskarten waren nicht ausgegeben, so daß jeder Gast durch das Vereinszimmer gehen und mit einer Dame tanzen konnte. Sind die beiden abgewiesenen Herren im Recht, sich zu empören?

‚Der Westen'

Was es alles gibt

Aus dem Spendenertrag werden nach der 8. Symphonie dem Orchester ein Kranz und nach der 9. Symphonie den Herren Professoren Prüwer und Kittel Blumenspenden überreicht werden.

Die Zuhörerschaft wird gebeten, sich dazu von den Plätzen zu erheben, Hoch zu rufen und in die Hände zu klatschen.

Liebe Weltbühne!

„Autarkie", rief Adolf Hitler, „Selbstversorgung tut not und Selbstbescheidung. Wir müssen völlig unabhängig vom Ausland werden."

„Aber es gibt doch einige Dinge, die wir in Deutschland gar nicht erzeugen", meinte Roda Roda, „wo wir auf Einfuhr unbedingt angewiesen sind".

„Zum Beispiel?"

„Staatsmänner."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Individualpsychologische Gruppe. Montag 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Der dritte Hamlet-Monolog, Otto Kaus.

Arbeitsgemeinschaft marxistischer Sozialarbeiter. Mittwoch 20.00. Haverlands Festsäle, Neue Friedrichstr. 39: Nationalsozialismus — Das Ende der sozialen Arbeit. Es sprechen Max Hodann, Heinz Jacoby und Alfred Kurella.

Erfurt

Weltbühnenleser. Montag (6.) 20,00. Jagdzimmer von Rohr. Die Gefahren des Nationalismus in Sowjetrußland.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 10: Politischer Wochenbericht und Referat über den Völkerbund.

Bücher

Oskar Maria Graf: Dorfbanditen. Drei-Masken-Verlag, Berlin.
Egon Erwin Kisch: Asien gründlich verändert. Erich Reiß-Verlag, Berlin.
Balder Olden: Ziel in den Wolken. Universitas-Verlags-A.-G., Berlin.
B. Traven: Der Schatz der Sierra Madre. Universitas-Verlags-A.-G., Berlin.
Der Weltbühnenprozeß. Gegen Einsendung von 0,30 M. in Briefmarken zu beziehen vom Verlag der Weltbühne, Berlin-Charlottenburg.

Rundfunk

Dienstag. Langenberg 18.15: Der Soldat John Davis kehrt heim, Anton Schnack. — **Mittwoch.** Königsberg 20.25: Lieder von Frank Wedekind, Pamela Wedekind. — Leipzig 21.15: Zweimal Wallenstein. — **Donnerstag.** Frankfurt 18.25: Abenteuerbücher, Axel Eggebrecht. — **Freitag.** Breslau 17.50: Die Zeit in der jungen Dichtung. — München 20.15: Mexikanische Musik, B. Traven.

Antworten

Freunde und Leser der Weltbühne. Wir wiederholen hiermit unsre schon einmal ausgesprochene Bitte: Schicken Sie alles, was für Carl v. Ossietzky bestimmt ist, seien es nun Zuschriften, Zeitungen, Bücher oder sonst etwas, nicht direkt an die Strafanstalt, sondern in jedem Fall an den Verlag der ‚Weltbühne', der die Weiterleitung übernimmt. An der Dringlichkeit, mit der wir unsre Bitte aussprechen, mögen Sie erkennen, daß ihre Erfüllung im Interesse Carl v. Ossietzkys geboten ist.

Landtagspräsident Kerrl. Der ungezügelte Verlauf der in Ihrem Ressort stattfindenden Saalschlachten wäre unsrer Meinung nach zu vermeiden, wenn der Parlamentarismus sich der technischen Errungenschaften der Neuzeit besser bedienen wollte. Warum setzen Sie nicht die Abgeordneten jeder Partei in je eine schalldichte Kabine aus armdickem Glas, wie man es für Aquarien verwendet? In jeder Kabine müßte ein Mikrophon zwecks Übertragung der Zwischenrufe und des Pultdeckelgeklappers stehen, und Sie hätten es dann ganz in ihrer Macht, mit Hilfe einer Schalttafel die Lautstärke des aus jeder Kabine dringenden Geräusches zweckdienlich abzustimmen. Das bloße Ziehen von Wassergräben, wie sie sich bei den Hagenbeckschen Raubtieren bewährt haben, dürfte unzureichend sein, denn der menschliche Geist und seine Waffen reichen weiter als die unvernünftige Kreatur; jedoch wäre für den Bedarfsfall zwischen den Kabinen der Nazis und des Zentrums eine verbindende Schiebetür einzubauen. Weiter: da auf der Rednertribüne der Dialog immer mehr zugunsten des Boxkampfes zurücktreten dürfte, wäre es doch wohl zweckmäßig, einen gewiegten Sportsmann, etwa Walter Rütt oder gar Herrn Chapiro vom Sportpalast zu engagieren, um Gewähr dafür zu bieten, daß die Regeln des Vereins deutscher Faustkämpfer fürderhin gewahrt werden. Denn wenn beispielsweise ein Abgeordneter, der mit einem schweren Ledersessel bewaffnet ist, auf einen Gegner trifft, der nichts als eine kümmerliche Schreibtischlampe zur Verfügung hat, so kann doch, wie Ihnen einleuchten wird, keinesfalls ein objektives Bild der politischen Lage entstehen!

Reichswehrministerium. Wie aus den Verhandlungen des Haushaltsausschusses hervorgeht, habt ihr die Anwendung des allgemeinen Gehaltsabbaues auf die Reichswehr dadurch zu kompensieren gewußt, daß ihr für die Reichswehrangehörigen eine Zulage für Zehrungskosten eingeführt habt. Nomen est omen! Wäre es nicht logisch, wenn man euer Ministerium in Zehrministerium umtaufte?

Deutsche Presse. Am 23. April ist in Stratford on Avon, am Geburtstage Shakespeares, das neue Shakespeare-Erinnerungstheater mit großer Feierlichkeit eingeweiht worden. Du druckst den Bericht ab, den am 21. April der londoner Vertreter einer großen berliner Zeitung über die Veranstaltung vom 23. April geschrieben hat. In dem Bericht, der am 22. April in Berlin erschienen ist, heißt es: „Das kleine Landstädtchen mit der großen Vergangenheit ... konnte heute buchstäblich die ganze Welt in seinen Mauern begrüßen. Um 6 Uhr läuteten die Glocken der Holy Trinity Church das Fest der Einweihung des neuen Shakespeare Memorial Theatre ein. ... Sonderzüge der Eisenbahn lassen immer neue Tausende auf das mit Fahnen und Blumen geschmückte Städtchen los. ... Der Bürgermeister von Stratford gab dann den Ehrengästen ein Frühstück. Stanley Baldwin hielt eine Rede. Dann sprach der französische Botschafter als Doyen des diplomatischen Corps, dann der neue amerikanische Botschafter Mellon. Von den Nationen der Erde sind alle, die in London einen Botschafter haben, durch ihren Botschafter vertreten, mit Ausnahme Deutschlands, das den Leiter der Konsulatsabteilung, Legationssekretär Auer, geschickt hat. ... Kurz nach 2 Uhr trifft der Prinz von

Wales ein. Unter dem Jubel der Massen schreitet er auf den ersten Flaggenmast zu, reißt an einem Band und enthüllt die königliche Standarte. ... Dann geht der Vorhang hoch, und unsere Bedenken sind auch schon vergessen." Willst du dir nicht das Verdienst erwerben, den Namen des fixen Korrespondenten und seine große Zeitung bekanntzugeben? Andre Zeitungen werden sich doch gradezu reißen um einen Journalisten, der offenbar mit hellseherischen Fähigkeiten ausgestattet ist.

Rudolf Leonhard, Paris. Sie schreiben uns zu der Berichtigung von Doktor Schulz-Wilmersdorf, die wir in den Antworten der Nr. 16 veröffentlicht haben: „Daß der Herr Schulz ‚racistische Salons' (Lieber Gott, müßten die hier komisch sein!) ausschließlich besucht, kann nicht stimmen, denn ich selbst habe den Herrn Schulz hier manchmal getroffen, und ich besuche keine, weil ich keine kenne. Wie kommt es aber, daß in diesen Gesprächen mit mir Herr Schulz sich als Revolutionär und Anhänger Straßers bekannt und Hitler wütend verleugnet hat, während er jetzt, nach den Wahlerfolgen Hitlers, wieder Hitlerianer ist? ... Es lohnt zwar kaum; aber wenn der Herr Schulz nicht ganz artig ist, verschaffe ich mir und produziere ein Schriftstück, in welchem der Herr Schulz, der doch sicher siegreich Frankreich zu schlagen gedenkt, mit einem französischen Grafen zusammen und selbst als Dichter verkleidet das Projekt einer deutschfranzösischen Verständigungs-Zeitschrift aufstellt. Wie stimmt es zu dem Racismus, also doch wohl auch Antisemitismus des Herrn Schulz, daß er mir erklärt, die echten, nämlich die revolutionären Nationalsozialisten seien keine Antisemiten, sondern wollten nur die nordische Kunst verteidigen? (Gegen wen, konnte mir übrigens der Herr Schulz, der sehr schwarz ist und sich selbst als Kelte bezeichnet, nicht sagen.)" Also alles in allem: eine heftig schwankende Figur, dieser Herr Schulz aus Wilmersdorf.

Pazifist. Auf Initiative von Romain Rolland und Henri Barbusse hat sich ein Internationales Komitee gebildet, das die Vorbereitung zu einem großen Internationalen Kongreß gegen die drohende Kriegsgefahr treffen will. Der Kongreß soll auf den 1. August nach Genf einberufen werden. In einem Aufruf wendet sich das Komitee an alle pazifistisch gesinnten Organisationen und Einzelpersonen. Alle Zuschriften werden erbeten an die Adrsse von Henri Barbusse, Villa Sylvie, Aumont-par-Seinlis (Oise), Frankreich.

Nürnberger. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Dr. med. Th. Katz, Ludwigstraße 1, Telephon 215 70, der regelmäßige Zusammenkünfte der Leser Ihrer Stadt in die Wege leiten will. Die erste Zusammenkunft soll am 16. Juni, 20.15 Uhr, im Katharinenbau, stattfinden.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Herr von Papen von Hellmut v. Gerlach

Im Winter war es, in einer Versammlung in Frankreich. Ich hatte meinen Hörern sehr eindringlich versichert, daß Brüning auf keinen Fall in einem Kabinett mit Hitlerianern sitzen wolle, und daß auch das ganze Zentrum zu einer solchen Koalition keine Neigung habe.

Nach der Versammlung stellte sich mir ein französischer Journalist vor; er habe mir öffentlich nicht widersprechen wollen, müsse jedoch sagen, daß er, der grade aus Berlin komme, dort in Sachen des Zentrums ganz andre Eindrücke gewonnen habe. Ein bekannter Zentrumsabgeordneter habe ihm gesagt, daß es für das Zentrum gar keinen andern Weg als den des Zusammengehens mit den Nationalsozialisten gebe. Ich warf ein: „Das kann nur Papen gewesen sein." Worauf der Franzose lächelnd bejahte und sich von mir über die Stellung Papens im Zentrum aufklären ließ.

Jetzt kann man von einer Stellung Papens im Zentrum überhaupt nicht mehr sprechen. Er hat sie mit dem Kanzlersitz vertauscht, was Leute von Durchschnittsintelligenz nicht grade für ein Avancement halten. Wenigstens dann bestimmt nicht, wenn man nur als aufgenordeter Johannes dem „neuen Heiland" Hitler den Weg freimachen soll.

Daß Herr von Papen die Berufung zum Kanzler annahm, würde allein schon ein hinreichender Nichtbefähigungsnachweis sein, falls der überhaupt noch nötig gewesen wäre.

Herr von Papen ist in seinem Vaterlande zwar fast unbekannt, in der übrigen Welt aber um so mehr bekannt: als abschreckendes Beispiel jener Mißehe von Diplomatie und Militarismus, die Deutschlands Verderben war.

Herr von Papen war als Hauptmann von 1914 bis Ende 1915 deutscher Militärattaché in den Vereinigten Staaten. Wider seinen Willen und den seiner Vorgesetzten mußte er auf amerikanisches Verlangen vorzeitig seinen Posten räumen, um nicht in peinlichste Strafprozesse verwickelt zu werden.

Militärattachés werden manchmal als Gentlemen-Spione bezeichnet. Sie haben einen Posten, um den sie niemand beneiden wird. Sind sie allzu korrekt dem Lande gegenüber, bei dem sie akkreditiert sind, so dürften sie ihrem eignen Lande in der Regel als überflüssige Gehaltsempfänger erscheinen.

Den Vorwurf übertriebener Korrektheit den Vereinigten Staaten gegenüber wird niemand gegen Herrn von Papen erheben können. Er übertrieb nach der andern Seite hin.

Selbst wenn es sich nur um einen Sommerkanzler handelt, hat das deutsche Volk die Pflicht, sich möglichst genaue Kenntnis über seine Person zu beschaffen. Das kann es am besten,

wenn es Einsicht nimmt in das überaus aufschlußreiche Buch „Vor dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg", das der frühere deutsche Generalkonsul in New York, Falcke, 1928 im Reißner-Verlag hat erscheinen lassen. Die darin enthaltenen Tatsachen sind dem deutschen Publikum fast ausnahmslos unbekannt. Erging doch im Dezember 1915, als Herr von Papen und sein Marinekollege Boy-Ed aus Washington abgeschoben wurden, die Instruktion des Kriegspresseamts: „Die deutsche Presse soll über diese Angelegenheit bis auf weiteres schweigen, da sie durch ihre Erörterung den betreffenden Beamten keineswegs nützt." Sie hätte durch die Erörterung allerdings der Wahrheit genützt. Aber das ging das Kriegspresseamt nichts an. Die Wahrheit gehörte nicht zu seinem Ressort.

Erst jetzt, als Herr von Papen zur fassungslosen Überraschung der ganzen Welt einschließlich seines eignen Volkes durch Herrn von Schleicher aus dem politischen Nichts herausgeholt und an die Spitze der deutschen Politik gestellt wurde, erfuhr wenigstens ein Bruchteil der deutschen Zeitungsleser etwas aus seiner Vergangenheit. Drei Tage lang hatte die Wahrheit eine Herberge in Deutschland.

Am vierten Tage aber wurde von Amts wegen bekanntgegeben:

„In einem Teil der deutschen Presse sind Nachrichten verbreitet, die sich mit der früheren außenpolitischen Tätigkeit des Reichskanzlers in den Vereinigten Staaten von Amerika befassen. Diese Nachrichten stützen sich zum größten Teil auf die Wahrheit völlig entstellendes Propagandamaterial unsrer früheren Gegner aus dem Weltkriege. Nach Auffassung der Reichsregierung ist es ein vom Standpunkt jedes vaterländisch denkenden Menschen unverständliches Verhalten, wenn derartiges Material dazu mißbraucht wird, um das Ansehen des Reichskanzlers vor dem In- und Auslande herabzusetzen. Die Reichsregierung ist entschlossen, einer derartigen Brunnenvergiftung mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln entgegenzutreten."

Nun ist den Zeitungen wieder der Mund versiegelt. Der Erlaß vom 4. Juni ist in jenem Kautschukstil gehalten, der allen zensurfrohen Reaktionsregierungen willkommen ist. Macht er doch die Bahn frei für jegliche Willkür.

Keine Zeile über Herrn von Papens amerikanische Vergangenheit war in der Presse zu lesen, die nicht dokumentarisch belegtes Material enthalten hätte. Gewiß, es war Propagandamaterial. Aber der Materiallieferant ist Herr von Papen selbst gewesen. Lieferant wider Willen natürlich.

Das deutsche Volk soll von diesem Material durch seine Zeitungen und Zeitschriften hinfüro nichts mehr erfahren. Die Regierung will das „mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln" verhindern. Solche Mittel hat sie, wenn ihr das Gesetz keine Pein bereitet.

Wenn das deutsche Volk das Material trotzdem kennenlernen will, wird ihm zunächst nichts andres übrigbleiben, als

das Buch H. P. Falckes zu lesen. Daß dies Buch die Wahrheit über Herrn von Papen enthält, wird er selbst nicht bestreiten. Sonst hätte er schon 1928 dagegen vorgehen müssen.

Das Ausland braucht das Material nicht mehr kennen zu lernen. Es ist ihm seit 1916 bekannt. Sowie der Name Papen jetzt wieder in der Öffentlichkeit auftauchte, sprudelte das Material in tausend Leitartikeln der angelsächsischen Presse in die Höhe. Eine Sammlung der Überschriften dieser Artikel wäre übrigens Herrn von Hindenburg zur Information über die Weltgeltung seines Schützlings zu empfehlen.

Graf Bernstorff ist im Ausland für das Verhalten der Herren von Papen und Boy-Ed verantwortlich gemacht worden. Als 1924 der Kongreß der Völkerbundsligen in Lyon stattfand, widersetzte sich Herriot als französischer Ministerpräsident mit größter Energie dem Gedanken, den Grafen Bernstorff als Vorsitzenden der deutschen Völkerbundsliga zu empfangen. Vergebens habe ich ihn davon zu überzeugen versucht, daß Graf Bernstorff die Taten der direkt dem Militärkabinett unterstellten Attachés nicht hindern konnte. Er blieb ablehnend. Graf Bernstorff mußte für das Verhalten von Papen und Boy-Ed büßen.

Jetzt in Lausanne wird Herriot mit Herrn von Papen selbst zu tun bekommen.

Manche führen als mildernden Umstand für Herrn von Papen seine Frau an. Sie stammt aus der großen westlichen Firma Villeroy & Boch, die dadurch ihrem Manne Beziehungen zu gewissen französischen Industriekreisen vermittelte. Hätte Tardieu bei den Wahlen so viel Sitze gewonnen, wie er verloren hat, so hätten diese Beziehungen vielleicht Herrn von Papen nützen können. Eine Verständigung deutsch-französischer Reaktionäre im Zeichen des Großkapitalismus und Militarismus wird ja seit langem von rückschrittlichen Geschäftemachern diesseits und jenseits angestrebt.

Aber Herr von Papen hat es nicht mit Tardieu sondern mit der französischen Linken zu tun.

Seine Regierung ist außenpolitisch genau so katastrophal wie innenpolitisch.

Die sonst manchmal verständige ‚Kölnische Zeitung' schrieb nach der Ernennung der neuen Regierung: „Das Kabinett Papen kann verlangen, daß man ihm eine Chance gibt."

Nein, das kann es nicht. Es ist ein dem Sinn der Verfassung zuwiderlaufendes Minderheitskabinett. Es hat keine Existenzberechtigung.

Kabinett der nationalen Konzentration läßt es sich nennen.
Es ist nur ein Kabinett nationalistischer Hilflosigkeit.
Seine erste Leistung war die Reichstagsauflösung.
Sie bedeutet das Maximum seiner Leistungsfähigkeit.

Brüning von Hanns-Erich Kaminski

Man sagt, Herr von Hindenburg habe, als er Doktor Brüning verabschiedete, geweint. Der ehemalige Reichskanzler ging darauf nach Hause und legte sich mit einem politischen Katarrh ins Bett. So sehen historische Situationen in der Nähe aus, die Legenden bilden sich gewöhnlich erst später.

Aber selbst wenn diese Tränen und dieser Katarrh erfunden sein sollten, kein Shakespeare hätte das Ende der demokratischen Republik grandioser dichten können. Da haben die braven Leute von dem Reichsbanner und der Eisernen Front immer gedacht, die Republik würde, wenn überhaupt, nur auf den Barrikaden fallen. Und nun warten die Republikaner ergeben auf die Erlaubnis, noch einmal wählen zu dürfen, und die melancholische Zentenarfeier des Hambacher Festes, die just in diese Tage fiel, war vielleicht die letzte Gelegenheit, bei der schwarz-rot-goldne Fahnen im Winde flatterten. Die demokratische Republik ist nicht besiegt, sie ist ganz einfach abgebaut worden. Es gibt keine Barrikaden, Es gibt nur Tränen und einen Katarrh.

Es mußte so kommen. Diese Republik war eine Lüge vom Tage ihrer Entstehung an. Damals beeilten sich die Sozialdemokraten, sich der revolutionären Bewegung zu bemächtigen, Ebert wollte zunächst die Monarchie erhalten, später verbündete er sich mit Groener, und „das Werk von Weimar", auf das so viele Meineide geleistet worden sind, war dann schon ein Triumph der Mitte. Seither marschierte die Republik, die Augen stets nur auf dem Rücken, langsam aber sicher nach rechts, niemals bekannte sie sich zu ihren Ursprüngen, niemals kämpfte sie im Ernst gegen ihre Feinde, niemals war sie wahrhaft republikanisch. Jetzt liegt sie da mit zerschmetterten Gliedern, und niemand kann sagen, sie sei „eine stolze Rebellenleiche".

Der Doktor Heinrich Brüning aber war ihr Totengräber. Seine persönliche Integrität, von der man so viel hergemacht hat, in allen Ehren. Wir wollen ihm weder seinen Fleiß noch seine Keuschheit noch seine übrigen franziskanischen Tugenden absprechen. So groß seine Schuld ist, sie wird zudem noch übertroffen durch die Schuld derer, die ihm seine Politik ermöglichten. Denn Brüning hat gehandelt, wie er seiner Veranlagung und seiner Überzeugung nach handeln mußte. Er war ja kein Mann der Linken, er hat aus seiner reaktionären Gesinnung nie ein Hehl gemacht, und gefühlsmäßig steht er seinen Nachfolgern sicher näher als seinen ehemaligen Bundesgenossen.

Als er das Kanzleramt übernahm, hielt er die Zeit „der staatsbewußten Rechten" für gekommen. Der Reserveleutnant stand vor dem Feldmarschall stramm und bildete ein Kabinett der „Frontsoldaten", das denn auch immer abhängiger von seinen militärischen Vorgesetzten wurde. Ein neuer Reichstag sollte dieser Regierung auch die parlamentarische Basis geben und sie völlig von der Sozialdemokratie lösen. Der Plan war gut ausgedacht, aber er mißlang. Nicht der ge-

mäßigte sondern der radikale Flügel der Rechten siegte im Wahlkampf.

Damals schrieb hier Carl von Ossietzky: „Herrn Brünings Verschlagenheit alle schuldige Hochachtung, aber sie hat mindestens eine ungeheure Niederlage verschuldet, und wenn die republikanische Tugend schon bereit ist, mit dem Teufel zu paktieren, dann nicht mit einem betrogenen. Lieber eine offene Rechtsregierung als eine Prolongation Brünings. Dieses spitznasige Pergamentgesicht, dieser Pater Filuzius mit dem E. K. I am Rosenkranz muß endlich verschwinden. Ein Mann, der nicht widerspricht, wenn sein Leiborgan das ‚Ende der Weimarer Zeit' verkündet, ist nicht geeignet, in dieser dramatischen Epoche die Verfassung von Weimar zu verteidigen." In derselben Nummer der ‚Weltbühne' schrieb ich unter dem Titel „Die Rechte soll regieren": „Die Sozialdemokratie soll jetzt für die verfassungswidrige Notverordnung stimmen, wegen der sie in den Wahlkampf gegangen ist! Das wäre Selbstmord, nicht nur der Sozialdemokratie sondern der Republik, deren beste Waffe jetzt die Legalität ist... Wir haben das parlamentarische System. Man lasse es funktionieren! Nicht aus Dogma: gegenüber Leuten, die erklärte Feinde des Parlamentarismus sind, braucht man seine Regeln selbstverständlich nicht anzuwenden. Sondern: weil es so am nützlichsten ist... Die marxistische Front — und gegenüber der Reaktion ist es eine Front — steht aufrecht. Die Sozialdemokratie muß sie sich stark erhalten. Darum darf sie sich nicht weiter kompromittieren lassen... Der Kampf für die Legalität, für die Verfassung, für die Republik würde den Parteien der Mitte, würde vor allem der Sozialdemokratie die große einigende Parole geben; sowohl für Neuwahlen wie für ernstere Fälle... Bleibt die Rechte in der Opposition, so bleiben auch die Voraussetzungen bestehen, denen die Nationalsozialisten ihren Triumph verdanken."

Jedoch Brüning blieb Reichskanzler, und die Sozialdemokratie tolerierte ihn weiter. Da sie es gratis tat, ließ er es sich gefallen. „Herr Brüning", erklärte Ossietzky am 7. Oktober 1930, „fühlt sich als Kanzler der Sanierung. Aber er ist kein Beginn, kein Übergang, er ist ein Letzter. Er ist der Romulus Augustulus unter den Kanzlern der demokratischen Republik, den das Schicksal bestimmt hat, die Kapitulation vor den Barbaren zu unterzeichnen. Romulus Augustulus — das ist ein Name, bei dem sich die Geschichte nicht aufhält, wir denken uns nicht viel dabei, und für eine Sekunde nur huscht eine Vision vorüber von niedergemähten Legionen und einem schwachen kranken Knaben mit zitternden dünnen Gliedern und einem Kopf, so alt und welk wie das alte welke römische Reich."

Da Doktor Brüning nicht mit der Rechten regieren konnte, regierte er zwar mit der Linken, aber er machte die Politik der Rechten. Das Parlament durfte von Zeit zu Zeit ja sagen. Das war „die autoritäre Demokratie". Ich habe hier einmal darüber geschrieben: „Nicht nur die Form hat sich also gewandelt sondern auch der Inhalt, und der Geisteszustand der

deutschen Republik entspricht bereits völlig dem einer Monarchie."

Dann kam die Hindenburgwahl. Die Sozialdemokraten, die durch dick und dünn hinter Brüning herliefen, machten auch diesmal mit, und die liberale Presse begeisterte sich für den Sieger von Tannenberg. Ossietzky schrieb: „Unsre republikanischen Freunde heben warnend den Pädagogenfinger und fragen: Was wird, wenn durch Thälmanns Sonderkandidatur etwa Hitler gewählt wird? Wir stellen eine andre Frage: Was wird, wenn Hindenburg gewählt wird?" Am Tage nach der Wahl fügte ich dem hinzu: „Dieser Wahlkampf war kein Kampf zwischen der Demokratie und der Diktatur. Es war vielmehr ein Kampf zwischen zwei konkurrierenden Firmen, die um die Quote ringen, bevor sie sich vertrusten."

Wenige Tage, bevor er ins Gefängnis ging, erläuterte Ossietzky noch einmal die Lage: „Die Quittung, die die gutgläubigen Republikaner erhalten, ist streng aber nicht ungerecht. Gegen so viel Dummheit gibt es nur Stockprügel. Sie haben, ohne zu fragen, ohne zu fordern, für einen Mann gekämpft, der gefühlsmäßig zur andern Seite gehört und nach seiner ganzen Vergangenheit nichts andres sein kann als ein konservativer Militär."

Und nun ist das Ende da. Herr von Hindenburg, Generalfeldmarschall, Rittergutsbesitzer und Reichspräsident, hat den Leutnant Brüning weggeschickt und den Major von Papen ernannt. Manche Leute überlegen jetzt, ob es besser ist, von der Militärdiktatur erschossen oder vom Fascismus gehängt zu werden. Mir ist das egal, im übrigen werden Schleicher und Hitler sich schon einigen. Herrn von Hindenburg freilich sind seine von Hugenberg gedrillten Standesgenossen lieber als die Nazis mit ihren parvenuhaften Manieren, aber der Reichspräsident ist keine zentrale Figur mehr; indem er das Land denen überantwortet, die im Wahlkampf seine Gegner waren, hat er sich selbst entmachtet. Schon hört man, daß die neuen Herren für alle Fälle an einen Reichsverweser denken. Sie haben auch schon den geeigneten Mann in petto — den ehemaligen Kronprinzen. Ja, wir müssen verlernen, uns zu wundern.

Jahrelang hat man gesagt, Deutschland sei eine Republik ohne Republikaner. Jetzt sind wir Republikaner ohne Republik. Jetzt wird es wieder heißen, man solle die Vergangenheit ruhen lassen; die Untersuchung der Schuldfrage ist nie beliebt bei den Schuldigen. Aber es hat nicht nur historischen Wert, wenn man heute den Ursachen des Zusammenbruchs nachgeht. Nur wer die vergangenen Fehler in ihrem ganzen Umfang begreift, wird zukünftige vermeiden, und die immer noch nicht die Wahrheit vertragen können, mögen daran denken, daß die Realität der Ereignisse ihnen heute schlimmere Wahrheiten offenbart als es die kritischste Selbsterkenntnis zu tun vermag.

Es hat keinen Zweck mehr, sich etwas vorzumachen. Doch es ist auch nicht nötig, in Panik zu verfallen und alles verloren zu geben. Niemals ist alles verloren, solange man

noch einen Funken Kraftgefühl in sich hat. Noch ist der Kern der Arbeiterklasse intakt, noch gibt es Republikaner in Deutschland, noch können wir kämpfen, wenn wir uns nur zusammenfinden. Aber nötig ist, daß wir uns auch von den letzten Illusionen freimachen. Die alte Linke ist tot, wir müssen von vorn anfangen. Es lebe die neue Linke!

Die Ursache von John Suitbert

Es ist unsinnig, ein Geheimnis daraus zu machen: der Sturz Brünings, die Verletzung des parlamentarischen Regimes durch den Inhaber der Präsidialgewalt, das alles ergibt sich mit einfacher Logik aus der letzten Hindenburgwahl. Kein von Hugenberg und Hitler nominierter und gestützter Reichspräsident hätte sich anders verhalten können. Es ist wohl ein in der Geschichte konstitutioneller Staaten noch nicht vorgekommener Fall, daß sich ein Gewählter so schnell nach einem so triumphalen Erfolg gegen seine Wähler und gegen diejenigen Parteien gewandt hätte, die ihm diesen Erfolg verschafft haben.

Man kann Herrn von Hindenburg keinen Vorwurf daraus machen, daß er sich so und nicht anders entschieden hat. Niemand kann ihm vorwerfen, er habe sich gewandelt. Er ist sich treu geblieben in jeder Phase seines Amts, er ist vor allem treu geblieben seinem Programm von 1925. Denn denen, die ihn in diesem Winter zu ihrem Kandidaten machten und ihn siegreich durch die Plebiszite vom 13. März und vom 10. April trugen, hat er nichts versprochen. Er hat sich nur von ihnen wählen lassen.

Wie wollen unter diesen traurigen Umständen die Republikaner sich zur Wehr setzen? Abgesehen davon, daß es zur Zeit mit den machtpolitischen Voraussetzungen dazu schlecht bestellt ist — unter welcher Parole sollte der republikanische Widerstand eröffnet werden? Herr Höltermann, dessen Ansichten wir nicht teilen, ist ohne Zweifel ein Mann von großer Initiative. Aber auch Herr Höltermann ist durch jüngst vergangene Ereignisse aufs festeste gebunden. Wohl könnte er zur Verteidigung der Verfassung seine Eiserne Front gegen Hitler aufbieten, selbst gegen Schleicher, aber nicht gegen Hindenburg, zu dessen Wahl die Eiserne Front vor ein paar Monaten erst gegründet wurde. Das ist das republikanische Dilemma.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß sich Herr von Hindenburg im besten Glauben befindet, noch immer auf dem Boden der Reichsverfassung zu stehen. Allerdings müßte ein politisch geschulter Präsident sich sagen, daß er nicht eine Regierung nach Hause schicken darf, nur weil einer Reihe von ostelbischen Granden, deren Rat er schätzt, obgleich sie sich bei der letzten Wahl durchweg gegen ihn erklärt haben, die Bodenpolitik dieser Regierung nicht gefällt. Herr Brüning ist von einer zu loyalen Autoritätsgläubigkeit erfüllt, als daß er Herrn von Hindenburg zu sagen gewagt hätte, wie sehr er seine eigne Position damit gefährde. Denn die „autoritäre Demokratie" mit einem ziemlich absoluten Präsidenten an der Spitze, überhaupt

die monarchenähnliche Stellung Hindenburgs, das wieder ist die besondere Schöpfung Brünings. Als der Präsident Jules Grévy nach einem von ihm verschuldeten Konflikt nicht gleich eine Regierung finden konnte, antwortete ihm der ins Elysée berufene Clemenceau: „Herr Präsident, das ist keine Kabinettskrise — das ist eine Präsidentenkrise!" Jules Grévy verstand und demissionierte.

Bei uns sind heute keine Demokraten mehr wirksam, die so reden und handeln könnten. Die konstitutionellen Kräfte sind zu Tode erschöpft. Es hätte noch neue Möglichkeiten gegeben, wenn die republikanischen Parteien, ehe sie Herrn von Hindenburg zu ihrem Präsidenten machten, von ihm ein Programm mit konkreten Garantien verlangt hätten. Wer die ‚Weltbühne' von Januar bis April durchblättert, wird Woche für Woche die schwärzesten Prognosen dessen finden, was die deutsche Linke von einer zweiten Präsidentschaft Hindenburgs zu erwarten hat, wenn sie sich nicht genügende Sicherungen geben läßt. Die ‚Weltbühne' ist dafür von den besorgten Hochmeistern der demokratischen Presse aufs schwerste gerüffelt worden, aber die Genugtuung, recht behalten zu haben, stimmt heute nicht glücklich.

Die Millionenmassen der beiden Wahlgänge haben nicht für Hindenburg votiert sondern für die Republik. Das hat die Eiserne Front nicht begriffen. Mit kaum geringern Erfolg hätte sie einen Mann der Linken auf den Schild erheben können. Auf den allzu selbstlosen und vertrauensvollen Führern der deutschen Republikaner lastet vor der Geschichte die Verantwortung für das, was geschehen ist und noch kommen wird. In den Schriften von Franz Mehring liest man diesen wahrhaft lichtenbergischen Satz: „Es war eine jener herzbrechenden Dummheiten, wie man sie nur in der preußischen Geschichte, aber in ihr gleich dutzendweise findet". Man kann statt „preußisch" ruhig „deutsch" setzen.

Der ökonomische Hintergrund

von K. L. Gerstorff

Es sind eine Reihe von Faktoren gewesen, die zum Sturz der Brüningregierung geführt haben, nachdem sie kurz vorher noch im Parlament eine Mehrheit von dreißig Stimmen erhalten hatte. Auf die politischen Fragenkomplexe ist an andrer Stelle dieser Nummer eingegangen worden. Es ist sicher, daß die ostelbische Junkerclique bei Hindenburg gegen gewisse Siedlungsprojekte Sturm gelaufen ist, weil sich die Brüningregierung weigerte, noch weitere Hunderte von Millionen an Subventionen dem völlig bankrotten ostelbischen Betrieben zu schenken. Und es mag sein, daß diese immer stürmischer vorgetragenen Wünsche der Junker den äußern Anlaß zum Sturz der Regierung gegeben haben — den tiefern Grund bilden sie nicht. Der tiefere Grund ist, daß die entscheidenden hochkapitalistischen Kreise von der Brüningregierung, in der ein ehemaliger Gewerkschaftler Arbeitsminister war, befürchteten, daß das Tempo des Lohnraubs zu wenig beschleunigt würde, daß es zurückbliebe hinter dem Tempo, in dem sich die gesamte wirtschaftliche Situation verschärft.

Wie sind die Daten? In dieser Krise ist die größte Zusammenschrumpfung der Produktion eingetreten, die wir jemals in einer Krise

des Kapitalismus erlebt haben. In den vergangenen Monaten betrug die gesamte Weltproduktion nur noch so viel wie in den letzten Vorkriegsjahren. Aber auch diese Zahlen geben noch ein zu günstiges Bild. Denn in der Weltproduktion ist die Produktion Sowjetrußlands einbegriffen, die in der Zeit des Fünfjahresplans einen kräftigen industriellen Aufschwung genommen hat und heute ungefähr das Zweieinhalbfache der Friedensproduktion beträgt. In den kapitalistischen Ländern ist die Gesamtproduktion bereits weit unter das Niveau der letzten Friedensjahre gesunken. Aber die Entwicklung verlief dabei durchaus nicht gleichmäßig. In Frankreich und in den Vereinigten Staaten steht die Produktion heute noch ungefähr auf dem Niveau von 1913. In England, das seit mehr als zehn Jahren aus seiner chronischen Depression nicht mehr herausgekommen ist, liegt sie nicht mehr höher als um die Jahrhundertwende.

Im deutschen Kapitalismus hält die Produktion heute das Niveau von der Mitte der neunziger Jahre; so beweist die Gestaltung der Produktion, was wir immer wieder behauptet haben, daß im Niedergang des gesamten kapitalistischen Systems innerhalb der hochkapitalistischen Zentren der deutsche Kapitalismus das schwächste Glied ist. Der deutsche Kapitalismus hat auf diese ungeheure Zusammenschrumpfung der Produktion bereits mit einem Lohnraub in einem Umfange geantwortet, für den es in der Geschichte keine Parallele gibt. Das Lohneinkommen der gesamten deutschen Arbeiterschaft beträgt in diesem Frühjahr nur noch die Hälfte der Summen aus der Konjunkturzeit. Und auch die Unterstützungssätze der Arbeitslosen sind in gradezu phantastischer Weise abgebaut worden. In der Rede vor der ausländischen Presse, die Brüning einen Tag vor seiner Demission hielt, betonte er, daß die Unterstützungssätze für einen Arbeitslosen mit Familie, die vor vier Jahren im Durchschnitt neunzig Mark monatlich betragen hatten, im Laufe dieses Jahres auf fünfzig Mark zurückgegangen sind. Also sogar nach den Zahlen Brünings hatten die Arbeitslosen fast die Hälfte ihrer Unterstützungssätze eingebüßt. In Wirklichkeit sind die Zahlen noch weit ungünstiger, da eine wachsende Menge von Arbeitslosen, die bereits in die Millionen geht, keinen Pfennig Unterstützung mehr bekommt.

Als die Brüningregierung den sozialdemokratischen Arbeitern gestattete, für Hindenburgs Wahl zu stimmen, und Hindenburg für ein Bollwerk gegen den Fascismus ausgab, erklärte sie gleichzeitig, daß sie auf sozialpolitischem Gebiet keine neue Notverordnung plane, und daß der Lohn der deutschen Arbeiterschaft ziemlich stabil bleiben solle; nur sollten, wie Stegerwald auf dem Krisenkongreß der freien Gewerkschaften ausführte, die „überhöhten" Löhne gewisser Arbeiterkategorien an das allgemein gesunkene Lohnniveau „angeglichen" werden.

Nach den Preußenwahlen sah es bereits anders aus. Wir kennen zwar nicht den exakten Inhalt der Notverordnung, mit der Brüning die Finanzmisere der gesamten Sozialpolitik wieder einmal „sanieren" wollte. Aber was wir wissen, zeigt deutlich, daß die Regierung einen neuen brutalen Abbau vornehmen wollte. Die höchsten Sätze bekommt der Arbeitslose bekanntlich, solange er noch in der Arbeitslosenversicherung ist. Die Unterstützungsdauer in der Arbeitslosenversicherung sollte von zwanzig auf dreizehn Wochen herabgesetzt, die Bedürftigkeitsprüfung verschärft, die gesamten Unterstützungssummen verkürzt werden. Und zur Deckung des Defizits, das dann noch bestand, sollten durch eine Kopfsteuer alle Beschäftigten herangezogen werden; wobei nicht einmal die Freigrenze bis zu dreihundert Mark Einkommen, die man zunächst ziehen wollte, innegehalten werden sollte. In diesem Brüningentwurf war von wirklichen Besitzsteuern, von einer Steuer auf die großen Einkommen, von einer Vermögens- und Erbschaftsteuer nicht mit einem Satz die Rede.

Bei diesem neuen Attentat auf die Sozialpolitik waren sich die Regierungskreise durchaus bewußt, daß sich im Verlaufe des Jahres 1932 eine Verschärfung der Lage auf dem Arbeitsmarkt ergeben müßte. Denn es wurde für den Durchschnitt dieses Jahres mit einer Arbeitslosigkeit von knapp sechs Millionen gerechnet. Das heißt, man nahm an, daß die Höchstzahlen der Winterarbeitslosigkeit von 1931 zu 1932 die Durchschnittsziffer von 1932 werden würde. Es ist aber ganz klar, daß dieser geplante Abbau der Arbeitslosenversicherung das Signal geben sollte zu einem neuen Lohnraub an den beschäftigten Arbeitern. Wir hatten an vielen Stellen in Deutschland zu konstatieren, daß bei der Ankündigung neuer Lohnherabsetzungen die Streikneigungen der Betriebsarbeiterschaft wuchsen, weil bei der immer stärker verkürzten Arbeitszeit und dem angekündigten neuen Lohnraub die im Produktionsprozeß Stehenden oft nicht mehr verdienten als die, die von der Arbeitslosenversicherung unterstützt wurden. Wenn man also die Arbeitslosenversicherung weiter brutal abbaute, so traf man zwei Fliegen mit einem Schlag; man „sanierte" das Budget auf Kosten der arbeitenden Klasse, und man schuf gleichzeitig die Voraussetzung für den neuen Lohnabbau.

Stegerwald hielt sich bereits nicht mehr an das, was er den sozialdemokratischen Arbeitern vor den Preußenwahlen gesagt hatte. Er betonte jetzt, daß die Löhne all der Arbeiter abgebaut werden sollten, die in Binnenmarkt-Industrien beschäftigt seien. Wenn man bedenkt, daß in dieser Krise von der deutschen Produktion noch etwa drei Viertel im Inland abgesetzt werden, so bedeutet ein Abbau der Löhne in den Binnenmarkt-Industrien in Wirklichkeit einen Abbau der Löhne der gesamten Arbeiterschaft.

So war die Lage vor dem Sturz der Brüning-Regierung. Aber selbst diese Pläne genügen dem reaktionär fascistischen Klüngel, den Junkern, Großkapitalisten und den von ihnen ausgehaltenen Praetorianergarden nicht. Denn Stegerwald ist ein alter Gewerkschaftler. Und bei allem Abbau der Löhne und der Sozialpolitik sollten doch die Gewerkschaften erhalten bleiben, sollte der Lohnabbau in einer Weise erfolgen, die dem Monopolkapital zu langsam vorkam. Wenn man die ‚D.A.Z.' und die Hugenbergpresse der letzten Zeit verfolgte, dann war Stegerwald der verhaßteste Mann in diesem Kabinett, weil er nach seiner gewerkschaftlichen Vergangenheit und seinen engen Beziehungen zu den christlichen Verbänden die schlimmsten Scharfmacherpläne nicht verwirklichen konnte. Zu langsames Tempo im Abbau der Sozialpolitik und der Löhne, das sind die entscheidenden ökonomischen Hintergründe, die Junker, Generale und Monopolkapitalisten im trauten Verein dazu geführt haben, hintenherum die Brüningregierung zu stürzen.

Von der neuen Regierung haben wir daher einen noch brutaleren, einen noch schärfern Angriff auf die Lebenshaltung der breiten Massen zu erwarten.

Wenn das Zentrum sich so absolut reserviert gegenüber der neuen Regierung verhält, dann nicht nur darum, weil die Art und Weise, wie man Brüning erledigte, das Zentrum verschnupft hat, sondern auch darum, weil es schon bei den Stegerwaldplänen sehr schwer war, die christlichen Gewerkschaftsmitglieder bei der Stange zu halten, und weil naturgemäß bei einem noch brutaleren Angriff der Widerstand auch der christlichen Arbeiter immer stärker werden muß.

Die Dinge in Preußen, der Sturz der Brüningregierung zeigen, in welchem Tempo die Reaktion zum Vormarsch übergeht. Im Vergleich dazu verläuft die Gestaltung einer Arbeiter-Einheitsfront nur in einem Schneckentempo. Wenn durch den Sturz der Brüningregierung Hunderttausende von Arbeitern sehend werden und so der Gedanke der Einheitsfront einen neuen Auftrieb bekommt, dann hat dieser Sturz wenigstens ein Positivum gezeitigt.

Die Prügelpädagogen von Hans Krauß

Vor mehr als fünfzig Jahren schickte der Redakteur der ‚Frankfurter Zeitung', Eduard Sack, seinen Alarmruf „Gegen die Prügelpädagogen" ins Land, und heute beweisen uns die Mißhandlungen in den Fürsorgeanstalten, besonders der Fall Templin, Urteile gegen Lehrer wegen Überschreitung des Züchtigungsrechtes und immer wiederkehrende Klagen von Eltern und Kindern, daß alles beim Alten geblieben ist.

Sack richtete seine vernichtende Kritik gegen einen Vortrag des leipziger Bürgerschullehrers Julius Beeger und gegen eine Kundgebung des ersten allgemeinen deutschen Lehrertages an die Reichsbehörden zur reichsgesetzlichen Einführung der Prügelstrafe in den Schulen — natürlich nur in den Volksschulen. Aber noch heute, wo man von dem Jahrhundert des Kindes spricht, finden wir das Prügelrecht in Kraft; mit einem Aufwand an Stimmitteln und Kraft, daß man meinen könnte, es handle sich hierbei um der Menschheit höchste Güter, wird es von vielen Lehrern verteidigt. Ja, wir mußten sogar erleben, daß im thüringer Wahlkampf auf Betreiben des Lehrervereinsvorstandes die Wiedereinführung des abgeschafften Züchtigungsrechtes zu einer lärmenden Wahlparole gegen die ehemals rote Regierung gemacht wurde.

Bezeichnend ist, daß die Argumente, die die berufenen Hüter der Staatspädagogik für ihre Auffassung anführen, seit den ältesten Tagen bis in die heutige Zeit die gleichen geblieben sind, obwohl sich doch mancher Wandel vollzogen hat, der auch diese Pädagogen hätte erschüttern müssen; aber sie kommen von der alten biblischen Weisheit nicht los: Wer der Rute schont, der hasset seinen Sohn!

Als vor fünfzig Jahren der ehrenwerte Herr Beeger schrieb: Gegen Roheit, Wildheit, Unbotmäßigkeit, gegen Arbeitsscheu und Genußsucht gäbe es als einziges Abwehrmittel nur die Prügelstrafe, mußte er sich von Eduard Sack dahin belehren lassen, daß schon vor hundert Jahren der schlesische Prügelmeister Artelius, vor zweihundert Jahren das Kollegium des stuttgarter Gymnasiums und vor dreihundert Jahren der ilfelder Rektor Michael Neander diese Beweisführung für ihren menschenfreundlichen Standpunkt geltend gemacht hatten. Wenn nun die thüringer Lehrer für die Beibehaltung dieses Zwangsmittels anführen: „Die Beseitigung der Prügelstrafe ist nicht nur ein schweres Verbrechen an unserer Jugend sondern auch ein großes Unrecht an der Lehrerschaft, die den Roheiten und Schlechtigkeiten der Jugend schutzlos ausgeliefert ist... Außerdem ist es eine schwere Versündigung an der gesamten Bevölkerung, die jetzt schon unter der Zuchtlosigkeit der Jugend zu leiden hat. Die thüringer Jugend würde in wenigen Jahren die moralisch tiefststehende Jugend Deutschlands sein, wenn nicht in der Volksschule bald wieder ein Zuchtmittel eingeführt würde, welches der Eigenart des Kindes entspricht, ohne Kosten anwendbar und wirksam ist", — so können ihre Gründe ebensowenig Anspruch auf Originalität und auf Beweiskraft erheben wie die jener Alten.

Interessant ist der statistische Nachweis Sacks, der die Behauptungen der sittenstrengen Magister Lügen straft; denn danach gehen grade in Zeiten des Aufbegehrens eines unterdrückten Volkes die strafbaren Delikte zurück, während sie in Perioden wiedererstarkender Reaktion sich um so mehr häufen; wie denn auch unser neuerliches Beispiel, obwohl es grade das Gegenteil erweisen will, ungewollt dartut, daß der Rückschritt nach dem harten Zuchtmittel schreit, um die Milderung der Erziehungsmittel aus einer freiheitlichen Periode wieder rückgängig zu machen.

Immerhin hatten jene Männer vor fünfzig und hundert Jahren vor unsern modernen Prügelhelden zu ihrer Entschuldigung eines voraus:

Damals fehlte es an einer wissenschaftlich begründeten Psychologie und Pädagogik, die sicheren Aufschluß über die Kindesseele und zweckmäßige Hinweise für die Behandlung kindlicher Eigenart geben konnten; damals gab es noch keine Soziologie, die die Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Faktoren und individuellen Erscheinungen aufdeckte. Noch dazu stand die Zeit des Herrn Beeger unter den Nachwirkungen der preußischen Regulative, die den Erziehern, wollten sie den starren Anforderungen und unvernünftigen Zielen der Staatspädagogik genügen, nur den einen Ausweg grausamer und unnatürlicher Mittel, stärksten äußern Zwanges und harter Zucht übrig ließ. Aber heute sollen wir doch nach Ellen Key im „Jahrhundert des Kindes" leben, das dessen Recht auf die Pflege seiner Eigenart, die grundverschieden von der Erwachsener ist, anerkannt hat und in dem Menschenfreunde als Erzieher wirken sollen.

Die Anwälte zur Verteidigung der Prügelstrafe sind aller psychologischen Erfahrung bar, die immer wieder lehrt, daß man mit Prügeln in der Regel nur das Gegenteil von dem erreicht, was man erhofft. Man will den Willen brechen, aber man vergißt, daß der Zögling unter einem rohen Zwang sein Tun und Lassen nur von der Angst vor Züchtigung, nicht aber von innerer Überzeugung und freier Entscheidung bestimmen läßt. Man übersieht, daß solcher Art von Gehorsam jedes sittliche Moment fehlt und daß nun eintreten wird, was Ellen Key nach langen und gründlichen Beobachtungen immer wieder als Resultat feststellen konnte: „Welche kochende Bitterkeit und Rachgier, welche hündischkriechende Schmeichelei ruft nicht die körperliche Züchtigung hervor. Sie macht den Feigen feiger, den Trotzigen trotziger, den Harten härter. Sie stärkt die beiden Gefühle, die die Wurzeln von allem Bösen in der Welt sind: Haß und Furcht." Mit der Prügelstrafe erschlägt man den Menschen im Menschen.

Wie die herrschenden Klassen in frühern Jahrhunderten die Prügel brauchten, um „das Volk" besser leiten, beherrschen und ausbeuten zu können, so fordert man jetzt die Prügelstrafe für das Kind, weil man weiß, daß, wer in der Kindheit viel Schimpf und Schmerz hat über sich ergehen lassen müssen, sein Leben lang geneigt bleibt, mit Geduld und Ergebung Gewalt und Unrecht zu ertragen, daß vielgeprügelte Kinder einen fast unausrottbar untertänigen Charakter annehmen.

Heute haben sogar die Tierbändiger ihre alten Dressurmethoden zugunsten humaner Behandlung preisgegeben und beschämen so unsre pädagogischen Zunfthandwerker. In seinen „Lebenserinnerungen" schreibt Carl Hagenbeck: „Auch für die Tiere, die aus der freien Wildnis in die Gefangenschaft versetzt werden, ist eine humanere Zeit angebrochen. Die Hilfsmittel der Tierbändiger früherer Zeiten waren Peitsche, Stock und glühend gemachtes Eisen. Man kann sich denken, daß die Tiere niemals Vertrauen zu ihren Herren faßten sondern ihre Peiniger nur furchtbar und grimmig haßten... Die Zeiten der Gewaltdressuren sind jetzt vorbei, weil man mit Gewalt nicht den hundertsten Teil dessen erreichen kann, was sich mit Güte erzielen läßt. Aus diesem Grunde aber habe ich seinerzeit die zahme Dressur nicht eingeführt, sondern es geschah aus Mitleid und aus der Erwägung heraus, daß es einen Weg zur Psyche des Tieres geben muß."

Der Weg zur Psyche des Menschen, des Kindes, sollte nicht zu finden sein? Dann sollte man jene Schinder, die sich noch immer Pädagogen nennen, jene Beeger und Konsorten, bevor man sie weiter auf junge Menschenkinder losläßt, zunächst einen Kursus bei Hagenbeck in Stellingen absolvieren lassen. Wenn sich dann erweist, daß Hoffnung auf Besserung nicht besteht, dann soll man sie stempeln schicken; nur fort aus einem Amte, für das ihnen jede Berufung fehlt, aus einem Amte, dessen unerläßliches Axiom die uralte Weisheit des

Manu aus dem indischen Gesetzbuch zu sein hat: „Gute Unterweisung muß dem Schüler ohne unangenehme Empfindung gegeben werden, und ein Lehrer, der der Tugend huldigt, muß sanfte Worte gebrauchen."

Es zeigt sich auch, daß alte Völker, auf die unsre Musterpädagogen oft hochnäsig glauben herabsehen zu dürfen, solche barbarischen Erziehungsmethoden nicht kennen. So schreibt Doktor Ploß in seinem Buche „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker": „Es ist bemerkenswert, daß mehrere sogenannte wilde Völker diese deutsche Eigentümlichkeit verabscheuen. Den Australnegern gilt das Züchtigen der Kinder als eine Grausamkeit, bei den nordamerikanischen Indianern gelten harte Schläge meist als Barbarei, die Neger schlagen ihre Kinder nur selten, und doch gehorchen diese den Befehlen ihres Vaters in der Regel pünktlich und gewissenhaft."

Die Geschichte der Menschheit stellt unter Beweis, daß der Stärkere und Mächtigere nur dann nach harten Zuchtmitteln ruft, wenn soziale Verhältnisse unerträglichen Druck erzeugen und die Befürchtung nach gewaltsamer Auflehnung in greifbare Nähe rückt. Früher, als man weniger von demokratischer Gleichheit sprach, wurde nicht selten nach diesem Prinzip verfahren; da mußte jedermann der Prügelstrafe gewärtig sein, sogar die Könige, und es wird versichert, sie hätten sie ebenfalls redlich verdient.

In keinem Kulturstaat der Welt wird noch die Prügelstrafe an wehrlosen Kindern geduldet. Nur in Deutschland darf diese Barbarei fröhliche Urständ feiern und uns eine Blamage vor ganz Europa zufügen. Überall hört man dort bei der Erwähnung deutscher Erziehungsmethoden das bittere Wort Hermann Bahrs, das er in Grafs Buch „Schülerjahre" als Bekenntnis niedergelegt hat: „Ich könnte über meine Schülerjahre nichts sagen, als daß sie die schlimmste Zeit meines Lebens gewesen sind, die einzige, die ich um keinen Preis noch einmal erleben möchte, und daß ich mich noch heute der heftigsten Erbitterung nicht erwehren kann, wenn ich an jene tückischen, von Neid gequälten, schadenfrohen Idioten denke, die man Lehrer nennt."

Rede in Budapest von Ernst Toller

Von den Mächtigen Europas wird heute nichts stärker verachtet als der Geist, niemand hat heute eine fragwürdigere Stellung als der geistige Mensch. Umsonst scheinen die großen Männer des 18. Jahrhunderts, Voltaire, Diderot, Rousseau, gelebt zu haben, umsonst Victor Hugo und Emile Zola.

Es ist die Zeit gekommen, von der Wieland gesagt hat:

> Freyheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechtes. Ihr haben wir hauptsächlich die gegenwärtige Stufe von Kultur und Erleuchtung, worauf der größere Theil der Europäischen Völker steht, zu verdanken. Man raube uns diese Freyheit, so wird das Licht, dessen wir uns gegenwärtig freuen, bald wieder verschwinden. Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit uns wieder dem Aberglauben und dem Despotismus preisgeben. Die Völker werden in die Barbarei der finstern Jahrhunderte zurück sinken; und wer sich dann erkühnen wird, Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heißen, und als ein Verbrecher bestraft werden.

Wir wollen offen sprechen. Takt war das Laster der Diplomaten. Es würde besser um Europa und seine Völker stehen, wenn die Diplomaten taktloser gewesen wären — also die Wahrheit gesagt hätten.

Es ist die Tugend der Schriftsteller, taktlos zu sein, das heißt: nicht zu lügen, nichts zu verschleiern.

Ich liebe die ungarische Erde, ich bewundere das Volk der Petöfi und Adi, aber ich verwahre mich dagegen, daß ich die ungarische Gastfreundschaft verletze, wenn ich vom Kampf für geistige Freiheit spreche.

Unter uns sind Schriftsteller, die für die Idee der geistigen Freiheit und der sozialen Gerechtigkeit nur ein mitleidiges Lächeln haben, darum ist es falsch, von einer wirklichen Gemeinschaft der hier Versammelten zu sprechen. Nicht für alle gelten die gleichen Werte und Normen, was der eine verachtet, ist dem andern hohe Forderung, die Fundamente, die uns tragen, sind verschieden, keine Geselligkeit kann darüber hinwegtäuschen.

Und noch etwas beobachten wir in diesem Raum: wir sehen zwei Gruppen von Delegierten: jene, deren Völker den Krieg erlebt haben, und jene, deren Völker unberührt blieben. Das Kriegserlebnis, aktiv oder passiv ertragen, scheidet die Geister, bestimmt den Grad unsrer Teilnahme, unsrer Aktivität und Intensität.

Der Krieg war und wird immer der Feind des Geistes sein, Verfolgung der Idee gilt als Mittel, das der Zweck heiligt. Ist der Friede, den wir sehen, nicht eine versteckte Form des Krieges? Sind die Verfolgungen, denen Schriftsteller und Werke heute ausgesetzt sind, nicht Kriegsverfolgungen?

In jedem Land können wir sie beobachten.

In England sind Werke von Joyce, Lawrence, James, Hall verboten; in Deutschland ist der Schriftsteller Carl von Ossietzky eingekerkert, weil er die Wahrheit schrieb und sich zu unbequemer Meinung bekannte, die Bücher von Neukrantz, Marchwitza, der Gedichtband „Rote Signale" und andre Werke werden unterdrückt; in Frankreich wird Aragon verfolgt (doch, und das ist bemerkenswert, es bildet sich in diesem Land eine gemeinsame Front der „rechten" und „linken" Schriftsteller gegen die Verfolgung); in Italien dürfen die Bücher freiheitlicher, italienischer Autoren nicht erscheinen, die Bücher von Remarque und Glaeser nicht übersetzt werden; in Ungarn, dem Land, in dem wir tagen, sind die Übersetzer der Werke von Octave Mirbeau und Margueritte zu vielen Monaten Gefängnis verurteilt, der Übersetzer von Remarque wird wegen Pornographie verfolgt, Schriftsteller, die sozialistische Autoren zitieren, wandern ins Zuchthaus; in andern Ländern werden Bücher konfisziert, nur weil sie in einer Sprache, die der Regierung nicht genehm ist, geschrieben werden.

Sie wollen morgen darüber diskutieren, wie man den Krieg mit „unpolitischen" Mitteln verhindern kann. Die Unterdrückungen und Verfolgungen zeigen Ihnen, daß Sie zur Ohnmacht verurteilt sind, wenn die Politiker Sie an der unpolitischen Arbeit hindern. Man muß sich entscheiden, ob man Objekt der Politik sein will — dann darf man sich über Kriege nicht beklagen — oder ob man Subjekt der Politik ist — dann hat man sie zu gestalten.

Ich unterbreite Ihnen einen Antrag, den die polnischen und jugoslawischen Delegierten unterstützen:

Der 11. Internationale Penkongreß, der Schriftsteller aus allen Ländern umfaßt, protestiert gegen die wachsende Verfolgung von geistigen Arbeitern aus politischen und kulturpolitischen Gründen und die Unterdrückung ihrer Werke. Der Kongreß wehrt sich gegen die Tendenz einzelner Regierungen, Schriftstellern, die freie Meinungen vertreten, die reinen Motive abzusprechen und sie in geheimen Verfahren zu verurteilen.

(Die Resolution wurde von den französischen, englischen, tschechischen, dänischen und von andern Delegierten mit lauten Kundgebungen für Ossietzky angenommen.)

Aber die Annahme des Antrags genügt nicht. Kämpfen Sie! Wehren Sie sich! Haben Sie den Mut zur Verantwortung! Was liegt an uns! Was liegt an unsern Namen! Warum lohnt es sich zu leben, wenn nicht für die Gerechtigkeit und Freiheit! Vielleicht werden ich und meine Freunde im nächsten Jahre nicht mehr zu Ihnen sprechen können, vielleicht werden unsre Stimmen in den Zellen erstickt sein — was liegt daran!

Ich grüße die Schriftsteller, die nicht an den Diners des PEN-Clubs teilnehmen sondern, weil sie für Wahrheit und soziale Gerechtigkeit gekämpft haben, in Gefängnissen leben müssen.

* * *

Ungarische Antwort

Warum lohnt es sich zu leben?

Im großen Saal der Ungarischen Wissenschaftlichen Akademie fragte Toller, ob es sich lohnt, für etwas Andres zu leben als für die Freiheit. Seit der Saal gebaut wurde, ward vielleicht zum erstenmal diese Frage gestellt.

Allerlei wurde da gefragt und geklärt, nur das nicht. Im Saale wurde es still für eine Minute. Diese Frage wirkte beinahe kindlich. Es wirkt immer kindlich, wenn in einer Versammlung der Zeitgenossen die Frage gestellt wird, ob man ohne Gerechtigkeit leben kann. Im Saale saßen gutwillige und weise, kahlköpfige und bärtige, berühmte und weniger berühmte Schriftsteller und hörten Toller an, Menschen, von welchen viele, reich an Lebenspraxis, schon längst vor ihrem Gewissen die Frage beantwortet haben, ob man ohne Gerechtigkeit leben kann. Und sie fügen hinzu: „Die Menschheit verändert sich nicht." Und zum Schluß mit tiefer Überzeugung: „Es lohnt sich nicht."

Es ist wahr, es waren viele, die Beifall geklatscht haben und mit voller Kehle riefen, daß es für den Schriftsteller kein Lebensziel gibt außer dem Dienst an der Gerechtigkeit. Wir wollen eingestehen, daß sie die Naiven, die Provinzler waren, Polen und Jugoslawen, in deren Namen der Deutsche Toller sprach. Die Mehrheit schwieg diplomatisch und weise. Auf alten bekannten Gesichtern war zu lesen, daß es sich lohnt, für vieles zu leben, zum Beispiel für Erfolg, für Bargeld, für Orden, für Popularität, für Ruhe, für vieles andre, eher als für Gerechtigkeit.

Was ist das Ziel des PEN-Clubs? Die Frage ist kompliziert. Wenn es auch nichts Andres wäre, als einige Männer

die um ihrer Überzeugung willen im Gefängnis sitzen, daraus zu befreien — es würde sich lohnen. Für uns Ungarn ist es eine besondere Freude, daß im großen Saale der „Ungarischen Wissenschaftlichen Akademie" jemand gefragt hat, ob es sich lohnt, ohne Gerechtigkeit zu leben. Es war ein Deutscher. Schade, wir notieren das mit stillem Neid und hätten lieber gesehen, wenn im vergangenen Jahrzehnt auf demselben Platz ein ungarischer Repräsentant des Geistes dieselbe Frage aufgerollt hätte.

Alexander Márai im ‚Ujsag', 19. Mai 1932.

Redakteure von Ignaz Wrobel

„Das kann man natürlich nicht schreiben!"
Alter Spruch

II

Vor acht Tagen habe ich gefragt, wie sich der schmähliche Zustand, daß der Zeitungsverleger unumschränkt über seine Redakteure herrscht, auswirkt. Das läßt sich leicht beantworten:

Die Folge ist ein linder Größenwahn des Redakteurs auf allen Gebieten, wo es ungefährlich ist.

Das Verhältnis des angestellten Schriftstellers zum nicht angestellten Schriftsteller ist ein einziger Skandal — das äußerste an Unkollegialität und an Schmierigkeit, an äußerstem Mangel von Solidarität, der nur denkbar ist. Ich habe in zwanzig Jahren Literatur etwa fünf Redakteure kennen gelernt, die sich nicht einbildeten, deshalb, weil man sie angestellt hatte, etwas Besseres zu sein als ihre Mitarbeiter.

Daß der Redakteur die Spreu vom Weizen sondert, kann ihm niemand verdenken. In unserm Beruf steht das Angebot in einem grotesken Gegensatz zur Nachfrage — zu schreiben vermeint jeder und jede zu können, und den Kram, der da verlangt wird, kann ja auch jeder Mensch herstellen. Das hebt die Stellung des Redakteurs; er sieht die wirtschaftlichen Ursachen nicht und hält sich für geistig überlegen, wo er nur als Verwalter der kümmerlichen Honorare und als Billettknipser an der Schranke der Öffentlichkeit in Anspruch genommen wird. Und was er sich vor seinem Verleger niemals getraute, das wagt er dem Mitarbeiter gegenüber alle Tage: da trumpft er auf, da ist er der große Mann, dem zeigt er aber, was eine Harke ist. Leider zeigt er ihm nicht, was eine gute Zeitung ist.

Kein Schriftsteller-Schutzverband, keine Presse-Organisation hat das je zu ändern vermocht. Wieviel Redakteure mag es in Deutschland geben, die von ihrem Verlag über die Höhe des Honoraretats maßgeblich gehört werden? Mir sagte einst einer der besten Bildredakteure der deutschen Presse: „Wissen Sie, auf die Honorare käme es eigentlich nicht an" (das war in den guten Jahren), „wir könnten ruhig das Doppelte zahlen, der Verlag merkte das gar nicht!" Sie zahlen aber die Hälfte, und die Honorare der Provinzzeitungen sind ein Hohn, eine Unverschämtheit, aber keine Entlohnung. Der Redakteur, der sich vor seinen Mitarbeitern so gern als kleiner Kaiser auf-

spielt, ist der allerletzte, der hier auch ein Quentchen hineinzureden hat. Die Honorare werden von der geschäftlichen Leitung festgesetzt, und damit basta. Ausnahmen zugegeben; die Regel ist so.

Die Folgen sind klar. An Zeitungen arbeiten so viel Außenseiter mit, daß ihr Niveau tiefer ist als es unbedingt notwendig wäre: Professoren; Damen der ersten besten Gesellschaft; Fachleute, die etwas wollen, und Interessenten, die etwas nicht wollen — manchmal auch Schriftsteller. Nun verspüre ich keine Berufsreligion in mir — warum soll ein Professor nicht gut schreiben? Aber erstens schreibt er meistens schlecht, und zweitens bestimmten nun diese Leute, die sich etwas nebenbei verdienen wollen, die Höhe oder vielmehr die Tiefe der Honorare — und so ist aus unserm Beruf eine schlechtbezahlte Beschäftigung geworden.

Kurz: der Redakteur gleicht seine Machtlosigkeit vor dem Verleger durch Machtprotzerei vor dem Mitarbeiter aus. Und nicht nur dem Mitarbeiter gegenüber. Auch sich selbst gegenüber.

Ich habe einmal in Dijon einen ganzen Korb voller Journalisten auf einem internationalen Journalisten-Kongreß gesehen; das war wohl das jammervollste an Saturnalien, das man sich vorstellen konnte. Lauter Leute, von denen keiner auch nur eine Zeile schreiben dürfte, wenns ihm der Verleger verboten hätte; kleine Angestellte, mit einem ungeheuren Geltungsbedürfnis; Berichterstatter, deren höchster Ehrgeiz dahin ging, Weltgeschichte zu machen, was ja übrigens der größte Fehler der meisten Auslandskorrespondenten ist: den Diplomaten, die sie bewundernd verachten, ins Handwerk pfuschen zu wollen, es sind verhinderte Attachés — und dieser Haufe inkohärenter und nicht homogener Menschen war nur in zwei Punkten völlig einig: in der Machtlosigkeit vor ihren Verlegern und in dem wütenden Ehrgeiz, nach außen hin repräsentieren zu wollen. Es war traurig mitanzusehn.

Das, was die meisten Redakteure zu sein vorgeben, sind sie gar nicht: unabhängige Inhaber von Machtpositionen. Das können sie nur einem unkundigen Außenseiter erzählen. Sie sind bis ins letzte Komma abhängig wie die Landarbeiter, und die Stellung, die sie innehaben, nutzen sie niemals aus, weil sie das nicht dürfen, wie ja nicht einmal ihre Verlage die ihre ausnutzen, es sei denn in den allerbescheidensten Grenzen kleiner oder hier und da größerer Geschäftemacherei (Subventionen).

Das gestehn sich die wenigsten Redakteure ein.

Beide, Verleger und Redakteure, unterschätzen ihre Positionen. Sie überschätzen sie zu gleicher Zeit auf einem Gebiet, wo ihre Machtlosigkeit zum Himmel schreit: nämlich auf dem Gebiet der großen Politik. Außenpolitisch ist das nur komisch. Mir sagte einmal ein ehemaliger Redakteur der ‚Frankfurter Zeitung': „Als wir jung waren, haben wir immer geglaubt, die Weltpolitik werde in der Großen Eschenheimer Straße gemacht." Das glauben viele Leute von ihren Redaktionen heute noch, und wer einmal im Ausland gelebt hat, der weiß, daß deutsche Zeitungen zwar oft zitiert, aber selten gehört werden. Innen-

politisch richten die Zeitungen um so weniger aus, je größer sie sind; tatsächlich ist ja die Entwicklung der letzten Jahre gegen die Leitartikel der größten Zeitungen, und nicht nur der sogenannten demokratischen, vor sich gegangen. Sie können schreiben, was sie wollen, und die Politiker tun, was sie wollen.

Die Klugen unter den Redakteuren wissen zwar genau, was los ist; doch beherrscht die Redaktionen jener Spruch, den sich die Herren auf goldene Teller malen lassen sollten: „Das kann man natürlich nicht schreiben!" Aber warum, warum können sie es nicht schreiben?

Weil sie keine Macht haben. Weil ihre allzu willfährigen Organisationen, mit dummen Eitelkeits- und Prestige-Fragen befaßt, von den Unternehmern rechtens niemals so beachtet werden wie etwa in frühern Zeiten die Gewerkschaften der Buchdrucker, und weil der Redakteur von seinem Eitelkeitswahn unheilbar besessen ist. Der Verleger zahlt ihn schlecht; so macht er sich durch das bezahlt, was er selber von sich hält. Und er hält sehr viel von sich.

Ich habe sie kommen und gehen sehn. Ich weiß, wie das ist, wenn sie an einem großen Blatt angestellt sind: die Buchverlage hofieren sie; alle Welt kraucht um sie herum; man nimmt sie für voll, man ladet sie ein, und was die Theaterleute mit ihnen treiben, ist bekannt. In dem Augenblick aber, wo der Verleger sich über sie geärgert hat und wo sie entlassen sind, gelten sie so gut wie gar nichts mehr. Dann wundern sie sich.

Wolfgang Petzet hat neulich in der ‚Deutschen Republik' geschildert, wie die Kaufleute, denen die münchner ‚Jugend' gehört, ihn tyrannisiert haben, und wie es dann nicht mehr möglich gewesen ist, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Immer wieder frage ich mich: mit welchem Recht, aus welcher Kompetenz heraus regieren diese Brüder? Weil das Unternehmen ihnen gehört? Wir machen ja auch keine Bilanzen. Verstehn denn diese Kaufleute so viel von dem, was sie vertreiben? Sie verstehn es oft mitnichten, sie handeln nur damit, und das ist nicht immer dasselbe.

Der treue Abonnent wird im Laufe der Jahre gemerkt haben, daß ich mich nie sehr viel mit Redakteuren herumgezankt habe; ich halte das für sinnlos. Man soll an das Mark der Presse heran: an die Dienstherrschaft, nicht an die Köche. Und diese Dienstherrschaft ist in den meisten Fällen anonym; unfaßbar; bar jeder Legitimation, überhaupt mitreden zu dürfen — und das regiert! Die Redakteure finden es ganz in der Ordnung.

Es scheint wenigstens so. Denn so gut wie nie liest man in ihren Fachblättern von diesen delikaten Dingen — keiner rührt das heiße Eisen auch nur an. Auf ihren Kongressen geht es gar hoch her: da wird gesprochen von der Pflicht der Kulturbildung und der Wichtigkeit der Presse — aber von der kläglichen Rolle, die der Redakteur vor dem Verleger spielt, ist nicht die Rede. Mit gutem Grund.

Ich habe nichts zu enthüllen — ich weiß von keinen Skandalgeschichten. Mich interessieren die einzelnen Verleger

nicht, und ich kann hier keinen „Sumpf" aufzeigen. Doch erschien es mir richtig, einmal zu sagen, welche bejammernswerte Position der Redakteur dem Verleger gegenüber einnimmt, und wie er sich aus dieser Lage herauslügt: durch Überkompensation seiner selbstverschuldeten Defekte und durch eine trübe Wichtigmacherei sich und seinen Mitarbeitern gegenüber.

Die letzte Konferenz

Eine Marionettenszene in drei Bildern von Alfred Polgar

Zweites Bild

(Konferenzsaal. Ein Fenster ist offen. Man hört von Zeit zu Zeit die Drehorgel des Bettlers. Donner. Regen.)

Ein Redner: Die Rettung Europas, ja, der Welt, vor dem Untergang duldet keinen Aufschub. Was wir brauchen *(die Hände faltend)* ist Friede, Gerechtigkeit, gegenseitiges Verständnis. Auf die dringende Frage der Völker — über deren Geschick wir beschließen —: was ist zu tun?, antworte ich — und spreche mit dieser klaren Antwort wohl auch die innerste Meinung der befreundeten Nationen aus —: Das Notwendige! *(Allgemeine Zustimmung.)* Im Wesentlichen, das darf ich also zur Freude der Welt konstatieren, im Wesentlichen ist die Konferenz einig *(großer Beifall)*. Es erübrigt nur noch, den Ort der nächsten Konferenz zu bestimmen. *(Setzt sich.)*

1. Konferenzteilnehmer: Ich schlage aus bestimmten politischen Rücksichten Biarritz vor.

2. Teilnehmer: Ich würde aus gleichen Rücksichten für einen Ort Südtirols stimmen, etwa Gossensaß.

3. Teilnehmer: Ich glaube, wir sind unsern slavischen Freunden eine Ehrung schuldig und schlage deshalb als nächsten Konferenzort, sagen wir etwa die altpolnische Stadt Karlsbad vor.

4. Teilnehmer (zu seinem Nachbar, leise): Der Ignorant weiß nicht einmal, daß Karlsbad in Serbien liegt . . .

Zweiter Redner: Meine Herren! Im Namen meiner Nation, die leidenschaftlich den Prinzipien der Freiheit, Menschenliebe, Völkerverbrüderung ergeben ist, schlage ich vor ... *(zu einem Diener):* Schicken Sie doch diesen zudringlichen Leiermann endlich weg! *(Diener geht ans Fenster, spricht hinaus)* ... schlage ich vor, zur Beratung jener Fragen, welche eine sofortige Lösung erfordern und nicht mehr den allergeringsten Aufschub dulden, eine Kommission einzusetzen, die binnen sechs Monaten einem Subcomité Bericht zu erstatten hat. *(Allgemeine, lebhafte Zustimmung.)*

Dritter Redner: Meine Herren! Mein glorreiches, edelmütiges Vaterland, dessen entschlossener Friedenswille sich in seiner unbesiegbaren Armee kristallisiert, ist der Meinung, daß etwas geschehen müsse, wenn nicht etwas geschehen soll. *(Zustimmung.)* Was will die Welt? *(von unten her Rufe einer näherkommenden Menge:* Hunger! Arbeit! Friede! Brot! Hunger!).

Rufe der Konferenzteilnehmer: Das Fenster zumachen! Die Konferenz kann ja bei diesem Lärm nicht beraten *(Diener schließt das Fenster)*.

Ein Konferenzteilnehmer: Was ist denn das für Gesindel, das da unten krawalliert?

Der Diener: Es sind Leute von der fünften Internationale. Von der Gemeinschaft der Leben-Wollenden.

Ein andrer Konferenzteilnehmer: Man muß sie verhaften.

Ein dritter: Gemeingefährlich!

Ein vierter: Die Tendenzen dieser Gemeinschaft sind geeignet, jede gesellschaftliche Ordnung zu erschüttern.

Eine Stimme: Jawohl, sogar die bolschewistische!

Rufe der Konferenzteilnehmer: Polizei! Polizei!

Diener (beim Fenster): Der Regen hat sie vertrieben. *(Entsetzt):* Herrgott, das ist ja kein Regen mehr, das ist die Sintflut!!

Ein Konferenzteilnehmer (lächelnd): Erst nach uns, bitte.

Dritter Redner: Ich fahre also fort. Diese Konferenz, die gleich den vorhergehenden und den noch nachfolgenden nichts will als das Glück der Völker, — Gott ist unser Zeuge — *(Blitz und Donner. Die Tür springt auf. Es tritt ein:)*

Der schwarze Herr (einen Stock in der Hand).

Rufe: Wer erlaubt sich, die Konferenz zu stören? ... Wer sind Sie? ...

Der Diener: Jesus Maria! *(Er bekreuzigt sich)* Der Teufel!

Der schwarze Herr: Der Wunsch aller Unglücklichen dieser Erde, daß euch endlich der Teufel holen möge, ist zu Gott gedrungen. Er willfahrt dem Wunsch. Ich bin gesandt worden, ein Ende zu machen.

Einige (unterbrechend): Gesandt? Von wem? Ihr Akkreditiv?

Ein deutscher Diplomat: Wollen Sie sich als Engel Gottes ausgeben? Wo ist Ihr Schwert? Ein Engel ohne Schwert widerspricht jeder deutschen Vorstellung.

Der schwarze Herr: Die Konferenz ist geschlossen! *(Er schlägt mit dem Stock das Fenster ein. Blitz. Es wird ganz dunkel. Geräusch einstürzenden Wassers.)*

Eine Stimme: Damn it! Die tausendste hätt ich gern noch erlebt!!

Vorhang

Drittes Bild

(Ein Kahn auf dem Wasser. Im Kahn der Arbeiter, der Intellektuelle, Cäcilie.)

Der Arbeiter: Endlich, die Wasser verlaufen sich.

Der Intellektuelle: Jetzt werden wir bald sehen, ob es noch Überlebende gibt oder ob das die Sintflut war.

Cäcilie (weint).

Der Arbeiter: Warum weinst Du?

Cäcilie: Ich habe nichts zum Anziehen...

Der Arbeiter (lachend): Das brauchst Du jetzt nicht. Wenn es die Sintflut war, wollen wir versuchen, die Welt neu aufzubauen.

Der Intellektuelle: Wird sie nicht werden, wie sie gewesen ist? Eine Enttäuschung? Ein Schwindel?

Der Arbeiter: Aber manchmal ein ganz netter Schwindel. Nicht wahr, Fräuleinchen.

Cäcilie (sanft): Manchmal ... ja ... Oh ja ...

Der Intellektuelle: Mich freut das Leben nicht mehr.

Der Arbeiter: Da hast Du eine Zigarette *(gibt sie ihm).*

Der Intellektuelle (sein Gesicht strahlt): Du hast noch eine? Herrlich! *(Er pafft vergnügt.)*

Der Arbeiter: Was schwimmt dort für eine Leiche?

Cäcilie (sieht hin): Das ist ja Monsieur ...

Der Arbeiter: Was hält er denn so krampfhaft in der Faust?

Der Intellektuelle (löst ein Papier aus der Faust der Leiche, liest): Vertrag von Versailles.

Indem alle drei in ein langes herzliches Gelächter ausbrechen, fällt der

Vorhang

Theater ohne Bühne von Rudolf Arnheim

Während sich die Aufmerksamkeit der meisten Theaterkritiker darauf beschränkt, ob Max Reinhardt unsre Stadt weiter mit seinen Prachtinszenierungen bedenken wird oder nicht und ob die alten Klassiker und die neuen Ungarn ein bißchen besser oder schlechter aufgeführt werden, kommt ohne allzu großen Lärm in Versammlungs- und Konzertsälen und auf dem Papier das Theater von morgen zur Welt. Heute heißt es noch nicht Theater sondern Oratorium oder Revue oder Proletarische Ballade, aber bald wird es so heißen. Die Polizei beweist, daß sie eine feinere Nase hat als die Theaterkritiker, indem sie Aufführungen unbequemer Stücke mit dem Hinweis verbietet, daß ohne Spielkonzession nicht Theater gespielt werden dürfe. Theater in Sälen, ohne Bühne, ohne Dekorationen, ohne Schauspieler, ohne Theaterstück? Ja, Theater — die Polizei hat recht.

Das Theater hat sich von den Formen her, denen wir uns heute wieder nähern, zur modernen Illusionsbühne entwickelt. Dramenstil und Bühnenstil sind den gleichen Weg gegangen: vom deklamatorischen Vortrag zur naturalistischen Schilderung eines Schauplatzes, auf dem die Menschen möglichst genau so handeln, sprechen, sich bewegen wie in der Wirklichkeit. Der Entwicklung einer Ausstattungskunst, die heute Zimmer, Wald, Gebirge und Wolken in schreckenerregender Naturtreue auf die Bühne zu zaubern versteht, entspricht die Forderung nach Alltagsdialog und Alltagspantomimik. Schauspieler und Autor haben sich zu benehmen, als sei der Zuschauer nicht vorhanden. Was dem Parkett mitgeteilt werden soll, wird als Konterbande eingeschmuggelt: die Kunst des Dialogs besteht darin, das Publikum so zu belehren, als belehrten sich die Spieler nur gegenseitig, und Aufgabe des Regisseurs ist es, das Publikum auf seine Kosten kommen zu lassen, ohne daß diese Absicht, illusionsstörend, offenbar werde. Der Bühnenrahmen als Schlüsselloch.

Von dieser Unwahrhaftigkeit, die darin besteht, vor dem Zuschauer zu spielen, ohne zu ihm hin zu spielen, drängt das Theater heute wieder fort zu neuen, zu alten Formen. Das Ideal täuschender Illusion ist erreicht und zugleich abgetan. Wir beobachten diese Entwicklung nicht nur beim Theater sondern in allen darstellenden Künsten, deren Materialbedingungen nicht, wie die des Films, von vornherein auf naturnahe Abbildung hinweisen sondern erst künstlich zu ihr hin gebracht werden mußten, also in der Malerei, in der Bildhauerei

und auf ihre Art in Literatur und Musik. Wir beobachten ein Wiederhinstreben zu den Urformen, die aus den Materialbedingungen folgen und infolgedessen auch geschichtlich die ursprünglichen sind. Die Malerei erlebte ihren dramatischen Wendepunkt, als der Impressionismus versuchte, die Oberhaut der Welt mit nicht mehr überbietbarer Treue abzubilden, zu diesem Zweck jedoch Mittel verwendete, die eine Emanzipation des Darstellungsmaterials von der Tyrannei des Naturalismus einleiteten: nämlich den reinen Farbfleck. Der Expressionismus — fälschlich als Ausdruckskunst deklariert und ihm engverwandten Spielarten wie Futurismus und Konstruktivismus gegenübergestellt — führte diese Entwicklung auf die Spitze: Farbe und Form traten nackt, kaum oder gar nicht mehr gegenstandsgebunden auf. (Der Irrtum der Gegenströmung, der Neuen Sachlichkeit, bestand charakteristischerweise darin, daß man sich um die wichtige Forderung nach stärkerer Wirklichkeitsnähe der Kunst herumzudrücken suchte, indem man sie auf die Form, statt auf den Inhalt anwendete: indem man die Haut fanatisch naturgetreu darstellte, statt unsre Gegenwart! Neue Sachlichkeit, richtig verstanden, bringt zwei, einander nicht widersprechende Forderungen: weg von falschen „Illusionen" zu den Urformen der Kunst und zu den Problemen der Gegenwart! Blumentöpfe haargenau abzeichnen hieß beide Forderungen mißverstehen.)

Ähnlich drängen die Musiker von dem fort, was man Naturalismus in der Musik nennen kann, nämlich Abbildung von Gefühlen. Die Rückkehr zu den konstruktiven Urformen, die Rückkehr zu Bach, ist programmatisch für die heutige Musik, und charakteristischerweise grade dort, wo sie auch der zweiten Forderung, der nach stärkerer Wirklichkeitsnähe, zu genügen sucht, indem sie sich revolutionärer Programmkunst zur Verfügung stellt.

Auch das Theater kehrt zugleich zu seiner Form und zur Wirklichkeit zurück. Während die „Ursituation" des Films die vom Apparat höchst naturgetreu abgebildete Wirklichkeitsszene ist, kommt das Theater vom Sprecher und Tänzer her. Die naturalistische Abbildung von Schauplätzen und handelnden Menschen ist beim Film der erste Zustand, beim Theater der letzte. Der Schauspieler ist beim Film Eindringling, muß eingeschmuggelt und so getarnt werden, als sei er ein Stück Natur — daher die unlösliche Antinomie, daß der Filmmensch einerseits möglichst echt (Verwendung charakteristischer Volkstypen an Stelle von Berufsschauspielern), andrerseits zur Darstellung, zum „Spiel" befähigt sein solle! Beim Theater hingegen ist der Schauspieler autochthones Urmaterial, Sprecher und Tänzer, und nur in kunstfernen Zeiten Konkurrenz der Menschen auf der Straße. Undekoriert tritt er auf ein undekoriertes Podium. Er ignoriert das Publikum nicht sondern spricht zu ihm hin, in gehobener, deklamatorischer Form. In diese rezitatorisch-tänzerische Urform des Theaters greift das Streben nach Darstellung, nach Abbildung verändernd ein — aber die Oberhand gewinnt es nur in Zeiten, die von den Inhalten weg zum Sinneseindruck flüchten. Die Musik, von der Bühne alten Schlages als un-

naturalistisch verbannt oder — in Operetten — zum störenden Fremdkörper degradiert, tritt heute wieder in ihre Rechte.

So bedeuten die immer häufiger werdenden „Oratorien", Lehrstücke und Revuen eine radikale Rückkehr zu dem, was eigentlich Theater ist. Da hier eine auch in den andern Künsten beobachtbare Rückkehr zur Urform vorliegt, kann man nicht behaupten, diese Entwicklung erkläre sich beim Theater daraus, daß für politische Inhalte, nämlich die kollektivistische Weltanschauung, passende Formen geschaffen werden müßten. Es handelt sich vielmehr um einen allgemeinen Selbstbesinnungs- und Reinigungsprozeß im Formalen, der allerdings erst durch gewisse politische Voraussetzungen möglich geworden sein mag und dem ein ähnlicher Prozeß in bezug auf den Inhalt, das heißt: auf die Gesinnung, parallel geht. Den Rückweg aus der Sackgasse des Naturalismus begünstigt beim Theater ganz besonders das Auftreten des Films, der den Blick für Naturechtheit außerordentlich schärft. Die Illusion des naturalistischen Theaters mit seiner Schminke, seinem Gebrüll zum vierten Rang hinauf, seinem Ignorieren der offenen vierten Wand wirkt auf die Menschen des Filmzeitalters komisch. Das Theater ist dadurch förmlich gezwungen, sich seinem eigentlichen Wesen wieder zuzuwenden: die Illusion bewußt aufzugeben.

Tut es dies gründlich, so ergeben sich sehr lehrreiche Schwierigkeiten. Man kann die eine der Wurzeln, aus denen alles Theater hervorwächst, für sich herauspräparieren: Theater als reines Wort- und Sprechkunstwerk. Das Optische verliert dann jede Funktion, es fällt am besten gänzlich fort (Idealfall: Rundfunk!) und ist nur notwendiges Übel. Das Aussehen und Benehmen des Chors etwa, der in einem solchen Oratorium mitwirkt, „gilt nicht". Die Leute auf dem Podium sind nur Stimmträger, nicht Schauspieler. Mit dieser Form sind wir seit langem aus dem Konzertsaal vertraut. Aber ein Stilbruch entsteht leicht, sobald, wie man es heute gern tut, die Chorvorträge mit kleinen, von Schauspielern gespielten Dialogszenen untermischt werden oder gar der Chor selbst gelegentlich zum handelnden Darsteller wird. So geschah es etwa in einer Szene der jüngst aufgeführten proletarischen Ballade „Mann im Beton" von Stemmle und Weisenborn (Regie: Gerhart Henschke, Musik: Walter Gronostay), daß die Herren vom Chor, die bis dahin friedlich mit ihrem Notenblatt und ohne mehr Pantomimik als zum Singen eben erforderlich vor ihrem Dirigenten gestanden hatten, plötzlich durch ein rhythmisches Hin- und Herschwenken eine marschierende Arbeiterkolonne darzustellen suchten. Und in diesem Augenblick wurde zum komischen Kontrast, was bis dahin ganz in der Ordnung gewesen war: daß nämlich biedere Sangesbrüder in Gehrock und feierlichem Schlips einen Trupp protestierender Bauarbeiter darstellten. Hier liegt natürlich nicht ein einzelner Versager sondern eine grundsätzliche Schwierigkeit vor. Wie wäre es, wenn bei einer Aufführung der „Matthäuspassion" Judas Ischarioth die dreißig Silberlinge geräuschvoll ins Parkett würfe oder der Sänger des Pilatus vor den ersten Geigen eine Waschschüssel aufbaute!

Es ist nur natürlich, daß bei den ersten Versuchen zu einem neuen Theater die verschiedenen Formbezirke, von denen es herkommt, noch roh nebeneinander stehen: einerseits der Deklamator und Sänger, andrerseits der Schauspieler, der mit seinem Leibe darstellt. Dieser Gegensatz ist nicht dadurch zu überbrücken, daß die Schauspieler „stilisieren", wennschon diese Darstellungsform für das neue Theater an sich sehr geeignet ist. Aber unlösbar ist der Widerspruch sicherlich nicht. Alles wird darauf ankommen, Chor und „Sprecher", also die Träger des didaktischen oder untermalenden Parts, optisch und in die Handlung so einzugliedern, daß sie nicht als ein Stück abgeschminkter Alltag zwischen lauter Theater wirken, andrerseits aber sich klar von den Figuren der Handlung abheben. Ähnlich wie im antiken Drama der Chor zugleich „Volk", also ein Stück des Schauplatzes und der Handlung, und separierter Betrachter ist. Wichtig ist eine folgerichtige Verteilung der Funktionen: Der Ansager etwa soll, wenn es bisher nur seine Aufgabe war, pädagogische Anmerkungen zu machen, nicht plötzlich als Chronist die Handlung fortführen oder gar zur handelnden Figur werden.

Schluß folgt

Viermal Eichhörnchen von Kaspar Hauser

Tatbestand

Auf dem Parkwege sitzt ein Eichhörnchen. Als es mich erblickt, macht es ein Männchen und läuft auf mich zu. Es sieht an mir auf, dann klettert es an mir empor; es ist wohl gewohnt, Nüsse zu bekommen oder Zucker, ich habe nichts, es klettert wieder herunter, sitzt noch einen Augenblick zu meinen Füßen und läuft dann fort.

Eichhörnchen national

Ich mache einen deutschen Spaziergang durch unsern deutschen Wald. Meine deutschen Augen mustern die herrliche deutsche Landschaft und versinken in ihrem Zauber: von dieser Schneise her könnte man ganz gut einen Sturmangriff unternehmen, die Wiese gäbe ein famoses Schußfeld für ein gedecktes M.G. — und da! Was ist das? Der Feind. Unwillkürlich nehme ich Deckung.

Es ist ein Eichhörnchen, ein deutsches Eichhörnchen. Blond wie Goebbels, läßt es spielend seinen Schweif wedeln. Doch was ist dieses? Es läuft nicht davon! Ein Deutscher läuft nicht davon. Es eilt vielmehr auf mich zu, das liebe Tierchen, beschnuppert mich, und jetzt, jetzt klettert es wahrhaftig wie ein Eichhörnchen an mir hoch. Es sieht mich an mit seinen blanken Äuglein, als wollte es sagen:

„Hältst nicht auch du den Schandvertrag von Versailles für einen Tschmachfleck auf dem deutschen Gewand deutscher Ehre?"

Und fürchterlich, riesengroß erhebt sich vor meinem innern Auge dieses Tier zu einem Symbol deutscher Größe: auch es

wird einmal uns und unsre Kinder und Kindeskinder an den Welschen rächen. Und ich sehe das Eichhorn, vor einen Tank gespannt, im Dienste der nationalen Sache, einherziehn in die Schlacht, für die wir ja alle, Mann und Jungfrau, unsre Kinder gebären.

Denn was hat der Deutsche der Welt zu liefern?

Menschenmarmelade.

„Das Eichhörnchen"

Ein Film

Anny, ein Lebemädchen, ist in Adolf verliebt, der ein schwerer Junge ist. Anny stammt aus guten bürgerlichen Verhältnissen, die sich allerdings leider durch die Ungunst der Zeit verschlimmert haben: der eine Bruder von ihr ist Generaldirektor beim Film, und der andre gehört auch der Unterwelt an. Sie liebt Adolf, mit dem sie gemeinsam Kokain schnupft, das ihr Bertold, ein betrügerischer Rauschgifthändler, verschafft — wir sehn aber, wie er es mit Zahnpulver verfälscht, so daß es unschädlich ist. Wie das Zahnpulver verfälscht wird, sehen wir nicht. Bertold ist gleichfalls in Anny verliebt, was Adolf aber, der in eine gewisse Milly verliebt ist, die in einen gewissen Max verliebt ist, der in eine gewisse Karoline verliebt ist, nicht weiß. Milly weiß nur, daß Max nicht in Bertold verliebt ist. Wir sehen nun — zwischen prächtigen Parademärschen zur See — wie das Ganze der Katastrophe zutreibt.

Zum Schluß sitzt Anny trostlos auf einem Weidenstumpf und schluchzt, indem sie sich fragt, wie das zu dem kommt und warum dieser Film wohl „Das Eichhörnchen" heißt.

Daß der Film von allen Ausschüssen die Bezeichnung „kulturbildender Bildstreifen" erhalten hat, brauchen wir wohl nicht hinzuzufügen.

Eichhörnchen, individualpsychologisch

Fall 168. Ein siebenjähriger Knabe kommt in meine Sprechstunde, weil es ihm seine Eltern streng verboten haben. Strukturphysiologisch bietet er das Bild eines durch das Ergriffensein des emotionellen Gebietes Biozentrischen.

Nach längerer Befragung stelle ich Folgendes fest:

Vor etwa vier Wochen sei der Knabe allein durch das nahe Stadtwäldchen gegangen und sei dort auf ein Eichhörnchen gestoßen. Das Tier sei erst an ihm hochgelaufen (!), habe ihn bedroht, und sei dann, durch das Schreien des Kindes erschreckt, wieder davongelaufen.

Klar geht aus dieser Äußerung hervor, daß es sich hier um ein von den Eltern verzärteltes Kind handelt, das mit dem Leben nicht fertig wird. Es will eben auf alle Fälle im Mittelpunkt stehn; selbst die Tiere des Waldes (Bilderbucherinnerungen!) sollen sich um den Knaben kümmern. (Siehe dazu Doktor S. Popelreuther „Ella, ein schizophrenes Eichhörnchen".)

Rein berufseignungspsychologisch ist der geistige Ort dieses Knaben etwa in dem Problem seiner sozialen Bezogenheit

zu seiner nicht libidinösen Umwelt zu suchen, doch müssen wir uns hüten, unsre Heilpädagogik in den libidoenergetischen Topf der Psychoanalyse zu werfen. Seine psychische Kapazität drängt den Knaben zum Spiel (nach Professor Doktor Fritz Giese „Anleitung zur Errichtung individualpsychologischer Kegelbahnen"). Dieses Kind weiß eben noch nicht um das Nichtwissen; meine Aufforderung zur Entspannung hat es leider dahin verstanden, sich in die Hosen zu machen.

Bedauerlich bleibt nur, daß das fragliche Eichhörnchen nicht mit in die Sprechstunde gekommen ist. Mit Hilfe der Individualpsychologie hätte man aus dem entarteten Tier das Ideal der Menschheit machen können: eine gute Kindergärtnerin.

Eichhörnchen mondain

Man geht durch den sommerlich verschneiten Park: neben mir Kardinal Rosenberg, der gütige Finanzberater des Papstes, sowie die schönste Frau Südamerikas, die Gräfin Oça-Jolly. Wir plaudern in muntrer Abwechslung über die Finanzen Urubeziehungsweise Paraguays, sowie über die bezaubernden Roadster auf der Auto-Ausstellung in Columbien, anders tun wirs nicht. Ein Skeleton mit dem schweizer Baron Ven-Mögli-Tägli saust an uns vorüber, wir grüßen winkend mit der Hand.

Da stößt die schöne Frau, die ein pfauengraues Sportsamtjäckchen mit einem kleinen Aufstoß aus Silberlamé trägt, einen leichten Schrei aus, und auch die Eminenz scheint mir bewegt.

„Frau Conchita!" rufe ich. „Was tut sich?" ruft der Kardinal.

Plötzlich wird mir schwarz mit diagonalen Pünktchen vor Augen. Ich sehe noch, wie im Flugsprung ein riesiges Tier sich auf mich stürzen will — Bären! denke ich pfeilgeschwind, es kann aber auch ein Wisent sein, kühn entschlossen werfe ich mich vier bis achtzehn Schritt zurück, als echt versilbertes Gelächter an mein Ohr klingt. Die Gräfin nennt das Tier bei Namen — es ist ein Eichhörnchen! Da ist es ja vor die rechte Edschmiede gekommen.

Es ist natürlich ein besonders elegantes Exemplar seiner Gattung: zwei flinke Äuglein hat es, es wippt furchtsam wie ein Zeitungsverleger umher, es ist brillant angezogen. Der Kardinal macht eine jener segnenden Handbewegungen, wie er sie von der Börse her gewöhnt ist. „Verscheuchen Sie es nicht, Eminenz!" bitte ich. Wir stehn still.

Das Eichhörnchen klettert an der Gräfin Oça-Jolly empor, wittert den Duft ihrer gepflegten Augenbrauen und eilt dann auf den nächsten Baum, zum Lunch. Durch die Zweige grüßt die Villa des Großindustriellen Bergius herüber, der durch die Verleihung des Nobelpreises grade noch dem Hungertod entronnen ist. Im Hintergrund sieht man Gerhart Hauptmann mit einem neuen Stück sowie in Golfhosen schwanger gehn.

Denn mag die Welt versinken, eines wird immer bestehn bleiben —: le monde.

Erinnerungen (mit Randbemerkung)

von Alice Ekert-Rothholz

Wenn der Mensch in die reiferen Jahre geht
wirkt er leicht etwas abgesungen.
Dann lebt er gern seiner kleinen Diät
und den großen Erinnerungen.
(Erinnerungen müssen das Gardemaß haben!)

Die Erinnerung ist dann das einzige Licht
das wir — außer elektrischem — brennen.
Und ob sie nun schön ist oder nicht —
Sie verlangt, daß wir sie so nennen.
(Die Erinnerung ist weiblichen Geschlechts.)

Unser wirkliches Leben —? Da sage ich: Prost!
Achtzig Prozent sind mißlungen.
Darum fabrizieren wir uns zum Trost
unsere großen Erinnerungen...
(Teure Erinnerungen hüten, da unersetzlich!)

Nach dem Abendbrot rücken sie an. Wie ein Heer.
Und stehen stramm wie die Narren.
Aber manchmal fallen sie über uns her...
Ganz olle Kamellen knarren.
(Dieselben sind vor dem Gebrauch zu ölen!)

Liebe ist schön, weil man so schön vergißt...
Sein Schnarchen. Sein Fremdgehn. Sein Räuspern vor Witzen.
Wissen Sie, was Erinnerung ist?
Die ganze Geschichte nochmal ohne Schwitzen...
(Sogen. „Blamagen" stets etwas ruhen lassen!)

Herr M. hatte nichts. Außer: Pech beim Zoll.
Selbst sein tiefes Gefühl war Attrappe.
In Wirklichkeit ist alles halb so toll...
Die Erinnerung macht Marmor aus Pappe.
(Siehe berliner Siegesallee!)

Selbst unser Weltkrieg war gar nicht so groß
wie die Leute schon wieder sagen...
Schreibstube heißt nachher: „Soldatenlos"
Sowie: „Vorm Feind nicht verzagen".
(Erinnerungen müssen persönlich sein!)

Kurz: Erinnerung bessert die Tatsachen aus.
Gut erinnert, sind sie nicht zu erkennen...
Erinnerung ist: Paradies im Haus.
Wird man unsern Kram auch mal so nennen?
(Paradies 1932... suche unter: „Bankfach")

Mensch —! Von den Klamotten aus dieser Zeit
kommt mal nichts Paradiesisches raus.
Denn dies Paradies sieht so lang wie breit
in Wirklichkeit und in Ewigkeit
genau wie die Hölle aus.
(Genau wie die Hölle aus!)

Bemerkungen

Geister am Schlänitzsee

Das interessanteste unter allen Rechtsblättern ist heute die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung'. Dieses von Herrn Cuno wesentlich soutenierte, aber auch von der Reichsbahn subventionierte Blatt vertritt gegenwärtig die politischen und wirtschaftlichen Machtwünsche der Schwerindustrie am robustesten. Der Chefredakteur, Herr Doktor Fritz Klein, ein ungarischer Jude, der sich gern als „Siebenbürger Sachse" geriert, bemüht sich strebend um eine große, kraftvolle Rechte, wobei es ihm, der ein Praktiker ist und kein Doktrinär, ganz gleich bleibt, wer diese Rechte formt, welcher Gedanke sie prägt. Aus diesem Grunde gewährt die ‚D.A.Z.' einen viel tiefern Einblick nicht nur in die großen Fraktionen der Rechten sondern auch in die kleinern vielfach nuancierten Coterien, von denen der Mann auf der Linken durchweg keine Ahnung hat. Und dabei erfährt man auch etwas von den Hoffnungen der Monarchisten.

Am 24. Mai, zum Zusammentritt des neugewählten Preußischen Landtags, schrieb Herr Doktor Klein einen Leitartikel „Der schwarz-braune Block" für die Allianz Zentrum-NSDAP., in dem ihm eine erstaunliche Wendung entschlüpfte. Kommt dieser Block nicht zustande, so führt der Verfasser sorgenvoll aus, dann beginnt erst, und nun muß man wörtlich zitieren, „der wirkliche Kampf um das Regime, bei dem wir nicht nur mit einer taktischen Einheitsfront der sogenannten marxistischen Parteien sondern auch mit dem verfrüht erzwungenen Eingreifen der Träger der monarchischen Idee zu rechnen haben könnten". Das ist wirklich sehr beachtlich und sollte vor dem Vergessen bewahrt werden. Es zeigt aufs beste, was hinter dem ganzen Gerede von der „neuen Rechten" und hinter der ganzen künstlich wichtig gemachten neokonservativen Literatur im Grunde steckt. Wenn man genauer zusieht, bleibt nur die traditionelle Konterrevolution, und seit 1920 hat sich nicht mehr verändert als die Terminologie. Es ist wohl nicht nur die Anhänglichkeit der alten Offiziosin, was die ‚D.A.Z.' so offenherzig reden läßt.

Doch versteht es die ‚D.A.Z.' auch, mit feinern Waffen für die Dynastie Reklame zu machen. Sogar die Umwandlung von Schloß Marquardt am Schlänitzsee in einen Restaurationsbetrieb muß dazu herhalten. Denn dadurch kann wieder eine Stätte geschaffen werden, „an der für eine lebendige Verbindung der Gegenwart mit der Geschichte gearbeitet wird". Wie das gemacht wird? „In der Grotte von Schloß Marquardt führte General von Bischofswerder dem zweiten Friedrich Wilhelm von Preußen seine Geisterstimmen vor, ließ er ihm, wie im Belvedere von Charlottenburg, die Gestalten der Vergangenheit erscheinen und zu ihr sprechen. Gastronomie und Astrologie, Naturgeschichte und Okkultismus können hier eine sehr witzige Verbindung eingehen, und, geschickt benutzt, können die Geister von Marquardt genau so zu einem Werbungsmittel für uns werden wie Mozarts Kleine Nachtmusik unter den fackelbeleuchteten Schlüterbalkons."

Leider verrät die ehemalige Offiziosin kein genaueres Rezept. Wir empfehlen Kempinski das Engagement von ein paar politisch grade abkömmlichen Hohenzollernprinzen, die den Gästen im historischen Kostüm die Honneurs machen. Unsres Erachtens aber dürfte es das Zugkräftigste sein, den Exkronprinz mit seinen Freundinnen bei Nachtmusik und Fackelbeleuchtung in die Grotte zu setzen, wo Bischofswerder mit dem erlauchten Vorfahren seinen okkultistischen Hokuspokus getrieben hat. Das wäre nicht nur im Sinne der ‚D.A.Z.' eine sehr witzige Verbindung von Okkultismus und Naturgeschichte son-

dern auch eine lebendige Verbindung von Gegenwart und Historie. Wir werden zurückversetzt in die galanteste Zeit Preußens, in die des dicken Wilhelm und der Lichtenau, und erfahren zugleich, daß sich in der hohen Familie seither nicht viel geändert hat. Wir glauben trotzdem, daß die ‚D.A.Z.' der Restitution der Hohenzollern nicht dient, wenn sie grade an diese Epoche wieder anknüpfen will.

Hans Kurzweg

Ein Vorschlag

Ein kürzlich in Berlin unternommener Versuch, Bilder lebender Künstler im Licitando-Wege an den Mann zu bringen, ist gescheitert. Begreiflich. Bilder sind kein lebenswichtiger Gegenstand, nur schwer trennt sich, wer Bares hat, von diesem, und die Kunst hat schlechte Zeiten in Zeiten, in denen die Mäzene selber dringend einen Mäzen brauchen.

Es wird sich heute überhaupt kaum eine Ware, sei sie nun edel oder profan, finden lassen, die, zur Auktion gestellt, die Menschen anreizt, einander mit Kaufofferten zu überbieten. Wirklich gesucht und begehrt ist in unsern Tagen nur ein einziger Artikel: Geld. Deshalb müßte man jetzt, glaube ich, umgekehrte Auktionen veranstalten, nämlich Geld ausbieten und zusehen, was es sich die Interessenten kosten lassen, in den Besitz der seltenen Sache zu kommen. Eine solche Geldverlicitierung hätte ungeheuren Zulauf und sichern Erfolg.

„Es gelangen zur Versteigerung: 1000 Mark, wer bietet?"

Sämtliche Anwesende springen von den Sitzen auf, heben beide Hände hoch, überschreien einander mit äußerster Stimmkraft, es geht wilder zu als bei irgend welcher politischen Versammlung, der ganze Saal — soweit die Auktion nicht, was notwendig sein dürfte, auf freiem Felde stattfindet — tobt von entfesselter Sammlerleidenschaft, das ausgebotene rare Stück zu erobern.

Die Angebote drängen und übersteigern sich:

„Meine Bibliothek!"

„Mein Auto!"

„Unsern gesamten Familienschmuck!"

„Meine politische Gesinnung, mit allem weltanschaulichem Zubehör!"

„Drei Kilo erstklassiger Militär-Film-Exposés!"

„Einen Posten als Theaterdirektor!" (Heiterkeit, in die auch der Auktionator und die berittene Schupo einstimmen.)

„Eine Villa im Grunewald!"

Der Auktionator wiederholt: „Eine Villa im Grunewald — zum ersten — zum zweiten — ... gibt niemand mehr?"

„Eine Villa in Dahlem plus Überlassung der Hausfrau!" (Lebhafter Widerspruch: „Das möchte ihm so passen! ... verdienen will er auch noch dabei!")

„Meinen guten Namen!"

„Meine linke Hand!"

„Den ganzen Arm!"

„Meine Bereitschaft zu Allem und Jedem!"

Und so weiter.

Für Carl von Ossietzky!

Dieser Nummer liegt eine Sammelliste bei für die von der Liga für Menschenrechte und dem PEN-Club (Deutsche Gruppe) veranstaltete Petition für Carl von Ossietzky. Den besonders von den Betrieben ausgehenden Anforderungen nach ihren größern Sammellisten kann die Liga nicht mehr nachkommen, da ihre Exemplare vergriffen sind. Es wird deshalb vorgeschlagen, im Bedarfsfall eigne Sammellisten mit am Kopf aufgeklebtem Petitionstext herzustellen.

Damit ein bißchen Ordnung und System in die Sache kommt, wird es sich empfehlen, die Geldversteigerungen für bestimmte Kategorien von Angeboten zu spezialisieren, also etwa eine Geldauktion, wo nur Sachwerte, eine andre, wo nur ideale Werte in Zahlung genommen werden.

Nicht auszudenken, bis zu welchen Höchstleistungen an Opferwillen die Aussicht, so ein schönes Stück wie etwa einen Tausendmarkschein von beglaubigter Echtheit zu erstehen, die unübersehbare Schar der Interessenten hinreißen würde. Für irgend etwas heute Geld zu bekommen, ist entsetzlich schwer, aber für Geld alles Mögliche zu bekommen, ist ganz leicht. Vielleicht wäre von hier aus überhaupt die stehengebliebene Wirtschaft in Schwung zu bringen, indem Ware und Geld ihre Rollen tauschen, dieses zum Verkaufsobjekt und jenes zum Zahlungsmittel wird. Sie kennen alle das hübsche Gesellschaftsspiel: Was müßte man Ihnen zahlen, damit Sie dies oder jenes tun? Wenn man es nun umgekehrt spielte: Was wären Sie imstande zu tun, wenn man Ihnen so und soviel zahlte?, ... die Antworten würden zeigen, welch heroischer materieller und geistiger Opfer der Mensch fähig ist, wenn nur sein Idealismus durch das rechte Zauberwort wachgerüttelt wird.

Florian

Unser kluger Setzer

Pastor Cremer hat von einem seiner vielen Geheimkonten bei dem Zentralausschuß der Innern Million 20 000 Mark weggenommen, ohne jede Angabe.

‚Weltbühne' Nr. 22

Pg. Generaldirektor

Zu den größten Wundern des nationalsozialistischen Vormarsches gehört die finanzielle Ausstattung dieser Bewegung. Der gewaltige Parteiapparat, die kostspieligen Propagandaaktionen, die Besoldung der SA. und die durchaus nicht knapp bemessenen Gehälter der hohen Parteichargen erfordern einen Aufwand, der durch Mitgliedsbeiträge niemals bestritten werden könnte. Man weiß längst, daß die Partei über eine große Anzahl kapitalkräftiger Protektoren verfügt, die aus Furcht oder Hoffnung an die Seite der NSDAP. getreten sind. Wenn zum Beispiel der amerikanische Warenhauskonzern Woolworth beträchtliche Summen für die nationalsozialistische Bewegung gegeben hat, so kann nicht persönliche Sympathie sondern lediglich die Furcht vor der Gegnerschaft der künftigen Machthaber ausschlaggebender Beweggrund gewesen sein. Ebenso, wie man sich gegen Aufruhr oder Feuer versichert, kann man sich anscheinend auch gegen das „Dritte Reich" versichern lassen. Eine solche Handlungsweise spricht weniger gegen den ausländischen Konzern, dem die deutsche Politik gleichgültig ist, als gegen eine Partei, die sich als Verkünder des nationalen Gedankens und als besonderer Feind des Warenhauskapitals aufzuspielen pflegt.

Bereits wenige Wochen nach den Wahlen vom 14. September 1930 nahm das damalige Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, Herr von Stauß, Verhandlungen mit Adolf Hitler auf. Wenn damals das Institut sein Vorstandsmitglied nicht zurückgepfiffen hat, so unterblieb dies

mit etwa folgender Begründung: Eine Großbank, die für die Sicherheit ihrer Einleger verantwortlich ist, muß auf die gegebenen Tatsachen Rücksicht nehmen. Schon anders erklärt sich das Verhalten des Direktors der Commerz- und Privat-Bank, Friedrich Reinhart, der aus seinen Sympathien für die äußerste Rechte kein Hehl macht. Aus dieser Haltung erklärt sich auch die Bedenkenlosigkeit, mit der Reinhart im Falle der Ilse Bergbau A.-G. gegen die Reichsinteressen aufgetreten ist. Selbstverständlich hätte die Reichsregierung die Möglichkeit gehabt, ihren Majoritätseinfluß bei der Commerz- und Privat-Bank durch Abberufung Reinharts geltend zu machen. Der Commerzbank-Direktor rechnete aber damit, daß sich eine absterbende Regierung nicht mehr zu einem solchen Schritt bequemen würde. Leider hat er sich nicht verrechnet.

Die Wintershall-Kali A.-G. hat einen jährlichen Dispositionsfonds von zwei Millionen Mark, über den Generaldirektor Rosterg in Gemeinschaft mit dem stellvertretenden Aufsichtsratsvorsitzenden Rechtsanwalt Schmidt I, Hannover, verfügen kann. Es besteht kein Zweifel, daß ein erheblicher Teil dieser Mittel für die Unterstützung der nationalsozialistischen Bewegung verwandt wird. Hier liegt schon nicht mehr der Gedanke einer Rückversicherung vor, sondern die Hoffnung, daß sich dieses politische Geschäft später einmal bezahlt machen wird. Die Wintershall A.-G., die etwa vierzig Prozent der Quoten des Kali-Syndikats besitzt, strebt seit längerer Zeit nach der Alleinherrschaft in der Kali-Industrie. Bei der finanziellen Lage des Konzerns ist es nicht möglich, dieses Ziel durch käuflichen Erwerb andrer Kali-Quoten zu erreichen. Mit den Mitteln der Politik läßt sich vielleicht auch diese Schwierigkeit überwinden. Ähnliche Gründe haben wohl auch seinerzeit bei den Lahusens mitgespielt, obwohl selbstverständlich die in sich gesunde Wintershall A.-G. nicht mit der Norddeutschen Wollkämmerei verglichen werden kann. Die Brüder Lahusen spekulierten vermutlich darauf, daß ihnen im „Dritten Reich" das Wollmonopol zufallen würde. Ihr Kalkulationsfehler bestand lediglich darin, daß ihr Zusammenbruch rascher erfolgte als Hitlers Machtergreifung.

Schließlich gibt es auch Wirtschaftsführer, die aus innerer Überzeugung den Nationalsozialisten Gefolgschaft leisten. Einem Manne wie Fritz Thyssen wird man die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zubilligen können. Ähnliches wird auch dem Generaldirektor Berckemeyer von den Oberschlesischen Kokswerken nachgesagt, bei dem Hitler während seiner jüngsten Anwesenheit in Berlin zu Gast gewesen ist. Aber der Zulauf, den die Nationalsozialisten aus dem industriellen Lager in letzter Zeit bekommen haben, ist doch zum größten Teil Ausnutzung einer kommenden Konjunktur.

Bernhard Citron

Liebe Weltbühne!

Ein berliner Filmmann betrachtet sinnend das Titelblatt des ‚Weltspiegels', das den Regisseur S. M. Eisenstein zeigt, wie er „über den Dächern von New York" eingeseift und rasiert wird. „Die Unterschrift ist nicht richtig", sagt er, „sie sollte lauten: Eisenstein verhandelt mit der amerikanischen Filmindustrie".

Hinweise der Redaktion

Berlin

Individualpsychologische Gruppe. Montag 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Nietzsche und die Individualpsychologie. Harald Landry.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz. Öffentliche Diskussion. Walter Arnold und Wilhelm Prügel: Die Schuld der Linken. Kurt Hiller: Sind wir Marxisten?

Buchhandlung Karl Buchholtz, Kurfürstendamm 30. Ausstellung von K. Harald Isensteins Illustrationen zu Goethes Gedicht „Das Tagebuch".

Antworten

Kinobesucher. Der Film „Kuhle Wampe", der hier anläßlich des Zensurverbots besprochen wurde, ist nun freigegeben. Auch im zerschnittenen Zustand hat er die Reize und die Nachteile einer Experimentierarbeit. Ein lockeres Szenengefüge, ein bißchen rauh im Ton, ein bißchen grau in der Farbe, aber wichtig durch einige neue dramaturgische Effekte, vor allem in der Verwendung der Musik, schön durch den Schauspieler und Sänger Ernst Busch und das prächtige Arbeitermädchen Marta Wolter und völlig einzigartig als ein Versuch, das Proletarierleben anders zu schildern als im Operettenton der Filmindustrie. Nur das Liebeslied der Helene Weigel, der Heilpädagogin der berliner Weltrevolution, sollte man schleunigst entfernen.

Verein der Saarpresse. Sie beanstanden in unserm ersten Saarartikel (Nr. 17) den Satz: „Eines ist sicher, die Schwerindustrie würde auch bei der letzten Entscheidung, ob die Saar bei Deutschland verbleiben soll oder nicht, nur den eignen Interessen gemäß handeln und sich nicht an die feinen nationalen Maximen halten, die sie in der von ihr ausgehaltenen Presse aufstellen läßt." Sie bestreiten, daß es im Saarrevier eine von der Schwerindustrie ausgehaltene Presse gebe. Der Verfasser des Artikels bemerkt zu Ihrer Beanstandung, daß er bei seinen Ausführungen nicht an Blätter des Saarreviers sondern an andre von der Schwerindustrie abhängige Organe gedacht habe. Soweit ein Mißverständnis durch die Fassung des beanstandeten Satzes entstehen konnte, sei dies hiermit richtiggestellt.

Der Vorposten, Danzig. Wir bestätigen dankend den Empfang Eures Artikels mit der Überschrift „Das Pazifistenschwein H. von Gerlach". Die kräftige Ausdrucksweise betrachten wir als Beweis Eures blutechten Germanentums. Daß Ihr Gerlach, ebenso wie Brüning, des Landesverrats zeiht, beruhigt uns. Wen Ihr nicht für einen Landesverräter erklärt, der müßte ja in den Verdacht kommen, Nazi zu sein.

Westdeutscher Rundfunk. Wir hatten kritisiert, daß bei Dir die Polizeiflagge als Schwarz-Rot-Gelb bezeichnet worden war. Und nun erfahren wir von Dir, daß zwar das Fahnentuch Gold kennt, das Flaggentuch aber nur Gelb. Dieser feine Unterschied zwischen Fahne und Flagge war uns neu. Man lernt nie aus. Nun sind wir belehrt. Heißen Dank!

Ungebildeter. Sie wissen nicht, was ein Lachkabinett ist? Fragen Sie doch Herrn von Papen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Nur keine Schwäche! von Hanns-Erich Kaminski

Wir wissen, daß wir unser Volk nur erhalten können, wenn wir in warmer Liebe uns einsetzen für das richtig verstandene Wohl der breiten arbeitnehmenden Massen.

Freiherr von Gayl

Wirst Du jetzt gleich zum Kreuz kriechen und um Gnade und Schonung flehen, siehe, so wird Dir die Strenge selbst Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter sein — sie drückt das Auge bei der Hälfte Deiner Verbrechen zu, und läßt es — denk doch! — und läßt es bei dem Rade bewenden.

Friedrich Schiller

Es ist nicht bekannt geworden, wieviel neue Mitglieder Hitler in diesen Tagen gewonnen hat. Ihre Zahl dürfte beträchtlich sein. Vielen werden jetzt die Knie weich, brave Bürger fragen entrüstet, warum die Arbeiter noch nicht den Generalstreik proklamiert haben, Hörsing gründet eine neue Partei, und Otto Braun hat Urlaub genommen. Götterdämmerung!

Auch Zeiten wie diese haben ihr Gutes: sie enthüllen die Dinge und die Menschen. Jetzt gibt es nur noch ein Hüben und ein Drüben. Jetzt zeigt sich, was jeder wert ist. Jetzt erfährt man endlich, wer Freund und wer Feind ist.

Schlimmer noch als die offenen Feinde sind freilich die falschen Freunde, die durch ihre Feigheit die demokratische Republik zugrunde gerichtet haben. Typisch für diese ängstliche Rücksichtnahme sind die letzten Maßnahmen der geschäftsführenden preußischen Regierung. Vielleicht war es richtig, auch den kleinsten Anlaß, der sie ins Unrecht setzen konnte, zu beseitigen. Aber selbstmörderisch war es, die Beamtengehälter erneut zu kürzen und das Fleisch zu verteuern und so der Reaktion nochmals Agitationsmaterial zu liefern, statt wenigstens zuguterletzt noch populär zu regieren und die notwendigen Lasten den Besitzenden aufzubürden. Jetzt sind die kommenden Notverordnungen Papens schon im Voraus durch die preußische Regierung gerechtfertigt.

So hat man es immer gemacht. So aber, grade so darf man es nicht machen. Es hat nie Sinn gehabt, dem Gegner entgegenzukommen. Heute ist jeder derartige Versuch Verrat.

Noch ein andrer Fehler muß fortan vermieden werden: die Hoffnung auf andre. Die Leute, die immer behaupteten, Hindenburg würde „das" nicht mitmachen, sind nun zwar verstummt. Dafür prophezeien sie jetzt außenpolitische Schwierigkeiten und rechnen auf allerlei Konflikte: zwischen der Regierung und ihren Hintermännern, zwischen Neurath und Papen, zwischen Bayern und dem Reich. Alle diese Propheten haben eine große Vorliebe für Psychologie, sie zerbrechen sich die Köpfe der neuen Machthaber und wissen genau, an welchem Punkt diese Köpfe aneinander geraten müssen.

Es ist selbstverständlich, daß das neue Regime starke Gegensätze in sich birgt und auf zahlreiche Widerstände stoßen würde, auch wenn es keine Linke gäbe. Jedoch so sorgfältig wir alle diese Möglichkeiten beobachten müssen, ver-

lassen können wir uns nur auf uns selbst. Denn die Personen, die uns gegenüberstehen, sind nicht sehr erheblich, sie können jederzeit durch andre ersetzt werden, ohne daß sich dadurch etwas Wesentliches ändern würde. Was die Reichsregierung und die hinter ihr stehenden Kräfte zusammenkittet, das ist ihr gemeinsames Klasseninteresse. Nicht mit Personen oder gar mit Persönlichkeiten, sondern mit einer Klasse haben wir es also zu tun, und selten ist eine Regierung in ihrer klassenmäßigen Zusammensetzung so homogen gewesen wie diese.

Dem Klasseninteresse der zur Herrschaft gelangten Reaktion muß die Linke darum ihr eignes Klasseninteresse entgegenstellen. Jede andre Konstellation kann die Gegensätze nur verwischen und die Situation verfälschen, wobei die Linke nichts zu gewinnen hätte. Die deutsche Linke aber ist die deutsche Arbeiterklasse. Ein linkes Bürgertum gibt es in Deutschland nicht mehr, wer sich zur Linken gehörig fühlt, der muß darum an dem Klassenkampf des Proletariats teilnehmen.

Dieser Klassenkampf ist niemals so hart und deutlich gewesen wie jetzt, da der Reichsinnenminister erklärt hat: „Wir sind keine Vertreter einseitiger Standes- und Berufsinteressen, sondern Reichsminister, deren Sorge und Liebe jedem einzelnen Volksgenossen gehört." Wollen die Arbeiterparteien trotzdem fortfahren, jede für sich und gegeneinander zu kämpfen?

Die kommunistische Idee, die Arbeiterschaft „von unten her", ohne und gegen die sozialdemokratischen Führer zu einigen, hat sich als undurchführbar erwiesen. Auch die kuriose Behauptung einiger Sozialdemokraten, die Einigung sei durch die Eiserne Front schon verwirklicht, dürfte heute von niemand mehr aufrechterhalten werden. Ich bin stets der Meinung gewesen, zwar nicht die Einigung aber wenigstens die Zusammenarbeit sei nur möglich, wenn es gelänge, die Führer beider Parteien an einen Tisch zu bringen, und ich habe mich schon vor Monaten bemüht, in dieser Richtung zu arbeiten. Leider scheiterte dieser Versuch genau wie alle ähnlichen. Heute ist die Geneigtheit zur Verständigung zweifellos auf beiden Seiten vorhanden, aber heute ist keine Zeit mehr für diplomatische Vorarbeiten.

Selbstverständlich kann der prinzipielle Gegensatz zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten nicht überbrückt werden, und auch die Sentiments und Ressentiments, die sie seit Jahren trennen, können nicht von einem Tag zum andern verschwinden. Möglich aber ist eine Listenverbindung, die verhindert, daß bei der bevorstehenden Reichstagswahl Reststimmen verloren gehen. Möglich ist ferner eine Verständigung über die Wahlagitation. Die Angriffe auf die proletarische Nachbarpartei müssen eingestellt werden, damit ein umso größerer Teil der Redezeit jedes Agitators zu Angriffen auf die Reaktion verwendet werden kann. Ebenso müssen Redner und Drucksachen gleichmäßig über das ganze Land verteilt werden, damit nicht an einem Ort Kräfte vergeudet werden und in andern überhaupt keine Versammlungen stattfinden und überhaupt keine Flugblätter verteilt werden.

Doch das sind vorwiegend technische Fragen. Die Hauptsache ist, daß die beiden Parteien sich verständigen, wofür

sie kämpfen wollen. Wenn sich in der Mitte um das Zentrum herum ebenfalls eine Front gegen die Diktatur bildet, umso besser. Verhängnisvoll wäre es jedoch, wenn ein Teil der Linken gegen Papen für Brüning, gegen die ganze für die halbe Diktatur, gegen den Vollstrecker für den Wegbereiter fechten wollte. Was Doktor Brüning getan und unterlassen hat, eignet sich nicht zur Parole für eine Entscheidungsschlacht.

Wir wollen die Bedeutung dieser Wahl nicht überschätzen, aber zum letzten Mal erhält die Linke durch sie eine gewaltige Chance. Jetzt dürfen keine Zugeständnisse mehr gemacht werden! Jetzt müssen wir ausschließlich auf unsre eigne Kraft bauen und für unser eignes Ideal eintreten.

Duell Hitler-Schleicher von Hellmut v. Gerlach

Wer Hitlers Selbstbiographie „Mein Kampf" gelesen hat, wird sich mit Entsetzen fragen, wieso ein solcher sadistischer Oberkonfusionsrat zum Führer eines starken Drittels des deutschen Volkes werden konnte.

In Hitler steckt jedoch etwas mehr als in seinem Buch. Er hat Instinkt. Damit verdeckt er die Löcher in seinem Intellekt. Sein Instinkt lehrt ihm die Kunst der Menschenbehandlung in einem Maße, um das ihn jede Kartenlegerin und Kaffeesatzleserin beneiden muß. Sein Instinkt macht ihn zum Menschenfänger. Wenigstens zum Fänger gewisser Menschen. Aber sie sind sehr zahlreich.

Herr von Schleicher galt seit Jahren als der klügste und darum gefährlichste Mann der Reichswehr. Er ist verzehrt von Ehrgeiz. Warum kann nicht auch Deutschland einen Bonaparte produzieren? Das Heer hat er ja längst in der Tasche. In diesen gottverfluchten demokratischen Zeiten braucht man nur leider auch noch das Zivil.

Darum schloß er mit Herrn Hitler einen Pakt. Pactum leoninum nannten die Römer solche Art Verträge. Hitler gelang ein Meisterstück in seinem Jugendgewerbe des Anstreichers.

Herr von Schleicher wollte sich die parlamentarische Unterstützung der Nationalsozialisten sichern. Darum verpflichtete er Hitler durch allerlei Gaben zur wohlwollenden Neutralität. Er versprach ihm baldige Auflösung des Reichstags, scharfes Vorgehen gegen die bisherige preußische Regierung, Wiederzulassung der braunen Privatarmee, Freigabe des Rundfunks, überhaupt jede Förderung der nationalsozialistischen Agitation.

Herr von Schleicher hat die übernommenen Verpflichtungen geleistet oder steht im Begriff, sie zu leisten.

Herr Hitler befindet sich in der angenehmen Lage, von der einzigen Leistung, die er zugesagt hatte, durch den Gang der Ereignisse dispensiert worden zu sein. Er sollte die Regierung Schleicher parlamentarisch unterstützen, ihr bei der Vorstellung im Reichstag ein Vertrauensvotum sichern. Damit hätte seine Partei die Verantwortung für die Taten der feudalen Regierung übernommen.

Herr Hitler ist diesmal nicht wortbrüchig geworden. Es fehlt ihm die Gelegenheit dazu. Die Ereignisse selbst ent-

banden ihm seines Wortes. Der Reichstag flog auf, ohne die neue Regierung zu Gesicht bekommen zu haben.

Bebel hat einmal von dem Schweineglück der Sozialdemokratie gesprochen. Diesmal haben die Nationalsozialisten das Schweineglück gehabt. Auf Kosten des Herrn von Schleicher.

Alle Leute nennen Herrn von Schleicher klug. Ich will nicht klüger sein als alle Leute. Aber wenn alle Leute recht haben, so spricht das nur dafür, daß man als General sehr leicht — mangels wirksamer Konkurrenz im Offizierkorps — in den Geruch der Klugheit kommen kann. Dabei denke ich natürlich nicht an das Militärisch-Technische, das nicht zur Debatte steht, sondern an das Politische. Darum aber handelt es sich ausschließlich bei der Rolle, die sich Herr von Schleicher erwählt hat.

Wollte Herr von Schleicher parlamentarisch regieren, so mußte er sich zunächst die wohlwollende Neutralität des Zentrums sichern. Das wußte jeder politische ABC-Schütze. Herr von Schleicher hat es offenbar nicht gewußt. Er scheint sich eingebildet zu haben, daß es genüge, einen bisherigen Zentrumsmann an die Spitze der Regierung zu stellen, um das Zentrum moralisch zu binden.

Hätte Herr von Schleicher eine Ahnung von der Parteigeschichte Deutschlands, hätte er nur das geringste Verständnis für politische Psychologie, so hätte er einen solchen Schnitzer nicht machen können. So hätte er wissen müssen, daß das Zentrum sich mit einem Protestanten, zur Not sogar mit einem Dissidenten, politisch abfinden kann, aber nie mit einem Katholiken, der als Rebell gegen das Zentrum auftritt. Unbeugsam hält es an dem Autoritätsprinzip seinen eignen Glaubensgenossen gegenüber fest. Es weiß, daß seine unbeschreiblich große politische Macht ausschließlich auf seiner vorbildlich straffen Disziplin beruht. Der Katholik, der aus der Reihe tanzt — das ist der Feind!

In demselben Augenblick, als Herr von Schleicher Herrn von Papen ohne Zustimmung des Zentrums zum Reichskanzler machte, hatte er schon sein Spiel verloren.

Natürlich gibt er selbst sich nicht verloren. Dafür ist er viel zu sehr von seiner Gottähnlichkeit durchdrungen. Er soll ja schon von der vierjährigen Dauer der von ihm geschaffenen Regierung gesprochen haben.

Hitler wird schmunzeln. Je mehr Illusionen sich sein letzter ernsthafter Konkurrent auf der Rechten macht, um so leichter wird er ihn zu Boden drücken.

Der deutsche Fascismus hat im Gegensatz zum italienischen darunter gelitten, daß er eine Mehrzahl von Prätendenten hatte: Ludendorff, Hugenberg, Duesterberg. Hitler hat sie allmählich alle kleingekriegt. Schleicher aber glaubt, daß er Hitler kleinkriegen werde. Gestützt auf die Reichswehr hält er sich für stärker als jeden Zivilisten.

Gewiß, mit hunderttausend Mann Bewaffneter ist man stärker als viele Millionen Unbewaffneter. Nämlich im Augenblick einer blutigen Auseinandersetzung.

Aber Schleichers Rechnung hat zwei Lücken. Einmal: weiß er denn, ob bei einer solchen blutigen Auseinandersetzung er auf die Gesamtheit der Reichswehr gegen Hitler rechnen könnte? Und dann: glaubt er, gestützt auf hunderttausend Schießwerkzeuge, Jahre hindurch gegen die drei millionenstarken zivilen Heerhaufen der Marxisten, der Nationalsozialisten und des Zentrums regieren zu können?

Sein Denken ist rein militärisch und darum politisch falsch. Er rechnet kurzfristig, der Politiker muß langfristig rechnen.

Naive Seelen glauben an eine Art Verschwörung von Hitler und Schleicher. Gewiß, beide sind sich völlig einig in ihrem Haß gegen die demokratische Republik. Aber sonst sind sie Todfeinde, nämlich Konkurrenten. Jeder möchte sich des andern bedienen. Bisher hat sich bei diesem Spiel Hitler als der weitaus Überlegene gezeigt.

Schleicher könnte nur dann eine ausschlaggebende Stellung erringen, wenn die Wahlen den Nationalsozialisten und den Deutschnationalen zusammen zwar die absolute Mehrheit brächten, dabei aber die Deutschnationalen so starken Zuwachs erhielten, daß ohne sie Hitler nicht zur Macht gelangen kann. Dann käme es in der Tat auf Schleicher und seine Reichswehr an.

Aber so werden die Dinge nicht laufen.

Die Nationalsozialisten werden die weitaus stärkste Partei im neuen Reichstag sein. Aber wenn sie nicht einmal in Preußen mit den Deutschnationalen zusammen die absolute Mehrheit erringen konnten, so erst recht nicht im Reichstag, für den Süddeutschland mitwählt.

Die Deutschnationalen werden im kommenden Reichstag ein so kleines Häuflein sein, daß es auf der Rechten nicht auf sie, sondern nur auf die Nationalsozialisten ankommt. Denen hat Herr von Schleicher die Türen sperrangelweit geöffnet. Sie werden mit ihrem Terror auf dem platten Lande die Deutschnationalen flach an die Wand drücken. Sie sind ja in der glänzenden Lage, die Regierung Papen-Schleicher nach Belieben kritisieren zu können. Und was sich in der Beziehung nach Lausanne tun wird, das kann sich kaum der phantasievollste Dichter ausdenken.

Hätte Herr von Schleicher nur ein Atom politischen Denkens, so hätte er entweder in die neue Regierung ein paar Nationalsozialisten hineinzwingen oder sich selbst aus ihr heraushalten müssen. Er mußte die Nationalsozialisten mit der Mitverantwortung belasten. Als er dies unterließ, diente er, wider seinen Willen natürlich, ausschließlich dem Spiel Hitlers.

Für den Republikaner sind das Dritte Reich Hitlers und die Militärdiktatur Schleichers zwei ganz gleichgroße Übel.

Wäre der Herr der Reichswehr ein Instrument Hitlers, so wäre die Republik kaum noch zu retten.

Die intime Feindschaft der beiden Republikfeinde untereinander ist eine Chance der Republik.

Diese Chance zerrinnt, wenn die Republikaner nicht dafür sorgen, daß der Linksblock den Rechtsblock überragt.

Jede verlorene Stimme ist ein Stein zur Erhöhung des Rechtsblocks.

Zerschlagung des Tarifrechts? von Thomas Tarn

Als Brüning gestürzt und die neue Regierung gebildet wurde, meinten manche kommunistischen Zeitungen, weil der Widerstand der Arbeiterschaft gegen den Brüningkurs immer stärker geworden sei, hätten die wahren Machthaber geglaubt, mit noch schärfern Mitteln als die Brüningregierung vorgehen zu müssen. In Wirklichkeit war das genaue Gegenteil festzustellen. Die Brüningregierung ist nicht infolge des wachsenden Widerstandes der Arbeiterklasse, sondern sie ist von rechts gestürzt worden, von den Cliquen der Schwerindustrie, der Junker etcetera, denen der Kurs der Brüningregierung noch nicht reaktionär genug war. Das zeigte sehr deutlich bereits die Regierungserklärung. Sie war in manchen Punkten sehr verschwommen, in einem aber absolut deutlich: In der Kampfansage gegen den Wohlfahrtsstaat. Wörtlich war die Rede von dem „Staat, den man zu einer Wohlfahrtsanstalt zu machen versucht habe, wodurch man die moralischen Kräfte der Nation geschwächt habe".

Was ist der Kern dieses „Staatssozialismus" gewesen? Die Arbeitslosenversicherung. Sie also soll die moralischen Kräfte der Nation geschwächt haben. Sie gilt es daher abzubauen. Und während es nach dem Sturz der Regierung hieß, das neue Regime wolle ohne Notverordnungen auskommen, hat sich schon in wenigen Tagen das genaue Gegenteil ergeben. Die neue Notverordnung bringt einen noch weit radikalern Einschnitt als die der ehemaligen Regierung.

Am Tage vor seiner Demission hatte Brüning in seiner bekannten Rede vor der ausländischen Presse, nicht ahnend, wie weit die Machinationen hinter seinem Rücken bereits gediehen waren, erklärt, daß man keine Zeit für Regierungskrisen habe, sondern alle Anstrengungen auf das Problem der Arbeitslosigkeit konzentrieren müsse. Brüning hatte schon damals festgestellt, daß von der Arbeitslosenversicherung im eigentlichen Sinne bereits im Frühling 1932 nicht mehr die Rede war. Ursprünglich sollte durch die Arbeitslosenversicherung den unbeschäftigten Arbeitern nicht nur das nackte physische Existenzminimum garantiert werden — was ihm ja auch die Armenfürsorge geben konnte, — sondern ein bestimmter Lebensstandard. Als die Arbeitslosenversicherung geschaffen wurde, war der durchschnittliche Unterstützungssatz etwa neunzig Mark. Im Frühling 1932 betrug er dagegen nur noch etwa fünfzig Mark. Und zwar galt dies nur für den verheirateten Arbeiter mit Familie. Schon mit diesem Satz ist eine menschliche Existenz nicht mehr möglich, der Arbeitslose wird schon dabei im wahrsten Sinne des Wortes zum Substanzraub gezwungen. Aber selbst diese Sätze sind den reaktionären Cliquen zu hoch. Sie werden durch die neue Notverordnung weiter radikal abgebaut, weil man anscheinend durch Hunger die moralischen Kräfte der Nation heben will.

Es ist bezeichnend, daß nicht nur das Zentrum in seiner Reichstagsfraktion der neuen Regierung den schärfsten Kampf angesagt hat sondern daß auch die christlichen Gewerkschaften das Regierungprogramm und die Notverordnung als An-

griff empfinden. In einem Aufruf der christlichen Gewerkschaften wird mit allem Nachdruck gesagt:

Ihre (der Regierung) sozialpolitische Haltung geht von der Schlagwortpolitik reaktionärer Kreise aus. Den sozialpolitischen Verpflichtungen, die Staat und Nation in der Not der Krise übernehmen mußten, wird Schwächung der moralischen Kräfte der Nation und eine Steigerung der Arbeitslosigkeit vorgeworfen. Diese Haltung wird für sie der Auftakt zum Abbau der Arbeitslosen- und Sozialversicherung, des Tarif- und Schlichtungswesens, sowie des sozialen Schutzes überhaupt.

In dieser Erklärung der christlichen Gewerkschaften ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Steigerung des reaktionären Kurses sich nicht nur in dem bisher brutalsten Abbau der Arbeitslosenversicherung sondern auch in dem direkten Angriff auf das Tarifrecht zeigt. Es ist von Regierungsseite aus dementiert worden, daß die Verabschiedung Brünings sich in der Form vollzogen habe, wie es der ‚Dortmunder Generalanzeiger' darstellt, der unter anderm hervorhebt, daß Hindenburg erklärt habe, es sollten keine Gewerkschafter in der neuen Regierung sitzen. Unabhängig davon, in welchen Formen die Entlassung Brünings stattfand, das eine ist sicher: in der neuen Regierung sitzen keine Gewerkschaftsvertreter, in der neuen Regierung finden daher die Scharfmacherpläne keine Barriere mehr. Es ist schon hervorgehoben worden, daß der meist gehaßte Mann in der Brüningregierung der Arbeitsminister Stegerwald war, und es ist charakteristisch, daß man in den ersten Tagen nach der Regierungsbildung zunächst niemanden finden konnte, der geneigt war, den Posten des Arbeitsministers zu übernehmen. Was die Schwerindustrie, was das Monopolkapital hier fordert, ist klar und eindeutig: weitere Aushöhlung des Tarifrechts mit dem Ziel seiner Zerschlagung. Die staatlichen Instanzen sollen immer weniger in den direkten Kampf der Parteien um die Festsetzung der Löhne eingreifen. Der Lohn soll nicht mehr ein „politischer" sein, sondern er soll sich wieder „im freien Spiel der Kräfte" bilden. Was das bei den heutigen Arbeitslosenzahlen bedeutet, ist klar. Wenn man den Arbeitslosen die kärgliche Unterstützung noch weiter herabsetzt, wenn man gleichzeitig das staatliche Schlichtungswesen immer mehr einschränkt, so heißt das, dem Monopolkapital, den reaktionären Gewalten, völlig freie Hand lassen im Lohnraub gegen die Arbeiterschaft.

Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' spricht am unverhülltesten die Pläne der Scharfmacher aus. Sie hatte schon vor Monaten geschrieben, daß sie an sich nichts gegen die Beibehaltung des Tarifrechts habe, wenn man nur die Löhne elastischer gestalte. Man behält so auch in der neuen Notverordnung das Tarifrecht formal bei, in Wirklichkeit aber wird es inhaltlich ausgehöhlt, wird de facto zerschlagen.

Die gesamte Arbeiterbewegung, von den christlichen Gewerkschaften bis ganz nach links, fühlt diese Bedrohung. Sie fühlt, daß das Monopolkapital zum entscheidenden Kampf gegen die Gewerkschaften überhaupt ausholt. Und es steht in mannigfaltigem Zusammenhange mit dem radikalen sozialen Abbau in der neuen Notverordnung, daß die SA.- und SS.-Formationen in neuer Gestalt wieder aufleben sollen. Grade

bei der Durchsetzung der lohnpolitischen Scharfmacherpläne gegen die Arbeiterschaft hat die SA., hat die Terrorarmee Hitlers sehr wichtige Funktionen.

Wenige Tage vor der Proklamierung der Notverordnung brachte der ‚Vorwärts' einen Bericht über den SA.-Terror in der unmittelbaren Nähe von Berlin, in Frankfurt a. O.:

. . . die Trupps zogen nach dem Gewerkschaftshaus und schlugen hier mit Stöcken und Steinen sämtliche Scheiben der unteren Fenster und einiger Fenster im oberen Stockwerk ein. Das Gewerkschaftshaus, ein altes historisches Gebäude, das unter Denkmalschutz steht, bietet ein trostloses Bild der Verwüstung . . . Die Polizei, die den Nazis gegenüber niemals mit der notwendigen Strenge durchgegriffen hatte, stand diesen Exzessen machtlos gegenüber, obwohl am Nachmittag unsre Stadtverordnetenfraktion auf die Gefahr aufmerksam gemacht hatte.

Der Überfall auf das Gewerkschaftshaus in Frankfurt a. d. Oder fand statt, bevor die SA. offiziell wieder erlaubt waren. Er gibt eine ungefähre Vorstellung davon, mit welcher Intensität die Angriffe der Nazihorden gegen die Gewerkschaften wie überhaupt gegen alle Einrichtungen und Organisationen der Arbeiterschaft vor sich gehen werden, wenn jetzt die SA. in neuen Formen auferstehen werden. Der Zweck des Terrors ist klar. Die passiven, die defaitistischen Strömungen in der deutschen Arbeiterschaft sollen durch den nationalsozialistischen Terror immer mehr gesteigert werden, die Widerstandsfähigkeit der deutschen Arbeiterklasse soll zertrümmert werden, so daß sie auch die reaktionärsten Maßnahmen des Monopolkapitals in Lohn- und Sozialpolitik ohne Widerspruch hinnimmt. Die neue Notverordnung ist so ein Alarmsignal. Die Arbeiterschaft muß erkennen, daß sie auf die gesamten reaktionären Machenschaften nicht allein mit dem Stimmzettel antworten kann, sondern daß sie auf den immer stärkeren Terror der Nazis mit außerparlamentarischen Mitteln erwidern muß.

Es hat kein Jahr in der Geschichte des deutschen Kapitalismus gegeben, in dem so wenig gestreikt wurde wie 1931/32. Und es ist sicher, daß die riesenhaften Arbeitslosenzahlen Streiks, die sich auf das wirtschaftliche Gebiet beschränken, in der überwiegenden Zahl der Fälle unmöglich machen. Möglich aber sind Proteststreiks. Und wenn beispielsweise auf die Notverordnung hin oder auf Terrorakte der Nazis der ADGB. zu befristeten Protesstreiks in bestimmten Gebieten aufriefe, dann würde er voraussichtlich die gesamte Arbeiterschaft von den christlichen bis zu den kommunistischen Arbeitern hinter sich haben, weil auch die christlichen Arbeiter immer deutlicher spüren, daß der Terror der Nazis die gesamten Arbeiterorganisationen trifft und nicht nur die sozialistischen. In der Abwehr gegen die Sozialreaktion, gegen den Naziterror, wächst der Einheitswille der Arbeiterschaft. Sollen die Arbeiterorganisationen erhalten bleiben, soll die Aushöhlung, die Zerschlagung des Tarifrechts und des Kollektivvertrages verhindert, soll den Erwerbslosen das nackte Existenzminimum garantiert werden, so ist die einheitliche außerparlamentarische Aktion der Arbeiterklasse unbedingt notwendig.

Die „bedrohte Provinz" von Rudolf Olden

Auf der großen Tagung des VDA in Elbing sagte in seiner Festrede der frühere Reichswehrminister Geßler: „Deutschlands Schicksal wird im Osten entschieden." Also tönende Worte ist man geneigt für Edelstumpfsinn zu halten, gesprochen, nur um die Gemüter der Hörenden in Bewegung zu bringen. Denn was ist das, „Deutschlands Schicksal"? Und wie soll es „sich entscheiden"? Entschied sich das Schicksal jedes Volkes nicht hundertmal, und wird es sich nicht noch hundertmal entscheiden? Und warum sollte Oesterreich, Bayern, Rheinland nicht ebenso wichtig, so schicksalsvoll für Deutschland sein, Regionen, reicher an Menschenzahl und an Vergangenheit als Ostpreußen? Aber es könnte sein, daß man Herrn Doktor Geßler Unrecht tut und daß er nur absichtlich in eine dunkle Phrase verhüllte, wovon er wußte, daß es seine Hörer wohl verstanden.

Was aber kann der Präsident des großen, einflußreichen „Vereins für das Deutschtum im Ausland" gemeint haben? Grade noch schien es so, als ob er wieder Reichsminister werden sollte und mit dem Württemberger der leipziger Oberbürgermeister Doktor Goerdeler, vor kurzem noch Staatskommissar für Preissenkung, ein Ostpreuße. Von ihm kennen wir Worte, die, offenbar gleichen Gedanken folgend, deutlicher klingen. Vor der Frauen-Ortsgruppe desselben VDA in Leipzig sagte er einen Monat vorher, wie die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' meldeten:

> Vor Gott und den Menschen habe Deutschland ein Recht auf Ostpreußen und die Gebiete des Korridors. So wie jetzt könne der Zustand nicht bleiben und auf die Dauer auch nicht hingenommen werden. Mit einer Auseinandersetzung sei bestimmt zu rechnen und, wie er seine Landsleute kenne, werde es hart auf hart gehen.

Auch hier ist man versucht, nach dem Sinn der Rede zu fragen. Stellt Herr Goerdeler sich vor, eine Auseinandersetzung werde sich auf seine ostpreußischen Landsleute beschränken, deren Härte er rühmt? Aber man darf nicht nach Logik und Überlegung fragen — auch nicht bei Ministerkandidaten —, wo Gefühle so offenbar die Überlegung zurückdrängen. Genug, daß die „Auseinandersetzung" angekündigt wird.

Es erschiene mir freventlich, nationale Festreden von Hinz und Kunz zitierend aus der Dämmerung zu ziehen, wenn die Geister ringsum in Hitze stehen. Aber zwei Männer, ministrabel in hohem Maß, Vertrauensleute der Kabinette wie des Reichspräsidenten, reden so an weithin hörbarer Stelle.

Und nicht nur an dieser Stelle wurde die Auseinandersetzung angekündigt. In einer königsberger deutschnationalen Zeitung erschien die romantische Schilderung, wie Polen Ostpreußen überfällt. Von dieser Schrift des Mannes, der sich Nitram nannte, haben wir alle gehört und haben darüber weggehört. Es geschieht so viel und jeden Tag etwas, wer hat Zeit und Muße, immerfort an Ostpreußen zu denken. Wir sollten mehr an Ostpreußen denken. Was diese Schrift für die Provinz bedeutet hat, das muß man sich dort erzählen lassen. Die Zeitung kündigte den „Überfall auf Ostpreußen" in Plakaten an. Die

Fortsetzungen liefen erst in der königsberger, dann in vielen Zeitungen kleinerer Städte. Man begnügte sich nicht damit. Der alte Roman von Skowronnek „Sturmzeichen", der ebenfalls einen Überfall auf Ostpreußen darstellt, wurde ausgegraben und lief von neuem durch die Druckmaschinen. Die Buchausgabe von Nitrams Phantasie wurde gleichfalls in Plakaten angekündigt. Wenn der Oberpräsident auch ihre Affichierung an Säulen verbot und trotz allen Beschwerden bei seiner Entscheidung blieb, so prangten sie doch in den Fenstern der Buchhandlungen: „Achtung! Ostmarkenrundfunk! Polnische Truppen haben heute nacht die ostpreußische Grenze überschritten!" Man muß sich in die primitiven Gemüter östlicher Landleute versetzen. Ists Dichtung, ists Wahrheit, was da verkündet wird? Ists heute Dichtung, morgen Wahrheit? So war es gemeint, einen Mischkomplex von Glaube und Angst zu schaffen, und so ist es gelungen.

Dann renommierte der Verlag, Gerhard Stalling, es sei ein Reichswehroffizier, der das Buch verfaßt habe. Ungläubiges Lächeln der Skeptiker. Aber es war keine Rennomage. Nitram gleich Martin — der Verfasser ist Oberleutnant im 3. (preußischen) Infanterieregiment, Garnison Marienwerder.

Man täte ihm Unrecht, hieße man ihn talentlos. Das Ding ist ein Reißer, der Schriftsteller, der sonst mit weniger Erfolg Empfindsames dichtete, würde eine Stellung als Aufmachredakteur bei Hugenbergs Asphaltpresse verdienen. In vielen Kartenskizzen ist gezeigt, wie kurz der Weg von Polen zu den ostpreußischen Städtchen ist. (Das ist die Eigenheit der Grenze, jeder Grenze. Ein Schritt, und man ist drüben. Aber Nationalistenangst ersehnt unbewußt einen breiten Streifen der Zerstörung zwischen Heimat und Nachbar.) Die Steigerung ist in flüssigem Stil, mit schaurigen Bildern, abenteuerlich-humoristisch-heroisch, wohl angelegt und festgehalten bis zum pathetischen Ende:

Die Ostpreußen werden sich an ihrem Heimatboden, der ihnen seit Jahrhunderten gehört, festkrallen.

Sie werden sich vor Königsberg, in Königsberg und hinter Königsberg schlagen.

Noch auf der Mole von Pillau wird das letzte deutsche Maschinengewehr den Polen eine blutige Lehre geben.

An dieses ‚Grunwald' sollen sie denken!

Ich weiß nicht, welche Bestimmungen in der Reichswehr für Publikationen von Offizieren gelten. Die Ostpreußen wissen es wahrscheinlich ebensowenig. Aber wie unsre Begriffe von militärischer Disziplin nun einmal sind, so denkt niemand, ein Offizier werde ein militärisch-politisches Buch veröffentlichen und der Verlag das leicht durchschaubare Pseudonym lüften, ohne daß die vorgesetzten Stellen ihr Placet erteilt haben. Das mag ein Irrtum sein. Aber es bedeutet wenig, wenn Monate nachher der Stabschef des Wehrkreiskommandos in einer vertraulichen Pressekonferenz vorsichtig und einen kleinen Schritt weit von dem Buch, wie der Ausdruck lautet, „abrückt". Inzwischen hat es längst seine Wirkung getan. Mir sagten nicht Wenige in verschiedenen Orten der Provinz: mit dem Buch und durch das Buch sei die Stimmung der Bevölkerung von Grund aus geändert worden.

Der Boden war gut durchgeackert, als im Wahlkampf der Ruf hereinbrach: „Das Reich schützt Euch nicht!" Was nützen Dementis, Erklärungen, Versicherungen, wenn dem Angst-Glauben so begehrte Nahrung geboten wird. Übrigens wird der Widerstand nicht mit großer Tatkraft geleistet. Als die ‚Preußische Zeitung' Hitlers wieder einmal bellt: Das Reich schützt Ostpreußen nicht! und ein Mittelparteimann Maßregeln fordert, die die Presse-Verordnung zuläßt, erhält er die resignierte Antwort: „Man hebt mich doch auf..." Der Sünden zentraler Stellen ist keine geringe Zahl. Es ist, nicht seit gestern, nein seit Kriegsende der Inhalt aller „nationalen" Agitation: „In Berlin hat man die ‚Kolonie' vergessen." Auch verständigeren Ostpreußen liegt immer das Wort auf den Lippen: „Wir sind das Stiefkind." Alle Osthilfen der Welt würden nichts dagegen helfen. Das in selbstquälerischem Eifer geliebte Motiv vom Wirtschaftlichen aufs Militärische zu übertragen, — ein leichter Kunstgriff. Brünings königsberger Rede, sagt man mißtrauisch-verbittert, hat ein paar Nebensätze über die Ostfragen enthalten. Aber Hitler ist hereingebrochen mit dem Schrei: „Ihr seid verloren! — wählt Ihr nicht nazi..." Der gesamt-deutsche Masochismus hat hier seinen Brennpunkt. Und: „Wir sind verloren!" wird brünstig nachgesprochen.

Es ist nicht nur in Ostpreußen hitlerisch gewählt worden. Aber, charakteristisch genug, besonders stark in den Grenzbezirken, Pommern und Ostpreußen. Nehmen wir zu den vielen Ursachen auch die, die der Reichswehroberleutnant lieferte. Man wird erwidern: Grenzland neigt zur Furcht, zur Unruhe, zum Radikalismus. Mag sein. Die Frage bleibt, soll dem Nahrung geliefert werden oder nicht?

Nicht lange nach der Wahl kam der danziger Zwischenfall. Der Korrespondent des ‚Daily Express', Herr Greenwall, meldete, Polen wolle die freie Stadt überrennen. Man vergesse nicht: Das ist wie ein einziges Gebiet, Danzig und Ostpreußen, nicht nur territorial, auch psychisch, jeder Funke springt hinüber, herüber und zündet. Wer hat das ausgekocht? Der Hohe Kommissär, Graf Gravina, wurde genannt, der Fascist ist aber auch Enkel Wahnfrieds, wo man dem Braunen Haus nahesteht. Zugleich auch ein Freund der deutschnationalen Regierung Ziehm, die von den Nationalsozialisten, so rühmen sie sich, „unter Dampf gehalten" wird. Das alles ist eng verfilzt, und man braucht wenig danach zu fragen — was man später einmal in den Memoiren lesen wird —, ob Verabredungen getroffen wurden oder ob nur eine gemeinsame Grundstimmung alle bewegt. Hat Herr Greenwall — er war nicht der Einzige, der die Meldung brachte — sie aus den Fingern gesogen? Das pflegen Journalisten nicht zu tun. Oder wie ist es dazu gekommen?

Ist es wahr, daß Polen Danzig überfallen wollte? Daß es Ostpreußen überfallen will? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß nichts vorgebracht wurde, was dafür spricht.

Ist die Situation Ostpreußens überhaupt besonders gefährdet, durch die Abtrennung vom Reich besonders gefährdet? Man erinnere sich: der Bau der Panzerkreuzer wurde damit

begründet. Soll man dem Reichswehrministerium, der höchsten fachmännischen Instanz widerspechen? Immerhin kann man, scheint mir, zweierlei Meinung haben. Ein Blick auf die Karte nämlich lehrt das Gegenteil: Der Korridor ist besonders gefährdet. General Weygand sagte von ihm — ich zitiere nach Axel Schmidts bei Runge erschienener Schrift „Gegen den Korridor" —: „Unnütz im Frieden, nicht zu verteidigen im Kriege."

Aber das Eine schließt das Andre nicht aus. Ein Drittes ist gewiß: daß Ostpreußens deutsche Zugehörigkeit, kommt es zur „Auseinandersetzung", nicht in Ostpreußen entschieden wird. So wie über Ostafrika nicht in Ostafrika entschieden wurde.

Man liest weiter in ostpreußischen Zeitungen die Balkenüberschrift: „Die Aufgaben des zivilen Luftschutzes. Am 25. Juni große Luftschutzübung." Folgt eine eingehende Instruktion, die fortgesetzt wird. Das gibt es, wie man weiß, im Reich nicht. Fliegen Flugzeuge nur nach Ostpreußen? Ist nicht auch anderswo die Grenze nur ein Strich, eine Linie? Ist Geschwindigkeit und Aktionsradius der Äroplane zu gering, um irgendeine deutsche Stadt zu erreichen?

Man liest, von der Telegraphen-Union verbreitet:

Das Wehrkreiskommando I in Königsberg teilt mit, die dauernde Bedrohung der vom Reich abgetrennten Provinz habe das Reichswehrministerium veranlaßt, ihre Verteidigungsfähigkeit im Rahmen des durch das Versailler Diktat Erlaubten zu verbessern...

Abwehrkraft, Geländeverstärkungen.

Ich will nicht über Strategie orakeln. Ich sage nur, daß man — objektiv, wer weiß vom Subjektiven — alles tut, um die Ostpreußen verrückt vor Angst zu machen. Daß Hitler ihnen verspricht: Ich schütze Euch. Das Reichswehrministerium spricht, so wie Nitram-Martin: „Die dauernd bedrohte Provinz." Die Zeitungen, ob englische oder deutsche ist gleich: Die jetzt, morgen, im Augenblick bedrohte Provinz. Beides sagt im Grunde dasselbe.

Als besorgter Staatsbürger frage ich mich: was will man? Ein kluger Mann in Danzig sagte mir, nicht nur über das, was heute geschieht sondern über alles, was seit 1918 geschah: Man kann friedliche, man kann feindliche Politik machen, aber man macht, in Berlin, überhaupt keine Politik. Der Zustand ist unhaltbar? Gut. Befragt: wie wollt Ihr ihn ändern? hat noch kein deutscher Minister geantwortet.

General Foch hat, ich zitiere wieder nach Axel Schmidt, auf das Korridorgebiet weisend, gesagt: „Dort liegt die Wurzel des nächsten Krieges." Man kann das akzeptieren. Und Herr Geßler mag recht haben, wenn er, dasselbe wie Foch meinend, in Marienburg gesagt hat: „Deutschlands Schicksal wird im Osten entschieden." Wer die Nerven dazu hat, kann dabei ruhig bleiben.

Aber der dickste Nervenstrick muß ins Zittern kommen, wenn Dinge gesagt und getan werden, die Herrn Goerdelers Meinung entsprechen, daß es „hart auf hart" kommen werde,

weil so seine ostpreußischen Landsleute seien. Es gibt, dazu brauchen wir keine Erklärung des Reichskabinetts, kein ostpreußisches, kein badisches, kein sächsisches Volk, — es gibt nur ein deutsches Volk. Und wollen oder sollen wir uns in eine Kriegspsychose stürzen, so muß Ostpreußen nicht grade darin allein stehen. Kein polnisches Kind ist kindisch genug, zu glauben, daß es einen Krieg Polens gegen Ostpreußen geben könne. Nur den ostpreußischen Kindern wird das eingeredet.

Schippen tut not von Jan Bargenhusen

Im Gegensatz zu der bisher fast allgemeinen Ablehnung des freiwilligen Arbeitsdienstes durch die Linke ist an einigen Stellen ein Umschwung in der Beurteilung eingetreten. Dies veranlaßt uns, das Thema zur Diskussion zu stellen. Im nächsten Heft wird unser Mitarbeiter K. L. Gerstorff dazu das Wort nehmen.

Die Notverordnung vom Juli letzten Jahres hat die Institution des freiwilligen Arbeitsdienstes geschaffen. Sie kann als Abschlagszahlung auf die Forderungen der sogenannten jungdeutsch-volksnationalen Politiker und der Kreise um die Wehrverbände, — als Ersatz, vielleicht auch als Vorläufer für den verlangten obligatorischen Arbeitsdienst, also die Arbeitsdienstpflicht gelten.

Im Oktober etwa, nach einer Anlaufszeit von einigen Monaten, hatte sich die Bureaukratie der Arbeitsämter hinreichend mit den Modalitäten der neuen Institution vertraut gemacht; seit jener Zeit also läuft die Karre in der Praxis. Bis zum März, nach Ablauf von sechs Monaten, hatten rund 30 000 Jugendliche den Arbeitsdienst, der im Einzelfall bis zu zwanzig Wochen dauern kann, passiert. Das ist gewiß nicht viel: aber man muß bedenken, daß jenes merkwürdige Zwitterding des „freiwilligen Dienstes" verwaltungsmäßig recht kompliziert ist, also in jedem Fall eine lange Vorbereitungszeit braucht. Und weiter: Da es sich fast ausschließlich um Außenarbeiten handelt, also um Arbeiten unter freiem Himmel, konnte im Winterhalbjahr noch nicht viel geschehen.

In den ersten Monaten des Frühjahrs, bis Anfang oder Mitte Mai, sind denn auch weitere 30 000 Arbeitsfreiwillige hinausgegangen. Dieser Auftrieb ist wohl teils durch die jahreszeitlichen Möglichkeiten bedingt, teils dadurch, daß die Idee des Arbeitsdienstes mehr und mehr an Boden gewinnt. Nicht ganz freiwillig übrigens: denn seit der Dezember-Notverordnung ist die Zahlung von Unterstützungen für eine gewisse Gruppe von jugendlichen Arbeitslosen so gut wie völlig weggefallen. Für jene jungen Menschen gibt der „freiwillige" Arbeitsdienst die einzige Möglichkeit, sich ohne Inanspruchnahme von Eltern und Verwandten ehrlich durchzuschlagen.

Auch gewisse Stellen, die vor allem als „Träger" des freiwilligen Arbeitsdienstes in Frage kommen, hat man mittlerweile mit sanfter Gewalt stärker an der neuen Institution interessiert. So besonders die öffentlich-rechtlichen Körper-

schaften: sie erhalten fast keine Zuschüsse für ihre Notstandsarbeiten mehr; der Arbeitsfreiwillige tritt also vielfach an die Stelle des Notstandsarbeiters. Auch reguläre Arbeiten öffentlicher Stellen können, nach der Lockerung der „Richtlinien" für den Arbeitsdienst, mit Arbeitsfreiwilligen — und das heißt also in der Regel: mit billigeren Arbeitskräften — durchgeführt werden.

So ist die schnelle Ausbreitung des Arbeitsdienstes in den letzten Monaten ziemlich einfach zu erklären. Bei einer Arbeitslosenziffer von fünf bis sechs Millionen bedeutet allerdings die Zahl von 60 000 Arbeitsfreiwilligen, von denen der Einzelne ja auch nur vorübergehend beschäftigt wird, beinahe ein Nichts. Aber wenn man bedenkt, daß die Arbeitsfreiwilligen sich ja nur aus dem rund eine Million Menschen umfassenden Heer der jugendlichen Erwerbslosen rekrutieren, dann verschiebt sich das Bild doch etwas: ganz bedeutungslos ist der freiwillige Arbeitsdienst jetzt auch ziffernmäßig nicht mehr. Und in Zukunft wird er an Bedeutung noch weiter gewinnen. Im Reichsarbeitsministerium zeigt sich ganz eindeutig die Tendenz, die Anwendbarkeit dieser Institution zu erleichtern und damit zu erweitern. Die letzte Verordnung, die das Kabinett Brüning vor seinem Rücktritt erlassen hat, liegt in dieser Richtung. Und von der neuen Reichsregierung wird bestimmt auf dem gleichen Wege weiter fortgeschritten werden.

Bei den Gewerkschaften sieht man diese Entwicklung mit recht zwiespältigen Gefühlen an. Die freien Gewerkschaften möchten am liebsten den Arbeitsdienst in Grund und Boden verdammen; besonders hartnäckig hat der Baugewerksbund gegen die — geplante — Einschaltung der Arbeitsfreiwilligen in die Vorbereitungsarbeiten für die — geplante — erweiterte Ost-Siedlung protestiert. Man befürchtet, daß der freiwillige Dienst den Vorläufer und Schrittmacher des obligatorischen Arbeitsdienstes abgeben könnte. Man erklärt, daß schon heute die Arbeitsfreiwilligen vielfach den regulär entlohnten Tarifarbeiter von seiner Werkstelle verdrängen, daß also neue Arbeitslosigkeit oder vielmehr eine Umlagerung der Erwerbslosigkeit bei verringertem Lohnvolumen entstehen müsse. Der Arbeitsfreiwillige, der für freie Station und ein — mitunter noch nicht einmal voll in bar ausgezahltes — geringes Taschengeld sechs oder sieben Stunden täglich arbeitet, wird als Lohndrücker empfunden. Und schließlich sieht man es als eine Gefährdung der gewerkschaftlichen Errungenschaften an, daß im freiwilligen Arbeitsdienst keine Betriebsvertretungen zugelassen sind und daß hier auch die Schutzbestimmungen des Arbeitsrechts keine Geltung haben.

Der Kampf der freien Gewerkschaften gegen den „Unsinn" des freiwilligen Arbeitsdienstes wird allerdings durch zwei Momente erheblich erschwert. Erstens dadurch, daß die „Christen", Baltrusch an der Spitze, in ihrem Arbeitsbeschaffungsprogramm die Förderung des Arbeitsdienstes auch finanziell (aus Reichsmitteln) sehr entschieden verlangen. Und zweitens dadurch, daß nun auch das Reichsbanner — wie man annehmen darf, weniger aus theoretischen oder ideologischen Überlegungen als vielmehr auf das Verlangen seiner erwerbs-

losen Jungmannschaften hin — den freiwilligen Arbeitsdienst als Aufgabe proklamiert und zu realisieren beginnt. Das ist bei der gewerkschaftlichen Schulung der Reichsbannerjugend eigentlich recht merkwürdig. Aber das Elend der Arbeitslosigkeit, das materielle und das psychische, ist eben so groß, daß es alle Bedenken und traditionellen Hemmungen sprengt. Der Mensch braucht eine Beschäftigung — das ist zwar ein Gemeinplatz, aber es ist auch eine unumstößliche Wahrheit. Und wenn sich eine Chance zu bieten scheint, aus dem enervierenden Warten auf lohnende Beschäftigung, das durch die Betätigung in Krisen- und Schulungswochen nur unzulänglich unterbrochen wird, einmal herauszukommen — dann wird eben diese Chance mit Leidenschaft verfolgt, und man fragt dabei wenig nach Lohn und nach gewerkschaftlichen Mindestforderungen. Romantische Vorstellungen vom Lagerleben in ländlicher Umgebung, vom Wert der „produktiven" Arbeit für die Kultivierung des Bodens und die Regulierung der Flüsse spielen dabei eine nicht geringe Rolle — wenn in Wirklichkeit auch nur ein gutes Drittel der „Maßnahmen" des freiwilligen Arbeitsdienstes derartigen Aufgaben gewidmet ist.

So sind die Fakten, und mit ihnen muß man rechnen. Man entsinne sich doch einmal der Berichte über die Exerzier- und Schulungskurse des Stahlhelms, die in der Rechtspresse zu finden sind — mit welcher Wonne die Jungens davon erzählen, wie sie „geschliffen" worden sind! Der Drang, sich einmal richtig „auszuarbeiten", ist etwas ganz Elementares; wer sich mit den Sorgen der Jugend beschäftigen will, muß ihn in sein Kalkül einsetzen. Ein paar Stunden Sport genügen nicht, um diesen Drang zu erfüllen, geschweige denn Kurse und Beschäftigungsabende in irgendwelchen Heimen. Schließlich ist die physische, die praktische Arbeit, zu deren Lobe man vielleicht vor allem andern sagen darf, daß sie die beste Schule der Solidarität unter den Arbeitenden abgibt, jeder Art von Soldatenspielerei immer noch weit vorzuziehen. Die ungeheure Anziehungskraft, die jene Spielereien mit Uniform und mit Waffen auf die Schicht der erwerbslosen Jugendlichen ausüben, kennen wir leider zur Genüge. Mag auch ökonomisch für die Behebung der Arbeitslosigkeit oder gar für die Belebung der Wirtschaft von dem freiwilligen Arbeitsdienst nichts zu erhoffen sein: psychologisch und politisch gesehen ist er gewiß besser als das erzwungene Nichtstun, aus dem nur gar zu leicht der Weg zur Betätigung in irgendwelchen reaktionären Sturmtrupps führt.

Man muß gelegentlich auch einmal den Mut haben, eine bedenkliche Mode-Sache mitzumachen, wenn die Einschaltung das kleinere Übel als das Fernbleiben ist, und wenn mit der Einschaltung ein Schlimmeres verhütet werden kann. Diese Überlegung mag für die Haltung des Reichsbanners und verwandter Gruppen in der Frage des freiwilligen Arbeitsdienstes maßgebend gewesen sein. Ich glaube, man sollte sie deswegen nicht als prinzipienlos tadeln. Und man muß ja heute auch an gewisse taktische Notwendigkeiten denken, die sich vielleicht in naher Zukunft ergeben können. Vielleicht werden einmal die Arbeitslager der Arbeitsfreiwilligen ein wichtiges Re-

fugium für die sonst von den neuen Machthabern unterbundene politische Aufklärungs- und Schulungsarbeit abgeben.

In der Seelenfängerei mit politischen Maskeraden und hochtönendem Geschwätz werden Hitler und Konsorten der Linken stets überlegen sein. Wenn aber erst einmal die praktische Arbeit losgeht, mit der Schippe in der Hand, dann verfängt dieser Fastnachtszauber nicht mehr lange. Dann ist die Chance gegeben, den freiwilligen Schipper zum Nachdenken über seine wirkliche Lage und über den Charakter seiner bisherigen Freunde zu bringen. Und wenn ein Arbeiter erst nachdenkt, ist er für die SA. schon dreiviertel verloren, für die Idee der Gewerkschaft schon halb gewonnen.

Waldhof-Templin von Bruno Frei

In der Gemeindestube des märkischen Städtchens Templin verhandelt seit mehr als einer Woche das Landgericht Prenzlau gegen den Erziehungsleiter Franke und sechs seiner Genossen, die beschuldigt werden, die Zöglinge der Fürsorgeerziehungsanstalt Waldhof-Templin fortgesetzt geprügelt und mißhandelt zu haben. In Waldhof-Templin ist zwar kein Junge mit einer Harke totgeschlagen worden; in Waldhof-Templin gab es keine Revolte; in Waldhof-Templin gab es nicht einmal eine Saalplatte. Und doch ist Templin nach Scheuen eine Steigerung.

Es kommt bei den Greueln der Fürsorgeerziehung nicht darauf an, ob in eine Wunde Salz gestreut wird oder nicht. Zufügung von Wunden als Erziehungsmittel, jahrelang systematisch angewandt und theoretisch begründet, ist weit gefährlicher, weit verbrecherischer als die schlimmste im Blutrausch eines sadistischen Affekts ersonnene Indianermarter. Und das war in Waldhof, der Erziehungsanstalt der Inneren Mission, der Fall.

Zwei Prügelpädagogen stehen als Hauptfiguren des Prozesses vor Gericht: der eine auf der Anklagebank, der andre auf der Zeugenbank. Der Erzieher Franke und sein Direktor Grüber sind nicht nur miteinander verwandt und verschwägert, sie decken sich auch so. Ihre Methoden sind durchaus verschieden, aber zusammen als Teile eines geschlossenen Systems zu erkennen. Franke, ein jüngerer Mensch, Soldatentyp, finsterer Blick, karg an Worten, erklärt: „Prügeln ist eine Weltanschauungssache. Ich weiß, daß das gut ist. Ich habe die Ministerialerlasse, die das Prügeln verbieten, bewußt übertreten, um den Jungen zu helfen." Wohlgemerkt, durch Schläge mit Latten, Holzscheiten, Leibriemen, Schlüsselbunden, durch Treten mit Füßen, Stiefelabsätzen und durch blutige Verletzungen. Jawohl, er war und er ist davon überzeugt, daß das gut ist und eine Hilfe für seine Jungens. So hat sein Vater ihn behandelt; er dankt ihm noch heute dafür. Und so verstand er seine erzieherische Aufgabe. Er riskierte bewußt seine Stellung, denn nichts, auch nicht die Rücksicht auf sich selbst, konnte ihn an der Erfüllung der sittlichen Pflicht hindern: zu schlagen. Ein Märtyrer der Prügelstrafe. Ein Apostel unter den Heiden.

Franke glaubt, was er sagt. Aber schließlich steht diese Theorie in allzu krassem Gegensatz zu den bestehenden Gesetzen, so daß sie auf sich allein gestellt undurchführbar wäre, selbst gegenüber Fürsorgezöglingen, für die es ja im allgemeinen keine Rechtsgarantien gibt. Und so bedarf die starre Position Frankes noch einer Stützung. Dazu ist Pastor Grüber da. Er ist zwar als Direktor der Anstalt selbst wegen Mißhandlungen in Voruntersuchung gewesen, aber er wurde außer Verfolgung gesetzt. Nicht etwa weil die gegen ihn vorliegenden Beschuldigungen unwahr sind, sondern weil sie nach der vorübergehenden Auffassung der Staatsanwaltschaft zur Erhebung der Anklage nicht ausreichten. Diese Auffassung hatte eine sehr begrenzte Dauer; nämlich von dem Zeitpunkt der Eröffnung des Hauptverfahrens bis zum dritten Verhandlungstag. Vorher und nachher war und ist die Auffassung der Staatsanwaltschaft die, daß Grüber auf die Anklagebank gehört. Aber diese kleine Wankelmütigkeit genügte, daß er jetzt auf der Zeugenbank sitzt und von dort aus die Schroffheiten der Thesen Frankes abzuschleifen versucht.

Also vom Prügeln sei überhaupt keine Rede. Die Schläge, die ausgeteilt wurden, waren der „Ausdruck eines körperlichen Protestes zwecks Erweckung körperlicher Unlust." Und also erlaubt. Arrestzellen waren verboten, also wurden sie Isolierzellen genannt. Das war erlaubt. Strafexerzieren war verboten, also wurde es Turnen genannt. Kahlscheren als Strafmaßnahme war verboten, aber als sanitäre Maßnahme selbstverständlich erlaubt. Politische Betätigung war verboten, aber Kyffhäuserjugend ist doch nicht politisch. Zum Gottesdienst durfte niemand gezwungen werden, aber es ist doch selbstverständlich, daß diejenigen Zöglinge, die nicht zum Gottesdienst gingen, im Interesse der Allgemeinheit liegende Arbeiten auszuführen hatten, zum Beispiel Klosettreinigen. In Pastor Grübers elastischer Rhetorik wird aus einer verbotenen Ohrfeige ein erlaubtes Schütteln, aus einem brutalen Schleifen eines fußkranken Jungen über den Hof ein harmloses Ziehen. Pastor Grüber ist reich an umschreibenden Einfällen. Statt Prügeln sagt er auch gerne: „in der Sprache der Jungen reden" oder noch drastischer „mit den Händen reden".

Wie man sieht, ist alles nur eine Sache der Auslegung und der Sprachgewandtheit. Hinter dieser elastischen Wortdecke verbarg sich jahrelang das Prügelsystem von Waldhof-Templin. Denn soviel ist klar: diese theologischen Spitzfindigkeiten sind nicht erst zum Zwecke der Verantwortung vor Gericht ausgeklügelt worden, sondern sie sind die Grundlage des Systems, auf dem sich jahrelang das Verbrechen des Jugendmordes aufbauen konnte und das sich trotz zwei vollendeten und zwei versuchten Selbstmorden von Jugendlichen mit seiner evangelischen Leisetreterei vor jedem behördlichen Zugriff zu decken verstand.

Und damit kommen wir zu dem dritten Hauptangeklagten, der von keinem Staatsanwalt zur Rechenschaft gezogen wird, zu den Fürsorgeerziehungsbehörden, die für das Wohl der

ihnen anvertrauten Jugendlichen und für die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen verantwortlich sind.

Die Fürsorgeerziehungsanstalt der Inneren Mission Waldhof-Templin wurde belegt von dem Landesdirektor der Provinz Brandenburg und vom Landesjugendamt Berlin. In Pastor Grübers Verteidigung gibt es einen Punkt, wo sogar wir ihm zustimmen. Seine höhnische Frage, warum denn die Behörden mit ihm zufrieden waren, wenn alles so schlecht ist, trifft ins Schwarze. Die Provinzialbehörde ist noch heute mit der Anstalt zufrieden und läßt ihre Zöglinge in Waldhof, und niemand kann sagen, ob nicht eine halbe Stunde von der Gerichtsstätte entfernt jetzt noch weiter geprügelt wird. Jedenfalls war die Fürsorgeerziehungsbehörde der Provinz Brandenburg einverstanden mit den barbarischen Arrestzellen und hat nicht einmal ihre Umbenennung in Isolierzellen verlangt. Dagegen soll nach der Aussage Grübers Obermagistratsrat Knauth sich mit der Umbenennung zufrieden gegeben haben. Und was die Mißhandlungen betrifft, so hat zwar die pädagogische Dezernentin des berliner Landesjugendamts Frau Todtenhagen die Beschwerden der Zöglinge dem Direktor vorgehalten, — aber das war auch alles. Es steht fest, daß das Landesjugendamt Berlin ebenso wie im Falle Scheuen seit Jahren von den schweren Mißhandlungen und von dem Prügelsystem in Waldhof durch Zöglingsbeschwerden unterrichtet war. Es steht fest, daß ebenso wie in Scheuen die Beschwerden dem Direktor zur Stellungnahme übermittelt wurden; mit der „Stellungnahme" des Direktors war der Fall erledigt. Das Landesjugendamt hat dem Manneswort Pastor Grübers ebenso vertraut wie dem Manneswort Straubes. Pastor Grüber erklärt: er hatte private Ermahnungen nicht zur Kenntnis zu nehmen; wenn das Landesjugendamt Übelstände abstellen wollte, so hätte es das als Aufsichtsbehörde ohne weiteres tun können. Es hat aber nichts getan. Es hat die berliner Jungens erst aus Templin abberufen, als die ersten Veröffentlichungen über die Anstalt erschienen. Zu einer Zeit also, als Frau Weyl infolge der Scheuenaffäre nicht mehr amtierte.

Und so endet auch dieser Skandal bei Frau Weyl. Pastor Grüber hat ihr das Zeugnis ausgestellt, daß er mit ihr ausgezeichnet zusammengearbeitet habe. Ein Mißton sei in die Beziehungen zwischen Waldhof und Landesjugendamt erst hineingekommen, als Frau Weyl zurückgetreten war. Man muß das nicht nur subjektiv sondern auch objektiv verstehn. Frau Weyl stand auf dem Standpunkt, und sie hat das in dem unseligen borgsdorfer Beschluß kodifiziert, daß bei Beschwerden von Fürsorgezöglingen die Anstaltsleiter nicht als Beschuldigte sondern als Untersuchungsleiter anzusehen sind. Frau Weyl glaubte den Straubes und Grübers alles, den Fürsorgezöglingen nichts. Hier liegt die Wurzel des Übels. Hier liegt die Keimzelle sowohl des Scheuen- wie des Templiner Prozesses. Ohne diese Haltung hätte sich kein Prügelsystem, weder in Scheuen noch in Templin, jahrelang halten können.

Pastor Grüber sagte auf eine Frage des Vertreters der Nebenklage, Rechtsanwalt Doktor Georg Löwenthal, der Fall Straube habe ihn in seinen Erziehungsgrundsätzen in keiner

Weise beeinträchtigt. Er hätte aus dem Fall Straube wenigstens entnehmen sollen, daß die Säule des Prügelpädagogentums, das System Weyl-Knauth, geborsten war und daß damit nach dem Fall Straube der Fall Grüber reif geworden ist. Reif für den Staatsanwalt.

Noch ein Wort muß gesagt werden. So wenig wie über Scheuen je eine Silbe in die Öffentlichkeit gekommen wäre ohne Enthüllung durch die Presse, so wenig gäbe es einen Fürsorgeerziehungsprozeß Templin ohne Enthüllung durch die Presse. Im Kampfe mit den Behörden, die für die Fürsorgeerziehung verantwortlich sind, mußte die Wahrheit erstritten werden. In Scheuen wie in Templin. Dieser Kampf geht weiter.

„Kulissen" von Peter Panter

Es ist ein Jammer, daß es keinen rechtschaffenen Teufel mehr gibt. Jetzt behilft man sich da mit den Welschen, mit den Juden, mit den Radfahrern, mit dem Vertrag von Versailles... aber das Richtige ist das alles nicht. Immerhin muß einer da sein, der schuld ist. Gehts gut, dann haben wir es herrlich weit gebracht — gehts aber schief, dann wirft der Fachmann wilde Blicke um sich und sucht den Teufel.

Das Theater hat den seinen im Film, im Rundfunk und in der Krise gefunden. Vielleicht sehen die Herren auch einmal ein bißchen in ihren Bureaus nach? Da sitzt nämlich auch ein Teufel.

Wer, so frage ich mich manchmal, wenn ich gar nichts Besseres zu tun habe, bestimmt eigentlich den Spielplan der deutschen Bühnen? Ich weiß schon: die Angst. Denn wenn einer nichts hat: Bedenken hat er.

Wer bestimmt den Spielplan, und nach welchen Gesichtspunkten bestimmt er ihn? Das verstehe wer mag. Die Kerle haben doch keinen Erfolg, höchstens hat mal hier und da einer einen — der Rest pumpert sich so durch. Aber die große Schnauze.

Mir kanns gleich sein; ich bin kein Dramatiker. Ich habe nur einmal mit Walter Hasenclever ein Stück geschrieben, das heißt „Cristoph Kolumbus oder Die Entdeckung Amerikas". Doch bin ich so befangen, daß ich ein unaufgeführtes Stück meines Mitarbeiters Hasenclever auf das herzlichste loben muß. Wenn das Publikum auch nur halb so viel lacht, wie ich bei der Lektüre dieser Komödie gelacht habe —: dann wird sehr oft lange nicht weitergespielt werden können.

*

Das Stück heißt „Kulissen" (im Arcadia-Verlag, Berlin).

Das Stück hat einen Fehler: es nennt die dargestellten Personen mit Namen, und das Personenverzeichnis sieht so aus:

Herr Deutsch
Herr Graetz
Herr Hasenclever
Die Dame
Der Gesandte

Der Intendant
Aenne
Sahlmann
Portier

— aber keine Sorge: die Dame ist keine Dame, der Gesandte ist kein Gesandter, nur der Intendant ist ein Intendant, und das ist ihm ganz recht.

Nennte das Stück die Leute nämlich nicht bei vollem Namen, dann könnte es in jeder Stadt fünfzig Aufführungen hintereinanderweg haben, so lustig ist es. Denn so sind die Schauspieler, so ist der Dichter — und selten hat sich einer so graziös, so leicht, so vergnügt über sich selbst lustig gemacht wie hier Herr Hasenclever über Herrn Hasenclever. Diese zwei Akte sind bezaubernd.

Wie sie sich alle beloben und belügen. Wie sie sich die schlechten und die guten Kritiken vorlesen. Wie Deutsch emsig die Frauen ignoriert, Paulchen Graetz mit seiner Rolle befaßt ist, in die er ein Couplet hineingelegt haben will; wie der Dichter alles und alle zu verachten vorgibt, es aber mitnichten tut — das glitzert von Witz, von schneidigen Hieben, von Scherz, Satire und der ganzen Firma.

Haben sie so viel gute Stücke? Siehe, sie haben Bedenken. Dieses Lustspiel, in der richtigen Zeit in Berlin creiert, hätte gut und gern einen Monat lang jede Nachtvorstellung gefüllt, und ich sage Nachtvorstellung mit gutem Grund. Es ist ein bißchen Atelierscherz darin; das Stück wendet sich an die Welt der Literatur und des Theaters — setzt also ein entsprechendes Publikum voraus. Das haben wir nicht; in eine Nachtvorstellung aber gingen die hinein, für die es geschrieben ist. Und die würden sich, Mann pro Mann, für neun Mark und achtzig amüsieren. Es ist aber auch recht heiter.

Wie der Garderobier die Kerrsche Kritik vorliest, auf daß der Dichter platze — und wie Paule hineingeweht kommt, Herr Graetz persönlich —: das ist eine einzige Kostbarkeit: Denn so etwas ist nicht nur Graetz; das ist Theater.

Graetz: Walter, sieh mich an — auf Pupille: wie fandest du mich denn?

Hasenclever: Großartig, Paul.

Graetz: Was? Wie der alte Graetz das gemacht hat; den Aktschluß bei Mondschein — Knorke. Da bleibt kein Auge trocken. So was von Beifall war noch nicht da.

Hasenclever: Wie fandest du denn Deutsch?

Graetz: Walter, unter uns, aber ganz unter uns — das sage ich nur dir — Walter, versprich mir, reinen Mund zu halten!

Hasenclever: Aber selbstverständlich, Paul.

Graetz: Walter, du bist mein Freund. Ich liebe dich. Und dein Stück, alle Achtung. Aber Deutsch wird alt!

Und so in infinitum.

Nun gibt es doch in jeder Stadt einen Liebhaber; einen Komiker; einen Dichter ... das ist ja nicht nur in Berlin so, wo natürlich die Namen Deutsch und Graetz und Kerr sofort Assoziationen auslösen. Man ersetze die Namen; man feile

sehr vorsichtig an dem Stück — und man hat eine überall gültige, unendlich lustige und leichte Sache.

Haben aber Bedenken, die Herren.

Erstens kann man kein Stück spielen, das nicht frisch aus der Schreibmaschine kommt — wie ja auch der feine Mann keine Bücher, sondern Neuerscheinungen kauft. Zweitens muß man die professionell schlechte Laune aller Kunstkaufleute kennen: „Ich weiß nicht ... wissen Sie ..." kurz: zu viel Magensäure. Man ermesse, was herauskommt, wenn die einen Spielplan machen. Genau so sieht er denn auch aus.

Und dann wäre da vielleicht noch etwas.

Früher bestimmten den Theaterspielplan jene blau rasierten Schmieren-Jockel, die halbe Analphabeten waren — aber von Publikumswirkung verstanden sie etwas. Heute gespenstert durch die Theaterbureaus der sanft bebrillte Dramaturg, der sehr gebildet ist. Dafür versteht er wieder vom Publikum einen Schmarren. Und was die Direktoren außer ihren Pachtgeschäften eigentlich treiben, das habe ich nie begriffen.

Jedenfalls hat da ein Satz Max Reinhardts viel, viel Unheil angerichtet:

„Das Theater gehört dem Schauspieler."

Wirklich? Tut es das? Dann sollten sich die Schauspieler auch ins Parkett setzen und sich selber Beifall klatschen. Natürlich gehört das Theater weder dem Schauspieler, noch dem Autor, noch dem Regisseur — sondern es gehört allen zusammen. Der Schauspieler sei nicht das Megaphon des Autors wie der Text nicht der Vorwand für die Kapriolen des Schauspielers. Was tun nun die Direktoren?

Die nehmen ein Stück nur im Hinblick auf diese Frage an: Was könnte man damit anfangen —? Denn daß man es in keinem Fall so lassen kann, wie es da ist, darüber herrscht kein Zweifel.

Sie drehen es. Sie wenden es. Sie dichten es um. Sie streichen und fügen hinzu. Ludwig Marcuse schrieb neulich, es sei Lernet-Holenia ganz recht geschehn, daß sie ein Stück von ihm gemeuchelt hätten — die Arbeit des Dramatikers sei eben mit der Niederschrift des Textes nicht beendet. Ich bin da andrer Meinung. Ich halte sie für beendet, wenn das Stück beendet ist. Besetzt der Direktor falsch und hat sich der Autor nicht darum gekümmert, so muß er die Folgen tragen. Aber daß die Theater Stücke umdichten, das ist einfach ein Rechtsbruch.

Eine falsche Allgemeinbildung und damit die Verflachung der Bildung haben dazu geführt, daß jeder jedes zu können glaubt. Schreiben —? Schreiben kann jeder. Und so tun denn alle wacker mit. Respekt vor geistigen Leistungen ist kaum noch vorhanden, Respekt vor der künstlerischen Vision, die so und nicht anders ans Licht getreten ist, das gibt es gar nicht. „Da machen wir einfach ..." Ja, aber das hat doch der Autor nicht so geschrieben! Und selbst — erstarre, Mime! — selbst wenn sein Text weniger wirkungsvoll ist als der deine, den du neu auf der Probe hinzugekleckert hast —: selbst dann ist fast immer der Dramatiker im Recht. Gefällt euch das

nicht? Dann schreibt euch eure Stücke allein. Und das tun sie ja denn auch. Mit bekanntem Erfolg.

Sie nennen, was sie da treiben, Kollektivarbeit, aber es ist nur ein Durcheinander. So kann man bei den fettlackierten Revuen arbeiten, die Reinhardt aufführt — da kommts wirklich nicht auf den Text an. Da kommts auf die Farben an. Daß aber leichte Lustigkeit auch und grade auf dem Wort stehn kann —: wer begriffe das in Deutschland! Seltsamerweise hats Reinhardt einmal begriffen: in seinem alten Schall und Rauch nämlich. ...long ago.

Der Autor stört. Der Text ist Vorwand. Und dann beklagen sie sich, daß keine Dramatiker aufwachsen.

*

Oben an der Decke schwebt eine leichte Seifenblase: das Lustspiel „Kulissen". Leicht wie ein Hauch, bunt, spiegelnd, blitzend vor Lustigkeit... du rundes Ding, wer führt dich auf?

Kulissen von Walter Hasenclever

Aus dem im Arkadia-Verlag, Berlin, erschienenen Bühnenmanuskript

Deutsch: Ja, liebe Kinder, jetzt werde ich mich wohl endlich anziehen müssen. Sonst geht das Stück heute abend nicht weiter. *(Er geht mit Sahlmann in den Ankleideraum. Man hört draußen ein lautes Gebrüll. Die Türe wird aufgerissen, und Graetz stürzt halbangekleidet herein.)*

Hasenclever: Halloh! Der alte Graetz!

Graetz: Laß dich umarmen, Walter. Alte Type! Mensch: Dein Stück ist wundervoll. Ein Triumph der Generation. Trotz Kerr!

Haserclever: Was schreibt er denn über dich?

Graetz: Mich hat er gar nicht erwähnt.

Hasenclever: Da hast du aber Glück gehabt.

Graetz: Walter, sieh mich an — auf Pupille: wie fandest du mich denn?

Hasenclever: Großartig, Paul.

Graetz: Was? Wie der alte Graetz das gemacht hat: den Aktschluß bei Mondschein — knorke. Da bleibt kein Auge trocken. So was von Beifall war noch nicht da.

Hasenclever: Wie fandest du denn Deutsch?

Graetz: Walter, unter uns, aber ganz unter uns — das sage ich nur dir — Walter: versprich mir, reinen Mund zu halten!

Hasenclever: Aber selbstverständlich, Paul.

Graetz: Walter, du bist mein Freund. Ich liebe dich. Und dein Stück: alle Achtung. Aber der Deutsch wird alt.

Hasenclever: Meinst du wirklich?

Graetz: Der Junge kann ja nicht mehr. Die Stimme wird brüchig. Ich sage dir: noch zwei Jahre — und aus.

Hasenclever: Was sagst du bloß zu seinen Kritiken?

Graetz: Der Junge hat phantastisches Glück bei der Presse. Unsereins rackert sich ab: Bühne, Film, Rundfunk — Schwamm drüber. Man regt sich nur auf. Was ich sagen wollte... Hör mal zu, mein Junge. Meine Rolle ist nicht groß. Ich habe sie gespielt aus Freundschaft, aus Liebe zu dir. Den Erfolg hast du mir zu verdanken. Du mußt mir jetzt auch einen Gefallen tun.

Hasenclever: Aber gern, Paul.

Graetz: Sieh mich an. Wenn der alte Graetz herauskommt, erwarten die Leute etwas Besonderes von ihm. Etwas Richtiges, ver-

stehst du! Mich kennt doch jeder. Ich brauche noch etwas vor dem Aktschluß. Irgend eine dufte Sache. Mach mir ein Couplet.

Hasenclever: In meinem Stück?

Graetz: Ich möchte so etwas im Mondschein singen ...

Hasenclever: Aber Paul, das ist doch ein ernstes Stück!

Graetz: Das ist den Leuten ganz egal. Das Publikum: Mensch höre auf einen alten Schauspieler. Zwanzig Aufführungen mehr!

Hasenclever: Unmöglich, Paul. Sonst schmeißt mir der Deutsch die Rolle hin.

Graetz: Der Deutsch hat das Stück ja gar nicht gelesen. Der mit seiner Sterbeszene — und bloß weil die Weiber im Parkett sitzen. Du sollst mal sehen, wenn wir beide auf der Bühne stehen — wie ich ihn da an die Wand spiele! *(Deutsch tritt ein in Kostüm und Maske)* Ernst! Du warst herrlich! Ohne Spaß: das Beste, was ich je von dir gesehen habe! Eine dicke Sache!

Deutsch: Du warst auch sehr gut, Paul.

Graetz: Kunststück — bei so einem Dichter! Wenn ich denke: wir alten Freunde! Mir kommen die Tränen.

Deutsch: Aber was sagt Ihr zu der Regie?

Graetz: Den Intendanten sollte man ausstopfen. So ein Hanswurst! Der spukt ja wie die weiße Dame im Schnürboden herum. Wie wird mir da ... *(er imitiert phonetisch und pantomimisch die Geräusche einer modernen Inszenierung)* Windmaschine, Trommel und vorne die Knallerbsen. Und jedesmal, wenn einer rülpst, kommt hinten ein Triller. Der reine Zapfenstreich! Wenn ich schon sehe, wie das alte Suppenhuhn über die Bühne schleicht ... *(er kopiert Schritt und Stimme des Intendanten)* „Meine Herren, wollen Sie bitte die Güte haben, an dieser Stelle etwas stärker zu betonen. Kraft, meine Herren, innere Erregung! Ich vermisse Schwung und Leidenschaft. Wir sind ein Gesinnungstheater." Kinder — mir fliegt der Salat aus den Ohren. *(Die Tür geht auf, und der Intendant tritt ein. Graetz erstarrt im Sprung. Alle stehen ehrfurchtsvoll auf.)*

Der Intendant: Guten Abend, meine Herren. Lassen Sie sich nicht stören. Zunächst, meine Herren, möchte ich Ihnen zu unserem großen Erfolg von Herzen gratulieren! Es war wirklich ein schöner Erfolg. Und dann möchte ich noch eine Kleinigkeit sagen *(er zieht ein Notizbuch aus der Tasche)*. Herr Deutsch: wenn Sie im zweiten Akt abgehen, vergessen Sie nicht, das Taschentuch aufzuheben und wieder einzustecken. Man könnte sonst glauben, es läge absichtlich da. Und Sie, Herr Graetz: bitte nicht so laut. Sie schreien zu viel in dem Stück. Sie sind so ausgezeichnet, Sie haben so viel Schwung, so viel innere Erregung, es wäre schade darum. Ja, und dann noch eine kleine Änderung, die ich vorschlagen möchte, Herr Hasenclever. Ich möchte den Angriff gegen die Kirche streichen. Glauben Sie mir, es macht böses Blut.

Hasenclever: Aber, Herr Intendant, gerade die Sätze liegen mir besonders am Herzen. Deswegen habe ich das Stück geschrieben.

Der Intendant: So sehr ich Ihre Gründe respektiere: ich muß auf die Regierung Rücksicht nehmen. Wir haben eine Zentrumsmehrheit. Ich leite ein staatliches Institut.

Hasenclever: Dann können wir ja das ganze Stück streichen.

Der Intendant: Das dürfen Sie mir nicht sagen. Wenn jemand ein Gesinnungstheater in Deutschland gemacht hat, so war ich es. Wenn jemand dem republikanischen Gedanken gedient hat, so darf ich wohl sagen, war es meine Persönlichkeit. Ich habe den ersten revolutionären Spielplan geschaffen. Aber die Zeiten ändern sich leider.

Hasenclever: Das merkt man.

Das Schaufenster von Karl Scheffler

Aus einer soeben im Insel-Verlag, Leipzig, erschienenen Essay-Sammlung „Der neue Mensch".

Was steht einem am lebendigsten vor Augen, wenn man an die Straßen der Städte, der Großstädte denkt? Es ist der Glanz der bunten, am Abend hell aufleuchtenden Schaufenster, es sind die Läden, vor denen sich Menschenmassen stauen, es sind die hohen, breiten Auslagen, in denen begehrenswerte Dinge locken, die straßauf und straßab zum Kauf verführen und mit ihrem Überfluß ein Schlaraffenland vortäuschen. Es ist dieser täglich geöffnete schillernde Bazar, der die Lüste reizt und die Phantasie schaubühnenhaft unterhält.

Und doch ist dieses ganze Schaufensterwesen recht jung. Selbst das achtzehnte Jahrhundert kannte kaum schon das Schaufenster und den dahinter liegenden Laden. Damals befanden sich die Warenhandlungen in geräumigen Dielen, in Magazinen und Gewölben, oder sie standen in Verbindung mit den Werkstätten der Handwerker. Nach der Straße hin traten sie kaum in Erscheinung. Wurden einige Waren einmal zur Schau ins Fenster gestellt, so wurde ein simples Wohnstubenfenster benutzt. Besonders gebaute Verkaufsläden gab es nur vereinzelt in den Hauptstädten der Kultur. Ungewöhnlich war noch im achtzehnten Jahrhundert ein offener Verkaufsraum wie der des Kunsthändlers Gersaint am Pont Notredame in Paris, den Watteau auf seinem bekannten „Firmenschild" veranschaulicht hat. Die Städter bedurften damals keiner Warenläden; was sie brauchten, bestellten sie bei den Handwerkern — deren Leistungsfähigkeit nie höher war —, oder sie kauften auf offenen Märkten. Alte Stiche belehren darüber, daß sich die Fronten der Stadthäuser in charaktervoller Ähnlichkeit, mit Wohnräumen selbst in den leicht aufgetreppten Erdgeschossen, aneinanderreihten, daß die Straßen begrenzt wurden von fest geschlossenen, wohl gegliederten Fassadenwänden und daß die Passanten nirgends Ursache hatten, schaulustig zu verweilen. Die vollkommene Einheitlichkeit der Stadtarchitektur in frühern Jahrhunderten ist nicht zuletzt auf das Fehlen der Verkaufsläden und der Schaufenster zurückzuführen.

Erst im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde begonnen, mehrere Fenster zusammenzuziehen oder hier und dort ein Schaufenster auszubrechen, um Waren öffentlich zur Schau zu stellen. Es gibt Lithographien und Stahlstiche altberliner Straßen, auf denen der Vorgang deutlich zu verfolgen ist. Wobei es bezeichnend ist, daß auch jetzt wieder die Kunsthandlungen vorangingen. Man weiß, wie die Entwicklung dann war: zuerst wurden die Wohnräume als Läden ausgebaut und bescheidene Schaufenster geschaffen; dann forderte das Bedürfnis in schneller Folge Erweiterungen. Die Wohnhäuser wurden abgebrochen, an ihre Stelle traten größere, höhere, aber auch häßlichere, reklamehaft laut rufende Gebäude, in denen unten große Läden mit stattlichen Schaufenstern von vornherein vorgesehen waren. Nach diesem Prinzip sind im neunzehnten Jahrhundert, vor allem in dessen letzten Jahr-

zehnten, lange Straßenzüge, ja ganze Stadtteile gebaut worden. Das Bedürfnis wollte dann immer größere Schaufenster. Darum wurde — das Bedürfnis fördert ja stets die Erfindung — die große ungeteilte Spiegelscheibe erfunden; die Wand verschwand, sie wurde ersetzt durch schmale Eisenstützen und darübergelegte Eisenträger. Eine Folge war, daß die Fassaden der Ladenhäuser unten keine Masse haben, daß die schweren Obergeschosse frei in der Luft zu hängen scheinen. Eine andre Folge war, daß die architektonische Einheitlichkeit der Straßen grundsätzlich zerstört wurde; denn jedes Schaufenster, jedes Ladenhaus sollte sich prahlend vom anderen unterscheiden.

Das Schaufenster ist eine Schöpfung des Hochkapitalismus und eines ganz unbehindert individualistisch arbeitenden Unternehmertums. Es ist entstanden und entwickelt worden im Zeichen der Gewerbefreiheit und der schrankenlosen Konkurrenz; es dient der gewaltsamen Anlockung von Käufern und ist das typische Gebilde einer Epoche, die dem schauerlichen Begriff des „Existenzminimums" ein Existenzmaximum des Besitzes entgegengestellt hat. Ein Schaufenster soll nicht nur zeigen: hier kannst du ein Kaufbedürfnis befriedigen, sondern es soll die Besitzinstinkte anstacheln, soll neue Bedürfnisse künstlich schaffen, soll zum Kauf des Überflüssigen reizen und durch Farbe, Licht, Prunk und Überfluß betäuben. Darum sind auch Halbkünstler zu Hilfe gerufen worden. Die Schaufensterdekoration wurde ein Beruf, man hat Wettbewerbe ausgeschrieben, das Reklamebedürfnis hat immer neue schlagende Wirkungen aufgespürt. Wenn auf den Märkten die Verkäufer ihre Waren mit Worten anpreisen, so schreien die Schaufenster mit Effekten des Arrangements die Vorübergehenden an.

Das Ladenhaus zeugte dann das Warenhaus. Das einzelne Fenster genügte nicht mehr: es mußte ein komplettes Haus aus Glas und Eisen sein, ein Haus, das ganz Laden und ganz Schaufenster ist. Hier aber überschlug sich die Entwicklung. In der Übertreibung lag — es ist im modernen Leben an vielen Stellen so — eine Korrektur, eine Ankündigung von etwas Neuem und grundsätzlich anders Geartetem. Das Warenhaus war gedacht als eine Zwingburg des übermäßig gewordenen Kapitalismus. Ungewollt entstand den Unternehmern aber ein Gebilde, dem latent eine neue soziale Bestimmung innewohnt und das — beides geht immer Hand in Hand — auch eine neue Entwicklungsphase der Architektur ankündigte. Zuerst kam es zu einem Kampf der Spezialgeschäfte gegen das Universal-Warenhaus. Dieser Kampf ist gut dargestellt in dem seiner Zeit berühmten, immer noch lesenswerten Roman Zolas „Zum Paradies der Damen". Was nicht gleich gesehen wurde, war der Umstand, daß das merkwürdige Gebilde des Warenhauses, das eine ständige Markthalle für alle Waren ist, eine neue Art von Bazar, in dem unendlich viele Läden zusammengeschlossen worden sind, nur aus der Hand des einen Besitzers in die Hände der Kommune oder des Staates überzugehen braucht, um seine neue soziale Funktion schlagend zu offenbaren. Der Kapitalismus hat hier

sein Ende oder doch seine revolutionäre oder evolutionäre Umwandlung, die einem Gesetz der Zeit folgt, intuitiv vorgeahnt und vorweggenommen. Er hat eine Form geschaffen, die ihre wahre Bestimmung erst in einer neuen Staatsform, in einer neuen Gesellschaft erweisen wird.

Wie dies geschehen kann, darüber geben Berichte aus Rußland, das zur Zeit für ganz Europa experimentiert, Aufschluß. Dort ist das Schaufenster schon wieder überflüssig geworden. Man stellt dort im wesentlichen Büsten von Lenin und Stalin hinein, drapiert mit vielem Rot, und benutzt überflüssigen Raum für politische Propaganda. Die Ware aber verschwindet aus den Auslagen. Nicht nur weil sie knapp ist, sondern weil der neue Mensch, der in einer sich konsequent sozialisierenden Zeit lebt, nicht mehr zum Kauf des Überflüssigen angeregt und verführt sein will. Die Bedürfnisse aller können im staatlichen Universalkaufhaus befriedigt werden; über das vernünftige Bedürfnis hinaus aber interessiert die Luxusware nur noch Einzelne. Dem Jahrmarkt der Eitelkeiten, wie er sich in den Schaufenstern des Kapitalismus ausbreitet, ist im sozialisierten Rußland der Atem ausgegangen. Womit nicht gesagt ist, daß die Eitelkeiten aus der russischen Welt verschwunden sind; sie wenden sich aber anderen Interessen zu. Die allgemeine Weltarmut tut ein übriges, um auch in den westeuropäischen Ländern das russische Geschichtserlebnis aktuell zu machen. In unsern Großstädten stehen viele, vor kurzem erst mit großen Ansprüchen ausgebaute Läden leer, liegen mächtige neue Schaufenster blind da, nicht nur weil die Konjunktur schlecht ist sondern weil sich von Grund auf etwas ändert, weil dem Überfluß, dem Luxus wirtschaftlich und sozial mehr und mehr die Grundlagen entzogen werden. Wie sich allgemein mit der Verarmung und mit dem daraus resultierenden Stil des Lebens die Wohnmode ändert und infolgedessen die großen Wohnungen fast fluchtartig verlassen werden, so ändert sich die Anschauung überhaupt vom Wesen des Bedürfnisses. Eine Folge davon wird wahrscheinlich sein, daß die großen hellen Schaufenster, eines nach dem andern, ihre Lichter löschen, daß die Warenhäuser dagegen in einer neuen Weise an Bedeutung zunehmen werden, daß sie jetzt erst die Spezialgeschäfte auffressen und — hier schneller, dort langsamer — in ihre wahre soziale Funktion hineingleiten werden.

Die Übergangszeit ist insofern bitter, als die Läden und Schaufenster — ebenso wie die großen Wohnungen, die keiner mehr haben will. — nun einmal da sind; als es in der Welt überall an Geld und wohlorganisierter Staatsordnung fehlt, um einen gründlichen Umbau der Stadt, vor allem der Großstadt vorzunehmen. Dennoch kann ein neues Gesicht der Stadt schon geahnt werden. Die Stadt der Zukunft wird ganz anders aussehen als die des achtzehnten Jahrhunderts; darin aber wird sie ihr ähnlich sein, daß ihr Gesicht nicht mehr vom Schaufenster bestimmt sein wird. Der Warenverkauf wird in Zukunft wahrscheinlich in staatlichen Universalkaufhäusern, in Markthallen und auf offenen Märkten in allen Stadtteilen stattfinden, in Ladenstraßen an den Bahnhöfen

oder in architektonisch vorbestimmten Verkaufszentren innerhalb der Großsiedlungen frei aufgelockerter Städte. Die Stadt wird wieder in charaktervoller Weise uniform sein, und das ermöglicht dann architektonisch eine neue Monumentalität. An Stelle der Buntheit tritt neue Einheit. Mit der Verkümmerung der Läden und der Schaufenster wird die „Geschäftsgegend" an Bedeutung verlieren. Und auch dieses wird einer Auflockerung der Städte zugute kommen.

Wir haben im letzten Jahrzehnt gesehen, wie der sogenannte Großhandel ausgeschaltet und zu großen Teilen vernichtet worden ist. Das Warenhaus kauft direkt von der Fabrik und umgeht den Zwischenhandel, wo es kann. In diesem Sinne wird Zwischenhandel überall mehr und mehr ausgeschlossen. Das ist ein organischer Vorgang. Damit verschwindet aber auch das Schaufenster. Um so schneller, als sich die qualitativ stets und überall gleichartigen Markenwaren mehr und mehr durchsetzen, als die Kleinstadt ebenso beliefert werden kann wie die Großstadt und als der Begriff „provinziell" nach dieser Seite damit seine geringschätzige Bedeutung verliert. Je mehr die Gesamtproduktion des Landes der Staatsaufsicht unterstellt wird, je mehr auch die großen Volksbedürfnisse und die Probleme der Verteilung staatlich geregelt werden, um so unwesentlicher muß zwangsläufig die entnervende, unnatürliche Beschäftigung des Ladenbesitzers werden, der bange auf Kundschaft wartet, um so unwichtiger wird das Schaufenster, weil es andere Mittel und Wege gibt, um die Waren in die Kanäle der Nachfrage zu transportieren.

Die Großstadt ohne Schaufenster! Eine für viele noch unfaßliche und verhaßte Vorstellung. In den letzten siebzehn Jahren ist aber manches von Grund auf zerstört worden, was ebenso notwendig und unentbehrlich schien. Warum soll dieser ganze zivilisatorische Straßenzauber nicht so schnell, ja schneller vergehen können, als er entstanden ist? Jahrtausende sind ohne ihn ausgekommen. Sie hatten vielleicht nicht eine so umfassende und reichglitzernde Zivilisation; dafür hatten sie etwas anderes, was uns heute noch Feierstunden bereitet: Kultur.

Theater ohne Bühne von Rudolf Arnheim

Schluß

Dem Verzicht auf die naturnahe Bühne entspricht eine immer stärkere Betonung des Typischen im Individualvorgang der Handlung. Das führt im Extremfall dazu, daß Spieler und Vorgänge nur noch symbolische Repräsentanten sind, etwa: „der" Kapitalist, „der" Streik, was natürlich den Forderungen des kollektivistischen Weltbildes sehr entgegenkommt. Denn zwar ist erzählende Kunst noch niemals etwas andres als Darstellung des Allgemeinen durch den besondern Fall gewesen — man muß schon zu so perversen Dingen wie Schuhfetischismus oder speziellen Idiosynkrasien greifen, um Beispiele für die „Privatgefühle" zu bekommen, von denen nach Ansicht eingefleischter Kunstrevolutionäre die bürger-

liche Kunst voll ist! —, und zwar läßt sich auch jedes aus dem Gemeinschaftsleben entnommene Dramenthema am Schicksal einzelner Menschen abhandeln, aber es könnte ja sein, daß die Heraushebung eines Einzelfalls, und sei es auch nur zum Zwecke des Beispiels, einem streng kollektivistischen Fühlen zuwiderliefe.

Diese Typisierung soll nun, wie man in den durch ihren unbedenklichen Radikalismus anregenden Theorien des Brecht-Kollektivs nachlesen kann (Bert Brecht: Versuche 1—12, vier Hefte, Gustav Kiepenheuer A.-G., Berlin), zugleich eine gefühlsmäßige Distanzierung des Zuschauers von der Bühnenhandlung bringen. In Brechts dramaturgischen Theorien spielt eine Zigarre eine wichtige Rolle. Es ist die Zigarre, die der Zuschauer, als kühler Begutachter bequem in seinem Parkettsessel lehnend, raucht, statt sich atemlos und klopfenden Herzens mit den erregenden Schicksalen der Dramenfiguren zu identifizieren. So gesellt sich zu den Feinden des neuen Theaters auch noch die Feuerpolizei.

Es ist nun aber recht fraglich, ob diese kühle Temperatur, die den Schauspieler wie das Publikum umfächelt und den Zuschauer dazu bringen soll, zu urteilen und die Moral von der Geschicht zu bedenken statt nur mitzufühlen, nicht die notwendige Voraussetzung für den Kontakt raubt, der erst den Anreiz zum Nachdenken gibt: werden die Zigarrenwolken gar zu dicht, so ist das Theaterspiel auf dem Podium nichts Besseres mehr als die Musikkapelle in einem Konzertcafé — man hört nicht mehr zu und erzählt sich Witze. Brecht sagt im „Lesebuch für Städtebewohner":

> Wenn ich mit dir rede
> Kalt und allgemein
> Mit den trockensten Wörtern
> Ohne dich anzublicken
> (Ich erkenne dich scheinbar nicht
> In deiner besondern Artung und Schwierigkeit)
> So rede ich doch nur
> Wie die Wirklichkeit selber
> (Die nüchterne, durch deine besondre Artung unbestechliche
> Deiner Schwierigkeit überdrüssige)
> Die du mir nicht zu erkennen scheinst.

Aber die Wirklichkeit redet ja grade nicht kalt und allgemein sondern warm und speziell. Sie redet zuerst zu den Gefühlen und erst dann zum Verstand. Sie bringt Erlebnisse und keine Lehrsätze. Sie blickt dich immer an. Und grade so soll die Kunst auf dem Wege über das Erlebnis, über die erregende Anschauung, deuten und belehren. Dadurch unterscheidet sie sich von abstrakten Ableitungen.

Daß Mitgefühle die Erkenntnis und Lehrwirkung ausschließen, behauptet ein im Grunde kunstfeindlicher Puritanismus, der sich in die Fahne der politischen Aufklärung hüllt, um seine leibliche Dürre zu bedecken. Die berühmte „Triebschwäche" des modernen Menschen, die sich ja auch auf die Kunsttriebe erstreckt, findet hier willkommene Entschuldigungsgründe. Bei Brecht selbst, in dem zugleich ein verkrampfter Fanatiker und ein echter, kluger Künstler steckt,

steht dauernd neben prachtvoll anschauungsgesättigten Zeilen von echter, volkstümlicher Schlichtheit erschreckend Ertüfteltes, Erklügeltes — erschwitzte Quintessenzen. In der prächtigen Lindbergh-Ballade gelingen ihm Verse wie diese:

Zu der Zeit, wo die Menschheit
Anfing sich zu erkennen
Haben wir Wägen gemacht
Aus Holz, Eisen und Glas,
Und sind durch die Luft geflogen,
Und zwar mit einer Schnelligkeit, die den Hurrikan
Um das Doppelte übertraf
Und zwar war unser Motor
Stärker als hundert Pferde
Aber kleiner als ein einziges.
Tausend Jahre fiel alles von oben nach unten
Ausgenommen der Vogel.
Selbst auf den ältesten Steinen
Fanden wir keine Zeichnung
Von irgend einem Menschen, der
Durch die Luft geflogen ist
Aber wir haben uns erhoben.

Das sind wichtige Anfänge jener unexklusiven, aber aesthetisch gehaltvollen Volkskunst, auf die wir alle hinarbeiten. Aber diese selbe Lindbergh-Ballade, wahrhaftig doch der Extremtyp eines individualistischen Unternehmens, ein Heldenlied alten und ewigen Schlages, wird gewaltsam zu einem Kollektiv- und Gesinnungsstück umgebogen, indem eine ideologische Einlage aufgepappt und der Lindbergh-Part von einem Chor („Die Lindberghs"!) gesungen wird. Das sind bedauerliche Kindereien. Oder es finden sich in den „Lehrstücken", die ja doch für Proletarier bestimmt sind, Formulierungen von so gepreßter Konzentriertheit, daß sich die Sprüche des Lao-Tse dagegen wie ein Kriminalroman lesen. Etwa im „Badener Lehrstück":

Dennoch raten wir euch, der grausamen
Wirklichkeit
Grausamer zu begegnen und
Mit dem Zustand, der den Anspruch erzeugt
Aufzugeben den Anspruch. Also
Nicht zu rechnen mit Hilfe.

Damit ist gemeint: In einem kollektiven Zukunftsstaat wird keine Hilfe mehr nötig sein; darum verweigert sie schon jetzt, denn sie hindert die Revolution. Gut, aber wer soll das verstehen? Zumal, wenn er es nicht in Ruhe liest sondern von der Bühne herab hört?

Solche Einwände und andre, besonders auch gegen die ideologisch oft erstaunlich schiefen Fabeln der Stücke, lassen sich gegen die neuen Theaterbestrebungen erheben. Zumal das Brecht-Kollektiv macht einem die Sympathie nicht leicht durch die kühle Forschheit des Tons, die unecht wirkt, die pseudowissenschaftliche Pedanterie, die kindlich ist, und die pathetische Pädagogik, die leider nicht nur die Sache blutig ernst nimmt sondern auch sich selbst. Und daß es keine gefährlichere Eigenschaft für einen Pädagogen gibt, als wenn er sich zu ernst nimmt weiß jeder, der einmal Schüler gewesen ist.

All das aber ändert nichts an der Tatsache, daß hier die notwendige und charakteristische Theaterarbeit unsrer Zeit für die Zukunft geleistet wird und nicht in dem von der Auszehrung gehetzten Betrieb der großen Geschäftstheater, in deren Foyers die Seidenschleppen und die Pleitegeier rauschen. Wer ein Mensch von heute ist, wird für das Theater von gestern wenig Anteil mehr aufbringen. Er wird sich aber im Innersten angerührt fühlen etwa von einer Aufführung, wie sie vor vierzehn Tagen in der berliner Volksbühne vom Kinderchor des Berliner Volkschors und den Chören der weltlichen Schule (Leiter: Walter Hänel, Otto Zimmermann, Gustav Schulten) veranstaltet wurde. Die große Bühne vollgestellt mit Kindern in bunten Alltagskleidern, anzusehen wie ein riesiger Wickenstrauß, ein paar Musiker mit ihrem Dirigenten, und im Vordergrund ein Dutzend übermütiger kleiner Schauspieler, stolz, selbstbewußt und kokett wie alle echten Kinder. Unmärchenhafte Spiele von Ozeandampfern und Rundfunksendern, Abenteuer aus Neukölln — und doch ganz kindlich. Und hier waren alle die Theaterformen von morgen: die Verbindung von Chor und Darsteller, von Dialog und Lied, das Schauspielen ohne Bühne, ohne Dekoration und ohne Kostüme. Wenn man sah, mit welcher Selbstverständlichkeit kindliche Phantasie ohne die äußeren Vortäuschungen der üblichen Bühne auskam, wie für sie Theater dasselbe Ding war wie Spiel und Musik, dann konnte man verstehen, daß es sich hier nicht um Neuigkeiten verrückter Revolutionäre handelt sondern um Uraltes, Natürliches, das mit Notwendigkeit wieder auftritt.

Preußens Abschied von Weimar von Bernhard Citron

„Am 1. Juli 1932 hat der Reichspräsident auf Grund des Art. 48 der Reichsverfassung die Reichsexekutive über den Freistaat Preußen verhängt. Das Gebäude des Preußischen Landtages sowie die Staatsministerien wurden von der Reichswehr besetzt. Der Bayerische Reichsratsbevollmächtigte hat dem preußischen Staatsministerium wohlwollende Neutralität zugesagt."

Wäre es wirklich so gekommen? Oder hätte der Reichspräsident den Freiherrn von Gayl als preußischen Diktator eingesetzt? Man braucht kein Föderalist zu sein — die preußischen Stellen haben sich bisher immer zum Einheitsstaat bekannt —, um ein Reichskommissariat für Preußen abzulehnen. Damit wäre das Gebiet des Freistaats nicht etwa unter den unmittelbaren Einfluß des Reiches gekommen sondern unter ein nicht kontrollierbares Diktatursystem. Wichtige Ressorts wie Schutzpolizei und Kultus unterliegen der Landesgesetzgebung. Bei Einsetzung des Reichskommissariats wären diese Obliegenheiten nicht auf die ordentliche Reichsgesetzgebung sondern auf den Freiherrn von Gayl als preußischen Vormund übergegangen. Die preußische Regierung würde also mit Erlaß ihrer Notverordnung zur Sicherung der Finanzen eine Gefahr sowohl für die Selbständigkeit des Staates

Preußen als auch für die Erhaltung der demokratischen Verwaltung abgewendet haben, — wenn die Möglichkeit eines Reichskommissariats überhaupt bestanden hätte. Ein so entscheidender Schritt zum Einheitsstaat wäre aber von der konservativen Regierung Papen aus Rücksicht auf die föderalistischen Elemente inner- und besonders außerhalb Preußens nicht zu erwarten gewesen.

So hat die preußische Regierung ihren Gegnern, getreu bis in den Tod, den letzten großen Gefallen erwiesen, ihnen die unpopulärsten Maßnahmen zum Ausgleich des Etats abzunehmen. Selbst der Chance, die Verantwortung für die Notverordnung auf den neuen Kurs im Reich abzuwälzen, hat sich Preußen begeben. Finanzminister Klepper, der das Mißfallen des Reichspräsidenten erregte, weil er in seiner einstigen Eigenschaft als Präsident der Preußenkasse nicht vor dem frühern Generalfeldmarschall von Mackensen aufgestanden ist, scheint sich durch eine Verbeugung vor dem General von Schleicher jetzt als „Gutgesinnter" wieder in Gnaden aufnehmen zu lassen. Nach seinen Erklärungen ist nämlich die neue Reichsregierung, die bekanntlich das Siedlungsprogramm Brüning-Braun für ein bolschewistisches Projekt hält, an den Finanzschwierigkeiten Preußens unschuldig. Auch die frühere Reichsregierung hätte ihr Versprechen, dem Freistaat Preußen hundert Millionen Mark für die Beteiligung an den Siedlungsgesellschaften zu zahlen, nicht erfüllen können. Noch nie hat eine Partei ihrem Gegner freiwillig einen so glänzenden Alibibeweis geliefert.

Der preußische Etat ist durch die Ersparnisse aus drei höchst unpopulären Maßnahmen — der Beamten-Zwangssparkasse, der Schlachtsteuer und der Herabsetzung der Hauszinssteuer-Freiheit — entlastet worden. Die moralische Belastung hat die scheidende Preußenregierung übernommen. Es ist schwer, sich bei soviel „Verantwortungsbewußtsein" vor den Wählern zu verantworten. Tragischer konnte die letzte Insel der Demokratie nicht in den reaktionären Fluten versinken als mit dieser Notverordnung. Die gelästerten Träger des „Wohlfahrtsstaates" haben bei ihrem Abgang durch unsoziale Maßnahmen nur ihren Nachfolgern gedient, die Unitarier haben als letzte Rettung das Banner des Föderalismus aufgepflanzt. Nicht zufällig enthält die preußische Notverordnung die Einführung des Binnenzolls auf Fleischwaren. Warum mußte grade die letzte Koalition, deren Symbol Weimar gewesen ist, selbst den Weg ins vormärzliche Deutschland weisen?

Zu dieser Regierung

Sie müssen nicht glauben, daß man dadurch, daß man Minister wird, sofort wesentlich klüger und einsichtiger wird.

Bismarck im Landtag, 28. 1. 1884.

*

Die vom Adel maßen sich an, und wollen regieren; aber sie könnens noch verstehens nicht ... Ein schlechter Papst kann besser regieren denn hundert vom Adel.

Luther in den Tischreden

Wenn eena jeborn wird von Theobald Tiger

Allemal für Paulchen

Nu liechste da, du kleene Kröte!
Siehst aus wie ne jebadte Maus.
Na laß man, do — der olle Joethe,
der sah als Kind nich scheena aus.
Und hier — ick bring da ooch wat mit!
Tittittittittitt —!

Die Neese haste ja von Vatan.
Det Mäulchen, wo de dir drin wühlst,
da sachste denn den Jrang im Schkat an.
Wolln hoffen, dette bessa spielst
als wie der Olle, dein Papa!
Allallallalla —!

Un seh mah! Hast ja richtich Haare!
Die hat dir Mutta mitjejehm.
Du, Mensch, det is ne wunderbare
un liebe Frau — nur etwas unbequem.
Dein Olla, der macht vor ihr Kusch ...
Puschpuschpuschpuschpusch —!

Sieht man dir durch de Neese schnauhm
un wie du mit die Beenchen tanzt —:
denn sollte man det jahnich jlauhm,
wie jemeine du mal wern kannst.
Wa —?

Ach, Menschenskind, ick wer da sahrn:
Schlach du nach Vatan! Hör ma an!
Du kannst ja ooch nach andre schlahrn ...
Na, wirste denn als junga Mann
jenau so dof wie Onkel Fritz?
Zizzizzizzizzizz —?

Da liechste nu in deine Wieje
un fängst noch mah von vorne an.
Na, Mensch, ob ick mah Kinda krieje?
Man jloobt ja imma wieda dran.
Du machst dir nu die Windeln voll
und weeßt nich, wat det heißen soll,
wenn eena dir mit Puda fecht,
dir abwischt un dir trocken lecht ...
Denn loofste rum,
klug oda dumm ...
Un machst den janzen Lebensskandal
alles nochmal, alles nochmal —!

Bemerkungen

Ein weiser und gerechter Richter

In einer kleinen ostdeutschen Stadt hat sich eine Familientragödie von ungewöhnlichen Ausmaßen ereignet: ein Mann, der in glücklicher Ehe lebte, verlor seine Frau, die Mutter seiner zwei Söhne, an den Folgen eines Abtreibungsversuches. Die zweite Frau war die böse Stiefmutter der alten, grausamen, dunklen Märchen. Sie hat nicht nur die Kinder schlecht behandelt, sie hat ihnen auch nach dem Leben getrachtet und hat, anders als im Märchen, wo Schutzengel fremde Prinzen, Feen oder Geister der toten Mutter zu Hilfe eilen, ihr scheußliches Werk vollendet. Es ist kaum ein Zweifel möglich, daß die Lehrersfrau Ziehm in Guben ihre beiden kleinen Stiefsöhne ermordet hat.

In solchen Fällen ist es ebenso sinnlos wie üblich, dem Geschick mit Wenn und Aber zu Leibe zu rücken. Wenn die erste Frau Ziehm am Leben geblieben wäre, so lebten aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch ihre unschuldigen Kinder. Wenn der Ziegelstein gefallen oder nicht gefallen wäre — ein müßiger Zeitvertreib der Verzweiflung.

In diesem Fall allerdings ist ein bestimmtes Wenn und Aber sehr naheliegend. Wer hat heute den Mut, ein drittes Kind in die Welt zu setzen? Gewiß nicht die Frau irgend eines mäßig bezahlten Lehrers. Es können noch andre Gründe mitgespielt haben — man braucht nicht alle Möglichkeiten aufzuzählen. Es gibt ihrer genug, jeder kennt sie. Aber es gibt auch den Paragraphen 218. An ihm ist Frau Ziehm vermutlich gestorben. Kein Arzt, der sich zu dem „Verbotenen Eingriff" bereit fand — also Kurpfuscherin, Fieber, Tod, man hat es tausendmal gehört. Wenn die Millionengegnerschaft des § 218 so skrupellos wäre wie seine Befürworter, so könnte sie ihn außer mit dem Tod der Frau Ziehm auch mit dem ihrer ermordeten Kinder belasten und handelte damit nicht einmal so ganz skrupellos.

Das blieb dem Prozeßvorsitzenden vorbehalten, dem Landgerichtsdirektor Weiß. Er bekam es fertig, in der Begründung des Urteils zu erklären, daß „die Abtreibung, an der die erste Frau Ziehm gestorben, zum Fluch geworden sei!" Der Toten wurde gewissermaßen ins Grab hinein nicht nur die Schuld am eignen vorzeitigen Ende sondern auch an dem grauenvollen Geschick ihrer Söhne aufgebürdet. Sie hat sich gegen das heilige Gesetz des Lebens vergangen und muß dafür büßen bis ins dritte und vierte Glied, das ja nun nicht mehr zur Welt kommen kann. Dies alles vermutlich noch einem verzweifelten Vater ins Gesicht. Ist eine größere Brutalität, eine ärgere Engstirnigkeit und Scheinheiligkeit denkbar?

Für diesen Richter gibt es keinen Fall Wolf-Kienle und keine Landarztkartothek, wie Alfred Grotjahn sie kurz vor seinem Tode der Öffentlichkeit übermacht hat. Es gibt keine Volksmeinung und keine Tatsachen, die die Theorie dieses Paragraphen längst ab absurdum geführt haben. Es gibt nur ihn selbst, den sinnlos gewordenen § 218, und er hütet ihn, ein erstarrter Paladin geschriebener Gesetze, die, je älter sie werden, sich mehr und mehr von Recht und Gerechtigkeit entfernen. Ein weiser, ein gerechter Richter! Der Staat, der sich mit dem eisernen und eisigen Glauben an die Gottähnlichkeit seiner von Menschen gemachten Gesetze aufrecht erhält — der Staat mag seine Freude an ihm haben.

Hans Glenk

Erik Jan Straßer

Als ich hier vor etwa einem Jahr (1931, Heft 30) ein Bild von den Anschauungen der „Revolutionären Nationalsozialisten", der Gruppe um Otto Straßer,

zu zeichnen versuchte, da hagelte es in den beiden Erwiderungen von Straßer und Herbert Blank nur so von Kraftausdrücken, mit denen sie meine Charakterisierung ihrer metaphysischen Verschwommenheit bedachten. Damals öffentlich zu replizieren, haben wir uns versagt, weil bei der Verschiedenheit der Sprache, die die Gegner sprechen, Auseinandersetzungen über solche Prinzipienfragen kaum je zu einer Klärung führen können. Es kam ja auch nicht darauf an, den Gegner zu überzeugen, sondern darauf, zu zeigen, wohin es führt, wenn man sich jener Abkehr von der (übrigens gar nicht existierenden) Vorherrschaft des Geistes und der Hinwendung zu der Vorherrschaft der Seele anschließt, nämlich unmittelbar in eine gefährliche Überschätzung alles Innerlichen, — gefährlich, weil die Mächtigen dieser Erde mit diesem Opium immer das beste Geschäft gemacht haben. Damals habe ich mir, auch von befreundeter Seite, sagen lassen müssen, man täte Straßer unrecht, wenn man seine Erkenntnisse ironisiere, man müsse das „ernster" nehmen. Ernst genug haben wir ja hier die Gefahren dieser Verachtung alles Geistigen genommen, — wie richtig aber die Ironisierung war, das zeigt das Blatt Straßers ‚Die schwarze Front' in einem „—r" gezeichneten, am 29. Mai erschienen Artikel über Hanussen:

„Das Maiprogramm der ‚Scala' hat sich mit Hanussen eine Sensation gesichert, die weit über den Rahmen eines üblichen Varietéprogramms hinausging. Das nicht nur der Form, sondern vor allem dem Inhalt nach. Es ist gewiß augenblicklich Modesache, daß Hellsehen, Astrologie, Chiromantie usw. so hoch im Kurs stehen, aber dem in großen Zusammenhängen denkenden Betrachter erscheint all das doch mehr, als nur bloßer Zufall. Gerade wir konservativen Revolutionäre haben ein Empfinden dafür, daß in allen diesen Erscheinungen — so unvollkommen, so chaotisch, so problematisch sie im einzelnen sein mögen — sich doch jene neue Epoche der Innerlichkeit kündet, jene Herrschaft der Seele, die an Stelle der Herrschaft des Geistes tritt wie sie die liberale Aera ausfüllte. Es war geschickt und wirkungsvoll, daß Hanussen in seinen Einleitungs- und Schlußworten diesen allgemeinen Rahmen absteckte und seine speziellen Darbietungen in ihn einfügte. Er hob sie damit über die Zufälligkeit hinaus, die ihnen innerhalb dieses Rahmens zwangsläufig anhaften mußte; dennoch gebietet es die Chronistenpflicht, festzustellen, daß selbst in diesem Rahmen die Experimente fast restlos gelangen und eine geradezu verblüffende Leistung darstellten."

Also dieser Charlatan, dem grade jetzt die kommunistische Presse dankenswerterweise aufs Fell zu rücken beginnt, indem sie Fall für Fall seiner angeblichen Prophezeiungen auf Entstehen und Wahrheitsgehalt prüft, — dieser Mann, der unter geschickter Ausnutzung unsrer trostlosen Zustände es versteht, den Menschen seine Taschenspielerkunststücke als Offenbarungen einer vierten Dimension zu offerieren und ihnen das Geld aus der Tasche zu ziehen, — ausgerechnet dieser Herr dient Straßer und seinem Kreis als Beweis für das Streben nach Verinnerlichung. Hatten wir da nicht recht, wenn wir sagten, daß von dieser Richtung her nichts andres zu erwarten ist als der ganze Wust von mittelalterlichem Aberglauben mit den Weißenbergs, den Zeileis und den Hanussens? Diese „Revolutionäre", diese „Sozialisten" haben noch immer nicht begriffen, daß die Propagierung derartigen Unfugs nur zu gern von jenen Gewalten gesehen wird, die damit um so besser im Reich des Materiellen ihre Herrschaft ausüben können. Eine kleine Glosse, die dokumentiert, daß hinter der Phrase „konservative Revolutionäre" sich nur eine besonders geschickt getarnte Reaktion verbirgt.

Und noch etwas bestätigt diese eigentümliche Varieté-Kritik:

diese Leute können nicht denken, sie verwickeln sich dauernd in Widersprüche. Vor einem Jahr schrieb Straßer in seiner Antwort: „... wir reihen den hypertrophisch gewordenen Geist nur wieder richtig ein, in jene Dreiheit Körper-Geist-Seele, innerhalb deren es keine Priorität gibt, sondern die eben eine Totalität bilden. Hypertrophie jeder einzelnen Kraft würde gleichermaßen zur Schädigung der Totalität führen — das gilt nicht nur gegenüber dem Geist!" So damals, und heute: „... jene Herrschaft der Seele, die an Stelle der Herrschaft des Geistes tritt, wie sie die liberale Ära auszeichnete." Wer hat nun recht? Straßer oder Herr „—r"? Mir scheint, sie wissen es beide nicht genau.

Walther Karsch

Jugendschutz und Filmzensur

Der Reichsverband deutscher Lichtspieltheater hat auf seiner frankfurter Generalversammlung unter anderm die Herabsetzung des Jugendschutzalters im Lichtspielgesetz von achtzehn auf vierzehn Jahre gefordert. Hiermit wird die seit Bestehen des Lichtspielgesetzes viel umstrittene Frage des Jugendschutzes erneut aktuell. Wenn eine so weitgehende Forderung wie die Herabsetzung des Schutzalters auf vierzehn Jahre ausgesprochen wird, so muß man sich wohl darüber klar sein, wie weit sie verwirklicht werden kann und ob ihre Verwirklichung von Nutzen sein wird.

Nach § 3 des Lichtspielgesetzes dürfen Jugendliche unter achtzehn Jahren nur solche Filme besuchen, die ausdrücklich für sie zugelassen sind. Diese besondere Zulassung hat nach dem Gesetz dann zu unterbleiben, wenn der Film geeignet ist, eine schädliche Wirkung auf die sittliche, geistige und gesundheitliche Entwicklung der Jugendlichen auszuüben und ihre Phantasie zu verderben oder zu überreizen. Das sieht in der Praxis so aus:

„Die Darstellung der Geburt eines Kalbes vor Jugendlichen" wird verboten, denn sie „ist geeignet, die geistige Entwicklung jugendlicher Beschauer zu gefährden."

Die Darstellung eines Skeletts mit Menschenkopf ist vor Jugendlichen verboten, denn es ist zu befürchten, daß sie „von dem Gesehenen bis in ihre Träume hinein verfolgt werden. Das bedeutet eine Schädigung ihrer Gesundheit"

Ein anderer Film wurde verboten, „weil seine Darstellung in Deutschland verbotener Kinderarbeiten in ausländischen Staaten auf die deutschen Jugendlichen verhetzend wirken und ihre geistige Entwicklung gefährden würde."

Ein Reklamefilm für den Büstenhalter „Hautana" wurde für zu bedenklich erklärt.

„Weil ein als Großindustrieller sehr bekannter alter Mann mit einer Mumie verglichen wird, muß die Autorität des Alters in den Kreisen der Jugendlichen Einbuße erleiden und dadurch ebenfalls eine die sittliche Entwicklung der Jugendlichen gefährdende Wirkung eintreten."

Der Film „Im Westen nichts Neues" wurde auch in der letzten, die öffentliche Vorführung für das ganze Reich gestattenden Entscheidung nicht für Jugendliche zugelassen.

Aus diesen Entscheidungen ist zu ersehen: die Grenzen der Bestimmung sind so unscharf gehalten, daß es dem freien Ermessen des Zensors überlassen bleibt, das Jugendverbot auszusprechen. Die vom Gesetz geforderten Voraussetzungen können eben eigentlich

Für Carl von Ossietzky!

Dieser Nummer liegt eine Sammelliste bei für die von der Liga für Menschenrechte und dem PEN-Club (Deutsche Gruppe) veranstaltete Petition für Carl von Ossietzky. Den besonders von den Betrieben ausgehenden Anforderungen nach ihren größern Sammellisten kann die Liga nicht mehr nachkommen, da ihre Exemplare vergriffen sind. Es wird deshalb vorgeschlagen, im Bedarfsfall eigne Sammellisten mit am Kopf aufgeklebtem Petitionstext herzustellen.

fast immer als erfüllt angesehen werden.

Das Gesetz selbst bezweckt zweifellos, die Jugendlichen zu ertüchtigen und lebensfähige Menschen aus ihnen zu machen. Ist es nun aber für ihre Entwicklung wirklich günstiger, alles Häßliche und Schlechte zu verschweigen, sie in Watte zu betten und ihnen das Leben rosenrot auszumalen? Ist nicht grade im Gegenteil die spätere Enttäuschung schädigender?

Nun kommt der neue Antrag auf Herabsetzung der Altersgrenze auf vierzehn Jahre. Es fragt sich, ob diese Neuerung der Jugend nützen würde. Was würde erfolgen, wenn wirklich eine Herabsetzung auf vierzehn Jahre — oder auch nur auf sechzehn Jahre — erreicht würde? Dann würden die Prüfstellen ganz automatisch ein neues, strengeres Maß bei der Prüfung anlegen und glauben, die mutmaßliche Reife der Jugendlichen zwischen vierzehn und achtzehn Jahren mit berücksichtigen zu müssen. Das würde ohne Frage auch eine ganz bedeutende Verschärfung der allgemeinen Zensur zur Folge haben und die gemäß § 1, 2 des Lichtspielgesetzes nur für Erwachsene zugelassenen Filme auf ein unerträgliches, jedes freie künstlerische Schaffen aufs gefährlichste hemmendes Niveau bringen. Es wäre daher vielleicht besser zu fordern, daß viel mehr Filme ganz allgemein auch für Jugendliche zugelassen werden und daß der für die Zulassung vor Jugendlichen angelegte Maßstab etwas gemildert wird. Eine solche Forderung wäre sicherlich durchzusetzen.

Herbert Veit Simon

Al Capones Märchenerzähler

Wenn ein wirklich smarter Junge nach Amerika geht, dann wird er heutzutage Leibgardist bei Al Capone. Kehrt er dann heim, ist es ebenso selbstverständlich, daß er Memoiren schreibt, in denen die Fetzen fliegen, das Tack-Tack der Maschinengewehre dauernd das Trommelfell peitscht und ein Menschenleben nicht mehr gilt als eine Fliege. Mit der Feststellung, daß schriftstellerische Begabung und Gestaltungskraft des Unterweltlers aus Chikago sehr mäßig sind, daß der Leser bei Wallace viel besser bedient wird als hier, wäre der Fall erledigt, schliche sich nicht unser Jack Bilbo in Kreise ein, wo er nichts zu suchen hat. Er taucht nämlich auf einmal als Reporter mit einer seriös sozialen und klassenkämpferischen Note auf, wobei er seine Sensationsartikel über die Kneipen und Bordelle Europas gern mit kleinen Randbemerkungen durchflicht, wie zum Beispiel: „Verzweifelt griff ich nach Karl Marx' Satz, daß der Mensch ein Produkt seiner Verhältnisse sei."

Es mag vielleicht stimmen, daß Jack Bilbo verzweifelt zu irgendwelchen Sätzen von Marx greift, daß es aber mit der exakten Beobachtung wirklicher Erlebnisse in seinen Artikeln nicht stimmt, dafür ein gutes Beispiel. Bilbo berichtet von Genua und baut in seine Reportage über diese italienische Hafenstadt auch eine Episode ein, die er von einer ganz andern Stadt erzählen gehört hat.

Bilbo will in Genua ein Ristorante kennen gelernt haben, in dem die Stammgäste ihre Ser-

vietten mittels eines kunstvoll geschlungenen Knotens kenntlich machen, ehe sie die Tücher auf ein an der Wand umlaufendes Paneelbrett legen. Jeder Stammgast hat seinen Spezialknoten, an dem er seine Serviette erkennt. Die Küche in dem Restaurant sei bemerkenswert gut gewesen, so erzählt Bilbo, aber noch bemerkenswerter wäre der Kellner, der nämlich für jeden Stammgast seinen Spezialknoten erfand. „Seine Lebensphilosophie bestand aus Knoten", heißt es in Bilbos Bericht, „stolz erklärte er mir, daß er seit 26 Jahren hier die Gäste bediene und alle Knoten entwerfe. Er kenne etwa 180 verschiedene Arten."

Hier hat sich Al Capones Märchenerzähler in seinem eignen Knoten gefangen. Ein eisgrauer, seebefahrener, von Wind und Wetter gebräunter und von der Salzluft ausgedörrter Segelschiffsmatrose, der alle Arten Knoten zu binden kennt, die es auf der Welt gibt, vermag 26 bis 30 verschiedene zu knüpfen. Mehr geben nämlich die Tauenden nicht her. Und alle diese Verschlingungen entwickeln sich aus fünf Grundformen. Überdies, und das ist viel entscheidender als die wilde Knoten-Phantasie, steht jenes Restaurant, wo die Stammgäste ihre Serviette durch einen Knoten kenntlich machen, nicht in Genua. Es wächst auf andrer Erde, nämlich im sparsamen Südfrankreich, in der gleichen Stadt Arles, wo van Gogh gelebt hat. Arles war einmal ein Hafen. Dort gibt es eine kleine Kneipe, in der ehemalige Seebären verkehren. Sie beherrschen noch selbst die Technik des Knotenbindens — die braucht ihnen kein Kellner zu erklären — und ersparen damit ihrem Stammwirt die Anschaffung von Serviettenringen.

Warum wir diese an sich sehr belanglose Episode erwähnen? Die kommunistischen Tageszeitungen sollten sich ihre Leute ansehen, ehe sie den Lesern solchen Unsinn vorsetzen. Überlaßt doch der bürgerlichen Presse diese Sensationsberichte, für eure Arbeiterleser müßte euch das zu schade sein. Es sollte doch nicht einer bei euch im Feuilleton schwindeln dürfen, was er will, wenn die Schilderung nur dadurch ihre Sanktion erhält, daß die klassenkämpferische Note nicht zu kurz kommt; was in unserm Fall durch die Erzählung geschieht, wie in dem gleichen Hafen ein Bootsmann dem Reisenden die Einladung zu einer illegalen antifascistischen Versammlung von Arbeitern in die Hand drückt.

Hein Mück

Nackttanz in Essen

Als das entartete Judenmädchen Salome vor König Herodes um den Kopf Johannes des Täufers tanzte, ließ sie in wohlerwogener Berechnung einen nach dem andern ihrer sieben Schleier fallen. In dem Tanze, den der Gemeinnützige Bauverein seit Jahren auf der Nase seiner eignen Genossen, der Stadtverwaltungen und aller rechtlich denkenden Menschen aufgeführt hat, ist gleichfalls eine Hülle nach der andern gesunken.

‚Nationalzeitung' (NSDAP), Essen, 2. 6. 32

Ins Deutsche übersetzt

Es kommt zuweilen vor, daß der Name eines Mannes bezeichnend für den Charakter desselben ist. Ins Deutsche übersetzt, lautete derjenige meines Besuches Aeschylus Hannibal Schleicher. Das war gar nicht empfehlend.

Karl May, ‚Rio de la Plata'

Rabatt von oben

Der Hefti-Verlag in Zürich schreibt an den Verleger von Essad Beys „Verschwörung gegen die Welt (GPU.)":

„Sie haben mit Ihrer Ausgabe der GPU. den größten Dienst an der Menschheit getan, und ich hoffe nur, daß außer Gottes Segen auch der materielle Segen Sie begleiten wird ... Teilen Sie uns jedenfalls mit, wie Sie das Buch berechnen, wenn wir pro hundert Stück beziehen."

Buchhändlerbörsenblatt, 9. 5. 1932

Besonders

Es waren mir doch inzwischen Bedenken aufgestiegen, ob der Besucher geistig gesund gewesen sei oder nicht, besonders weil er nach der Wohnung des Reichspräsidenten gefragt hatte.

‚8-Uhr-Abendblatt', 7. 6. 32

Liebe Weltbühne!

Die beiden Männer, die sich am tiefsten hassen, sind Mussolini und d'Annunzio. Aber d'Annunzio ist italienischer Nationalheiliger. Darum telegraphierte ihm der Duce zum Jahrestage des Eintritts Italiens in den Krieg: „Dir, der Du Seele und Flamme der Kriegserklärung warst und Dich alsbald an die Spitze der Infanterie stelltest, sende ich den Bruderkuß." Prompt lief die Antwort vom Gardasee ein: „Ich sende Dir den Kuß zurück."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Individualpsychologische Gruppe. Montag 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Die Wirkungen der Arbeiterbewegung auf die Einzelpersönlichkeit, Georg Stolz. — Montag. (20. 6.): Der orgiastische Mensch, Maximilian Beck.

Kamera, Unter den Linden 14. 3, 5, 7, 9, Uhr. Dienstag und Mittwoch: Murnau – Der letzte Mann. Sonnabend und Sonntag: Sternberg — Der blaue Engel. Montag und Dienstag (20. u. 21.): Eisenstein – Potemkin — Turksib.

Erfurt

Weltbühnenleser. Montag (20. 6.) 20.15: Zusammenkunft bei Rohr im Jagdzimmer.

Nürnberg

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.15: Erste Zusammenkunft im Katharinenbau. Interessenten wollen sich melden bei Herrn Dr. Katz, Ludwigstr. 1. Tel.: 21570.

Stuttgart

Internationale Arbeiterhilfe und Rote Studentengruppe. Donnerstag 20.00. Bürgermuseum, Lange Str. 4 B: Kapitalistisches und sozialistisches Recht, Lotte Barth.

Bücher

Irmgard Keun: Das kunstseidene Mädchen. Universitas Verlags-A.-G., Berlin.
Else Lasker-Schüler: Konzert. Ernst Rowohlt, Berlin.
Propheten in deutscher Krise. Herausgegeben von Rudolf Olden. Ernst Rowohlt, Berlin.
Jules Romains: Jemand stirbt. Insel-Verlag, Berlin.
Antiquariatskatalog: Sozialismus und Arbeiterbewegung. Ipa, Hamburg 36.

Rundfunk

Dienstag. Hamburg 14.10: Igor Strawinskij, Schallplatten. — **Mittwoch.** Mühlacker 22.00: „Die Hand" von Maupassant. — **Donnerstag.** Leipzig 14.00: Kunst hinter Kerkermauern, Hermann Nöll. — Mühlacker 18.50: Wirtschaftsverfassung und Wirtschaftslage der Völker Südamerikas, Alfons Goldschmidt. — Berlin 19.35: Heinrich George liest. — Hamburg 21.00: Die Böttcherstraße in Bremen. — Mühlacker 21.00: Michael Reinhold Lenz. — **Freitag.** Königswusterhausen 18.30: Das Reparationsproblem vom Standpunkt der internationalen Arbeiterbewegung, Theodor Leipart. — Leipzig 19.00: Zum 50. Geburtstag Strawinskijs. — 22.10: Igor Strawinskij. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Karl Otten. — **Sonntag.** Berlin 12.10: Helmut Flieg (Melchior Douglas) liest.

Antworten

Freiherr von Gayl. Sie haben im Reichsrat erklärt, daß Sie die Monarchie für die Deutschland angemessenste Staatsform halten. Trotzdem bezeichnen Sie „das Gerede von einer geplanten Änderung der Verfassung in der Richtung der Wiederaufrichtung der Monarchie" als „törichtes und darum schädliches Geschwätz". Wenn Sie die Monarchie für „angemessen", die Republik also für unangemessen halten, haben Sie doch eigentlich die Pflicht, alles zu tun, um die unangemessene Form durch die angemessene zu versetzen. Wenn Sie das nicht tun, können Sie kein starker Logiker sein. Logisch wäre es gewesen, den Ihnen angebotenen Posten als Verfassungsminister abzulehnen. Um den Gewissenkonflikt zwischen Ihrer Privatseele und Ihrer Ministerseele beneiden wir Sie jedenfalls nicht.

Kommunist. Deine Presse freut sich, daß es gelungen ist, im Rechtsausschuß des Landtages weitgehende Amnestieanträge durchzudrücken. Noch ist zwar nicht entschieden, wie sich der Landtag dazu stellen wird, doch gestatte, daß wir schon jetzt einen kleinen kritischen Zwischenruf machen. Wer fällt unter diese Amnestie, die ja nur von preußischen Gerichten gefällte Urteile umfaßt? Alle Die, die sich ihrer Überzeugung wegen Diensstrafen zugezogen haben. Gut. Wer noch? Der Hochverräter Scheringer? Keine Spur. Der angebliche Landesverräter Carl v. Ossietzky? Nicht daran zu denken. Sie wurden ja vom Reichsgericht abgeurteilt. Dafür aber all die Krawallmacher und Totschläger. Deine Partei ist gegen den individuellen Terror; wir wissen natürlich ebenso gut wie sie, auf wessen Konto die meisten politischen Mordtaten kommen. Aber grade weil durch diese Amnestie die Unmasse der nationalsozialistischen Mörder und Radaubrüder freikommt, während die wirklichen politischen „Verbrecher" weitersitzen müssen, die keiner Fliege ein Haar gekrümmt haben, die ihre Überzeugung in offener Rede und Schrift vertreten haben und nicht mit der Revolverkugel oder gar aus dem Hinterhalt, eben deshalb halten wir diese Amnestie für verderblich. Die Tatsache, daß eine ganze Anzahl deiner Leute freikommen, die wegen politischer Morde und ähnlicher blutiger Delikte hinter Kerkermauern geraten sind, sollten deine Parteifreunde wirklich nicht veranlassen, dem nationalsozialistischen Mob zur Freiheit zu verhelfen. Politischer Mord bleibt politischer Mord, auch Deiner Überzeugung nach ist die Kugel kein Argument. Gewiß, manch einer ist unschuldig, und man kann ihm nur wünschen, daß er freikommt. Dafür gibt es aber andre Wege als eine Amnestie. Ist es in Deinem Sinne, daß die Terroristen freikommen, während die andern, die mit dem Wort fochten, weiter in Gefängnissen, in Zuchthäusern bleiben müssen; darunter die besten Leute Deiner Partei? Siehst Du, weil das ein peinliches Mißverhältnis ist, darum können wir uns über diese Amnestie nicht freuen. Erst recht nicht, seitdem bei der zweiten Kommissionslesung die in der ersten angenommene Amnestie für Delikte aus sozialer Not wieder beseitigt worden ist. Ihr helft den Nazis, ihre Mörder freizubekommen, die Nazis aber stimmen gegen Eure Arbeitslosen!

Gustav Kiepenheuer-Verlag. Dieser Tage sind die ersten beiden Bände Ihrer billigen Ausgaben von Werken wissenschaftlichen Charakters erschienen. 2,85 RM. kostet der vollständige, durch Karl Korsch besorgte, erste Teil des Kapitals von Marx und ebensoviel Weiningers „Geschlecht und Charakter". Wenn man in Betracht zieht, daß sich diese Bücher bisher, wollte man sie vollständig haben, sehr teuer stellten und daß andrerseits billigere Ausgaben nur eine meist wenig befriedigende Auswahl darboten, so bleibt nur übrig, Sie zu Ihrem Vorgehen zu beglückwünschen. Wobei nicht vergessen werden soll, daß die Bände sehr anständig ausgestattet sind.

Radikaldemokraten in Darmstadt. Es ist sehr vernünftig, daß Ihr für Eure Landtagswahlen eine Listenverbindung mit der SPD eingegangen seid. Kleine Parteien, die ohne Listenverbindung mit einer großen in irgend einen Wahlkampf ziehen, muten ihren Wählern politischen Selbstmord zu.

Obotrit in Neustrelitz. Eure deutschnational-nationalsozialistische Mehrheit hat beschlossen, das mecklenburg-strelitzsche Parlament und damit sich selbst aus dem frühern großherzoglichen Schloß zu exmittieren, „damit es in Zukunft nicht mehr durch marxistische Reden entweiht werde". Bravo! Da wird in dem Schloß wenigstens wieder die Weihestimmung hergestellt, womit vor dem Kriege die seligen Liebesstunden der beiden Prinzessinnen mit den Lakaien es erfüllt hatten.

Unorientierter. Ihnen und vielen andern Briefschreibern ist noch manches an den Vorgängen unklar, die Carl v. Ossietzky für achtzehn Monate ins Gefängnis gebracht haben. Leider können wir hier den Fall nicht noch einmal in aller Ausführlichkeit aufrollen und müssen Sie daher immer wieder auf die in unserm Verlag erschienene, 64 Seiten starke Broschüre hinweisen, in der die Eingabe von Rechtsanwalt Doktor Apfel an den Reichspräsidenten, das Schreiben Professor Alsbergs an Justizminister Joel, Äußerungen hervorragender Vertreter der deutschen Öffentlichkeit und wichtige Stimmen der Weltpresse zum Weltbühnenprozeß veröffentlicht sind. Carl v. Ossietzky selbst hat in drei Nummern der ‚Weltbühne' — 1931 Heft 48 „Der Weltbühnenprozeß", Heft 49 „Offener Brief an Reichswehrminister Groener" und 1932 Heft 19 „Rechenschaft" — zu dem Prozeß, zu seiner Verurteilung und zu seiner Inhaftierung Stellung genommen; soweit das bei einem geheim durchgeführten Verfahren möglich war. Solange noch Exemplare vorhanden sind, können Sie die Broschüre gegen Einsendung von 30 Pfennigen, die drei Hefte für den Gesamtpreis von einer Mark in Briefmarken vom Verlag der ‚Weltbühne', Berlin-Charlottenburg 2, Kantstraße 152, beziehen.

Liga für Menschenrechte. Du wünschest, daß dem Rechtsblock bei den Wahlen ein Linksblock entgegengestellt werde. Da Du aber die Scheidung der bürgerlich-republikanischen und proletarisch-republikanischen Gruppen als Tatsache anerkennen mußt, läßt Du Deinen Appell also ausklingen: „Darum richten wir einerseits an alle bürgerlich-republikanischen Parteien, andrerseits an alle sozialistisch-republikanischen Parteien die dringende Mahnung, durch das Mittel der Listenverbindung jede Stimme für die Republik zu retten."

Ungeduldiger. Ernst Tollers Spanien-Serie setzen wir im nächsten Heft fort.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. Juli 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Hindenburgs Holzweg von Hellmut v. Gerlach

Jeder Offizier der Vorkriegsarmee Preußens pflegte sich zu dem Grundsatz zu bekennen: Befehle dürfen niemals widerrufen werden, weil sonst die Autorität des Vorgesetzten untergraben wird. Es kommt vor, daß ein falscher Befehl gegeben wird. Aber besser, an ihm mit all seinen schädlichen Folgen festzuhalten, als ihn zu korrigieren. Der Schade wäre noch größer.

Herr von Hindenburg ist ein Hort des Altpreußentums und der altpreußischen Offizierstradition. Aber das vor wenigen Monaten von ihm erlassene Verbot der SA. hat er soeben aufgehoben. Raus aus den Kartoffeln! Rein in die Kartoffeln!

Seine Ratgeber neudecker Prägung müssen ihn mit sehr gewichtigen Argumenten bearbeitet haben, um ihn zu veranlassen, Hitlers Parteiarmee, die er nach sicherlich sehr gründlichen Erwägungen als staatsgefährlich verboten hatte, nunmehr wieder zuzulassen und damit sich selbst zu desavouieren.

Ganz wohl scheint ihm bei seiner neuesten Entscheidung nicht zumute gewesen zu sein, sonst hätte er seine neue politische Verordnung kaum mit einem Begleitbrief versehen, worin er dem Vertrauen Ausdruck gibt, „daß der politische Meinungskampf in Deutschland sich künftig in ruhigerer Form abspielen werde und daß Gewalttätigkeiten unterbleiben." Darf man das Vertrauen hegen, daß die Rose nicht mehr duften und der Nazi nicht mehr mit Stinkbomben arbeiten werde?

Am 16. Juni wurde das Uniformverbot mit Gültigkeit ab 17. Juni aufgehoben. Aber schon am Nachmittag des 16. Juni sah man ein braunes Zwillingspärchen nach dem andern den Kurfürstendamm hinunterziehen, in voller Kriegsbemalung, strahlend, siegestrunken. Jeder deutsche Akademiker dachte an die Zeilen, die er einst auf der Kneipe gesungen:

> Die vom Breiten Stein
> nicht wankten und nicht wichen,
> und die in ihrem Stolz
> den Herren der Erde glichen.

Offenbar schwelgten diese Herren der Erde oder wenigstens des Asphalts im Nachgefühl der Triumphe, die sie auf dem Kurfürstendamm am jüdischen Neujahrsfest über Semiten und dunkelhaarige Indogermanen davongetragen hatten, und im Vorgefühl . . .

Herr von Hindenburg hat vielleicht recht mit seiner Annahme, daß auch nach Freigabe der SA. Gewalttätigkeiten unterbleiben werden. Unter einer Voraussetzung nämlich: daß die Gegner der Nationalsozialisten diesen die Herrschaft auf der Straße und im öffentlichen Leben widerstandslos überlassen.

Heute ist Hitler Sieger auf der ganzen Linie. Hindenburgs Regierung hat Hitlers Wünsche vollstreckt. Sie ist Hitlers Gefangene.

Als am 14. Juni die erste Notverordnung erging, die der breiten Masse erhöhte Not verordnete, die politische Notverordnung unerwarteterweise aber noch nicht erschien, drohte Goebbels in seinem ‚Angriff' in dickster Balkenüberschrift über die ganze erste Seite hinweg:

„Wir warnen die Reichsregierung! Wo bleiben ihre angekündigten Taten?"

Prompt stellten sich auf diese Drohungen die Taten ein: schon am 16. Juni erschien die zweite Notverordnung, die die Linkspresse mit Kautschukbestimmungen bedrohte und Hitlers Privatarmee freigab.

Die Regierung Papen-Schleicher handelte, wie sie handeln mußte.

Sie selbst ist nazirein geblieben. Warum das eigentlich geschehen ist, wird der Außenstehende kaum verstehen. Wenn man schon eine Regierung für die Nationalsozialisten machen wollte, warum nicht eine mit ihnen? Sicher geschah das hauptsächlich nicht aus politischen, sondern aus gesellschaftlichen Gründen. Das Kabinett ist gesellschaftlich völlig homogen, reine Herrenklasse. Nationalsozialisten hätten eine gesellschaftliche Disharmonie hineingebracht. Ihr Symbol ist eben das braune, nicht das Frackhemd.

F. W. Foerster hat seit vielen Jahren geschrieben, die wahre Gefahr für die deutsche Republik und für die ganze Welt sei Preußen, weil in Preußen der herrschende Machtfaktor, trotz alledem und alledem, das ostelbische Junkertum geblieben sei. Foerster schien sich im Irrtum zu befinden. War nicht die Regierung Braun-Severing der wahre Hort der deutschen Republik?

Heute haben wir eine Regierung, die als Inkarnation des preußischen Junkertums erscheint. Entsetzt erheben sich nicht nur die Arbeiter ganz Deutschlands, sondern sogar die Regierungen Süddeutschlands gegen diese Renaissance eines, wie man geglaubt hatte, seit 1918 endgültig erledigten Zustandes.

Nur in einem, allerdings wesentlichen, Punkt haben sich die Verhältnisse gegen früher geändert. Früher herrschten die Junker kraft eigner Macht (Dreiklassenwahl, Herrenhaus, Gutsbezirk, Militärkabinett, Gesindeordnung etcetera). Seit 1918 braucht man freiwillige Hilfstruppen. Die Demokratie kann nur durch Scheindemokratie überwunden werden.

Darum das Bündnis der Barone mit der „Arbeiterpartei" Hitlers. Darum mußte der von Hitler präsentierte Wechsel unterzeichnet werden. Darum konnte Goebbels mit sofortigem Erfolge drohen: „Wir warnen die Reichsregierung!"

Auf der Spitze der Pyramide thronen die Barone. Die Basis der Pyramide bilden die Millionen Hitlers. Schütteln sie, so fallen die Barone herunter.

Hindenburg ist in eine Lage gekommen, deren Peinlichkeit ihm selbst aufzugehen scheint, wie sein Brief an Freiherrn von Gayl beweist. Die Regierung, die er an die Stelle seines getreuesten Wahlmachers Brüning setzte, würde heute nicht hundert Stimmen auf sich vereinigen, wenn der alte Reichstag noch einmal zusammentreten dürfte. Seine Wähler aus der Linken und der Mitte hat er bis auf den letzten vor den Kopf

gestoßen. Die Wähler seines Gegenkandidaten Hitler stützen ihn nur so lange, als er ihre Forderungen erfüllt. Seine Autorität ist nur noch eine labile Größe.

Niemand zweifelt, daß er das Beste will, wie er es auffaßt. Die Frage ist nur, ob er die richtige Erkenntnis des Besten oder auch nur des Guten besessen hat.

Schloß Neudeck wird in der Geschichte des republikanischen Deutschland die Rolle spielen, die im Deutschland Wilhelms II. Schloß Liebenberg gespielt hat.

Worauf kann Hindenburg noch rechnen?

Gewiß, Herr von Schleicher wird ihm sagen: „Auf die Reichswehr!"

Aber Rechtsanwalt Frank, der juristische Vertrauensmann Hitlers, hat doch eben erklärt, die Reichswehr sei eine einzige Nazizelle. Er mag übertrieben haben. Nationalsozialisten übertreiben immer. Trotzdem, möchte Herr von Schleicher eine geheime Abstimmung in der Reichswehr für oder gegen Hitler vornehmen?

Die Reichswehr ist, was sie immer war, ein politischer Unsicherheitsfaktor. Ein unbedingter Sicherheitsfaktor für Hitler aber ist seine nunmehr für legal erklärte Privatarmee. In Parenthese: wird nachträglich auch die Mobilisierung dieser Privatarmee zum 13. März für den Marsch auf Berlin für legal erklärt werden? Wie Hitlers Soldaten ihre Aufgabe auffassen, geht aus dem Befehl vom 10. Juni hervor, den die Untergruppe Mittelfranken der SA. erließ:

Das SA.-Verbot ist gefallen! Kameraden, die Zeit ist todernst. Kämpfe stehen vor uns; das ersehnte Ziel unserer jahrelangen Arbeit — das Handeln. Von heute an sind wir Soldaten des Dritten Reiches. Ich muß bis zum Einsatz das Äußerste von euch verlangen, und beim Einsatz vielleicht noch mehr. Der Stein ist im Rollen, wir können nicht mehr zurück. Mit sofortiger Wirkung gelten folgende Anordnungen: Vom Tage der Aufhebung des SA.-Verbotes an hat die SA. jeden Abend und jeden Sonntag Dienst. Die Ausbildung ist mit Hochdruck zu betreiben. Die überaus ernste Lage verlangt, daß jeder SA.-Führer von jetzt an Tag und Nacht bereit ist.

Zur Zeit ist Herr von Hindenburg noch der Präsident der ersten deutschen Republik. Die von ihm vor zwei Monaten für illegal und heute für legal erklärten SA.-Leute bezeichnen sich als Soldaten des Dritten Reiches. Sie haben jeden Abend und jeden Sonntag Dienst. Sie sprechen von bevorstehenden Kämpfen, vom rollenden Stein.

Äpfelchen, wohin rollst du?

Freiherr von Gayl hat erklärt, die Regierung stütze sich auf keine Partei, nur auf den Reichspräsidenten.

Auf wen kann sich der Reichspräsident stützen, außer auf die Verfassung?

Aber Verfassungsfragen sind Machtfragen, wie Lassalle festgestellt hat.

Hitler glaubt, die Klinke zum Tor der Macht in der Hand zu haben.

Noch ruht die Macht in der Hand der Wähler. Will die Mehrheit der Deutschen Hitler, trotz der von Hitler tolerierten

Junkerregierung und ihren Notverordnungen, so kann sie nichts daran hindern.

Will sie wirklich?

Traut sie den Sirenentönen, mit dem der glänzende Demagoge Gregor Straßer im Rundfunk seine Hörer einzulullen gewußt hat? Hat sie jene Reichstagssitzung vom 18. Oktober 1930 vergessen, als derselbe Gregor Straßer an den Bruch seines Ehrenwortes erinnert werden mußte? Herr Straßer erwiderte damals laut Reichstagsstenogramm: „Diesem System gegenüber kenne ich kein Ehrenwort." Und er fuhr fort, zu betonen, daß er bereit sei, noch zehn Mal, noch hundert Mal sein Ehrenwort zu brechen, weil ihm „der Bruch des Ehrenwortes ein politisches Mittel sei."

Herr von Hindenburg ist alter Offizier. Im Offizierkorps galt der Bruch des Ehrenwortes als Todsünde.

Die neue Verordnung Hindenburgs gibt der Privatarmee Hitler-Straßer den Weg frei zur moralischen Erneuerung des deutschen Volkes.

Die Opfer müssen opfern von Bernhard Citron

In einem geordneten Staatswesen werden die widerstrebenden Interessen des Fiskus und der Gesellschaftsklassen gebändigt durch das Walten einer objektiven und gerechten Staatshoheit. Von diesem demokratischen Ideal unterscheidet sich die gegenwärtige Regierung, die ihren Kurs mit der ersten finanziellen Notverordnung deutlich zu erkennen gibt, durch ein Mißverhältnis der im Staat wirkenden Kräfte. Die ausgleichende Gerechtigkeit ist den fiskalischen Wünschen und den Klasseninteressen kleiner Gruppen des Volkes untergeordnet worden. Ängstlich bemüht sich die Notverordnung um eine Balanzierung des Etats und bürdet alle Lasten den Arbeitenden, den Arbeitslosen, den Invaliden und Kriegsopfern sowie den kleinen Gewerbetreibenden auf. Diese Praxis erklärt sich erstens aus der antisozialen Grundhaltung des Kabinetts, zweitens aber aus einer fiskalisch-bureaukratischen Denkweise. Arbeitnehmer sind gute „Steuerobjekte", und Ausgaben für soziale Zwecke sind leichter abzubauen als Sachausgaben der einzelnen Ressorts. Vielleicht war sogar dieser Bureaukratenstandpunkt für die gegenwärtige Regierung ausschlaggebender als das Interesse jener ihr nahestehenden Interessentengruppen. So erklärt es sich auch, daß man über alle etatstechnischen Rechenkunststücke die positiven Mittel zur Überwindung der Krise fast völlig vergessen hat. Es ist bezeichnend für den Geist der Notverordnung, daß lediglich in einem nichtssagenden Nachsatz die Erlösung von der „Geißel der Arbeitslosigkeit" als Zukunftsaufgabe gepriesen wird, daß sich aber weder in dieser Präambel noch in dem Text der Verordnung der Wille zur Beschaffung von Arbeit für die breiten Massen des Volkes findet. Statt dessen enthält der Aufruf eine versteckte Anklage gegen das frühere System, dessen Bilanz die Regierung vorgefunden habe. Überhaupt ist es eine

besondere Eigentümlichkeit der neuen Regierung, in erster Linie die Verantwortlichkeit ihrer Vorgänger festzustellen. Die frühern republikanischen Regierungen haben sich in dieser Beziehung taktvoller, aber weniger taktisch verhalten, wenn sie allzu generös die schwere Schuld des kaiserlichen Deutschland an den Ereignissen der Nachkriegszeit verschwiegen. Um nicht in die peinliche Lage versetzt zu werden, irgend etwas an den sozialen Errungenschaften der Republik zu loben, wird lediglich die Vaterschaft Bismarcks für die soziale Gesetzgebung reklamiert. Zwischen den Zeilen kann man deutlich lesen: „Und so hat die Republik Bismarcks soziale Fürsorge zerstört". Auch diese Entstellung der historischen Entwicklung mag von einem großen Teil des Volkes hingenommen werden, jedoch bedarf es keiner tiefgründigen Kenntnis finanzwirtschaftlicher Fragen, um den Widerspruch zwischen den gewaltigen Steuererhöhungen der Notverordnung und folgendem Satz festzustellen: „...die Erfahrungen der letzten Monate haben gezeigt, daß Steuererhöhungen nicht mehr zu einer Verbesserung sondern nur noch zu einer Verschlechterung der Einnahmen führen." Zu einer solchen Verschlechterung führt also nach dem eignen Zeugnis der Reichsregierung der Weg, den sie eingeschlagen hat.

Die Notverordnung überschreibt ihre Maßnahmen auf sozialem Gebiet folgendermaßen: „Maßnahmen zur Erhaltung der Arbeitslosenhilfe, der Sozialversicherung und der Reichsversorgung". Das Wort Arbeitslosenhilfe kennzeichnet die grundsätzliche Haltung der Reichsregierung. An Stelle der Versicherung, auf die der Arbeitslose infolge seiner frühern Prämienzahlungen einen rechtlichen Anspruch hat, tritt das staatliche Almosen. Die Kürzung der Unterstützungssätze bedeutet für die Erwerbslosen eine schwere materielle Schädigung, die Beschränkung der Arbeitslosenversicherung auf sechs Wochen darüber hinaus eine soziale Degradation. Der Arbeitslose, der sich bisher um eine Betätigung in seinem frühern Berufszweige umsehen konnte, wird nach kurzer Frist sofort zum Wohlfahrtserwerbslosen gestempelt; ihm bleibt daher im allgemeinen kaum etwas andres übrig als sich für den Arbeitsdienst zu verdingen. Hierin aber liegt zweifellos ein wesentlicher Zweck der Maßnahmen.

Auch bei den Kürzungen der Sozialversicherung ist nicht allein die Tatsache der erheblichen Abzüge von einschneidender Bedeutung sondern auch die Erschwerung des Rechtsweges vor den Versicherungsbehörden. Wahrscheinlich fürchtet man, daß die großen Härten, die sich in vielen Einzelfällen herausgestellt haben, zahllose Proteste von Versicherten hervorrufen werden. Nach den schlimmsten Methoden des politischen Absolutismus verstopfen sich die neuen Machthaber die Ohren, indem sie anordnen: „Wer sich beschwert, muß erst zahlen."

Bei der Finanzierung der so stark gekürzten Arbeitslosenhilfe durch das Reich müssen vierhundert Millionen Mark auf besonderem Wege beschafft werden. Die Möglichkeit, diesen Betrag teilweise wenigstens aus der Besteuerung hoher Ein-

kommen, aus einer Kapitalabgabe oder andern die „Wirtschaft" belastenden Steuern beizutreiben, wird von vornherein abgelehnt. Man greift wiederum auf die Festbesoldeten zurück, unter denen übrigens die hohen Gehaltsstufen der Beamtenschaft wesentlich besser abschneiden als die entsprechenden freien Gehälter.

Zu den begeistertsten Anhängern des Nationalsozialismus, der bei der neuen Regierung Pate gestanden hat, zählen grade die kleinen Gewerbetreibenden. Eine der vielen politischen Ungeschicklichkeiten des neuen Regimes ist es, eben diese Leute mit der Ausdehnung der Umsatzsteuer auf Beträge unter fünftausend Mark zu schädigen. Auch die Unbequemlichkeit, die sich aus dieser Steuer für den Einzelnen ergibt, wird nicht grade die Beliebtheit der Regierung erhöhen. Nicht weniger unpsychologisch ist die Salzsteuer. Man konnte kaum eine andre Steuerart finden, die aufreizender wirkt als diese. Der fiskalische Nutzen steht in beiden Fällen in gar keinem Verhältnis zu dem schweren Schaden, den das Prestige der Regierung auf diese Weise erleidet. Würden nicht die breiten Massen des Volkes diese grausame Rechnung bezahlen müssen, so brauchte man über derartige Fehler nicht betrübt zu sein.

Die Besitz- und Verkehrssteuern sollen im Jahre 1932 4,8 Milliarden Mark (1931 5 Milliarden Mark) erbringen, während Zölle und Verbrauchssteuern mit 2,7 Milliarden (1931 2,78 Milliarden) etatisiert werden. Aus dieser Gegenüberstellung ersieht man aber nicht, wie die tatsächlichen Lasten zwischen Kapital und Konsum in Deutschland verteilt werden. Zu den Besitz- und Verkehrssteuern ist auch die Umsatzsteuer zu rechnen, die sich in diesem Jahre auf 1820 Millionen Mark — das sind 825 Millionen Mark mehr als im Vorjahre — stellen soll.

Tatsächlich erbringen die Besitz- und Verkehrssteuern nach Eliminierung der Umsatzsteuer nicht zweihundert sondern neunhundert Millionen Mark weniger als im Vorjahre (die Krisensteuer ist aus den Reichseinnahmen herausgenommen worden). So ist deutlich erkennbar, daß nicht die Gesamtheit der wirtschaftenden Kräfte des Volkes sondern nur die Konsumenten und Arbeitnehmer für die Balanzierung des Etats zu sorgen haben.

Gewiß haben sich die Überschüsse in der Industrie außerordentlich stark reduziert und Zusammenbrüche angesehener Unternehmungen stehen auf der Tagesordnung. Derartige Schwierigkeiten mögen in vielen Fällen genau so unverschuldet sein wie die Arbeitslosigkeit von fünf Millionen Menschen. Aber es ist nicht unsre Aufgabe, im einzelnen über Schuld und Schicksal zu rechten, wir können lediglich feststellen, daß die breiten Massen unter das Existenzminimum gedrückt worden sind, während beim Unternehmertum hiervon noch nicht gesprochen werden kann. Diese Feststellung mag etwas primitiv klingen, sie soll aber gar nicht an das Gefühl sondern an die nüchterne wirtschaftliche Überlegung appellieren. Die geschwächte Konsumkraft der Bevölkerung legt die Funktionen

des Wirtschaftskörpers ebenso brach wie eine übermäßige Besteuerung der „Wirtschaft". Der Unterschied zwischen dem Besitzenden und dem Besitzlosen beruht aber darauf, daß der eine neben seiner Rente Kapital besitzt, während der andre lediglich über die „Rente" in Gestalt eines Arbeits- oder Wohlfahrtseinkommens verfügen kann. Die Wirtschaftsführer erklären immer wieder, daß ihre Rente dazu dienen muß, das Kapital zu erhalten. Würde man der Wirtschaft diese Sorge durch Einfügung eines Sozialisierungssektors in die Privatwirtschaft etwas abnehmen, so diente man damit nur der steuerlichen Gerechtigkeit. Wenn die Rente des Unternehmertums vor Steuererhöhungen geschützt sein soll, so braucht doch der Besitz selbst nicht unangetastet zu bleiben. Obwohl nach dem Zeugnis Gregor Straßers in Deutschland neunzig Prozent der Bevölkerung sozialistisch ist, hätte sich auch die „bolschewistische" Regierung Brüning nicht zu derartigen Maßnahmen aufgeschwungen. Ihr „Staatssozialismus" bestand lediglich darin, bei allzu üppigen Subventionen der öffentlichen Hand dem Staat einen gewissen Einfluß zu sichern. Nach diesem Prinzip handelte man bei der Bankensanierung, und ebenso sollte beim Großgrundbesitz verfahren werden. Nun aber sind an Stelle eines großangelegten Siedlungsgedankens, der vielleicht die einzige konstruktive Idee der letzten Jahre war, für Siedlungszwecke lediglich auf fiskalischem Wege fünfzig Millionen Mark eingestellt worden und sechzig Millionen für Stützung des landwirtschaftlichen Marktes. Man könnte diese neue agrarische Subvention sparen, wenn man planmäßig siedelte. Als besondere Attraktion werden zwanzig Millionen Mark für den Arbeitsdienst ausgeworfen. Weitere zwanzig Millionen dürften noch auf andre Weise für diesen Zweck beschafft werden.

Wahrhaft stiefmütterlich wird dagegen die wirkliche Arbeitsbeschaffung behandelt. In der Notverordnung hat man ihr überhaupt keinen Platz eingeräumt. Es verlautet jetzt, daß durch Wechselkredit der Reichsbank 135 Millionen Mark bereitgestellt werden sollen. Weit größere Summen hätten beschafft werden können, wenn die Regierung von der Anleiheermächtigung, die Brüning sich erteilen ließ, Gebrauch gemacht hätte. Die Reichsregierung ist durchaus falsch orientiert, wenn sie behauptet, daß keine Anleihe zu plazieren sei. Eine Prämienanleihe mit großen Sicherungen für den Erwerber, mit ansehnlichen Gewinnaussichten und einer mäßigen Verzinsung wäre zweifellos ein Erfolg geworden. Man hat auf die Prämienanleihe verzichtet, weil es diesem Kabinett überhaupt an einem planvollen, aufbauenden Programm fehlt. Der einzige Gedanke, der die Notverordnung beherrscht, ist der Wunsch, unter Schonung des Besitzes den Etat des Reiches und der Gemeinden notdürftig zu sichern. An den tiefern Gründen der Wirtschaftskrise geht diese Regierung vorüber. General von Schleicher hat die Lebensdauer des Kabinetts auf vier Jahre geschätzt, aber in vier Wochen wird sich bereits zeigen, daß mit dieser härtesten aller Notverordnungen weder den Kassenschwierigkeiten noch der Wirtschaftsnot zu steuern ist.

Ostpreußen-„Hilfe"? von Rudolf Olden

Im Jahre 1928 entschlossen sich ostpreußische Landwirte, „auf die Straße zu gehen". 1929 hieß es in einer Resolution, die in ihrem Kreis gefaßt wurde: „Wir sind bereit zu kämpfen, wenn man uns von unsrer Scholle vertreiben sollte..." Mit dem revolutionären Proletariat, dessen Methoden man nachahmte, wollte man allerdings nicht verglichen werden: „Wir werden aller Welt zeigen, daß der Bauer auf der Straße, die er nicht liebt, etwas andres ist, als der radaulustige Mob!" 1930 gab es schon „Streikbrecherlisten, Schwarze Listen der Verräter in eigenen Kreisen, der Geschäftsleute, die nicht mitmachen..." Das Ganze hieß jetzt Bauernnotbewegung und schwur zur Schwarzen Fahne, 1 Meter mal 1,60 Meter an weißer, 3 Meter langer Stange. Die Bauern folgten anfangs nur zögernd, Führer waren Rittergutsbesitzer. Der Kampf sollte „dem nach bolschewistischem Muster ausgeklügelten System" gelten, also der von Hindenburg und Schiele geführten Landwirtschaftspolitik.

Bald wurde das Ziel konkreter: „Bei Zwangsversteigerungen den Gläubigern eine geschlossene Phalanx entgegenzusetzen". Das ging so vor sich, daß sich die Revolutionäre, oft von weither kommend, bei den Terminen einfanden. Sie kamen in großen Autos und trugen knorrige Stöcke in der Hand. Ihre Meinung taten sie deutlich kund: „Schweinehund ist, wer hier bietet...", „Gemeinheit! Wer bietet da!" „Wer wagt es, ein Gebot abzugeben..." „Wir wollen uns bloß mal die Herren ansehen, die da bieten..." „Juden raus!" „Der Jude muß Prügel bekommen..." Einmal wurde auf eine natürliche Art derselbe Erfolg herbeigeführt, den degenerierte Städter durch das Werfen von Stinkbomben erreichen. Den Vorkämpfer der guten Sache, der diese neue Waffe in den politischen Kampf einführte, wird die Nachwelt nicht feiern können, sein Name blieb unbekannt. Auch das Absingen der Nationalhymne und andrer patriotischer Lieder war nicht als Förderung der Lizitationen gedacht.

Diese Methoden brachten es mit sich, daß häufig Vergleiche abgeschlossen wurden, die den Gläubigern nicht grade günstig waren. Aber es konnte bei solcher Milde nicht bleiben. Endlich drohte man offen mit Gewalt und wandte Gewalt an. Als Schupo zum Schutz der Zwangsvollstreckung auftrat, wurde in der „Schlacht von Pillkallen" die Staatsmacht nicht nur aufs Haupt geschlagen sondern auch mit Fäusten bearbeitet, mit Füßen getreten, gewürgt und in vielfacher Weise beschimpft. Die Gerichte zeigten das weitestgehende Verständnis für „den Kampf um die Scholle". Die Notlage der Landwirtschaft, die einst „Stolz und Grundpfeiler der Provinz" gewesen sei, legten sie den Reparationen und der Weltkrise zur Last und fanden, die Anführer hätten nicht aus Eigennutz sondern aus Hilfsbereitschaft und Heimatliebe gehandelt.

Man kann auch andrer Meinung sein. Was besonders den Großgrundbesitz angeht, so ist er offenbar nicht nur infolge der Kriegslasten weniger gewinnbringend als er früher — auch nicht war, aber — zu sein schien. Friedrich Engels hat nach

einer eingehenden ökonomischen Untersuchung von der Junkerschaft gesagt, es sei „kein Wunder, daß sie seit reichlich hundert Jahren nur durch Staatshilfe aller Art vom Untergang gerettet worden ist und in Wirklichkeit nur durch Staatshilfe fortbesteht. Diese nur künstlich erhaltene Klasse ist dem Untergang geweiht, keine Staatshilfe kann sie auf die Dauer am Leben erhalten". Eduard Lasker hat „im Bewußtsein herzlicher Teilnahme für die Interessen der Landwirtschaft und die Geschicke eines hochwichtigen und hochachtbaren Standes" dahin geurteilt: „daß die gegenwärtige wirtschaftliche Lage unsrer Nation einen so umfangreichen Großgrundbesitz, als einzelne Teile Deutschlands und besonders die Ostprovinzen Preußens aufweisen, nicht gestattet..., denn der große Grundbesitz kann nur lohnend gemacht werden mit Hilfe weitläufiger Herrenrechte, deren Periode Deutschland für immer überwunden hat". Endlich Max Weber hat von den Junkern kurzweg gesagt: „Sie haben ihre Arbeit geleistet und liegen heute im ökonomischen Todeskampf, aus dem keine Wirtschaftspolitik des Staats sie zu ihrem alten sozialen Charakter zurückführen könnte." Und obwohl grade dieser sehr bürgerliche Soziologe voll Anerkennung für die historischen Verdienste der ostelbischen Grundbesitzer war, so hätte er sich aus nationalen Gründen nie bereitgefunden, sie, wie die ostpreußischen Gerichte es taten, den Stolz einer Provinz zu nennen. Denn er stellte fest, daß sie das Land entvölkerten und entdeutschten durch ihre rückständige und brutale Wirtschaftsführung.

Immerhin aber, da die Gerichte besetzt waren mit Männern von Rechtsbewußtsein und von staatserhaltender Gesinnung, so konnten sie nicht umhin, den Rädelsführern einige Monate Gefängnis zuzudiktieren. Man tut niemandem Unrecht, wenn man ausspricht, daß Arbeiter oft in ähnlichen Fällen zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt worden sind. Von dem Notstand, den die Angeklagten für sich in Anspruch nahmen, meinten die Richter kurzweg, gegenüber Staatsakten könne es ihn nicht geben.

Das war naiv. Das Reichsgericht hat die sämtlichen Angeklagten freigesprochen mit der Begründung, sie hätten in übergesetzlichem Notstand gehandelt. Selbst die ‚Schwarze Fahne', die Zeitung der Agrarrevolutionäre, rutschte aus den Pantinen, als sie es erfuhr. In einem Atem, das heißt in ein und demselben Leitartikel, versicherte sie, der Freispruch sei für sie „von Anfang an selbstverständlich" gewesen, und nannte sie ihn den „überraschenden Spruch des leipziger Reichsgerichts". „Von ganzem Herzen" stimmte sie dem zu, was die ‚Deutsche Zeitung' als Kommentar lieferte: „...richtige Erkenntnis, daß in Notzeit Notrecht gilt. Zu spät für die Feme-Richter, die einem blutleeren Paragraphenwahn zum Opfer fielen..."

Ich traf im Süden der Provinz einen Amtsrichter, der die kurz vorher ergangene höchstrichterliche Entscheidung noch nicht kannte. Was ich ihm erzählte, wollte er kaum glauben. Man denke, ein Richter, ein Beamter, dessen Autorität davon abhängt, daß die obern Instanzen ihn schützen. Es war gegen den schuldigen Respekt, wie er sich ausdrückte. Die Reichs-

richter dürfen sich nicht wundern: die Achtung, die ihnen erwiesen wird, hängt von der Achtung ab, die sie dem Gesetz zollen.

An den höhern Stellen, bei denen ich vorsprach, war man vorsichtiger. „Wir kennen die Entscheidung noch nicht, wir können nicht urteilen, so lange der Wortlaut nicht vorliegt." Juristen sprechen so. Daß aber der Staat im Grund erschüttert ist, wenn man ihm die Zwangsvollstreckung nimmt, daß ohne den Vollzug des Urteils das Judizieren inhaltlos und sinnlos wird, das verkennt niemand. Dabei sind von den ostpreußischen Richtern neun Zehntel, so sagte mir ein Mann, der es beurteilen kann, rechts. Das heißt heute mehr nazi als deutschnational. Die Tatsache spricht nicht für die Personalpolitik des Justizministers, sie spricht gegen die Erziehungsarbeit des Unterrichtsministers. Aber die Meinungen, die ich hörte, lassen Interessantes erwarten für die Konflikte zwischen den Gerichten und der kommenden Hakenkreuzregierung. So radikal die Richter empfinden, bis zur Aufhebung der eignen Autorität — wohin das Reichsgericht voreilig gelangt ist — werden sie dem „Führer" nicht folgen.

Die ‚Schwarze Fahne' schrieb, es sei seither gelungen, „die Vorstöße der kämpferischen östlichen Bauernfront durch neue Opiumpillen", besonders durch das Sicherungsverfahren, „geschickt abzufangen". Tatsächlich hat nicht nur das Reichsgericht nachträglich die Rebellen gerechtfertigt. Sondern der Reichspräsident hat durch seine Notverordnung die Zwangsversteigerungen, gegen die sich der Aufruhr richtete, vorläufig unmöglich gemacht. Ich war erst einen Tag in Ostpreußen, als ich mit einem Kaufmann zusammensaß, der die Folgen dieser „Ostpreußenhilfe" am eignen Leibe zu spüren hat. Ich sah seinen Laden, ein großes, mit allerlei landwirtschaftlichen Geräten wohlausgestattetes Gewölbe, er erzählte mir von seinem Geschäft, manches Jahr hat er einen Umsatz von mehr als einer Million gemacht. Er hat immer reichlich Kredit gewährt, und seine Schuldner haben immer bezahlt, wenn es auch lang dauerte. Nun aber, als die Notverordnung kam, zahlten sie nicht mehr, auch die nicht, die zahlen könnten. Der Kaufmann ist mit einer Viertelmillion Wechselbürgschaften hängen geblieben. Ein Opfer, mehr der Moralerschütterung, die die Notverordnung brachte, als der Notlage. Einem Handwerker ging es ähnlich, und es geht ihm weiter so. Soll er die Aufträge ablehnen, die ihm von den Gutsbesitzern zukommen? Dann hat er nichts zu tun. Soll er Barzahlung verlangen? Dann wird er boykottiert. Er dankt für die Bestellung, er liefert, aber er wird nicht bezahlt. Der ostpreußische Maitrank löste die Zungen, und als einen Fetzen aus dem allgemeinen Gespräch fing ich die Worte auf: „Da ist der Lump in Sicherungsschutz gegangen..." So wird gesprochen unter Menschen, die keine Feinde des Agrariertums sind sondern von altersher seine Freunde und Verbündeten. Die Agrarsubvention ist ein tödlicher Hieb gegen die andern Stände.

Der Oberpräsident Siehr sagte mir, er habe vorausgesehen, wie es kommen mußte, daß der Kredit durch solche Staatseingriffe den ärgsten Stoß bekam. Er habe vergeblich ge-

warnt. Man habe auch nicht auf die Warnungen der preußischen Regierung gehört. Er verwies mich auf einen Artikel, den er vorher in der Hartung'schen Zeitung veröffentlichte. In ihm heißt es: „Erst kommt die Selbsthilfe aus der eignen Kraft und Tüchtigkeit, dann erst die Ostpreußens besondere Notstände berücksichtigende Staatshilfe." Man ist ihm nicht gefolgt.

Die Urteile der ostpreußischen Gerichte werden aufgehoben, die Mahnungen der ostpreußischen Verwaltung in den Wind geschlagen. Es ist nicht schwer zu sagen, wie das ausgehen muß: mit dem Bankrott, den die Nationalökonomen einem überalterten Produktionssystem seit hundert Jahren voraussagen. Kein Regime ist denkbar, das ihn verhindert. Und dann? Wohin werden die Stücke springen, wenn der Kessel platzt?

Zwei Tage habe ich darauf verwendet, um in Instkaten, in den Behausungen der Landarbeiter, der Scharwerker und Hofgänger herumzustöbern. Ich werde, so wie andre vor mir, dem Vorwurf der Spionage nicht entgehen. Man pflegt, wenn ostelbische Arbeiterwohnungen mit dem Entsetzen, das ihnen zukommt, geschildert werden, in den agrarischen Zeitungen beleidigt zu erwidern, es gebe in Berlin auch Elendslöcher. Wahrhaftig, der Vorwurf trifft. Trotzdem bleibt erschütternd, was man sieht. Hier das Herrenhaus oder Schloß, daneben die Reihe der erbärmlichen Hütten, da fällt das Stroh durch, dort fehlen Steine im Ofen, hier ist ein Zimmer, voll von Kindern und Enkeln, aber keine Möbel, nur Lumpen. In der Großstadt ist man auf Enge gefaßt. Hier scheint so viel Raum zu sein, und die Statistik sagt, wie dünnbevölkert die Provinz ist: 59 Bewohner auf den Quadratkilometer landwirtschaftlich benutzte Fläche, wo in Baden 152 sich nähren — aber in den dumpfen, stinkenden Katen ist es so eng und enger als in Berlin N oder O. Das Seltsame ist, aber es ist mehr charakteristisch als seltsam, daß das Sicherungsverfahren bis hierher reicht. Obwohl es nach dem Wortlaut der Verordnung natürlich nicht bis hierher reichen sollte. Aber der Geist Ostpreußens bewirkt die Verlängerung. „Der Herr kann selbst nicht zahlen," sagen die Unerlösten entschuldigend. Der Respekt hat nicht gelitten.

Unter den Kämpfern von Pillkallen war der Rittergutsbesitzer Otto von Weiß, von dem sich in der Verhandlung herausstellte, daß er nicht lange vor der Schlacht einen tiefen Zug aus der Osthilfe getan hatte. Hundertunddreißigtausend Mark waren es, erinnere ich mich der Zahl richtig, die der bolschewistische Staat ihm à fond perdu (und natürlich verloren) zur Entschuldung gegeben hatte. Trotzdem ging er bald danach aus, den Staat zu bedrohen, zu prügeln und zu nötigen, die Justiz zu vergewaltigen, die ihm jetzt den Freispruch, die „Rechtfertigung", sagt die ‚Schwarze Fahne', ins Haus geschickt hat. Das ist, sagt man mir, nichts Besonderes sondern das Allgemeine. Je schlechter ein Landwirt wirtschaftet, desto mehr agitiert er, und je mehr er agitiert, desto schlechter wirtschaftet er. Es gibt noch viele, die zu Hause sitzen, sich abrackern und sich durchbringen. Aber die einmal angefangen

haben, den Staat zu schröpfen, die hassen ihn. Ob hier das Unbewußte spricht? Ob sie sich rächen dafür, daß man ihnen die wirtschaftliche Moral nimmt? Es ist gewiß das historisch und psychologisch Folgerichtige, daß die von der öffentlichen Hand Beschenkten das Maß verlieren. Und hier war die öffentliche Hand immer die offene Hand. Die Tradition ist alt und fest begründet, und neuerdings biegt ihre Kurve ins Himmelblaue. „Dankbarkeit macht rachsüchtig" ist ein altes Sprichwort.

Hier ist es also, wo seit einiger Zeit die Gesetze, nicht nur für die Ostpreußen, gemacht werden. Ich stand auf der Straße zwischen Freystadt und Deutsch-Eylau und blickte auf das stattliche, in schönem Ebenmaß erbaute rötliche Herrenhaus hinauf, das seit ein paar Jahren das Rittergut Neudeck ziert. Zu der Gewichtsverteilung in Deutschland würde es vielleicht besser passen, daß sein Oberhaupt Aktien der exportierenden Veredlungsindustrie besäße. Aber das historische Schicksal hat es gewollt, daß der Staatschef hier zu Hause ist, und so baute die dankbare Nation ihm seine verlorene Heimat neu auf. Eine Schar junger Auslandsdeutscher, die an deutschen Universitäten studieren, in kurzen grauen Hosen und offenen grauen Hemden marschierte in Dreierreihen hinauf zu ihm. „Nazis", flüsterte mir ein alter Arbeiter zu, der, die Pfeife im Mund, neben mir den Aufzug betrachtete. Sie kamen von der Tagung des VDA und fuhren weiter zum Tannenbergdenkmal. Auf der breiten Terrasse leuchtete, von der Sonne hell beschienen, das weiße Haar des Präsidenten auf. Sie sollten, sagte er, auch in der Ferne nie vergessen, daß sie Deutsche seien. Der tiefe, wuchtige Ernst seines mächtigen Haupts ließ die Jünglinge erschauern. Ob sie seine Wähler gewesen wären, wenn sie das deutsche Wahlrecht besessen hätten? Schwerlich. Aus dem Auto, das sie fortführte, ragten die Arme, zum Fascistengruß erhoben.

Hier entstand der Konflikt zwischen Herrn von Hindenburg und der Reichsregierung, weil die neue Notverordnung „nach bolschewistischem Muster" gegen die Großgrundbesitzer verfahre. So sprachen die Anführer der ‚Schwarzen Fahne'. So sprechen wohl auch die Gutsnachbarn des Rittergutsbesitzers von Neudeck. Herr Elard von Oldenburg-Januschau, die Grafen Finck von Finckenstein, von Eulenburg-Prassen und von Eulenburg-Gallingen, erzählt man mir, seien am häufigsten seine Gäste. Man mag Meißners Einfluß hoch oder nicht hoch, günstig oder ungünstig einschätzen — jedenfalls, so ist anzunehmen, ist das Altgewohnte, Traditionelle stärker.

Der Wald, duftende Tannen und Kiefern, prangende Linden und Buchen, umwallt das rötliche Schloß. Jenseits der Straße dehnt sich endlos der Roggen. Auf leuchtenden Wiesen weiden edle, warmblütige Pferde und schwarzweiße Kühe, das Herrenvieh streng getrennt von dem der Instleute. Abseits läuft die gepflasterte Straße mit Wirtschaftsgebäuden und Arbeiterhäusern. Es ist, ästhetisch genommen, nicht ganz stilrein, daß sie nicht mit dem Herrenhaus erneuert wurden, grauweiß-dürftig erinnern sie an die ältere Zeit. Historisch betrachtet aber ist es wohl richtig. Die Pfingstsonne vergoldet

alles, spiegelt ein heiteres Bild vor, den Reichtum, den zweihundert Jahre Staatshilfe jeder Art, eine endlose Reihe der Subventionen immer wieder künstlich erzeugt hat. Aber die Decke über dem Abgrund ist zu dünn geworden, bald bricht sie zusammen. Es wird, täuschen wir uns nicht, viel Krach und Rauch dabei geben.

Wehe den Gerichteten! von Erich Mühsam

Irren ist menschlich; noch menschlicher ist, sich auf seine Irrtümer versteifen, sich um der Verteidigung eines Irrtums willen dutzendfach nachträglich irren. In wichtigen Dingen des Irrtums überführt zu werden, mindert nämlich die Autorität und bringt die innere Sicherheit ins Schwanken. Der bescheidenste Bürger wird in der Familie zum finsteren Rechthaber, wenn er etwa das Söhnchen einer Lüge wegen verprügelt hat und der Bengel kommt nachher mit dem Beweise an, daß er die Wahrheit gesagt hatte.

Vater Staat ist erst recht besorgt, daß seine Autorität nicht dadurch Schaden leide, daß ein geprügelter Sohn nachher sein Recht, also das Unrecht des Staates beweist. Darum hat er seine Richter mit einem nahezu kugelsicheren Panzer gegen die Gefahr geschützt, ein rechtskräftiges Strafprozeß-Urteil als unrichtig anerkennen zu müssen. Die Paragraphen 399 bis 413 der Strafprozeßordnung setzen fest, wann die Wiederaufnahme eines abgeschlossenen Verfahrens stattzufinden hat. Sie sind so gefaßt, daß die paar Fälle, welche im Laufe von Jahrzehnten zu einem Nachverfahren zugelassen werden, im Verhältnis zu den Fehlurteilen, die nicht berichtigt werden, verschwindende Tausendteilchen sind.

Nun gibt es tatsächlich kein Strafurteil, das auf objektiv zutreffenden Feststellungen beruhte. Aus widersprechenden Zeugenaussagen, dem Verhalten des Angeklagten, subjektiven Eindrücken, der Temperamentsanlage von Richtern und Geschworenen, der Geschicklichkeit von Staatsanwalt und Verteidiger entsteht eine Konstruktion, die niemals der Wirklichkeit entspricht sondern das nach der Ermessensfreiheit des Richters Angenommene als wahr „feststellt". Der Verurteilte ist der Einzige, der den Sachverhalt genau kennt, und es gibt keinen Verurteilten, der nicht die Empfindung hätte, daß ihm Unrecht geschieht, weil es ja anders war als die Entscheidungsgründe als erwiesen betrachten. Da aber eine zuverlässige Rekonstruktion des Tatbestandes unmöglich ist, hat das Gesetz Vorsorge getroffen, die hinter den Urteilen brütende Staatsautorität sicherer vor nachträglicher Anzweiflung zu schützen als sie je imstande ist, ihre Gesetze gegen Verletzung zu sichern. Die Inszenierung eines Nachverfahrens ist daher äußerst schwierig, und wer das Unglück hat, einer Tat schuldig gesprochen zu sein, an der er überhaupt nicht beteiligt war, hat genau so wenig Aussicht, seine Unschuld nachzuweisen, wie einer, der Unrecht zu leiden glaubt, weil das Gericht diese oder jene Einzelheit falsch dargestellt hat.

Es wäre jedoch ganz verfehlt anzunehmen, daß Fälle wie diejenigen, welche die Öffentlichkeit bewegt haben, weil eine Unzahl neuer Tatsachen und Beweismittel beigebracht wurden, ohne die Gerichte zur Wiederaufnahme zu veranlassen — ich erinnere an Max Hoelz und Walter Bullerjahn —, daß solche Fälle selten wären. Einer der bekanntesten deutschen Verteidiger hat mir vor nicht langer Zeit erklärt, daß er allein mindestens ein Dutzend lebenslänglich Verurteilter in den Zuchthäusern kennt, denen ihre Straftat nicht nachgewiesen ist und die er für unschuldig hält. Daß dieser krasse Zustand möglich ist, ja, daß es gar nicht anders sein kann, liegt an der Fassung der genannten Strafprozeßordnungsbestimmungen, die die Verwerfung des Wiederaufnahmeantrags ohne mündliche Verhandlung fast in allen Fällen ermöglicht; — liegt besonders am Paragraphen 107 StPO., der da lautet: „Über die Zulassung des Antrags auf Wiederaufnahme des Verfahrens entscheidet das Gericht, dessen Urteil mit dem Antrag angefochten wird. Wird ein in der Revisionsinstanz erlassenes Urteil aus andern Gründen als auf Grund des § 399 Nr. 3 oder des § 402 Nr. 3 (Amtspflichtverletzung beteiligter Richter) angefochten, so entscheidet das Gericht, gegen dessen Urteil die Revision eingelegt war. Die Entscheidung erfolgt ohne mündliche Verhandlung." Die Richter, die zur Urteilsfindung in erster Instanz monatelang Akten gewälzt haben, die die Eindrücke, aus denen ihr Votum erwuchs, aus stunden- oder tagelanger Beobachtung des Angeklagten, aus der subjektiven Stimmung geschöpft haben, die sie bei den Vernehmungen, in den Verhandlungspausen, bei der ausgiebigen mündlichen Beratung sammelten, sollen also nur aus nachher vorgelegten Akten einsehen, daß sie falsch geurteilt haben. Wenn sie nicht früher schon voreingenommen waren, dann müssen sie es jetzt werden. Sie sollen zugeben: ich verlange die Aufhebung meines Urteils, ich habe einen Fehlspruch begangen, ich habe einen Mitmenschen ins Gefängnis gebracht, der nicht hineingehört, nicht er, — ich bin schuldig, bringt ihn noch einmal vor mich, daß ich ihn freisprechen kann! Erst wenn sich dieser Richter findet, so verlangt es die deutsche Strafprozeßordnung, darf ein Justizmord ungeschehen gemacht werden. Man sollte einmal in den Fällen, wo ein Wiederaufnahmeverfahren stattgefunden hat, prüfen, ob auch nur ein einziges Mal dieselben Richter noch bei dem Gerichtshof tätig waren, der das erste Urteil fällte. Gewöhnlich haben aber die Richter eine zähere Gesundheit als die Zuchthäusler, und nur selten wird ein Gefangener im Kerker eine ganze Strafkammer überleben.

Lion Feuchtwanger hat in seinem Roman „Erfolg" grade auf die Bestimmung des § 407 kräftig hingewiesen. Es sei mir erlaubt, vorerst nur zwei Fälle aus meiner Helferpraxis vorzuführen, die die Tatsache beleuchten mögen, daß ein Gerichteter, auch wo er offensichtlich das Opfer eines Irrtums ist, gerichtet bleibt.

Im Zuchthaus zu Brandenburg sitzt ein Mann namens Josef Thiemann, verurteilt zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe wegen Brandstiftung in Tateinheit mit Totschlag. Thiemann

saß früher einmal im Gefängnis, erkrankte dort am Auge, mußte ins Lazarett gelegt werden, wo ihm das Auge herausgenommen wurde. In der Zeit, als ihm ein Glasauge in die leere Höhle eingesetzt werden sollte, gelang es ihm, mit den Papieren eines Lazarettkameraden zu entkommen. Auf der Flucht kam der entsetzlich entstellte Mann in einen Ort, wo grade ein Feuer ein Haus zerstört hatte, eine Frau war verbrannt, die offenbar bei einem Einbruch erschlagen worden war und deren Leichnam durch die Brandlegung beseitigt werden sollte. Der Fremde mit der frischen gräßlichen Wunde im Gesicht war natürlich gesehen worden, man verdächtigte ihn der Tat, er wurde verhaftet und wies sich mit den Papieren des andern aus. Da ihm nicht das geringste bewiesen werden konnte, wurde er nach wenigen Tagen wieder entlassen. Thiemann war nun ganz ohne Mittel, flüchtig, mit der leeren Augenhöhle von graueneinflößendem Aussehen; er stahl einige Lebensmittel, wurde ergriffen, und im Gefängnis stellte man seine Identität fest. Weil er sich an dem Ort, wo er als Brandstifter verhaftet worden war, falsch ausgewiesen hatte, wurde er neuerdings mit dem Schwerverbrechen in Verbindung gebracht und tatsächlich verurteilt. Die Schwurgerichtsverhandlung wies eine so ungeheure Fülle krasser Verstöße gegen die Strafprozeßordnung auf, daß das Reichsgericht die Revision nur mit der Begründung verwarf, auch der Verteidiger habe alle Formen beim Revisionsantrag verletzt. Trotzdem verband das Reichsgericht mit dieser Entscheidung ein so vernichtendes Urteil über die Führung der Verhandlung gegen Thiemann, wie es selten vorgekommen sein mag. Thiemann ist verurteilt worden, weil das Gericht den vorbestraften Mann ohne weiteres für schuldig hielt, und weil er, das steht im Urteil drin, einen „unsympathischen" Eindruck machte; kein Wunder: er saß nämlich noch ohne Ersatzauge auf der Anklagebank. Als sich vor etwa drei Jahren Thiemann an mich wandte, ging ich der Sache nach und kam zu der Überzeugung, daß er von der Straftat, für die er lebenslang im Zuchthaus sitzen muß, überhaupt erst erfahren hat, als man ihn damit in Verbindung brachte. Ich übergab den Fall Herrn Justizrat Viktor Fraenkl mit der Bitte, sich seiner anzunehmen. Der bekannte Verteidiger übernahm es ex amore, setzt nun seit Jahr und Tag Himmel und Hölle in Bewegung, um den seit über zehn Jahren unschuldig Eingekerkerten zu retten. Vergeblich. Die Gerichte versagen. Der preußische Justizminister versagt. Niemand will an den gesetzlichen Bestimmungen rütteln. Die aber sind so gehalten, daß Unrecht Unrecht bleiben muß.

Der Pole Michael Wittkowski gehörte einer Einbrecherkolonne an. Mit seinem Bruder und zwei Kameraden wurde in der Nähe Berlins eine Aktion unternommen. Als die vier Männer in dem betreffenden Ort eintrafen, wurden sie von Feldjägern schon am Bahnhof mit dem Ruf „Hände hoch!" empfangen. Es entspann sich ein Pistolenkampf, bei dem der Bruder Wittkowskis und ein andrer der Einbrecher sowie zwei Beamte fielen. Wittkowski erhielt einen Schuß in den innern Teil des rechten Oberarms, ein Beweis, daß er die

Hände hochgehalten, also nicht geschossen hatte. Gleichwohl wurde er wegen Mordes zum Tode verurteilt, später zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Dieses Urteil war bis jetzt nicht zu beseitigen oder zu mildern. In einem Ablehnungsbescheid hieß es: Wittkowski habe ja möglicherweise die Hände erst hochgehalten, nachdem er bereits den Feldjäger erschossen hatte. Eine an den Haaren herbeigezogene Konstruktion, auf die das verurteilende Gericht noch gar nicht verfallen war, muß also begründen, daß „möglicherweise" doch kein Fehlurteil vorliege (vorsätzlicher Mord käme übrigens auch nicht in Frage, wenn die verwegene Annahme stimmte). Das angebliche Fehlen einer vollkommenen Gewißheit des Justizmordes genügt, um jede Aussicht zu verbauen, den zu 99 Prozent gewissen Justizmord wieder gutzumachen. In der Tat hätte das Gericht wahrscheinlich niemals ein derartiges fürchterliches Urteil gesprochen, wenn Wittkowski kein Landsmann Jakubowskis wäre. Für die Ablehnung jeder Nachprüfung maßgebend aber ist, ebenso wie im Falle Thiemann, das Vorstrafenregister, das besonders jeden Appell an die Gnadeninstanzen vergeblich macht. Mag der Mann unschuldig bis an sein Lebensende im Zuchthaus sitzen; er hat ja früher schon einmal mit Recht drin gesessen, da lohnt sichs nicht, der Wahrheit nachzugehen oder geschehenes Unrecht auszugleichen. Diese Rechtsverweigerung verstößt gegen den Grundsatz „Ne bis in idem" und läuft auf schnöde Ressentiment-Justiz hinaus.

Ich blättere in meinen Akten. Wo ich sie aufschlage, finde ich Material zu dem Thema: Unrecht muß Unrecht bleiben. Jeder einzelne Fall ist ein Beweis dafür, daß der Staat die Rettung seiner Autorität tausendmal wichtiger nimmt als die Rettung unschuldiger Menschen aus den Fängen der Justiz. Ich behaupte: In den deutschen Strafanstalten verkommen Hunderte von Menschen, die bei unvoreingenommener Rechtsprechung selbst nach den stockreaktionären Paragraphen des Deutschen Reichsstrafgesetzbuches nicht hätten verurteilt werden dürfen, viele, die mit der Straftat, für die sie sitzen, überhaupt nichts zu tun haben und die nie in ihre schreckliche Lage geraten wären, wenn die Gerichte in allen Fällen für den Entschluß, einen Menschen schuldig zu sprechen, halb so viel Sorgfalt aufgewendet hätten wie sie aufwenden, um die nachträgliche Rechtfertigung des von ihnen Verurteilten zu verhüten. Rettung für die Opfer leichtfertiger Justiz wird es solange nicht geben, wie die Mitmenschen in ihrem Respekt vor der Obrigkeit nicht irre werden und nicht soviel Phantasie aufbringen, sich selbst in die Lage eines für Lebenszeit schuldlos Eingekerkerten zu versetzen. Daß jeder in Gefahr sei, selber einmal dahin zu geraten, wie man aus manchen Urteilstexten, die sich nur auf zweifelhaften Indizien aufbauen, schließen könnte, soll freilich nicht behauptet werden. Mir wenigstens ist bis jetzt kein Fall bekannt geworden, wo ein Mitglied wohlhabender oder gesellschaftlich bevorzugter Kreise ohne hinlängliche Beweise verurteilt oder an der Berichtigung eines an ihm begangenen Unrechts behindert worden wäre.

Das neue Spanien von Ernst Toller

V

Spanische Miniaturen

Wie ich den Glockenturm der Kathedrale zu Toledo hinaufsteige und, weit oben, an der Wohnung des Pförtners ausruhe, erschrecke ich: im Zimmer sitzt regungslos eine alte, weißhaarige Frau auf einem hochlehnigen Kirchenstuhl, ihre schwarzen Augen blicken starr gradeaus, der Blick haftet nicht, kein Bild scheint auf der Netzhaut sich zu spiegeln, aus der Leere dringt das Auge und saugt sich ins Leere.

Das Unheimliche der Erscheinung nimmt mir den Atem, da sagt neben mir die Stimme des Turmwarts:

„Sie ist gelähmt seit dreißig Jahren, sitzt seit dreißig Jahren auf diesem Stuhl, Tag und Nacht".

Ich steige langsam zum Glockenfirst. Unter mir das zauberhafte Gewirr der gewinkelten und gebogenen fensterlosen Straßen und Gassen, deren maurische Architektur neunhundert Jahre nicht zerstören konnten.

Es dämmert. Violette Schatten dunsten aus den Montes de Toledo, die rote Wüste Kastiliens verfärbt sich lila, den Himmel umrandet ein blasses gelbliches Band.

Ich war in Klöstern und Kirchen gewesen, von denen eine, die schönste, den Juden bis zu ihrer Vertreibung als Tempel diente, hatte vor wundertätigen Madonnen gestanden, die mit künstlichen Augenbrauen und echten Spitzenkleidern geschmückt waren, hatte das Greco-Museum besucht und lange das Bild Philipps II. betrachtet, war in Weinschenken gesessen und hatte roten Rioja getrunken.

Ich steige vom Turm.

Wieder gehe ich vorbei an der unbeweglichen Alten, die in dem in graue Finsternis getauchten Raum unhörbar atmet, deren Ohr den Stundenschlag der Glocke nicht mehr vernimmt, noch das Jahresgeläut der Silvesternacht, ich schließe die Tür hinter mir und stehe auf der Straße.

Mein Blick fällt auf ein Schild gegenüber der Kathedralenmauer:

„Calle Carlos Marx". Straße Karl Marx.

Der Motor unsres Autos wollte nicht anspringen. Wir mußten es hundert Meter schieben, endlich kam es in Gang. Was war es auch für ein Auto. Ein Modell aus dem Jahre 1910, das Schaltbrett war mit Bindfäden angebunden, die Hupe hupte nicht, der Kühler leckte. Es kam gradewegs aus dem Café der Bohème Granja El Henar, einer der jungen Advokaten mit schwarzumränderter Visitenkarte hatte es uns geliehen.

Wenn wir nur erst in Madrid wären.

„Licht!", ruft uns ein entgegenkommender Chauffeur zu.

Ich schiebe den Lichthebel hin und her, die Batterie ist leer.

Wir fahren in den immer schwärzer werdenden Abend vorsichtig zum nächsten Dorf.

Ja, es gibt einen Mechaniker, aber der feiert grade Hochzeit.

Bauern, Mädchen, Jungen versammeln sich, diskutieren, scherzen, laden uns zum Wein ein. Wir warten eine Stunde, zwei Stunden. Endlich kommt ein Lastauto, wir halten es an. Der Chauffeur besieht sich unser Vehikel, schüttelt den Kopf und versucht, den Schaden zu reparieren. Als ich ihn für die lange, mühsame Arbeit entlohnen will, lehnt er lachend ab:

„Ich habe Ihnen nur geholfen."

Mein Granja-Advokat erwartet mich schon in Madrid. Ich hatte ihm vorgeschlagen, an diesem Tag statt seines Autos ein Taxi zu nehmen, die Kosten wollte ich tragen, für fünf Peseten kann man in Madrid stundenlang spazierenfahren.

Wir gehen in eine kleine Schenke und essen. Die Geschichte unsrer Schrecken überhört er. Plötzlich zieht er ein Couvert aus der Tasche, schüttet weißes Pulver auf seine flache Hand und sagt leise:

„Das ist Dynamit."

„Machen Sie keine Dummheiten."

„Ich bin Terrorist. Ich bin zu allem fähig."

Und ehe ich es verhindern kann, zündet er ein Streichholz an, hält es ans Pulver, das flammend aufzischt.

Wir leben noch. Dynamit ist es also nicht gewesen. Wahrscheinlich Schwarzpulver.

Ist der Mann bei Sinnen?

Da sagt er mit der gleichen leidenden Stimme wie eben:

„Ich bekomme von Ihnen fünfzig Pesetas. So viel hat das Taxi gekostet."

El Escorial, das Mausoleum der Könige

Baedecker schreibt, daß Philipp II. während der Belagerung von St. Quentin dem heiligen Laurenthin ein Kloster gelobt habe, weil seine Artillerie des Heiligen Kirche in Grund und Boden schoß. Er hatte schon begonnen, da änderte er den Plan, am Ende stand ein Palast da.

Ja, mit seiner nüchternen, brutalen Fassade erinnert El Escorial an eine Artilleriekaserne. Nackt und grau türmt sich dieser Steinkoloß, kein Park umgrünt ihn, in den Höfen wachsen nicht Bäume noch Sträucher. Auf Treppen und Gängen steht die Luft eisig und harsch, die aufgestapelten Kunstschätze der Säle machen die Räume nicht wärmer und wohnlicher.

Nur ein verbitterter, die Welt hassender Mann konnte diese Feste zur Residenz bestimmen. Hier vergrub sich der kranke, frömmelnde Philipp II., Herrscher eines Weltreichs, dessen Schlafzimmer einer lichtlosen Zelle gleicht. Eine schmale, niedre Tür führt zu der eingebauten Kapelle, in der die Mönche, während er dahinsiechte, laut psalmodierend die Sterbegebete lasen. Diese Kapelle ist eine einzige kalte Marmorpracht, maßlos und trotz ihrer Größe ohne Weite.

Im Arbeitszimmer, neben dem Stuhl, der so gebaut ist, daß Philipps krankes Bein darauf ruhen konnte, steht ein Globus. Auf ihm verfolgte Philipp die Fahrten der stolzen Armada und die Flotte Elisabeths. Und wenn er müde war,

ließ er sich die Kästen mit toten, aufgespießten Riesenschmetterlingen reichen, die die Wände schmücken.

Mit Totengrüften ist der Palast unterkellert.

Ein Gewirr von weißen, marmornen Sälen. Da liegen die Mumien früh verstorbener Kinder, dort ruhen Don Carlos und Elisabeth, dort stehen die Sarkophage der drei ersten Frauen Ferdinands VII., in jenem Saal die der Prinzen und Prinzessinnen.

Denkmale ohne Größe, ohne Schönheit.

Im achteckigen Pantheos de los Reyes stapeln sich an den Wänden, vierfach übereinander, die vergoldeten, graumarmornen Särge mit den spanischen Königen, chemisch konservierte Spuren grenzenloser Macht und grenzenlosen Verfalls.

Der Diener, der uns führt, weist auf einen Sarg:

„Vacante", sagt er.

„Für wen?"

„Für Alphons XIII."

Und er erzählt, wie der König, ehe er Spanien verließ, im Auto hierher fuhr und Abschied nahm von den Särgen seiner Ahnen und von dem, der ihm bestimmt war, und in dem er nicht ruhen wird.

Jerez, das Mausoleum der Kognaks

Die Welt hat 1914 bis 1918 für Demokratie und ewigen Völkerfrieden gestritten. Die Generale zogen schweren Herzens den Degen zum letzten Mal aus der Scheide und wollten ihn nach Gebrauch für alle Zeiten verrosten lassen. Das war nur bildlich gemeint, gezogene Generalsdegen hat noch niemand außer bei Paraden gesehn. Aber da wir im Frieden lebten, war ein Krieg nötig, damit wieder Friede sei.

Die Generale waren die wirklichen Kriegsverlierer, sie gruben sich, wahre Helden, sehenden Auges das Wasser ab, das ihren Lebensacker befruchtet. So sagten sie zwar nicht, aber wir glaubten ihnen.

Kriegsgewinner waren zum Beispiel die französischen Kognakfabrikanten. Als die Kirchenglocken den Frieden einläuteten, den die Verträge von Versailles, St. Germain und Trianon meinten, befahl ein Paragraph den deutschen Kognakfabrikanten, ihr Produkt von nun an „Weinbrand" zu taufen.

Wir können an diesem Beispiel lernen, daß ein guter Friede die Konkurrenz einschränkt und den Profit gerecht verteilt.

Spanien hat nicht für den ewigen Frieden gekämpft, darum darf es seinen Kognak — Kognak nennen.

Die Sonne Andalusiens glüht in ihm, und er riecht nach der braunen Erde von El Majuelo.

Gebrannt wird er in Jerez de la Frontera, ungebrannt trinken ihn die Engländer als Sherry.

Die Stadt verdankt ihren Ruhm den Herren Pedro Domequ, Gonzâlez, Byass & Co., nicht dem letzten Diktator Primo de Rivera, der hier geboren ist, und von dem ein Denkmal noch heute rühmt, daß er persönlich guten Willens war und dem Land Frieden und Brot geschenkt habe. Gemeint ist

wohl der Friede der toten Soldaten in Marokko und das Brot, das, nach Goethe, mit Tränen gegessen wird.

Bei Gonzàlez, Byass & Co. zieren die Wände des Empfangsraums eingerahmte Briefe: da bestellt King George ein Fläschchen Sherry aus dem Jahre 93, und der Hofmarschall erkundigt sich, damit man auch ihn nicht vergesse, mit sanftem Wink nach der lieben Gattin. Alphons XIII. bedankt sich für die letzte Sendung Insuperable, in einem Brief lesen wir, daß der verstorbene Zar gern ein Gläschen Solera trank.

Der Könige Sorgen sind nicht unsre Sorgen, ihre Freuden manchmal auch die unsern.

Nicht Herr Gonzàlez, Konsul zahlreich gestürzter Throne, macht den Führer durch die riesigen Bodegas, er ist den Weg alles Irdischen gegangen, die Engländer haben seine Fabrik aufgekauft. Ein gelangweilter Gentleman zeigt uns die Kellereien, läßt die ordinären Weine kosten und die erlesenen im Faß bewundern.

Jetzt weiß ich endlich, wo die Großen der Erde ihre Visitenkarten abzugeben pflegen, wen sie als höchstgeboren anerkennen, und wem sie Autogramme schenken.

Auf den Fässern wimmelt es von landesfarbigen, bronzierten Kaiser-, Königs-, Herzogs-, Infanten-, Infantinnenkronen und den Kreideautogrammen ihrer Träger.

Zu Weihnachten werden Fäßchen an die europäischen Höfe gesandt, gratis und franko, dafür darf dann Herr Gonzàlez den Namen der hohen Paten aufs Flaschenetikett setzen. Für Zahnpasta und Mundwasser Reklame zu machen, überlassen die Könige den Filmstars.

Mit einer Stimme, die bei jedem Komma die Hacken zusammenschlägt, berichtet unser Führer von den festlichen Taufen der Jerez, Solera, Monzanilla, Amontillado, Tres cepas, Soberano, Insuperable.

„Den hat der hochselige Herr Vater Seiner Majestät bevorzugt, und dieses Faß haben wir dem Geburtstag der Infantin Isabel geweiht."

„Hier, meine Herrschaften, lagern die Fässer ‚Christus und die zwölf Apostel', hier der ‚Methusalem', dort ‚Soberano', der König der Kognaks, der ‚Fundador von Gonzàlez', und da in der Ecke ‚Insuperable', der kognakliche Urgroßvater, den Napoleon vor der verlorenen Schlacht bei Ballén trank".

An wen erinnert mich dieses Mausoleum der Weinfässer?

Der Gruft im Escorial ist es nachgebildet, auch hier werden die königlichen Spuren konserviert und für Trinkgeld gezeigt.

„Nun, meine Herrschaften, kommen wir in die Concha, die Küferei. Diesen Raum beehrte die königliche Familie vor kaum zwei Jahren mit der Einnahme des landesüblichen Frühstücks. An einfachen Holztischen saßen die Infanten und Infantinnen, auch das hohe Königspaar machte keine Ausnahme. Sie können auf dem großen Faß in der Mitte die Geschichte dieses Vormittags lesen, König Alphons hat sie eigenhändig signiert".

Ich hatte genug von Königen und Lakaien und ging zu den Arbeitern. Sie erzählten, daß sie bis zur Revolution für drei Pesetas Tageslohn arbeiten mußten, daß sie immer mehr durch Frauen ersetzt werden, weil die für die Hälfte schaffen, und daß die republikanischen Hoflieferanten sie am laufenden Band lehren, was Gott mit dem Arbeitsfluch gemeint hat.

Beim Abschied findet unser Führer in die irdischen Sphären zurück, er überreicht uns einen Katalog, wir fänden darin die gezeigten Weine, bei zehn Flaschen bekämen wir die Ware zuzüglich Spesen und Verpackung frei ins Haus.

Ich bin Pazifist. von Joachim Joesten

Sagen Sie das einmal, laut, in Gesellschaft oder in öffentlicher Versammlung. Sie werden dann:
bei den Nazis verprügelt und hinausgeworfen,
bei den Kommunisten ausgelacht,
bei der bürgerlichen Rechten geschnitten,
beim Zentrum sehr streng gemustert,
bei der bürgerlichen Linken gemieden,
bei der SPD rückt alles hörbar von Ihnen ab.
Wenn Sie Glück haben, werden Sie nicht sofort verhaftet.

Das ist Deutschland, Anno 1932. Dasselbe Deutschland, das so rührend erstaunt und gekränkt sein kann, weil Frankreich nicht abrüstet sondern mißtraut, die andern Nachbarn sich über Handelsflugzeuge, Schutzpolizei und chemische Laboratorien dumme Gedanken machen und Auslandsgeld durch jedes wahrnehmbare Löchlein abrinnt. Dasselbe Deutschland, dessen Kirchen beten: „Der Friede sei mit dir", und dessen Verfassung bestimmt, daß in allen Schulen im Geiste der Völkerversöhnung zu wirken sei.

Immerhin, es kann vorkommen, daß sogar in diesem Deutschland der übergenialen Scheidung zwischen Theorie und Praxis ein Mann, der zwar nicht laut, aber doch leise sein pazifistisches Credo bekennt, bis zu Stätten akademischer Lehre vordringt, um dort im Sinne der Reichsverfassung zu wirken.

Dann aber geschieht etwas ganz Großes. Was keinem Luther und keinem Bismarck gelang, das erreicht er, der Arme. Er stellt eine vollkommene deutsche Einigkeit her: gegen sich.

Nicht dieser Mann oder sein Fall interessieren; auch nicht die von ewigen Naturgesetzen bestimmte Stellungnahme der Nationalen. Was aber wirklich einige Beachtung verdient, das ist die Haltung des republikanischen Deutschlands in solcher Lage. Eine Haltung, die in klassischer Schönheit in einer Resolution des sogenannten „Deutschen Studentenverbandes" (Weimarer Koalition) zum Fall Dehn zum Ausdruck kam. Dieser Protest gegen die Nationalisten begann ungefähr so:

„Der unterzeichnete Verband lehnt es nachdrücklichst ab, mit der politischen Haltung Professor Dehns identifiziert zu werden ..."

Das ist es: Sie lehnen ab, nachdrücklich und geschlossen lehnen sie ab. Es ist heute zu gefährlich.

Hitler hat es nicht schwer gehabt, aus solchem Material eine Bewegung zu schaffen, die den furor teutonicus, besser die dementia teutonica, zum Selbstzweck erhebt. Die Mottenkiste stand da, er brauchte nur hineinzugreifen. Drill und Defilieren kommen nie aus der Mode, beim ersten Trommelwirbel schwenken zwei Drittel des Volkes von selber ein. Was aber macht man mit dem letzten Drittel, das aus irgendeinem Grunde noch bockbeinig bleibt? Hitler weiß Rat, er kennt seine Pappenheimer. Auch ein rosarotes Herz schlägt höher, wenn in die zugehörigen Weichteile erst der richtige Stiefel tritt. Wen die Trompete nicht weckt, der erwacht doch garantiert, sobald die Kapelle die schöne Weise spielt: „Hängen, Köpfen, Erschießen...", „Aufblühen der Hanfindustrie...", „... fahle Knochen an Laternenpfählen...", „SA. steht bereit, Ihren Kopf abzuholen..." und was dergleichen schöne deutsche Volkslieder sind. Das prägt sich ein, das wirkt. Durch das erwachende Deutschland läuft ein einziges Zittern. Schlotternd und zähneklappernd reiht sich das letzte Drittel ein, zum Aufbruch der Nation. Wem der Parademarsch nicht in die Knochen fuhr, der versteht doch den zarten Wink mit dem Henkersbeil.

„Steh ich auch auf der Liste? Kommt die SA.?..." Vor solchen Fragen treten alle andern zurück. Ein großes Winseln hebt an. Pazifismus und Syphilis sind bei uns synonym geworden. Pazifist, Waschlappen, mieser Jude, Feigling desgleichen. Das hat mit ihrem Singen...

Warum steht nicht endlich einmal irgend ein Mann von Rang und Namen auf, Arier, 1,90 Meter groß, halben Meter breit, Sportsmann (am besten Boxer), Vollblut-Germane, und schreit es der ganzen Meute ins Gesicht: Ich bin Pazifist! Kommt her, wenn ihr was wollt! Ich bin und bleibe Pazifist!

Weil alles zu feige ist. Weil mit der Demokratie jeder Schimmer wahren Mutes aus dem Lande entwichen ist. Hitler, zur Macht gelangt, wird über ein Reich von Jammergestalten gebieten.

Was hat es denn mit Mut und Tapferkeit zu tun, wenn ein Haufe zwangsweise eingezogener Bürger die fahlen Knochen in eine Uniform preßt, um sich irgendwo vor Verdun oder Köln vom besser gerüsteten Feind in den Dreck kartätschen zu lassen? Um in Kellerlöchern wie Ratten am ausgestreuten Gift zu bersten, unter Fliegerbomben zerquetscht, von Flammen versengt, durch die Allmacht der Technik zermalmt zu werden.

Nichts hat es mit Tapferkeit zu tun!

Die einzigen wahren Helden unsrer Zeit sind konsequente Kriegsdienstverweigerer. Mut gehört dazu, als persönlich wehrhafter, kraftvoller Mensch, der Meute zum Trotz, vom Wahnsinn umbrandet, „Nein" zu sagen, wenn der nächste Mobilmachungsbefehl an den Anschlagsäulen erscheint. Trotz Reichsgericht und Hanfindustrie.

Diesen wahren Mannesmut gibt es von der Etsch bis an den Belt nicht mehr. Alle Achtung, Herr Hitler!

Die neue Inquisition von Herbert Ihering

Wer von Inquisition und Hexenverfolgungen las, glaubte noch vor wenigen Jahren, daß diese Zeiten endgültig vorüber seien. Man nahm an, daß der Geisteszustand „Mittelalter" mit der Zivilisierung und Technisierung der Welt vernichtet sei. Wie aber in denselben Jahren, in denen Entfernungen zusammengeschmolzen sind und Radio und Flugzeug die Grenzen überwunden haben, die politische Abschließung der Völker gegeneinander nur noch bösartiger geworden ist, so ist auch der geistige Zustand des Teufelsglaubens und der Hexenverbrennung wiedergekehrt. Beelzebub — das ist heute „Marxist". Satan — das ist „Jude". Dann kommen die kleinen Teufel des „Kulturbolschewismus". Aber auch der „Fascist" hat auf der andern Seite seine Schuldigkeit getan.

Wenn es ein Kampf der Machtgruppen und Parteien wäre! Aber diese Parolen haben sich längst selbständig gemacht und wirken wie Giftgas, das abgeblasen wird und alles tötet, was zufällig in seinen Bereich gerät. Geistiger Kampf ist unmöglich geworden. An die Stelle des Arguments tritt die Verdächtigung. An die Stelle der Begründung die Denunziation. Am verheerendsten ist die Wirkung da, wo der Beruf herausgehobene Leistungen verlangt, also im geistigen und künstlerischen Bezirk. Jeder Stümper kann heute dem Begabten die Arbeit unmöglich machen, wenn er ihm eins der Schlagworte anhängt. Jeder schlechte Schauspieler kann den bessern beseitigen, wenn er ihn verdächtigt, daß er nicht national sei. Jeder Kapellmeister kann mit der Bemakelung „Kulturbolschewist" aus seiner Stellung gedrängt werden. Überall haben die Mittelmäßigen die Waffen in die Hand bekommen, um die Begabten um die Ecke zu bringen. Neid und Mißgunst erhalten ihre ethische Beglaubigung.

Schauspiel und Oper, Kunstakademien und Orchester stehen unter dem Zeichen der Inquisition. Alle jene Schlagworte wenden sich an primitive Instinkte. Das ist ihre Wirksamkeit. Unter ihnen kann man sich nichts und alles denken. Das ist ihre Gefährlichkeit. Überall bilden sich Zellen, die die Künstler überwachen, die ihre Ausdrücke kolportieren, die nach Rasse und Art schnüffeln und den „Judenfreund" ebenso verdächtigen wie den Juden selbst. Wer die Theateratmosphäre kennt, wer weiß, wie in der Garderobe, hinter der Bühne leicht ein Wort gesagt wird, das der Schauspieler schon im nächsten Moment vergessen hat, kann sich ausmalen, wie zermürbend das Mißtrauen und die Angst vor der Bespitzelung wirken müssen. In dem Moment, in dem den meisten Theatern und besonders den Opernhäusern die materielle Basis weggezogen worden ist, in dem jeder Schauspieler, Sänger, Chorist und Orchestermusiker für die nackte Existenz in der Krise zittern muß, in demselben Moment wird der seelische Druck durch Gesinnungs- und Rassenschnüffelei bis ins Unerträgliche gesteigert.

Man wird es nicht leugnen wollen, daß auch auf der linken Seite verhängnisvolle Fehler gemacht worden sind. Auch dort genügte oft ein Wort, um den geistigen Partner zu dis-

kreditieren und ihn als „Kulturfascisten" zu erledigen. Was heute geschieht, ist schlimmer. Da es klare Losungen nicht gibt, so kann jeder dem Banne verfallen, wenn er seinem Gegner unbequem geworden ist. Nicht die offene Feindschaft, nicht der klare Kampf, nicht einmal brutale Gewaltanwendung zerrütten die Theater, sondern die Unsicherheit über die Methoden und Ziele der Reaktion. Natürlich wäre es Hysterie, anzunehmen, daß die Nationalsozialisten etwa beabsichtigten, jede moderne Kunst wegzurasieren. Die Mittel aber, die den kulturellen Unterführern an die Hand gegeben sind, die Zellenorganisationen, die sich heute schon durch alle Kunstinstitute ziehen, die Machtlosigkeit der Zentrale gegen alle willkürlichen Interpretationen und selbstherrlichen Übergriffe, die Unklarheit des Kulturprogramms, die Personenunkenntnis, die mangelhafte Beherrschung des Materials — alles das genügt, um die lähmende Wirkung zu erklären.

Die alte Führerschicht unter den Theaterdirektoren, besonders unter den berlinern, ist mit Recht erledigt. Aber grade besann man sich, nicht zuletzt unter den Schauspielern, auf das Werk, auf gemeinsame, auf kollektivistische Zusammenarbeit. In diesen Augenblick fallen die Hexenprozesse gegen die „Kulturbolschewisten", die Inquisition gegen eine Kunst, die internationale Gültigkeit hat. Es wäre eine billige Methode, die Schlagworte gegen ihre eignen Urheber zu kehren. Eine billige Methode, weil sie spottleicht ist. Denn die Werkarbeit wird von denen zersetzt, die den Kampf gegen die „Zersetzung" zu ihrem Programm erhoben haben. Die Mittelmäßigkeit wird von denen gefördert, die die „Führerauslese" propagieren. Andres ist notwendig. Abrüstung der Phrase, Abrüstung der ziellosen Schlagworte, Abrüstung des Giftgaskampfes. Aufrüstung der geistigen Waffen. Denn der Auseinandersetzung und der Entscheidung wird niemand ausweichen wollen.

Die gute, alte Zeit

Wegen Beleidigung des Vorstandes des Deutschen Wehrvereins, Ortsgruppe Köln, des Generalleutnants Exzellenz Bauer, und des dritten Vorsitzenden des genannten Ausschusses, Dr. Hofweißer, hatte sich der Kaufmann Jos. Hansmann von hier vor dem kölner Schöffengericht zu verantworten. Er hatte einen Aufruf des genannten Vereins zum Beitritt als Mitglied erhalten und mit der Bemerkung: er bitte, vernünftige Menschen mit derartigen Eseleien zu verschonen, zurückgehen lassen. Der Verteidiger des Angeklagten bemerkte, daß seinem Klienten als Angehörigen der Abrüstungsideen durch den Aufruf zum Beitritt in jenen Verein eine Charakterlosigkeit zugemutet worden sei. Zudem enthalte der Aufruf eine schwere Beleidigung unsrer großen Nachbarnation Frankreich, welche nach dem Wortlaut des Aufrufs das Deutsche Reich überfallen wolle. Das Urteil lautete auf Freisprechung, da der Angeklagte in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt habe. Er habe als Anhänger der allgemeinen Friedensbestrebungen die ihm durch den Aufruf gestellten Zumutungen mit entsprechenden Bemerkungen zurückweisen dürfen. Aus den Umständen gehe die Absicht einer Beleidigung nicht hervor. Er habe nur die Bestrebungen des Wehrvereins in seiner Weise charakterisieren wollen.

‚General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen', 25. Juli 1912

Schnipsel von Peter Panter

Die Psychologie, wie wir sie in den meisten, also schlechten Filmen sehn, ist durchaus nicht so weltfremd, wie man denken sollte. Sie kehrt in vielen Urteilsbegründungen der Strafkammern wieder.

*

Jeder historische Roman vermittelt ein ausgezeichnetes Bild von der Epoche des Verfassers.

*

Wenn ich so die unentwegten Marxisten lese, dann frage ich mich immer: Wird eigentlich in Rußland auch gestorben? Und was ist der Tod bei denen? Ein Betriebsunfall? Ein kleinbürgerliches Vorurteil?

*

Die Leute blicken immer so verächtlich auf vergangene Zeiten, weil die dies und jenes „noch" nicht besaßen, was wir heute besitzen. Aber dabei setzen sie stillschweigend voraus, daß die neuere Epoche alles das habe, was man früher gehabt hat, plus dem Neuen. Das ist ein Denkfehler.

Es ist nicht nur vieles hinzugekommen. Es ist auch vieles verloren gegangen, im guten und im bösen. Die von damals hatten vieles noch nicht. Aber wir haben vieles nicht mehr.

*

Jede Glorifizierung eines Menschen, der im Kriege getötet worden ist, bedeutet drei Tote im nächsten Krieg.

*

Was die Leute nur immer mit der Unsterblichkeit und mit der Nachwelt haben! Wer in Breslau wohnt, kauft sich seine Stiefel nicht in Klondyke — Breslau hat selber Schuhgeschäfte. Jede Zeit deckt ihren Alltagsbedarf bei sich und nicht bei vergangenen Epochen. Das Jahr 2114 wird seine Künstler, Schwindler, Schuster und Politiker haben — es braucht die unsern nicht. Es wird auf manche zurückgreifen, aber nur auf wenige, und auch die werden nicht allein nach ihrer Größe ausgewählt, sondern nach den Bedürfnissen der Zeit. Wie machen wir es denn? Wir machen es genau so.

*

Bitter, wenn sie einen Liebhaber gehabt hat, der mit Vornamen so heißt wie du.

*

Wenn sich im Jahre 1890 eine alte Jungfer beim Arzt einer großen Untersuchung unterziehen mußte und wenn der Arzt, als ob das gar nichts wäre, sie aufforderte, sich auszuziehen, dann konnte es wohl geschehn, daß die Dame mit einem Augenaufschlag errötend flüsterte: „Darauf bin ich nicht eingerichtet!"

Der Widerstand gegen die Psychoanalyse ist nichts andres.

*

Kennzeichen eines zweitrangigen Schriftstellers: „... entgegnete er sachlich." Das Wort bedeutet überhaupt nichts mehr, man kann es fortlassen, ohne daß sich der Sinn ändert, und es zeigt nichts an als die Unfähigkeit eines Gehirns, sich gegen das Gewäsch der Modewörter zur Wehr zu setzen.

*

Da erzählen sich die Leute immer so viel von Organisation (sprich vor lauter Eile: „Orrnisation"). Ich finde das gar nicht so wunderherrlich mit der Orrnisation.

Mir erscheint vielmehr für dieses Gemache bezeichnend, daß die meisten Menschen stets zweierlei Dinge zu gleicher Zeit tun. Wenn einer mit einem spricht, unterschreibt er dabei Briefe. Wenn er Briefe unterschreibt, telephoniert er. Während er telephoniert, diri-

giert er mit dem linken Fuß einen Sprit-Konzern (anders sind diese Direktiven auch nicht zu erklären). Jeder hat vierundfünfzig Ämter. „Sie glauben nicht, was ich alles zu tun habe!" — Ich glaubs auch nicht. Weil das, was sie da formell verrichten, kein Mensch wirklich tun kann. Es ist alles Fassade und dummes Zeug und eine Art Lebensspiel, so wie Kinder Kaufmannsladen spielen. Sie baden in den Formen der Technik, es macht ihnen einen Heidenspaß, das alles zu sagen; zu bedeuten hat es wenig. Sie lassen das Wort „betriebstechnisch" auf der Zunge zergehn, wie ihre Großeltern das Wort „Nachtigall". Die paar vernünftigen Leute, die in Ruhe eine Sache nach der andern erledigen, immer nur eine zu gleicher Zeit, haben viel Erfolg. Wie ich gelesen habe, wird das vor allem in Amerika so gemacht. Bei uns haben sie einen neuen Typus erfunden: den zappelnden Nichtstuer.

Das rote Schwänzchen von Rudolf Arnheim

Der kommunistischen Presse in Freundschaft

„Wir zeigen unsern Lesern heute in gelungener Großaufnahme die Beine der Schauspielerin Marlene Dietrich — wohlgeformte, seidenumflorte Instrumente des Klassenkampfes, den das internationale Filmunternehmertum unter Ausbeutung hungernder Statisten führt, um die Gehirne der werktätigen Massen zu umnebeln."

„Während die letzten Strahlen der untergehenden Sonne schräg durch die bunten Scheiben in das dämmernde Refektorium einfielen, fragte ihn der Prior mit einem lüsternen Grinsen auf seinem fetten Gesicht, ob er sich an seinem Mitbruder Antonius widernatürlich und gegen Gottes Gebot vergangen habe. Eine flüchtige Röte überflog die Züge des Befragten. Das abgehärmte Gesicht und die flackernden Augen redeten nur allzu deutlich von den verschiedenartigen Ausschweifungen, zu denen ihn die Entbehrung natürlicher Liebesbefriedigung geführt hatte, zu der ihn die heuchlerischen Zölibatsvorschriften des Papsttums zwangen. Nicht genug mit dieser Erniedrigung, forderte ihn der Prior, indem er einen Leuchter hochhielt, auf, die Verfehlungen, die er begangen, hier vor seinen Augen zu wiederholen. Widerstrebend löste Bruder Melchior den Strick von seiner Kutte. (Fortsetzung folgt.)"

„Unser Bild zeigt Manfred von Brauchitsch, dem es gelang, Carraciola im Endspurt zu überrunden. Wir geben den erregenden Augenblick der Überrundung in einer Momentaufnahme wieder. Natürlich ist es wieder ein Adliger, der zur Aufkitzelung des müdegeschlemmten Gaumens der Bourgeoisie hier unter Lebensgefahr den Sieg erringen darf. Wann wird der Tag kommen, wo der Prolet über die von den eklen Anreißerplakaten der Benzolindustrie gereinigte Avus mit zweihundert Kilometern dahinbraust!"

„Einen grausigen Eindruck macht die kaltblütige Art, wie der Mörder seine Schreckenstat schildert. Mit allen Einzelheiten geben wir im folgenden seine Schilderung wieder, welche die dem System hörigen Boulevardblätter der schwarzrotgoldnen Internationale mit Rücksicht auf die Nerven ihrer Leser denselben vorenthalten zu dürfen glauben. Stemke beschreibt, wie er durch den Anblick des an einem vorüberpatrouillieren-

den Schutzpolizisten herabhängenden Gummiknüppels in einen förmlichen Mordrausch versetzt worden sei. Er würgte die sich ihm widersetzende Frida Babitzke darauf, bis das Weiße in den Augen der sich Widersetzenden grünlich schimmerte, und verletzte sie durch sieben wohlgezielte Messerstiche in den untersten Lendenwirbel. Die nunmehr reichlich herausquellenden Eingeweide ..."

„In der vierzehnten Runde kommt es dann zum k. o., indem der muskelbepackte Argentinier nach zermürbender Nah-arbeit einen kurzen Rechten landet, welcher Johnsons Auge öffnet und Blutströme bis ins Publikum sickern läßt, in dessen erster Reihe der auf Höchstbörsen gierige Manager als Exponent jener monopolkapitalistischen, in der Sowjetunion nicht mehr möglichen Menschenschinderei, welche nach kaum dreijährigem Glanz zu Siechtum und Eheuntauglichkeit führt, sich mit einer protzigen Zigarre im Mundwinkel niedergelassen hat. Johnson geht schwer in die Seile, der Schweiß bricht aus dem mühsam atmenden Leib ..."

„Schließlich setze man dem Gemisch bei kleinem Feuer eine Mehlschwitze hinzu und bediene sich einer Messerspitze Gurkensalat, welcher durch die volksgefährdende Zollpolitik der Ackerbarone zu schwindelnder Höhe heraufgeschraubt worden ist."

„Zu den aufreizenden Klängen der Gamelangmusik setzte sie die schmiegsamen Schenkel sowie die in der dunkelroten Hitze des teppichbelegten Raumes leise vibrierenden Brüste in schaukelnde Bewegung. Die zitternden Reflexe des Kaminfeuers auf dem jungfräulich gerundeten Leib betrachtete der ihr hörige Großindustrielle mit herausquellenden Augen. Seine fetten Hände tasteten wollüstig nach den Tausendmarkscheinen, welch letztere er aus dem Schweiß des klassenbewußten Proletariats gesogen hatte. Die Muskeln der Tänzerin strafften sich in letzter Anstrengung, nun löste sich leise der Schleier — was kümmerten ihn die sechs Millionen Arbeitslosen, welche materialistisch betrachtet erst die Voraussetzung für seine Ausschweifungen bildeten! In der Ferne machte sich nunmehr das dumpfe Grollen einer roten Fahne bemerkbar. Der Generaldirektor erbleichte."

Front gegen den Arbeitsdienst

von K. L. Gerstorff

Die Bestrebungen, von einem freiwilligen Arbeitsdienst der Jugend zu einer allgemeinen Arbeitsdienstpflicht zu kommen, verdichten sich immer mehr. Der freiwillige Arbeitsdienst war bisher volkswirtschaftlich ohne größere Wirkung. Ob man 60 000 Jugendliche, meist nicht sehr planmäßig, beschäftigte, spielte keine erhebliche Rolle. Durchaus anders wird die Sachlage, wenn man den Arbeitsdienst mit größern Mitteln aufziehen will. Was sind die Folgen? In einem Punkt besteht ziemliche Einmütigkeit: im kommenden Jahr kann der deutsche Kapitalismus nicht mit irgend einer Ankurbelung der Produktion rechnen; im Gegenteil: die Krise wird sich noch mehr vertiefen, die Arbeitslosigkeit weiter zunehmen. Was bedeutet unter dieser selbstverständlichen Voraussetzung die Durchfüh-

rung von größern Arbeiten mit Hilfe der Arbeitsdienstpflicht? Durch die Arbeitsdienstpflicht können nicht mehr volkswirtschaftliche Werte erzeugt werden als ohne sie, durch die Arbeitsdienstpflicht können nicht mehr Waren direkt oder indirekt abgesetzt werden als ohne sie. Wenn also größere Arbeiten durch die Arbeitsdienstpflicht ausgeführt werden, so werden zwangsläufig an andrer Stelle des Produktionsprozesses neue Arbeitslose geschaffen.

Wie schon betont, hatte der freiwillige Arbeitsdienst bisher keine größere volkswirtschaftliche Wirkung. Aber selbst durch ihn, der sich im allgemeinen mit Wegebau, Meliorationen etcetera beschäftigte, wurde eine bestimmte Arbeiterkategorie bereits nicht unbeträchtlich getroffen: die Bauarbeiter. Es ist also kein Zufall, daß der Vorsitzende des Baugewerksbundes, Bernhard, in dem Organ des Bundes schärfstens gegen den Arbeitsdienst vorgeht. Er schreibt dort:

> Die Befürworter sehen die Entwicklung bereits heute so: Jede Arbeit — nicht nur die Bauarbeit — die nur einer gewissen Übung, eines bescheidenen Anlernens bedarf, wird im „freiwilligen" Arbeitsdienst ausgeführt. Mit Lohnsenkung für Arbeit im ordentlichen Arbeitsverhältnis kann dann so weit nachgeholfen werden, daß der Unterschied nicht mehr ins Gewicht fällt. Herr Treviranus schreibt: „Eine große Sorge war ja bisher die Beschränkung in der Auslegung der ‚Zusätzlichkeit' und ‚Gemeinnützigkeit' der für den Arbeitsdienst in Frage kommenden Aufgaben. Ich habe nie die Gefahr eines Mißbrauchs gesehen, wenn man die Bodenkulturen, von der Siedlung angefangen über die vernünftige Regelung der Wasserwirtschaft bis zu Wegebauten, als den gegebenen Arbeitsraum ansieht." So etwas ist einfach unerhört. Das bedeutet eine ebenso unverblümte wie sinnlose Förderung der Arbeitslosigkeit der Bauarbeiter, deren Verdammung zur Dauerarbeitslosigkeit und — da Arbeitsdienst Arbeit ohne Recht ist — glatten Hinauswurf der Bauarbeiter aus dem Arbeitsrecht.

Das ist absolut richtig. Wenn man den Arbeitsdienst mit größern Summen ausgestalten, wenn man die Jugend größere Arbeiten verrichten lassen will, so ist es selbstverständlich, daß die ältern Arbeiter erwerbslos werden.

Es gibt — theoretisch gesprochen — nur eine einzige Möglichkeit, durch den Arbeitsdienst keine neue Arbeitslosigkeit zu schaffen: man läßt die jugendlichen Menschen im Arbeitsdienst Arbeiten ausführen, die so unproduktiv sind, daß sie im Rahmen des kapitalistischen Systems heute sonst nicht ausgeführt würden. Diese Möglichkeit hat aber keinerlei praktische Bedeutung; denn sie würde einen solchen Reichtum des deutschen Kapitalismus voraussetzen, daß er Hunderte von Millionen für völlig unproduktive Arbeiten ausgeben könnte. Angesichts der neuen Notverordnung mit dem radikalsten Abbau der Sozialpolitik, den wir jemals erlebt haben, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden, daß die Annahme, man könne größere Summen für unproduktive Arbeiten ausgeben, eine völlige Utopie ist.

Es bleibt also dabei, daß jede Arbeit, die im Arbeitsdienst ausgeführt wird, neue Arbeitslose schafft. Jan Bargenhusen schreibt nun in der letzten Nummer der ‚Weltbühne':

> Mag auch ökonomisch für die Behebung der Arbeitslosigkeit oder gar für die Belebung der Wirtschaft von dem freiwilligen Arbeitsdienst

nichts zu erhoffen sein: psychologisch und politisch gesehen ist er gewiß besser als das erzwungene Nichtstun, aus dem nur gar zu leicht der Weg zur Betätigung in irgendwelchen reaktionären Sturmtrupps führt.

Hier hat Bargenhusen eins übersehen: Gewiß ist psychologisch für die Jugend der Arbeitsdienst besser als erzwungenes Nichtstun. Aber haben wir nur Jugend in Deutschland? Haben wir nicht auch Väter, und zwar beschäftigte Väter in Deutschland? Der Vorsitzende des deutschen Baugewerksbundes hat in seinem Aufsatz Bargenhusen eigentlich schon geantwortet:

Gewiß ist es schlimm bestellt um die Lehrlinge und noch schlimmer um die Ausgelernten. Aber ist die Lage der Älteren, der Verheirateten nicht noch schlimmer? Sie sind die Sorgenden um die Existenz der ganzen Familie, in den meisten Fällen auch für die jugendlichen Arbeitslosen. Kann man dem Jungen Arbeit geben und den Vater als Zuschauer hinstellen? Die Jugend hat ein Recht auf Arbeit, jawohl, aber die Älteren, die Ernährer der Kinder und deren Mütter, haben ein doppeltes, ein vielfaches Recht auf Arbeit.

Es kann nicht scharf und häufig genug betont werden, daß sich die Arbeitslosigkeit bei einer starken Ausdehnung des Arbeitsdienstes unbedingt steigert. Und zwar kann es darum nicht scharf genug betont werden, weil ganz fraglos unter den Jugendlichen, und besonders unter denen, die nie im Produktionsprozeß gestanden haben und gewerkschaftlich nicht geschult sind, eine starke wachsende Bereitwilligkeit für den Arbeitsdienst vorhanden ist. Das ist ja leicht zu erklären. Wenn die Unterstützungssätze für jugendliche Arbeitslose immer stärker herabgesetzt werden und in Hunderttausenden von Fällen sogar der jugendliche Arbeitslose keinen Pfennig Unterstützung bekommt, wenn ihm weiter, wie es vielfach geschieht, die Arbeitslosigkeit zu Hause als moralische Schuld angekreidet wird, dann ist es ganz klar, daß bei ihm der Gedanke immer drängender wird: Weg von Haus, mögen die Bedingungen draußen so schlecht sein wie auch immer, Arbeit, und wenn auch zu einem Tagessatz von fünfzig Pfennig, ist immer noch besser, als zu Hause sitzen, Vorwürfe einstecken zu müssen und gar nichts zu bekommen. Daß unter den Jugendlichen diese Stimmungen da sind, ist sicher. Und es ist ein sehr geschickter Schachzug der fascistischen Reaktion und all derer, die in ihrem Schlepptau sind, diese Stimmung der Jugendlichen, die unbedingt in irgend einer Form in den Produktionsprozeß wollen, für fascistische, nationalistische und reaktionäre Zwecke auszunutzen.

Es wurde eingangs gesagt, daß jede Arbeit im Arbeitsdienst auf einer andern Stelle Arbeitslosigkeit schafft. Doch das ist noch nicht einmal das Ausschlaggebende. Noch wichtiger ist, daß jede Arbeit im Arbeitsdienst eine Unterhöhlung des Tarifrechts bedeutet, einen neuen Angriff auf die Gestaltung des Lebensstandards der deutschen Arbeiterklasse, auf ihre sozialpolitischen und sonstigen Rechte. Denn das ist ja klar: werden erst einmal größere billige Arbeiten auf dem Wege des Arbeitsdienstes ausgeführt, werden die Unternehmer immer mehr auf den Geschmack kommen, werden sie den Arbeitern drohen, wenn sie sich nicht mit Lohnkürzungen freiwillig einverstanden erklären, die Arbeiten im Arbeitsdienst

ausführen zu lassen. Und an sich kann das Feld des Arbeitsdienstes ein außerordentlich großes sein. In allen größern Betrieben gibt es, wenn man einen kleinen Stab qualifizierter Arbeiter hat, genügend Arbeiten, die von völlig unqualifizierten, also auch von jugendlichen Kräften im Arbeitsdienst ausgeführt werden können. Die Macht der Arbeiterschaft und der freien Gewerkschaften ist heute noch eine so große, daß man es nicht offen wagt, aus den Arbeitslosen direkte Streikbrechergarden zu organisieren, das Tarifrecht zu zerschlagen, um den Lohn so herabzudrücken, wie es die reaktionären monopolkapitalistischen Kreise verlangen. Da man es nicht direkt wagt, versucht man es auf indirektem Wege. Man benutzt die aus der augenblicklichen Lage sich notwendig ergebenden Strömungen der Jugend, um über den Arbeitsdienst eine Truppe zu organisieren, die man, sobald die Verhältnisse einmal größeres Format annehmen, als Streikbrechergarde gegen die beschäftigten ältern Arbeiter einsetzen kann. Daher kann nicht scharf genug gegen den Arbeitsdienst Stellung genommen werden.

Es ist immer das Bestreben der herrschenden Klassen gewesen, dadurch zu herrschen, daß man die Beherrschten gegeneinander ausspielt. Das Monopolkapital hat in der Gestalt der nationalsozialistischen Bewegung die proletarisierten Mittelschichten gegen die Arbeiterschaft ausgespielt. Jetzt geht es daran, soweit das möglich ist, auch Arbeiterschichten gegeneinander auszuspielen. Und so berechtigt der Wunsch der Jugend nach Arbeit ist, so nachdrücklich muß dem jugendlichen Arbeiter klar gemacht werden, daß er sich nicht mißbrauchen lassen darf als Streik- und Tarifbrecher gegen seinen Vater, gegen den ältern Arbeiter.

So liegen die Dinge von der volkswirtschaftlichen, von der sozialen Seite her. Wenn es noch eines Beweises für den absolut reaktionären Charakter des Arbeitsdienstes bedurft hätte, so ist es die Stellung der Nazis. Sie sind vollkommen eindeutig für den Arbeitsdienst. Sie haben eine Vorlage ausgearbeitet, in der unter anderm verlangt wird:

> Wer einen Arbeitsdienstpflichtigen aufreizt, der Einberufung zum Arbeitsdienst nicht Folge zu leisten oder wer einen Angehörigen des Arbeitsdienstes aufreizt, eine Widersetzlichkeit, Gehorsamsverweigerung, Meuterei, Werkschädigung oder Sabotage zu begehen, wird mit Zuchthaus bestraft ... Faulheit und Widersetzlichkeit sind mit allen vorschriftsmäßigen Mitteln rücksichtslos zu brechen.

Das ist deutlich genug; wobei hinzukommt, daß diese Gedankengänge nicht nur die Nazis beherrschen, sondern auch jene, denen man die Leitung der einzelnen Arbeiten anvertrauen wird. Daher ist es völlig verfehlt, wenn einzelne sozialistische Jugendgruppen trotz allen prinzipiellen Bedenken doch in irgend einer Form beim Arbeitsdienst mittun wollen, mit der Begründung, sie wollten sich dort die Führung erobern. Die Konterrevolution, die im Anmarsch ist, wird auch dort die Führung behalten; unabhängig davon werden die harten wirtschaftlichen Tatbestände wohl hoffentlich bald den sozialistischen Jugendlichen klar machen, daß sie die Geschäfte der Reaktion besorgen, wenn sie sich als Tarif- und Streikbrecher gegen die Betriebsarbeiter ausspielen lassen.

Bilanz per Zufall von Erich Kästner

Er hatte Geld. Er trank und aß
in dem Hotel, in dem er saß,
vom Teuersten und Besten.
Er war vergnügt und trank und aß
und winkte mit erhobnem Glas
den Kellnern und den Gästen.

Der Blumenfrau, die bei ihm stand,
nahm er die Blumen aus der Hand
und zahlte mit zwei Scheinen.
Die Rosen waren rot und kühl.
Er gab ihr dreißig Mark zuviel.
Da fing sie an zu weinen.

Die Hauskapelle, sechs Mann stark,
erhielt von ihm zweihundert Mark.
Sie konnte kaum noch spielen.
Er gab den Boys und Pikkolos,
den Fräuleins und den Gigolos,
Er gab, ohne zu zielen.

Die Rechnung sah er gar nicht an.
Er warf paar Scheine hin, und dann
verließ er jene Halle.
Bewundernd gingen, Schritt um Schritt,
die Tänzer, Boys und Kellner mit.
So liebten sie ihn alle!

Er freute sich, und sprach: „Schon gut,"
und nahm den Mantel und den Hut.
Da rief die Garderobiere:
„Ich kriege dreißig Pfennig für
die Kleider-Aufbewahrung hier!
Nicht zahlen, wie? Das wäre!"

Da blieb er stehn. Da lachte er
und suchte Geld und fand keins mehr
und konnte ihr nichts geben.
Die Blumenfrau, die Gigolos,
die Kellner, Boys und Pikkolos,
die standen fremd daneben.

Er blickte sich, fast bittend, um.
Die Andern standen steif und stumm,
als sei er nicht mehr da.
Da zog er schnell den Mantel aus,
gab ihn der Frau, trat aus dem Haus
und dachte nur: Na ja.

Bemerkungen

Dingeldeys Fußball-Elf

Der selige Stresemann würde sich im Grabe umdrehen, wenn er hören könnte, was seine politischen Erben, die abgesplitterten und die noch vorhandenen Führer der Deutschen Volkspartei, in öffentlicher Verhandlung vor dem Arbeitsgericht einander vorzuwerfen haben; wie sie Parteischulden behandeln und mit kleinen Geschäftsleuten umgehen, denen die zusammengebrochene berliner Parteiorganisation siebentausend Mark schuldig geblieben ist.

Vor dem großen Parteikrach gab es den „Landesverband Berlin der Deutschen Volkspartei"; dort arbeitete als Parteibeamter der Generalsekretär Werdelmann, der sich dem Abmarsch zu Hugenberg angeschlossen hat. Als Werdelmann am 1. März sein Amt niederlegte, schuldete ihm die Partei noch etwa tausend Mark rückständiges Gehalt. Dingeldey besah sich den Trümmerhaufen, den zusammengeschmolzenen Mitgliederbestand, die leere Parteikasse und verspürte offenbar keine Lust, den Rest der organisierten Wähler mit der persönlichen Haftung für die alten Schulden der berliner Parteiorganisation zu belasten. Die Rechtslage war relativ einfach: Wenn der Landesverband aufhörte zu existieren, so müßten sich die Gläubiger eben an die spärlichen Vermögensreste der Organisation halten; sie könnten dann zusehn, wie sie aus ein paar Bureaumaschinen und Möbeln siebentausend Mark herausbekämen. Wenn dann die Organisation keinen Rechtsnachfolger bekäme, so könnten eventuell noch die einzelnen Mitglieder haftbar gemacht werden; auch die Ungetreuen, die nicht mehr mitspielen wollten.

Dingeldey dekretierte, daß es keinen „Landesverband Berlin der Deutschen Volkspartei" mehr gäbe, und ließ das „Vermögen" in den Händen des frühern Schatzmeisters Doktor Faltz, der auch zu Hugenberg übergegangen war; der konnte sich mit den ungeduldigen Gläubigern amüsieren. Nun konnte man aber ohne Organisation keine Propaganda für die bevorstehenden Preußenwahlen aufziehen und keine berliner Parteimitglieder mehr in den Reichsparteivorstand delegieren. Auch für diese Frage fand Dingeldey die Patentlösung: Ein Häuflein von elf Führerpersönlichkeiten war noch übrig geblieben. Diese komplette Fußballmannschaft gründete einen Verein und ließ hinter den alten Namen der Parteiorganisation das schützende „E. V." setzen. Aus der Konkursmasse wurden der frühere Vorsitzende, Ministerialrat Hillebrandt, die Sekretärin, Türschilder und Stempel übernommen. Wenn ein unglücklicher Gläubiger Geld haben wollte, so erfuhr er, daß der E. V. nicht „identisch" mit dem Landesverband sei und daß Doktor Faltz weiterhin das „Vermögen" der zusammengebrochenen Partei verwalte. Das ging mit den kleinen Geschäftsleuten, aber nicht mit dem verflossenen Generalsekretär Werdelmann. Der wollte sein rückständiges Gehalt sehen und verklagte mit Doktor Faltz als Beistand den E. V. vor dem Arbeitsgericht. Doktor Mahler versuchte im Namen des Vereins dem Gericht klar zu machen, daß der E. V. keineswegs als Rechtsnachfolger des Landesverbandes sondern nur als „Auffangstellung" für die Gesamtpartei anzusehen sei. In deren Interesse hätte man von Werdelmann nach seinem Ausscheiden die Mitgliederlisten, leider vergeblich, zurückverlangt. Werdelmann habe sie bis nach den Preußenwahlen behalten und das Material für Hugenberg ausgewertet. Er habe noch während seiner Amtszeit alles Wissenswerte an die Hugenbergsche „Konkurrenz" verraten und durch gedruckte Aufrufe den Eindruck erwecken wollen, als stehe kein Mensch mehr hinter der Deutschen Volkspartei. Für diese Treubrüche werde der Verein

von Werdelmann hunderttausend Mark Schadensersatz verlangen, wenn das Gericht ihn wider Erwarten zur Zahlung des Gehalts verurteilen sollte.

In dem Geplänkel über Gesinnungstreue, zurückgehaltene Mitgliederlisten, unrechtmäßig angeeignete Türschilder und Stempel verbreitete sich Doktor Faltz auch über den Parteiführer. „Wir haben keine Möglichkeit gefunden, mit Herrn Rechtsanwalt Dingeldey weiter zusammen zu bleiben; wir haben in ihm keinen Führer mehr gesehen und konnten auch aus moralischen Gründen nicht mit ihm arbeiten, weil er Dinge macht, die gesellschaftlich nicht passen. Unter anderm griff er plötzlich und satzungswidrig in die Finanzgebarung ein! Als gewissenhafte, beteiligte Mitglieder mußten wir darum alle Verträge kündigen, damit die Schulden der Organisation nicht noch größer wurden. Die ‚Berliner Stimmen', das Parteiorgan, mußten allmählich eingehen, weil Dingeldey persönlich ein Konkurrenzunternehmen gegründet hat."

Nach langer Mühe gelang es dem Gericht, die Funktionen des neuen Vereins zu klären: Er bezieht von der Reichspartei Wahlgelder und nominiert die Delegierten für den Reichsparteivorstand; er unterhält ein reguläres Parteibureau, obwohl er nur einhundertzweiunddreißig Mark im Jahr aus Mitgliedsbeiträgen einnimmt. Auf Grund dieser Feststellungen wurde ein Zwischenurteil gefällt, nach dem der Verein für die Gehaltsforderung gegen den alten Landesverband zu haften hat. Der Schadensersatzprozeß wird noch weiter verhandelt werden.

Hilde Walter

Paragraphen und Titel

Der wahnsinnige Mörder Ludwig Schoeß, der seiner Mutter die Hände abhackte und diese grausigen Leichenteile auf die französische Botschaft trug, ist von der Polizei vernommen worden: aber es war eine gespenstische Vernehmung, die vonstatten ging. Der äußere Hergang der Tat war von den Beamten bald geklärt, aber die Motive der Tat waren nicht faß- und protokollierbar, denn sie waren nicht von dieser Welt, wo Hunger und Not, Liebe und Haß einige der Triebkräfte sind, die die Menschen zum Außergewöhnlichen verführen, sondern hausten in jener andern Welt des Irrsinns, wo alle Perspektiven verschoben sind.

Trotzdem: Auch das todkranke Gehirn des Ludwig Schoeß hat sich nicht einfach zufrieden gegeben mit der Untat sondern sie in Beziehung zu setzen versucht mit den Spielregeln der Gesellschaft. Auf Grund des § 73 a des Reichsgesetzbuches, so hat er gesagt, sei ihm erlaubt gewesen zu tun, was er getan habe, und auf Grund des § 100 habe er sich nicht bei der Polizei zu melden brauchen. Dieser irrsinnige Ludwig Schoeß ist von allem möglichen losgekommen, was gesellschaftliche Gültigkeit hat: die Welt der Paragraphen aber hat auch in die Nacht seines Geistes noch hineingeleuchtet. Das Gefühl für die Grauenhaftigkeit der Ermordung der eignen Mutter war in ihm ausgelöscht, aber nicht die Erinnerung daran, daß alles auf der Welt mit den Vorschriften eines wichtigen Buches in Übereinstimmung gebracht werden müsse, das die Menschen niedergeschrieben haben. Indessen: Die Berufung auf das Ge-

setzbuch schlechthin, die hat ihm nicht genügt. Korrektheit über alles! Er hat einen speziellen Paragraphen genannt, mehr noch: den speziellen Absatz eines speziellen Paragraphen. Erst diese Detaillierung hat ihm das Gefühl gegeben, nach dem Schema der Ordnung gehandelt zu haben.

Und noch etwas andres ist ihm als Besitz geblieben aus seiner frühern Verbindung mit der normalen Welt: der Traum vom schönen Namen. Schoeß: ein armer und alltäglicher Name. Aber: Baron und Baronin derer von Schoeß...! Das funkelt und brilliert, das ist der Name seiner Sehnsucht, und er übernimmt ihn in seine Wahnwirklichkeit als den Namen, den seine Eltern tragen. Welchen überwältigenden Eindruck muß diese feudale Titulierung früher einmal auf ihn gemacht haben, daß sie sich so unheimlich festgesetzt hat in ihm, daß auch jetzt noch sein irres Denken um sie kreist!

Es gibt die Geschichte von dem Irrenwärter, den seine Pflegebefohlenen in den Waschkessel werfen und lebendig kochen wollen und der sich dadurch vor dem Tode rettet, daß er die Verrückten bittet, sich doch vorher umziehen zu dürfen, denn er trage seinen guten Anzug und es sei schade darum.

Die Welt der Logik und der Kausalzusammenhänge ragt mit einigen Zipfeln in die Welt des Wahns hinein. Es scheint keine sichern Regeln dafür zu geben, welche Bezirke der Vernunft es sind, die selbst die Verrückten anzuerkennen bereit sind. Aber vielleicht ist das national verschieden und die deutsche Version des Wahnsinns geht dahin, daß von den Herren Irren der Respekt vor den Paragraphen und den Titeln als keineswegs unvernunftwidrig angesehen wird.

Hans Bauer

Heilige Ordnung?

Die Ordnung: Schafft sie Leben? Oder tötet sie es nicht vielmehr langsam ab? Macht sie stark oder unfruchtbar? Ist sie ein heiliger oder unheiliger Zustand?

Das sind sehr deutsche Fragestellungen. Nur in dem Lande, das den Spruch von der ersten Bürgerpflicht erfand, das die Phrase von Ruhe und Ordnung zum Schlagwort seiner unordentlichsten Epoche machte, — nur da kann zutiefst, kann kategorisch der Anspruch der Ordnung auf absoluten Wert angezweifelt werden. Die Sehnsucht nach dem Nichts, das Sichverlieren in der Natur, Stirners anarchische Vereinzelung, endlich jene Todesvertrautheit des Deutschen, von der Clemenceau mit Abscheu spricht, das alles sind Komponenten eben der deutschen Ordnung in Amtszimmern, Kasernenhöfen und gut gedrillten Seelen.

Heilige Ordnung? Dies Fragezeichen hinter dem Titel seines (mit dem Goncourtpreis gekrönten, deutsch bei Rowohlt erschienen) Romans würde der Franzose Marcel Arland wohl blasphemisch

nennen. Er stellt in seinem Titel einfach einen ihm selbstverständlichen Rang fest. Und sein bedeutendes und ergreifendes, wenn auch für uns zuletzt tief unbefriedigendes Buch berichtet lediglich von einem der Wege, die zur Anerkennung dieses Ranges führen.

Es geht um den Konflikt eines jungen Menschen mit Tradition, Familie, Gebundenheit. Ein uns wohlvertrautes Thema. Ungemein lehrreich, wie völlig anders der Franzose das anpackt. Für ihn ist der Rebell von vornherein ein Verlorener. Über ihm — und nicht über der von ihm angezweifelten, angegriffenen Ordnung der Dinge und Menschen — schwebt der Schatten des tragischen Unterganges.

Großartig der Auftakt: Das Erwachen der Widerstände in dem begabten Kleinstadtjungen Justin. Selbstbeobachtung, Selbstbestrafung, nach dem Muster Julien Sorels und Fabricio del Dongos. Bruch mit dem bürgerlich erfolgreichen, ältern Bruder, dem verhaßten Vor- und Gegenbild. Paris, Hunger, halbrevolutionärer Journalismus. Dann kommt Justin, durch einen aggressiven Artikel, ins Gefängnis.

Nun erwarten wir den Höhepunkt, das Wesentliche, — die entschlossene Wendung zum Allgemeinen, zur Politik. Statt dessen bricht alles ab. Als Mitarbeiter der ‚Humanité' ist Justin durch seine Bestrafung unmöglich geworden (was bei uns unmöglich wäre!). Lösung und Rettung sucht er von nun an im privaten, im erotischen Erlebnis. Zieht die Frau des feindlichen Bruders zu sich herüber; lebt mit ihr, während er ziellos verkommt. Der Schuß eines eifersüchtigen Mädchens beendet das melancholische Idyll. Die Frau kehrt zum Gatten zurück, Justin geht in die Tropen. Nach Jahren, als Schwerkranker, findet er heim; stirbt in den Armen des Bruders, — versöhnt mit ihm, mit der Frau, halbversöhnt mit der heiligen Ordnung der Dinge, deren eherner Gültigkeit er sich beugt.

Seltsames Verfließen eines Schicksals, dessen Austragung im Politischen sehr bedeutsam gewesen wäre. Für Arland ist die Politik eine gelegentliche Fortsetzung des Privaten mit andern Mitteln. Mit oft kindlichen, skurrilen Mittelchen. Politische Menschen und Fakten sind das Schwächste in diesem Buch. Sonderbare kommunistische Redakteure gibt es da; und einen noch merkwürdigeren, reichen, anarchistischen Freund, der als Selbstmörder endet; eine Gestalt aus John Henry Mackays Tagen. Die Zukunft, die Änderung des Erdteils, der Welt? Wird kaum erwähnt.

Die Masse? Kommt nicht vor.

Vielleicht war Arland einfach zu klug. Er wollte nicht ins Chaos geraten. Deshalb erkennt er es einzig in der Seele seines Justin an. So wird dieser liebenswerte Junge, anfangs klar und böse und unbeugsam wie Lucien Leuwen, nachher ein unverbindlicher und wirrer Raisonneur.

Doch bleibt dieser Roman ein äußerst aufschlußreiches Buch, weil er Fragestellungen, Kämpfe, Irrwege zeigt, die uns aus der französischen Literatur und aus Berichten, wie dem von Sieburg bislang fast unbekannt waren.

Axel Eggebrecht

Lex Cohn

Vor wenigen Tagen starb in Gastein, vierundsechzig Jahre alt, ein berliner Kritiker namens Ludwig Renner. Die Zeitungen notierten, er habe uns außer seinen Theaterkritiken auch das Lied vom „kleinen Cohn" beschert, während nach wie vor die packende Musik in den Nebel der Namenlosigkeit gehüllt blieb. Nun — wir nahmen es zur Kenntnis. „Kein andrer" als Ludwig Renner also wurde von der Muse in einer stillen Stunde solange geküßt, bis er mit dem kleinen Cohn niederkam. Friede seiner Asche. Aber zwei Tage nur dauerte unsre Gewißheit und Ruhe. Da meldete sich ein Herr Emil Rosendorff und „teilte mit, daß er und nicht Ludwig Renner der Verfasser von Hab'n Sie nicht den kleinen Cohn gesehn? sei, von Renner sei nur die Refrainidee". (Hier sei kurz eingewendet: Wieso Idee?)

So aber ist der Ruhm: Herr Rosendorff hat einmal in seinem Leben das Glück genossen, die „Idee" eines andern dichterisch verwerten zu dürfen, in süßester Minute, der Seligkeit einer großen Konzeption teilhaftig zu werden; und nun vernichten drei Zeilen eines Nekrologes seinen einzigen Stolz. Erfinder- und Entdeckerschicksal! Wie wenige dürfen die Früchte ihres großen Wurfes genießen, und war es ihnen, wie Emil, vergönnt, so wurden sie nach wenigen Jahren vergessen; man schrieb dem, der die Idee hatte, auch noch die Ausführung zu.

Dem Schlagerdichter flicht die Nachwelt keine Kränze. Wir werden es erleben, daß man um 1955 nicht mehr wissen wird, wer die nach Lodz fahrende Rosa verfaßt, wem das Puppchen mit dem Augenstern gelungen, ja selbst wer die ausgerechneten Bananen und den rührenden kleinen Gardeoffizier der Welt geschenkt hat. Das muß vermieden werden. Emil Rosendorffs Schicksal soll sich nicht wiederholen: man gründe ein Schlagerarchiv, in dem die Namen unsrer wahren Volksliedddichter und -sänger aufgezeichnet werden.

Paul Elbogen

Alte Frau wird ins Krankenhaus gebracht

In ihren Augen lag jetzt aller Schmerz,
den Menschen leiden müssen,
eh sie sterben. Als sie die Trage
in das Zimmer stellten,
nahmen sie ihr das Tuch dann vom Gesicht:

Der Mittag war sehr hell — und Sonne floß
grell in den kahlen Raum. Märzsonne . .
Ein junger Arzt kam — weiß mit einem
guten Kinderkopf — schrieb und sagte kurz:
C. H. 2 — und ging. (Es gab so viele Kranke.)

Sie nahmen dann erst ihre Personalien auf,
derweil sie jammert und der Krebs
an ihrem Leibe frißt und wühlt.
Die Schwester sagt sehr trocken:
Hier muß man still sein!

Sie wimmert dann nur leise vor sich hin
und betet irr — das Fieber steigt —
sie muß bald sterben — jeder weiß es —
deshalb läßt man sie gewähren
und hört nur flüchtig hin.

Nur trägt man später sie in einen großen Saal,
wo schon der Tod auf weißen Kissen blüht.
Der Ordnung halber wird sie numeriert:
Kein Mensch, so heißt es, soll hier übersehen werden.
Zuletzt haben sie ihr noch eine Spritze gegeben.

Alfred Prugel

Antworten

Vitus Heller. Ihr in Würzburg erscheinendes Organ ‚Das Neue Volk' ist in den letzten Wochen mehrfach polizeilichen Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Uns wird die Verbotsbegründung übermittelt, mit der die Nummer vom 21. Mai beschlagnahmt worden ist. Das geschah, weil in einem Artikel verlangt wurde, die Banken sollten verstaatlicht, die Fabriken, die Bergwerke den Arbeitern gegeben, der Großgrundbesitz enteignet werden. Die Polizeidirektion erblickt eine Gefährdung der Sicherheit schon darin, daß „die im Volke bestehenden sittlich-sozialen Anschauungen über Eigentum verwirrt und erschüttert" werden. Die Polizei dürfte über die sittlichen-sozialen Anschauungen des Volkes nur sehr schlecht orientiert sein. Diese Begründungen sind keine. Ob das nun, wie meist in Berlin, mit einer Argumentation geschieht, die an Gehirnakrobatik grenzt, oder, wie in Ihrem Fall, mit der amtlichen Verkündung solchen Unsinns wie: die Empfehlung der Sozialisierung nach russischem Muster sei „als Aufforderung zum Hochverrat zu bewerten", bleibt sich gleich, der Unterschied liegt nur im intellektuellen Niveau der verbietenden Behörde. Mit Protesten kann man hier nichts mehr erreichen, darüber sind wir uns schon lange klar. Warum aber grade Ihr Blatt wegen Äußerungen verfolgt wird, die sonst meist überall unbehindert passieren können, und warum Ihnen das Reden untersagt wird mit der Begründung, Ihre Partei habe „sich die Ideen der kommunistischen Bewegung in weitem Maße zu eigen gemacht", das dürfte sich aus der besonderen Eigenart Ihrer Ansichten erklären. Sie sind kriegsgegnerisch, sozialistisch und treten für Rußland ein, und das alles als Katholik. Ihre sich aus diesen Ansichten ergebende scharfe Stellung gegen den Klerus und die mit ihm verbündeten politischen Mächte lenken den Haß dieser Mächte auf Sie, und dieser äußert sich eben in solchen und ähnlichen Maßnahmen. Mit Recht hat das nichts zu tun.

Nationalsozialistische Preußenfraktion. Ihr habt, wie Euer ‚Angriff' meldet, einen Antrag eingebracht, wonach „Maßnahmen getroffen werden sollen, um ein Ersaufen der stillgelegten Wenzeslausgrube in Hermsdorf bei Neurode (Harz) zu verhindern." Wie wäre es, wenn Ihr zunächst einmal einen Kursus für deutsche Geographie in Eurer Fraktion einrichtetet?

Reichsbote. Als Organ der protestantischen Pastoren orthodoxester Richtung schreibst du zu einem Artikel Hellmut von Gerlachs, der den Naziterror in Danzig beleuchtet hatte: „Wir möchten übrigens Herrn von Gerlach empfehlen, einen seiner schamlosen Hetzartikel gegen das Ostdeutschtum einmal an Ort und Stelle persönlich zu verlesen. Er würde bei dieser Gelegenheit bestimmt einen Anschauungsunterricht erhalten, der ihm vielleicht die Lust zu weiteren derartigen Dolchstößen vertreiben würde." Was deine Freunde unter „Anschauungsunterricht" verstehen, haben wir kürzlich im Reichstag und Landtag gesehen. Oder genügt dir das Gerlach gegenüber noch nicht und ziehst du die von Martin Luther gegen die Bauern geschriebenen Rezepte vor?

Rundfunkhörer. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus; manchmal schon sehr früh. Am vergangenen Dienstag sprach Gregor Straßer im Rundfunk; wer die Rundfunkprogramme der letzten Wochen verfolgt hat, wer gehört hat, was gegeben wurde, noch besser, was nicht gegeben wurde, wird gemerkt haben, daß sich der Rundfunk allenthalben schon ganz heimlich auf den neuen Kurs umgestellt hat. Noch sind die Worte des Herrn Gayl, er werde den Rundfunk von allem „Undeutschen" reinigen, nur eine Ankündigung, aber lange vorher schon ist bei vielen Sendern das unterdrückt worden, was die Rechte so als „undeutsch" bezeichnet, was ihr, klarer ausgedrückt,

nicht in den Kram paßt. Ein kleines Beispiel, in dessen Entwicklungsgang wir Einblick nehmen konnten: Doktor Fritz Sternberg hat seit einigen Jahren im Westdeutschen Rundfunk Vorträge ökonomisch-politischen Inhalts gehalten. Ein mit ihm vereinbartes Referat über die „Kapitalshintergründe im japanisch-chinesischen Konflikt" wurde ihm plötzlich zurückgereicht mit der merkwürdigen Behauptung, es gäbe Stellen, „die durch ihre ungenaue und oberflächliche Formulierung dem Hörer kein klares Bild der Zusammenhänge vermitteln". Außerdem befriedige die Abhandlung „sprachlich und textlich in keiner Weise". Dies, nachdem zwölf Vorträge ohne Beanstandung gehalten worden waren. Sie werden sagen, das hindere nicht, daß beim dreizehnten Mal eben wirklich solche Einwände zu erheben sind. Sie könnten recht haben, wenn nicht die Leitung des Westdeutschen Rundfunks auf jedes der zahlreichen Ansuchen Doktor Sternbergs, ihm doch die betreffenden Stellen zu nennen, ausweichend geantwortet hätte. Der ganze Briefwechsel, der uns vorliegt und dessen vorläufigen Abschluß ein Schreiben des Intendanten Ernst Hardt bildet, zeigt, ohne es auch nur ein einziges Mal auszusprechen, daß viele Rundfunkleitungen schon heute bemüht sind, der Regierung den in so schönem Deutsch angekündigten Kampf gegen „die Zersetzung marxistisch-atheistischen Denkens" zu erleichtern.

Deutsche Burschenschaft. Es tut wohl, in diesen Zeiten der Verelendung der Studentenschaft von Studentenverbindungen zu hören, deren Mitglieder offenbar noch nicht auf das Existenzminimum beschränkt sind. Ihr habt vier eigne Flugzeuge auf dem Flugplatz Böblingen, bildet Piloten und Beobachter zu „wehrsportlichen" Zwekken aus und habt ein eignes W.A. (Wehr-Amt). Die Finanzierung geschieht mittels des Wehrpfennigs, den jedes Mitglied einer burschenschaftlichen Verbindung monatlich zu entrichten hat. Ein Flugzeugkursus zur Erlangung des Führerscheins für leichte Sportflugzeuge kostet 250 RM. Man kann wirklich nicht sagen, daß es bei euch wie bei armen Leuten zugeht. Für Wehrspielerei habt ihr immer noch etwas übrig. Wäre aber euer überflüssiges Geld nicht eigentlich noch besser angewandt, wenn ihr es den Tausenden eurer hungernden Mitstudenten zugute kommen ließet?

Hans Hartmann. Natürlich wäre es sehr erfreulich, wenn in Deutschland die Reformfreimaurerei die alte, verkalkte, nationalistisch gewordene Freimaurerei, die Große Landesloge, mattsetzen könnte. Das Unglück ist wieder nur die berühmte deutsche Eigenbrötelei. Da haben wir gleich zwei konkurrierende Reformbewegungen: die der Liga zur aufgehenden Sonne und die der Symbolischen Liga. Wer eine deutsche Freimaurerei von dem starken und nützlichen Einfluß der französischen wünscht, sollte sich in erster Linie um die Vereinheitlichung der Reformmaurerei bemühen.

Deutsche Welle. Ihr seid doch so stolz darauf, daß ihr mit allen euren Rednern Mikrophonproben abhaltet. Wenn ihr also schon an Stelle von Leipart plötzlich den Vorsteher der deutschnationalen Handlungsgehilfen über „Reparationen und Arbeiterschaft" sprechen laßt, dann sagt ihm wenigstens vorher, daß Lausanne nicht von Laus kommt und daß Versailles sich nicht Wersaach spricht. Paukt also mit euren Rednern, und seien sie von noch so deutscher Art, die Fremdwörter. Sie werden sich keine Verzierung dabei abbrechen.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Deutschland am 1. August von Hellmut v. Gerlach

Rechte Hand, linke Hand, alles vertauscht. Wer bisher die Gewohnheit hatte, Bayerns politische Leistungen in umgekehrte Proportion zum Biergenuß des Landes zu bringen, wird sich aufs Umlernen einstellen müssen. Die ehrenvolle innerpolitische Stellung, die Bayern vor dem Kriege einnahm, beginnt es zurückzuerobern.

Sprachen in alten Zeiten die preußischen Junker von Bayern, so erledigten sie es mit zwei Worten: demokratische Knochenerweichung! Diese süddeutschen Bundesbrüder, die die besten wahrhaftig nicht waren, kannten ja nicht einmal die Dreiklassen-Wahl. Großgrundbesitz gab es fast nicht. Der Adel spielte keine Rolle. Die Kinder der „höhern" Schichten wurden nicht als Sonderwesen behandelt, sondern der Sohn des Ministers mußte mit dem des Straßenkehrers dieselbe Schulbank drücken. Der Offizier fühlte sich nicht deklassiert, wenn er im Bräu an demselben Tisch seine Maß trank wie der „Gemeine". Presseverbrecher kamen vor das Schwurgericht, das sie freizusprechen pflegte. Kein Wunder, daß dies Schandblatt, der ‚Simplicissimus' seine Wohnstätte in München aufgeschlagen hatte.

Kein Wunder auch, daß die Republik in München ein paar Tage früher ausgerufen wurde als in Berlin, obwohl die Wittelsbacher unendlich viel volkstümlicher waren als die Hohenzollern.

Dann aber kam im Sommer 1919 der große Umschlag. Die paar Wochen, die der Bolschewismus regiert hatte, genügten vollständig, um auf Jahre hinaus Bayerns Bürger und Bauern fast in ihrer Totalität der schärfsten Reaktion in die Arme zu werfen. Der rechteste Rechtser ist der sicherste Schützer gegen eine Wiederkehr des Bolschewismus! Das wurde zur fixen Idee. Weit öffnete man die Arme den verbrecherischen Rechtsrebellen aus dem Norden und stattete sie, wenn es not tat, mit falschen Pässen aus. Bayern wurde die Unordnungszelle, die der Ausländer wie jeder gesittete Deutsche floh.

Bis der blutige Hitlerputsch von 1923 plötzlich die Massen des bayrischen Volkes wieder zur Vernunft brachte. Das hatte man nicht gewollt! Keinem ordentlichen Bayern fiel es im Traume ein, den gewaltsamen Umsturz von links durch gewaltsamen Umsturz von rechts ersetzen zu wollen. Man kehrte zur altbewährten Demokratie zurück.

Der Bayer will nicht nur sein Bier trinken, sondern er will es in Ruhe trinken. Als Hitler das Bürgerbräu durch seinen historischen Pistolenschuß entweihte, hatte er bei dem besten Teil des bayrischen Volkes ausgespielt.

Und da kommen jetzt diese preußischen Barone und wollen die Bayern zwingen, Hitlers Armee, deren Gefährlichkeit man 1923 in München zur Genüge kennen gelernt hat, nicht nur wieder zuzulassen, sondern sie zur Erhöhung ihrer Bedenk-

lichkeit noch dazu in Uniform zu stecken! Nein, da legt Bayern sein Veto ein. Württemberg und Baden stellen sich mit ihm in eine Reihe, weil auch sie gut deutsch sind, aber mit dem ostelbischen Junkertum keine Wesensgemeinschaft fühlen. Wenn man droben im Norden den Braunhemden die Macht in die Hand geben will — im Süden macht man nicht mit.

Die norddeutschen Demokraten waren immer mehr oder weniger Unitarier. Sie haben darauf verzichtet, ihr staatsrechtliches Ideal gewaltsam zu verwirklichen, weil ihnen die Schonung der süddeutschen Gefühle im Interesse Gesamtdeutschlands noch wesentlicher schien. Sie wollten nicht künstliche Vereinheitlichung auf Kosten der Einigkeit betreiben.

Die Regierung Papen-Schleicher nimmt so zarte Rücksichten nicht. Kann sie nicht nehmen. Sie ist ja nicht Herr ihrer Handlungen. Sie handelt unter dem Druck ihrer Herren. Pacta sunt servanda! brüllt ihr Hitler ins Ohr. Er will seine braunen Uniformen überall die Straßen terrorisieren sehen.

Seit die SA. freigegeben ist, verzeichnet die Presse täglich zwei bis sechs Todesopfer und einige Hundert Verwundete. Trotzdem soll man nicht übertreiben. Wir befinden uns noch nicht im Bürgerkriege. Aber die täglichen blutigen Zusammenstöße gehen über bloße Grenzzwischenfälle schon erheblich hinaus. Eine gewisse Systematik liegt ihnen offenbar zugrunde. Wobei vermerkt werden muß, daß die Kommunisten ihren Todfeinden Trümpfe in die Hand spielen, wenn sie selbst zum Gegenangriff übergehen, was leider oft der Fall ist.

Die berliner Presse ist schon aus Raumgründen ganz außerstande, von den Hunderten von täglichen Zusammenstößen im Reich Notiz zu nehmen. Man muß neben ihr die Provinzpresse lesen, um einen Überblick über die Grauenhaftigkeit des Zustandes zu gewinnen.

Herr von Hindenburg hat die Aufhebung des SA.-Verbots mit einem Brief an Freiherrn von Gayl begleitet, in dem er die Erwartung aussprach, „daß der politische Meinungskampf in Deutschland sich künftig in ruhigerer Form abspielen werde, und daß Gewalttätigkeiten unterbleiben".

Wir möchten Herrn von Hindenburg empfehlen, sich einmal den ‚Dortmunder Generalanzeiger' vom 21. Juni anzusehen. Dort sind unter der Überschrift „Katastrophale Folgen der Aufhebung des SA.-Verbots" auf zwei Spalten chronikartig die blutigen Gewalttaten eines einzigen Tages aus einem Bezirk registriert. Es werden aufgeführt opfervolle Zusammenstöße aus Iserlohn, Gladbeck, Bottrop, Gelsenkirchen, Oberhausen, Remscheid, Wuppertal, Düsseldorf, Aachen und Merkstein.

Ist Herr von Hindenburg wirklich der Meinung, daß er richtig gehandelt hat, als er dieselbe SA. jetzt freigab, die er vor zwei Monaten verbot, um „bürgerkriegsähnliche Zustände" zu vermeiden? Wie nennt er die Zustände, die heute herrschen, infolge der Freigabe?

Dabei führen die maßgebenden Nationalsozialisten in Wort und Schrift eine Sprache, die unweigerlich zu einer weitern Verschärfung der bürgerkriegsähnlichen Zustände führen muß.

Am 22. Juni schrieb der ‚Angriff':

Sie sollen sich nicht zu sicher fühlen in ihren Parteibureaus und in ihren Redaktionsstuben im Liebknecht-Haus, in der Lindenstraße, bei Ullsteins, bei Mosses und bei Steinthal!

Sie sollen nicht glauben, daß wir unsere Toten, die sie auf dem Gewissen haben, jemals vergäßen. Wir werden eines Tages Rechenschaft fordern, gerecht, aber hart und unerbittlich.

Und am 23. Juni ist Herr Goebbels im Sportpalast noch deutlicher geworden:

Wir verlangen, daß die Straße für das nationale Deutschland frei ist, das ist unser Recht, und wenn uns dieses Recht nicht gegeben wird, dann werden wir es uns nehmen und selbst mit der roten Mordpest aufräumen...

Wenn einem unsrer Führer auch nur ein Haar gekrümmt wird, dann werden wir eine Rache nehmen, wie sie in der Weltgeschichte noch in keinem Lande erlebt ist. Wir verlangen keinen Pardon, weil wir auch keinen Pardon geben. Die Männer des Systems haben so viel Unheil angerichtet, daß wir auf das Strafgericht nicht verzichten und sie hochhängen werden!

Kann die Regierung Papen-Schleicher erwarten, daß die süddeutschen Regierungen angesichts solcher Drohungen und angesichts der bereits im übrigen Reich herrschenden Zustände auf ihre Polizeigewalt verzichten? Muß man nicht ihr Verantwortungsgefühl anerkennen, wenn sie sich mit allen gesetzlichen Mitteln gegen die Freigabe der Straße an den blanken Terror sträuben?

Herrn von Schleichers erste Fehlrechnung war, daß er glaubte, durch Papens Ernennung das Zentrum in sein Gefolge zu bringen.

Herrn von Schleichers zweite Fehlrechnung war, daß er glaubte, an seinem Drahte die Länderregierungen wie Puppen dirigieren zu können.

Die Regierung Schleicher hat die Kluft zwischen rechts und links noch vertieft.

Die Regierung Schleicher hat dazu eine zweite Kluft zwischen Norden und Süden aufgetan.

Zur alten Zerrissenheit ist neue hinzugetan worden.

Aber die Regierung kann nicht zurück. Wie der ungeübte Bergsteiger machtlos am Seil des Führers, hängt sie am Seil Hitlers. Durchschneidet er das Seil, purzelt sie in den Abgrund.

Die Entscheidung bringt der 31. Juli. Dann ziehen die Nationalsozialisten mit zweihundert oder noch ein paar Mandaten mehr in den Reichstag, in den zugleich Zentrum, SPD. und KPD. ungebrochen einziehen werden. Die Mitte ist so zerrieben, daß selbst die fünfundzwanzig Mandate Hugenbergs und das Dutzend der Splitterparteien keine Mehrheitsbildung für die Rechte ermöglichen. Und dann erhebt sich die große Frage: Wie soll es weitergehen, legal oder illegal?

Am 1. August beginnt der Entscheidungskampf zwischen Hitler und Schleicher.

Natürlich bleibt theoretisch die Möglichkeit einer Koalition Hitlers mit dem Zentrum.

Aber der Siegesrausch vom 31. Juli wird die Nationalsozialisten noch weit anspruchsvoller machen, als sie am 15. September 1930 waren, wo die Maßlosigkeit ihrer Ansprüche den an sich verhandlungsbereiten Brüning sofort zurückstieß. Sie werden die tatsächliche Alleinmacht fordern, die ihnen weder Zentrum noch Schleicher zugestehen kann.

Was also dann, wenn wir einen Reichstag haben, in dem es auf keinen Fall eine parlamentarische Mehrheit gibt?

Sollte dann nicht wieder zu dem alleinseligmachenden Artikel 48 im weitesten Umfange gegriffen werden?

General von Seeckt war 1923 bis 1924 ein paar Monate hindurch legaler Diktator Deutschlands. Diesmal würde es natürlich General von Schleicher werden. Er hätte die Reichswehr hinter sich, aber Hitler mit der braunen Armee vor sich. Und nichts unter sich. Die antifascistischen Massen wollen von einer Militärdiktatur ebenso wenig wissen, wie von einer fascistischen.

Die Perspektive ist furchtbar: sie brauchte es nicht zu sein, wenn man mit der Vernunft der Wählermehrheit rechnen dürfte.

Aber Vernunft scheint keine marktgängige Ware mehr zu sein. Sie ist abgelöst durch Mystik. Und Mystik kann politisch nur Mist produzieren.

Die Vierunddreißigste von Hanns-Erich Kaminski

Lausanne, 23. Juni

Unser neuer Reichskanzler befindet sich nun in Ouchy, um die letzten hundert Meter zurückzulegen, die Doktor Brüning angeblich noch vom Ziel entfernt war. Hier merkt man allerdings nichts von dem veränderten Geist und der veränderten Methode, die jetzt in Deutschland herrschen. Herr von Papen benimmt sich keineswegs wie ein schneidiger Diktator. „Dem Reichskanzler steht der Wortschatz der französischen Sprache, diese zu nichts verpflichtende, völlig unverbindliche Liebenswürdigkeit der Phrase überraschend leicht zur Verfügung. Er sagt, was man auf deutsch gar nicht übersetzen kann, er sei ‚unendlich glücklich', ‚tief bewegt', ja sogar manchmal ‚hoch erhoben' ", schreibt Doktor Klein in der ‚DAZ'. Die Ausländer finden ihn denn auch alle sehr nett, und ein Franzose sagte zu mir, er sei viel umgänglicher als Brüning, der stets ebenso verstopft gewesen sei wie Poincaré.

Es ist überhaupt eine Konferenz der sympathischen Leute. MacDonald, der merklich gealtert aussieht, ist mit allen gut Freund, und Herriot, immer den Hut im Genick, immer leicht verschwitzt, strahlt Wohlwollen nach allen Seiten aus. Alle sind zufrieden und optimistisch, und nur die Amerikaner, die in Genf sitzen und an der Reparationskonferenz nicht teilnehmen, waren vorübergehend verschnupft, weil die Fragen der Entwaffnungskonferenz, die sie am meisten interessieren, etwas in den Hintergrund getreten sind. Unbehaglich fühlen sich fer-

ner die Vertreter Italiens und der kleinen Staaten, die sich unbeachtet finden und abwarten müssen.

Die gute Atmosphäre kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß unendlich viel Zeit verloren geht. Die Konferenz hat ausnahmsweise mit einem Beschluß begonnen, nämlich mit der Verlängerung des Moratoriums. Darüber herrschte im ersten Augenblick überall eine Art Begeisterung. Aber schon wenige Tage später zeigte sich, daß jedes Land diesen Beschluß anders interpretiert, und plötzlich sieht man, daß die Konferenz eigentlich noch gar nicht angefangen hat.

Das kommt daher, daß sie überhaupt nicht vorbereitet worden ist. Sämtliche Regierungen wußten zwar seit Monaten, daß man versuchen wollte, diesmal endgültig die Reparationsfrage zu lösen, trotzdem ist es der Diplomatie nicht einmal gelungen, die Detailfragen zu formulieren. Infolgedessen befolgt man in Ouchy zunächst die Methode MacDonalds, die darin besteht, keine Methode zu haben. Der britische Premierminister hat eine besondere Vorliebe für Konferenzen, er glaubt, man müsse nur zusammenkommen und sich aussprechen, dann würde man auch zu einem alle Teile zufriedenstellenden Ergebnis gelangen. So kommt es, daß die diplomatischen Vorarbeiten erst jetzt gemacht werden müssen. Man ist sich noch nicht einmal einig, ob man Kommissionen für die Einzelfragen einsetzen oder sofort über die Gesamtfragen verhandeln soll.

Die seit Jahr und Tag bestehende Situation ist dabei unverändert, und die verschiedenen Anschauungen stehen sich so schroff wie je gegenüber. Deutschland will weder jetzt noch in Zukunft zahlen; Frankreich will seine Ansprüche wenigstens für die Zukunft aufrechterhalten; England will den ganzen Reparationskomplex auf irgendeine Weise zum Abschluß und gleichzeitig ein allgemeines Abkommen über Zoll- und Währungsfragen zustandebringen. Sowohl Frankreich wie England wünschen, auch ihre Schulden bei den Vereinigten Staaten loszuwerden. Die Vereinigten Staaten wiederum verlangen, ehe sie überhaupt mit sich reden lassen, einen entschiedenen Schritt in der Abrüstungsfrage. Auf der Abrüstungskonferenz in Genf aber sind die Gegensätze womöglich noch stärker als in Lausanne. Und außerdem wird noch über die Sanierung Oesterreichs verhandelt, wobei sofort die Fragen des Anschlusses und der Donauföderation auftauchen.

Alle sprechen also über alles, und wenn es so weiter geht, muß die Konferenz viele Monate dauern. Dagegen läßt sich lediglich einwenden, daß Herriot wie MacDonald rasche Erfolge brauchen. Herriots parlamentarische Stellung ist nicht sehr stark, Regierungskrisen während internationaler Konferenzen sind in Frankreich schon beinahe Tradition, und ein großer Teil der Kammer, einschließlich vieler Radikaler, verfolgt die uferlosen Unterhaltungen von Lausanne mit wachsender Nervosität. Ebenso wenig kann sich MacDonald, der ja in seiner eignen Mehrheit isoliert ist, einen Mißerfolg leisten, und da er in wenigen Wochen zur britischen Reichskonferenz nach Kanada fahren muß, hat er nicht viel Zeit zu ver-

lieren. Herriot und MacDonald müssen demnach nach einem Kompromiß suchen, das sich wahrscheinlich als ein neues Provisorium darstellen wird.

Die deutsche Regierung nun will kein Kompromiß und erst recht kein Provisorium. Sie kann es gar nicht wollen, denn was würde Herr von Schleicher dazu sagen? Und was Hitler, für den der General von Epp und der Oberst Hasselbach den Gang der Konferenz überwachen? Die deutsche Delegation handelt daher sehr einfach. Sie beharrt in ihrer Intransigenz und wartet im übrigen ab. Manche Leute halten das für eine sehr kluge Taktik. In Wirklichkeit erzwingt Deutschland dadurch etwas, worüber sich unsre Nationalen jahrelang beklagt haben: nämlich, daß die andern sich zunächst untereinander verständigen und dann Deutschland geschlossen gegenübertreten, so daß ihm schließlich nur übrig bleibt, nein zu sagen und als Störenfried zu gelten oder sich mit einem neuen „Diktat" abzufinden.

Deutschland spielt so in der Weltpolitik eine ähnliche Rolle wie die Kommunisten in der deutschen Innenpolitik. Es hat ein radikales Programm, es marschiert nach radikalen Parolen, aber es bleibt damit an der Peripherie, während die Ereignisse ihren Lauf nehmen und die Entscheidungen ohne sein Zutun fallen. Grade noch, daß die deutschen Minister sich von den Franzosen und Engländern über deren Kompromißpläne unterrichten lassen.

In ihren Umrissen lassen sich diese Pläne bereits erkennen. Von der völligen Streichung der Reparationen, dem „coup d'éponge", wie man hier sagt, ist dabei selbstverständlich keine Rede. Herriot ist wohl bereit, vorläufig auf Zahlungen Deutschlands zu verzichten, aber er fürchtet, ein saniertes Deutschland werde Frankreich wirtschaftlich bald überflügeln. Deshalb verlangt er, daß Deutschland seine Schulden anerkennt. Internationale Sachverständige sollen dann später an Hand eines Wohlfahrtsindexes bestimmen, wann und wieviel Deutschland zu zahlen hat.

MacDonald hingegen wünscht, daß Deutschland nur noch eine Schlußzahlung leistet und daß damit die Reparationen endgültig erledigt sind. Diese Schlußzahlung würde seiner Meinung nach am besten in Bons der Reichsbahn erfolgen. Die Befürworter einer solchen Regelung meinen, wenn die Vereinigten Staaten nach der Präsidentenwahl in der Frage der interalliierten Schulden entschlußfreudiger seien, könnte man ihnen diese Bons als Abgeltung dafür anbieten.

Es ist leicht vorauszusehen, daß man die Kompromißformel auf der Linie zwischen diesen beiden Punkten finden wird, wenigstens zwischen England und Frankreich. Dann wird man sie Deutschland vorlegen — und dann wird die Konferenz erst richtig beginnen.

Ähnlich liegen die Dinge auf der Abrüstungskonferenz. Frankreich ist hier bereit, seine militärischen Ausgaben um zehn bis zwanzig Prozent herabzusetzen, und auch über eine Begrenzung der sogenannten Angriffswaffen wird man sich vermutlich in der Weise verständigen, daß Geschütze nur noch ein bestimmtes Kaliber und Tanks nur noch ein bestimm-

tes Gewicht haben dürfen. Und da auch auf der Abrüstungskonferenz Deutschland, diesmal allerdings in Gemeinschaft mit Rußland und Italien, an den Gesprächen der Engländer, Franzosen und Amerikaner nicht teilnimmt, wird es auch hier vor ein Ja oder Nein gestellt werden.

Auf der Abrüstungskonferenz ist Deutschland immerhin nicht isoliert. Jedoch weder Rußland noch Italien unterliegen den Beschränkungen des Vertrages von Versailles. Wenn die Konferenz auffliegt oder noch jahrelang weitertagt, können diese Staaten tun, was sie wollen. Die Regierung des Herrn von Papen dagegen muß sich dann vom Versailler Vertrag lossagen oder ihr Programm preisgeben.

Noch viel härter aber ist diese Alternative auf der Reparationskonferenz. Jemand hat ausgerechnet, dies sei die 34. Konferenz, die sich mit der Reparationsfrage befaßt, und sicher ist nur eins: es wird noch nicht die letzte sein. Deutschland hat allerdings Zeit, denn solange die Konferenz dauert, braucht es unter keinen Umständen etwas zu zahlen. Aber je mehr sich das Kompromiß zwischen den einladenden Mächten herauskristallisiert, desto näher rückt auch die Krise der Konferenz. Und dann wird sich bald zeigen, daß die Verhältnisse stärker sind als selbst die Erneuerer unsrer nationalen Moral, denen, der ‚DAZ.' zufolge, „die zu nichts verpflichtende, völlig unverbindliche Liebenswürdigkeit der Phrase überraschend leicht zur Verfügung steht".

Sind wir Marxisten? von Kurt Hiller

Marxisten — dies Wort, wie zahlreiche Wörter der philosophischen, literarischen, wissenschaftlichen, politischen Umgangssprache, ist vieldeutig. Zunächst bedeutet es heute ein Schimpfwort. Ein Schimpfwort der Rückwärtser, besonders der Nazis. Alles, was sie nicht leiden mögen, bezeichnen sie böse und mit Ingrimm als „marxistisch" — so, wie sie alles, was sie nicht leiden mögen, „jüdisch" nennen oder die Feineren „liberalistisch". Sie sagen „Marxisten", wie wir „Reaktionäre" sagen, das heißt ohne damit eine Doktrin zu meinen. „Marxistisch" ist jede mißliebige physikalische, psychologische, moralische, ästhetische Theorie, jeder mißliebige Stil, jede mißliebige Haartracht, jede mißliebige Stellung zur Strafrechtsreform (auch wenn sie, wie etwa die Forderung: Freigabe der Abtreibung, ganz unmarxisch ist). Als „marxistisch" wird abgelehnt, verworfen, verachtet, was in der ‚Frankfurter Zeiung' oder was bei Anarchosyndikalisten steht; zwischen Noske, Thälmann, Trotzki, Landauer machen sie keinen Unterschied — alles „Marxisten".

Dies Straßendeutsch, dieser Radaujargon interessiert hier nicht. Das Schimpfwort „Marxist", welches uns alle treffen soll, trifft uns auch alle; wenn ein niemals differenzierendes, Suppe, Fleisch, Obst, Käse aus Einem Topf fressendes, auf sein Unterscheidungsunvermögen und seine Bildungslosigkeit noch pochendes Kanaukentum polemisch loslegt, dann wünsche ich, der ich es sicherlich nur sehr bedingt bin, durchaus und

unbedingt „Marxist“ zu sein. Hier gilt nur eines: all-linke Solidarität.

Marxist bleibt aber daneben, versteht sich, ein ernsthafter Begriff. Sind wir Marxisten? Der politische Alltag legt unsereinem diese Frage immer wieder vor. Wir — damit ist kein Publizistenkreis gemeint, auch keine Sekte; sondern jene glücklicherweise rasch wachsende Zahl aus mancher geistigen Gegend kommender, politisch bemühter Menschen, die sich als Bestandteil der sozialistischen Aktion wissen, aber Teile der überlieferten (bekanntlich kontrovers überlieferten) Lehre des Schriftstellers Karl Marx für unrichtig und überlebt halten.

Darf man das überhaupt? Die marxianische Orthodoxie leugnets. Für sie sind Sozialismus und Marxismus identisch. Wie für den religiösen Fanatiker die fremde Religion nicht Religion sondern Heidentum ist, so streitet der strenggläubige Marxist jedem nichtmarxischen Sozialismus einfach den Charakter als Sozialismus ab. Der Löwe Marx hat die Sozialismen vor ihm, die „utopischen“ und „kleinbürgerlichen“, mit ein paar wuchtigen Prankenhieben erledigt; auch ein nachmarxischer Sozialismus, der abwiche, könnte nur Utopie und Kleinbürgerei sein. Zwar ist die Lehre entwickelbar, ihr Gebäude sozusagen aufstockbar (der Fall Lenin); aber wer an den Fundamenten rüttelt, ist kein Sozialist. Der Logokrat etwa; der ISK-Mann etwa.

So denken sie, und da kann man nichts machen. Die Geistesgeschichte wird an den Rabbis vorübergehen, die Jeden aus der Gemeinde stoßen, der den Sabbath am Sonntag heiligt, und ihn in den Höllenpfuhl verdammen, falls er Schinken ißt. Auch die Geschichte der sozialistischen Verwirklichung wird an den Rabbis des Marxismus vorübergehen. Wie Moses, kehrte er wieder, manches seiner Gebote heute aufhöbe (und nicht heute erst), so würde wohl Marx heute der veränderten Lage der Dinge und des Denkens eine veränderte Theorie anpassen. Es ist wahrscheinlich sehr unmarxisch, ein buchstabentreuer Marxist zu sein.

Aber so unmarxisch sind die meisten Marxisten. Sie reden — um nur ein Beispiel zu nennen — immer noch festeweg von Arbeiterbewegung, Arbeiterstandpunkt, Arbeiterfront, Arbeiterpartei. Marx hatte Proletariat fast nur unter Arbeitern getroffen. Heute ist das, zumal in Deutschland, völlig anders. Krieg, Inflation, die ungeheure Krise, in der wir stehen und die vielleicht der „Krise“ des erhitzten Wassers vor dem Verdampfen, vor dem Übergang in einen andern Aggregatzustand entspricht, schufen neue Klassen von Proletariern neben der Arbeiterklasse. Die Arbeitslosen des ehemaligen Mittelstandes sind eine Klasse, der es (im Durchschnitt) ungleich schlechter geht, als (im Durchschnitt) den Vollarbeitern der Arbeiterklasse. Zahlen könnten das beweisen. Noch schlechter gehts den Arbeitslosen der Arbeiterklasse. Die Arbeiterklasse bleibt der Kern des Proletariats. Aber die Kirsche besteht nicht nur aus dem Kern.

Wie es Sozialisten gibt, die dies erkannt haben (die Formel der Bolschewiki „Arbeiter und Bauern“ war der erste Schritt), so gibt es Sozialisten, die das Unhaltbare des „mate-

rialistischen" Theorems erkannt haben. Sowohl des „historischen" Materialismus, dieser ökonomistischen, also einseitigen Deutung des geschichtlichen Geschehens, dieser zu engen Kausaltheorie, wie des „dialektischen" Materialismus, dieses absurden, den Widerspruch zum Kardinalprinzip erhebenden Denkstils, dieser zur „Methode", nämlich zum scholastischen Schnörkel, zur gotischen Ornamentfratze erstarrten Angst vor dem Dualismus des Seienden und des Seinsollenden, der Vorstellung und des Willens, der Erkenntnis und des Handelns. In welchem Grade recht wir antimaterialistischen Sozialisten haben, geht mehr noch als aus unsern Argumentationen aus der Hysterie des Gekreischs hervor, mit dem die Materialisten sie zu beantworten pflegen; sachliches Eingehn auf das von uns Vorgebrachte gab es auf der Seite noch nicht.

Daß Marx zu gewissen wichtigen Fragen moderner Kulturpolitik (Krieg! Geburtenregelung!) eine für heutige Begriffe konservative Haltung eingenommen hat, ist gleichfalls unabstreitbar.

Auch: die Vordergründigkeit seiner Zielsetzung. Angenommen nämlich, die ausbeutungslose, klassenlose, krisenlose Gesellschaft ist verwirklicht — was dann? Wird die Menschheit ziellos geworden sein, sobald das wirtschaftliche Organisationsziel, das Vernunftziel sozialistischer Erzeugungs- und Verteilungsordnung erreicht ist? Gewiß, das sind spätere Sorgen . . . für die realisatorische Praxis. Bei der Theorie meldet sich keine Sorge zu früh an. Das Denken denksamer Menschen beruhigt sich nicht bei Zielsetzungen, hinter denen eine ungeheure Leere gähnt. Nur der Flachkopf, der geistig Blinde sieht diese Leere nicht und beruhigt sich. Ihm genügt das Verständige. Eine Theorie nach vorwärts ist flach, ist falsch ohne Perspektive in die Unendlichkeit.

Die Zielsetzung in der marxistischen Theorie ist richtig, aber sie zielt nicht weit genug. Hinzukommt, daß der Marxismus eine Zielsetzung zwar enthält, aber nicht enthalten will. Sehr zutreffend hat Willi Eichler, in seiner Kritik der neuen Ausgabe des ‚Kapital' (durch Karl Korsch, bei Kiepenheuer), auf die Schiefheit hingewiesen, die darin liegt, daß derselbe Marx, der im ‚Kommunistischen Manifest' ausruft: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!", im ‚Kapital' behauptet, die Expropriierung der Expropriateure werde „durch den Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise selber" bewirkt werden. Eichler hätte noch krassere Widersprüche zwischen der mechanistischen Denkweise des ältern und der voluntaristischen des jungen Marx aufzeigen können. In die marxistische Überlieferung (reformistischer und revolutionärer Observanz) ist, leider, die spätere, die mechanistische Lesart eingegangen. Die Doktrin behauptet, Untersuchung, Deutung, Erklärung, Analyse, Wissenschaft, Lehre vom Werden zu sein; sie weist es von sich, Willenschaft, Lehre vom Sollen zu sein. Die proletarische Revolution „soll" nicht kommen, sie „muß" kommen. Sie ist naturnotwendig, nicht etwa vernunftnotwendig; „unvermeidlich", nicht etwa ethische Aufgabe. Der Klassenkampf ist nicht Forderung, sondern Tatsache; die sozialistische Gesellschaft: ein Ergebnis realer Verläufe,

das wir heute vorausberechnen können und morgen feststellen werden; kein Denkziel, das wir kraft unsrer Vernunft aufstellen; kein Ideal, das wir durch den Willen in der räumlichen Welt zu realisieren hätten.

Zielsetzung, welchen Inhalts auch immer, ist idealistisch. Der Materialismus lehnt sie als Kategorie kategorisch ab.

Eine Tatsache, die natürlich nicht hindert, daß der Marxismus malgré lui und objektiv Zielsetzung ist; unter anderm. Er setzt die sozialistische Gesellungsordnung zum Ziel. Wir sagen Ja zu diesem Ziel — um der Gerechtigkeit, um der Wirtschaftsvernunft, um des Völkerfriedens, um der natürlichen Auslese der Wertvollen willen.

Nun entscheidet in der Philosophie möglicherweise das Theoretisch-Prinzipielle, das Fundamentale, die Methode; in der Politik zweifellos die Zielsetzung. In der Philosophie eher die Ableitungsform einer Tendenz; in der Politik sicher der Tendenzinhalt. Sind wir Marxisten? Bitte keine Pistole vor die Brust! Hier hilft Unbedingtheit am wenigsten. Die philosophischen Irrtümern des Marxismus als System sind aus dem Marxismus als politischer Bewegung wegdenkbar. Als Philosophen sind wir nicht Marxisten; als Politiker sind wirs.

Religion in USA von Rudolf Hildebrand

Mit dem Christentum als dogmatischer Gottreligion geht es rapide bergab. Ein Christentum im nur ethischen Sinne wird es freilich immer geben und hat es immer gegeben. In diesem Sinne — also etwa im Sinne der Bergpredigt, aber unter Ausschaltung der Gottidee sind ja auch die Buddhisten Christen und ist Jesus ein Buddhist.

Während ich dies schrieb, sah es so aus, als ob Alfred Smith wieder die Nomination der Demokratischen Partei für die Präsidentenwahl erhalten würde. Diese bloße Möglichkeit schon hätte einen Triumph der Katholischen Kirche bedeutet. Ich hoffte, daß Smith nominiert würde. Denn dann hätten wir wieder den Genuß einer großen öffentlichen religiösen Kontroverse gehabt. Und das gehört in Amerika zu dem Drolligsten, was man sich denken kann.

Ich sagte: Triumph. Die amerikanischen Katholiken würden aber nicht so laut jauchzen, wie sie es in ihrer Presse tun, wenn sie ein wenig tiefer und ein wenig weiter sähen. Dann stimmte sie der Triumph eher etwas mürrisch. Denn er ist ein bißchen pyrrhisch. Er ist nämlich ein Symptom der ganz gefährlich zunehmenden theologischen Indifferenz.

Der letzte geistreiche Vorkämpfer des Christentums, Kardinal Newman, bemerkte mit Freuden die Zunahme des guten Einvernehmens zwischen Katholiken und Protestanten. Er baute darauf seine Hoffnung: „Man sollte erwarten, daß entweder Abneigung gegen unsre Religion Gehässigkeit gegen ihre Anhänger zur Folge haben würde, oder aber daß freundliches Einvernehmen mit den Anhängern zur Annahme unsrer Religion führen würde.“ Die dritte Möglichkeit, welche nun

zur Wirklichkeit wird, hat Newman außer acht gelassen: Gleichgültigkeit.

Er hätte sie kaum übersehen, wenn er im deutschen oder im französischen Kulturkreise gelebt hätte, ja wenn er nur der deutschen Sprache mächtig gewesen wäre. Aber bei den Angelsachsen waren, und sind auch jetzt noch, Gott und seine Bibel viel fester im Gemüt verankert als bei den sündhafteren Völkern. Es ist wahr, daß die Mehrheit des amerikanischen Volkes keiner organisierten Sekte angehört. Es ist wahr, daß diese außersektische Mehrheit nicht weiß, was in der Bibel steht. Aber es ist auch wahr, daß diese unkirchlichen Amerikaner durchweg eine heilige Scheu und Ehrfurcht vor Gott und seiner Bibel haben. Die Bibel als materielles Objekt — bedrucktes Papier in feierlichem Einband, mit Goldschnitt — ist eine Art Fetisch für den normal empfindenden Amerikaner. Für seine Kinder freilich schon sehr viel weniger. Und für die Enkelkinder stehe ich schon gar nicht mehr ein.

Also diese zwei Punkte beachte der deutsche Leser, wenn er unsre religiöse Lage recht verstehen will: Die Gleichgültigkeit gegenüber der Gottreligion macht bei uns gewaltige Fortschritte, die von Generation zu Generation deutlich wahrnehmbar sind; sie ist jedoch noch keineswegs so weit fortgeschritten wie im kontinentalen Europa. Der Protestantismus, und insbesondere die Methodistenkirche, ist bei uns noch eine große politische Macht. Man denke an die Prohibition. Die ist das Werk der Methodisten- und Baptistendamen und ihrer Pastoren. Die meisten unsrer Senatoren würden es vorziehen, mit nackter Hand in ein Wespennest zu greifen als der Geistlichkeit auf die hochwürdigen Zehen zu treten.

Die größere Hälfte der kirchlichen Protestanten aller ungefähr dreihundert Sekten ist immer noch, was man bei uns „fundamentalistisch" nennt. Das bedeutet: sie halten an ihren Unterscheidungslehren fest — zum Beispiel die Baptisten an der Verabscheuung der Kindertaufe — und an den sogenannten „christlichen Fundamentalien". Sie sind noch Protestanten wie im 16. Jahrhundert. Daß der Walfisch Jona verschluckt hat, gehört zu ihren heiligsten Überzeugungen. Sie würden auch ebenso treu und fest glauben, daß Jona den Walfisch verschlang, wenn es in der Holy Bible stünde.

Kein Wunder denn, daß diese Leute Ansichten über die katholische Kirche hegen wie Calvin oder Cromwell. Das eben machte die Kontroverse vor vier Jahren gelegentlich der Präsidentschafts-Kandidatur eines Katholiken so genußreich. Da drehte sich die Polemik in allem Ernst um die Frage, ob Alfred Smith die Vereinigten Staaten unter die weltliche Herrschaft des Papstes bringen würde, und ob der Papst die apokalyptische Babylonische Hure sei, und ob die heilige Messe ein abscheulicher Götzendienst wäre, und ob die Klöster Stätten der Unzucht und des Kindesmordes wären, die geheimen Gewölbe unter Klöstern und Kirchen Arsenale für den vom Papst und seinem Alfred Smith geplanten Unterjochungskrieg, und so weiter.

Nun, derlei Polemik, ernstlich betrieben in der ernst zu nehmenden Presse bis hinauf ins Forum und Atlantic Monthly, ist natürlich Wasser auf die Mühlen der heiligen Katholischen Kirche. Und der erwähnte letzte große Kardinal ist doch nicht durchaus ein falscher Prophet gewesen: für ein halbes Jahrhundert — vielleicht für ein ganzes — hat er die Entwicklung richtig vorausgesehen; weiter freilich nicht. In Amerika — und soviel ich weiß, auch in England — gewinnt die Katholische Kirche auf Kosten des Protestantismus. Sie wird, glaube ich wenigstens, alle andern bestehenden und noch zu gründenden christlichen Organisationen überleben.

Die alte Kirche gewinnt auf Kosten der Sekten; aber sie gewinnt nur auf Kosten der Sekten: „Heiden" — Nicht-Gott- und Bibelgläubige — bekehrt sie nicht mehr. Es kommt mehr und mehr dahin, daß sie nur noch durch den Protestantismus lebt. Denn vom Protestantismus wird sie ernst genommen. Bei Nichtchristen begegnet sie der großen eisigen, tötenden Indifferenz. Die Kirche wird alle Sekten überleben — aber nicht um viele Jahrhunderte.

Wie großgeistig und weitherzig erscheint die historische, traditionelle Kirche im Vergleich mit den stupiden, engherzigen Sekten, die sie ankläffen! Das Gekläff ist Musik in den Ohren des Priesters. Aber wenn ein Heide sagt: „Lassen Sie mich mit Ihrem Gott in Ruh, ich mag Ihren Gott nicht leiden", das ist ein häßliches Geräusch in den Ohren des Priesters. Da steht er ratlos. Doch was für ein gebildeter Mann, humaner Mann, gentleman ist der katholische Priester gegenüber den Bibelderwischen und Prohibitionsfanatikern!

Freilich ist die Inspiration der Bibel auch ein katholisches Dogma. Allein das ist nicht so schlimm. Denn erstens gibt es Auslegungsmöglichkeiten, und zweitens hat die Kirche so viele Dogmen, daß man die Aufmerksamkeit nicht auf alle zugleich richten kann. Die Vielheit der Dogmen ist ein wahrer Segen. Selten oder gar nicht hört man von einer katholischen Kanzel in Amerika eine eigentliche Erörterung solcher Fundamentaldogmen wie der leiblichen Himmelfahrt Christi, der leiblichen Auferstehung aller menschlichen Leichen in numerischer Identität, der ewigen Höllenstrafen etcetera. Es gibt ja so viele nettere Punkte im heiligen Glauben, worüber man predigen kann: die Schönheit und tiefe Bedeutung des Meßopfers und der eucharistischen Gotteinigung, die Gnade und der Herzensfriede nach einer aufrichtigen Beichte, die christliche Nächstenliebe und die Kirchenfinanzen etcetera.

Im Grunde ist es um den Glauben der amerikanischen Katholiken sehr schwach bestellt. Freilich, sie gehen zur Messe und zum sakramentalen Segen. Oh, wie geht einem französischen Pfäfflein beim Amerikabesuch das Herz auf, wenn es unsre gefüllten Kirchen sieht, und zwar zur Hälfte mit Männern gefüllt! Freilich, unsre Katholiken gehen gern und in Scharen zur Beichte und zur heiligen Kommunion. Aber um die solcher schönen und trostreichen religiösen Praxis zugrunde liegenden theologischen Theorien machen sie sich keine Gedanken; ja sie wissen eigentlich nichts davon.

Äußerlich steht die Ecclesia Americana sehr imposant da. Sie zählt an die fünfundzwanzig Millionen Mitglieder, das heißt mehr als alle protestantischen Sekten zusammengenommen. Ihre Gläubigen stehen bei ihr und geizen nicht mit Kirchenbeiträgen, Stiftungen und Meßstipendien. Der esprit de corps ist stark und lebendig, manchmal bis zum Übermut. Die katholische Presse schlägt oft sehr hochfahrende Töne an. Die nichtkatholische ist vorsichtig; denn die Knights of Columbus sind mächtig und leicht bereit, zum Kadi zu laufen. Man hütet sich im allgemeinen, bei Beschuldigungen so spezifisch zu werden, daß man gesetzlich gefaßt werden könnte.

Noch ist der Protestantismus politisch und sozial weitaus die größere Macht. Die Führung hat dabei die Methodistenkirche. Sie ist mit ihren sieben Millionen Mitgliedern die größte der Sekten. Nur sieben Millionen Menschen, aber mehr als sieben Millionen Dollar! Diese Methodisten bestimmen in allen grundlegenden Fragen, besonders auch wo es sich um Beeinflussung der weltlichen Gesetzgebung und Regierung handelt, die Haltung des übrigen organisierten Protestantismus. Der ganze kirchliche Protestantismus aber beeinflußt entscheidend das moralisch-religiöse Sentiment der sechzig Prozent des amerikanischen Volkes, welche keiner Kirche als Mitglieder angehören. Die Bibel ist ein sakrosankter Fetisch. Beim Trinken ist man sich seiner Sündhaftigkeit wohlbewußt; denn die Heilige Bibel verbietet den Alkoholgenuß, wie die Prädikanten sagen. Unsre unmoralischsten Seeleute sind potentielle Büßer. Sie werden zu aktuellen Büßern in reuiger Zerknirschung auf der Bußbank, wenn sie einmal auf irgendeine Weise in ein methodistisches revival oder camp meeting geraten. Einer direkten Bedrohung mit der Heiligen Bibel in hocherhobener Hand eines Derwisches voll des Heiligen Geistes kann der zäheste amerikanische Sünder nicht widerstehen. Er beflennt und bekennt seine Schuld und gelobt der Heiligen Bibel, keinen Schnaps, keine Zigaretten und keine Huren mehr anzurühren.

Wenn Hitler lesen könnte

Von Mr. Blythe (Engländer) lebt mir ein andres Wort in der Seele fort, ein noch viel wahreres. Einer von den vielen Deutschen, die zugegen waren, stritt sich mit Blythe in sehr rechthaberischer Weise über die Aussprache eines englischen Wortes und wurde dabei immer heftiger. Zuletzt sagte Blythe: „Wenn ich Sie so streiten sehe, bestätigt sich mir der oft gehörte Satz, daß die Deutschen das eingebildeteste Volk sind. The Germans are the most conceited people of the world.“ Ich halte diesen Satz für richtig und stelle die kleine Geschichte nur deshalb hierher, weil die Deutschen das nie glauben. Sie halten sich ganz aufrichtig für kolossal bescheiden. Dies ist aber grundfalsch. Die Bescheidensten, ja lächerlicherweise die einzig Bescheidenen, sind die Engländer. Sie haben freilich einen ungeheuren nationalen Dünkel; aber in dem, was sie persönlich leisten, ordnen sie sich gern unter. Bei den Deutschen ist es umgekehrt, war wenigstens so, eh man „Deutschland, Deutschland über alles“ sang. Und seit man es singt, ist es in dieser Beziehung wohl nicht viel besser geworden.

Theodor Fontane

Lichtenberg von Peter Panter

Ein Werk in die Universitätskirche begraben.
G. Chr. Lichtenberg

Der Verlag Alfred Kröner in Leipzig hat in der Sammlung seiner Taschenausgaben einen Lichtenberg herausgebracht: „Aphorismen und Schriften" (Band 93 der Taschenausgaben). Hübsch gedruckt, sauber ausgestattet; für ein Buch, das honorarfrei ist, scheint mir der Preis von 3,75 etwas hoch, denn wir wollen doch nicht hoffen, daß der philologische Segen des Herausgebers den Preis erhöht hat.

Dieser Herausgeber, Ernst Vincent, hat die Freundlichkeit, einige Sätze von mir im Vorwort zu zitieren, nämlich: „In Deutschland erscheinen alljährlich dreißigtausend Bücher. Wo ist Lichtenberg —? Wo ist Lichtenberg —? Wo ist Lichtenberg —?" Hier ist er, sagt der Herausgeber. Hm.

*

Die Philologie hat an Lichtenberg ein gutes Werk getan; sie hat die alten, nicht sehr textsichern und vergriffenen Ausgaben in Ordnung gebracht, und zu Beginn unsres Jahrhunderts hat Albert Leitzmann die Aphorismen zum Teil aus der Handschrift herausgegeben. Der deutsche Verlagsbuchhandel hat an Lichtenberg ein sehr schlechtes Werk getan — das Kuddelmuddel ist unbeschreiblich. Das Wertvollste ist vergriffen, es gibt Auswahlbände der Aphorismen, Auswählchen, willkürlich zusammengewürfeltes Zeug, ohne Sinn und Verstand aneinandergebacken, und eine auch nur einigermaßen vollständige und brauchbare Auswahl der gesammelten Schriften gibt es überhaupt nicht. „Jede Auswahl", sagt Vincent, „trägt den Stempel der Zeit, in der sie entsteht, und des Geistes des Herausgebers." Das ist richtig.

Diese Ausgabe trägt den Stempel des germanistischen Seminars.

Soweit ich das beurteilen kann, ist die philologische Arbeit einwandfrei, die Kommentare und Erklärungen musterhaft, auch in schwierigen Fällen durchaus verläßlich, das alphabetische Sachregister könnte besser sein — zum Beispiel:

> „In Hannover logierte ich einmal so, daß mein Fenster auf eine enge Straße ging, wodurch die Kommunikation zwischen zwei großen erhalten wurde. Es war sehr angenehm zu sehen, wie die Leute ihre Gesichter veränderten, wenn sie in die kleine Straße kamen, wo sie weniger gesehen zu sein glaubten; so wie einer hier pißte, der andre sich dort die Strümpfe band, so lachte der eine heimlich und schüttelte der andre den Kopf. Mädchen dachten mit einem Lächeln an die vorige Nacht und legten ihre Bänder zu Eroberungen auf der nächsten großen Straße zurecht —"

Also worunter finde ich das im Index? Unter „Hannover", während es doch das nebensächlichste der Welt ist, in welcher Stadt das spielt; ich hatte natürlich unter Straße, Hauptstraße, kleine Straße und dergleichen gesucht. Aber das sind nur Einzelheiten.

Ich las und las... Gehören diese Aphorismen, dachte ich, zu jenen Elaboraten der Literatur, die in der Erinnerung schöner sind als bei der Lektüre? Denn das gibts. Ich ver-

stand den ganzen Lichtenberg nicht mehr. Wo war er? Das da war er doch nicht?

Was wir hier vorgesetzt bekommen, ist ein geistvoller, matt witziger, kluger und gebildeter Professor, ein Stubenhocker, der einiges von der Welt weiß, und so geht das hundert und hundertfünfzig Seiten, bis die Briefe über den englischen Schauspieler Garrick dem, ders noch nicht gewußt hat, verraten: dieser Lichtenberg ist ein herrlicher Prosa-Schriftsteller gewesen, ein bewundernswerter Beobachter, und noch viel, viel mehr. Wo ist Lichtenberg —?

Das Rätsel ist rasch gelöst. In der Vorrede, sicher ein Prunkstück für jedes Seminar, mit eingekapselten Zitaten, so das Werk vorausnehmend, das erst erklärt werden soll, sieht Vincent den Schwerpunkt des kleinen verbuckelten Mannes aus Göttingen nicht in seinem Buckel, sondern in ganz etwas anderm. Lichtenberg: „Die Leute können nicht begreifen, wie es Menschen geben könne, die das sogenannte Weben des Genies in den Wolken, wo ein glühender Kopf halbgare Ideen auswirkt, für Possen halten können, ja wie man so grausam sein könne und ganze Kapitel voll schöner Ausdrücke nicht so hoch achtet als ein Senfkorn von Sache." Und Vincent fügt hinzu: „Hätten wir von Lichtenberg nichts anders als diesen einen Satz, er gehörte für uns auf immer zu den Verkündern des Notwendigen." Zu denen er nie gehört hat.

Lichtenberg hat, woran grade Vincent sich erinnern sollte, die Periode der Sturm- und Drang-Genies mitgemacht, und das Wort „Genie" hatte in seiner Zeit einen ganz andern Klang als heutzutage, nämlich, nachdem jene Mode vorübergerauscht war, einen fast herabsetzenden Klang. „Das bürgerliche Moment in Lichtenberg, dieser saubere, nüchterne Sinn für Arbeit, Dienst, Ordnung, Unterordnung ...", den der Herausgeber so herausstreicht, hätte allein nie und nimmer das hervorgebracht, was uns an Lichtenberg wert und teuer ist. Das bürgerliche Moment war da, aber als Gegengewicht gegen das andre.

Wogegen —? Vincent bringt Lichtenberg auf eine Formel. Er nennt ihn „den Menschen am Fenster". Du lieber Gott! Das war der Mann auch — aber das ist eine Seminarformel, wie ja nirgends so schwache Feuilletons produziert werden wie in wissenschaftlichen Konventikeln. Lichtenberg ist viel, viel mehr gewesen.

Ein Kobold mit einer Blendlaterne. Ein Romeo, der feixen konnte, und der am allerheftigsten dann grinste, wenn er Furcht vor seinem Gefühl hatte. Satyr auf Eis; Gnom im Gletscher; friedlicher Spaziergänger durch bunte Wiesen, ein Blick: und die ganze Landschaft war verzerrt, und „ein schlecht geblasener halber Mond" hing darüber; ein Physiker der Liebe und ein Mathematikprofessor der Gefühle. „Da wird es deutlich", sagt Vincent, „daß dieser Mensch kein Baumeister ist. Um ihn herum liegen Teile und Brocken ..." So hol sie doch der Henker alle miteinander, diese Pauker! Nein, er war kein Baumeister! Und Goethe war kein Radfahrer! Und Schiller exzellierte nicht in breiten Romanen. Und Dante verstand nichts vom Theater. Warum — o Seminar! — sollte Lichtenberg ein Baumeister großer Werke gewesen sein? Mit

manchem „irgendwie" und manchem „Wissen um . . ." wird dargetan, daß es bei ihm sozusagen nicht gereicht habe. Uns langts.

Uns genügt ein Geist, der Aphorismen geschaffen hat, wie sie dann ein Jahrhundert lang nicht mehr wiedergekommen sind. Da gibt es Sätze, die reißen ganze Länder auf. „Der Franzos ist ein sehr angenehmer Mann um die Zeit, wo er zum zweitenmal anfängt, an Gott zu glauben." Die französische Rückkehr zum Klassischen, die beinah bei jedem bedeutenden Franzosen um die Mitte der Vierziger zu finden ist, uns mit buttergelbem Neid erfüllend, denn die haben wenigstens etwas, wohin sie zurückkehren können: diese Rückkehr ist hier so scharf begriffen, als habe Lichtenberg jahrelang in Frankreich gelebt. Er liebte die Franzosen nicht sehr und vergötterte die Engländer. Und was er über England geschrieben hat, ist eine Pracht.

Er erschlich sich sozusagen die Wahrheit, und er hatte die schriftstellerischen Tricks im Handgelenk. Dieser kleine Mann, der als Kind einmal einen Fragezettel auf den Hausboden gelegt hat: „Was ist das Nordlicht?" im Glauben, die Engel würden das nachts beantworten, hat später auf viele Fragen von sich selber viele Antworten bekommen. Zu viele — doch notierte er sie alle auf. Seine „Sudelbücher", wie er das genannt hat, sind eine Fundgrube.

In Vincents Auswahl findet man vieles und vermißt noch mehr. Das Bunte fehlt, das Freche fehlt, das Überkugelte, das Drollige, der Duft der Zeit und der höllische Schnaps dieser Klugheit. Politisch ist die Sache völlig in Ordnung — Vincent hat an keiner Stelle tendenziös ausgewählt. Aber er hat aus dem Kobold einen harmlosen Gartenzwerg gemacht, und das war der Mann nicht.

Im nachfolgenden eine kleine Kostprobe von der unendlich reichen Schüssel — davon steht bei Vincent so gut wie nichts.

Frage: Wo ist Lichtenberg —? Wo ist Lichtenberg —? Wo ist Lichtenberg —?

*

Aphorismen von Georg Christoph Lichtenberg

Die Esel haben die traurige Situation, worin sie jezo in der Welt leben, villeicht blos dem wizigen Einfall eines losen Menschen zu dancken, dieser ist Schuld, daß sie zum verächtlichsten Thier auf immer geworden sind und es auch bleiben werden, denn viele Eselstreiber gehen deswegen mit ihren eleven so fürchterlich um, weil es Esel, nicht, weil es träge und langsame Thiere sind.

*

In dem Haus, wo ich wohnte, hatte ich den Klang und die Stimmung jeder Stufe einer alten höltzernen Treppe gelernt, und zugleich den Tackt, in welchem sie jeder meiner Freunde, der zu mir wollte, schlug, und ich muß gestehen, ich bebte allemal, wenn sie von einem paar Füßen in einem mir unbekannten Ton heraufgespielt wurde.

*

Ihr Unterrock war roth und blau sehr breit gestreifft und sah aus, als wenn er aus einem Theater-Vorhang gemacht wäre. Ich hätte für den ersten Platz viel gegeben, aber es wurde nicht gespielt.

*

Die Eine Schwester ergrif den Schleyer und die andere den Hosen Schlitz.

*

Es giebt eine Art Vögelchen, die in die dicksten hohlen Bäume Löcher hacken, sie trauen ihren Schnäbeln so viel Krafft zu, daß sie allemal nach jedem Hieb auf die entgegengesetzte Seite des Baumes gehen sollen um zu sehen, ob der Streich nicht durch und durch gegangen sey.

*

Dieses haben unsre Vorfahren aus gutem Grunde so geordnet, und wir stellen es aus gutem Grunde nun wieder ab.

*

Wenn ich sage, halte deine Zähne rein und spühle den Mund alle Morgen aus, das wird nicht so leicht gehalten, als wenn ich sage, nehme die beyden Mittelfinger dazu, und zwar über das Creutz. Des Menschen Hang zum mystischen. Man nütze ihn.

*

Alle Thiere, die etwas mit den Pfoten fassen können, können es auch mit dem Kopf, Affen, Papageyen, Biber.

*

Die Bewegungs Gründe, woraus man etwas thut, könten so wie die 32 Winde geordnet werden, und die Nahmen auf ähnliche Art formirt werden. Brod Brod Ruhm oder Ruhm Ruhm Brod.

*

Die beyden Frauenzimmer umarmten sich aus Grimasse, und hiengen zusammen wie 2 Vipern in coitu.

*

Da sie sahen, daß sie ihm keinen Catholischen Kopf aufsetzen konten, so schlugen sie ihm wenigstens seinen protestantischen ab.

*

Er war sonst ein Mensch wie wir, nur muste er stärcker gedrückt werden um zu schreyen. Er muste zweymal sehen was er bemercken, zweymal hören was er behalten solte, und was andere nach einer eintzigen Ohrfeige unterlassen, unterließ er erst nach der zwoten.

*

Der Mann hatte so eine gesezte Umständlichkeit in allem was er sagte und eine solche Frachtbriefmäßige Art sich auszudrücken, daß es gar kein lebendiger Mensch bey ihm ausdauren konte.

*

Viele Menschen stehn schon gäntzlich stille, denn fahren und reiten und getragen werden hat mit ihnen nichts zu thun. Die Toden selbst reisen des Jahrs einmal um die Sonne.

*

Ein sonderbares Geräusch, als wenn ein gantzes Regiment auf einmal niesete.

*

In einem Städtgen wo sich immer ein Gesicht aufs andere reimt.

*

Das war, wie die Zeit noch keinen Bart hatte.

*

Sie haben genieset, gezischt, gehustet und noch 2 Arten von Lärm gemacht, wozu wir im Deutschen keine Wörter haben.

*

Was sie Hertz nennen liegt weit niedriger als der 4te Westenknopf.

*

Der Verleger hat ihn in effigie vor sein Werck aufhängen lassen.

*

Es gibt eine Art von transcedenter Ventriloquentz wodurch Menschen können glauben gemacht werden, etwas was auf Erden gesagt ist käme vom Himmel.

*

Die Menschen nehmen nicht gern das Los No. 1 in einer Lotterie. Nimms, ruft die Vernunfft laut, es kan so gut die 12 000 Thaler gewinnen als irgend ein andres; nimms um aller Welt willen nicht, wispert ein Je ne sçai quoi, man hat kein Exempel daß solche kleine Zahlen vor großen Gewinsten stehen, und es wird auch nicht genommen.

*

Wenn man einmal weiß, daß einer blind ist, so meint man man könte es ihm auch von hinten ansehen.

*

Es wird gewiss in England des Jahres noch einmal so viel Portwein getruncken, als in Portugal wächst.

*

Das Buch muß erst ausgedroschen werden.

*

Die gemeinen Leute unter den Catholicken beten lieber einen Heiligen an, oder richten ihr Gebet an ihn, als an den lieben Gott, so wie sich die Bauern immer lieber an die Bedienten halten. Gleich und gleich gesellt sich gern.

*

In England wurde bey einem politischen Frauenzimmer Club festgesezt, daß bey wichtigen Vorfällen außer der Präsidentin nur noch zwey Personen zu gleicher Zeit reden solten.

*

Die Wörter-Welt.

*

Der Papagey sprach blos noch seine Muttersprache.

*

Ich glaube, so wie die Anhänger des Herrn Kant ihren Gegnern immer vorwerfen, sie verstünden ihn nicht, so glauben auch manche, Herr Kant habe recht weil sie ihn verstehen. Seine Vorstellungs Art ist neu, und weicht von dem gewöhnlichen sehr ab, und wenn man nun auf einmal Einsicht in dieselbe erlangt, so ist man auch sehr geneigt sie für wahr zu halten, zumal, da er so viele eifrige Anhänger hat, man solte aber dabey immer bedencken, daß dieses Verstehen noch kein Grund ist, es selbst für wahr zu halten. Ich glaube, daß die meisten über der Freude ein sehr abstractes und dunckel abgefaßtes System zu verstehn zugleich geglaubt haben es sey demonstrirt.

*

Er hatte ein Paar Stückchen auf der Metaphysic spielen gelernt.

*

Sperlinge und Juden: selbst die Liebe zu ihren Jungen äußert sich mit einer Art von Hefftigkeit, daß man glaubt die Kinder seyen eine Waare und die Liebe gegen sie eine Speculation.

*

Mancher Schriftsteller so bald er ein Bischen Beyfall erhält glaubt alles von ihm interessiere die Welt. Der Schauspiel Schmierer Kotzebue hält sich sogar berechtigt dem Publiko zu sagen, daß er seiner sterbenden Frau ein Clystier gesezt habe.

*

A. Der Mann hat viele Kinder. B. ja, aber ich glaube, von den meisten hat er bloß die Correcktur besorgt.

*

Die Allmacht Gottes im Donnerwetter wird nur bewundert entweder zur Zeit da keines ist, oder hinten drein beym Abzuge.

*

Es ist viel anonymisches Blut vergossen worden.

*

Sie fühlen den Druck der Regierung so wenig als den Druck der Lufft.

*

Ich hatte mich auf K's Anrathen damals entsezlich darüber geärgert.

*

Bey den meisten Menschen gründet sich der Unglaube in einer Sache auf blindem Glauben in einer andern.

Spezialisierung des Rundfunks von Erna Michel

Rudolf Arnheim streift in seinem Aufsatz über „Funkliteratur" (in Nummer 22) die Bestrebungen gewisser Kreise, die dahingehen, Spezialsender für verschiedene Hörerschichten einzurichten. Arnheim vertritt die Ansicht, daß solche Bestrebungen von vornherein und energisch zu bekämpfen seien. Seine Gründe sind vor allem die, daß grade der Rundfunk eine wichtige Kulturaufgabe zu erfüllen habe: die Durchbrechung der Mauern, die alle möglichen Schichten der Bevölkerung heute voneinander fast hermetisch abschließen. Der Rundfunk, meint Arnheim, „schafft eine technische Voraussetzung für den klassenlosen Staat von morgen, eine Vereinheitlichung des Kulturbestandes, des kulturellen Schaffens." Wäre dem so, so wäre kein Wort gegen Arnheims Formulierungen einzuwenden. Leider aber ist dem keineswegs so. Der Rundfunk ist in der Form, in der er sich heute präsentiert, ein Unikum, ein Monstrum, ein kombinierter Belehrungs-, Unterhaltungs-, Bildungs- und Informationsapparat, der nach dem Motto arbeitet: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" und der schließlich niemandem etwas Rechtes bietet. Das kann kein Vorwurf sein. Eine Institution, die eingesetzt wurde, um allen gerecht zu werden, kann niemandem gerecht werden. Und reißt denn der Rundfunk die Mauern ein, die sich zwischen den Menschen und die die Menschen zwischen sich aufgerichtet haben und die da heißen: soziale Stufungen, berufliche Einkapselung und unterschiedliches Bildungsniveau? Das anzunehmen, erscheint wie ein Selbstbetrug. Jeder Hörer dreht, sowie ihn das Programm nichts angeht oder nicht interessiert, rücksichtslos ab. Wer Unterhaltungsmusik haben will, hört lieber gar nichts als eine Staatsopern-Übertragung, und der Verehrer der „Bunten Stunde" wird durchaus nicht zu bewegen sein, sich ein paar Lieder von Frank Wedekind ernsthaft anzuhören.

Der klassenlose Staat von morgen oder übermorgen, den wir alle genau so heiß ersehnen wie Arnheim, läßt sich durch den Rundfunk weder einführen noch vorbereiten. Dafür sind andre Institutionen besser geeignet, am besten wohl die Einheitsschule, die erst die Voraussetzung für den klassenlosen Staat und damit für den Einheitsrundfunk bilden würde. Die Idee der konsequent durchgeführten Einheitsschule ist heute lange nicht mehr so entfernt vom Ziel der Verwirklichung wie vor etwa zwei Jahrzehnten. (Daß eine Einheitsschule nicht ohne weiteres in unser System paßt sondern auch soziale und andre

Veränderungen bedingt, soll an dieser Stelle nur in Klammern vermerkt werden.) Zur Zeit also liegt die Situation so, daß wir eine denkbar verschiedenartig geschichtete Bevölkerung haben, für die es nur einen einzigen Rundfunksender gibt, der nun nicht etwa die Verschiedenartigkeit der Hörer aufhebt oder ausgleicht sondern der sich selbst, da er ständig bereit ist, für alle da zu sein, überflüssig und unbeliebt macht. Arnheim zeigt einen Weg zur Reformierung des Rundfunkprogramms. Er stellt die These auf, daß das Belehrende unterhaltend und das Unterhaltende belehrend sein müsse. Wie relativ solche Forderungen sind, kann an einem naheliegenden Beispiel gezeigt werden. Die Schriften eines Weltbühnenmitarbeiters etwa finden wir außerordentlich belehrend, und ihr Stil erscheint uns, den Weltbühnenlesern, amüsant und unterhaltsam. Würde man diese Aufsätze aber einem Abonnenten der ‚Hausfrau' oder des ‚Daheim' geben, so würde dieser sie desinteressiert beiseite legen. Der Rundfunk aber steht heute vor der unlösbaren Aufgabe, sowohl für die Weltbühnenleser wie für die Daheim-Abonnenten da zu sein. Erziehung des Hörers? Wie denn? Was für die eine Hörerschicht Erziehung bedeutet, ist für die andre etwas Überholtes. Außerdem lassen sich erwachsene Menschen nicht erziehen. Das ist ein Vorurteil theoretisierender Theaterkritiker. Man kann die Mitwelt beeinflussen, begeistern, bluffen — erziehen kann man sie wohl nie.

Die Rundfunkintendanten sind heute nicht zu beneiden. Beschwerdebriefe häufen sich auf dem Schreibtisch, Kündigungszettel flattern ins Haus. Sie müssen — je nach Temperament — dickfällig oder nervös werden. Sie müssen jonglieren, denn die zwei Mark des anspruchslosen Hörers sind genau so viel wert wie die des anspruchsvollen. So ist das nichts! Da der Rundfunk in seiner heutigen Form für uns kaum Möglichkeiten bietet und da dieser Nachteil auch nicht durch seine Auswirkung auf die Zukunft wettgemacht wird, so erscheint die Forderung nach der Spezialisierung des Rundfunks durchaus nicht mehr indiskutabel. Warum soll es denn nicht möglich sein, daß an die Stelle des jetzigen, einheitlichen Senders zwei oder drei treten, die sich in ein festumrissenes Programm einfügen. Die Teilung kann natürlich nicht nach dem Prinzip: hier Kunst und Kultur — hier Unterhaltung und Schund vorgenommen werden. Aber man könnte die Sender (dieser Vergleich ist cum grano salis zu verstehen und wird nur gewählt, weil er in diesem Zusammenhang nun schon vertraut ist) ... man könnte die Sender spezialisieren in: Sender für Weltbühnenleser und Sender für Daheim-Abonnenten. Auf diese Weise ließe sich denken, daß fähige Leiter ein interessantes und für den jeweiligen Hörer wichtiges und fruchtbares Programm zusammenstellten. Auch könnten, innerhalb der einzelnen Gruppen, Erziehungs- und Belehrungs-Experimente gewagt werden. Spezialisierung des Rundfunks bedeutet: Erweiterung des Rundfunkprogramms. Es bedeutet aber auch: Verminderung der heute am Rundfunk nicht mehr interessierten Kreise und somit: Hebung des Wertes und des Ansehens des Rundfunks.

Kurze Sittengeschichte I von Rudolf Arnheim

Das Liebesleben der Vorkriegszeit war von Erich von Stroheim inszeniert. Betrachten wir ein Klassenbild aus einer Mädchenschule der neunziger Jahre, so bietet sich, in vier Reihen angeordnet, eine Gruppe verkrüppelter Greisinnen dar. Bleichgesichter mit großen, schattigen Augen, erwürgte Körper, mißhandelte Haarsträhnen. Diese Schreckgebilde, bei deren Anblick wir heute nach dem Tierschutzverein rufen, waren die ersehnten Ideale naßgekämmter junger Männer, die, mit steifen Kragen, Wollunterhosen und einigen Spezialkenntnissen aus dem Konservationslexikon ausgestattet, in unappetitlichen Witzen und dito Bordellbesuchen abreagierten, was robuste Ballmütter ihnen vorenthielten. Bezeichnend für die Denkweise dieser Menschen war die Trennung von Geschlechtlichkeit und Liebe. Liebe war die voreheliche Frühlingszeit, von Schiller bedichtet, nach dem ersten Kuß abgeblendet — eine Art amor interruptus, wie er noch heute in den Kinooperetten geübt wird. Ehe war: Einheirat eines Sozius zwecks gemeinsamer Bekämpfung der Daseinsnöte; Gegenstand des Unternehmens die Beschaffung von Wirtschaftsgeld, Reinhaltung der Wohnung, Erzeugung von Kindern, nebst dreiwöchiger Ausspannung alljährlich in Heringsdorf. Kein Fleck auf der Ehr, kein Loch in den Strümpfen, und im Alter Amüsement und Monatsbeihilfe seitens der herangewachsenen Kinder. Die Moral, am Tage fleißig geübt, erlosch ruckartig, wenn die Straßenlaternen aufflammten. In diesen für die Befriedigung der niederen Triebe reservierten Spezialstunden regierten Gemeinheit und schlechter Geschmack. Hierfür gab es keinen Anstand und keine guten Sitten, hier war man ja sowieso im Illegalen. Hier lebte der akademisch gebildete Jüngling in peinlicher Weise auf, hier durfte der Ehemann seine Frau durch Ungeschick verletzen, durch Unbegabtheit verbittern, durch Roheit und Unkultur um alle Freude bringen. Das Patientenmaterial für die Psychoanalytiker wuchs heran, die Leser für Hanns Heinz Ewers, die Stammgäste für die Nachtlokale der Friedrichstadt. In den Schreibtischfächern fand man nach Ableben des Familienvorstandes die Aktphotos erstaunlich vollbusiger Damen, und ein junges Mädchen holte sich lieber einen Blasenkatarrh, als daß sie in Gegenwart von Männern aus dem Zimmer verschwand. Der Referent weiß von der Gattin eines als fortschrittlich bekannten Universitätsdozenten, die noch nach jahrzehntelanger, kinderreicher Ehe ihren Mann niemals nackt gesehen hatte, und von einer Oberlehrersfrau, die ihrem Dienstmädchen verbot, beim Bettenmachen die Nachthemden zusammenzufalten, damit nicht der unreinliche Unterteil mit dem Oberteil in Berührung komme. Diese Trennung von Oberteil und Unterteil, von Tagesansicht und Nachtansicht, war die Kulturschande der Vorkriegszeit.

Der Krieg ging zu Ende, und die Großväter und Großtanten erlernten das Staunen und fühlten sich um ihre Jugend betrogen. Was man den Jungen jahrelang an Festlichkeiten vorenthalten hatte, wurde in wilder Hast nachgeholt. Kurz die Röcke, die Haare, die Badehosen, lang die Nächte. Auf

den Kostümfesten der Kunstschulen, deren Säle so vollgepfropft waren, daß kein Apfel, geschweige ein Mädchen fallen konnte, drängten sich Mann, Weib und Zwischenstufe zu den Klängen der frisch importierten Jazzmusik aneinander vorbei; morgens um Drei bevölkerten sich dann die Steintreppen, und wer einen ungestörten Ort für ein kurzes Beieinander suchte, schreckte selbst vor der ehrwürdigen Staubschicht auf den breiten Schränken, in denen die Zeichenutensilien der Kunstschüler aufbewahrt waren, nicht zurück und bettete sich mit der Freundin eilig zur ersten und letzten Ruhe. Auf den Kindergesellschaften in gutbürgerlichen Häusern knipste man, nachdem die Eltern energisch ins Bett geschickt worden waren, das Licht aus und verteilte sich auf die Brokatsofas zu mehr aufreizenden als Erfüllung bringenden Vergnügungen. Junge Mädchen im Abendkleid erzählten ihrem Tischherrn zwischen Braten und Süßspeise, daß sie noch Jungfrau seien. Unbescholtene Sekundanerinnen übernachteten im Zelt, und an den märkischen Seen entstanden die Siedlungen der Nacktklubs, die in Deutschland selbst zwar wenig Aufsehen erregten, dafür aber im übrigen Europa, zumal bei den alten Engländerinnen, eine wilde Berühmtheit erlangten.

Aber grade hatten sich die Großväter und die Großtanten zu der Überzeugung durchgerungen, daß nun Zucht und Sitte endgültig verworfen und das hohe Gut der Keuschheit ein Opfer bolschewistischer Planwirtschaft geworden sei, da beobachtete man im Leben der Jungen seltsame Zeichen und Wunder. Junge Mädchen, die sich in zynischen Ausdrücken über Liebe und Treue auszulassen pflegten, erschienen mit rotgeweinten Augen am Frühstückstisch, weil ihr Freund mit einer Andern paddeln gegangen war. Vorurteilslose junge Männer erfüllten den nächtlichen Tiergarten mit Zornesreden und Selbstmordandrohungen, weil die Freundin auf dem Kostümfest einen Andern geküßt hatte. Unter den Straßen der Weltstadt flitzten schwärmerische Rohrpostbriefe durch die verschwiegenen Luftdruckrohre, während man oben im Licht sittenlose Gespräche über van de Velde führte. Der Freund schenkte englische Schallplatten mit zart schmachtenden Liebesliedern, die Freundin brachte Blüten vom Ausflug heim.

Die Alten beobachteten dies mit scharfen Augen und ließen sich triumphierend vernehmen, die gekünstelte neue Moral sei, wie nicht anders zu erwarten gewesen, gescheitert und die neue Jugend sei sentimentaler und sittenstrenger als je eine frühere. In der Tat ist in letzter Zeit bei den Jungen eine fast puritanische Moralauffassung entstanden, die nun ihrerseits wieder alle Übertreibungen einer Modelaune zeigt. Und zwar nicht nur bei der nationalistischen Jugend, die in heftiger Auflehnung gegen die fremdstämmig-kommunistischen Sitten der Inflationsjahre wieder auf Blondzopf und Volkstanz hinarbeitet sondern auch bei den Bacchanten von vorgestern selbst. Die jungen Männer singen das Hohelied der Treue und heiraten von auswärts zugezogene, schüchterne Mädchen, die den Lippenstift verabscheuen und auf Haushalt aus sind. In den Zweizimmerwohnungen der Neubaublocks haust ein junges Paar neben dem andern. Die Wahl zwischen Kleinauto

und Kleinkind wird immer mehr zur Gewissensfrage. Aufgeklärte junge Mädchen, deren sich noch vor ein paar Jahren ein alleinstehender junger Mann nur dadurch erwehren konnte, daß er sein Schlafzimmer abschloß, äußern errötend, es müsse an der Jungfräulichkeit doch etwas sein, und schwärmen von Myrten und schwarzgekleideten Standesbeamten.

Kommt das Alte, so heftig Bekämpfte wieder? Kehrt die Jugend nach einem Ausflug in die Orgie zu den guten Sitten heim? Wer den Grundsatz der dialektischen Entwicklung verstanden hat, wird sich niemals dafür interessieren, ob eine Bewegung „Auswüchse" hat. Er weiß, daß alles Neue notwendig zum Extrem führt und daß einzig der ausgleichende Kampf der gegensätzlichen Richtungen wichtig ist. Er kümmert sich also wenig um den radikalistischen Mißbrauch der Psychoanalyse oder des Nationalismus, der Neuen Sachlichkeit oder der Rassentheorie sondern fragt nur, wohin diese Bewegungen im Kern zielen und vor allem, ob sie fortschrittlich sind oder nicht. Wer so denkt, wird weder von den petting parties der Inflationsjugend noch von den Brautschleiern der neuen Puritanerinnen viel Aufhebens machen sondern so sagen: Die Nachkriegsjahre brachten einen notwendigen Gegenschlag. Es mußte erst einmal alles erlaubt sein, damit man wieder verbieten konnte. Der Sexualhunger einer unbefriedigten Muckerzeit mußte einmal gestillt werden. Es mußte einmal erprobt werden, daß da, wo man Geheimnisse und wilde Räusche vermutete, nicht gar so viel Erhebenderes und Unalltäglicheres zu erleben war als im übrigen Leben auch. Es war gut, einmal ein paar lockere, abwechslungsreiche Jahre hindurch Erfahrung zu sammeln und auch den großen Katzenjammer zu erleben.

Man hat gelernt — und das wird nicht wieder verloren gehen —, nackt zu sein und offen zu sein; man hat gelernt, Moralvorschriften nur dann zu achten, wenn sie sich als naturgegeben erweisen. Der alte Sittenkodex ist verbrannt, und die unter seiner Herrschaft verkümmerten Moralinstinkte können wieder gepflegt werden. Da nichts mehr verboten ist, muß man sein Gefühl fragen, was sich schickt, was nützlich und bekömmlich ist. Und dies Gefühl zeigt sich widerwillig gegen die Ausschweifung, weil auch sie die Liebe von der Geschlechtlichkeit trennt — es ist ja ebenso schlecht, ob alles erlaubt ist oder nichts! Man sieht mit Widerwillen, daß Lüsternheit und Geilheit sich der neuen Freiheit bemächtigen. Man sieht keinen Fortschritt darin, daß die Witze der Herrenabende von gestern heute bei Damentees kursieren. Und man schätzt es nicht, wenn klimakterische Hausfrauen noch schnell die Wunschträume ihrer Jugend verwirklichen, ehe es zu spät ist, und am Strande mit Lohelandschwüngen ihren abgeblühten Busen demonstrieren. Denn man wünscht Nacktheit nicht mit Exhibition verwechselt zu sehen und ist wieder schamhaft, weil das Feigenblatt nicht mehr obligatorisch ist. Die Geschlechtlichkeit ist nur dann schön und ergiebig, wenn sie einer Bindung dient; aber diese Bindung soll eine wirkliche, nicht eine nur standesamtliche sein. Man nimmt den Ehebruch als einen Schicksalsschlag hin, wenn er unvermeidlich ist, oder als eine

unwichtige Spielerei, wenn er nichts besagt, aber man hält es für roh und unanständig, durch bloße Disziplinlosigkeit ein Zusammenleben zu stören. Man respektiert die Bindung wieder, aber jetzt auch dann, wenn sie unehelich ist. Man hält Perversionen wieder für häßlich und unschön, aber nicht mehr für strafbar.

So kehrt in einer höhern Windung der Spirale das Alte in gereinigter Form wieder. Wobei es auf die Reinigung ankommt, nicht auf die Wiederkehr. Um diese Idealform herum tasten die wechselnden Modeformen der Moral. Sie schießen immer wieder über das Ziel hinaus und kommen ihm dennoch näher. Die Zahl der Menschen, deren Sitten und Instinkte in Ordnung sind, wird langsam größer. Vollkommen wird die Menschheit niemals werden. Warum auch? Schließlich ist die Erde keine Musterfarm.

Kurze Sittengeschichte II

von Alice Ekert-Rothholz

Vorkriegs-Spaziergang

Sie wandelten gemeinsam Lust.
Die Vöglein dufteten lind.
Sie fühlt keine Liebe. Sie fühlt ihr Korsett.
Sie ist: Eiserne Front... Nachher wird sie fett.
Ein zu entwickeltes Wickelkind.
Er denkt an die Mitgift und ans Hochzeitsbett
und quatscht gezwungen vom Abendwind...
Aus.

Spaziergang im Kriege

Kein Mensch wandelt noch gemeinsam Lust.
Den Frauen sitzt ein eisernes Kreuz in der Brust...
Das schmerzt gemein.
Männer gibts bloß auf Brotkarte. Also nicht.
Und die Fraun spazieren mit feldgrauem Gesicht ...
Promenade allein.
Er hat gleich nach der Kriegstrauung fortgemußt.
Sie weiß nicht mehr von ihm, als sie vorher gewußt...
— Ein Schattenkuß.
Sie verblüht im Sturmschritt. Er kommt ja nie!
Für sie ist der Mann eine Photographie...
— Und Schluß.
Sie geht mit dem Schattenmann auf und ab...
Sie marschiert ins erotische Massengrab.

Spaziergang 1932

Man sieht sie wieder gemeinsam ziehn.
Zwischen Lichtströmen, Bettlern, Verkehr.
Sie hat noch Stellung. Er hat lange nichts mehr.
Ihr Herz ist voll. Sein Herz ist ganz leer...
Er ist ein Mann in Berlin.
Sie sieht: seine Augen. Den Mund. Er sieht seine Sorgen.
Sie denkt: „Küß mich jetzt!" Er denkt: „Wird Schmidt mir borgen??"
Er möchte fliehn...
Sie hat sich für ihn rote Lippen gemacht.
Doch er sieht es nicht... Wegen Straßenschlacht.
Schließlich lustwandeln sie in Berlin...

Das Resultat:

Dreimal zogen Liebespaare dahin.
Und dreimal ging sie ohne ihn...

Ob Jud oder Christ . . . von Gabriele Tergit

Langsam stirbt der Sklarekprozeß. Man muß das einmal mitgemacht haben. Erste Nachricht von einem Sensationsfall! Die Namen aller Beteiligten werden genannt, auf graden und ungraden Wegen erworbene Photos veröffentlicht. Allgemeines Gesprächsthema. Der eine sagt zum andern: „Und was sagen Sie dazu?" Fette Überschriften werden gezeugt. Tägliche Telephonate. Dann die ersten Vernehmungen. „Der bekannte Rechtsanwalt X hat die Verteidigung übernommen." Wenn Rechtsanwalt X aus dem Untersuchungsgefängnis kommt, wird er von Presseleuten belagert. Er gibt Bulletins aus. Es wird schnell an die Zeitungen durchgegeben. Wer keine Telephonzelle im Gebäude mehr findet, rast zum Zigarrenladen, zum nächsten Café. So acht Tage, vierzehn Tage lang, dann tritt Stille ein, dann ist Ruhe. Monatelang. Die Öffentlichkeit ist empört. Wann endlich wird Stinnes, Barmat, Sklarek, Pastor Cremer, zur Verantwortung gezogen? Schließlich beginnt so ein Prozeß. Karten werden ausgegeben. Der Ansturm geht los, das Rennen um einen Platz, und dann beginnt der Prozeß, die Vereidigung der Schöffen, der Aufruf der Zeugen, es beginnt die Aussage der Angeklagten, acht Tage lang, vierzehn Tage lang, dann werden die Zeugen vernommen. Der Zuhörerraum leert sich. Nur noch einige Wenige sitzen auf den Pressebänken, schließlich leeren sie sich ganz. Der Prozeß dauert und dauert. Blätter kommen und gehen. Er geht zu Ende. Journalisten gehen über den Korridor, öffnen die Tür zum Verhandlungszimmer, sagen zum Wachtmeister: „Ist heute was los?" „Nö, gar nichts, Plaidoyers", sagt der Wachtmeister und dann macht der Reporter die Türe zu. „Nö, nur Plaidoyers."

So weit ist nun auch der Sklarekprozeß. Der Zuhörerraum ist halb leer. Die Zeugenbank ist ganz leer, echolos und einsam sprechen die letzten Verteidiger. Es ist alles müde, zu Ende, tot. Die Gefängnistüren sind bereits zugefallen hinter den Sklareks. Es interessiert sich niemand mehr. Verlassen stehen sie in der Anklagebank wie irgendeiner der vielen armen Schächer in irgendeinem der vielen armen Säle von Moabit. Aber grade jetzt wird in den Reden der Verteidiger über das wichtigste juristische Problem dieses Prozesses diskutiert, ob nämlich die Sklareks überhaupt Betrug begangen haben. In Frage kommt nur der Betrug an den Stadtbankdirektoren. Sind die Stadtbankdirektoren getäuscht worden? Wenn ja, sind sie die Betrogenen, Sklareks die Betrüger. Offenbar ist das aber nicht der Fall. Dann aber haben die Sklareks nur die Stadtbankdirektoren zur Untreue angestiftet. Die Stadtbankdirektoren haben sie begangen. Das ist die Frage bei der Findung des Urteils, das in acht Tagen gefällt wird. Vae victis, kann man nur sagen.

*

Sie haben so entsetzlich viel Geld, der Braunkohlenkönig Petschek und der Stickstoffkönig Caro, daß sie es ausgeben wollen. Und darum haben sie ein Wohltätigkeitsinstitut für Advokaten aufgemacht. Natürlich nur für bedeutende. Dieser Prozeß ist ganz ohne öffentliches Interesse, nur als Verfallserscheinung chronikwert. Wie der eine der reichen Leute dem andern einen Kassettendiebstahl zutraut, wie große Prozesse angestrengt werden, nur um zu sehen, wie weit der Gegner geht, um der Psychologie willen, wie hier, ganz jenseits des Realen, um eine Quittung gekämpft wird, die eine Summe bescheinigt, die für beide Teile nur ein Hosenknopf ist, das ist ein Gespensterkampf.

*

Aber ganz nebenbei, fast unbeobachtet, geht der Devaheimprozeß weiter. Dieser Prozeß gegen Leute, deren Aufgabe die Ethik ist, die das Geld nur bekamen, weil sie würdiger des Vertrauens schienen, weil hinter ihnen die Kirche stand, die Tradition von vierhundert

Jahren. Man soll nicht vergessen, wie verfilzt das alles ist. Devaheim, innere Mission, Wohlfahrtsinstitute, wie vor kurzem noch Leute dieser innern Mission mit dem Purpur schöner Worte sadistische Roheiten an Kindern in Waldhof verbargen. In diesem Prozeß wird nur noch in Einheiten von tausend Mark gerechnet. Einer bekam sechzig, das heißt dann sechzigtausend Mark, einer bekam fünfundzwanzig, das heißt dann fünfundzwanzigtausend Mark.

Neulich das vornehme Mitglied eines Corps als Zeuge, der so ganz nebenbei einhundertvierzigtausend Mark Schulden nicht bezahlt hat. Jetzt Doktor Jeschek, ebenfalls alter Corpsstudent, als Zeuge, sehr vornehmer Herr. Auch er hat ungeheuerliche Einkünfte aus den Ersparnissen der kleinen Leute bezogen. Das Gut Basdorf, in einer Zwangsversteigerung für zwanzigtausend Mark erworben, verkaufte er an die Evangelische Heimstätten-Gesellschaft für zweihunderttausend Mark. Für diesen glänzenden Einkauf zahlte ihm Devaheim dreißig Prozent Vermittlungsgebühr, nämlich sechzigtausend Mark. Dreitausend Mark bekam er noch extra als Hochzeitsgeschenk. Und das alles warum? Weil er Jeppel einredete, das Gut sei sechshunderttausend Mark wert. Vom Vorbesitzer ließ sich Jeschek auch noch Provision zahlen, weil er das Gut so teuer verkauft habe.

Nichts davon hat er versteuert, gar nichts. Aber diese sechzigtausend Mark, diese dreißig Prozent, sind auch nur so ein Ungefähr. Wahrscheinlich hat er weit über hunderttausend Mark bekommen. „Ich glaube", sagt er, „Jeppel hat mir zirka zweitausend Mark im Monat gegeben." Aber November 1928 allein hat er sechstausend Mark bekommen. Dann hat er fünfzehntausend Mark, Jeppel sagt dreißigtausend, für die Anbahnung von Beziehungen mit der Gemeinschaft der Brüder bekommen. Für Anbahnung von Beziehungen! Anbahnung von Beziehungen ist überhaupt der einzig lukrative Beruf, scheint mir. Jeschek verlangte dann weiter fünfundsiebzigtausend Mark Provision in einem Brief. Den Brief hat er nicht mehr. Im übrigen erinnert er sich nicht mehr. Das ist Jeschek. Er wird nicht vereidigt. Viele sehr feine Leute werden nicht vereidigt in diesem Prozeß.

Eine weitere Figur ist Claußen. Claußen, blond, mädchenhaft, zart, aus Husum, der von einem gescheiten, ganz zu Unrecht angegriffenen Anwalt zum Verwalter der großen amerikanischen Anleihe für die Vereinigten Wohlfahrtsinstitute Deutschlands eingesetzt wurde. Dieses Jungchen verfügte über die Millionen der Armen. Als der Konzern zusammenbrach, ging er umher von Redaktion zu Redaktion und informierte, daß er unschuldig sei. Man erfährt nun, wie unvorsichtig das war. Hunderttausend Mark gingen an ein Wohlfahrtsinstitut. Bei der Bank wurden zu diesem Zweck einhundertzehntausend abgehoben. Wo blieben die zehntausend? Der feine Claußen zuckt die Achseln. Der Bankchef wird vor Gericht zitiert: „Auf wen lautete der Scheck?" „Zehntausend Mark an Claußen", liest der Bankier vor. Claußen weiß nichts zu sagen. Aber was kommt es noch auf diese zehntausend Mark an aus dem Geld der armen Leute? Dieser Claußen hat fünfzigtausend Mark zur Gründung einer Baustoffgesellschaft bekommen und kurz darauf siebzigtausend Mark als Zuschuß zur Gründung dieser Baustoffgesellschaft. Dazu ist er gern im Flugzeug gefahren, hat ein paar hundert Mark Tagesspesen gemacht.

Dieser Claußen beteiligte sich am Korruptionsbetrieb der Deutsch-Evangelischen Heimstättengesellschaft. Er gab sechsundzwanzigtausend Mark Schweigegeld an den Buchhalter Klarholz, der eine halbe Million Bauspargelder unterschlagen hatte und, bezeichnend genug, entlassen, aber nicht angezeigt wurde. Klarholz wollte nämlich ein Korrespondenzbureau gründen, dessen einziges Aktivum seine intime Kenntnis der Devaheim-Sensationen war. Von Claußen wird ein manuskriptähnlicher Brief verlesen, der von den Verfehlungen Pastor Cremers spricht, Drohungen mit Enthüllungen enthält und auf Geld-

forderungen hinausläuft: Neues Geld für seine Baustoffgesellschaft, fünfzehn- bis zwanzigtausend Mark für ein Magazin, das den Zweck haben sollte, üble Gerüchte über Devaheim zu bekämpfen. Zu diesem Zweck wird auch der ‚Täglichen Rundschau' Geld zugesagt, an mehrere Journalisten und den ‚Industrie-Kourier' viele Tausende gegeben. Begegnungen bei Schwannecke finden zu diesem Zwecke statt.

Die Sklareks haben mit gutem Leben bestochen. Es war alles amüsant und besprechenswert, verwickelt war zwar Jud und Christ, aber immerhin meistens Marxist, möchte man reimen. Grund genug, um einen Höllenpfuhl zu sehen.

Hier stehen Corpsstudenten, Pastoren, feine Leute, bestimmt keine Marxisten. Sie haben keine lauten Feste gegeben, keine Saufkumpaneien, keinen Kaviar gegessen und keinen Sekt getrunken, wenigstens nicht öffentlich, keine Rennpferde sondern höchstens Autos besessen. Wo die Beamten bei den Sklareks sich mit einem guten Anzug und einem Bettvorleger begnügt haben, haben diese hier Zehntausende genommen, was man jetzt Provision nennt. Sie sind nicht luxuriös gewesen, keine lauten Parvenüs. Sie haben nur still, fein und vornehm und mit viel Ethik das wenige Geld der vielen kleinen Leute in vieles Geld der wenigen umgewechselt.

Hintergründe des Flick-Geschäfts

von Bernhard Citron

Am Abend des 20. Juni wurde folgende amtliche Erklärung ausgegeben:

Zu den Pressemeldungen über Finanztransaktionen bei Gelsenkirchen bzw. den Vereinigten Stahlwerken erfahren wir von zuständiger Stelle, daß es sich hierbei lediglich um private Banktransaktionen handelt.

Die Behauptung, daß der Verkauf von 110 Millionen Gelsenkirchen Aktien zum Kurse von neunzig eine private Transaktion der Dresdner Bank darstellt, war so unsinnig, daß die gesamte Öffentlichkeit dringend eine wirkliche Aufklärung verlangte. Die Dresdner Bank, deren Aktienkapital sich zu achtzig Prozent im Besitz des Reiches befindet, kann, darf und will ein so gewaltiges Geschäft nicht ohne ausdrückliche Zustimmung des Reiches vornehmen. Es war überdies von vornherein selbstverständlich, daß die Dresdner Bank nur das ausführende Organ der Regierung gewesen sein konnte. Vierundzwanzig Stunden später sah man in der Wilhelm-Straße auch bereits ein, daß man sich mit der ersten Erklärung tödlich blamiert hatte, und veröffentlichte ein zweites Communiqué folgenden Inhalts:

Bei den Transaktionen betreffend Gelsenkirchen handelt es sich um ein Geschäft, das von dem früheren Reichsfinanzminister Dietrich persönlich im Laufe dieses Frühjahrs vorbereitet und durch einen von ihm am 31. Mai 1932 für das Reich unterzeichneten Vertrag zum Abschluß gebracht worden ist. Die neue Regierung hat dieses Abkommen vorgefunden. Anlaß, die Rechtsgültigkeit zu bezweifeln, besteht nicht.

Da am 30. Mai die Gesamtdemission des Kabinetts Brüning erfolgte, müßte also nach dem Wortlaut dieses Communiques der bereits zurückgetretene Finanzminister noch rasch die Gelsenkirchen-Transaktion unter Dach und Fach gebracht haben. Der Vorwurf schlimmster Korruption — vergleichbar nur noch einem ähnlichen Vorgang aus dem französischen Oustric-Skandal — ist hier gegen einen frühern Reichsminister in versteckter Form erhoben worden. Tatsächlich sind aber die Verhandlungen mit der Gruppe Flick über das Gelsenkirchen-Geschäft den ordentlichen Instanzenweg gegangen. Die Unterzeichnung ist bereits am 6. Mai erfolgt, nachdem Reichskanzler Brüning und Reichswirtschaftsminister Warmbold ihre Zustimmung gegeben hatten. Wenn aber Professor Warmbold doch ein grundsätzlicher Gegner des Flick-Projekts gewesen sein sollte und sogar deshalb demissioniert hätte, weil er mit seiner Ansicht nicht durchdringen konnte, dann kann von einem eigenmächtigen oder ungesetzlichen Verhalten des Reichsfinanzministers nicht die Rede sein.

Woher stammt denn das ominöse Datum vom 31. Mai? An diesem Tage ist als Vertragspartner an Stelle der Dresdner Bank das Bankhaus Hardy & Co. eingesetzt worden. Für die Beurteilung des ganzen Geschäfts ist diese Tatsache belanglos, denn Hardy & Co. ist eine Kommandite der Dresdner Bank, beide Institute sind durch die Person des Herrn Andreae eng miteinander verbunden. Aber die Dresdner Bank hat als Aktiengesellschaft eine weitgehende Publikationspflicht, während Hardy als G. m. b. H. keine Bilanzen zu veröffentlichen braucht. Sollte dies der Grund für die Vertragsänderung vom 31. Mai gewesen sein? Wir haben ausdrücklich festgestellt, daß Dietrich im Rahmen der bisherigen — und zweifellos auch der gegenwärtigen — Regierungspolitik korrekt verfahren ist; daß diese Politik aber die richtige ist, können wir beim besten Willen nicht behaupten. Wir wollen versuchen, die Motive aufzuzeigen, die dem Gelsenkirchen-Geschäft zugrunde lagen. Vor allem spricht man wieder einmal von der Wahrung nationaler Interessen. Es gibt nationale Interessen der Landwirtschaft, der Banken und der Schwerindustrie; gibt es eigentlich auch nationale Interessen der Steuerzahler, die doch die Stützungen und Subventionen zu finanzieren haben? Die französische Schwerindustrie stand im Begriff — so heißt es — die Majorität von Gelsenkirchen und damit die Schlüsselstellung zum Stahlverein in ihre Hand zu bringen. Die Franzosen sollten bereits ein festes Angebot gemacht haben, als die Reichsregierung von der „Überfremdungsgefahr" in Kenntnis gesetzt wurde. Das Reich zahlt neunzig Prozent für das Paket, die französischen Interessenten sollen angeblich noch mehr geboten haben, obwohl der damalige inoffizielle Börsenkurs etwa zwanzig Prozent betrug. Also die Franzosen waren bereit, den fünffachen Börsenwert für jenes Aktienpaket zu erlegen. Merkwürdigerweise ist dieses wahrlich großzügige Angebot gemacht worden, ohne daß die Käufer eine genaue Prüfung der Finanzverhältnisse bei Gelsenkirchen vorgenommen haben, ja ohne daß überhaupt direkte Verhandlungen zwischen den deutschen und französischen Montanindustriellen stattfanden. Die Fäden

liefen über Holland. Bekanntlich hat der Flick-Konzern nahe Verbindungen zu dem amsterdamer Bankhause Rhodius Koenigs, und auch eine Firma minderen Rufes dürfte sich um die Transaktion bemüht haben. Aber diese Häuser verfügen nicht über so innige Beziehungen zur französischen Schwerindustrie, daß ihre Vermittlung genügt, um das gigantische Geschäft zum Abschluß zu bringen. Etwas andres wäre es, wenn Doktor Fritz Mannheimer, Teilhaber der angesehensten und vielleicht auch kapitalstärksten deutschen Bank, die Wege nach Frankreich ebnete. Da das Haus Mendelssohn an der größten französischen Bank, dem Crédit Lyonnais, interessiert ist, könnte man durch diesen Mittelsmann viel erreichen. Wenn man also erklären läßt, Doktor Mannheimer habe das Geschäft vermittelt, so wird man tatsächlich den Glauben erwecken, daß die französische Schwerindustrie zur Übernahme des Gelsenkirchen-Pakets bereit war. Diese Berechnung ist klug erdacht, sie enthält nur einen kleinen Fehler, nämlich den, daß Herr Mannheimer mit der Angelegenheit gar nichts zu tun hatte und sich auch durchaus nicht bereit fand, die unrichtige Behauptung ohne Widerspruch hinzunehmen. Übrigens ist auch den amtlichen französischen Stellen die ganze Transaktion, die zweifellos nicht ohne ihr Wissen eingeleitet worden wäre, vollkommen unbekannt. Die angeblichen Verhandlungen mit den Franzosen, die dann zu der Aktion des Reiches führten, sollen im Februar stattgefunden haben. Merkwürdigerweise hat aber bereits im November 1931 eine bestimmte Gruppe des Stahlvereins, die sich auch bei dem Abschluß des Vertrages mit dem Reich besonders hervorgetan hat, die Version verbreiten lassen, daß die Franzosen sich für den Stahlverein interessieren. Der Name Mannheimer wurde von dieser Seite schon damals genannt. Zugegeben sei, daß die imaginären Franzosen ihre Schuldigkeit getan haben; das Ziel war, auf diesem Wege die Regierung zu ködern — dieses Ziel ist erreicht worden. Es soll aber noch ein andres wichtiges nationales Interesse auf dem Spiele stehen, das ohne Eingreifen des Reiches gefährdet sein würde. Diese Dinge werden aber so geheimnisvoll behandelt, daß wir uns bei Erwähnung der „Überfremdungsgefahr Nummer 2" an das Schweigegebot halten müssen.

Neben den nationalen Interessen dürfte für das Kabinett Brüning die Lage der Banken beim Abschluß des Geschäftes ausschlaggebend gewesen sein. Als die Besprechungen mit der Flick-Gruppe im März dieses Jahres eingeleitet wurden, war grade die Bankensanierung unter Dach und Fach gebracht. Die Reichsregierung hatte es zuletzt sehr eilig gehabt. Ein Großbankleiter berichtete damals, daß man ihm nur sechs Tage Zeit für die Aufstellung seiner Bilanz und die Anmeldung eines etwaigen Hilfgesuchs an das Reich gelassen habe. Es kam der Regierung darauf an, den Unruheherd, den die unbereinigten Banken bildeten, möglichst rasch zu beseitigen. Man war daher gezwungen, etwas summarisch zu verfahren. Man konnte nicht jeden der großen Debitoren auf Herz und Nieren prüfen. Dabei mußte das Reich, um die Bankensanierung nicht aufs Neue zu gefährden, auch den Flick-Konzern stützen. So erklärt es sich, daß ein Teil des Erlöses aus der

Gelsenkirchen-Transaktion für die Abdeckung von Verpflichtungen bei der Dresdner Bank Verwendung findet.

Ein andrer Teil der Kaufsumme kommt der Gelsenkirchen Bergwerks AG. zugute. Vollkommen unerfindlich ist es, warum Flick genötigt ist, einen Teil seines Erlöses dem Unternehmen zu überlassen, von dem er sich grade infolge dieser Transaktion trennt. Es gibt hierfür nur eine Erklärung, daß nämlich Flick auch an Gelsenkirchen verschuldet ist und seine dortigen Verpflichtungen nunmehr abdecken soll. Der Flick-Konzern, der seinen verhältnismäßig gesunden Unterbau während der Inflationszeit erhielt, ist in den letzten Jahren zu schwindelnder Höhe aufgestiegen. Er mußte zu diesem Zwecke Verpflichtungen eingehen bei Banken, ausländischen Gesellschaften und anscheinend auch bei den Industriegesellschaften, die er kontrollierte. Wo aber sind eigentlich jene Verbindlichkeiten, die ihm den Konzernaufbau ermöglichten, verbucht? Die Charlottenhütte wies in ihrer Bilanz 1930 (1931 liegt noch nicht vor) nur 17,4 Millionen Mark langfristige Verpflichtungen aus; auch die Bilanzen der Mitteldeutschen Stahlwerke und der Maximilianshütte, die zum engern Konzern der Charlottenhütte gehören, lassen keine weitern Aufschlüsse zu. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß jene großen Verpflichtungen, die heute die Reorganisation des Konzerns und das Eingreifen des Reiches erforderlich machen, bei irgend einer Finanzierungsgesellschaft liegen, von deren Existenz man allenfalls eine dunkle Vorstellung hat, ohne auch nur die geringsten Anhaltspunkte für die Geschäftsführung zu besitzen.

*

Vor sieben Monaten haben wir uns bereits bemüht, die „Risse im Stahlverein" aufzuzeigen, von denen jetzt die gesamte Öffentlichkeit spricht. Wir knüpften an unsre Analyse die Bemerkung:

> In dieser Situation hat das Reich das Recht und die Pflicht, einzugreifen und nicht erst abzuwarten, bis es um finanzielle Hilfe angegangen wird. Wenn die gegenwärtigen Machthaber des Stahlvereins nicht mehr in der Lage sein sollten, die Kapazität bis zu den produktions- und absatztechnisch bedingten Grenzen durchzuführen, dann muß noch vor einer etwaigen „Sozialisierung der Verluste" das Reich über jene für Deutschlands Wirtschaft unentbehrlichen Betriebe selbst die Kontrolle ausüben.

Gewiß, das Reich besitzt jetzt die Kontrolle über einen großen Teil der Montanindustrie — aber der Preis, der hierfür bezahlt wird, ist teurer, als dies durch den Kurs des Gelsenkirchen-Pakets zum Ausdruck kommt. Die unvollendete Bankensanierung zwingt das Reich zur Stützung der großen Bankschuldner, das Geschäft mit dem Flick-Konzern verpflichtet die Regierung, für die Konsolidierung der gesamten Montanindustrie Sorge zu tragen. So ist das deutsche Volk heute auf Gedeih und Verderb verbunden — nicht nur mit der Wirtschaft, sondern auch mit den Großaktionären, denen das Reich eine kostenlose Rückversicherung bietet.

Wochenschau des Rückschritts

— Reichskanzler von Papen sagte von Lausanne aus zu allen deutschen Rundfunkhörern, es sei unmöglich, in dieser Zeit Deutschland zu führen und dabei Bewegungen gegenüber fremd zu bleiben, die instinktmäßig und willensmäßig den Lebenswillen Deutschlands verkörpern.

— Der nationalsozialistische Oberst Hierl sprach im Rundfunk auf der Deutschen Welle für die Einführung der Arbeitsdienstpflicht. Zu gleicher Zeit wird bekannt, daß er vom Reichsarbeitsministerium als Reichskommissar für den Arbeitsdienst in Aussicht genommen ist. Ein Rundfunkvortrag des sozialistischen Nationalökonomen Professor August Müller über das Flick-Geschäft wurde im letzten Augenblick verboten.

— Im Reichsinnenministerium wurden die republikanischen Beamten Bredow, Haentzschel und Menzel aus ihren leitenden Stellungen entfernt, um reaktionär gesinnten Platz zu machen.

— Wilhelm II. verhandelt mit den Nationalsozialisten über seine Rückkehr nach Deutschland. Der Kaufpreis soll dreihunderttausend Mark und die Abgabe einiger Schlösser als Erholungsstätten für die SA. betragen.

— Nach der letzten Goebbels-Versammlung im berliner Sportpalast marschierten geschlossene Nazitrupps bis weit in die Bannmeile hinein. Ein vom Publikum darauf hingewiesener Polizeioffizier nahm keine Notiz davon.

— Infolge der Überfälle nationalsozialistischer Studenten auf kommunistische und sozialdemokratische Studenten mußte die Universität in Frankfurt a. M. zeitweise geschlossen werden.

— Die Angeklagten im Peykar-Prozeß, der wegen angeblicher Beleidigung des Perserschahs geführt wird, haben die Vorladung zur Berufungsverhandlung erhalten, obwohl der Richter der ersten Instanz die Hoffnung ausgesprochen hat, daß dieser Unfug nun endgültig erledigt sein werde.

— Das Schöffengericht Schöneberg verurteilte drei wegen unbefugten Waffenbesitzes angeklagte Nazis nur wegen „Übertretung der Bestimmungen über die Ablieferung von Waffen" zu Geldstrafen von fünfzehn bis fünfundfünfzig Mark, da es den Angaben der Beschuldigten Glauben schenkte, sie hätten die Waffen nur aus Sammlerehrgeiz zusammengetragen.

— Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg hat Zarnows „Gefesselte Justiz" und R. Hoffmanns „Der Fall Hörsing-Haas" freigegeben. Die Überschrift zu dieser Meldung lautete im ‚Angriff': „Es tagt in Preußen". Ebenso ist das polizeilich verbotene „Kochbuch für Giftgase" von Doktor Hugo Stoltzenberg durch Urteil des hamburger Gerichts freigegeben worden.

— Der Biograph-Film hat Albert Bassermann für die Rolle des Blücher in „Marschall Vorwärts" verpflichtet. Die Emelka plant einen Film mit dem Titel „1870". Der erste Hitlerfilm, 650 Meter lang, ist fertiggestellt und von der Zensur auch für Jugendliche von 14 Jahren an aufwärts freigegeben worden.

*

Wochenschau des Fortschritts

— In New York haben die sozialistischen Arbeiterorganisationen eine Rundfunkgesellschaft gegründet. Ihr neuer 25-Kilowattsender bringt fast ausschließlich sozialistische Sendungen und räumt auch den Negerarbeitern regelmäßig Vortragsstunden ein.

Bemerkungen

Bravo, Prag!

Nein, die Kulturqualitäten eines Volkes stehen in gar keinem Verhältnis zu seiner Größe und seinen sogenannten historischen Taten und noch weniger zu dem Aufwand an Reklame, mit dem es die Welt glauben machen will, daß sie nur an seinem Wesen genesen könne. Aus der stillen Tschechoslowakei kommt die Nachricht, daß ihre Regierung es unternommen hat, den Abtreibungsparagraphen mit der Humanität in Einklang zu bringen. Der Gesetzentwurf, den sie ihrem Parlament vorgelegt hat, erkennt uneingeschränkt die soziale und die eugenische Indikation als strafausschließend an, gleichzeitig setzt er aber auch für die Fälle, wo die Abtreibung nach wie vor verboten bleibt, das Strafmaß stark herab. Und der tschechische Justizminister hat auch nicht vergessen, in den Entwurf jenen Punkt aufzunehmen, durch den das schöne Gesetz für diejenigen, die es in erster Linie angehen soll, für die Armen erst praktischen Wert bekommt: Wer die Operation nicht bezahlen kann, hat ein Recht, sie vom Staat umsonst zu fordern!

Der entscheidende Punkt 2 des in seiner Unzweideutigkeit, Klarheit und Gemeinverständlichkeit klassischen Entwurfes lautet: „Nicht strafbar ist die Abtreibung, wenn sie mit Einwilligung der Schwangeren von einem Arzt vorgenommen wird und wenn sie erfolgt a) um von der Schwangeren die Gefahr des Todes oder einer schweren Gesundheitsschädigung fernzuhalten; b) wenn es sich um ein Mädchen unter 16 Jahren handelt, das unter Anwendung von Gewalt befruchtet wurde; c) wenn es unzweifelhaft feststeht, daß das Kind geistig oder körperlich schwer belastet wäre; d) wenn die Schwangere die Leibesfrucht nicht austragen oder nach der Geburt die Ernährungspflicht gegenüber dem Kinde nicht erfüllen kann ohne Bedrohung der eignen Existenz oder der Existenz einer Person, die sie nach dem Gesetz zu ernähren hat und ihr ebenso nahesteht wie das Kind."

Punkt 3 lautet: „Vermögenslose Schwangere haben einen Anspruch darauf, daß in den im Punkt 2 angeführten Fällen die Fruchtabtreibung an ihnen in einer öffentlichen Heilanstalt unentgeltlich oder gegen Ersatz eines Teiles der Kosten vorgenommen werde."

Wohlgemerkt: Es wird der Anspruch der armen Schwangeren auf die kostenlose Ausführung der Abtreibung festgelegt, so als ob es sich um irgend eine Krankheit handelte, die eine Operation erfordert. Eine, wie man in Deutschland so schön sagt, Muß-Vorschrift, und nicht eine von der Willkür irgendjemandes abhängige Kann-Vorschrift. Die Schwangere muß sich nicht erst das Geld zusammenbetteln, muß nicht jemand suchen, der es „billig" macht, muß nicht erst Monate voll Kummer und Angst vorübergehen lassen.

Bravo, Prag!

Verboten und strafbar bleibt weiter jede Abtreibung, für die keiner der in Punkt 2 aufgezählten Umstände vorliegt. Die Strafe wurde aber für die Schwangere selbst auf strengen Arrest von einem bis sechs Monaten und für denjenigen, der sie durchgeführt oder Beihilfe geleistet hat, auf Kerker von sechs bis zwölf Monaten herabgesetzt. Auf gewerbsmäßige Abtreiberei steht eine Strafe von einem bis zu fünf Jahren schweren Kerkers.

Das Gesetz wird im Parlament voraussichtlich ohne wesentliche Änderung durchgehen. Es kann auch den Kommunisten radikal genug sein. Wichtig wird noch sein, wie die Durchführungsverordnung im einzelnen die Feststellung der sozialen und der eugenischen Notwendigkeit des Eingriffes regelt. Aber man darf annehmen, daß der Minister, der den Gesetzentwurf spontan, ohne besondern Druck von unten, vor

das Parlament gebracht hat, für die sinngemäße Durchführung des Gesetzes sorgen wird. Auch auf den humanen und fortschrittlichen Geist der Ärzteschaft in der Tschechoslowakei kann man sich verlassen.

Der Gesetzentwurf ist eine soziale Tat, aber er ist auch ein Ausdruck der pazifistischen Gesinnung des tschechischen Volkes. Daß das Volk möglichst viel Kinder zeuge und daß die, die einmal gezeugt sind, auch ausgetragen und zur Welt gebracht werden, war immer eine gemeinsame Forderung des Kapitalismus, der Kirche und der Generalität. Im alten Oesterreich sagte man, wenn eine Frau die Geburt eines Sohnes anzeigte: Ja, der Kaiser braucht Soldaten... Den Kaiser hat seither der brave Soldat Schwejk abgesetzt, gründlich abgesetzt. In Schwejks Republik aber sollen Kinder nur zum Leben und nicht für den Schützengraben zur Welt gebracht werden.

Bruno Heilig

Ein sozialistisches Aktionsprogramm

Auf dem deutschen Arbeitsmarkt sieht es ganz katastrophal aus. Vom 1. bis 15. Juni hat die Zahl der Arbeitslosen nur noch um 14 000 abgenommen, während die Abnahme in der gleichen Zeit des Vorjahres noch etwa 50 000 betrug. Von Mitte März bis Mitte Juni stellte sich die Abnahme in diesem Jahre auf 565 000 gegenüber 922 000 im vergangenen Jahre, und so ist heute schon die Arbeitslosigkeit um mehr als 1,5 Million höher als 1931. Auch international verschärft sich die Lage auf den Arbeitsmärkten ständig; das zeigen die Nachrichten aus den Vereinigten Staaten, aus Frankreich und Italien. Die Unfähigkeit des Kapitalismus, die in der Industrie zusammengeballten Menschenmassen auch nur zu ernähren, zeigt sich in dieser Krise mit aller Deutlichkeit. So ist es klar, daß der Ruf nicht nur nach Reform sondern nach einer Umgestaltung der kapitalistischen Produktionsweise immer dringender wird.

Der ‚Vorwärts' veröffentlicht ein Rettungsprogramm der Gewerkschaften unter dem Titel: „Umbau der Wirtschaft". In diesem Programm soll nicht nur versucht werden, Maßnahmen zur Linderung der heutigen Krise zu treffen, sondern es sollen damit gleichzeitig die Voraussetzungen für den Umbau der kapitalistischen Produktionsweise überhaupt geschaffen werden. Daher fordert das Programm unter anderm neben der Stärkung der Massenkaufkraft, neben der Verkürzung der Arbeitszeit, neben der Erweiterung der öffentlichen Arbeiten grade in der Krise die Verstaatlichung der Schlüsselindustrien, also des Bergbaus, der

Eisenindustrie, der chemischen und der Elektrizitätswirtschaft.

Wenn man das ‚Vorwärts'-Programm näher analysiert, so hat es in vielen Punkten eine starke Ähnlichkeit mit den Sozialisierungsprojekten, die im unmittelbaren Anschluß an die November-Revolution von 1918 auftauchten. Damals soll — se non è vero, è ben trovato — ein Telephongespräch zwischen Hilferding und Rosa Luxemburg stattgefunden haben. Hilferding fragte Rosa Luxemburg, ob sie sich an den Debatten der Sozialisierungskommission beteiligen wolle. Rosa Luxemburg erwiderte: „Jawohl, aber erst nach der Revolution."

Das Sozialisierungsprogramm des ‚Vorwärts' ist gut und schön. Aber wie soll es durchgeführt werden? Wie soll es durchgeführt werden in einer Zeit, wo die Konterrevolution im Vormarsch ist, in der gleichen Zeit, wo die Sozialdemokratie und die Spitzenführung der Gewerkschaften noch vor kurzem die Notverordnung Brünings tolerierten, weil sie die Kräfte der Arbeiterklasse für zu gering hielten, als daß sie erfolgreich hätte Sturm laufen können gegen diese Notverordnung. Das Sozialisierungsprogramm des ‚Vorwärts' ist also kein Programm, das direkt verwirklicht werden kann — und es ist wahrscheinlich auch von seinen Urhebern nicht einmal als solches aufgefaßt worden — sondern es sollte wohl vielmehr zeigen, was für weitere Ziele die Sozialdemokratie und die Spitzenführung der Gewerkschaften haben.

Aber: um sich auch für eine spätere Zeit derartige Ziele zu setzen, muß die Aktionskraft der Arbeiterschaft wiederhergestellt werden, müssen daher Forderungen aufgestellt werden, die schon jetzt, die heute verwirklicht werden können; Forderungen, für die die Arbeiter bereit sind zu kämpfen.

Das Programm hat solche Forderungen, wie zum Beispiel die Arbeitszeitverkürzung. Aber es vermag doch an diesem Punkte nicht zu befriedigen. Warum? Wenn von der Papenregierung die Sozialpolitik in solch riesenhaftem Umfange abgebaut wird, wenn von dem Monopolkapital die gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit strikt abgelehnt wird, so wird dies fast immer mit der ungeheuren Finanzmisere begründet. In der gleichen Zeit werden hundert und immer neue hundert Millionen für die bankrotten Junkerbetriebe im Osten aufgewandt. Notwendig wäre es für ein sozialistisches Aktionsprogramm, auf der einen Seite zu zeigen, daß selbst in dieser Krise Milliarden vorhanden sind, um Betriebe, die sogar nach kapitalistischen Gesichtspunkten faul und krank sind, weiter zu erhalten. Ein sozialistisches Aktionsprogramm muß verlangen, daß diese Milliarden dazu benutzt werden, um die Sozialpolitik, vor allem die Arbeitslosenversicherung, in der bisherigen Höhe weiter zu erhalten, um die Arbeitszeit bei gleichem Lohn gesetzlich zu verkürzen und auf diese Weise eine beträchtliche Zahl von Arbeitslosen wieder in die Betriebe zu bringen. Ein derartiges Programm würde den großen Massen Ziele zeigen, für die sie schon heute bereit sind zu kämpfen. Ein solches Programm würde die Aktionskraft der Arbeiterparteien auch insoweit steigern, als es ihnen helfen würde, die Nazis weit mehr als bisher zu entlarven. Denn die müßten sich ja bei ihrer engen Verbundenheit mit der heutigen Regierung für alle Subventionspläne gegen die Verkürzung der Arbeitszeit, gegen die Erhaltung der Sozialpolitik erklären.

Ein Sozialisierungsprogramm allein, eine wenn auch detaillierte Forderung nach dem Umbau der Wirtschaft allein, das genügt heute nicht. Für die Sozialisierung sind die breiten Massen heute noch ebenso wenig in den Kampf zu führen wie beispielsweise für die Diktatur des Proletariats.

Aber: sie sind in den Kampf zu führen für ein sozialistisches Aktionsprogramm, das ihnen an ganz konkreten Dingen zeigt, wie Hunderte von Millionen, die ihnen

helfen, die die Not der Arbeitslosen mildern, Hunderttausende wieder in die Produktion einführen könnten, wie diese Hunderte von Millionen zur Rettung bankrotter kapitalistischer Unternehmungen verwandt werden. Und wenn man für ein solches sozialistisches Aktionsprogramm erst einmal die Massen in den Kampf geführt hat, dann werden wesentliche Voraussetzungen geschaffen sein, daß sie nicht stehen bleiben sondern weiter kämpfen für die Sozialisierung, für den Umbau der Wirtschaft, den die freien Gewerkschaften in ihrem Programm verlangen.

Thomas Tarn

Exakter Nachweis

Einer englischen Gruppe von Aufklärern, unter wissenschaftlicher Führung, ist es geglückt, im Versuchswege den Nachweis zu erbringen, daß es nicht, wie Zauberer und Abergläubige noch immer behaupten, möglich sei, aus einem Ziegenbock einen Jüngling zu machen. Das überzeugende Experiment fand, unter Beobachtung aller von der Magie vorgeschriebenen Riten, auf dem Brocken statt. Sein Mißlingen gelang. Der Ziegenbock, obschon ihm als gezwungenem Teilnehmer an solchem Versuch dies niemand hätte verargen können, fuhr nicht aus seiner Haut. Hoffentlich sehen wir den Vorgang in der Wochenschau.

Leute, die auf dem Brocken dabei waren und genau zugeschaut haben, wie der Bock sich nicht verwandelte, erzählen, es sei den Experimentatoren doch ein wenig schwummerig bei der Sache gewesen, sie hätten im entscheidenden Augenblick einige nervöse Furcht verraten, daß das unwissende Tier sich am Ende doch der Vernunft widerspenstig und der Magie spenstig zeigen könnte, und erleichtert aufgeatmet, als ihr Zutrauen in die Naturgesetze, per negationem, recht behielt.

Immerhin eröffnet das Brocken-Experiment den realistisch eingestellten Wissenschaftlern ein neues, weites Feld. Eine Fülle lohnender Aufgaben winkt ihnen, wenn sie sich nicht mehr nur mit dem, was ist, sondern auch mit dem, was nicht ist, beschäftigen und dafür, daß es nicht ist, auf dem Versuchswege die Beweise erbringen werden. Die kühnste Phantasie kann den Umfang des Gebiets, das sich da der Experimentier-Lust erschließt, nicht vorstellen, denn wenn schon die Zahl der Richtigkeiten, die sich beweisen lassen, unendlich ist, um wieviel unendlicher, sozusagen, ist erst die der Unrichtigkeiten, die sich als solche auch beweisen lassen, in welcher erdrückenden Majorität befindet sich das, was nicht zutrifft, gegenüber dem, was zutrifft. Zwei und zwei macht vier; schön... aber was ist das gegen die grenzenlose Mannigfaltigkeit dessen, was zwei und zwei alles nicht macht?!

In diesem Zusammenhang möchte ich die interessanten Versuche erwähnen, die angestellt werden, um gewisse Sprichwörter auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen. So gelang es kürzlich einem Forscher, durch fortgesetzte genaue Beobachtung zweier

Krähen, auf empirischem Wege ganz einwandfrei festzustellen, daß eine Krähe der andern nicht die Augen aushackt.

Was übrigens die Verwandlung eines Ziegenbocks in einen Jüngling betrifft, so wäre zu bemerken, daß dieser Versuch, umgekehrt gemacht, sehr oft glückt. Ich selbst war schon wiederholt Zeuge, wie ein Jüngling sich in einen Ziegenbock verwandelte. Es bedurfte hierbei als Hilfsperson, zum Gelingen des Experiments, nicht einmal einer reinen Jungfrau.

Alfred Polgar

Süß ists und ehrenvoll . . .

Einige Tage vor Aufhebung des SA-Verbots konnten es ein paar forsche Jungmannen nicht mehr aushalten und inszenierten im Grunewald einen kleinen Vor- und Privatpogrom. Die Opfer waren zwei Herren, die beim Verlassen des Restaurants Waldpark unter dem rhythmisch vorgetragenen Leitgesang „Schlagt die Juden tot!" teils mit Fäusten, teils mit Fahrrädern verprügelt und verletzt wurden. Die Frau des einen Überfallenen alarmierte die Polizei, die denn auch den einen der Helden festnehmen konnte; das zweite Braunhemd entfleuchte. Kaum jedoch festgestellt, ward der Tapfere wieder entlassen: beide Opfer hatten „an einer Strafverfolgung kein Interesse".

Von recht prominenten jüdischen Männern konnte man am nächsten Tag die Meinung äußern hören, die zwei Mißhandelten hätten ganz recht daran getan; sie, die Prominenten, hätten im gleichen Fall ebenso gehandelt. Immer stieke. Oder, wie die klassische Oper es ausdrückt: Leise, leise, kein Geschrei. Lieber ein bißchen verprügelt, als beim offiziellen ersten Pogrom aufgehängt werden. Wenn man jetzt auf Rechtsmittel verzichtet, wird sich doch gewiß der Pogromleiter dankbar erinnern. Die Warenhäuser sollen es ja so ähnlich machen. Wenn wir die Nasen in den Sand stecken, merken es die Nazis bestimmt nicht, daß wir Juden sind ... So und ähnlich die Gedankengänge der jüdischen Leserschaft. Sie sind falsch.

Aber: es sind mitnichten die Gedanken der Opfer. Die sind nämlich leider gar keine Juden. Der Eine, Tierarzt Doktor Haukold, ist evangelisch, der Andre, Kaufmann Risch, ist katholisch. Taufen lassen kann sich jeder, aber die Namen — Namensänderung ist kostspielig und kommt erst in höhern Kreisen vor — die Namen sind unverdächtig und beweiskräftig. Vielleicht ist der Angreifer ein Jude — er heißt Böhm.

Die Aussichten, die dieser kleine Vorfall eröffnet, sind erquickend heiter. Das rassische Unterscheidungsvermögen der Nordlinge geht ja im Allgemeinen nicht über den augenfälligen Unterschied Weißer oder Neger heraus. Die gelbe Rasse verursacht bereits Schwierigkeiten. Juden sei die Zulegung einer südromanischen oder balkanischen Sprache und möglichst dito Passes anempfohlen. Für den SA-Mann ist das alles eins. Leider muß er die Ausländer ja schonen, um die neuerdings entdeckten internationalen Belange des Dritten Reiches nicht zu stören. Es dürfte sich die Anlegung eines deutlich sichtbar zu tragenden Ausländer-Schutzzeichens empfehlen. Sozusagen ein positiver Gelber Fleck.

Was aber geschieht mit den überzeugungstreuen Nationalsozialisten, die Wotan mit dem Fluch eines keltischen Types geschlagen hat und die ohne den Schutz der Exterritorialität dem heiligen Zorn der blonden Bestien preisgegeben sind? Nun, das Beispiel der Herren Haukold und Risch hat es gezeigt. Bis das neue Stahlbad ausbricht, dürfen sie und alle ihresgleichen für sich den Ruhm des stillen Heldentums in Anspruch nehmen. Für seine Überzeugung blutet man gerne, und auch der kleinste Märtyrer darf eines wohlgefälligen Blickes aus blauem — Verzeihung, braunem — Führerauge gewiß sein. Süß ists und ehrenhaft, für Hitler verprügelt zu werden!

Hans Glenk

Ein nüchterner Beurteiler

Der Gedanke, daß irgendwo, wenn es auch im Fernen Osten geschieht, Tausende und Abertausende junge Menschen wieder ihr Leben lassen oder zu Krüppeln werden müssen, ist für jeden Kulturmenschen ein Greuel. Dies vorausgeschickt, müssen wir aber nüchtern feststellen, daß wir Oesterreicher völlig außerstande sind, den Krieg zwischen Rußland und Japan irgendwie zu verhindern...

Für den nüchternen Beurteiler der Lage drängt sich aber die Frage auf, ob nicht Oesterreich, zumal es ganz außerstande ist, einen Krieg zu verhindern, nicht die Gelegenheit ergreifen sollte, seiner Wirtschaft und seinen Arbeitslosen Rettung zu bringen. Japan ist zweifellos in der Lage, sich von Frankreich, England, von den Vereinigten Staaten, von Deutschland, von Italien das nötige Kriegsmaterial, Waffen aller Art, Kanonen, Maschinengewehre, Munition und Flugzeuge zu verschaffen...

Was den moralischen Standpunkt aber anbelangt, so ist es, trotz der pazifistischen Grundstimmung unserer Bevölkerung, sicherlich ein verdienstvolles Werk Oesterreichs, mitzuhelfen, daß der große Unruheherd im Osten Europas aus dem politischen und Wirtschaftsleben unseres Weltteils verschwindet. Heute ist es noch gar nicht auszudenken, welch ungeheure Bedeutung es für die ganze Welt hätte, wenn es Japan gelingt, die Sowjets niederzuwerfen und Rußland von den Sowjets frei zu machen.

Der österreichische Staat als solcher würde überhaupt nicht in Mitleidenschaft gezogen werden. Es wäre lediglich Sache der Industrieunternehmungen, Aufgabe unsrer Wirtschaftsführer, aus eigner Initiative diesen Weg zur Rettung Oesterreichs zu betreten. Sie würden kein Risiko eingehen, sie könnten sicherlich sogar Vorausbezahlungen erhalten, und sie würden so Oesterreich mit einem Schlag aus der tiefsten Krise herausführen. Die vernünftige Arbeiterschaft Oesterreichs wird begeistert diese sich einzig bietende Gelegenheit einer Verdienstmöglichkeit ergreifen.

‚Neues Wiener Journal'
27. 5. 32

Die Krone der Referenzen

Der ‚Dortmunder Generalanzeiger' berichtet am 13. Juni über den Prozeß Schellersheim:

„Vors.: Frau Schori, gaben Sie denn jedem Menschen gleich Tausende?

Zeugin: Schellersheims zeigten mir ihre Visitenkarten mit dem Freiherrn und der siebenzackigen Krone darüber und da...

Vors.: fühlten Sie sich wohl sehr geehrt."

Wann jubelt der Deutsche?

Weiß der Kuckuck: Je tiefer die Räder der Geschütze im Staub einsanken, je höher der Dreck den Kanonieren um die Ohren spritzte, desto größer war der Jubel der Zuschauer.

‚Oder-Zeitung', 13. 6. 1932
„Das frankfurter Reiterturnier"

Ruhe, der König regiert!

Ich habe meinem Volke stets gesagt, daß ich auf einer hölzernen Pritsche ebenso gut schlafen kann wie auf einem Thron.

Exkönig Amanullah
in einem Interview

Liebe Weltbühne!

In unsrer Stadt gehen kurz nach der Aufhebung des SA.-Verbotes zwei Anhänger des Dritten Reiches stolz in ihren neuen Uniformen spazieren. Da sagt ein kleiner Junge und zeigt auf die besonders auffallenden breiten Armbinden der beiden: „Du, Mutti, sind die Männer blind". Darauf die Mutter: „Ja, mein Kind, sogar auf beiden Augen."

Antworten

Reichsverband der deutschen Presse. Im Devaheimprozeß erklärte Rechtsanwalt Herold am 23. Juni, es sei doch sonst üblich, daß die Zeitung ihren Mitarbeiter honoriere, und nicht umgekehrt. Zeuge Redakteur Dr. Spicker vom ‚Industrie-Kurier' erwiderte: „Da kennen Sie die Gepflogenheiten der Wirtschafts- und Tagespresse nicht, Herr Rechtsanwalt." Uns scheint, daß du als Berufsvertretung der deutschen Redakteure die Pflicht hast, mit allen Mitteln Herrn Spicker, der im Publikum als Redakteur angesehen wird, die Zunge zu lockern, damit er erklärt, welche Organe der „Wirtschafts- und Tagespresse" er gemeint hat.

Wilhelm II. in Doorn. Sie haben Ihr Telegramm an den Waffentag der deutschen Kavalleristen in Hannover mit „Imperator Rex" unterzeichnet. Geht Ihre Abmachung mit Hitler dahin, daß er Sie in seinem Dritten Reich zum Schattenkaiser ernennen soll? Wir dachten bisher, Sie hätten zugunsten Ihres ältesten Sohnes abdiziert, damit es in Deutschland wieder einen Monarchen mit der Parole „Morgen wieder lustik" gebe.

Für Carl v. Ossietzky. Als Endtermin der Einzeichnung in die Petitionslisten für Carl v. Ossietzky hat die Liga für Menschenrechte den 10. Juli festgesetzt. Wir bitten daher, die Listen, die auch einem Teil der Auflage dieser Nummer beiliegen, ausgefüllt bis zu diesem Tag an die Geschäftsstelle der Liga, Berlin N 24, Monbijouplatz 10, einzusenden.

Runkfunkautor. Längst war ein Zusammenschluß der Rundfunkmitarbeiter fällig; denn der einzelne war den unberechtigten Honorarsenkungen, den Zensurübergriffen und andern Mißständen gegenüber wehrlos. Andrerseits wird der Einfluß der, zumeist reaktionären, Verbände immer stärker, die von sich aus Programmvorschläge einreichen und auch gleich die Redner mitbringen. Hier möchte der neugegründete Verband freier Rundfunkautoren (Sekretariat: Klaus Neukrantz, Reinickendorf-Ost, Arosa-Allee 153) eingreifen, indem er auch seinerseits Programmvorschläge macht, geeignete Autoren benennt und Wünsche der Rundfunkleiter weitergibt. Näheres erfahren Sie in der am 1. Juli, 8 Uhr, im Oberen Saal der Städtischen Oper, Bismarckstraße, stattfindenden ersten Kundgebung: „Was fordern die Rundfunkautoren?" Es referieren u. a.: Arnheim, Burger, Franck, Franzen, Kuckhoff. Da in allen Sendebezirken Ortsgruppen geschaffen werden sollen, sind auch Anmeldungen von auswärts besonders erwünscht .

Intourist. Sie veranstalten in diesem Sommer Gesellschaftsreisen nach Rußland mit besonderen Besichtigungsprogrammen für Angehörige folgender Berufe: Ärzte, Pädagogen, Schriftsteller, Journalisten, Arbeiter und Studenten. Wer sich für diese Reisen interessiert, wende sich an Ihr berliner Bureau: Unter den Linden 62.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. Juli 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.